Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 5

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Polym.57(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112620-5

Kreisbibliothek Regensburg

8° Polym. 57/5

Real-Encyklopädie

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Fünfter Band.

J bis L.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen und engen Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch zu bemerken:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direct an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder 1/7tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Fünfter Band.
J bis L.

Fünfte Original-Auflage.
(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Kreisbibliothek Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien beſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt beſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Cenſur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Kritik und Antikritik über das Converſations-Lexicon.

I. Kritik deſſelben.

(Aus den Wiener Jahrbüchern der Literatur zwölfter Band, oder vierter von 1820.)

Es kann nicht der Zweck dieſer Anzeige ſein, in eine genauere Entwickelung eines Werks einzugehen, welches aus zehntauſend Artikeln beſteht. Vielmehr wird es genügen, durch eine Betrachtung im Allgemeinen die Pflicht der Anerkennung zu erfüllen, welche man einer ſo wichtigen Erſcheinung im Gebiete europäiſcher Literatur ſchuldig iſt. Ueber die Geſchichte ſeiner Entſtehung werden wir aus dem Vorberichte zum letzten Bande das Nöthige zur Kenntniß des Leſers bringen, in ſo weit dieſes die Vollendung der Anzeige erfordert.

Die Frage, ob ein Werk dieſer Art Zeitbedürfniß ſein könne, welche wohl anfangs von Einigen angeregt worden, iſt durch dieſe fünfte Ausgabe ſelbſt widerlegt: auch bei der größten Geſchicklichkeit des Buchhändlers in Verbreitung ſeines Verlags, welche hier allerdings in Erwägung zu ziehen kommt, iſt doch eine ſo ſehr ins Ungewöhnliche gehende Vervielfältigung des Converſations Lexicons, das nun ohne Einrechnung des Nachdrucks in 40,000 Exemplaren im Publico vorhanden iſt, nur durch ein wirklich beſtehendes Bedürfniß nach einem Buche ähnlicher Art denkbar. Wenn aber auch dieſe materielle Widerlegung eines unſtatthaften Einwurfs gegen die Unternehmung nicht ſo leicht aufzufinden wäre, ſo ſpricht die Sache ſchon an und für ſich klar genug, und die beiden Herausgeber haben es nicht verſäumt, hierüber das Nöthige zur Sprache zu bringen. Das geſellige Leben unſerer Tage hat einen Charakter angenommen, welchem gemäß dasjenige, was ſonſt den Kreis der Kenntniſſe ſo genannter gebildeter Zirkel ausmachte, nicht mehr genügt. Die Erfahrungen der Gegenwart zwingen, ſo zu ſagen, Jeden in die Vergangenheit zurück zu blicken, und beide einander vergleichend gegenüber zu ſtellen. Eine nicht oberflächliche Kenntniß der Geſchichte, der uns fremdeſten und entfernteſten, ſo wie der einheimiſchen und nächſten, und die auf ſolche Kenntniß begründeten Anſichten über Verfaſſungen, Volkscharakter und Regierungsverhältniſſe ſind gewöhnliche Gegenſtände des Geſprächs geworden. Die Wiſſenſchaften haben, zwar nicht zu ihrem Frommen, einen Charakter angenommen, der ſie in die kleinſten Eigenheiten des Lebens einzugehen verleitet, und damit auch das Mitſprechen der eigentlich nicht Eingeweihten veranlaßt. Insbeſondere hat ſich die Philoſophie faſt jedes Gegenſtandes und auch ſolcher Kenntniſſe bemächtigt, die ſonſt rein auf einfache Erfahrung geſtützt waren und dadurch hinlänglich geſichert ſchienen. Die Auffaſſung der ſchönen Kunſt jeder Art hat aufgehört von einem blos reinen Natur-

gefühle für das Schöne auszugeben, ſondern iſt entweder auf geläuterte Einſicht begründet, oder geht von einem dumpfen Bewußtſein beſtehender Regeln aus, in welches die Seelen der meiſten heutigen Kunſtfreunde, wie in eine Gattung Vorhölle unentwickelter Gefühle, durch das kritiſche Geſchrei von mehr als zwanzig Jahren gebannt worden. Für jeden Fall will man ſich Rechenſchaft von dem, was man empfindet oder zu empfinden glaubt, geben können, und ſucht nach den Gründen. Auch Chemie und Botanik, ja ſelbſt die Arzneiwiſſenſchaft ſind Gegenſtände der geſelligen Unterhaltung geworden, und wenn man auch die mathematiſchen Wiſſenſchaften ſcheuet und von der Phyſik nur die Experimente liebt, will man doch nicht darin ganz unerfahren ſcheinen. Geognoſtiſche Kenntniſſe vermeint faſt Jeder haben zu ſollen, ſo wie ſo Mancher von Kriegswiſſenſchaft mehr als Viele zu verſtehen glaubt, die vom Fache ſind, aber nur durch ein Mißverſtehen ihrer ſelbſt dahin gelangten. Ueber Religion endlich reden ſowohl diejenigen, welche nichts von ihr verſtehen, aber ſie zum Gegenſtande eines heftigen Streites gemacht haben, als jene, welche lieber nicht davon ſprächen, ſondern ſie nur in ihrem Herzen ſtille bewahrten; denn ſie werden von Gegnern aller Art dazu gezwungen. Im Ganzen iſt der Stand der Geſelligkeit unſerer Zeit als ein vielfach bewegter, in endloſen Streit zerſplitterter zu betrachten, der ſein eigentliches Leben nicht aus dem unverſiegbaren Schatze in Gott begründeter Gefühle, ſondern aus der Aufhäufung täglich profaner werdender Kenntniſſe zu erneuern ſucht, und ſich daher rein auf Erkenntniß begründen will. Ein Zuſtand der Verirrung, welcher nur aus der großen Ausbreitung mit rühmlichem Eifer gepflegter Wiſſenſchaften in begreiflicher Einſeitigkeit hervor ging, und obgleich ſchon den Keim ſeiner Auflöſung in ſich tragend, dennoch für jetzt ausgedehnt genug beſteht und beinahe die Kunſt Alles zu wiſſen von Jedem zu verlangen ſcheint. Bei ſolcher Lage der Dinge iſt ein Buch, in welchem man ſich über das Wiſſenswürdigſte Raths erholen kann, eine wahre Unentbehrlichkeit.

Ueber das Converſations-Lexicon, oder, wie das Buch jetzt heißt, die Real-Encyclopädie (welche ſich jene Aufgabe eines Berichts über das Wiſſenswürdigſte machte), iſt es nicht leicht mit größerer Anerkennung ihres Werthes zu urtheilen, als Herr Brockhaus in der Ankündigung dieſer fünften Ausgabe ſelbſt that. Er ſagt nämlich: „daß keine Nation ein Werk aufweiſen könne, welches dieſem in umſichtiger encyclopädiſcher Behandlung der wichtigſten Gegenſtände, die den gebildeten Menſchen auf dem jetzigen Standpuncte der Cultur anſprechen, in Reichthum, Mannigfaltigkeit und Umfaſſung der abgehandelten Gegenſtände, in Brauchbarkeit fürs Leben, in Intereſſe für beide Geſchlechter und alle Stände und Lebensverhältniſſe gleich komme." — Auf alle Fälle heißt dieß ungenirt vor Freunden geſprochen, und wenn auch ohne Anmaßung, doch wahrhaft unbedenklich. Wir geſtehen indeß gern, daß wir gleichfalls unbedenklich im Ganzen dieſem Urtheile beiſtimmen. Ein Werk, wie das vorliegende, wo über alle Zweige der Wiſſenſchaften, über die Kunſt in ihrer weiteſten Ausdehnung, über Geſchichte und die ihr verwandten oder untergeordneten Kenntniſſe in ihrem vollen Umfange, endlich über ſo viele Gegenſtände des geſellſchaftlichen Verkehrs, die keinem Einzelnen in ihrer Ausbreitung hinreichend bekannt ſein können, ein nicht zu ausführ-

licher, doch auf die Tiefe der Sache eindringender Bericht erſtattet wird, der gleichwohl alles gelehrten Anſehens entäußert, nur als einfache ſchlichte Darſtellung erſcheint, um für Jeden, der auf Bildung im Allgemeinen Anſpruch machen kann, brauchbar zu ſein und ihm die Stelle eines berathenden Freundes zu vertreten, ein ſolches Unternehmen darf ſich ausgezeichnetes Verdienſt beilegen. Wie manche Encyclopädien, hiſtoriſche Dictionnaires u. dergl. auch das Ausland aufzuweiſen hat, ein Werk dieſer Art wird nur in Deutſchland zu Stande kommen können; auch möchte es ſelbſt hier in ſolchem Umfange nur der Thätigkeit des Herrn Brockhaus zu vollenden möglich geworden ſein.

Je wärmer wir aber dieſe Verdienſte anerkennen, deſto mehr müſſen wir beklagen, daß die Herausgeber nicht dahin geſtrebt haben, in den Abtheilungen des Werks, welche Religion und Politik betreffen, daſſelbe rein von Parteilichkeit zu halten. Indem das Converſations-Lexicon eine allgemeine Encyclopädie zu ſein anſpricht, hat es nicht blos dies Wort auf die Verbreitung über alle Gegenſtände des Wiſſens zu beziehen, ſondern auch den Umfang ſeines Gebrauchs für jeden Gebildeten zu berückſichtigen. Es hätte daher nicht angriffsweiſe gegen die katholiſche Anſicht des Chriſtenthums auftreten, ſondern dieſe rein hiſtoriſch aufſtellen, und, wie man dies mit Recht verlangen kann, Alles, was katholiſchen Cultus u. dergl. betrifft, von Katholiken bearbeitet liefern ſollen, die natürlich darüber beſſere Rechenſchaft gegeben haben würden, als vielleicht etwa ein gelehrter, doch vom Eifer für ſeine Sache entzündeter Prediger, der überall Aberglauben oder gar Götzendienſt zu ſehen geneigt iſt. Dieſe feindſelige, dem Converſations-Lexicon nicht zuſtehende Geſinnung verbreitet ſich oft über die Referate von Gegenſtänden, die gar nicht in Berührung mit dem Katholicismus ſtehen, und ſucht ſich auf alle Weiſe, nicht zur Ehre des Werkes, Luft zu machen. So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, finden wir in dem Artikel Barbaresken bemerkt, daß dieſe ſchmählichen Raubſtaaten nach dem Muſter des Malteſer-Ordens gebildet worden ſeien, und leſen Malta als den Sitz chriſtlicher Seeräuberei bezeichnet. Hat es wirklich je ein chriſtliches Inſtitut gegeben, welches auf Raub begründet war? und iſt es möglich, einen in ſeiner Entſtehung wie im Fortgang ſeiner Geſchichte ehrwürdigen Orden auf eine verkehrtere Weiſe zu verunglimpfen? Eben ſo ſind einige Darſtellungen der Hauptanſichten des Chriſtenthums, wenn auch mit reinem Gemüthe niedergeſchrieben, dennoch dem Katholiken, der hierüber andere Anſichten und Ueberzeugungen gewann, anſtößig. Dieß kann aber bei der Verſchiedenheit der zwiſchen Reformirten und Katholiken beſtehenden Anſichten weder getadelt werden, noch war es zu beſeitigen; da das Werk in proteſtantiſchen Landen gegründet und größtentheils von proteſtantiſchen Gelehrten bearbeitet worden iſt. Leider kann, der vorhandenen Religionsſpaltung wegen, kein das Ganze menſchlicher Erkenntniß umfaſſendes Werk in Deutſchland erſcheinen, welches wahrhaft allgemein anſprechend wäre und einer unbeſchränkten Zuſtimmung aller Gebildeten verſichert ſein dürfte. Nur kann man Mäßigung, welche die Reformirten ſeit einiger Zeit ganz beſeitigt zu haben ſcheinen, mit Recht verlangen, und dürfte in jeder Hinſicht dieſelbe bei einem Werke, wie das Converſations-Lexicon, vorausſetzen, in welchem man Beiträge nicht von

ſtreitſüchtigen Theologen, ſondern von ruhig denkenden Gelehrten erwartet. In Gegenſtänden der Politik gibt das Converſations-Lexicon Manches, was in der Meinung der Menſchen wenigſtens noch im Streite liegt und blos hiſtoriſch hätte vorgetragen werden ſollen, als Gegenſtand einer unbezweifelten Lehre, die es mit befremdender Sicherheit vorträgt. Es ſucht ſich in den diesfälligen Referaten innerhalb ſolcher Schranken zu halten, daß man es nicht förmlich eines Widerſtandes gegen geſetzlich beſtehende Anordnungen zeihen könne; doch ſtrebt es indirekt eine Oppoſition zu bilden und nimmt nicht ſelten einen Ton an, welcher wohl einem niederländiſchen Parteiblatte, nicht aber einem gelehrten Werke zukömmt. Als in dieſer Hinſicht bemerkenswerth wollen wir nur den Artikel demagogiſche Umtriebe in Deutſchland anführen, in welchem, bei anſcheinender Ruhe in Darſtellung und einer wohl nur zum Spaße des Verfaſſers gewählten kühlen Nüchternheit des Ausdrucks, die für Unparteilichkeit gelten ſoll, die Regierungen und ihre Maßregeln mit knabenhafter Keckheit verhöhnt werden. Wir enthalten uns, mehr über dieſe böſe Seite eines ſonſt trefflichen Werkes anzuführen, um ſo mehr, da eine genauere Würdigung der Einzelnheiten außer den Grenzen dieſer Anzeige liegt. Nicht immer die Meinung iſt es, welche ein Werk oder einen Mann entſtellt; denn die Geſchichte zeigt uns in vielen Epochen gänzliche Geſchiedenheit der Meinungen der Zeitgenoſſen bei eben ſo unbezweifelter Rechtlichkeit der Streitenden. Es iſt aber die mit der Art, wie der Streit geführt wird, kund werdende tiefere Grundlage des Gemüths, welche ein niemals irriges Urtheil zu begründen pflegt. Ueber Gegenſtände ſo wichtiger Art, wie das Verhältniß der Völker zu den Regierungen, ſoll man ſich im Angeſichte einer ehrwürdigen Nation, wie die deutſche, vor Allem in angemeſſener Reinheit der Gefühle äußern, und ſich nirgends Verdrehungen erlauben oder in Nachahmung franzöſiſcher Revolutionsdialektik auf eine niederere Stufe herabſteigen, als auf welcher man ſich ſeiner Natur nach befindet. Dies iſt die Weiſe, in welcher Voß gegen Stolberg ſchreibt, oder in der die Iſis die ſelbſt gewählten Gegner anfeindet, welche aber früher unter uns nicht für einheimiſch galt.

Bei dem großen Inhalts-Reichthume des Converſations-Lexicons wird man indeß nur ſelten auf ſolche Artikel ſtoßen, welche eine gerechte Rüge verdienen. Die große Anzahl meiſtens anerkannter Gelehrten, welche an dem Werke gearbeitet (es ſind ihrer beinahe hundert mit ihren Chiffern in der Vorrede zum letzten Bande namhaft gemacht, mehrere wollten nicht genannt ſein), hat demſelben im Ganzen den Charakter echter Wiſſenſchaftlichkeit bei der möglichſt größten Verſtändlichkeit aufgeprägt. Dies große Verdienſt populärer Klarheit entbehren ſelbſt die Ausarbeitungen über Medicin und Staatswiſſenſchaft nicht, obgleich der Gegenſtand widerſtrebend ſcheint. Eben ſo ſind die Philoſophie und die ihr verwandten Wiſſenſchaften, in ſo fern dies von einem Lexicon verlangt werden kann, in umfaſſender Ausführlichkeit, und mit kaum zu erwartender Uebereinſtimmung der einzelnen Artikel vorgetragen und hinlänglich anregend, um zu weitern Studien einzuladen. Den Hauptſtamm des Ganzen bildet die Geſchichte in ihrer weiteſten Ausdehnung; ſie iſt in allen ihren Abtheilungen mit der größten Sorgfalt behandelt und bis zu den Biographien merkwürdiger Männer und Frauen herab geführt. Hier indeß

werden, wie auch die beiden Herausgeber ſelbſt bemerken, immer Berichtigungen nöthig bleiben, da beſonders für die neueſte Zeit ſelten echte Quellen über die nähern Lebensumſtände Einzelner benutzt werden können. So bedarf z. B. die Biographie Voltaire's einiger Aenderungen; ſie ſcheint mit zu großer Sorgloſigkeit, auch in Hinſicht des Urtheils, einer franzöſiſchen Arbeit nachgeſchrieben, da zuletzt geklagt wird, daß jetzt die Ultra's ein ſo großes Geſchrei gegen Voltaire erheben. Mit eigentlicher Leidenſchaftlichkeit iſt in dieſen Biographien, wenn wir nicht irren, gegen Niemanden, als gegen Adolf Müllner verfahren. Die Art, wie hier an dieſem Schriftſteller für frühere Unbilden Rache genommen worden, indem außer anderem Schimpfe ein eigner ſchmähender Zuſatz zu ſeiner Biographie im Anhange geliefert wird, iſt des Converſations-Lexicons unwürdig. Wir wollen damit nicht ſagen, daß nicht Herr Adolf Müllner dies und Mehreres für wahre Ungezogenheiten und für die trockne Arroganz ſeiner Kritik verdient habe; allein aller Tadel, der im Converſations-Lexicon Platz erhält, ſoll nur in Folge in ſich geſchloſſener Ueberzeugung erſcheinen und nicht mit Rache oder anderer Leidenſchaft in Verbindung auftreten.

Wir haben bereits oben bemerkt, daß Herr Brockhaus ſelbſt das Vorzügliche ſeines Converſations-Lexicons auf eine Art gewürdigt, welche zu überbieten ſchwer iſt; er hat mit gleicher Sorgfalt dem Tadel zu begegnen geſucht, in ſo fern dieſer ſein Werk, als in Einzelnheiten unvollendet, treffen könnte. Ueber die Entſtehung und Fortbildung des Lexicons gibt er und Herr Hain, der ſich als Mitredacteur unterzeichnet, im zehnten Bande einen ſehr intereſſanten Bericht: Die erſte Idee zu dem Werke wurde im Jahre 1796 von dem verſtorbenen Dr. Löbel gefaßt, der damit ein Lexicon begründen wollte, in der Art von Hübners Zeitungslexicon; doch nach der indeß viel höher geſtiegenen Bildung des Zeitalters angemeſſen erweitert. Er ſtarb nach Herausgabe einiger Bände, und als Herr Brockhaus im Jahre 1807 das Verlagsrecht an ſich kaufte, waren in der Zeit von elf Jahren erſt fünf Bände zu 36 bis 40 Bogen vollendet, welchen innerhalb zwei Jahren der ſechste und letzte und zwei Supplementbände folgten. 1812 erſchien der erſte Band der zweiten Auflage, von Herrn Brockhaus noch allein redigirt; mit dem zweiten aber begann die Mitredaction des Herrn Dr. Ludwig Hain, deſſen Kenntniſſen und unermüdlicher Thätigkeit das Werk, bei mit dem erſten Redacteur gemeinſchaftlich neu entworfenem Plane, ſeine ungemein vervollkommnete Geſtalt dankt. Die Gegenſtände der erſten Auflage, größtentheils auf Geographie, Geſchichte, Mythologie, Naturlehre und ſchöne Künſte, und zwar auf ſehr geringes Bedürfniß halb gebildeter Leſer beſchränkt, wurden nach höheren Anſichten und in größerem Umfange neu bearbeitet, der Geſchichte die Biographie beigefügt; Politik und Diplomatik, die neueſte Zeitgeſchichte, Staatswirthſchaft, Religionsphiloſophie, alte und neue Literatur, Archäologie, Anthropologie und populäre Medizin, Mathematik, Natur-, Handels- und Kriegswiſſenſchaft und Jurisprudenz in eigenen Artikeln zur Bearbeitung ausgezeichnet. Die Zahl der Bände wurde bald auf zehn feſtgeſetzt, welche indeß bei größter Benutzung des Raumes von ſechs und dreißig nach und nach auf ſechzig und mehr Bogen anwuchſen. In ſechs Jahren erſchienen nach dieſem erweiterten Plane drei neue Auflagen, und immer waren beim

neuen Drucke für die früheren Supplementbände nöthig geworden. Herr Brockhaus, als der eine Redacteur, hatte bei dieſer verbeſſerten Geſtalt des urſprünglichen Converſations-Lexicons die Beſtimmung der aufzunehmenden Artikel, wählte die Mitarbeiter, vertheilte die Arbeiten unter ſie, gab die Quellen und Materialien dafür an, deren Herbeiſchaffung er beſorgte, und deutete die nach ſeiner Anſicht aufzufaſſenden Geſichtspuncte an. Er behielt die geſammte europäiſche Literatur im Auge, durchging die in- und ausländiſchen Zeitſchriften, nahm die von den Mitarbeitern eingehenden Artikel in Empfang und conferirte über ihre Aufnahme mit Hrn. Hain. Eigenen Ausarbeitungen unterzog er ſich nur ſelten, und zwar allein im Fache der neueſten Zeit- und Literär-Geſchichte und Biographie. In Letzterer übernahm er bei der vierten und letzten Ausgabe die letzte Redaction. — Die eigentliche Redaction der Artikel hatte Herr Dr. Ludwig Hain. Er hatte in das Ganze eine gewiſſe Harmonie zu bringen, die Lücken der Artikel anzugeben, die Verweiſungen anzuordnen, und die gleichbezeichnenden auszumerzen. Wo ſich nach gedruckten Hülfsmitteln Artikel verfaſſen ließen, bearbeitete er ſie größtentheils ſelbſt; es rühren mehrere Tauſende von ihm her. Die Beiträge fremder Mitarbeiter, nachdem er darüber mit Hrn. Brockhaus im Allgemeinen conferirt hatte, überarbeitete er, wenn es erforderlich war, nach Styl und Inhalt. Bei neuen Drucken und Auflagen bemerkte er die in Verbindung ſtehenden Artikel. — Es werden hierauf in der Vorrede die Encyclopädien und Werke des Auslands bezeichnet, die bei dem Converſations-Lexicon benutzt wurden, die Mitarbeiter, in ſo fern dieſelben nicht ungenannt bleiben wollten, werden namentlich aufgeführt; jedoch bemerkt, daß ſie keiner literariſchen Verantwortlichkeit hinſichtlich ihrer Beiträge unterliegen könnten, weil durch die häufigen Redactionen und Reviſionen der einzelnen Artikel bei neuen Drucken und Auflagen ſo viele Umgeſtaltungen mit faſt allen Artikeln vorgenommen worden ſeien, daß es nicht mehr auszumitteln ſein würde, welches der urſprüngliche Antheil geweſen, den die erſten Verfaſſer an ihnen hatten. Ferner werden die Special-Redactoren mit Dank genannt, und eines jeden einzelner Wirkungskreis bezeichnet.

Bei der eigentlich ungeheuern Arbeit, welcher ſich beide Redactoren zu unterziehen hatten, iſt es mehr verlangt, als menſchliche Kraft vermag, wenn man gleiche Vollendung in allen Zweigen der behandelten Wiſſenſchaften und Künſte anſpräche. In der Theorie der ſchönen Künſte zum Beiſpiel iſt ſehr viel geleiſtet; dennoch aber wird, um etwas anzuführen, das romantiſche wie das hiſtoriſche Schauſpiel noch einer tieferen Begründung bedürfen; auch in Hinſicht der abſtracteren Philoſophie wird Mehreres nachzutragen ſein, was noch als zum Kreiſe des allgemeinen Ideen-Umtauſches gerechnet werden darf. Wir ſind indeß weit entfernt, derlei kleine Unvollkommenheiten einem Werke zuzurechnen, deſſen Aufgabe unendlich iſt, und, wie die Herausgeber bemerken, nie eigentlich realiſirt werden kann. Sie ſelbſt erklären ſich mit Recht dahin, daß ſie eine ſo große Aufgabe ohne Fehl und Irrthum zu vollenden für unmöglich halten, auch wenn nicht der Umſtand wäre, daß faſt täglich Veränderungen in allen Staats- und politiſchen Verhältniſſen, in der Literatur und dem Geſammtgebiete der Wiſſenſchaften eintreten, und oft plötzliches Intereſſe für früher unbeachtete Gegenſtände entſtehe. Als noch mangelhaft in dieſer fünften

Ausgabe bemerken ſie insbeſondere die Arbeiten über Naturwiſſenſchaft, Archäologie und Rechtskunde, und entſchuldigen den Mangel eines Geſammtrepertoriums mit der Unmöglichkeit bei der Kürze der Zeit und dem Andrange ſo vieler Arbeit das ſchwierige Geſchäft der Ausarbeitung eines allgemeinen Repertoriums zu Stande zu bringen.

Die Herausgeber ſuchen ferner die raſchen Vermehrungen und Verbeſſerungen der Artikel in den ſpätern Ausgaben durch die ihnen obliegende Pflicht der möglichſten Vervollkommnung des noch im Entſtehen begriffen geweſenen Werks zu rechtfertigen, wozu ſie um ſo unbedenklicher ſchreiten konnten, da für die Beſitzer der frühern unvollkommneren Ausgaben jederzeit durch Supplementbände in ſehr niedrigen Preiſen geſorgt ward. Sie haben hier unſtreitig das einzig mögliche Verfahren befolgt; doch glauben wir, daß, was die Zukunft betrifft, für den Eigenthümer des Verlags ſowohl als für das Publicum beſſer geſorgt ſein dürfte, wenn jetzt bei ruhigerer Muße allmählich an einer Ausgabe der letzten Hand gearbeitet würde, über welche man dann in langer Zeit nicht mehr hinaus ſchritte. Es muß endlich die Zeit kommen, wo bei der Ueberfülle der ins Publicum gegangenen Exemplare die Käufer ſich nicht mehr ſo wie bisher zu neuen Auflagen hinzu drängen; die Neuigkeiten des Tages ſind überdies einem Werke nicht unentbehrlich, welches leicht mit Uebergehung zufälliger Modificationen des bürgerlichen Lebens, deſſen Eigenheiten und naturgemäße Umwandlungen in ihrer Grundtiefe zu erfaſſen und für alle Zeiten gleich geltend aufzuſtellen vermag. Auf dieſe Art behandelt, und dadurch über Leidenſchaftlichkeiten und Parteiungen der Gegenwart, deren ſie nicht mehr, wie insbeſondere in dieſer fünften Ausgabe geſchah, mit zu williger Hingebung anheim fiele, weit erhaben, wäre die Real-Encyclopädie ein Werk für die nächſte Zukunft, wie für die entfernteſte, der ſie als ein echtes und höchſt ſprechendes Bild der Culturſtufe, der Wiſſenſchaftlichkeit und Kunſtbildung unſerer Zeit ewig merkwürdig bleiben müßte. Immer noch Converſations-Lexicon, wäre dieſe Encyclopädie zugleich ein der Nachwelt eröffneter Schatz der Geiſtesthätigkeit unſeres Jahrhunderts.

Was die äußere Ausſtattung des Werks in dieſer fünften Ausgabe betrifft, ſo haben wir ſchon oben unter dem Titel die verſchiedenen Auflagen bemerkt. Sie iſt ohne Zweifel wegen des durchgängig beſſeren Papiers jener aller früheren Auflagen vorzuziehen. Der Zweck der möglichſt zu erreichenden Wohlfeilheit entſchuldiget den ſehr gedrängten Druck mit der beinahe kleinſten Schrift. Wir glauben indeß, daß die Bände und ihre Zahl nicht mehr ſo compendiös ſind, um als eine Handbibliothek gelten zu können, über welche ſie weit hinaus ſchreiten. Ueberdies wird das Converſations-Lexicon nie blos zum Nachſchlagen, ſondern ſehr oft als nützliche und erfreuliche Lectüre zur wiederholten Durchleſung einzelner Einzelnen zuſagender Arbeiten benutzt werden, welches jetzt eine Augen verderbende Unternehmung iſt. Es wäre daher ſehr zu wünſchen, daß eine künftige Auflage, wenn nicht in Quart, doch wenigſtens in großem Lexiconformate mit Garmondlettern gedruckt erſchiene, um das Leſen zu erleichtern.

Die gewöhnlichen Einwendungen, welche man gegen Real-Lexicons zu machen pflegt, auf das Converſations-Lexicon anzuwenden, würde außer ſeinem Platze ſein. Es iſt nicht ein Hülfsmittel, die Un-

wiſſenheit mit einigem Schimmer fremder Weisheit zu decken, ſondern theils eine Zurechtweiſerin des nicht immer treuen Gedächtniſſes, vorzüglich aber eine erwünſchte Lehrerin in ſo vielen Dingen, welche wiſſen zu ſollen keines Menſchen Pflicht ſein kann, über welche aber zu Zeiten eine verläßliche Notiz zu haben unentbehrlich iſt. Nicht nur daß es, was es als eigentlichen Zweck angibt, dem geſelligen Leben in ſo vielen Zweigen des Geiſtesverkehrs zu Hülfe kommt und unterrichtend zugleich Stoff des Geſprächs und der Erholung gibt, iſt es auch dem eigentlichen Gelehrten eine willkommene Gabe. Nicht zu ausgedehnt, um ſich für eine eigentlich die Wiſſenſchaften erſchöpfende Arbeit geben zu können, eine Aufgabe, welche, wie oft ſie auch verſucht werde, in Wörterbüchern immer ungelöſt bleiben wird, ſucht das Converſations-Lexicon überall das Wiſſenswürdigſte, der Natur des behandelten Gegenſtandes oder auch dem entwickelten Syſteme Eigenthümlichſte in ſeinen gedrängten Referaten zu geben. Der Gelehrte findet daher in den ihm fremderen Fächern des Wiſſens dasjenige, worum es ſich vorzüglich handelt, er erhält ſogleich einen ſichern Standpunct, von wo aus er genügendere Unterſuchungen einleiten kann, je nachdem es das Bedürfniß ſeiner Studien verlangen mag. Was wir im Anfange dieſer Anzeige über den Stand der Geſelligkeit heutiger Zeit ſagten, iſt gewiß unbezweifelt; es hat dieſer Stand der Geſelligkeit aber auch ſeine ſehr ernſte Seite. Er kündigt eine Epoche an, wo der wechſelſeitige Umtauſch der Ideen auf den höchſten Grad geſteigert, den Wiſſenſchaften einen neuen Charakter der Oeffentlichkeit verleihen, die Künſte aber zum wahren Gemeingute der Gebildeteren erheben wird.

Um dieſe ſehr wichtige Stelle des Converſations-Lexicons der Anſchauung eines Jeden näher zu bringen, beginnt das Werk mit einer dem Ganzen ihres Inhals nach ſehr gediegenen Einleitung, in welcher Hr. Fr. Ch. A. Haſſe eine gedrängte Entwickelung des höheren geſelligen Lebens in Europa, vorzüglich in Hinſicht auf die Literatur neuerer Zeit, zu geben ſich bemüht. Sie iſt, wie uns dünkt, in Darſtellung dieſer letztern von entſchiedenem Werthe und ſtellt die Verdienſte aller um die Literatur bemühten Nationen neuerer Zeit mit gerechtem Sinne in fruchtreicher Vergleichung auf; ein Bild der Geſammtcultur der Gegenwart entwerfend, welches, in ſo fern die Gegenwart ſich ſelbſt darzuſtellen im Stande iſt, gewiß richtig genannt werden muß. Bei der Darſtellung der alten Völker ſcheint uns dieſe Einleitung aber hin und wieder von der Idee, daß wiſſenſchaftliche und Kunſt-Bildung ſich ſo viel möglich über die Geſammtheit eines Volkes verbreiten müſſe, in der Abſchätzung des Culturſtandes irre geleitet worden zu ſein. Die Wiſſenſchaft und Kunſt, die höchſte Blüthe der Lebenskraft eines Volks, das Reſultat ſeiner gewonnenen Anſichten über die Natur und die Gottheit, die Offenbarung ſeiner heiligſten Gefühle, kann ſehr leicht auf Wenige beſchränkt ſein und als Geheimlehre erwähltere Kreiſe ſuchen, ohne dadurch von der Unmündigkeit der Völker, bei welchen ſie auf dieſe Weiſe gepflegt worden, irgend einen Beweis zu liefern. Bei der Wiſſenſchaft ſcheint dieſes an ſich ſelbſt klar zu ſein; die Kunſt aber, wo ſie eine echte Tiefe erreicht, auf welche Art ſie ſich dann immer geſtalten möge, iſt ſtets nur die Folge der heimatlichen Schönheit des Volkslebens, und eine Verherrlichung der Gefühlsweiſe der Nation, die (wenn auch in

ſcheinbarer Bewußtloſigkeit durch das Daſein wandelnd) dennoch in ihren Gefühlen durch die Kunſtbildung, die aus derſelben, wenn auch nur in Wenigern, hervorging, geadelt wird. Die heut zu Tage unter den Völkern in mehreren Individuen als im Alterthume verbreitete literariſche Cultur als Maßſtab des Urtheils für den ganzen Lauf der Geſchichte anzunehmen, ſcheint uns nicht zuläſſig, weil dieſe Verbreitung ſelbſt die Kriſis einer Krankheit iſt, von der wir uns im Laufe der Jahrhunderte erſt wieder zu erholen ſuchen müſſen. Die unbedingte Vorherrſchaft des Verſtandes und ein blos auf Erkenntniß gerichtetes Streben iſt eben ſo unnatürlich oder mangelhaft, als ein blos den bewußtloſen Stürmen des Gefühls hingegebenes Daſein. Was die Bildung neuerer Zeit betrifft, ſo iſt in derſelben zweierlei ſehr zu unterſcheiden. Das Eine iſt die Reinigung der Gefühle, die Richtung derſelben nach einem hohen Ziele, welches jenſeits dieſes Daſeins liegt und die Verhältniſſe der Zeitlichkeit in ihre einzig wahre Beziehung zu Gott brachte: dieſe Richtung, und, in ſo fern ſie beſteht, einzig wahre Bildung hat uns allerdings um ſo viel weiter gefördert, daß das ganze Alterthum dagegen verſchwindet. Mit Recht hat daher Herr Haſſe mit allen gründlicheren Darſtellern der neuern Zeit auf die durch die Bildung zum Chriſtenthume hervorgebrachten Erſcheinungen ein großes Gewicht gelegt. Eine andere Frage aber iſt dieſe, ob die allgemeine literariſche Bildung, die wir uns vor dem Alterthume zum Vorzuge anrechnen, wirklich als ein Vorzug zu betrachten ſei? Wir glauben dies aus dem Grunde verneinen zu können, weil es ein aus dem Geſammtwirken aller der Menſchheit verliehenen höheren Kräfte heraustretendes einſeitiges Streben iſt, welches uns an Gefühlen verarmen ließ und zur That unkräftig machte; ſo daß erſt die neueſte Zeit, in einer dem Alterthume entgegengeſetzten Richtung, da dieſes vom Volksleben zur Kunſt gelangte, bei uns durch die Kunſtbildungen zur Begeiſterung und zum Volksleben zurück geführt, eine ſie adelnde und ihrer würdige Kraft entwickeln konnte.

Wohl aber iſt dieſe allgemeine literariſche Thätigkeit als ein Fortſchreiten zu einem höheren Stande der Cultur zu betrachten, der dann eintreten wird, wenn ſo manche Gegenſtände, welche jetzt Streben der Wiſſenſchaft ſind, durch die Höhe der Ausbildung, wie durch ihre Verbreitung, aufhören werden dieſes zu ſein, indem ſie mit ihren Reſultaten als anerkannte, fernerhin nur durch Gefühl und Anſchauung aufgegriffene Wahrheit, das Volksdaſein bereichern und ihm die alte Lebensthätigkeit nur in wahrhaft erhöhter und veredelter Art wieder ſchenken werden. Ein weiter Weg iſt bis dahin wohl zurück zu legen, den wir aber wenigſtens ſchon begonnen haben; denn die Kunſt iſt indeß bereits in ihre alte Würde bei uns eingetreten und hat aufgehört, blos gelehrte Arbeit zu ſein. Die Wiſſenſchaft ſelbſt wird auf eine Art behandelt, wie ſie es lange vorher nicht ward, und wenn ſie einerſeits mehr und mehr allgemein wird und damit ſich ſelbſt aufhebt, tritt ſie in höheren Dingen in Grenzen zurück, welche ſie, ihrer Natur nach, vom Tummelplatze des Lebens entfernen und in Verbindung mit der Religion zu einer Wiſſenſchaft des Heiligen erheben.

Das Converſations-Lexicon hat, wie es ſeine Eigenheit verlangt, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, die weltliche Seite der Wiſſenſchaft wie der Kunſt erfaßt und ſorgt für deren allgemeinſte Verbrei-

tung. Wenn es manchmal einer verdienten Unwiſſenheit Einzelner den Schein des Wiſſens im bürgerlichen Leben geben mag, darf ihm dieſes um ſo eher verziehen werden, da es zugleich den nur auf andere Zweige der Erkenntniß Beſchränkten, doch an ſich Gebildeten unterſtützt. Indem es beide, auch den, der blos glänzen will, wirklich belehrt, befördert es den freiern Ideenumtauſch ſowohl der geſelligen Cirkel als des geiſtigen Lebens überhaupt und darf ſich den Zeitgenoſſen gegenüber allerdings ein großes Verdienſt zueignen. Bei dem wichtigen Berufe, dem es mit Aufbietung aller Kräfte ſehr ſchätzbarer Gelehrten folgte, ſollte es ſich aber innerhalb der Grenzen des Anſtandes und der gewiſſenhafteſten Schonung ehrwürdiger Verhältniſſe auch in ſolchen Dingen halten, welche, Gegenſtand getheilter Geſinnungen der Zeitgenoſſen, erſt von der Zukunft ihre Vermittlung erwarten. Es hat hierin auf keinen Fall die rechte Bahn gefunden, welche von leidenſchaftlicher Schmähung und dem trüben Beginnen eines ſeiner nicht mächtigen Gemüths weit entfernt, in einer ruhigen klaren Mitte liegt. Dies iſt die wahre Stelle, welche verſtändige Männer der Zeit ſuchen, die keineswegs in die Gegenwart einzugreifen ſich ſcheuen, aber ein von innerem Vorwurfe freies Gemüth ſich bewahren wollen, und überzeugt ſind, daß alles Gute, was dieſer Welt eigen geworden, nur durch parteiloſe Würdigung aller Verhältniſſe bei edler Schonung des Beſtehenden, durch ernſte Berückſichtigung der Vergangenheit, aus welcher die Inſtitute der Gegenwart hervorgingen, ins Daſein getreten iſt.

(Die Antikritik wird dem **ſechsten** Bande dieſes Werks vorgeſetzt.)

Kritik und Antikritik über das Conversations-Lexicon.

II. Antikritik.

[Aus dem Anzeiger zum Lit. Conversationsblatt.]

(Die Kritik iſt dem fünften Bde dieſes Werks vorgeſetzt).

Ueber den XIII. Art. des XII. Stücks der Wiener Jahrbücher der Literatur (Octbr. — Decbr. 1820) das Converſations-Lexicon betreffend.

Ueberraſchend und erfreulich iſt es, von einem kritiſchen Inſtitute, das in dem Herzen der öſterreichiſchen Monarchie die Erzeugniſſe der deutſchen Literatur wiſſenſchaftlich prüft und würdigt, ein ernſtes Urtheil über ein Werk zu hören, das bei der deutſchen Nation ſeltnen Beifall gefunden, das ſelbſt im Auslande Aufmerkſamkeit erregt hat, und das dennoch von den meiſten kritiſchen Zeitſchriften, welche in den weiten Bezirken unſerer Sprach- und Stammgenoſſen die Thätigkeit des reichen und vielfach bewegten literariſchen Lebens unſerer Zeit beobachten, in ſeiner neueſten Umbildung überſehen worden iſt. Wenigſtens erinnern wir uns nicht, in einem andern Blatte, als in der Halle'ſchen allgemeinen Literaturzeitung, einen Bericht über jenes Werk geleſen zu haben. Ueberraſchen mußte es daher, daß eben dieſes norddeutſche Werk, das Converſationslexicon oder die in deſſen fünfter Auflage ſo bezeichnete allgemeine deutſche Realencyklopädie für die gebildeten Stände, in Wien einen literariſchen Richter gefunden hat.

Nicht minder iſt die Art erfreulich, wie dieß geſchehen iſt. Es ließ ſich ſchon von dem großartigen Character der Wiener Jahrbücher erwarten, daß kein gemeiner Standpunct bei der Beurtheilung eines Werks genommen werden würde, das alle Meinungen, Anſichten, Schulen, Intereſſen und Parteien unſerer Zeit berühren mußte, und wenn es den geiſtigen Reichthum unſeres geſelligen Verkehrs lebendig darſtellen wollte, ſich ſelbſt einer gewiſſen Individualität, die allein dem Ganzen Einheit, Ton, Farbe, Wärme, Geiſt und Leben einhauchen konnte, nicht entſchlagen durfte.

Der Beurtheiler hat aber nicht blos den gemeinen Standpunct — den der einſeitigen, von äußern, zufälligen, oft unedeln, ja den nie-

**

drig.. Einflüſſen beſtimmten Lob- oder Tadelſucht — vermieden; ſondern er hat auch den höheren, ja vielleicht den höchſten, d. i. den einzig wahren Standpunct gefunden und behauptet.

Dieſer Standpunct konnte kein anderer ſein, als der, auf welchem der Beurtheiler die Aufgabe des Werks rein und beſtimmt ins Auge faßte, ſodann ſich ſelbſt die Individualität eines Berichterſtatters über Begriff, Inhalt und Umfang der allgemeinen geiſtigen Bildung ſeiner Zeit, ſo wie ſie ſein ſollte, vergegenwärtigte, und nach dieſem doppelten Maßſtabe die wirkliche Individualität des Autors, wie ſie in ſeinem Werke ſich abſpiegelt, ſo wie die Löſung der Aufgabe prüfte und würdigte.

Beides hat der Wiener Recenſent gethan, und ſchon dadurch — ungeachtet er einige Seiten dieſer Individualität und der Leiſtung des Autors mit ſeinem Ideale verglichen, ſehr unvollkommen, folglich tadelnswerth gefunden — das größte Lob für ein Werk dieſer Art im Ganzen ausgeſprochen. Er hat nämlich — denn ſonſt wäre jener Maßſtab überhaupt nicht anwendbar geweſen — dadurch anerkannt, daß die allgemeine Realencyklopädie — bei ſolchen literariſchen Unternehmungen gewiß ein ſeltner Fall! — Ein Werk, ein Ganzes iſt. Der hundertfache Autor des Converſationslexicons — denn ungefähr hundert Mitarbeiter zählt daſſelbe — hat alſo in der That einen Kopf, ein Herz und einen Geiſt. Er iſt weder ein zweihunderthändiger Regiſterſchreiber, noch eine Art Aegaeon mit hundert Armen, funfzig Köpfen und funfzigerlei Sinnen. Er lebt: denn er fühlt und denkt in ſeiner und mit ſeiner Zeit über ſeine Zeit. Aber iſt er auch der Weiſeſte, der Beſte oder der Erſte ſeiner Zeit, um von ihr und über ſie unbedingt wahr und gut zu ſprechen? — Nein, und allemal Nein! Hierin liegt ſein Urtheil, und dieſes Urtheil müßte den Autor und ſein Werk verwerfen, wenn er ſich ſelbſt als denjenigen angekündigt hätte, der er ſein ſollte.

Der gerechte Beurtheiler hat das Ganze nicht verworfen. Er erkennt es an, daß „ein Werk dieſer Art Zeitbedürfniß war;" er ſtimmt (S. 193) mit dem Autor überein, was den Character des geſelligen Lebens unſerer Tage betrifft, in welchem auch der eigentlich nicht Eingeweihte über Ideen und Begriffe mitſpricht, die Erfahrung abhört, ob ſie wohl allemal Recht habe, und das Gefühl fragt, ob es niemals irre? — er bezeichnet, wie der Autor es gethan, den Umfang der geſelligen Unterhaltung, die ſelbſt Chemie, Arzneikunde, Mathematik und ähnliche Gegenſtände nicht mehr ausſchließt; er nennt ein Buch, in welchem man ſich über das Wiſſenswürdigſte Raths erholen kann, unentbehrlich; — er geſteht, daß das Converſationslexicon „für jeden, der auf Bildung im Allgemeinen Anſpruch machen kann, die Stelle eines berathenden Freundes vertrete und daher ſich ausgezeichnetes Verdienſt beilegen dürfe;" er iſt endlich überzeugt, daß ein Werk dieſer Art „nur in Deutſchland und ſelbſt hier in ſolchem Umfange nur durch die Thätigkeit des Unternehmers zu Stande kommen konnte."

Allein er beklagt auch, daß der Autor ſein Werk in denjenigen Berichten, welche Religion und Politik betreffen, nicht rein von Parteilichkeit gehalten habe. Da es eine allgemeine Encyclopädie ſei, ſo hätte es nicht allein dem Inhalte nach allgemein ſein, ſondern auch den Umfang ſeines Gebrauchs für jeden Gebildeten berückſichtigen, mithin nicht mit dem catholiſchen Cultus in Oppoſition

(abſichtlich iſt dieß nicht und nirgends geſchehen) treten, noch weniger in politiſchen Dingen zu einer noch im Streite liegenden Theorie (des conſtitutionellen Syſtems) ſich mit ſolcher „befremdenden" Sicherheit bekennen, ſondern in allen dieſen Dingen auf rein hiſtoriſche Berichte ſich beſchränken ſollen. Dieſer Vorwurf: das C. L. ſei einſeitig proteſtantiſch und einſeitig in der Politik, iſt ſehr wahr; indeß bezeichnet er die Individualität des Autors und die Phyſiognomie ſeines Werkes. Allerdings hätte die Redaction ſich zu jener Würde des Geſchichtſchreibers erheben ſollen, der frei über der Vergangenheit ſteht, und nur die Religion — nicht die Kirche, — und nur die Wahrheit — nicht die Meinung — im Auge, die Erſcheinungen des Menſchenlebens in ihren Urſachen und Folgen betrachtet. Allein, wo lebt der Mann, der jene Ideale des Glaubens und der Erkenntniß aller Zeiten — Religion und Wahrheit — von menſchlichem Irrthum gereinigt, in ſeiner Bruſt trüge? Iſt es ſchon ſchwer, die Vergangenheit unbefangen pragmatiſch darzuſtellen, ſo iſt dieß noch ſchwerer bei der Gegenwart die Alle bewegt, aber jeden verſchieden. Noch iſt das Reinhiſtoriſche der jüngſten Kämpfe der Meinung mit der Wahrheit in ſtaatswiſſchaftlichen Dingen, nicht feſtgeſtellt, denn theils entſcheiden darüber die Zeit und die Nachwelt, theils betrifft es Fragen, die ſchon das gebildete Alterthum beantwortet zu haben glaubte, welche aber deſſen ungeachtet immer aufs neue erörtert werden, weil Irrthum und Leidenſchaft ſtets neue Verhältniſſe, Reibungen und Widerſprüche erzeugen, ſo daß ſelbſt Gebildete die alte Wahrheit mit den noch unbeſtimmten Formen der Gegenwart nicht zu vereinigen wiſſen. Eben ſo lebhaft iſt jetzt das Intereſſe an religiöſen Fragen wieder erwacht, und der Abſtand zwiſchen Religion und Kirche erſcheint faſt eben ſo groß, wie der zwiſchen den verſchiedenen Kirchen unter ſich. Das Streben nach Einheit des religiöſen Glaubens und des kirchlichen Bekenntniſſes iſt ziemlich allgemein; aber verſchieden ſtellt es ſich dar, wenn man die Myſtiker hört, oder Harms, oder Schleiermacher, oder Weiller, oder die Concordia.

Die Acten über viele Unterſuchungen ſind alſo noch lange nicht geſchloſſen, geſchweige daß die Endurtheile ſchon der Geſchichte angehören könnten. „Im Ganzen iſt," wie Recenſ. ſagt, „der Stand der Geſelligkeit unſerer Zeit (vorzüglich was die Idee der Kirche und des Staats betrifft) als ein vielfach bewegter in endloſen (theoretiſchen oder Meinungs-) Streit zerſplitterter zu betrachten;" — wie, wenn dieß richtig iſt, iſt es denn da möglich, einen vollſtändigen, allſeitigen, viel weniger einen Allen genügenden Bericht darüber zu erſtatten? Thatſachen und Reſultate fehlen — denn der Stand der Geſelligkeit iſt in fortwährender Entwickelung begriffen; — und wo ſie da ſind, da würde die trockene Angabe derſelben, ohne ihr Warum und Wie pragmatiſch zu zeigen, kein Bericht, ſondern eine Regiſtratur ſein. Die Meinungen beider Theile aber, mitten im Gange des Proceſſes, gleich lebendig, licht- und kraftvoll darzuſtellen, iſt nicht Eines Mannes Sache. Er könnte mit dem beſten Willen dem einen oder dem andern Theile nicht genügen. Es bleibt alſo nichts übrig, als entweder von jedem, oder nur von einem Theile einen Sprecher zu wählen. In jenem Falle müßte man, um die rechten zu finden, beide Theile kennen und überſehen; aber ſelbſt wenn die Redaction dieß vermöchte, ſo würde ſie damit dem

Werke, das Einheit haben ſollte, nur ein doppeltes Geſicht oder zwei Köpfe geben, und die meiſten Leſer würden den Einen davon wegwünſchen. In dieſem Falle hingegen, wo nur ein Theil ſeine Anſicht gibt, wird Einſeitigkeit oder Parteilichkeit immer bis zu einem gewiſſen Grade unvermeidlich ſein. Die Red. mußte ſich alſo für den einen oder den andern Theil erklären. Sie nahm — wie es dem, der nicht Richter ſein will, in jedem Kampfe ziemt, dem er nicht gleichgültig zuſehen darf, für den minderzahlreichen Theil Partei: in der Religion für den Proteſtantismus, und in der Politik für das conſtitutionelle Syſtem; und dieß that ſie um ſo zuverſichtlicher, da ſie ſich nebſt ihren Mitarbeitern in einem Staatenbunde befand, der jene Kirche ſowohl als dieſes Syſtem, da, wo ſie vorhanden ſind, als geſetzlich vorhanden anerkennt. Weil ſie ferner ſelbſt im Schooße dieſer Kirche und unter den Schutze dieſes Syſtems lebt, ſo ſprach ſie um ſo ſachkundiger und jeder Leſer wußte, vermöge dieſes ihres beſtimmten Charakters, woran er mit ihr war. Hatte er alſo in Religion und Politik eine andere Meinung, ſo überſchlug er die Artikel, welche die Farbe des Gegentheils, der Zeit gemäß trugen, in der ſie erſchienen und von der ſie handelten; oder er ſah ſie als etwas Ausländiſches an, das man doch auch, wie ein fremdes Naturgewächs, in ſeiner wahren Geſtalt zu erblicken wünſcht. Darum mußte es ihm lieb ſein, die ſubjective volle Ueberzeugung des Referenten kennen zu lernen. Weil nun in der deutſchen literariſchen, vorzüglich in der proteſtantiſchen Welt, die Stimmenfreiheit, welche ſich in den meiſten Fällen beſtimmt oder mit dem ſichern Tone der Ueberzeugung zu äußern pflegt, — mithin auch ein Recht der Oppoſition in theoretiſchen Anſichten, vorzüglich dann, wenn ſie ein practiſches Intereſſe haben, — ſeit der Reformation anerkannt worden iſt, ſo hat die Redaction ſich nach dieſem Herkommen in der deutſchen Gelehrten-Republik gerichtet. Daß aber dieſes Herkommen nichts Gefährliches habe, beweiſt die Thatſache, daß in dem proteſtantiſchen Europa keine aus der Ideenwelt hervorgegangene Reaction die bürgerliche Welt erſchüttert hat, wie dieß wohl in andern Ländern geſchehen iſt, wo jene literariſche Stimmenfreiheit Jahrhunderte lang unterdrückt war.

Die Redaction verzichtete alſo auf den höheren Charakter eines Geſchichtſchreibers, welcher über ſeiner Zeit ſtehen und, wie eine gewiſſe Schule behauptet, weder eine Religion, noch ein Vaterland haben ſoll; ſie begnügte ſich mit derjenigen Individualität, die ihr eigenthümlich war, um ihre Zeit, wie ſie dieſelbe ſah, lebendig und wahr vor den Blick des Dritten hinzuſtellen, ſo wie ſelbſt im geſelligen Leben jeder Biedermann ſeine Meinung über wichtige Dinge, an deren Erkenntniß Allen liegt, offen und frei herausſagt.

Aber freilich mußte dieß beſcheiden und mit Anſtand geſchehen. Rec. ſagt treffend, was dieß bedeute; doch eben hierin macht er der Redaction drei einzelne Ausſtellungen. Es iſt dem Verfaſſer des Art. Barbaresken, der Ausdruck entſchlüpft, Malta als den Sitz chriſtlicher Seeräuberei zu bezeichnen, während er richtiger und glimpflicher hätte ſagen ſollen: Der Orden erhielt Malta vom Kaiſer Karl V. als Lehn, unter der Verpflichtung, ſteten Krieg mit den Türken und Seeräubern zu führen*). — Die bei den andern

*) So eben ſehen wir, daß jene Bezeichnung in dem neueſten Abdrucke der 5ten Auflage ſchon geſtrichen iſt.

Ausſtellungen betreffen zwei Artikel, in welchen die Redaction verſucht hat, den oben bezeichneten Weg der Unpartelichkeit zu betreten; nämlich über eine ſehr kitzliche Angelegenheit, entweder von jeder der entgegengeſetzten Parteien einen Sprecher hören, oder von einer Feder die Anſichten beider Theile hiſtoriſch pragmatiſch neben einander entwickeln zu laſſen. Beide Verſuche ſind, wie es ſcheint, nicht völlig gelungen, und ſchon dieß beweiſt, daß die Beibehaltung der eigenthümlichen Individualität, des Charakters, der Zeit und des Orts die minder ſchwierige Art war, über die bewegte und reizbare Gegenwart einen Bericht zu erſtatten.

Der eine Artikel betraf, nachdem früher ein Erſter nach den eigenen Angaben des Dargeſtellten mitgetheilt war und es der Redaction angemeſſen ſchien, darüber auch eine andere Stimme zu hören, den literariſchen Charakter eines viel von ſich reden machenden Poeten und ex professo Critikers unſerer Tage, deſſen „Unbilden,“ „wahre Ungezogenheiten“ und „trockne Arroganz“ der Rezenſent der Wiener Jahrbücher mit dieſen dürren Worten ſelbſt ausſpricht und dabei äußert, daß derſelbe den ſtrengen Tadel, womit ihn das Converſationslexicon dargeſtellt habe, „mehr als verdient“ hätte. Der Recenſent meint jedoch dabei, das Converſationslexicon ehrend, daß die Anwendung einer ſolchen Strenge, in der Art wie ſie gehandhabt ſei, „deſſelben unwürdig“ wäre, und, ſetzt er hinzu, „daß aller Tadel, der ſich in dieſem ausſpreche, nur in Folge in ſich geſchloſſener Ueberzeugung erſcheinen“ ſolle. Wenn wir dem Recenſenten in dieſem ſeinem Urtheil theilweiſe aus Humanität beſtimmen, ſo glauben wir doch in die Seele der Redaction verſichern zu können, daß dieſe „geſchloßne Ueberzeugung“ wirklich in ihr und dem Verf. des gemeinten Artikels — den Andere als ein Muſter treffender und ſcharfſinniger literariſcher Charakteriſtik und völlig für das Converſationslexicon geeignet geprieſen haben — da geweſen, ſie nach den eigenen oben angezogenen Urtheilen des Rezenſenten auch wohl keine Andere haben erlangen können, ſo wie es unter den Zeitgenoſſen auch wohl nur noch wenige gewichtige Stimmen geben dürfte, die eine davon Abweichende haben möchten. Uebrigens verdient es dankbare Anerkennung, wenn der Rezenſent der Wiener Jahrbücher nur in dieſem einzigen Artikel „Leidenſchaftlichkeit“ bemerkt haben will und es kann faſt kein größeres Lob für ein Werk dieſer Art geben, das ſich zu einem ſo bedeutenden Theile mit der Biographie und Charakteriſtik der Zeitgenoſſen beſchäftigt hat. Wir möchten aber meinen, daß der Wiener Recenſent hier faſt zu viel gelobt habe; denn wir glauben, die hier gerügte Leidenſchaftlichkeit — in der wir aber lieber lebhafte, vielleicht zu lebhafte Entrüſtung eines leicht und vielleicht zu leicht aufgeregten Gemüths über die „Unbilden, Ungezogenheiten, Anmaßungen“ und Gemeinheiten der allerniedrigſten Art, wie ſich ſolche von Zeit zu Zeit beſonders im deutſchen literariſchen Verkehr offenbaren, finden möchten — in gleicher Weiſe, d. h. alſo nach dem Wiener Recenſ. nach Verdienſt, auch bei andern Art. über verwandte oder vielmehr faſt gleiche liter. Charaktere unſerer Zeit z. B. bei denen über die Verf. der berüchtigten „Feuerbrände“ und der verrufenen „Briefe an ein Frauenzimmer“ bemerkt zu haben.

Der andere Artikel betraf (wie dort eigentlich die reellen literariſchen) die vielbeſprochenen demagogiſchen Umtriebe un-

ſerer Tage, eine Sache, über welche bekanntlich anfangs die Anſichten ſehr verſchieden waren. Der Verfaſſer des Artikels hat, wie Recenſent ſelbſt bemerkt, ruhig, kühl und nüchtern die Sache des Anklägers und des Schuldigen unparteiiſch darſtellen wollen; allein deſſen ungeachtet ſoll es ihm begegnet ſein, die Maßregeln der Regierungen zu „verhöhnen". (Die Redaction und der Cenſor haben dieß nicht gefunden.) Recenſent nennt dieß eine knabenhafte Keckheit, und „Verhöhnung" verdient allerdings eine ſolche Rüge. Allein wir ſehen in dem Artikel blos das verunglückte Beſtreben, über eine noch nicht abgeſchloſſene Sache unbefangen zu ſprechen zu einer Zeit, wo alle Gemüther geſpannt und gereizt waren; die Einen voll Beſorgniß, weil ſie alles glaubten; die Andern voll Unmuths, weil ſie nichts und ſich ſelbſt und die Nation deshalb unrechtmäßig beeinträchtigt glaubten. Der Verf. wollte, wie es ſcheint, ſeinen eigenen Unglauben bekämpfen, aber er ließ ſich von dem Unmuth übermannen; doch hat er wenigſtens die Thatſachen, ſo weit ſie officiell bekannt waren, treu berichtet. Die Zeit hat ſeitdem jene Sache mehr aufgeklärt; alſo muß dieſer Artikel nach Billigkeit einer kühleren und ruhigeren Reviſion unterliegen.

Indeß möchte es, wie in dieſem, ſo in ähnlichen Fällen nicht leicht möglich ſein, über tiefe und ſchmerzliche Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks faſt in dem nämlichen Augenblicke ruhig und unbefangen ſeine Anſicht niederzuſchreiben. Der Recenſent gibt dieß ſelbſt zu, wenn er bei dem in endloſen Streit zerſplitterten Stande unſerer Geſellſchaft und bei der vorhandenen Religions- (Kirchen-) Spaltung — ſie iſt auch in der Theorie vom Staate vorhanden — nicht glaubt, „daß ein das Ganze menſchlicher Erkenntniß umfaſſendes Werk in Deutſchland erſcheinen könne, welches wahrhaft allgemein anſprechend wäre und einer unbeſchränkten Zuſtimmung aller Gebildeten verſichert ſein dürfte." — „Nur Mäßigung darf man mit Recht verlangen." Sehr treffend ſetzt Recenſent hinzu: „Nicht immer die Meinung iſt es, welche ein Werk entſtellt, ſondern die Art, wie der Streit geführt wird."

Abgeſehen von dieſer „böſen Seite eines ſonſt trefflichen Werks" — ſagt der Recenſent — ſei demſelben „im Ganzen der Charakter echter Wiſſenſchaftlichkeit bei der möglichſt größten Verſtändlichkeit aufgeprägt." Dieß „große Verdienſt populärer Klarheit" entbehren ſelbſt die Ausarbeitungen „über Medicin und Staatswiſſenſchaft nicht." „Eben ſo ſind die Philoſophie und die ihr verwandten Wiſſenſchaften in umfaſſender Ausführlichkeit und mit kaum zu erwartender Uebereinſtimmung der einzelnen Artikel vorgetragen. — „Den Hauptſtamm des Ganzen bildet die Geſchichte in ihrer weiteſten Ausdehnung; ſie iſt in allen ihren Abtheilungen mit der größten Sorgfalt behandelt, und bis zu den Biographien merkwürdiger Männer und Frauen herabgeführt." — Indeß werden, was auch die Redaction bemerkt hat, für die neueſte Zeit und die näheren Lebensumſtände der Zeitgenoſſen immer Nachträge und Berichtigungen nöthig bleiben.

Noch gibt der Recenſent Seite 200 und 204 Winke für die künftige Bearbeitung einer Ausgabe der letzten Hand, die ebenfalls beweiſen, daß der Beurtheiler ſeinen Gegenſtand von dem richtigen Geſichtspuncte aus ins Auge gefaßt habe. „Ueber Leidenſchaftlichkeit und Parteiungen der Gegenwart erhoben — wäre dieſe Realencyclo-

pädie ein Werk für die nächſte Zukunft, wie die entfernteſte, der ſie als ein echtes und höchſt ſprechendes Bild der Culturſtufe, der Wiſſenſchaftlichkeit und der Kunſtbildung unſerer Zeit ewig merkwürdig bleiben müßte — und zugleich ein der Nachwelt eröffneter Schatz der Geiſtesthätigkeit unſeres Jahrhunderts." (Würde man ſich aber wohl ſelbſt von der Leidenſchaftlichkeit und den Parteiungen der Gegenwart, aus welchen die nächſte Zukunft ſich entwickelt, eine Vorſtellung machen können, wenn jenes Buch, das den gegenwärtigen Stand der geſelligen Bildung darſtellen ſoll, nicht ſelbſt die Spur dieſer bewegten Zeit an ſich trüge?)

Am Schluſſe bezeichnet Recenſent ſelbſt die „wichtige Stelle des Converſationlexicons" in wiefern es ein lebendiges Abbild von der geſelligen Bildung heutiger Zeit iſt, in welcher „der immer lebhafter werdende Umtauſch der Ideen den Wiſſenſchaften einen neuen Charakter der Oeffentlichkeit verleihen, die Künſte aber zum wahren Gemeingute der Gebildeten erheben werde;" — eine Anſicht, welche in der dem Werke vorgeſetzten Einleitung (von Prof. Haſſe): „Ueber die Entwickelung des höheren geſelligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur der neuern Zeit," feſtgehalten, und die von dem Recenſenten auf den drei letzten Seiten ſeiner Anzeige beurtheilt wird. Wenn der Recenſent unſere allgemeine literariſche Bildung nicht als einen Vorzug vor dem Alterthume anſieht, weil es ein aus dem Geſammtwirken aller der Menſchheit verliehenen höhern Kräfte heraustretendes einſeitiges Streben iſt, welches uns an Gefühlen verarmen ließ und zur That unkräftig machte; ſo möchten dieſe beiden Folgen ſich doch wohl nicht überall in der Geſchichte der letzten Jahre nachweiſen laſſen. Uebrigens ſpricht auch jene Einleitung das Nachtheilige jeder Art von einſeitiger Bildung ſehr beſtimmt aus. „Der Charakter des höheren geſelligen Lebens in Europa," heißt es daſelbſt Seite XXV., „beruht nämlich da, wo Duldung und Freiheit des Urtheils vorhanden ſind, auf dem Bunde des Verſtandes mit der Einbildungskraft und dem Gemüth. Der Verſtand iſt der Geſetzgeber der Verhältniſſe; er führt das Scepter der Ordnung und der Regel. Die Einbildungskraft iſt die Bildnerin des Lebens; ſie ſchwingt die Fahne der Freiheit und der Begeiſterung. Aber Beiden führt das Gemüth in der Vernunft den Glauben an das Heilige, und in der Religion die Liebe des Friedens als Vermittler zu. Sie umſchlingen das geſellige Leben mit Wahrheit und Treue; ſie erwärmen es durch Mitgefühl und Wohlwollen. Wo dieſe heilige Trias nicht vorhanden iſt, da hört das edlere Leben der Menſchheit auf."

R. P. S.

Der Herausgeber des Converſations = Lexicons empfiehlt den Beſitzern deſſelben folgende Werke ſeines Verlags, indem er ſich überzeugt hält, daß ſie die beigefügten Urtheile werden beſtätigt finden. Sie ſind ſowohl bei ihm ſelbſt als in allen ſoliden Buchhandlungen in Deutſchland und den benachbarten Ländern zu erhalten.

I.

Supplemente zum Converſations=Lexicon für die Beſitzer der erſten, zweiten, dritten und vierten Auflage. Enthaltend die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen der fünften Auflage. In vier Abtheilungen. Preis auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. Auf Schreibpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Die fünfte Auflage des Converſations = Lexicons iſt gegen die frühern Ausgaben nicht nur durch Hinzufügung einer großen Anzahl neuer Artikel in ihrem Umfange bedeutend erweitert worden, ſondern hat auch durch gänzliche Umarbeitung und Vervollſtändigung früher behandelter Gegenſtände auf das weſentlichſte gewonnen. Die günſtige Aufnahme, deren das Converſations = Lexicon ſich erfreuete, hat den Unternehmer und die Verlagshandlung veranlaßt, nicht Mühe noch Koſten zu ſparen, um ein ſo gemeinnütziges Werk der Vollkommenheit näher zu führen, ſo viel es ſeinem Weſen nach, nur immer dieſem Ziele näher gebracht werden kann. Die Mängel, welche bisher, beſonders in den geographiſchen und ſtatiſtiſchen Artikeln, gefunden wurden, ſind jetzt, nach faſt durchgängiger Umarbeitung derſelben, gehoben. Die neuhiſtoriſchen, neubiographiſchen und alle ſolche Gegenſtände, welche im Laufe der Zeit ihr Entſtehen und ihr Gedeihen finden, ſind mit dieſer fortgeſchritten, und Alles, was ſonſt noch einer Verbeſſerung bedurfte, iſt mit dem ſorgſamſten Fleiß berichtigt worden.

Auf dieſe Weiſe mußte die neue Auflage einen großen Vorzug erlangen, den die Beſitzer der ältern bei einiger Vergleichung leicht finden, und gewiß ungern vermiſſen werden. Die Verlagshandlung iſt daher darauf bedacht geweſen, auch dieſem Mangel abzuhelfen, indem ſie die Lücken der vier erſten Auflagen durch Supplemente auszufüllen geſucht hat. Es beſtehen dieſelben aus vier Abtheilungen und enthalten alle neuen Artikel (an 2000), welche in die fünfte Auflage aufgenommen worden ſind, zugleich aber auch alle weſentlichen Verbeſſerungen und Erweiterungen, deren oben gedacht iſt. Die Sorgfalt, mit welcher dieſe Supplemente zuſammengeſtellt ſind, wird ſich aus eigener Prüfung leicht ergeben; daß dieſelben ſehr reichhaltig ſind, geht wohl ſchon aus dem Umfange hervor, welcher 124 Bogen beträgt. Deßungeachtet iſt die Verlagshandlung bemüht geweſen, dieſe, den Beſitzern aller frühern Ausgaben des Converſations=Lexicons

unentbehrlichen, Ergänzungen möglichſt billig zu liefern, und koſten alle vier Abtheilungen auf Druckpapier nur 2 Thlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 3 Thlr. 8 Gr.

Auch dieſe Supplemente ſind, ungeachtet die Auflage, nach der ſie gebildet worden, mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien gegen den Nachdruck verſehen iſt von dem Nachdrucker Erhard genannt Macklot in Stuttgart nachgedruckt worden, und es kann wohl auch ein Zeichen unſrer Zeit genannt werden, daß derſelbe obendrein die Unverſchämtheit hat und haben darf, ſich in ſeinen Anzeigen „den Verleger" und meine Original-Ausgabe „den Leipziger Abdruck" zu nennen, und ſogar ſchon den Tag der Erſcheinung von den Abtheilungen ſeines Nachdrucks zu verſprechen, da ſie im Originale noch nicht erſchienen waren. Ich vertraue daher mein Eigenthum abermals blos der Ehre meines deutſchen Vaterlandes an.

II.

Das Heer von Innerößterreich, unter den Befehlen des Erzherzogs Johann, im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem Stabsoffizier des Generalquartiermeiſterſtabes dieſer Armee, aus officiellen Quellen: gr. 8. 1817. 441 S. Enggedruckt. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Ein wahrhaft neues Werk, aus reinen vollen Quellen von der Hand eines Meiſters geſchöpft, wichtig für die Kunſt, und ein reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte des Kriegs von 1809. Der Hagelſchlag am Tage von Regensburg, und der Waffenſturm längs der Donau bis Wien hatten die Theilnahme der Zeitgenoſſen abgezogen von dem Heere, das unter Johann aus Innerößterreich über die Alpen und durch Waſſerfluthen, auf dem claſſiſchen Boden, wo Eugen gegen Catinat, Wurmſer und Alvinzy gegen Napoleon kämpften, in die Ebenen von Vicenza ſiegreich vordrang. Dieſes Werk belehrt vollſtändig über den politiſch-militäriſchen Zuſammenhang jenes Heeres mit dem Schickſal der Monarchie. Nach ſtrategiſchen Geſichtspunkten, auf eine für die Militärgeographie höchſt lehrreiche Landes-Naturbeſchreibung gegründet, entwickelt der Verf. den Feldzugsplan mit tief eindringender Kritik der verſchiedenen Anſichten; als Eingeweihter in das innerſte Weſen der Kunſt entfaltet er das taktiſche Gewebe der Bewegungen der Streitkräfte; als Theilnehmer zeichnet er das Bild des Waffenkampfs, mit ſcharfem Blick die vielfache Verkettung eines großen Schickſals in ſeinen beſtimmten Urſachen und deren Folgen zergliedernd; als kundiger Beobachter faßt er auf die pſychologiſche und die moraliſche Seite eines vaterländiſchen Kriegs, in welchem Volk und Staat, der Geiſt der Landwehr und die Ordnung des Heerweſens unter Oeſterreichs Banner einmüthig ſtritten. Er ſagt, wie das Cabinet dachte, wie Stadion, Saurau, Chaſteler, Hormayr und Viele Andre harbeiten, was Heerführer und Truppen thaten, was die Landwehr leiſtete, was die Inſurection bei Raab verſchuldete! Für das tiefere Studium der Militärgeographie prüfe man die Zeichnung des Alpenlandes zwiſchen Steyermark und Italien, und die vieles berichtigende Darſtellung des Krieges in Tyrol — dieſer ſelbſtſtändigen Feſtung! Das Schachſpiel des Kriegs erkennt auch

der Laie in dem Marſche über den Predil, in der Stellung bei Caldiero, in der Schlacht bei Sacile, überhaupt in dem Vorrücken bis an die Etſch, und in dem Rückzuge nach Ungarn. Wie Manches wird nicht aufgeklärt durch die erſte richtige Beſchreibung des Treffens an der Piave, durch die nähere Angabe der unglücklichen Ereigniſſe S. 135, welche auf den Feldzug nachtheilig einwirkten, durch die Bemerkungen über den Zeitpunct bei Körmönd, über den Krieg am Raabfluß, und warum der Erzherzog Johann bei Wagram nicht mit focht! Man darf dabei in den Beilagen die Briefe des Generals Grünne, des Grafen Stadion und des F. M. L. Mayer von Heldenfeld nicht überſehen. Und mitten unter den gründlichſten kriegswiſſenſchaftlichen Erörterungen, wobei ſelbſt ſchimpfliche Fehler und empörende Ausbrüche der Kriegswuth nicht verſchwiegen werden, trifft man auch unbekannte Züge der Vaterlandsliebe, wie die der Bürger Preßburgs, und des Muthes, wie die der ſteyerſchen Landwehr und Hummels Standhaftigkeit; unter den Thaten der Tyroler, Teimers, Speckbachers u. A. glänzt auch die eines teſſiner Mädchens. Und was muß nicht der Oeſterreicher und Deutſche fühlen bei der Vertheidigung von Sachſenburg, bei dem Falle des tapfern Wolfskehl, und bei der hochherzigen Aufopferung der Heldenjünglinge Henſel und Herrmann zu Predil und Malborghetto, in Zrini's Geiſt! — So wiegen dieſe Kriegsdenkwürdigkeiten, ein Haupttheil aus dem Leben des Erzherzogs Johann — in der edlen Sprache der Geſchichte erzählt, — auf die Memoiren der Feldherren aus Ludwigs XIV. Zeit.

III.

Geſchichte Andreas Hofers, Sandwirths aus Paſſeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. gr. 8. 1817. 460 S. Preis 2 Thlr. 6 Gr.

Man ſieht im ſprechenden Abbilde hervorragen die Heldengeſtalten: Andreas Hofer, Joſeph Speckbacher, Martin Teimer u. A. m. Man ſieht das großartige Eingreifen in die Entwickelung, von dem herrlichen Fürſten, dem Erzherzoge Johann, von dem hochmuthigen Chaſteler, von dem Alles geiſtig bewegenden Hormayr, und von allen ähnlichen Naturen. Man ſieht aber auch das Bergvolk ſelbſt, „als ein einzig Volk von Brüdern, das keiner Noth gewichen, noch Gefahr.“ So erklärt das Buch, als ein würdiges Denkmahl, das die Geſchichte errichtet hat dem treufrommen Andreas Hofer und ſeinen hohen Streitgenoſſen, — die edle Rede des Freiherrn von Gagern, der bei Eröffnung des Bundestags Andreas Hofers dankbare Erwähnung that, ſeine gewaltſame Todesart eine Nationalbeleidigung nannte, und das Wort ausſprach: „Hofers und der Seinigen Beginnen, hat einen bedeutenden Einfluß gehabt auf unſer politiſches Wiedererwachen und auf die lebendiger werdenden Gefühle für National-Unabhängigkeit.

Zuſätze und Berichtigungen
zu
den erſten vierzehn Bogen des ſechſten Bandes des Converſations-Lexicons.

Da es verſehen worden iſt, dieſe Berichtigungen in den Text der betreffenden Bogen ſelbſt hineinzubringen, ſo erſcheinen ſie hier zuſammen abgedruckt, damit ſie wenigſtens nicht dem Werke ganz fehlen.

Macao, Z. 3. 100,000 Ducaten jährlicher Tribut. — Z. 4, die Halbinſel heißt Gaumin und iſt 5 Q. M. groß.

Macedonien, jetzt Makdonia, oder Filiba Vilajeti (720 Q. M. 700,000 Einw.). Der ſüdöſtliche Theil ſteht unter dem Paſcha von Salonichi; der nördliche unter mehrern Beys und Aghas. Im Mai 1821 griffen auch hier die Griechen zu den Waffen, um ſich von dem türkiſchen Joche zu befreien.

Mack, S. 17. Im J. 1819 wurde Mack, auf Verwendung des Erzherzogs Carl völlig begnadigt; er durfte wieder bei Hofe erſcheinen, ward in ſeine Feldmarſchall-Lieutenantsſtelle wieder eingeſetzt und normalmäßig penſionirt; auch erhielt er den Marien-Thereſienorden wieder, nebſt der ihm gebührenden Ordenspenſion.

Mackintoſh, S. 18, zeichnete ſich aus in den Berathungen über die Reform der brittiſchen Criminalgeſetzgebung, welche 1820 im Unterhauſe in Anregung kam.

Madagascar, S. 20. Seit Kurzem beſitzen die Engländer auf der Nordküſte den Hafen Louquez; und ihre Colonie daſelbſt iſt abhängig von dem Statthalter der Inſel Mauritius.

Madera, nebſt den kleinen Inſeln Porto Santo (3000 Einw.) und Deſertas, wurde 1419 entdeckt, hat jetzt gegen 100,000 Einw. Die Einnahme des Staats: 90,000 Pf. Sterl.

Madras, Präſidentſchaft: 5,914 Q. M. 12 Mill. Einwohner.

Madrid hat die höchſte Lage unter allen europäiſchen Hauptſtädten: 2,276 Fuß über der Meeresfläche; — über 170,000 Einw.; — 32 große Brunnen mit gutem Trinkwaſſer. — Z. 22. Die Puerta del Sol iſt der volkreichſte öffentliche Platz, weil hier die fünf größten Straßen der Stadt zuſammenſtoßen. Seit dem Juli 1820 iſt Madrid der Sitz der Cortes. Im Proclamationsſtyle heißt ſie die ſehr edle, rechtliche, berühmte und heroiſche Stadt.

Magdeburg, 20 Meilen von Berlin, am linken Elbufer. Die 1680 erbaute Citadelle liegt auf einer Elbinſel vor dem Brükkenthore; ſie hat ſeit 1813 durch das Fort Scharnhorſt eine geſicherte Verbindung mit der Hauptfeſtung erhalten. Im J. 1812 zerſtörten die Franzoſen die Vorſtädte: Sudenburg und Neuſtadt, weil ſie zu nahe an den Werken lagen. In der Sternſchanze ſieht man noch jetzt das für Trenck (ſ. d. Art.) eingerichtet geweſene Gefängniß. Jenſeits der Elbe iſt die Friedrichsſtadt (Thurmſchanze) als Brückenkopf zu betrachten. Ueberhaupt bildet Magdeburg mit ſeinen 16 Baſtionen, vielen Außenwerken und einem zweiten baſtionirten Wehrkreis (Enceinte) eine der ſtärkſten und künſtlichſten Feſtungen Europas, die als Waffenplatz und Uebergangspunct, da ſie die Mittelelbe bedeckt, ſtrategiſch wichtig und ein Bollwerk der preußiſchen Monarchie iſt. — Die Gebäude der 1812 aufgehobenen Schule von Kloſterberge wurden 1813, weil ſie zu nahe an der Feſtung lagen, niedergeriſſen; die Schulanſtalt aber ward mit der Kloſterſchule Unſer lieben Frauen in Mageburg verbunden. — Noch befinden ſich in Magdeburg eine Kriegsſchule und eine vom Prof. Hundeiker gegründete höhere Gewerbs- und Handelsſchule, nebſt einer Erziehungsanſtalt. Das Stadtgymnaſium iſt aufgehoben. — Die Catholiken haben, da die Kirche St. Agnes 1812 niedergeriſſen worden iſt, vor einigen Jahren die Kirche des Kloſters U. L. F. in der Altſtadt bekommen. Beſonders ſehenswerth ſind noch die Johannis-, die Katharinen-, die Jacobs-, die Marien- und die walloniſche Kirche. Das Schloß oder prinzliche Haus heißt gewöhnlich das Prinz Louis'ſche Palais, eigentlich die Dompropſtei. Ein ſchönes Gebäude iſt auch die neue Artillerie-Caſerne, mit ins Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde. — Die Stadt hat vermöge ihres Stapel- und Niederlagsrechts die ausſchließliche Schifffahrt auf der Elbe bis Hamburg, was jedoch, wenn die freie Elbſchifffahrt in Gemäßheit der wiener Congreßacte erklärt wird, Abänderungen erleiden muß.

Magelhaens (John Hyacinth von) ein berühmter Naturforſcher, Mitglied der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, ein Urenkel des Weltumſeglers Magelhaens, war in ſeiner Jugend Auguſtiner zu Liſſabon, verließ um das J. 1764 die catholiſche Religion, und lebte hierauf in England. Als Begleiter junger Reiſenden hatte er ſich vielfach gebildet. Außer der lateiniſchen, ſprach er ſechs lebende Sprachen. Sein Hauptfach war Mechanik und Phyſik. Er ſchrieb und überſetzte mehrere wichtige Werke, unter andern Cronſtädts Mineralogie. Beſonders machte er ſich auch in Deutſchland bekannt durch ſeine Methode, das Waſſer mit fixer Luft zu ſchwängern, und als Erfinder der Kunſt, mineraliſche Waſſer zu verfertigen. Er ſtarb zu Islington bei London den 7. Febr. 1790, 68 Jahre alt.

Mähren (418 Q. M. und 1,385,000 Einw.) macht mit Oeſterreichiſch-Schleſien (87 Q. M. und 348,000 Einw.) eine Provinz aus, die zu den öſterreichiſch-deutſchen Bundesſtaaten gehört. Die Hauptſtadt war Olmütz; die zweite Hauptſtadt, Brünn, iſt jetzt der Sitz des Landesguberniums.

Mailand, S. 75 Z. 3 v. o. In Folge des pariſer Friedens 1814, erhielt ſowohl Sardinien ſeine vormalige Provinz Mailand (146 Q. M. und 541,000 Einw.). zurück, als auch Oeſterreich die Lombardei mit der Hauptſtadt Mailand, welche gegenwärtig das Gouvernement Mailand (358 Q. M. und 2,160,000 Einw.) heiß, und den weſtlichen Theil des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs bildet. — Z. 8 v. u. Angelo Majo (ſ. d. Art.) war bis 1819 in Mailand angeſtellt.

Majo, S. 83. Den Ruf als Cuſtos bei der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom, an des verſtorbenen Baldi Stelle hat er 1819 angenommen, und daſelbſt wichtige griechiſche Palimpſeſten entdeckt, unter andern Bruchſtücke von Polybius.

Majorca, die Inſel hat 70 Q. M. Das Königreich Majorca hat 88 Q. M. mit 187,000 Einw. Die Hauptſtadt Palma hat 33,000 Einw. Die zweite Stadt der Inſel iſt Alcudia, hat eine ungeſunde Luft, nur 1000 Einw. und war bis 1820 ein Verbannungsort für Staatsgefangene.

Malabar, S. 86. Die unmittelbar brittiſche Provinz Malabar hat etwa 600,000 Einw. und gehört unter die Präſidentſchaft Bombay.

Malacca, S. 87. Im J. 1509 eroberten die Portugieſen die Stadt Malacca, und behaupteten ſie bis 1641. Seitdem ſind die Niederländer im Beſitz der Stadt und des Hafens (die etwa 12,000 Einwohner haben). Die Britten eroberten ſie im letzten Kriege, gaben ſie aber im Frieden wieder zurück.

Malta, S. 97. Die engliſche Regierung hat 1818 für die Malteſer den St. Georg- und St. Michaelorden geſtiftet.

Mälzl, S. 98. Vor einigen Jahren ließ er ſeine Automaten und die Kempelen'ſche Schachmaſchine in London ſehen.

Mancheſter, die größte brittiſche Manufacturſtadt, zählte im J. 1818 nebſt ſeinen Vorſtädten: 111,000 Einw. Durch Handel blühte Mancheſter ſeit 1758 auf, denn durch Arkwright's (ſ. d. Art.) Erfindung der Spinnmaſchinen; endlich ſeit 1780, als Crompton die unter dem Namen Mule bekannte Maſchine Mule erfand, und Watt die Dampfmaſchine dazu einrichtete. So kam es, daß jetzt eine Perſon in derſelben Zeit ſo viel Garn ſpinnen kann, als 200 Perſonen vor 50 Jahren.

Manſon, S. 118. Die am Schluſſe genannten, als Mitſchuldige an Fualdes Mord angeklagten Conſtans, Yence und Beſſières-Veynac wurden von dem Aſſiſen-Gerichte den 14. Jan. 1819 von aller Mitſchuld einmüthig frei geſprochen.

Mantua, S. 119 Z. 12 v. u., muß Pitti geſtrichen werden. Seit 1814 bildet Mantua (41 Q.M. mit 230,400 Einw.) eine Provinz des Gouvernements Mailand im lombard. venetianiſchen Königreiche.

Mara, S. 123, geboren zu Caſſel 1750; nach Andern zu Fiſchbach bei Eiſenach 1743.

Marcard, S. 132, ſtarb den 16. März 1817.

Maret, S. 140. Im J. 1819 erhielt Maret unter Decazes Miniſterium die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich.

Maria Stuart, S. 153. Ueber die franzöſiſche Umbildung des Schiller'ſchen Trauerſpiels, von Lebrün, ſ. das Lit. W. Bl. Jul. 1820. Nr. 16.

Marienburg, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Danzig, in Weſtpreußen an der Nogat, mit 5,800 Einw., merkwürdig wegen des in Trümmern liegenden Schloſſes Marienburg, das der Sitz oder Haus des deutſchen Ordens (ſ. d. Art. und den Art. Preußen) war; der ehrwürdige Stützpunct der germaniſchen Cultur Preußens; erbaut in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und ausgebaut in der erſten Hälfte des 14ten Jahrhunderts unter dem Hochmeiſter Dietrich von Altenburg. Noch in den Ruinen iſt es ein herrliches Monument altdeutſcher Baukunſt.

Marlborough (ſeine Gemahlin Sara Jennings). Vieles, was man dieſem großen Feldherrn Schuld gab, ward vom Parteihaſſe übertrieben. Die Miniſter beſoldeten Verläumder. Selbſt Swift ließ ſich gebrauchen, den größten Mann, den England hervorgebracht, durch Schriften zu verunglimpfen. Eugen redete

laut ſeinem verunglimpften Freunde das Wort. Im Privatleben war Marlborough ein gehorſamer Sohn, ein zärtlicher Ehemann, ein treuer Freund, ein nachſichtiger Herr ſeiner Dienerſchaft. Er war der ſchönſte Mann. Auf ſeinem Geſicht lag Wohlwollen. Sein ganzes Weſen war hinreißend. Wahre Religioſität war ein Hauptzug ſeines Charakters. So ſtellt ihn hundert Jahre nach ſeinem Tode die Geſchichte dar. Vergl. Coxe's Memoirs etc. 2 Edit. 6 Vol. 8. 1819.

Marmontel, war geboren 1723 und ſtarb den 31. Dec. 1799. Seine Mémoires d'un Père pour servir à l'instruction de ses enfans. 4 Vol. Paris 1805 in den Oeuvres posth. enthalten ſein Leben.

Marocco. Zweige des Atlas ziehen ſich durch das Land, und ihre Schneegipfel haben 12,000 Fuß Höhe. — Ein ſtarker Karawanenhandel mit europäiſchen Gütern wird von Marocco aus, von Acca und Tatta, durch die Wüſte von Sudan, Timbuctu und weiter weſtwärts getrieben. Der Weg von Fez nach Timbuctu beträgt 129 Tagereiſen. — Der verſtorbene Kaiſer erließ den 15. Febr. 1818, eine feierliche Einladung an alle Europäer, ſich in Marocco niederzulaſſen. Schwerlich kann ein Land Fremde anziehen, auf das der ärgſte Despotismus drückt; denn des Kaiſers von Marocco Willkühr beſchränkt kein Mufti, keine Ulema, kein Divan. Seine Armee beſteht meiſtens aus Neger-Miethtruppen, denen er mehr vertraut, als den Eingebornen. Die 12,000 Mann ſtarke mohriſche Reiterei hat zur Standarte einen Commentar des Koran, den der oberſte Heilige des Kaiſerthums, Sidi Baccari, verfaßt hat. Das Buch befindet ſich, wie eine Art Bundeslade, in einem Zelte im Mittelpuncte des Heerlagers. Die Seemacht zählt etwa 20 kleine Fregatten, einige Schebecken und andere Fahrzeuge, mit etwa 6000 Seeleuten. Die Hauptſtadt Marocco, erbaut 1052 nach Chr. Geb., liegt zum Theil in Ruinen und zählt daher kaum 30,000 Einw.

Marſeille, das alte Maſſilia, hat jetzt über 102,000 Einwohner, iſt der Sitz der 8. Militärdiviſion. In dem Freihafen ſind im J. 1816 6,078 Fahrzeuge (darunter 1,575 franzöſiſche) ein- und 5,828 ausgelaufen. Die Zahl der Baſtiden beläuft ſich auf 5000. Auf der 6 Meilen von der Stadt entfernten Inſel Pomegues befindet ſich ein gut eingerichtetes Lazareth mit muſterhaften Quarantaine-Anſtalten, für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren.

Martens (Gr. Friedr. v.), ſtarb zu Frankfurt a. M. den 21. Febr. 1821. S. Allgem. Zeit. 1821. Beil. 38 und Nr. 46.

Martin San, der Sieger am Maipo (nicht Mayro), befehligt jetzt das Landheer der Chilioten gegen Peru, in Verbindung mit Lord Cochrane, der Lima von der Seeſeite ſeit 1819 mehrmals vergebens angegriffen hat.

Martin, el Empecinado. Im J. 1821 vollzog er den Auftrag, die Banden des Merino und anderer Prieſter, welche das Landvolk gegen die Conſtitution bewaffnet hatten, im nordöſtlichen Spanien zu zerſtreuen.

Martinique. Im J. 1810 zählten hier die Engländer, welche damals die Inſel beſaßen, 9,200 Weiße, 8,600 farbigte Freie und 78,570 Sklaven. Der Coffeebau ward erſt 1718 von Mokha in Arabien nach Martinique verpflanzt.

Maskelyne (nicht line), königl. Aſtronom, geboren zu London den 6. Oct. 1732, ſtarb den 9. Febr. 1811. Sein Nachfolger im Amte war John Pond.

Maſſenbach, S. 215 unten. Dagegen wird bemerkt: Maſſenbachs Auslieferung wurde bewilligt, weil die Auslieferung nach dem Vernunft- und nach mehr als einem poſitiven Rechte, in dem Falle eines ſolchen Verbrechens, das immer und überall Verbrechen iſt, Statt findet; was aber auf andere, zumal auf politiſche Verbrechen, nicht ausgedehnt werden darf. — Da ſich Maſſenbach vor ſeinen Richtern ſelbſt für ſchuldig erkannte, ſo wurde das Urtheil vom Könige dahin gemildert, daß er in Cüſtrin als Staatsgefangener blieb. Von hier ſandte er einen Plan ein, wie die preußiſche Staatsſchuld bald getilgt werden könnte. Man fand ihn aber unausführbar. Im J. 1820 wurde Maſſenbach, da es zwiſchen ihm und den Militärbehörden zu Cüſtrin fortwährend Streit gab, auf die Feſtung Glaz gebracht.

J.

J, der neunte Buchſtabe des deutſchen Abc und unter den Selbſtlautern der mittelſte.

Jaſon, ein Sohn des Äſon, Königs von Jolkos und der Polymede (nach Andern Polymete, Alcimede, Polypheme u. a.), gehörte zu den Heroen des alten Griechenlands, und that ſich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges hervor. Früher ſchon wohnte er der calydoniſchen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher faſt aller damaligen griechiſchen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jaſon volljährig war. Daher regierte ſein Oheim Pelias als Vormund das Land. Die Veranlaſſung zu Jaſons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einſt zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle ſeine Verwandten, alſo auch den Jaſon, einladen. Als dieſer auf ſeinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Geſtalt einer alten Frau, welche ihn bat, ſie über den Fluß zu tragen. Jaſon that dieß, ließ aber ſeinen einen Schuh im Schlamme ſtecken. So kam er zum Pelias, der ſich darüber entſetzte, weil ein Orakelſpruch ihm geweiſſagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den Jaſon, was er wol mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als ſein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jaſon, er würde ihn nach Kolchis ſchicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Dieſen Auftrag erhielt nun Jaſon vom Pelias. Die Veranlaſſung zu dieſem Zuge wird auch noch auf andere Weiſe erzählt. Als Jaſon zwanzig Jahr alt war, befragte er das Orakel, wie er ſich den Beſitz ſeines rechtmäßigen Erbes wieder verſchaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magneſiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dieß geſchah; doch kam Jaſon nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weiſe verloren hatte. Alles verwunderte ſich über dieſen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte ſich nach ſeiner Herkunft. Jaſon antwortete dreiſt, daß er Äſons Sohn, und in der Höhle des Chiron erzogen worden ſei; hierauf ließ er ſich die Wohnung ſeines Vaters zeigen. Nun kamen ſeine Verwandten, Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akaſtus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage das Feſt des Wiederſehens feierte. Dann gingen ſie zuſammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte nicht, ihn abzuweiſen und antwortete, daß er bereit ſei, daſſelbe ihm zu überlaſſen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldene Vließ wieder nach Theſſalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phrixus und das Orakel befohlen hätten, da ſein eigenes hohes Alter ihm nicht erlaube, ſelbſt dieſe Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin zeugte Jaſon mit der Hypſipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (ſ. d. Art) unterſtützt, erreichte er den Zweck

ſeiner Reiſe glücklich, und kehrte mit ihr, als ſeiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich ſo glücklich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung ſeiner Eltern und ſeines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkos zu gelangen, ſondern er mußte ihn dem Akaſtus, dem Sohne des Pelias überlaſſen und ſich mit ſeiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichſten Ehe, bis endlich Jaſon, der Medea überdrüſſig, ſich in Glauce, die Tochter des korinthiſchen Königs Kreon, verliebte, ſie heirathete und ſeine Gemahlin und Kinder verſtieß. Aber jene rächte ſich ſchrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jaſon ſie dafür beſtrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, Ägeus, nachdem ſie ihre mit Jaſon erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Hierauf ſoll ſich Jaſon aus Verzweiflung ſelbſt getödtet haben.

Ibarra (Joachim) königlich ſpaniſcher Hofbuchdrucker, ward zu Saragoſſa geboren und ſtarb am 23. Nov. 1785 im ſechzigſten Jahre ſeines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunſt auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus ſeinen Preſſen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des Mozarabiſchen Miſſals, der Geſchichte Spaniens von Mariana, des Don Quixote und der ſpaniſchen Ueberſetzung des Salluſt hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande erſchien, iſt vom Infanten Don Gabriel verfertigt, und ſehr ſelten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an ſeine Freunde verſchenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu ſchaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Auch war er der Erſte, der in Spanien die Kunſt einführte, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Unebenheiten aus denſelben zu verwiſchen und ihnen ein gefälligeres Anſehn zu geben. Da er ſein Vaterland nie verlaſſen hatte, ſo war er auch Erfinder faſt aller ſeiner Geheimniſſe.

Iberien war 1) ehemals eine ſehr fruchtbare Landſchaft im nordöſtlichen Aſien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umſchloſſenen Ebene beſtand, und einen Theil des jetzigen Georgiens ausmachte. In den ältern Zeiten gehörte dieß Land wahrſcheinlich zur perſiſchen Monarchie, wenigſtens ſcheint dieß aus dem Namen des Fluſſes Cyrus zu erhellen. Alexander und ſeine Nachfolger kamen nicht hierher. Die Iberier blieben alſo von dieſer Zeit an wahrſcheinlich unabhängig, bis ſie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römiſche Oberherrſchaft kamen, unter welcher ſie bis nach Kaiſer Julian blieben. Dann geriethen ſie wieder unter perſiſche Hoheit, welche ſie aber mit Widerwillen duldeten, da die Perſer ihnen an der Ausübung der chriſtlichen Religion ſehr hinderlich waren, 2) hieß auch ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro), ſo wie die Iberi als ein Stammvolk Spaniens betrachtet wurden. Ueberhaupt glaubt man, daß dieſe ſpaniſchen Iberier von den aſiatiſchen Iberiern abſtammen, die auf dem ſogenannten zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten.

Ibycus (Ibykus), ein berühmter griechiſcher Lyriker und Zeitgenoſſe des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium, lebte im dritten Jahre der ſechs und funfzigſten Olympiade, oder 552 vor Chriſtus. Er begab ſich nach Samos, zu der Zeit, als Polykrates über dieſe Inſel herrſchte, und brachte daſelbſt ſein Leben zu. Auf einer Reiſe, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen. Da er keine

Rettung ſah, ſo drohte er ihnen, die Kraniche, die ſo eben über ihren Köpfen wegflogen, würden ſeine Rächer ſein. Und dieſe Drohung ließen die Götter in Erfüllung gehen. Denn als dieſe Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, ſagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus! Dieß hörte einer der umſtehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Dieſe ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem ſie den Mord des Ibycus eingeſtanden hatten, hinrichten. Nach Suidas ſoll Ibycus ſieben Bücher lyriſcher Gedichte im doriſchen Dialecte geſchrieben, und das muſikaliſche Inſtrument, Sambuca, nebſt einer Gattung Gedichte, worin er ſein Leben beſang, und die nach ihm ibyciniſche Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unſerer Leſer unbekannt ſein, daß jenes Schickſal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlaſſung und Inhalt gegeben hat.

Icarus, ſ. Dädalus.

Ich, nennt Jeder ſich ſelbſt und was unmittelbar zu ſeiner Perſon gehört, vorzüglich aber ſein geiſtiges Selbſt, oder ſeine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenſtand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenſtand des äußern Sinnes (der in ſo fern zum Nichtich gehört) verſchieden, aber mit demſelben auf die innigſte Weiſe verbunden iſt. Dieſes Ich wird auch, in ſo fern es in ſeinen individuellen Aeußerungen und Erſcheinungen (d. i. in den beſtimmten Zuſtänden des Vorſtellens, Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philoſophen das empiriſche Ich genannt, indem man es von dem ſ. g. transſcendentalen (nicht durch einzelne Anſchauung erkennbarem) Ich unterſcheiden wollte, d. i. von der Seele als reinem und beharrlichem Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller beſondern Zuſtände und Aeußerungen derſelben betrachtet, welches transſcendentale Ich ſelbſt nur der abſtrahirte Begriff eines Subjects iſt. Die Kantiſche Schule betrachtet die Vorſtellung Ich als Product und Gegenſtand der reinen Thätigkeit des Bewußtſeins, oder als das Bewußtſein des Bewußtſeins, das ſich ſelbſt in ſeiner Thätigkeit feſthält. Fichte ſuchte jene Vorſtellung noch höher zu ſteigern, und über das Bewußtſein hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte, und das Bewußtſein als Product des Ichs, das Ich ſelbſt aber (welches er nun in ſo fern das abſolute oder reine nannte), als das Subject betrachtete, welches das Bewußtſein hervorbringe, und conſtruire. Das reine Ich (man könnte es das Fichtiſche Ich nennen) lehrte er, ſei abſolute Thätigkeit, welche ſich ſelbſt ſetzt (daher der erſte Grundſatz ſeiner Philoſophie: Ich bin Ich, A = A), und ſich ein Nichtich (Object) entgegen ſetzt. Nach dieſer Vorſtellungsweiſe iſt das Ich ſelbſt kein Gegenſtand des Bewußtſeins (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtſein), ſondern der letzte Grund des Bewußtſeins, von welchem alle einzelne empiriſche Handlungsweiſe ausgehe, ja von dem ſelbſt das empiriſche Ich nur Accidenz, und Alles, was außer dem Ich iſt, Product ſein ſoll. T.

Icon (Ikon) heißt im Griechiſchen ein Bild. Daher Iconismus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. Iconolatrie, Anbetung der Bilder. Iconoklaſten, Bilderſtürmer (ſ. d. Art.). Iconomachie, Bilderſtreit, Bilderkrieg. Iconographie, die Beſchreibung alter Bildſäulen, Bruſtbilder, Hausgötzen, moſaiſcher Arbeiten und alter Gemählde mit Waſſerfarben. Man rühmt Michel

Angelo und Urſinus als die Wiederherſteller dieſer Wiſſenſchaft, welche darauf von Johann Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden iſt. Canini gab ſeine Iconographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon beſitzen wir ſeine Antiquités expliquées. Iconologie, Bilderlehre (ſ. d. Art.).

Ida, in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge in der Landſchaft Troas, an deſſen Fuße die Stadt Troja lag, und deſſen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Das Gebirge ſelbſt hatte mehrere Zweige. Sein ſüdlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchſten Spitzen deſſelben Cotyllus. Auf dem Ida befand ſich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäiſche Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Hier entſchied Paris den Streit der drei Göttinnen und ſprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier ſollte auch Ganymed entführt worden ſein. Ueberhaupt iſt der Ida der Schauplatz vieler griechiſchen Mythen. Uebrigens wuchſen beſonders viel Fichten auf demſelben, weßwegen auch das idäiſche Pech ſehr berühmt war. 2) Ein Berg auf der Inſel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchſte Gipfel des Gebirges, welches von Weſten nach Oſten die Inſel durchſchneidet, und deſſen weſtlicher Theil Leuci (albi montes), deſſen öſtlicher hingegen Dicte genannt wurde. Dieſer höchſte Gipfel des Gebirges, der vorzugsweiſe Ida genannt wurde, und jetzt Pſitoriti heißt, hat an ſeinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues, oder 1700 Toiſen). Oben endigt ſich dieſer Gipfel in zwei Felſenſpitzen, die faſt immer mit Schnee und Eis bedeckt ſind. Er gewährt ſeiner Höhe wegen eine ſehr weite Ausſicht über die ganze Inſel und iſt mit Fichten- Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, ſonſt aber eben nicht ſehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächſen, die auf dieſem Berge wachſen, iſt die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entſpringen auf demſelben, welche die benachbarten Felſen befruchten. Auf demſelben zeigen ſich die Höhlen, in welchen die erſten Anbauer von Creta gewohnt haben. Auch ſoll auf demſelben die Erfindung des Eiſens gemacht worden ſein. Vor allen aber war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. (S. d. Art. Creta.)

Idalium war ein berühmter und von den Dichtern oft genannter Ort auf der Inſel Cypern. Neben demſelben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte.

Ideal, Idealiſch. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der Aeſthetik Etwas, das einer Idee gemäß gebildet iſt, im Gegenſatz mit dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbild hat. Im Allgemeinen heißt Ideal Urbild, ein Gegenſtand höchſter Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken und durch Einbildungskraft veranſchaulichen; idealiſch das, was ſich über die Wirklichkeit erhebt, und nur ein Gegenſtand der Einbildungskraft iſt. Es giebt zwei Arten äſthetiſcher Nachbildung, die blos individuelle und die idealiſche. Jede derſelben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erſcheinen die Geſtalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beſchränkungen und Gebrechen derſelben, in dieſer als Weſen einer höhern Natur, welche nur das Weſentliche darſtellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beſchränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbil-

dungskraft gelangt zu ſolchen Kunſtidealen durch Abſtraction von den Anſchauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die blos individuellen und zufälligen Merkmale von den weſentlichen abſondert, und nur dieſe darſtellt, entſtehen Idealbildungen einer beſondern Art; ſondert ſie das Eigenthümliche dieſer Art aufs neue von dem Weſentlichen und Allgemeinen ab, ſo entſtehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt ſie mit dieſer Abſonderung beſonderer Beſtimmungen immer weiter fort, ſo gelangt ſie endlich zu einem höchſten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Abſonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten iſt. Durch dieſe Fähigkeit erſchafft der Menſch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben ſind. Darum ſind ſie aber noch nicht über die Natur ſelbſt erhaben, denn wir verſtehen unter Natur nicht blos die wirklichen Erſcheinungen in der Sinnenwelt, ſondern auch die denſelben zum Grunde liegenden Geſetze und Urbilder. Dieſen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die alſo ebenfalls natürlich ſind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Den Naturgeſetzen nach ſind ſie blos möglich, durch die Einbildungskraft werden ſie wirklich. Die Einbildungskraft überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach dieſen Geſetzen des Möglichen eine idealiſche Welt, und bevölkert ſie mit Weſen, die vollkommener und ſchöner ſind als die Bewohner der ſichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu dieſen Dichtungen nimmt ſie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die ſich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerſtreut finden, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale, als ſolches, ſei auch ſchön, im gewöhnlichen Sinne; denn es kann auch ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Böſen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag ſich dieſe nun im Guten oder Böſen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthigen) oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft ſchafft durch dieſelbe Operation einen Homeriſchen Olymp und eine Danteſche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit ſeinen Schreckniſſen hauſet, eine Madonna und eine Carricatur. Deßhalb ſind die Ausdrücke ſchönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterſchied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit iſt das vollkommen Schöne, das ſchöne Ideal die allgemeinſte Darſtellung der in der Idee irgend einer Weſengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine ſolche, wo die Schönheit eines Gegenſtandes durch das Idealiſiren erhöht erſcheint. Gewiſſermaßen entgegengeſetzt dem Ideal iſt das Charakteriſtiſche, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieſer Abweichungen iſt eine beſondere Beſtimmung, folglich eine Beſchränkung des Ideals der Geſtalt auf beſondere Verhältniſſe ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an ſeiner urſprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben ſo viel Charakter wieder, und befriedigt auf dieſe Weiſe den, neben dem Idealſchönen, auch beſtimmte Bedeutung und Individualität fordernden Kunſtſinn, der nicht blos Schönheit ſondern auch Wahrheit verlangt. Dieſe Kunſtwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteriſtiſchen. Hieraus geht von

ſelbſt hervor, daß Wahrheit und Charakteriſtik weder der ganz vollſtändige, noch auch der höchſte Zweck der Kunſt ſei; ſondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darſtellung hinzukommen müſſe. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden. Es muß alſo zwiſchen beide ein vermittelndes Princip treten, daß die Wahrheit ſich nicht anders als ſchön darſtellen könne. Dieſes vermittelnde Princip iſt das Ideal. Indem dieſes alles blos Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Weſentliche in ſich aufnimmt, fällt auch zugleich Alles weg, was der Schönheit widerſtreben könnte. So war es in der Plaſtik der Griechen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealiſche Individualität (oder ſchöne Darſtellung des Ideals unter charakteriſtiſchen Bedingungen) annehmen muß. — Man unterſcheidet aber überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entſtehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anſchauungen, Ideale der Einbildungskraft, auch vorzugsweiſe Ideale genannt. Von letzteren war vorhin die Rede. Nach ſeiner Eintheilung in ſpeculative und praktiſche Vernunft ſtellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorſtellung eines Weſens aller Weſen begreift, und das Ideal der praktiſchen Vernunft, d. i. das höchſte Gut, die Vorſtellung eines Weſens, welches den moraliſch vollkommenſten Willen mit der höchſten Glückſeligkeit in ſich vereinigt, und die Urſache aller Glückſeligkeit in der Welt iſt, ſofern ſie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältniſſe ſteht. dd.

Ideal=Geld, Begriff=Geld, iſt diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmeſſer, der kein ſinnlicher Stoff, ſondern ein bloſer Begriff zum Grunde liegt, vermittelſt welcher alſo der Werth der Güter nicht körperlich gemeſſen, ſondern blos ideal ausgeſprochen wird. Da Geld keinen andern Zweck hat, als die Abſtufungen des verglichenen Werths der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preiſes derſelben gegen einander abzuwägen, dieſer Zweck aber ſchon dann erreicht werden kann, wenn man ſich den allergeringſten Vermögenstheil blos denkt, dieſen Gedanken durch irgend eine willkührliche Bennennung ausdrückt und das Verhältniß dieſes kleinſten Vermögenstheils zu andern größern Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Benennung bezeichnet, ſo iſt es klar, daß körperliche Gegenſtände, ſinnliche Stoffe, zum allgemeinen Werthmeſſer nicht unumgänglich nothwendig ſind, ſondern daß auch ſchon bloſe Begriffe dazu gebraucht werden können. Eines ſolchen idealen Maßſtabes zur Vergleichung der Werthe unter einander bedienen ſich die Neger in Angola, Loanga und verſchiedenen andern Staaten auf der Goldküſte von Afrika und nennen denſelben Makute. Alle Dinge werden dort nach ſolchen Makuten geſchätzt; wenn die Bewohner dieſer Provinzen mit einander handeln, ſo bedingen ſie jede Waare auf ſo und ſo viel Makuten und vergüten ſich alsdann dieſen Werth in Waaren, welche ebenfalls nach Makuten geſchätzt ſind. Dieſe Makuten ſind weder Münzen, noch überhaupt wirkliche vorhandene Dinge, ſondern blos ein eingebildeter Begriff von einer Größe, wodurch man ſich einen Maßſtab von allen Waaren und Gütern verſchafft hat. (S. Geld.) K. M.

Ideal=Münze (Begriff=Münze). Man verſteht darunter das reine Tauſch= oder Werth=Ausgleichungsmittel, mit andern Worten, diejenige Anweiſung auf in den Tauſchverkehr kommende

Güter, welche blos als ſolche Anweiſung einen Gebrauchswerth hat, die Münze alſo, welche an und für ſich, und abgeſehen von ihrer Eigenſchaft als Werth=Ausgleichungsmittel, kein Gegenſtand des Verkehrs, keine Waare ſein kann, ein Tauſchmittel, das, ſobald es die Eigenſchaft, eine Anweiſung auf Waaren zu ſein, verliert, nicht mehr in die Categorie der Genußmittel oder Güter gehört. — Der ſinnliche Stoff, woraus eine Münze gebildet iſt, mag ſein, welcher er will, hat derſelbe nur entweder gar keinen oder einen ſo unbedeutenden Tauſchwerth, daß er gar nicht in Betracht kommen kann, ſo gehört die Münze ſtets zur Claſſe der *Ideal=Münze* und nicht zu derjenigen der *Real=* oder *Ideal=Real=Münze*. — Eine Hauptgattung der bei den gebildeten Völkern gebräuchlichen Ideal=Münzen iſt die *Papier=Ideal=Münze*, d. h. diejenige Anweiſung auf in den Verkehr kommende Güter, deren ſinnlicher Stoff in einem bloſen Blättchen Papier beſteht. Aber nicht jede *Papier=Münze* iſt *Papier=Ideal=Münze*, letzteres iſt ſie vielmehr nur in den Fällen, wo das Blättchen Papier, was den ſinnlichen Stoff derſelben bildet, eine *unmittelbare* Anweiſung auf die in den Verkehr kommenden Güter enthält. Iſt hingegen das Blättchen Papier blos eine *mittelbare* Anweiſung auf dieſe Güter, dergeſtalt, daß daſſelbe nicht anders als vermittelſt eines beſtimmten Genußmittels, worauf es die beſondere Anweiſung enthält, den Dienſt der Münze zu verrichten vermag, wie dieß z. B. bei den von einer Zettelbank ausgegebenen Noten der Fall iſt, ſo iſt die Münze keine Papier=*Ideal=*, ſondern eine Papier=*Real=*, oder Papier=*Ideal=Real=*Münze. — Der Charakter der *Ideal=*Münze iſt lediglich darin zu ſuchen, daß ihr eine *Idee* zum Grund liegt, auf der *allein* ihre Geltung beruht, während allen übrigen Arten von Münzen ein *Körper*, welcher zugleich Tauſchwerth beſitzt, folglich ein wirkliches Genußmittel iſt, zum Grunde liegt und entweder *allein*, wie bei der *Real=*Münze, oder wenigſtens zum Theil, wie bei der *Ideal=Real=*Münze, zur Bürgſchaft ihrer Geltung dient. Dieſe *Idee* aber iſt keine andere als der Glaube, daß die Behörde, ſie ſei übrigens eine öffentliche oder Privatbehörde, welche die Münze ausgegeben hat, dieſelbe als allgemeines Werth=Ausgleichungsmittel im Verkehre werde gelten laſſen *wollen* und *können*. Hierdurch wird der Name, womit dieſe Gattung von Münzen bezeichnet worden, vollkommen gerechtfertigt. Die Bürger eines Staats ſind mit einander vereint zu gemeinſamer Vertheidigung und zu gemeinſamer Freiheit. So wie ſie hierüber einig geworden ſind, können ſie unſtreitig auch übereinkommen wegen Einführung einer Ideal=Münze, deren Tauſchwerth blos auf der freien Uebereinkunft beruht, und keineswegs auf der Beſchaffenheit irgend eines Stoffs. Die Regierung, in ſich vereinigend den Geſammtwillen, wird erhalten können, daß kein Bürger ſich weigert, ein beſtimmtes Gepräge, gleichviel, von welcher Art der Stoff ſein mag, den es trägt, ob Papier, Pergament, Leder oder was ſonſt, anzunehmen nach einem beſtimmten Maßſtabe und dafür hinzugeben, was er in Ueberfluß beſitzt, weil die Regierung ihm Bürge iſt, daß er dafür im Verkehre werde erhalten können, was er bedarf. — Wir verdanken die Erfindung der Ideal=Münze und namentlich der *Papier*=Ideal=Münze nicht, wie die Meiſten glauben, der Politik neuerer Zeiten. In China und Perſien hat man ſich derſelben bereits im 13ten Jahrhundert zu der Zeit, als dort die Mongolen als Eroberer herrſchten, bedient. Es kommen davon bis in das 15te Jahrhundert Nachrichten vor. Man

verfertigte das Papier dazu aus Baumrinde, die wie Blätter von Papier zugerichtet wurde. Es gab große und kleine Stücke, runde, länglicht = viereckige von ſchwarzer Farbe: jeder zur Verfertigung deſſelben beſtallte Staatsbeamte ſetzte ſein Zeichen drauf, und zuletzt fügte noch der vom Kaiſer ernannte Vorſteher einen Stempel mit rothem Zinober hinzu, wodurch es eigentlich erſt Werth und Geltung erhielt. Baumwollenpapier, mit dem Namen des Regenten bezeichnet, war umlaufende Landesmünze, worin die Unterthanen ihre Abgaben entrichteten und die Beſoldeten ihren Gehalt empfingen. Abgenutzte Papiermünze konnte zur Umtauſchung gegen neue eingereicht werden. Das Regalrecht, welches hierbei der Kaiſer ausübte, wurde gegen Eingriffe durch Todesſtrafe geſchützt. — Da die Geltung einer jeden vom Staate ausgegebenen Ideal = Münze lediglich auf dem Credite des Staats, oder mit andern Worten, auf dem Zutrauen beruht, welches man in ſeinen guten Willen und in ſeine Macht ſetzt, geleiſtetes Verſprechen zu halten und übernommene Verbindlichkeiten zu erfüllen, ſo kann ſie als Münze in der Regel auch nur in dieſem Staate umlaufen. Denn, wie mächtig und ehrlich immerhin eine Regierung ſein mag, ſo kann ſie doch nie dafür bürgen, daß die Ideal = Münze, welche ſie in Umlauf ſetzt, im Auslande gleich der Real = Münze werde angenommen werden, welche Bürgſchaft ſie bis auf einen gewiſſen Punkt in Anſehung des inländiſchen Münzumlaufs allerdings zu übernehmen im Stande iſt. Es ſind daher die Grenzen des Staats gewöhnlich die Grenzen des Umlaufs ſeiner Idealmünze als allgemeines Werthausgleichungsmittel. Dieß hindert jedoch nicht, daß die Idealmünze als Waare ſelbſt im Auslande einen Tauſchwerth beſitzen kann. Wie nämlich jede Waare auch in dem Lande, wo ſie gar nicht gebraucht wird, doch einen Handelsgegenſtand ausmachen, wie ſie dort angekauft werden kann, um mit Vortheil wieder verkauft zu werden, ſo kann auch die Ideal = Münze, wiewol ſie im Auslande nicht als Münze in Umlauf zu treten vermag, doch als Handelsgegenſtand im Verkehre vorkommen. (S. Münze.) KM.

Ideal = Real = Münze, Begriff = Sach = Münze. Nur in ſeltenen Fällen ſehen wir die Münze als reine Ideal = oder als reine Real = Münze den Dienſt der Werthausgleichung verrichten. Gewöhnlich erſcheint dieſelbe zum Theil als Ideal =, zum Theil als Realmünze. Die Münzen dieſer Art laſſen ſich am beſten durch den Ausdruck Ideal = Real = Münzen bezeichnen. Zur Claſſe dieſer Münzen ſind daher alle diejenigen zu zählen, deren ſinnlicher Stoff zwar einen eigenthümlichen aber geringern Tauſchwerth beſitzt als die Güter, worauf die Münze eine Anweiſung nicht blos verſpricht, ſondern wirklich enthält. Faſt jedes Land, wo geringhaltige Metallmünzen umlaufen, liefert uns Beiſpiele von Ideal = Real = Münzen. So konnte man in Preußen vor der neuern Kriegsepoche mit ſechszehn preuß. Groſchen im gewöhnlichen Verkehre dieſelben Ausgleichungen vornehmen, wie mit einem Courant = Gulden, ungeachtet der Metallwerth des letztern den des erſtern bei weitem überſtieg; es verrichteten alſo damals die Groſchen zum Theil den Dienſt der Real =, zum Theil den der Ideal = Münze, jenen in Anſehung des in ihnen enthaltenen edelen Metalls, und dieſen in Anſehung des Unterſchiedes, welcher Statt fand zwiſchen dem Tauſchwerthe des Metalls und dem Tauſchwerthe der Genußmittel, welche vermittelſt derſelben ausgeglichen werden konnten, daher waren die preußiſchen Groſchen zu jener Zeit mit Recht zur Claſſe der Ideal = Real = Münzen zu zählen. Es können

übrigens dieſelben Güter, welche den Werth der Real-Münzen zu verbürgen im Stande ſind, auch bei der Ideal-Real-Münze zum Grunde gelegt werden, und welche ſinnliche Stoffe ſich vorzugsweiſe zu jener eignen, eignen ſich vorzugsweiſe auch zu dieſer, wie z. B. die edelen Metalle. Wie aber der Werth der *Ideal-Münze einzig* und *allein* auf dem Credite der Behörde beruht, welche ſie ausgegeben hat, ſo beruht auch der Werth der *Ideal-Real-Münze*, wenn gleich nur zum Theil, auf dieſem Credit, darum iſt von dem Sinken der Nationalkraft ſtets das Sinken des Werths der von einer Regierung ausgegebenen Ideal-Real-Münze eine unmittelbare und nothwendige Folge. Einen Beleg hierzu liefert uns die neueſte Geſchichte des preußiſchen Staats; als nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Nationalkraft dieſes Staats geſunken war, ſahen wir auch den Credit und den Werth ſeiner Ideal-Real-Münze plötzlich herabſinken. (S. *Münze*, *Real-Münze*, *Ideal-Münze*.) KM.

Idealiſiren heißt: wirkliche Gegenſtände mittelſt der Einbildungskraft ſo behandeln, daß dieſelben Vernunftideen gemäß erſcheinen; das Wirkliche als Ideales darſtellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, iſt im Artikel Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieſes Verfahren in den Darſtellungen der ſchönen Kunſt ſei; denn man kann gewiſſermaßen behaupten, daß alle ſchöne Kunſt, in ſo fern ſie der bloſen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegen geſetzt iſt, darauf beruhe. Um dieß noch genauer zu entwickeln, ſei hier eine Stelle Cicero's angeführt, die ſo merkwürdig iſt, daß ſie zum Text einer vollſtändigen Theorie dieſes Gegenſtandes dienen könnte. „Als Phidias, ſagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiter verfertigte, ſchränkte er ſich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles ein, um es nachzuahmen wie es iſt, ſondern in ſeinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer Natur, deſſen Schönheit ſeine Blicke feſſelte, und ſeine Erfindung wie ſeine Ausführung leitete.“ Wenn Cicero hier ſagt, Phidias habe ſich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles eingeſchränkt (non contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret), ſo verſteht er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich ſagen will, erklärt ſich durch das Wort *aliquem*; d. h. es war nicht *der* oder *jener*, den er nachahmte, ſeine Nachahmung hing ſich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, ſeine Abſicht war nicht die ſklaviſche Nachbildung des Modelles, das er vor Augen hatte. Und ſobald der Künſtler nicht den Zweck hat, die getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, ſondern durch die Formen der Geſtalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzuſtellen vermöchte, muß er ſich wol der genauen Nachahmuug des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft ſelbſt muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Geſtalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und dieß that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künſtler in ſeinem Innern trägt, wird, wie Cicero ſagt, der Lenker ſeiner Kunſt und ſeiner Hand, und dadurch wird der Künſtler ein Schöpfer, in ſo weit es der Menſch zu ſein vermag. Durch das Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erſcheint der dargeſtellte Gegenſtand einmal als ein *nichtwirklicher* (blos möglicher), und dann als einer, der *alle Wirklichkeit übertrifft*. Nun ſtehen das Werk des Künſtlers und das Werk der Natur nicht mehr in demſelben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denſelben Maßſtab. Welche

Folgerungen ſich hieraus ergeben, wird man da ſehen, wo das Weſen der ſchönen Kunſt entwickelt wird. dd.

Idealiſmus nennt man gewöhnlich dasjenige philoſophiſche Syſtem, nach welchem die Dinge außer uns als bloſe Erſcheinungen betrachtet und aus dem menſchlichen Vorſtellungsvermögen erklärt werden, und nur der Betrachtende ſich ſelbſt für etwas Wirkliches hält, oder nach einer andern umfaſſendern Beſtimmung: in welcher das Ideale als das Urſprüngliche, das Reale als das Abgeleitete geſetzt wird. In der Philoſophie der Alten war Idealiſmus jener Art ſeiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlaſſung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Biſchoff Berkeley aber (ſ. dieſen) ſuchte das Nichtdaſein der Materie zuerſt zu beweiſen, und iſt deßhalb als der Urheber des Idealiſmus anzuſehen. Sein Syſtem iſt dieſes. Es iſt keine von unſern Vorſtellungen unabhängige Materie vorhanden, ſondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entſtehen durch die Einwirkung Gottes auf unſern Verſtand, und die ganze Körperwelt exiſtirt eigentlich nur im Verſtande Gottes, der nach einer beſtimmten Ordnung die ſinnlichen Vorſtellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt dieſen Idealiſmus den dogmatiſchen oder ſchwärmenden, und ſetzt ihm entgegen ſeinen kritiſchen (auch formalen und transſcendentalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſei nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verſtandes und der Vernunft ſei Wahrheit: ſo behauptet hingegen dieſer, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ſei zwar nur Erkenntniß der Erſcheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit ſei. Der Kantiſche Idealiſmus erſcheint ſublimirt in der Philoſophie Fichte's, welche, mit Hintanſetzung und Verläugnung der Natur lediglich die abſolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geiſt dieſer Philoſophie beſteht in der Subjectivität des Objectiven, Alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches ſich ein Nicht-Ich entgegenſetzt, und daraus entwickelte ſich ein Syſtem der abſoluten Identität (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorſtellung und des Vorgeſtellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens und der Gegenſtände, des Geiſtes und der Materie) im Ich, welches Syſtem beſonders durch Schelling auf eine blendende Weiſe ausgeführt wurde. dd.

Idee. Es gibt gewiſſe Vorſtellungen, deren Gegenſtand weder durch einen Verſtandesbegriff noch durch eine Anſchauung völlig dargeſtellt werden kann, weil derſelbe ein Unbedingtes, ein Unbegränztes, ein Unendliches iſt, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erſcheinung ganz darſtellt. Solche Vorſtellungen ſind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und alſo über die Beſchränkungen des Raumes und der Zeit erhaben iſt. Wir nennen dieſe Kraft Vernunft, und ihre Vorſtellungen nennt der durch Philoſophie beſtimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man dieſe durch den Charakter der Undarſtellbarkeit ſich auszeichnenden Vorſtellungen oder Ideen näher, ſo bemerkt man zwei beſondere Arten derſelben, welche ſich dadurch unterſcheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anſchauungen beziehbar ſind. Die der erſten Art nennt man vorzugsweiſe Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn ſie haben blos in dieſer ihren Urſprung, ihre Gegenſtände ſind nur durch Vernunft denkbar (Gott,

Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. ſ. w.). Die eine und höchſte Idee der Vernunft iſt das Unbedingte. Die Ideen des in ſich ſelbſt Gegründeten des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen ſind in ihr enthalten, und ſelbſt unbegreiflich, liegt ſie doch allem Erkennbaren, ſo wie aller philoſophiſchen Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchſten Standpunkt dar, auf welchem der menſchliche Geiſt die Geſetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmoniſchen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man *Ideen der Einbildungskraft* oder *äſthetiſche*, weil ſie die Einbildungskraft aus verſchiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die ſchöpferiſche Bildungskraft zu einem organiſchen Ganzen geſtaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen ſeinen Merkmalen beſtimmt und deutlich gedacht, ſondern nur in einer Anſchauung dargeſtellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft ſind alſo gleichfalls nur *durch* Vernunft möglich, entſtehen aber nicht *aus* der Vernunft allein, ſondern aus Vereinigung von Anſchauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darſtellung einer äſthetiſchen Idee, der ſinnlichen Klarheit und Beſchränkung ungeachtet, in der ſie erſcheint, zugleich immer noch etwas Unausſprechliches, Unendliches, das ſich nicht begreifen, nicht deutlich machen, ſondern nur fühlen läßt. Allem dieſen nun zufolge ſind *Ideen der Vernunft* reine, von allem Sinnlichen abgezogene Vorſtellungen von Dingen, die nie in der Erſcheinung vorkommen, die aber in dem Weſen der Vernunft nothwendig ſind, und deren Daſein durch ſie verbürgt iſt. *Ideen der Einbildungskraft*, Ideale im engern Sinne, hingegen ſind Vorſtellungen von Erſcheinungen, aber nicht die blos ſinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, ſondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der ſelbſtthätigen Natur unſers Geiſtes, ſeinen Geſetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur ſchönen Kunſt überhaupt im Menſchen begründet. (S. d. Art. *Ideale*.) dd.

Identität iſt ein philoſophiſcher Kunſtausdruck für gedachte Gegenſtände, wenn ſie in jeder Hinſicht mit einander übereinſtimmen (*Einerleiheit*), oder nur in gewiſſen Stücken (relative Identität, Aehnlichkeit). Sie iſt der Gegenſatz von *Verſchiedenheit*, z. B. die Begriffe Hund und Löwe ſind *identiſch*, in ſofern ſie beide die Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten, in andern Beſtimmungen verſchieden. — Auch iſt dieſer Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und bezeichnet das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn ſie gleichen Flächeninhalt, gleiche Winkel und gleiche an ihnen liegende Seiten haben, ſind *identiſch*. L. M.

Identitätsſyſtem, ſ. *Schellingſche Philoſophie*.

Ideologie, haben die neuern Franzoſen die Metaphyſik genannt, deren Namen ihnen verhaßt war.

Idiolectriſch, ſ. *Electricität*.

Idioma, ſ. *Idiotikon*.

Idioſynkraſie wird die eigenthümliche Einwirkungsart gewiſſer Reize auf einen thieriſchen Körper, oder (ſubjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht ſelten krankhafte) Empfindlichkeit eines Menſchen für gewiſſe Reize genannt. Sie zeigt ſich namentlich in der Abneigung vor gewiſſen phyſiſchen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Roſengeruch,) vorzüglich bei dem *weiblichen* Geſchlechte, und in den nachtheiligen Wirkungen gewiſſer

Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle ſonſt überall heilſam ſind. Dann wird dieſer Ausdruck auch zur Bezeichnung gewiſſer einem Individuum eigenthümlichen und von der Regel abweichenden Arten geiſtiger Neigung und Abneigung, oder einer beſondern geiſtigen Reizbarkeit gebraucht, und man ſagt in beiden Fällen z. B. eine Idioſynkraſie gegen Etwas haben. T.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewiſſen Gegend, Provinz, Landſchaft eigenthümlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten, von Idioma, Mundart, Dialect, Sprechart) enthält. Wir Deutſche haben ein ſchweizeriſches von Stalder, ein ſchwäbiſches von Schmid, ein baieriſches und oberpfälziſches von Zaupſer, ein öſterreichiſches von Höfer, ein henneberigſches von Reinwald, ein hamburgiſches von Richey, ein bremiſches von Tilling, ein holſteiniſches von Schütze, ein weſtphäliſches von Strodtmann, ein plattdeutſches von Dähnert, ein preußiſches von Hennig, ein lief- und eſthländiſches von Hupel, und können das adelungiſche Wörterbuch als ein oberſächſiſches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Verſuch einer allgemeinen deutſchen Idiotikenſammlung heraus, und es wäre zu wünſchen, daß wir mehr als einen Verſuch beſäßen, weil wir dann erſt den Reichthum unſers Sprachſchatzes ganz würdigen könnten. Daß auch für die Schriftſprache Vieles daraus zu benutzen wäre, iſt kein Zweifel, und Campe hat ſich durch die hierauf gelenkte Aufmerkſamkeit ein wahres Verdienſt erworben. dd.

Idiotismus iſt eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in dieſer oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen einen Hauptgegenſtand desjenigen aus, was wir die Converſationsſprache, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da ſich das menſchliche Gemüth in den tauſendfachen Nüancen ſeiner Aeußerung nach allen Seiten hinwendet, und allenthalben die zweckmäßigſten Bilder zur Verſinnlichung und Darſtellung ſeiner Ideen ſucht und findet: ſo ergibt ſich daraus, daß gerade die Converſationsſprache den ſchwierigſten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, beſonders in den fremden Sprachen, das aufmerkſamſte Studium erfordert. Da übrigens die Geſetze der alten Sprachen ſo gut wie abgeſchloſſen ſind, und wir beſonders der Converſationsſprache der Griechen und Römer, als für uns faſt gar nicht vorhanden, keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken brauchen: ſo erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, in ſofern wir hier, außer der ernſten Sprache des Denkens und Philoſophirens auch noch die Umgangsſprache des täglichen Lebens zu lernen haben, unendlich ſchwieriger ſein müſſe, als das Erlernen der alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienſt, Götzendienſt, ſ. d. Art. Götze.

Idomeneus war der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Creta. Er ſoll ſehr ſchön und einer der Liebhaber der Helena geweſen ſein; doch blieb er Menelaus Freund und beſuchte ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er auch die Creter mit achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete ſich daſelbſt durch ſeine Tapferkeit aus. Bei den Leichenſpielen des Patroklus veruneinigte er ſich mit dem Ajax Oïleus, weil dieſer den Eumelus, er ſelbſt aber den Diomedes für den erſten unter den Wettfahrern hielt. Achilles hieß ſie beide ſchweigen und Diomedes warf ſogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen ſeiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals ſchon ſehr alt geweſen ſein müſſe. Nach der

Eroberung Troja's ſchiffte er ſich in Begleitung des Neſtor unter allen Griechen zuerſt ein, und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um dieſem zu entgehen, that er das unbeſonnene Gelübde, dem Neptun, wenn ihn dieſer glücklich nach Hauſe führen würde, die Perſon zu opfern, die ihm daſelbſt zuerſt begegnen würde. Der Sturm legte ſich und er langte glücklich im Hafen an; aber ſein übereiltes Gelübde gereute ihn bald, denn die erſte Perſon, welche ihm aufſtieß, war ſein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte, und ihn zuerſt bewillkommen wollte. Nichts deſtoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieſer auf ihrem Lande laſtenden Blutſchuld zürnen würden, empörten ſich, und verjagten ihn von der Inſel. Er ging nach Italien, und baute daſelbſt die Stadt Salent, wo er die weiſen Geſetze des Minos einführte, und nach ſeinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftſtellern war es Leucus, der den Idomeneus aus Creta vertrieb, welcher ſich darauf nach Colophon begab, daſelbſt ſtarb und auf dem Berge Cercaphus begraben wurde. Wieder andere ſagten, Idomeneus ſei in Creta geſtorben, bei Gnoſſus begraben und göttlich verehrt worden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlichen ergiebigen Queckſilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain (öſtreich. Königreich Illyrien), mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häuſern, mit 3500 Einwohnern. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Iduna, Idunna, ſ. d. Art. Nordiſche Mythologie.

Idylle, εἰδύλλιον ein kleines Bild, eine kleine Schilderung, (dann überhaupt ein kleines Gedicht) iſt die allgemeine Benennung von Gedichten, welche den Menſchen in derjenigen Einfachheit und Unverdorbenheit ſchildern, in welchen man glaubt, daß er vor Entſtehung der bürgerlichen Verhältniſſe und des, aus denſelben hervorgehenden, Verderbniſſes gelebt habe. Wenn wir einmal genöthiget ſind, einen erſten, urſprünglichen Zuſtand der Menſchen anzunehmen; ſo drängt ſich uns der Gedanke auf, daß dieß der Hirtenſtand geweſen ſein müſſe: denn Viehzucht und Ackerbau ſind die erſten Beſchäftigungen der Menſchen geweſen, und ohne Widerſpruch älter, als jede andere Beſchäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die früheſten Anklänge der Dichtkunſt auch in dem erſten Urſprunge des Menſchengeſchlechts geſucht werden müſſen; ſo folgt, daß nicht allein aus dieſem Grunde, ſondern auch, weil die Natur dieſes Standes nothwendig die Veranlaſſung der Dichtkunſt geben mußte, der erſte Urſprung jeglicher Poeſie in dem Hirtenleben zu finden iſt: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken des Hirten offen da lagen, mußte den poetiſchen Funken in ſeinem Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages ſoll auf der Inſel Minorka eine Art poetiſchen Wettſtreits unter den Bauern der Inſel vorhanden ſein, bei welchem einer derſelben aus dem Stegreife Verſe abſingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn zu beſiegen, oder doch lächerlich zu machen ſucht. Die eigentliche Idylle, als beſonderes Produkt der Dichtkunſt, zeigt ſich jedoch erſt im Gegenſatze der bürgerlichen Verdorbenheit, als Schilderung der verloren gegangenen Unſchuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wird durch die Sehnſucht des Menſchen nach einem beſſern Zuſtande und nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptſächlich veranlaßt. Zu dieſer Schilderung bedient man ſich daher auch gern und vorzüglich der

Perſonen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieſes der Natur noch am nächſten iſt, obgleich man jene Schilderung nicht auf daſſelbe beſchränken darf (deßhalb ſind auch die Namen bukoliſches Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für dieſe Dichtungsart zu beſchränken): und namentlich gab das harmloſe Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unſchuldswelt, wo der Menſch im friedlichen Genuſſe ſeiner ſelbſt und der Natur wenig bedürfend lebte, zu ſolchen Schilderungen reichen Stoff. Da dieſe Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darſtellend ſein können, ſo gibt es epiſche und dramatiſche Idyllen. Epiſch ſind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter, ferner Voßens Luiſe, Göthe's Herrmann und Dorothea ꝛc., in beſchränkterer Form der größte Theil der Idyllen des Theokrit, und ſeiner Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatiſch, Guarini's Paſtor Fido (der allerdings ein mit romantiſcher Beimiſchung verſehenes Hirtengedicht genannt werden kann). Geßners Evander und verſchiedene andere Stücke der neuern, wozu auch noch die Satyrdramen der Griechen gerechnet werden können. Die Idylle verſetzt uns, wie ſchon oben geſagt, in den einfachen, natürlichen Zuſtand des Menſchenlebens, und der Inhalt muß, ſowohl in Abſicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieſes Zuſtandes genau darſtellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Geſetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkührliche Regeln des Wohlſtandes eingeſchränkt, müſſen die Menſchen in derſelben ſich den Eindrücken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfniſſe, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche ſie ertheilt. Ihre Hauptleidenſchaft iſt Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verſtellung, und ohne Platoniſche Veredelung. Ihre Künſte ſind Leibesübungen, Geſang und Tanz; ihr Reichthum iſt ſchönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthſchaft ein Hirtenſtab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegoriſche Idyllen, zu welcher Gattung die erſte und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshouliers, auch gewiſſermaßen Popens Meſſias gehört. Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachſten Verhältniſſe des Stadtlebens in ſeinen Idyllen ſchildert. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Critikern für ein Muſter der Idyllendichter, welches ſelbſt den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Mahler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle aufgetreten ſind, hat ſich Geßners Ruhm vermindert. Uebrigens iſt keine Dichtungsart ſo gemißbraucht worden, wie dieſe, um die faden Galanterien der Mode hinter den Schein der Natur zu verſtecken. Vorzüglich gilt dieß von den franzöſiſchen Schäfergedichten, und ihren Nachahmungen. Pq.

Iferten, ſ. Yverdün.

Iffland, (Auguſt Wilhelm) der deutſche Roſcius, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angeſehener bemittelter Eltern erhielt er bei einer ſorgfältigen Erziehung einen ſehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, ſeinem eigenen Geſtändniſſe zufolge, nicht ſo nützte, wie es ſeine Talente geſtattet hätten. Früh hatten ihn ſchon die Beſuche dramatiſcher Vorſtellungen dergeſtalt für die Schauſpielkunſt eingenommen, daß er durch die Liebe zu derſelben von allen andern Gegenſtänden abgezogen und in ſeinem achtzehnten Jahre zu dem Entſchluß gebracht wurde, ſelbſt Schauſpieler

zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwiſſen ſeiner Eltern Hannover, betrat in Gotha zuerſt das Theater, und ging darauf, als dieſe Bühne nach Ekhofs Tode, der ſein Freund und Vorbild ward, aufgelöſt wurde, 1779 nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direktion des königlichen Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im J. 1811. zum Generaldirektor aller königlichen Schauſpiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe. Deutſchland verlor ihn den 22ſten Sept. 1814. Seine Selbſtbiographie befindet ſich im erſten Bande ſeiner Werke. — Als Schauſpieler gehört Iffland zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, durch welche die neuere Kunſt verherrlicht worden iſt. Wir glauben, daß ihn bisher noch Niemand an wahrhafter Conſequenz und ſtrengem, innerm Zuſammenhange, den unerlaßlichen Criterien jeder Kunſt, alſo auch der Schauſpielkunſt, erreicht, noch weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Critik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichſte und beharrlichſte Studium der Schauſpielkunſt zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzuſammenhängenden Lücken, jene ſich niemals bewußten Eingebungen des Moments, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakteriſiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile ſeiner Darſtellungen das klarſte Bewußtſein und die uneingeſchränkteſte Beherrſchung des Stoffs anſah, und wenn endlich jede ſeiner Darſtellungen ein ſtreng in ſich zuſammenhängendes, nie unterbrochenes Ganze ausmachte; ſo ſind wir genöthigt, Ifflanden, im umfaſſendſten Sinne des Worts, einen wahrhaften Künſtler zu nennen. Zu tragiſchen Darſtellungen war, wenigſtens in der letzten Zeit ſeines Lebens, ſein Aeußeres wenig geeignet. Wallenſtein und Wilhelm Tell konnten daher nirgends allgemein gefallen. Im Franz Moor iſt man an eine grelle Darſtellung gewöhnt, und ſeine tiefer gefaßte und wahrhaft poetiſche Darſtellung dieſer Rolle (wie er ſelbſt in ſeinem theatral. Taſchenbuche ſie ſchildert) ging daher für Viele verloren. Einzig aber und allgemein anerkannt war ſein König Lear. Im Ganzen iſt es jedoch wahr, daß ſich Ifflands künſtleriſcher Charakter mehr für porträtirende, beſonnene und treue Sittendarſtellung als für ſolche eignete, in welchen Gefühl und Phantaſie mit ſchöpferiſcher Energie hervortreten. Seine komiſchen, bloß reflectirenden Darſtellungen, in welchen das Menſchliche ſich nur in der Ironie ſpiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier iſt es, wo wir in Vereinigung mit dem ganzen deutſchen Publicum, dem Künſtler die Palme zugeſtehen müſſen. Hier nennen wir zuerſt ſeinen Bittermann als eine Darſtellung, die durch ihre unendliche Fülle komiſcher Kraft, ſo wie durch die Ironie und ſtete Beherrſchung des Gegenſtandes, den Kritiker ſowohl, als den blos genießenden Zuſchauer, in das freudigſte Entzücken, in ein erquickendes Lachen verſetzte. Derſelbe Humor, dieſelbe den Gegenſtand durchaus beherrſchende Ironie, dieſelbe ſtreng logiſch und wahrhaft künſtleriſch zuſammenhängende Einheit, welche ſich in ſeiner Darſtellung des Bittermann offenbaren, finden wir in allen ſeinen andern Charakterrollen, z. B. in der Darſtellung des Juden von Cumberland, in welcher Iffland, außer dem logiſchen Zuſammenhange und der freien, komiſchen Ironie, noch überdem ein ſolches Studium der Natur (des Vorbildes jeglicher Kunſt und jeglicher kunſtreichen Beſtrebung) offenbart, daß wir bei gehöriger Würdigung eines ſo vollkommenen Kunſtaufwandes mit Bewunderung für einen Künſtler

erfüllt werden müſſen, der ſich durch redliches, wahrhaft künſtleriſches Studium der Natur zu einer ſolchen Vollkommenheit empor gehoben hatte. Gleiches lieferte er im Abbé de l'Epée, im Walberg, Lorenz Stark, Amtmann in den Jägern und in der Ausſteuer u. a. m. Ein ſummariſches Urtheil über Iſſlands Künſtlerthum dürfte in folgendem Ausſpruche enthalten ſein. Seine hervorragende Reflexion, im Gegenſatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe des Gefühls, machte ihn fähiger zur Hervorbringung porträtirter, ſchon vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft künſtleriſcher Gebilde; davon zeugen ſein Hausvater und ähnliche Darſtellungen. Hier, wo es ihm, ſeinem Grundſatze zufolge, blos darum zu thun war, das einmal Gegebene idealiſch zu porträtiren, ohne etwas Selbſtgeſchaffenes hervorzubringen, hier löſte er dieſe Aufgabe freilich mit einem ſo vollendeten Künſtlerthume, wie es ſich die Theorie kaum zu erdenken vermag. Nur da, wo ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren vermochte, wie z. B. im Juden, Bittermann und in den übrigen eigentlichen komiſchen Rollen, ſchien er wahrhaft künſtleriſch und frei von den Feſſeln der gegebenen Individualität, ſchaffen zu können. Hier wurden die diſparateſten Einzelnheiten, wie er ſie, z. B. zu ſeiner Darſtellung des Juden an Juden ſelbſt beobachtet haben mochte, zu einem höchſt vollkommen in ſich zuſammenhängenden Ganzen verarbeitet. Und ſo ſtand Iſſland mit ſeiner bewundernswürdigen Beſonnenheit in der Darſtellung, mit ſeinem Scharfſinn in Auffaſſung der Charaktere in der Wirklichkeit, mit ſeinem Genie, das theilweis Gegebene zu einem zuſammenhängenden Ganzen umzuſchaffen, und mit ſeiner beiſpielloſen Routine in der äußern Mechanik der Darſtellung als der Einzige unter den bisherigen Schauſpielern dar, dem es gelungen war, die von ſo vielen Hunderten ſeiner Vorgänger und noch lebenden Mitſchauſpieler zu einer bloſen Körperarbeit herabgewürdigte Schauſpielkunſt zu einer wahren Kunſt, d. h. zu einem Beſtreben emporzuheben, wo alles Zufällige verſchwinden und jeder Moment das Erzeugniß vorhergegangener beſonnener Reflexion ſein muß. (Böttiger hat eine Entwickelung des Iſſlandſchen Spiels geſchrieben 1796). So viel von Iſſland als Schauſpieler. Als dramatiſcher Schriftſteller entwickelte er denſelben Charakter. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlich höhern, poetiſch-freien Produktionen unfähig machte, ſo wurde er auch durch eben dieſen Mangel außer Stand geſetzt, dramatiſche Werke von eigentlich poetiſchem Gehalte zu liefern. Daher eine oberflächliche Sentimentalität, die ſich ohne tiefere Sehnſucht in dem Kreiſe wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage faſt aller ſeiner Stücke iſt, bei denen ſich die Ironie und die komiſche Kraft nicht activ als gebietende Leiterin, ſondern höchſt paſſiv als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, (vielleicht auch die Hageſtolzen, und einige Partieen des Herbſttags) machen hiervon zum Theil, als ein in der idylliſchen Darſtellung roher, ungekünſtelter Natur faſt vollendetes Stück, eine Ausnahme. Nicht minder ſind einige wahrhaft komiſche Charaktere ſeiner Stücke ſehr verdienſtlich, und würden, wenn ſie in einem rein komiſch gehaltenenen Ganzen ſtänden, des höchſten Effects fähig ſein. Dahin gehören der Amtmann Riemen, Conſtant in Selbſtbeherrſchung und einige andere. Im Ganzen findet man jetzt ſeine Stücke gedehnt und macht ihnen den Vorwurf einer, wegen allzulangen und häufigen Moraliſirens ſchleppenden Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzugroßer Familienähn-

lichkeit. In ſeinen theoretiſchen Abhandlungen und Aufſätzen, welche man größtentheils in ſeinen Theaterkalendern findet, hat Iffland ergreifende Blicke in das Weſen der Menſchendarſtellung gethan, und dem ſich bildenden Schauſpieler fruchtbare Winke gegeben. Nur möchte man ihnen mehr Ordnung und äußere Form wünſchen. Endlich bleibt uns noch übrig, von Iffland als Schauſpieldirektor zu reden. Was zuerſt die ökonomiſche Führung des berliner Theaters anbetrifft, ſo mag nicht geläugnet werden, daß er ſich um dieſen Zweig der Verwaltung deſſelben ein großes Verdienſt erworben habe: das Zutrauen des Königs iſt eine Folge der Anerkennung dieſes Verdienſtes geweſen. In Betreff ſeiner künſtleriſchen Leitung der Vorſtellungen, und der Anwendung, die er von den Talenten ſeiner Schauſpieler machte, iſt er von der einen Partei faſt eben ſo unbedingt getadelt, als von der andern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wol hier, wie überall, in der Mitte liegen. Pq.

Ignaz von Loyola, ſ. Jeſuiten.

Ikonographie, Ikonismus, Ikonolatrie, Ikonomachie, ſ. Icon.

Ikonoklaſten, ſ. Bilderſtürmer.

Ikonologie, ſ. Bilderlehre.

Iliade, Ilias, ſ. Homer.

Ilithyia, Eileithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebärenden Beiſtand leiſtete. Der Name, welchen Einige fälſchlich aus den morgenländiſchen Sprachen ableiten, ſcheint rein griechiſch zu ſein, und die Kommende zu bedeuten. In dem erſehnten Augenblicke erſcheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin auf dreimaliges Rufen, und die Gebärende iſt gerettet. Pauſanias ſagt, unweit der Capelle des Serapis zu Athen ſei der Ilithyia ein Tempel erbaut geweſen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreiſenden Latona in Delos Hülfe geleiſtet habe. Dagegen glaubten die Cretenſer, Ilithyia ſei in der Gegend von Knoſus zu Amniſus geboren, und eine Tochter der Here, (Juno). Es gibt alſo eine doppelte Ilithyia, die man wohl von einander unterſcheiden muß. Der griechiſchen Sage nach hatte Here, die Vorſteherin und Beſchützerin der Ehe, zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyia, welche die Gebärerin bedeutete. Daher ſendet oder verweigert Here den Beiſtand ihrer Tochter Ilithyia; ja ſie ſelbſt ſtellt ſich oft als die ans Licht bringende, helfende (Lucina) dar, wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. Die zweite Göttin dieſes Namens war eine Gottheit, welche in Kleinaſien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde, und ſich von Medien aus über die aſiatiſchen Küſten des ſchwarzen Meers herab nach Kleinaſien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieſer Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Scythien ward ſie die Stiergöttin, die tauriſche, in Kleinaſien hingegen, verbunden mit dem Dienſte der phrygiſchen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüſten. Ihr Hauptſitz war zu Epheſus, und, ſie ſelbſt, mit dem ſpätern Dienſte der Kinder der Latona verſchmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. Uebrigens ſcheinen anfangs nur zwei Ilithyien geweſen zu ſein, wie es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine war günſtig, die andere ungünſtig; die erſte hieß die Löſende, oder auch die Sänftigende. In der Folge vermehrte ſich wahrſcheinlich ihre Anzahl auf drei, und es gab dann zwei gute Ilithyien. Alle drei zuſammen-

genommen nannte man ſpäterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterſcheiden ſind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landſchaft Troas am Hellespont, und lag nahe am Ausfluſſe deſſelben in das ägäiſche Meer. Alexander der Große ertheilte ihr anſehnliche Privilegien. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja, welches mehr landeinwärts lag, und von Ilus, einem Sohne des Tros, Ilium genannt wurde. S. Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Geſellſchaft der Erleuchteten,) wurde im J. 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Profeſſor des canoniſchen Rechts zu Ingolſtadt, geſtiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menſchheit zu reiner Sittlichkeit und einem dieſer allſeitig gemäßen Leben dunkel vorſchwebte. Dieſe Geſellſchaft verbreitete ſich zuerſt von Ingolſtadt aus über München und Eichſtädt, vorzüglich in dem katholiſchen Deutſchland; dann auch in einigen Gegenden des proteſtantiſchen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitauſend Mitglieder; unter dieſen Männer von den größten und anerkannteſten Verdienſten. Nachdem aber im J. 1785 die baieriſche Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne geſetzmäßige Form hart beſtraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben, und deſſen Fortdauer hart verpönt hatte, erloſch derſelbe völlig; wenigſtens hat man ſeitdem von ſeiner Fortdauer keine Spuren nachgewieſen. Von der Veranlaſſung zur Stiftung dieſes Ordens führen wir folgendes an. Schon auf der Univerſität hatte ſich Weishaupt mit ſchriftlichen Verſuchen über einen zu ſtiftenden Orden beſchäftigt; als Ideal ſchwebte ihm der Freimauerverein vor, von deſſen Einrichtung, Zuſammenhang, Klugheit, Behutſamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derſelben er ſich die übertriebenſten Vorſtellungen machte. Inzwiſchen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolſtadt auf den Lehrſtuhl des geiſtlichen Rechts berufen worden, welchem die Jeſuiten ſeit 19 Jahren vorgeſtanden hatten. Dieſe boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der ſich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umſah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirkſamſte Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beſchloſſene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde Anfangs durch äußere Umſtände verzögert, und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Emiſſär einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolſtadt erſchien, um die fähigſten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dieß zu verhindern, beſchloß er die Gründung eines eigenen Ordens, deſſen Geiſt er in einer Stelle Abbts (in dem Buche vom Verdienſte,) ausgedrückt fand. Noch beſtimmter drückt ſich Weishaupt ſpäter darüber alſo aus: „Selbſtdenkende Menſchen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeſchadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller ſo verſchiedenen Meinungen und Leidenſchaften, durch ein gegebenes höheres Intereſſe in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, ſie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß ſie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß viele wie ein Einziger handeln und begehren, und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Ueberzeugung von ſelbſt thun, was kein öffent-

licher Zwang, ſeit Welt und Menſchen ſind, bewirken konnte:" dieß ſei die Abſicht, die ihm bei ſeinem Orden vorgeſchwebt habe. So war denn unſtreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moraliſche Ausbildung des Menſchen, und um dieſe zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das ins Auge gefaßte Ziel; und in dieſem Geiſte entwarf Weishaupt die Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfectibiliſten nannte. Am erſten Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die erſten Mitglieder wurden diejenigen aufgenommen, die durch dieſe Anſtalt gerettet werden ſollten. Das Ritualſyſtem, das Lehrgebäude und die Gradfolge beſtand aus folgenden Theilen: Erſte Klaſſe, Pflanzſchule, a) Vorbereitungsaufſatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magiſtratus. Zweite Klaſſe, Freimaurerei (d.i. damaliges Logenweſen) 1) ſymboliſche: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Geſellen und der Meiſter; b) Conſtitutionsbuch; 2). ſchottiſche: a) Illuminatus major, oder ſchottiſcher Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der ſchottiſche Ritter. Dritte Klaſſe Myſterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Prieſtergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Myſterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteriſtik des Geiſtes dieſer Verfaſſung, die nie vollſtändig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupts eigene Erklärung, daß ihm dabei die Verfaſſung der Jeſuiten Vorbild geweſen. Was dort zu böſen Zwecken angewandt worden, ſollte hier zu guten angewandt werden. Weishaupt foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzuſetzen war, blinden Gehorſam der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholiſcher Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder ſollten ſich bemühen, allenthalben angeſehene und in Connexionen ſtehende Männer an ſich zu ziehen, und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; ſie ſollten in den Beſitz aller öffentlichen Stellen und Aemter zu kommen ſuchen, ſie ſollten nicht nur über ihre eigenen Fortſchritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht erſtatten, ſondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einſenden. Der moraliſche Schaden, den dieſe Grundſätze nach ſich ziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lange in einer ſolchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menſchen aufgenommen, und daß ſelbſt von denen, die guten Willen hatten, nur wenige Weishaupts Plan zu faſſen vermochten. Dennoch, ſagt ein billiger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten beſſer als ihr Orden. — Noch mögen einige geſchichtliche Hauptmomente hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre beſtanden hatte, beſchloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden ſeines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei erſten Maurergrade erhalten ſollten. Im Jahre 1780 ward Knigge gewonnen. Dieſer, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtſchaffene Männer zu Minervalen auf, und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um ſie vollſtändig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Syſtems foderte, erhielt er von dieſem das Geſtändniß, daß bis jetzt nur die untere

Klaſſe, die Pflanzſchule, in einigen katholiſchen Provinzen errichtet ſei, und zugleich die Auffoderung, nach ſeinen Materialien die höhern Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte ſich bereit dazu. Bei einer perſönlichen Zuſammenkunft vereinigte man ſich über die Art und Weiſe, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorſtehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nachdem er ſich genau von Allem unterrichten, und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern laſſen, förmlich verſprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demſelben die Oberhand in dem neuen Syſteme der Freimaurerlogen zu verſchaffen u. ſ. w. Doch ehe noch Bode ſeine Verſprechen erfüllen konnte, eilte der Orden ſeinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verſchiedenen Anſichten geleitet, entzweiten ſich, und erſterer ſagte ſich endlich am 1ſten Julius 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in ſeinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten ſich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24ſten Juni 1784 erſchien ein churfürſtl. baieriſcher Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, ſo wie die Freimaurer, gehorchten, ſo erſchienen dennoch heimliche Denunciationen, zu deren Beweis die Angegriffenen umſonſt auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2ten März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Sereniſsimi erlaſſen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beiſpiel des Ungehorſams beweiſen zu können, einige der rechtſchaffenſten Mitglieder des Ordens zu beſtrafen. Weishaupt wurde ſeines Amtes entſetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernſt von Gotha Aufnahme. Nun erſt wurden die aus dem Orden getretenen Utſchneider, Coſſandey und Grünberger, die ſchon lange die heimlichen Angeber geweſen, vor eine geheime Commiſſion gerufen, um alles, was ſie vom Orden wüßten, ſchriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Sereniſsimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin verſprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgeſetzt, verwieſen, eingeſperrt. Bei dem Prozeſſe ging man jedoch mit Schonung und billiger Rückſicht auf die Verhältniſſe der Perſonen zu Werke. Aus dem Geſagten geht hervor, daß die Aufhebung dieſes Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einfluſſe der Illuminaten auf die franzöſiſche Revolution geſagt worden iſt, ſind leere Träumereien.

Illuſion (Täuſchung). Dieſer Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateiniſchen illudere, d. i. täuſchen, betrügen, berücken, verſpotten, (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Geſetz, deſſen Buchſtaben man umgeht) herkömmt, in dem geſellſchaftlichen Leben und in dem Gebiete der ſchönen Künſte eine günſtigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuſchung, der man ſich gern, ja mit Bewußtſein hingibt, im Gegenſatze des Betruges (fraus), den man vermeidet und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illuſion es erhöht. Illuſion iſt nämlich eine ſolche, größtentheils durch Kunſt erzeugte Täuſchung, welche auf dem Sinnenſcheine beruht, der, ausgebildet durch die anſchauende Einbildungskraft, den Verſtand beſtimmt, das Sinnlichdargeſtellte für wirklich anzuſehen. Sie iſt nicht dann äſthetiſch, wenn ſie Zweck für ſich iſt, d. h. dieſe Verwechſe-

lung des Scheinbaren mit dem Wirklichen ſelbſt zur Abſicht hat, oder wenn ſie eine blos materielle Wirkung beſtrebt; ſondern wenn ſie als Mittel dient, das Schöne darzuſtellen und das in ſich Vollendete zu verkörpern. Im erſtern Falle würde ſie in einen Betrug ausarten, deſſen Gegenſtand durch Aufdeckung des Scheins ſein Intereſſe verliert, oder Mißfallen und Abſcheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen): denn ein Gegenſtand muß ein höheres Intereſſe an ſich tragen, wofern er nicht durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verſchwinden ſoll. Die Täuſchung aber, welche die Producte der ſchönen Künſte hervorbringen ſollen, iſt eine ſolche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem Bewußtſein, daß die angeſchauten Gegenſtände nicht wirklich ſind, fortſetzen und erneuern kann, wobei man alſo den Schein feſthält, indem die Phantaſie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenſtand bis zur Anſchaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So ſagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Geſichte abſticht, bewirken Illuſion; Schminke dagegen iſt Betrug. Durch die erſtere wird man verleitet, durch den zweiten geäfft, und Betrug der Sinne (ſ. dieſ. Art.) findet Statt, wenn, ſobald man weiß, wie es mit dem Gegenſtande beſchaffen iſt, auch der Schein ſogleich aufhört. Doch laufen in dieſen Beiſpielen die Gränzen hart zuſammen. — Unter allen ſchönen Künſten iſt die Illuſion vorzüglich denjenigen, welche ſichtbar darſtellen (darſtellende Künſte im engſten Sinne) eigen und natürlich, mithin den ſogenannten bildenden Künſten, (unter dieſen aber vorzüglich der Malerei) und den mimiſchen, z. B. der Schauſpielerkunſt. Wer dieſes angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenſcheine hervorbringen will, muß ſehr genau den Urſprung deſſelben, oder die Art und Weiſe kennen, wie ſich die Gegenſtände unſern Sinnen zeigen, namentlich, was die bildenden Künſte anlangt, wie die ſichtbaren Gegenſtände ſich dem Auge darſtellen, und muß der ihm gegebenen Kunſtmittel ſchon in gewiſſem Grade mächtig ſein, um denſelben durch ſeine Kunſt hervorzubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichtes und Schattens kennen, und wiſſen wie die ſichtbaren Gegenſtände nach ihrer Vorderſeite einzeln, oder in der Ferne, perſpectiviſch, erſcheinen, (z. B. wie ſich das Innere eines Tempels perſpectiviſch zeigt,) und dieſen Anblick durch Anordnung der Gegenſtände auf der Fläche täuſchend hervorzubringen im Stande ſein. In der Tonkunſt hat die Illuſion einen ſehr beſchränkten Wirkungskreis: da ſie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt, und alle ſogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde iſt. Auch auf die Poeſie wird dieſer Begriff übergetragen, und man redet von einer poetiſchen Illuſion, wenn die (ſelbſt nicht durch die Mimik dargeſtellten) poetiſchen Gegenſtände dem Leſer des Gedichts oder deſſen Zuhörer mit einer ſolchen Anſchaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth ſich ganz denſelben hingibt, und unter ihnen, wie in einer beſondern Welt, verweilt, ja daß ſie dem Gemüthe gleichſam wirklich werden.

Illyrier, Illyrien und illyriſche Provinzen. Die Illyrier, ein ſtammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermiſcht mit Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten) verbreiteten ſich auf dem ganzen Küſtenlande an der Oſtſeite des adriatiſchen Meers, den hierzu gehörigen Inſeln und dem weſtlichen Macedonien bis Epirus; doch Philipp König von Macedonien nahm ihnen den ganzen Diſtrict von Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) ab,

und nun wurde Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyrica graeca und barbara eingetheilt. Das erſtere (das heutige Albanien) wurde ganz Macedonien einverleibt, und machte von dort an einen integrirenden Theil jenes Staates aus. In demſelben waren Dyrrhachium (Durazzo), vormals Epidamnus genannt, wo ſich die Römer gewöhnlich nach Griechenland einſchifften, und Apollonia, als eine anſehnliche griechiſche Handelsſtadt und Akademie, Hauptplätze. Das letztere erſtreckte ſich vom Fluſſe Arſia (jetzt Arſa) in Iſtrien bis an den Drinius und ward in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt An Japydia's Küſte bildete das Meer einen großen Buſen (Sinus Flanaticus, jetzt Golfo di Carnaro), in welchem die abſyrtiſchen Inſeln (jetzt Oſero und Cherſo) lagen; Flanona (Fiona), Metulum (Mettling) und Segnia (Zeng) waren die Städte darin. Liburnia, der mittlere Theil von Illyrien, deſſen Bewohner als gute Seeleute bekannt und Erfinder der leichten Schiffe (naves Inburnicae) waren, enthielt die Städte Jadera, (Zara Vecchia) und Scardonna (jetzt eben ſo); vor ſeiner Küſte lag die Inſel Iſſa (la Groſſa) bei welcher Cn. Octavius von Cäſars Admiral Vatinius geſchlagen wurde. Dalmatia, ſ. dieſ. Art. (zuweilen auch Delmatia), ſo genannt von den Dalmaten, einem illyriſchen Völkeraſte, begriff, als Provinz von Illyrien, die Städte Sicum (Sebenigo), Tragurium (Trau), wegen ſeines Marmors berühmt, Salona, Narona (Narenta), Dalmium oder Delminium (wahrſcheinlich Almiſſa), Dioclea, woher der Kaiſer Diocletianus, Epidaurus (Raguſa Vecchia), Rhizinium (Rhizano), Scodra (die Reſidenz des Königs Gentius, welcher die Römer bekriegte, jetzt Scutari) Olcynium (Dolcigno) und Liſſus (Aleſſio); nahe dem Lande lagen die Inſeln Tauris (Zuri), Pharus oder Pharia (Leſſina) und Bua, die ein römiſches Staatsgefängniß war. Dieſe Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geſchichte der römiſchen Kaiſer, deren mehrere in ihr geboren worden ſind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, deren Könige daher mit den Römern ſchon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, die zu Befehdungen führten, und endlich die Unterjochung der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk ſuchte zwar von Zeit zu Zeit die Feſſeln abzuſchütteln, allein von Cäſar geſchlagen, und von Auguſtus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde ihr Land endlich eine römiſche Provinz, behauptete aber auch als ſolche ſtets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name ſelbſt, dem im vierten Jahrhunderte das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an faſt alle gegen Morgen gelegenen römiſchen Provinzen. Bei der Theilung des römiſchen Reichs kam Illyrien zu dem abendländiſchen Kaiſerthume, bei deſſen Verfall (476) es an die morgenländiſchen Kaiſer fiel. In der Mitte des ſechsten Jahrhunderts ließen ſlaviſche Coloniſten aus Rußland und Polen ſich dort nieder, denen es bald gelang, ſich von der ſchwachen byzantiniſchen Regierung unabhängig zu machen. So entſtanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiſer im Jahre 1020 ſich dieſe Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen ſie ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) ſich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im Jahre 1170 entſtand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre ſpäter Bosnien ſich bildete. Dalmatien unterwarf ſich dem herrlich conſtituirten Venedig, aber 1270 ward es größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das ſchwarze Meer vorgedrungen waren. Doch

ſowohl dieſe, als Venetianer, verloren beinahe Alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So blieb nur noch das Andenken an das alte Illyrien in den Annalen der Geſchichte. Der Friede von Campo Formio (17. Okt. 1797) brachte endlich das venetianiſche Dalmatien nebſt ſeinen Inſeln bis Cattaro unter Oeſterreichs Herrſchaft, dagegen die Republik Frankreich den Reſt ſich zueignete. Zwölf Jahre ſpäter aber kam der Augenblick, wo das alte Illyricum aufs neue in die Gegenwart eintrat. „Der Kreis von Villach, Krain, das ehemahlige öſterreichiſche Iſtrien, Fiume und Trieſt, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt ſind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlaſſen iſt, Dalmatien, nebſt ſeinen Inſeln, ſollen künftig den Namen illyriſche Provinzen führen.“ Alſo dekretirte der damalige Kaiſer der Franzoſen an jenem verhängnißvollen 14ten Oktober 1809, welcher die Verbindung zwiſchen dem Hauſe Habsburg und der Familie Bonaparte vorbereitete. Die Art, wie Napoleon dieſen neuen Staat behandelte, ſchien darauf hinzudeuten, daß er demſelben eine künftige Selbſtſtändigkeit zugedacht habe. Er ward nämlich unter die proviſoriſche Verwaltung eines Staatsraths geſtellt, und ſeine innern Hülfsquellen, wie ſeine Einwohner, wurden als erobertes Gut in Requiſition geſetzt. Funfzehn Monate hatte dieſes Interim gedauert, während deſſen Illyrien noch einen Arealzuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, am 3ten März 1810, von Baiern abgetretenen italieniſchen Tyrols erhalten hatte, als am 15ten April 1811 ein kaiſerlich franzöſiſches Dekret erſchien, das in 271 Paragraphen die Organiſation der illyriſchen Provinzen, beſonders in militäriſcher und finanzieller Hinſicht definitiv reguliren ſollte, wodurch dieſe aber keineswegs wirklich mit Frankreich vereinigt wurden. Die geſammten Provinzen ſtanden von jenem Tage an unter einem Generalgouvernement, das aus einem Generalgouverneur, der zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht ſein ſollte, einem Generalintendanten der Finanzen und einem Juſtizcommiſſär, dem die Aufſicht über die Gerichtshöfe und die Sicherheitspolizei aufgetragen war, beſtehen ſollte. Dem Generalgouverneur ſtand im Rathe der Provinzen der Vorſitz zu; ein kleiner Rath, der aus dem Generalintendanten, dem Juſtizcommiſſär und zwei Richtern des Appellationshofes zu Laybach zuſammengeſetzt war, ward dem Gouverneur beigegeben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territorium ſelbſt wurde in ſechs Civil- und eine Militärprovinz eingetheilt; jene waren Krain, Kärnthen, Iſtrien, Civilkroatien, Dalmatien und Raguſa, in 20 Diſtrikten; die letztere beſtand aus dem durch die ſechs kroatiſchen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Adminiſtration jeder Civilprovinz ſtand ein Intendant vor; ſtatt der Unterpräfecten waren Subdelegirte angeſtellt. Die Functionen der Maires waren dieſelben wie in Frankreich. Die Gemeinden ſollten vor der Hand ihre Einkünfte behalten; beliefe ſich ihr Budjet unter 10,000 Franken Einkünfte, ſo ſollte es vom Generalintendanten, beliefe es ſich darüber, vom franzöſiſchen Kaiſer ſelbſt im Staatsrathe regulirt werden. Handelskammern ſollten zu Trieſt, Raguſa und Fiume errichtet und deren Deputirte in das Generalkammerconſeil berufen werden. Die Biſchöfe, die Cathedral- Collegiatkapitel ſollten, wie alle geiſtliche Inſtitute und Einrichtungen des Lehrſtandes, mit Ausnahme der aufgehobenen Zehnten, fortdauern. Die illyriſchen Provinzen trugen

im Durchſchnitte 10 Mill. 43,000 Franken ein, und erforderten eine Ausgabe von 6 Mill. 600,000 Franken; der reine Ertrag war ausdrücklich zu den Kriegs- und Kriegsadminiſtrationskoſten angewieſen. Das Areal betrug gegen 900 Q. M., die Bevölkerung, im J. 1812, 1 Mill. 531,000 Menſchen, (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. M. mit 130,000 Einw., Krain 233 Q. M. mit 432,000 Einw., Iſtrien mit Trieſt 55 Q. M. mit 124,000 Einw., Kroatien dieſſeits der Save 80 Q. M. mit 200,000 Einw., Dalmatien und die dazu gehörigen Inſeln 318 Q. M. mit 329,000 Einw. und Ragusa mit ſeinem Gebiete 22 Q. M. mit 60,000 Einw.) Dieſe Gebiete, abgeſehen von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsſtädten und Seehäfen, welche der Seemacht eines Reichs, wie das franzöſiſche werden ſollte, unentbehrlich waren, boten große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einwohner paßten gut in Napoleons Plan, durch das Schwert ſich zum Alleinherrn zu machen, denn ſie ſind größtentheils von roher, kriegeriſcher und wilder Natur. Seit 1815 iſt Illyrien ein öſtreichiſches Königreich, und nebſt dem davon getrennten Königr. Dalmatien (S. d. A.) der Grundpfeiler von Oeſtreichs Seemacht. Es zählt auf 910 Q. M. 1,172,700 Einw. Die Hauptſtadt iſt Laibach. I.

Imân (Imam) iſt eine von denjenigen Perſonen der türkiſchen Ulema (Geiſtlichkeit), welche in den Moſcheen den Gottesdienſt verrichten. Sie beten, leſen den Koran vor, predigen, leiſten den Kranken Beiſtand, ſprechen den Segen bei Vermählungen und ſind überhaupt die eigentlichen Prieſter der Türken. In ihrer Tracht ſind ſie von den Perſonen weltlichen Standes blos durch den Tulbend verſchieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt iſt. Sie erhalten ihre Beſoldung aus den Moſcheen, bei welchen ſie angeſtellt ſind, und ſtehen bei dem Volke in großem Anſehn. Der türkiſche Kaiſer ſelbſt führt als geiſtliches Oberhaupt der Muſelmänner dieſen Namen.

Imaus, bei den Alten ein Gebirge in Nordaſien, welches die Nordgränze Indiens machte. Nach demſelben wurden die Scythen in weſtliche (intra Imaum) und öſtliche (extra Imaum) eingetheilt.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, ſeiner Vaterſtadt, ward im Jahre 1747 geboren. Er verſuchte ſich in der Dichtkunſt und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde ſein Gedicht: Le jugement de Pâris, welches ſich durch angenehme Einzelnheiten, friſche und lebendige Darſtellung und durch eine ſehr glückliche Diction auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn es dem Verfaſſer gefallen hätte, die Handlung deſſelben mehr zuſammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr auszubilden. Seine Fables (in einem Bande,) ſind mit Scharfſinn erfunden und mit Nettigkeit vorgetragen: daſſelbe läßt ſich von ſeinen Contes ſagen. Seine übrigen Werke ſind, Historiettes, Gedichte und Proſa, 1781; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geſchriebener Roman, der 1770 erſchien und 1793 wieder aufgelegt wurde; Choix d'anciens fabliaux, 1788, (in zwei Duodezbänden,) in welchem es dem Verfaſſer gelungen iſt, die Darſtellung der Vorzeit mit Glück, und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen; le Lord anglais, Luſtſpiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir, Luſtſpiel; le Jaloux malgré lui, Luſtſpiel; und das Trauerſpiel: Marie de Brabant. Imbert zeigte ſich im Tragiſchen ohne Kraft und gezwungen, im Luſtſpiel

mehr verſtändig als komiſch. Doch erhielten ſeine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Diction und ſehr glückliche Verſe in denſelben mit Dank erkannte. Sein Betragen war angenehm, und ſeine ſtarke Conſtitution verſprach ein langes Leben, welches ihm jedoch noch in der Blüthe ſeiner Jahre (23ſten Aug. 1790) von einem hitzigen Fieber entriſſen wurde.

Immatriculation, Eintragung in die Matrikel, ſ. dieſen Artikel.

Immediatſtände, Immediatſtifter, in der vormaligen Reichsverfaſſung ſolche Stände und Stifter, welche unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtanden. ſ. d. Art. Mediatiſirte Fürſten.

Immenſurabel, Immenſurabilität, ſ. d. Art. Incommenſurabel.

Immunität, von dem lateiniſchen immunis, bedeutet die Freiheit von Abgaben, beſonders die Steuerfreiheit.

Impanation, ſ. Transſubſtantiation.

Imperativ, ſ. Categorien, und Kant.

Impfen, (medicin.) anſtatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geſchöpfe auf das andere. Daher ſagt man: die Blattern, u. ſ. w. impfen. S. Inoculation. In der Pflanzen- und Gartenkunde iſt impfen gleichbedeutend mit pfropfen (ſ. Pfropfen und Oculiren.)

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberſte Befehlshaber einer Armee, und Imperium der militäriſche Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verſchiedenen Zeiten verſchiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerſt die Conſuln den Titel Imperator, ehe ſie Conſuln genannt wurden: nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen dieſe ſo lange behielten, bis ſie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigſtens zehntauſend Feinde geſchlagen hatte. Nach dem Untergange der republikaniſchen Verfaſſung ward Imperator der vornehmſte Titel der Kaiſer, um dadurch ihre höchſte Gewalt anzuzeigen. Beſonders bedienten ſich Auguſtus Nachfolger deſſelben, und er war mit dem Titel Rex gleichbedeutend. In noch ſpätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiſer verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieſer Titel noch beigelegt, und in dieſem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiſer ſcheinen ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feldherren als unter ihnen ſtehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik ſetzte man dieſen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator, als Titel der Kaiſer ſtand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneſte auch ein Beiname des Jupiter, deſſen Bildſäule von T. Quinctius, als dieſer Präneſte eroberte, mit nach Rom genommen, und im Tempel des capitoliniſchen Jupiter aufgeſtellt wurde.

Impoſt, eine Abgabe, welche auf eingeführte Waaren gelegt wird, daher der Ausdruck impoſtirte Waaren.

Imprägnation, heißt eigentlich Schwängerung, und wird in der Chemie von der Vereinigung gewiſſer Subſtanzen gebraucht, wenn ſie ſich bei der Auflöſung verſchlucken, hauptſächlich von der Auflöſung der Salze und Gasarten in Waſſer und andern Flüſſigkeiten. Wenn man daher ſagt, eine gewiſſe Quantität Waſſer wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, ſo iſt es eben ſo viel, als: die des Salzes wird von der des Waſſers bei der Auflöſung verſchluckt. M. L.

Improviſatoren, Improviſatorie heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und declamiren, (improviſiren) oder, mit einem Inſtrumente ſich accompagnirend, ſingen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantaſie ſtärker, lebhafter und ungezähmter iſt, findet ſich die Gabe des Improviſirens ziemlich allgemein, beſonders durch Muſik angeregt, und aus mehreren Stellen der Alten läßt ſich ſchließen, daß die älteſten griechiſchen Dichter eben auch nichts anders als Improviſatoren waren. In Neu-Europa ſcheint das Talent des Improviſirens ein natürliches Erzeugniß des italieniſchen Bodens zu ſein; doch auch Spanien, und beſonders Valencia, entbehrt die beredten Zeugen einer poetiſchen Nationalität nicht. Nachdem die improviſirte Dichtkunſt zugleich mit der provençaliſchen im 12ten Jahrhunderte in Italien eingewandert war, ſcheint auch Petrarca dieſe Kunſt ausgeübt zu haben: wenigſtens iſt von ihm bekannt, daß er die ſchöne Sitte der improviſirenden Dichter, die Sitte, den Geſang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gab es in Italien Perſonen beiderlei Geſchlechts, welche Gedichte, ſelbſt von bedeutendem Umfang aus dem Stegreif componirten. Zuerſt bediente man ſich hierzu der lateiniſchen Sprache, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts die Sprache der Gelehrten war. Beſonders leidenſchaftlich war die Liebe zur improviſirten Poeſie unter Leo X., und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Einer der älteſten dieſer Improviſatoren war Serafino d'Aquila, geb. 1466, geſt. 1500, ein jetzt längſt vergeſſener Dichter, der aber bei ſeinem Leben mit Petrarca an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von Arezzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß, der Einzige recitire ſeine Verſe an einem öffentlichen Orte, ſo kam Alles in Bewegung, die Läden wurden geſchloſſen, die Geſchäfte verſchoben, und Gelehrte und Ungelehrte ſtrömten ihm zu. Faſt nicht mindern Ruhm hatte der florentiniſche Improviſator Criſtoforo, der Erhabenſte (Altiſſimo) zubenannt. Unter den Improviſatoren gegen Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelſo, Pamfilo Saſſi, Hippolito von Ferrara, Giovanni Battiſta Strozzi, Pero, Nicolo Franciotti, Ceſare da Fano. Drei Improviſatoren jener Zeit waren blind, Criſtoforo Sordi, Aurelio Brandolini und ſein Bruder Rafael. Es ſcheint, die griechiſchen Gelehrten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Konſtantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daſelbſt mit dem Geſchmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche. In verſchiedenen Städten Italiens führte man jene Sympoſien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geiſtes ſich geſellten. Leo X. liebte ſie ſehr, und verſammelte die Gelehrten gern an ſeine Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improviſator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schrift-

ſteller erzählen Wunder von ſeinem Talent. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art von Abgöttern anſah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm ſeine Wohnung angewieſen hatte, Clemens VII, aber rief ihn zurück. Ein anderer Improviſator, Namens Querno, machte bei Leo eine Art von Bouffon. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Pabſtes eigenem Glaſe zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenſtand wenigſtens zwei lateiniſche Verſe machen ſollte; waren dieſe ſchlecht, ſo erhielt er wenigſtens die Hälfte Waſſer unter ſeinen Wein. Spottweiſe nannte Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoëta). Beide dieſer Improviſatoren nahmen ein trauriges, Querno ſogar ein ſchreckliches Ende. Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateiniſcher Sprache zu improviſiren, denn alle guten Köpfe ſchreiben jezt in der lingua volgare, und die Improviſatoren folgten nach. Es läßt ſich erwarten, daß ſie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, die ganze Liſte derſelben anzuführen; nur einige der berühmteſten machen wir namhaft. Der erſte iſt Silvio Antoniano, 1540 zu Rom im niedern Stande geboren, durch ſeine Talente aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen, und in allen Wiſſenſchaften wohl bewandert. Wegen ſeines Talents zu improviſiren, nannte man ihn Poetino. Einſt hatte er an einem ſchönem Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer ſehr zahlreichen Geſellſchaft, in einem Luſtwäldchen zu improviſiren angefangen, als eine Nachtigall, gleichſam von ſeinem Geſange herbeigezogen, ſich auf einen nahen Baum ſezte, und wie von einer ſchönen Eiferſucht ergriffen, mit ganz beſonderer Lebhaftigkeit zu ſchlagen anhub. Das Erſtaunen der Zuhörer bei dieſem unerwarteten Wettkampfe gab den Verſen des Dichters neuen Reiz, und dieſer, von dem eigenen Umſtand ſelbſt begeiſtert, verließ den vorher behandelten Gegenſtand, wandte ſich an die Nachtigall, und pries die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Geſangs in ſo rührenden und harmoniſchen Verſen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühmteſte aller Improviſatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom geſtorben. Wir beſitzen von Fabroni eine Biographie dieſes Dichters, und von ſeinen improviſirten Gedichten ſind 1748 zwei Bände erſchienen. Gewöhnlich begann er mit einer, den Umſtänden angemeſſenen Anrufung, und kam dann auf den Gegenſtand. Sein Vortrag war klar, über jeden Gegenſtand wußte er eigenthümlichen Schmuck zu verbreiten; und da er ein unglaubliches Gedächtniß beſaß, ſo drängte er am Ende den Inhalt ſeines ganzen Vortrags in wenige Verſe zuſammen. Er hatte dabei das Anſehn eines Begeiſterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erſchöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte ſeine Verſe ſingend, um Zeit zum Ueberdenken zu gewinnen, und das Maß beſſer zu halten, und ließ ſich auch wol von einer Guitarre begleiten. Sein liebſtes Versmaß war die Oktave. Der glorreichſte Tag ſeines Lebens war der, an welchem er (unter Benedict XIII.) durch Verwendung der Prinzeſſin Violanta von Baiern, auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um ſo ſchmeichelhafter war, da ſie durch Verſchwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Taſſo waren bis dahin dieſer Ehre würdig geachtet worden. Das römiſche Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone ſeinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metaſtaſio zeigte ebenfalls von früher

Jugend an ein ſeltenes Talent zu improviſiren, allein die Ausübung dieſes Talents war bei ihm eine gewaltſame Anſtrengung der Natur. Hatte er ein Zeitlang improviſirt, dann fühlte er alle ſeine Kräfte erſchöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; ſeine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Die Aerzte kündigten ihm deßhalb an, er müſſe, wenn er ſein Leben erhalten wolle, einer ſo gefährlichen Kunſt entſagen. Uebrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieſes Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt dreier Improviſatricen mit Ruhm, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna de Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als unter Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toskaniſchen lebte, und die Bewunderung aller Reiſenden erregte. Sie war zu Piſtoja geboren, wo ihr Talent, das ſie durch vielfaches Studium ſorgfältig ausbildete, ſich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauſchte, bewog den Kaiſer Franz I., ſie nach Wien zu berufen, wo ſie mit Auszeichnung empfangen, und mit Gnaden überhäuft entlaſſen wurde. Die Kaiſerin Katharina berief ſie nach Petersburg; die Furcht vor dem ſtrengen Klima hielt ſie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm ſie zu ihrem Mitgliede auf, und im Jahre 1776 ward ſie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römiſchen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. „Der Pabſt“ erzählt Archenholz, „gab ſeine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gaſſenpöbel beſchimpft, vom Dichterpöbel beſungen, und von Fürſten beſchenkt. Sie verließ ſchleunig Rom, und lebte nachher zu Florenz“ (wo ſie den 8ten Nov. 1800 ſtarb). Billigere Beurtheiler, als Archenholz, erinnern ſich, daß Bosheit und Neid den Ritter Perfetti nicht glimpflicher behandelten, und daß ſelbſt Petrarca in ſeinen Briefen ſich über den Neid und die Verfolgungen beklagte, die ihm der römiſche Lorbeer zugezogen. Neuere Improviſatricen ſind die Bandettini von Modena, die Fantaſtici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche Letztere vielleicht alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantaſie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verſe übertrifft. Sie verſuchte ſich ſelbſt in der Tragödie, in welcher ganz neulich ein römiſcher Improviſator Bewundernswürdiges geleiſtet hat. 1764 ſtarb zu Verona der berühmte Improviſator Zucco, der an dem Abbé Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advocat Bernardi in Rom war als Improviſator ſehr berühmt. Großen Ruf unter den Improviſatoren unſerer Zeit hat Francesco Gianni, welcher, ein eifriger Republikaner, die Belagerung von Genua und die Schlacht von Marengo beſang, dann ſich nach Paris begab, wo ein Gedicht auf die Schlacht von Auſterlitz ihm eine Penſion verſchaffte, und von deſſen Stegreifgeſängen eine Sammlung 1795 im Publikum erſchienen iſt. Wenn auch dieſe den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entſprechen ſollten, ſo iſt dieß eine gewöhnliche Erſcheinung; denn von jeher erſcheinen die gedruckten Werke der bewundertſten Improviſatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde; und wahrſcheinlich hätten wir auch von Metaſtaſio nicht ſolche reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improviſiren ent-

ſagen müſſen. Die Grund ergibt ſich von ſelbſt. Der Gegner dieſer Art von poetiſchen Ergötzungen mögen deßhalb in ihrem ſtrengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß deßhalb die Bewunderer der Improviſatoren an Geſchmack und Einſicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anſcheinende Begeiſterung des Dichters, ſein lebhaftes Gefühl, ſeine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Inſtruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können die mächtigſten Wirkungen nicht verfehlen, und laſſen der Krittelei keine Zeit, ſich zu äußern. Mit Recht ſagt daher Bouterweck in ſeiner Geſch. der ital. Poeſie: „Unter den poetiſchen Merkwürdigkeiten des heutigen Italien iſt die Kunſt der Improviſatoren von mehr Bedeutung, als die meiſten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunſt beweiſet, mit welcher Biegſamkeit und Kraft eine italieniſche Phantaſie, wenn ſie einmal in Bewegung iſt, Bilder und Worte in poetiſche Verhältniſſe zuſammenträgt. Daraus erklärt ſich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geiſtes, möglich iſt, durch ein Bändchen nicht ſchlechter Verſe, die Zahl der vielen, die er vor ſich findet, zu vermehren, wenn er die Poeſie ſeiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtniſſe aufgefaßt hat. Der erkünſtelte und doch glückliche Enthuſiasmus der heutigen Improviſatoren iſt das lebendige Denkmal der guten Zeit des italieniſchen Geiſtes." Freilich jemehr Geiſt und poetiſcher Enthuſiasmus den Improviſator beſeelt, deſto vorzüglicher wird ihm ſein Werk gelingen, nach den gewöhnlichen herumziehenden Improviſatoren, wie z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künſte täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend iſt es, daß faſt alle Improviſatoren in Toscana oder Venedig, hauptſächlich aber zu Siena und Verona geboren ſind, und daß eben daſelbſt dieſes Talent des Improviſirens ſich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unſere Karſchin würde in Italien gewiß eine ſehr bewunderte Improviſatrice geworden ſein. Theodor Körner ſoll dieſes Talent ebenfalls in gewiſſem Grade beſeſſen haben.

Imputation, ſ. Zurechnung.

Inachus, der Stammvater des älteſten Königsgeſchlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Beſitz von Argos ſtritten, ſprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Beſonders berühmt ward er durch ſeine Tochter Io.

Inca, ſ. Peru.

Inceſt, (Incestus) ſ. Blutſchande.

Inchbald, (Mrs. Eliſabeth) eine bekannte engliſche Schauſpielerin, Verfaſſerin vieler, auf den Bühnen Englands beliebten Theaterſtücke, und Herausgeberin dreier der wichtigſten Sammlungen engliſcher Schauſpiele und Farcen, die ſie mit kritiſchen und biographiſchen Anmerkungen und Einleitungen verſehen. Sie iſt 1756 geboren, und verließ 1789 die Bühne, um ſich blos literariſchen Arbeiten zu widmen.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewiſſen Puncte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Aſtronomie bedient ſich dieſes Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Cometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein ſolcher Winkel iſt deſto kleiner, je weniger der Planet oder Comet von der Ekliptik abweicht. Nach den neueſten Beobachtungen von la Lande und Bode iſt der Winkel dieſer Ab-

weichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47″; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 0° 43′, 45″. Genauere Beſtimmungen für Ceres und Pallas, ſo wie für Juno und Veſta ſind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verſchiedenen oft ſehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da ſie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes iſt, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verſchieden, hält ſich aber zwiſchen 5°, 1′ und 5°, 17,. M. L.

Incommenſurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik eine Größe, welche von keiner andern zur Einheit genommenen Größe gemeſſen werden kann. Von der Art ſind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen ſind, als die Q. W. von 12 iſt = 3, 4641... und ſo ins Unendliche fort. Dieſe Eigenſchaft der Größen heißt daher Incommenſurabilität. M. L.

Incubus, ſ. Alp.

Incunabeln (aus dem Lateiniſchen, das Wiegenzeug, daher der erſte Anfang einer Sache) heißen diejenigen erſten oder Urdrucke von Büchern, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunſt an, bis ungefähr 1536 (nach Panzer) gedruckt worden ſind.

Independenten, ſ. Anglicaniſche Kirche.

Index. Ueberhaupt Regiſter, Nachweiſer. In der Mathematik beſonders Stellenzeiger; ſo wird der Ausdruck bei den Logarithmen für die Kennziffer, bei den Reihen für die Gliederſtelle u. ſ. w. gebraucht.

Indicativ (Indicativus nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zuſtand als wirklich und direct ausgeſprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgeſprochen wird; z. B. er iſt, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbeſtimmt und unmittelbar (inderect) anzeigt, z. B. er ſei. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angeſehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 iſt 4. Der Indicativ, oder die beſtimmt anzeigende Form des Zeitworts, ſtellt ſich, wie alle modi verſchieden in den Sprachen dar, und iſt gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Perſon, Zahl und Geſchlecht.

Indien, indiſche Kolonien. Wir wollen dieſe merkwürdige Erdgegend, welche im Art. Hindoſtan in geographiſcher und ſtatiſtiſcher Hinſicht beſchrieben ward, hier auch in Hinſicht auf den Welthandel hiſtoriſch betrachten, und eine Ueberſicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlaſſungen geben. Die koſtbaren Schätze, welche dieſes reiche Land beſitzt, beſonders die Gewürze deſſelben, lockten ſchon in den früheſten Zeiten den gewinnluſtigen und betriebſamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die köſtlichſten Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin ſie auf dem arabiſchen Meerbuſen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Aſien. Dieſer Handel war in den Händen der Venetianer und Genueſer, welche die europäiſchen Märkte mit aſiatiſchen Waaren verſahen, und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umſchiffung des

Vorgebirges der guten Hoffnung, welche (1498) nach manchem mißlungenen Verſuchen, einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugieſen in kurzer Zeit zum Beſitze eines Reichs in Aſien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama (ſ. d. Art. Gama) an der Küſte von Indien gelandet war, waren ſich ſchon die begünſtigtſten Kaufleute auf der ganzen Küſte, hatten trotz der geſchäftigen Eiferſucht der Muhamedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indiſchen Waaren geweſen war, einige Niederlaſſungen gegründet, und mit mehreren einheimiſchen Fürſten Handelsbündniſſe geſchloſſen, in welchen dieſelben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erſte portugieſiſche Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhte den Ruhm ſeines Volkes in den indiſchen Meeren; überall, wo ſeine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlaſſungen, und nahm ſelbſt Ceylon ſchon 1506 in Beſitz. Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befeſtigte das ſtolze Gebäude der portugieſiſchen Herrſchaft in den indiſchen Meeren. Er legte Feſtungen an zur Beſchützung der Handelsniederlaſſungen, zu deren Mittelpuncte er Goa machte; er eroberte das wichtige Malacca, wo ſich die Handelsſchiffe von Japon, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Perſien, Arabien und Afrika ſammelten; und der Schrecken, welchen dieſe Eroberung verbreitete, bewog die mächtigſten Fürſten der jenſeitigen indiſchen Halbinſel, das Bündniß der Portugieſen zu ſuchen; er nahm bald darauf die Molukken, und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beſchloß ſeine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichſten und wichtigſten Handelsſtadt im perſiſchen Meerbuſen, deren Beſitz er durch eine ſtarke Feſtung ſicherte. Bald nach ſeinem Tode herrſchten die Portugieſen vom arabiſchen bis zum perſiſchen Meere; faſt alle Häfen und Inſeln an den Küſten von Perſien und Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; ſie beſaßen die ganze malabariſche Küſte bis zum Vorgebirge Comorin, hatten Niederlaſſungen auf der Küſte Coromandel und am bengaliſchen Meerbuſen, die Inſel Ceylon war ihnen zinsbar; ſelbſt in Sina hatten ſie Faktoreien, und die Häfen von Japan; wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsſchiffen geöffnet. Zu dieſer Höhe war ihre Macht um das Jahr 1542 geſtiegen, und ſechzig Jahre lang führten ſie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäiſchen und aſiatiſchen Märkten beſtimmten ſie den Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsſchiff konnte in den indiſchen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugieſiſchen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte ſicher in den indiſchen Gewäſſern fahren, ohne portugieſiſche Päſſe, uud ſelbſt diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugieſen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eiſen, Blei und Waffen handeln, weil dieſe Waaren Gegenſtände ihres Alleinhandels waren. Der Mittelpunct ihrer Herrſchaft war Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs oder Gouverneurs ſeinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltſtreiche ſicherten ſie ihre Herrſchaft in Aſien. Sie beſchoſſen die mächtigſten Städte auf den indiſchen Küſten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derſelben, wiegelten die abhängigen einheimiſchen Fürſten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Für-

ſten gewährten ſie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugal huldigte und ſeine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, eine Feſtung in ſeiner Hauptſtadt zu bauen, ſicherte. Selbſt in den Küſtenländern, wo ſie nur handelten und nicht zugleich geboten, ſondern die Eingebornen ihren einheimiſchen Fürſten allein unterworfen blieben, herrſchten ſie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. Portugal verdankte dieſe Herrſchaft der Kraft einzelner vorleuchtender Männer, die in der ſchönſten Zeit ſeines Ruhmes mit heroiſcher Begeiſterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegenſtand mehr in der Heimath fand, hoffte und ſuchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröße ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüſtet; Habgier und Plünderungsſucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugieſiſchen Namens, dem jene Männer, ſelbſt wenn ſie Gewaltſchläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerſtand der Eingebornen, welche früher durch die Herrſchſucht der liſtigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinſamen Gefahr deſto feſter ſich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II., und dem großherzigen Emanuel, ſchwache Fürſten folgten, als unter dem Jeſuitenzöglinge, dem fanatiſchen Sebaſtian, das Reich ſeinem Verfalle immer mehr entgegenſank, verfiel auch das ſtolze Gebäude in Aſien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entſchied den Sturz der portugieſiſchen Handelsmacht in Indien. Die ſpaniſchen Könige vernachläßigten die aſiatiſchen Niederlaſſungen. Raub, Plünderung und Ungehorſam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten ſich unabhängig, andere gingen zu den indiſchen Fürſten über, andere wurden Seeräuber. Die Portugieſen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederlande hatten bisher die indiſchen Waaren, mit deren Vertrieb ſie ſich beſchäftigten, von dem großen Handelsmarkte Liſſabon abgeholt. Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländiſchen Schiffen den Hafen der portugieſiſchen Hauptſtadt, und zwang dadurch das betriebſame Volk, von der Quelle zu holen, was ſie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit den vergeblichen Verſuchen beſchäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugieſiſchen Schiffen Handelsreiſen nach Indien gemacht hatte, ihnen ſeine Dienſte anbot. Er ward im J. 1595 mit vier Schiffen nach Indien geſandt, um die Küſten, die Bewohner derſelben, und die Handelsverhältniſſe jedes Orts zu erforſchen, und kehrte mit günſtigen Hoffnungen zurück; denn ſchon auf dieſer erſten Reiſe waren Handelsbündniſſe mit den Fürſten auf der Inſel Java geſchloſſen. Die Geſellſchaft der Kaufleute, welche dieſe Unternehmung beförderte, ſandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Inſel, (die von dem Mittelpunkte der portugieſiſchen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinſeln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünſtigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit Sina und Japan,) holländiſche Comtoire anzulegen

und mit den einheimiſchen Fürſten Verträge zu ſchließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden Portugieſen geworfen hatten, unterſtützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieſes Unternehmens. Es traten nun, durch ſo glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Geſellſchaften in Holland zuſammen, die den indiſchen Handel zum Gegenſtand ihrer Unternehmungen machten; aber es zeigte ſich bald, daß der zu ſtarke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um dieſen Nachtheil aufzuheben, und den eiferſüchtigen Portugieſen einen kräftigern Widerſtand entgegenſetzen zu können, als Einzelne zu leiſten vermochten, wurden die kleinen Handelsgeſellſchaften 1602 in eine große oſtindiſche Geſellſchaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürſten Aſiens zu ſchließen, Feſtungen zu bauen, Beſatzungen zu unterhalten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befeſtigte Comptoire angelegt, und mit mehreren Fürſten von Bengalen Handelsbündniſſe geſchloſſen wurden, begann der lange Kampf mit den eiferſüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portugieſen den Vortheil einer genauern Kenntniß der indiſchen Meere, ſo konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterſtützung aus Europa rechnen, da Philipp II und ſeine Nachfolger die Niederlaſſungen in Aſien oft ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben, und ſie damit auch noch den Vorzug einer ſtärkern und beſſer bedienten Seemacht verbanden, ward den Portugieſen ein Platz nach dem andern entriſſen. Im J. 1621 räumten dieſe ihren ſiegreichen Nebenbuhlern die Molukken, 1633 Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugieſen nach dem Verluſte der Molukken ſich feſtgeſetzt hatten, um ſich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verſchaffen,) und ſeit 1663 fielen auch die wichtigſten Plätze auf der Malabarküſte, wo ſich die portugieſiſche Handelsmacht am längſten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugieſen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen ſie in die Schranken. Schon im J. 1600 gab die Königin Eliſabeth den Kaufleuten in London ein ausſchließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf funfzehn Jahre, und im folgenden Jahre liefen die erſten vier Handelsſchiffe der oſtindiſchen Compagnie von Lancaſter nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieſer erſten Handelsreiſe reizte die verbundenen Kaufleute, Alles aufzubieten, um die Hinderniſſe zu beſiegen, welche Portugieſen und Niederländer neuen Anſiedelungen auf den indiſchen Küſten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlaſſungen und Feſtungen anzulegen, und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieſer Vortheil bald wieder durch die Holländer entriſſen, welche ſich durch einen Gewaltſtreich im alleinigen Beſitze der Molukken ſicherten, dagegen aber waren die Engländer deſto glücklicher in ihren Niederlaſſungen auf den Küſten von Malabar und Coromandel, und ſchlugen die Angriffe der ſtärkern Portugieſen immer gleich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den ſie im J. 1623 errangen, als ſie, von den Perſern gerufen, dieſen die Portugieſen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Antheile an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten ſie eine Niederlaſſung am Eingange des perſiſchen Meerbuſens (Bender-Abaſſi), und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländiſchen

Teppichen, Goldſtoffen und andern perſiſchen Waaren. So erhob ſich ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts auf den Trümmern des portugieſiſchen Aſiens die Handelsmacht der Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüſſungen, womit die Eingebornen, als ſie der Herrſchaft der verhaßten Portugieſen los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unruh und neue Trauer. Sie ſahen, daß ſie das harte Joch der Portugieſen mit einem härteren vertauſcht hatten, daß Habſucht und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieſelben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer Ruhe und Freiheit ſeit der Ankunft der erſten Europäer ſo verderblich geweſen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugieſen, faſt immer im Kriege mit den Eingebornen auf den Inſeln und auf dem feſten Lande, wo ſie Niederlaſſungen gegründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugieſen von den Gewürzinſeln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inſeln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner vertilgt, weil ſie nicht Sclaven werden wollten, und die ganze Inſel wurde unter Weiße vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sclaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige Batavia auf der Nordküſte von Java ward ſeit 1619 der Sitz der holländiſchen Regierung von Indien, und die Hauptniederlage des aſiatiſchen Handels der oſtindiſchen Geſellſchaft; von hier aus herrſchte der Generalſtatthalter, gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer ſeiner Amtsgewalt, über die inländiſchen Fürſten. Bis auf die neueſten Zeiten, wo das ganze europäiſche Colonialſyſtem erſchüttert ward, und faſt alle Handelsniederlaſſungen in Aſien in die Gewalt der meerbeherrſchenden Britten fielen, blieben die Holländer, ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Beſitze ihrer Anſiedelungen, unter welchen Surate auf der Nordküſte der vorderindiſchen Halbinſel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptfeſtung, das Gouvernement Coromandel mit der Feſtung Negapatnam, die Niederlaſſung Chinſura in der Direction Bengalen, das Gouvernement Malacca, die äußerſte holländiſche Beſitzung auf der ſüdlichen Spitze der Halbinſel dieſſeit des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo ſie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingebornen Fürſten förmlich herrſchten, Java, die Molukken, die ſüdliche Küſte von Borneo (die ſpäteſte Niederlaſſung), die wichtigſten waren. Ehe wir zu den engliſchen Kolonien in Indien zurückkehren, müſſen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlaſſungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden: die Anſiedelungen der Dänen und Franzoſen. Ein holländiſcher Factor, Boſchower, der von dem Könige von Ceylon als hohen Gunſtbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach ſeiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen, und bot unmuthig dem Könige Chriſtian dem IV. ſeine Dienſte zur Anlegung einer Niederlaſſung auf Ceylon an. Es ward ſogleich, im J. 1618, eine oſtindiſche Geſellſchaft in Kopenhagen gebildet, und Boſchower reiſete mit ſechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem Könige, die andere jener Geſellſchaft gehörte, nach Indien ab. Er ſtarb unterweges. Der däniſche Seemann, der die Schiffe führte, fand eine ſchlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boſchower ankam, und wandte ſich alsbald nach Coromandel, der nächſten Küſte des indiſchen feſten Landes. Der inländiſche Fürſt von Kanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Land-

ſtrich, wo ſogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt, und bald darauf zur Beſchützung der neuen Niederlaſſung die Feſtung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche ſich in Indien niedergelaſſen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und dieſe betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, ſchloſſen ſie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der däniſchen Geſellſchaft verfielen; ſie trat der Regierung ihre Niederlaſſungen ab, und ward im J. 1634 völlig aufgelöſet. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. Im Jahr 1670 aber errichtete Chriſtian V. eine neue Handelsgeſellſchaft, welcher er durch Ausrüſtung von Schiffen ein ſo bedeutendes Geſchenk machte, daß faſt die Hälfte des zuſammengeſchoſſenen Kapitals von ſeiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdieß das Recht, Krieg und Frieden zu beſchließen. Die neue Geſellſchaft ward bald in neue Kriege mit den eiferſüchtigen Holländern und dem, von dieſen aufgehetzten, Fürſten von Kanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte ſie fort bis 1729, wo ſie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward ſie von Chriſtian dem VI. zum dritten Male erneuert. Sie erhielt einen Freibrief auf vierzig Jahre, und den ausſchließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Geſellſchaft hatte ſo glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derſelbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einſchränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Geſellſchaft nahm, und jedem däniſchen Unterthan den indiſchen Handel gegen eine gewiſſe Abgabe an die Geſellſchaft freigab. Während dieſer Zeit waren mehrere wichtige Niederlaſſungen und Beſitzungen auf den Küſten Malabar und Coromandel, in Bengalen, in Behar, in Oriſſa, an der Malaccaſtraße erworben, und dieſe Anſiedelungen waren in Hinſicht auf die Belebung der Schifffahrt und des Handels der Dänen ſo wichtig geworden, daß der König im J. 1770 der Geſellſchaft alle Niederlaſſungen in Indien für 170,999 Thaler abkaufte, und die Beamten derſelben in ſeine Dienſte nahm. Der Handel nach Indien und nach Sina ward ſeitdem allen däniſchen Unterthanen freigegeben. — Schon waren die oſtindiſchen Geſellſchaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzoſen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward der franzöſiſche Handelsminiſter Colbert ſo laut aufgefodert, den Unternehmungsgeiſt der Nation zu begünſtigen, daß er ſich im J. 1665 entſchloß, eine oſtindiſche Handelsgeſellſchaft zu gründen, und ihr auf 60 Jahre alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die engliſche und holländiſche Geſellſchaft genoſſen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zuſammenbringen. Die Inſel Madagascar, die am Eingange des indiſchen Meeres und der afrikaniſchen Küſte nahe, zum Handel nach Afrika, Perſien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlaſſungen gewählt. Aber ſchon in fünf Jahren war die Handelsgeſellſchaft durch ſchlechte Verwaltung, durch Veruntreuung ihrer Beamten, in ſolchen Verfall gerathen, daß ſie ihre Niederlaſſungen der Regierung abtrat. Es ward nicht beſſer, und zwei Jahre ſpäter wurden alle Franzoſen, die noch auf Madagascar zurückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward ſtatt Surate

in Guzerat, wo die Franzoſen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher ſich bald zu einer anſehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17ten Jahrhunderts aber konnte der franzöſiſche Handel nach Indien ſich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungsſyſtems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlaſſungen, ſo daß manche kaum gegründete Anſiedelung ſchnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die oſtindiſche Geſellſchaft den uneingeſchränkten Genuß ihrer, ſeit 1714 wieder erneuerten Vorrechte den Schiffsausrüſtern von St. Malo. Erſt unter der Staatsverwaltung des Cardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in dieſe Handelsunternehmungen, als die Brüder Orri und Fulvy die Leitung derſelben übernahmen. Pondichery hob ſich bald aus ſeinem Verfalle, und das ſeit 1720 von den Franzoſen in Beſitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflich gelegene, Isle de France blühte durch des erfahrenen Bourdonnaye's (ſ. d. Art.) Vorkehrungen ſeit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Eben ſo gedieh unter des verdienſtvollen Dupleix (ſ. dieſ. Art.) Leitung die Colonie Chandernagor am Ganges. Auf allen öſtlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, ſegelten franzöſiſche Schiffe. In dem Seekriege zwiſchen Frankreich und England, von 1745 bis 1747, behaupteten ſich die Franzoſen auf das tapferſte in Indien, ungeachtet ſie aus Europa wenig Unterſtützung erhielten; aber am höchſten ſtieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indiſchen Fürſten. Sie erwarben anſehnliche Beſitzungen an den Küſten von Golconda, Oriſſa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß ſie ſich hätten unterſtützen können. Während des neuen Krieges mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des franzöſiſchen Reichs in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahé zurück, und erlaubte ihnen drei kleine Faktoreien in Bengalen mit ſchwachen Beſatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte das franzöſiſche Gebiet nur um Pondichery, und dieſes, das ſie mit allen außereuropäiſchen Niederlaſſungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der im März 1814 geſchloſſene pariſer Friede wiedergegeben. Die Britten ſind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erſchöpft ſind, die herrſchende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden iſt, dazu gelegt ward, erhob ſich der ſtolze Bau ihrer Herrſchaft, ſeit im Jahre 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgeſellſchaften, welche ſich kurz vorher gebildet hatten, mit der oſtindiſchen Compagnie waren vereinigt worden. Die Geſchichte derſelben ſ. in d. Art. Engliſches Reich in Oſtindien.

Indifferentiſmus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rückſicht auf die Wahl zwiſchen mehreren verſchiedenartigen Gegenſtänden der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentſchieden bleibt, und den Werth dieſer Gegenſtände dahingeſtellt ſeyn läßt, weil ſie für keinen derſelben ein überwiegendes Intereſſe hat, oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wol dieſe Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge iſt, auf die ſie ſich bezieht, ſo verträgt ſie ſich doch ſo gut mit der Parteigängerei, daß man einen deſto entſchiedenern Indifferentiſmus verräth, je weniger man ſich bedenkt, die Rollen zu

wechſeln. So gibt es Indifferentiſten in der Politik, in der Philoſophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts koſtet, von einem Syſtem zum andern überzuſpringen. Weil ſie ſich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt ſind, iſt es ihnen einerlei, zu welchem ſie ſich bekennen, und ſie werden daher allemal die Farbe desjenigen Syſtems annehmen, bei dem ſie ſich eben die meiſten Vortheile verſprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Conſequenz des Charakters nicht die Rede ſeyn, und wenn es auch Rückſichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Partei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphiloſophie rechtfertigen mögen; ſo verräth es doch, ſelbſt abgeſehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechſels, immer Ungewiſſenhaftigkeit, ſich ohne Ueberzeugung, bald für dieſe, bald für jene Partei zu erklären. — Kein gebildeter Menſch wird ſich den Mangel an allem Intereſſe für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine iſt, verzeihen; ja in Sachen des religiöſen Glaubens und der moraliſchen Ueberzeugung kann man ohne ſtrafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligſte weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich. Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wiſſenſchaften einzugehen, deren Anbau das Verdienſt eines geringern Standes iſt, verdient mindeſtens den Vorwurf der Inhumanität, und die veränderte Denkart der höheren Stände hat ihn auch genöthiget, ſich hinter der Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzichtleiſtung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menſchheit verſchafft, Duldung genießt. Den Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Menſchen wichtig iſt, muß man, wo er von Indolenz und Unfähigkeit des Geiſtes, über den Kreis der ſinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt, bemitleiden. Nahe ſteht ihm der phyſiſche Indifferentismus oder die Unempfindlichkeit gegen ſinnliche Luſt und Unluſt, die entweder ein Zeichen der äußerſten Roheit und Abſtumpfung, oder, wie die Apathie der Stoiker und Asceten, ein gekünſtelter, die Gränzen der Menſchlichkeit überſchreitender Heroismus iſt. Aber gar nicht verwechſeln darf man mit jenen Aeußerungen des moraliſchen Indifferentismus die Unparteilichkeit des Geſchichtſchreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eigenen Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf ſeine hiſtoriſchen Darſtellungen verſtattet; die Behutſamkeit und Selbſtſtändigkeit des Eklektikers, der, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, ſich für keine vorhandene Partei erklärt, und das Beſte, wo er es findet, anerkennt; — die, freilich an den religiöſen Indifferentismus ſtreifende, Liberalität des Synkretiſten, welche die Abweichungen der verſchiedenen Religionen von einander für außerweſentlich und unſchädlich erklärt; endlich des ſogenannten Latitudinariers, der ſich überzeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es ſey ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Abſicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus iſt dieſe in unſern Tagen beliebte und nur zu weit getriebene Liberalität allerdings, und die traurigen Symptome der Lauigkeit gegen die Religion ſelbſt, die ſich damit eingeſchlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch

beſſer ſei, ſich für eine beſtimmte Religionspartei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden und dabei ſelbſt weder kalt noch warm zu ſein. Ueberdieß geht der Indifferentismus in Anſehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich religiöſen, oder in den entſchiedenen Unglauben über, der ſich für keine Religion intereſſirt, weil er ſie alle für gleich ungegründet und chimäriſch hält; und daß dieſer weder für den, der ſich ihm ergibt, noch für die um ihn Lebenden, wohlthuend ſein kann, bedarf keines Beweiſes. Am bedauernswürdigſten aber iſt der totale Indifferentismus, wo man ſich überhaupt für nichts mehr intereſſirt, nichts mehr liebt oder haßt, und an Geiſt und Herz ausgebrannt und erſchlafft iſt. Denn mit dem warmen Intereſſe für oder wider irgend etwas, ſtirbt auch das Leben und die Thatkraft ſelbſt ab, und wie weit man auch immer jener jetzt eben modiſchen Geſinnung, die ſich bald Unparteilichkeit und Toleranz, bald Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menſchen nennen läßt, Einfluß verſtatten mag; um nicht der traurigſten Leere preisgegeben zu ſein, und in den Abgrund eines geiſtigen Todes zu verſinken, wird man immer wenigſtens Eins haben müſſen, was man liebt, das Gute; und Eins, was man haßt, das Böſe.

Indigenat. Unter Indigenat, — auch Incolat — verſteht man das Eingeborenſein in irgend einem beſtimmten Lande in Beziehung auf die daraus entſpringenden Rechtsverhältniſſe und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meiſten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausſchließlich, oder doch vorzugsweiſe vor Fremden zu Aemtern ꝛc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfaſſungen ſind, um ſo mehr Vorrechte vor Fremden (Indigenats- oder Incolatsrecht) pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beiſpiel iſt England. Als Beiſpiel beſonderer, in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren iſt. Da aber in den meiſten Ländern, außer durch Geburt, auch auf andere geſetzlich beſtimmte Weiſen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenſeins erworben werden können, ſo hat man den Indigenat in natürlichen oder wahren, und einen bloß geſetzlich erworbenen, in einen vollſtändigen, und in einen weniger vollſtändigen eingetheilt.

Indigo, die bekannte Färberpflanze, iſt ein ſtrauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus ſechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zuſammengeſetzt ſind. Ihre kleinen Blumen haben meiſtens eine aus Roth und Gelb gemiſchte Farbe, und hinterlaſſen dünne und knotige Schoten, welche von außen ſchwarz ausſehen, und ſchwarzen, ſchwarzgrünen oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Jedoch gibt es hierin mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel, Anil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird beſonders in Oſtindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutſchland iſt ſie ſelbſt in Gewächshäuſern äußerſt mühſam zu erhalten. Man ſchneidet die Pflanze, wenn ſie acht bis zwölf Wochen alt iſt, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dieß wird mehreremale wiederholt, bis ſie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeſchnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel gelegt, mit Steinen oder Gewicht belegt, und dann mit Waſſer begoſſen. Nach ſechszehn bis achtzehn Stunden kommt es in Gährung, brauſt

auf, und wenn es ausgegohren hat, wird das grüngefärbte Waſſer in andere Gefäße abgezapft, und mit Stöcken oder Schaufeln ſo lange umgerührt, bis ſich ein blauer Satz ſcheidet, und das Waſſer wie goldgelb geworden iſt. Dieß Waſſer wird, wenn ſich jener Satz völlig zu Boden geſenkt hat, durch Hähne abgelaſſen; der Satz ſelbſt in leinene Beutel gebracht und mit klarem Waſſer ausgeſpült. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kaſten hart werden und in der Sonne völlig trocknen laſſen, wird er in Stücken zerbrochen, und zum Verkauf eingepackt. Es gibt viele Indigoarten, und auch noch andere Verfahrungsweiſen, ihn zu fertigen, die jedoch in der Hauptſache alle mit einander übereinſtimmen. Die Güte des Indigo's iſt ebenfalls ſehr verſchieden: der beſte iſt ſchwarzblau; ſpielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und iſt ſehr leicht. Oſtindien liefert die ſchönſte Art. Uebrigens glauben Einige, daß der Indigo, als Färbeſtoff ſchon länger als zweitauſend Jahre in Gebrauch geweſen iſt, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Beſtimmt wird des Indigo's zuerſt in einer Urkunde vom Jahre 1194 gedacht: aber auch dieß hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein ſpäterer Schriftſteller, Giovanni Ventura Roſetti, welcher 1548 von der Färbekunſt geſchrieben hat, unſern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländer aus Oſtindien nach Europa gebracht, aber erſt zu Anfange des 17ten Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand ſoll jetzt aus nordkaroliniſchen Pflanzen ein Indigo gezogen werden, der dieſen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt wol der Waid den erſten Rang ein.

Indirekte Abgaben. Man begreift darunter gewöhnlich diejenigen Abgaben, welche von den Steuerpflichtigen nicht geradezu und unmittelbar, ſondern vielmehr mittelbar bezahlt werden, richtiger aber ſind darunter ſolche Abgaben zu verſtehen, welche den werthſchaffenden (productiven) Kräften oder dem daraus zu ziehenden Einkommen nicht geradezu aufgelegt werden, welche alſo die verſchiedenen Gattungen des reinen Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und die Kapitalrente, nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar treffen; vorzugsweiſe gehört dahin die Conſumtions-Steuer. (S. d. Art.) K. M.

Indiſche Literatur. Ungekannt Jahrtauſende bis geraume Zeit nach dem babyloniſchen Exil der Iſraeliten, unbedürftig in ſich beſchloſſen, umwuchert von der Segensfülle einer ihre Elemente in reichſter Mannichfaltigkeit entwickelnden Natur, ein vom Brautkuß des Himmels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europas, wo die Gräſer zu Palmen ſich dehnen, berauſchende Blüthendüfte wehen, lag Hindoſtan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länder. Noch lag Europa im tiefſten Schlummer der Unbildung, als Hindoſtan, ein friſcher Götterſtaat, alle Blüthen und Früchte der Kunſt und Wiſſenſchaft, als Ertrag des gottmenſchlichen Geiſtes, in ſtäter folgerechter Geſammtentwickelung zu Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine Weltanſicht wird uns, ſoweit dieß die vorgeſteckten Gränzen geſtatten, im folgenden Artikel beſchäftigen. Hier ſind nur vorbereitend allgemeine Umriſſe von einer uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mittheilungen ſtaunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär' es etwa nicht

ſtaunenswürdig, mehrere Jahrtauſende vor Chriſto dort ſchon die ſinnigſtzarten phantaſiereichſten Gedichte zu finden, und wenn doch die Literatur überall nun die Fata Morgana eines bereits früher vorhandenen und gelebten Seins iſt, dem gemäß nun gar eine, über 9000 Jahr alte, plaſtiſch in einen zwei Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein Werk, dagegen ſelbſt Aegyptens Pyramiden noch jung erſcheinen? Zeigen aber nicht auch die tiefen aſtronomiſchen, noch lange nicht genug gewürdigten Kenntniſſe, in ſo früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geſchichte, vorgeſchichtlicher Zeit, nebſt andern wahrhaften Thaten und Thatſachen des heiligen Weltgeiſtes, wie dem Alphabet, der Sprache, der religiöſen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Gott geleitete Entwickelung des Menſchengeiſtes hin, welche in ihren zauberiſchſten, holdſeligen Zügen alles hochmüthigen Wiſſensdünkels, am meiſten aber der beſchränkten Naſeweisheit ſo mancher Alterthumsſpürer und Geſchichtenklitterer ſpottet? Aber ſo muß es auch ſein. Das Urleben der Menſchen iſt ein Sein und Schauen in Gott, Religion (In-Gott-Gelaſſenheit) und Gottesdienſt, Prieſterkönige ſind ſeine Siegelbewahrer und Pfleger. Erſt als nun die ſelige Einheit zerfiel, das Leben unterzugehen drohte und feſtgehalten werden ſollte, da entſtand Literatur; anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen ſich immer mehr ſonderten und ausſchieden, auch eine profane engere, als Stammgeſchichte und Naturwiſſenſchaft bis zur geſchriebenen Poeſie hinab, welche als Sängerſchule, worin die Wortſprache Kunſtwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Dieſe allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier, ſchon der leichtern Ueberſicht wegen, beibehalten; ihre einzelnen Momente werden ſich gelegentlich ſelbſt hervorheben. Zuvörderſt aber wollen wir kurz von dem Schreibmaterial und dem Schreiben der Hindus etwas beibringen. Papier iſt ihnen nicht unbekannt, obwol es theils nicht aus Baumwolle, ſondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Faſern ſorgfältig ausgeſondert werden, theils eine ſpätere, wol erſt nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung iſt. In Ermangelung dieſes groben Papiers ſchreibt man mit Weißſtift auf ſchwarze Tafeln. Das gewöhnlichſte Material jedoch ſind die Blätter der Fächerpalme, Olles (folia?) genannt, die ungefähr drei Finger breit, zwei Fuß lang, ſieben bis acht Zeilen faſſen, und weil ſie dicker, feſter und ſteifer als doppeltes Papier ſind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dies geſchieht mit einem wol ſechszolligen Eiſengriffel, deſſen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, ſcharf iſt. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Daumen und Zeigefinger feſt gehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, ſondern, nachdem ein Wort oder zwei geſchrieben ſind, drückt der Schreibende im letzten Buchſtaben den Griffel etwas tiefer hinein und ſchiebt ſo das Blatt von der Rechten zur Linken, um ſo die Schrift allmählig zu vollenden. Darin ſind die Hindus ſo geübt, daß ſie wol im Gehen ſchreiben. Da dieſe eingeritzten Schriftzüge natürlich ſehr fein ſind, ſo wird das Blatt mit friſchem Kuhmiſt eingerieben, ſo daß nur die feinſten Theilchen deſſelben auf den Zeilen haften, dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, ſondern mit Calam (calamus), Schilfrohr geſchrieben, welches wie unſere Federn geſchnitten wird, aber ſtärker iſt. Aus mehrern Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden

geſtochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Bretchen von der Größe der Blätter gelegt, dieſe wieder an beiden Enden durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz= oder Eiſenſtiftchen geſteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befeſtigt und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. Heilige Literatur. Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Sein und Schauen, ohne ſorgfältige Abmarkungen und Einhegungen, nach welchen ein Syſtem des Wiſſens eine Art Zwiebelgewächs iſt. Man befaßt ſie unter dem allgemeinen Namen Saſtra, Shaſtra, Schaſter, Siſtra, Shaſta, (die verſchiedenen Formen dieſes Worts ſind unſtreitig mundartliche Verſchiedenheiten) d. h. heilige von Gott eingegebene Verordnungen, von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie dürfen nur von den drei erſten, oder wiedergeborenen Kaſten geleſen werden. Wie durchgängig im Alterthume der Prieſter, als Bewahrer der Religion, für die Religion ſchreibt, und ſein Buch wie die ganze Schule, dieſe wie der Gott heißt, ſo leitet auch der Hindu ſeine heiligen Schriften, als religiöſe Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott ab, von Wiſchnu, dem metamorphoſirten Vyaſa, und die Bücher ſelbſt heißen Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyaſa und Veda gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wiſſen, Witz, Sitte, Geſetz u. a. ſind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer iſt. Vyaſa fand aber Gottes Wort ſchon vor, und war mithin nur Sammler der Vedas, die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritſch, Jajuſh, Saman und Atharvana. Die erſtern ſind metriſche, die zweiten proſaiſche, die dritten für Geſang beſtimmte Gebete. Die letztern ſind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünſchungen, und alſo weſentlich von den andern verſchieden, weßhalb auch einige an der Aechtheit gezweifelt haben. Dieſe Vedas ſind eigentlich als Grundtext anzuſehen, welcher, wie wir nachher ſehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, welche aber eben auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda beſteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und Brahmanas oder Geboten. Die vollſtändige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber ſchärfen Religionspflichten, ethiſche Grundſätze und theologiſche Lehren ein. Die Gränzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in einander, weil ſie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indiſche Theologie iſt in den Stücken enthalten, welche Upaniſhada's Eröffnungen (daſſelbe Wort, wie das plattd. open, das griechiſche ope, Loch) zeigt, oder Auslegungen ſind von Geheimniſſen. Dieſe hat Anquetil du Perron unter dem verſtümmelten Namen Upurkhat in lateiniſcher Ueberſetzung aus einer perſiſchen herausgegeben. Die Vedas ſind Sanskrit mit Devanagari (ſ. Art. indiſche Sprachen). Oberſt Polier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittiſchen Muſeum eine vollſtändige Abſchrift der Vedas in eilf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden iſt. Eine zweite Klaſſe heiliger Bücher ſind die Upavedas, vier Theile (Ayuſh, Gandharva, Dhanuſch, und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Muſik, Tanzkunſt, Kriegskunſt, Baukunſt und viele mechaniſche Künſte. Die dritte Klaſſe bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in ſechs Theilen (Sicſha, Calpa, Vyacarana, Ch'handes, Jyotiſh und Niructi Sprach=

kunde und Grammatik, Proſodie, Dichtkunſt, Aſtronomie, Ritual und ſchwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Klaſſe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dherma-ſhastras und Derſanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben ſo viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, ſind im Ganzen genommen mythiſch-philoſophiſchen Inhalts, nämlich kosmogoniſch, theogoniſch, chronogoniſch. Ein weiterer Legenden-Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältniſſe verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wiſſens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Beſcheidenheit ſowol, als wirklich tieferer Geiſt beſonders deutſcher Ausbeute warnt. Wir wollen nun die Puranas anführen a) Kalika Purana, Geſchichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Abhiatma Ramayana, ein Bruchſtück des Brahmanda Purana, Geſchichte des Ramatſchandra. c) Brahma Vaivartika Purana, Urſprung der Götter und Geſchichte des Ganeſa, Kriſchna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geſchichte der Laekſhmi, Gemahlin des Wiſchnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agrû Purana, gleichſam der Abriß alles indiſchen Wiſſens in 15,500 Schloken. f) Wiſchnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schivas und der Bhavani. k) Haritalika und Savriti Vata betreffen religiöſe Gebräuche. l) Ontkal Khanda und Kaſi Khanda, jenes Beſchreibung von Orixa und den religiöſen Gebräuchen des alten Wiſchnudienſtes zu Jaguernat, hier Purſatim; dies Geſchichte der Stadt Kaſi oder Varanaſi, jetzt Benares, Hauptſitz der Schiwaniten. m) Nurabeya Purana, Geſchichte des Nareda als Gottes der Muſik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawiſia Purana. p) Vayu Purana, Geſchichte des Windgottes Vayu. q) Matſya Purana, Geſchichte Wiſchnus, als Fiſches der erſten Ueberſchwemmung, in 14,000 Schloken. r) Naraſingha Purana, Wiſchnu als Menſchlöwe. s) Bhagavata Purana, Werk des Vyaſa, Geſchichte des Kriſchna, oder vielmehr Wiſchnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches franzöſiſch und deutſch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geſchichte des Ramatſchandra, Königs von Ajodhia der ſiebenten großen Verkörperung Wiſchnus, ein Werk Valmikis. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linien der Nachkommen des altindiſchen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Epiſode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 183. (wo es Handbuch der indiſchen Myſtik genannt wird) und Fr. Majer gegeben. — Zu den Dherma Shaſtras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmaſaſtra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutſch von Hüttner, ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt und des Menſchen (Schlegels Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 171. f.). Die Derſanas endlich, dritte Upangasabtheilung, ſind philoſophiſche Werke und haben drei Klaſſen: Nyaya (womit das gr. Νοῦς verwandt, der

Verſtand, Geiſt) welche den Sinn einzelner Vedaſtücke erläutern, und wieder zwei Theile haben, Gautamas und Cadanas Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iſwara, und Sankhya, erſtere auch Patanjala genannt; Mimanſa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannt Vyaſa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von dieſen Derſanas hat Dow herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanliteratur, ſo kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die Rede nicht ſein, da dieſe unendlich ſind, auch nach Wilkins Verſicherung. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, ſo wird Mugbhabodha, oder die Schönheit des Wiſſens von Goswami, genannt Vopadeva, für die beſte samskritiſche Sprachlehre gehalten. Eine andere von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologiſcher Kommentar iſt. Solche Kommentare ſind ferner Dourga Singha, Tritatſchandraſa. Eine andere Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara iſt von Radjah Djoumoura Randi, welche Gopi Tſchandra commentirt hat. Das beſte Wörterbuch des Amaraſinha ward ſchon oben angeführt; aber außer dieſem ſtehen noch ſiebenzehn andre in großem Anſehn. — Die indiſche Poeſie hat durchaus eine elegiſche Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem älteſten Dichter Valmiki angegebenen Urſprung derſelben gemäß, als ſeine rhythmiſche Klage über die freveliche Ermordung eines Jünglings, der mit ſeiner Geliebten glücklich in einer ſchönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzerſchneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki ſchon oben als Dichter des vollſtändigen epiſchen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyaſas Mahabharat an die Seite geſetzt wird. Ein anderer Dichter iſt Djana Radjah, der die Begegnung Arjovus mit Shiwa geſchrieben. Ein dritter Bhattu Vana, ſchrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita ſchrieb ein populäres Epos Bhatti. Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (überſetzt von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegels Geſch. der a. u. n. Liter. I, 178 f.). Beſonders häufig ſind, wie der tiefgelehrte und geſchmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der erſten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramadityas beinahe 900 Jahr vor Chriſto. Man hat ihn den indiſchen Shakſpeare genannt. Sein vorzüglichſtes Drama iſt Sakontala, oder der Schickſalsring, welches Jones engliſch, Forſter deutſch uns geſchenkt haben, und wovon Herder in der zweiten Ausgabe ſagt: „Mit Blumenketten ſind darin alle Scenen gebunden; jede entſpringt aus der Sache ſelbſt, wie ein ſchönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener ſowol als zarter Vorſtellungen finden ſich hier, die man bei einem Griechen vergebens ſuchen würde. Denn der indiſche Welt- und Menſchengeiſt hat ſie ſelbſt der Gegend, dem Dichter, der Nation eingehaucht.“ Von demſelben Dichter iſt Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Durvaſi Vikrama, Urvaſis Heldenmuth in 5 Acten; Megha Duta, die Bothſchaftswolke, herausgegeben von Wilkins. Andere Schauſpiele ſind Retriabali, das Perlenhalsband, von Ilerſadeva; Prabodha Tſchandra Oudaya oder der aufgehende Mond der Wiſſenſchaft in 6 Acten, von Krichna Miſra; Haſiarnava, das Spottmeer, ein ſatir. Drama in Sanskrit, und Prakrit von Djayadeswara

Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauſpiel, auch in Sanskrit, und Prakrit, von Madhuſadana Miſra. Von ungenannten Verfaſſern ſind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyaſa und Malati und Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientaliſche Druckerei angelegt, mehrt ſich der Schatz auch der poetiſchen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Verſen, nämlich die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erſtern gibt es acht, welche zuſammen majabaſanarayala heißen, und folgende ſind: maganam (unſer Moloß) baganam (Daktylus), iaganam (Amphibrachys), ſaganam (Angpäſt); naganam (Dribrachys), raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) und laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, ſind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatikus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon); latam (ſinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zweifachen Reim. Der eine fällt auf den erſten Buchſtaben, oder die erſte Sylbe des Verſes und heißt yety oder vadi; z. B. Ki in Kirti und Kirtana iſt der Reim. Der andere fällt auf den zweiten Buchſtaben oder die zweite Sylbe im Anfang, und heißt praſam. z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies ſind alſo Aſſonanzen. Von Verſen ſind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber ſie haben auch noch andere Versarten (padyams), wie die cawdapadyam. Es gibt fünf Schriftſteller über die Proſodie, die nichts weniger als leicht iſt. — Die Philoſohie anlangend, wird für das älteſte Sectenhaupt Capila gehalten, und dieſer von Brahmas Enkel ſorgfältig zwar unterſchieden, uns dünkt aber mit Unrecht, da er, als Erfinder der Zahlenphiloſophie an das Muſenroß (caballus), an Wiſchnu-Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wiſſenſchaft (kapl kiani), an den großen Büßer Kapila, an das heilige Roſtopfer Aswamediagon, an das allwiſſende Pferd Orchisrawa und mehrere dergleichen mythiſche Momente erinnernd, unſtreitig auch eine mythiſche Perſon und der die Wiſſenſchaft erfindende Gott iſt. Ihm zunächſt wird geſetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieſelbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indiſche Mondſtier ſo heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieſer mit Kadmus, Somana Kodom, dem ſiameſiſchen Religionsſtifter, Lehrer und Schriftſteller, ſo wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angeſpielte Idee vom Gott als Erfinder der Wiſſenſchaft im geſammten Alterthum keinen Widerſpruch finden möchte. Es iſt hier der Ort nicht, daſſelbe auch in Canada näher nachzuweiſen, welcher mit ihm übereinſtimmig angegeben wird. Ihre Philoſophie hieß nyaya (ſ. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welche, nach einer perſiſchen Angabe des Mohſani Fani, ſogar der Ariſtoteliſchen Methode zum Grunde liegen ſoll. Dieſem zweiten Nyayaſyſtem folgt als drittes das Mimanſa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert) von Vyaſa erfunden (ſ. oben) und bearbeitet von ſeinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyaſas Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiſte

behauptete. Buddhas Schüler (auch hier wieder der Morgenſtier, wie oben) dagegen gelten für Materialiſten. Und ſo hätten wir denn die drei Syſteme des Vedanta, Nyaya und Mimanſa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchſter edler Bedeutung, mit ſeinen beiden einander fordernden Seiten Idealismus und Realismus ſchon mythiſch vorgebildet und ausgeſprochen. Unſtreitig ſind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu einem oder dem andern Syſtem gehörige ſpätere Anhänger. Indeß iſt hier der Ort nicht dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philoſophiſche Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, ein Traktat von der Metaphyſik; Pratikhya Tippani, ein Commentar über die ſichtbaren Gegenſtände, von Gabadhera, welcher auch über moraliſche Ereigniſſe und moraliſche Kraft geſchrieben; Gouna Bhaſia, oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti, oder Abh. über das Gedächtniß von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Geſetze, zuſammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, überſ. von Raspe; Hitopadeſa, freundlicher Unterricht, ein indiſches Fabelbuch, herausgegeb. von Wilkins, in ſchmuckloſer Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. — Schon aus dieſen allgemeinen Umriſſen ergiebt ſich, daß die indiſche Literatur ein großes Naturgewächs ſei, und, wie dieß, eigends von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wiſſenſchaft einzig daſteht, alle Richtungen des Menſchengeiſtes andeutend, ja ſich in ihnen bewegend, gleichſam die Höhemeſſer der Menſchheit. Vergl. A. W. v. Schlegel's Indiſche Bibliothek. Bonn 1820. H. 1. Wa.

Indiſche Mythologie und Religion. Uns beſtätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Anſicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menſchen ſei, daß ſie daher, als das Eine, der innerſte, tiefſte Quell- und Lebenspunkt des Geiſtes, das Gebundenſein und Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion urſprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker iſt. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieſer Convergenz ſind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannichfach gegliederte ewige göttliche Wort; das vom Anbeginn in Gott war, und ohne welches nichts geſchaffen, ſind mithin als Ueberlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anſchauung und Begriff gegenſeitig ſich fordernde und ergänzende Dollmetſcher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort ſelbſt iſt die Liebe, dieſer Drang, dieß Sehnen des urſprünglich göttlichen Geiſtes, ſich zu ſchauen, ſich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all ſeiner, leider durch tiefe Selbſtſchuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks iſt eben dieß Ringen; aber das Ringen einer begeiſterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anſchauungen ſich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer ſo, daß auch das Verfehlte liebend von einem andern angeſtrebt und erreicht wird, ſo daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenſtänden in verſchiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige iſt, wonach der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit — im Paradies ſchlägt keine Uhr, ſagt Herder; — er iſt gleichſam das Urſein der Menſchen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, ſo über ihrer Geſchichte, mit ſeinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie ſie ja ſelbſt nur Ausflüſſe des ewigen Geiſtes der Liebe, und mithin

ihm verwandt ſind. Es gilt alſo, in welcherlei Mythologie es ſei, dieſe Berührungspunkte mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigſten aber iſt dieß, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menſchheit wie an einer wärmern Sonne gezeitigt aufzubrechen, und, wie ihres Landes Gewürze, alles durchdüften zu wollen Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus ſo hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädikat eines Urvolks nicht verſagen können. Dieſe hier freilich nur angedeutete Anſicht iſt nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindiſches Geiſtes für dieſes Volk. Wir wiſſen gar wohl das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterſcheiden, die Erfüllung von der Verheißung; denn wol wiſſen Chriſten: das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14.), wiſſen, daß jene Urüberlieferungen nur vorbothiſch dämmerndes Morgenroth vor der Sonne, nur der Schatten ſind von dem, was zukünftig war, der Körper ſelbſt aber in Chriſto iſt (Kol. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Weſentliche der indiſchen Natur- und Geiſtesanſicht kurz hervorzuheben ſuchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderſt nämlich iſt die indiſche Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dieß nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphiloſophie, worin zwar das Element der Abſtraktion keineswegs ausgeſchloſſen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene iſt. Denn ſowol jene angeſtrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Verſinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchſte Vollendung dort gilt, iſt Tod, Erſtorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maſchguli, Ertödtung ſind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner iſt, der Ich ſagt, das ſich reiner Freude wiſſen, iſt die Welt des Vergeſſens (Lethe) des Verborgenſein (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wiſſen, dieß von Büßenden angeſtrebte Ideal, verlangt ebenfalls wiſſenloſe Hingebung; denn rein, heißt es in den heil. Büchern, iſt das Herz, das keinen Willen hat. Dieſer Anfang und Ende alles Seins hält alſo die Freiheit nieder, und iſt in einer Nothwendigkeit des Seins gebannt. Zweitens: Jede Tradition iſt als ein Vers aus der Weltbibel abzuſehen, und eine ſo einzig reiche, wie die indiſche, läßt um ſo eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geſchichte und ſomit eine Um- und Ausbildung haben müſſen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indiſchen philoſophiſchen Syſteme darauf hin: und was Holwell (über Hindoſtan und Bengalen, überſetzt von Kleuker, Leipzig 1778.) nach Braminenausſage darüber beibringt, beſtätigt dieß. Grundtext, wie wir es nannten, ſind die vier Vedas; Commentar dazu die von Bramanen geſchriebenen ſechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsſchriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schuſta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zuſammengeſetzter Ritus eingeführt wurden, in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upungas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimauſa und Dhermahaſtra begriffen (ſ. den Art. Indiſche Literatur). So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die hiſtoriſche Poeſie, Dherma Shaſtra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philoſophie. Dieſe Paraphraſen führten eine Spaltung herbei,

und ſomit neue Religionsſchriften, nach Görres wahrſcheinlich die Baliſchriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Coromandel. Auch dieſen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern ſind ſechs philoſophiſche Syſteme zugeordnet, Joga-chara, Sandhanta, Vaibaſchica, Madyjamica, Digam-bara und Charvae. Wiewol nun, nach dieſer Ueberſicht, eine Verſchiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporſtieg, ſo blieben doch immer die Grund- und Hauptzüge dieſelben, immer ſprachen Brahmaismus und Buddhaismus im Weſentlichen daſſelbe aus. Dem gemäß nun iſt die indiſche Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre verſteht, nach welcher Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott iſt, die Natur eine Selbſtoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles alſo iſt die ewige Wandelung (Metamorphoſe) Gottes. Dieſe Grundlehre ſpricht ſich auf die mannichfaltigſte Weiſe überall in den indiſchen Religionsſchriften aus; denn nichts anderes iſt, und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechſeleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen ſein; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer von den Seelen der Verſtorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempſychoſe, die Wanderung des Menſchen nach dem Tode. So reihen ſich dieſer Idee an, und einverleiben ſich ihr alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch ſie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geiſter, urſprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralſonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Aeltern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn iſt eine Wiedergeburt des Vaters, und die ſchlafende, ſtumme Natur iſt Verſöhnerin der empörten Rieſengeiſter, wie hinwiederum die Geiſter Erlöſer der Natur aus ihren ſtarren dunkeln Bewußtloſigkeitsbanden. Darum iſt Anfang wie Ende und alles eine Geſchichte nie endender Vergeiſtigung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß, in Allen nur ein Weſen und Alle das Eine. So iſt denn der indiſche Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Conſtruiren der göttlichen Menſchnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen ſind Exponenten der Idee des Menſchengeiſtes auf verſchiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktyſa. (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben ſo nothwendig iſt ſie hiemit Zeitſchöpfung ſo gut, als Welt- und Götterſchöpfung, und eine iſt immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortrefflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Weſen in ſeiner Reinheit, Ewigkeit, Geiſtigkeit, Seligkeit ausgeſprochen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Pramatma genannt. Es ruht vor der Schöpfung ſchweigſam verſunken in ſich. Sein erſtes Wort, das es ausſpricht, iſt das heilige Oum (omnis, Geſammtheit), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmeh (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegenſätze, indem es zwei Figuren bildet, Aou und m, erſtere, wie aus Brahms Meſchgu! (Nachdenken) hervorging Urwaſſer, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im perſiſchen Mythus Lichtwaſſer, Ar-buiſur. Im Waſſer war die Welt zuerſt verborgen, das Waſſer in

Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Anbeheh, das uferloſe, bay- oder buchtloſe Centralwaſſer über dem Paradieſe, woraus alles hervorging, das ewig Geſtaltbare und Geſtaltete. Die abſolute Identität von Oum, Urwaſſer, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat Oum auch vier Buchſtaben a, ao, m, eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit iſt. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt, iſt der vierte Name, aber immer wieder Urwaſſer, der perſiſche Mithras, Momph und Nim, wie in Nama Sabazius, wieder Wert, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwaſſer das Weib, die Geſchlechtsverſchiedenheit vereint ſich, ſich mit dem Weibe begattend. Das Weib iſt Maja, die natürliche Neigung und Sehnſucht, ſich zu ergießen und alles wieder in ſich einzuſaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Kreatur, alſo zum Endlichen, mithin Abfall, alſo Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Weſen umnebelt, als ſolche Audia (die Welt der Unwiſſenheit, des Nichtwiſſens), und ihre Welt Brahm tſchekr (gleichſam der zechende, ſchäkernde, zeckende Erd- oder Welt-Gott). So ſind aus dem Kalmeh die drei Perſonen hervorgegangen: Brahma Schöpfer, Wiſchnu Erhalter, Schiwa Zerſtörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Perſonen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerſtört, verzehrt, als Geſchichte, als gewordenes Unendliches, gleichſam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreiſterblichkeit), mithin nicht abſolut, und unter Bramatma, dem Abſoluten. Der Brahm iſt Ahankar, Selbſtheit, Ichheit geworden, ſo von dem göttlichen Weibe, als ſeiner Gattin, eben gefeſſelt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber, wieder in den Schooß der Einheit zurückkehrend; Liebe alſo das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtloſigkeit entſchlummerte Schuldfreiheit und Entſündigung durch Wandern in Thierkleider. Der Tod, oder die Zerſtörung in Schiwa, das Ende iſt aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (ſ. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieſes Rückwanderungsproceſſes ſind alſo: Ich, Ich in Atma, Ichatma und Bramatma, alle befaſſend. In dieſen vier Welten (Weltgöttern) ſind jene vier Buchſtaben wieder dargeſtellt. Nun alſo dem gemäß vier Welten. Eigentlich ſind es drei, Tod-Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Conſtructionsſchema in Oum (ſ. oben) die Schlafwelt eine doppelte iſt, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, ſo kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Erſtem; dieſem doch gleich). Ihr iſt verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmenſch im Sonnenſtrahl, Wiſſendes und Gewußtes Eins, die Geiſter der alten verlornen Unſchuld wieder nahe ſind. Ihr untergeordnet iſt die Traumwelt Sapen, die Geſtalt- und Bilderſchaffende (ſopor, ſopio, enſweben für einſchläfern in den Nibel, beſwefet eingeſchläfert, beſchwüppt in Weſtf. ohnmächtig), auch Malkout die Königwelt, wo der König (die Idee) herrſcht. Die Wachwelt heißt Djagrat, oder Dſchagrat (vergl. oben Brahm tſchekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tſchikkrube Trunkenheit). In ihr geht Djiw atma (der göttliche Seelenathem oder Hauch in den groben Körper Boutatma, und ſie iſt die Welt des Menſchenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch

herrſcht Djiwatma durch alle, in den höhern Welten ſchaffend, in der menſchlichen aber das Geſchaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber ſind die Bilder der Menſchenwachwelt, die Erzeugniſſe aus ihm ſind Gegenſtände außer ihm. Der Körper der Sakhepat iſt daher aoudia (ſ. oben) nahe dem Laout, wo das Höchſte, die All-Ichheit erreicht iſt, Freiheit von allem Willen, In Gott Gelaſſenheit, Wiedergeburt zum höchſten-erſten-Urſein. Dieſen vier Welten parallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chronogonie iſt). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menſchengeiſtespotenz heißt Pradjapat, (Verlangen nach der Figur der Welt) noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben ſo laufen dieſen Momenten des Daſeins Haranguerbehahs wieder parallel die drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Rabi (Rabjouguen, Ragia) Sat (Satgoun, Satjagam, Sittogun), und Tam. Erſtere iſt = Erſchaffen, Brama; zweite = Erhalten, Wiſchnu; dritte = Zerſtören, Schiwa. Ragia (Recke, Rieſe, rage) Leidenſchaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geiſtigkeit des Menſchen befaſſend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) iſt Finſterniß des unbewußten Naturlebens, was der Menſch, als Körper, theilt. Haranguerbehah entſpringt aus allen dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geſchaffen, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, grünt und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade ſtehender Baum, auch wieder identiſch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia-Parkerat, welche die große Subſtanz Mehtat, das Weltei Motta ſchuf, welches auch der erſte Verſtand iſt. So iſt immer Späteres ſchon im Frühern, und Früheres ſchon im Spätern enthalten, alles aber identiſch. — Da es uns galt, den Angel der indiſchen Religionslehre zu faſſen, ſo mußten in den Momenten der Auseinanderſetzung, die auch als Schema der Conſtruktion und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs- und Geiſtesgeſchichte in einander ſpielen, und wir konnten, ohne die Gegenſtändlichkeit zu verletzen, kosmogoniſche, chronogoniſche und theogoniſche Momente nicht trennen. Dieß, wenn es überhaupt möglich wäre, iſt nicht dieſes Orts, und weiter Forſchende müſſen zu Kanne, Görres und Wagner verwieſen werden, welche die frühern Materialien zuerſt eigenthümlich auf philologiſchem und philoſophiſchem Wege bearbeitet und mehr verbunden als geſchieden haben. Friedr. Schlegels Werk über die Weisheit der Indier muß als ſeicht und mißverſtändig vor jenen die Segel ſtreichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphoſe oder Wandelung zurück, um, was wir oben ſagten, daß nämlich auch in der im Fortgange der Zeit künſtlicher ausgebildeten Mythologie dieſelbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweiſen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen ſich wiederfinden und rückſpiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wiſchnus Evolutionen vorzugsweiſe ſind, und daß ſie mit Erd- und Zeitperioden auch die Menſchengeſchichte evolviren, beſtätigen ſie das bisher Geſagte und ſind überhaupt, als ein höchſt reicher Cyklus von Mythen, anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wiſchnu nämlich, der zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Laekſchmi, Siri Rama, Sitta, ſämmtlich wieder identiſche Götterverbindungen, Offen-

barungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt, ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Dieſe Verwandelungen füllen die indiſchen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, jungo gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (iunctio) mit Gott. Die Jugs ſind aber Jahr- und Präceſſionsberechnung in vier Perioden Kali-Krita-Dwapar- und Tritajug. Ihre Zahlen ſind unbekannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 ſind die Theile Eines = 360, ſo daß eine Reihe Naturzahlen in arithmetiſcher Progreſſion 365 1/4 Tag bezeichnen und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen ſind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die vier Jugzahlen ſelbſt (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Embolismus von 1/4 Tag 6 Stunden wurden als ſtörend geſchieden, die Epakten aber ſelbſt aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72ſten (Tages) Theil jedes der 360 zuſammengeſetzt = 20 (Minuten) alſo aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kalbämmerungenſumme). Dieſe 20 Minuten waren wieder Produkt aus Diviſion mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die perſiſche Schaltperiode, gefunden aus 12 × 120 = 1440. 1440 waren aber auch die Embolismenſtunden von 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungenſumme). 6 × 120 = 4320 Stunden ſind die Grundzahl der Kal- und Mahajugſumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresſtunden. Dieſe Johrrechnung ward mit dem Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reduktionen des Menſchlichen auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältniſſe erſchöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präceſſionsperiode herausgebracht. Welches alles hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronik mit A. Wagners angehängter Ueberſicht des mythiſchen Syſtems). In dieſen vier Jugs nun verlaufen jene Avatars. Man zählt ihrer zehen, obwol andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet ſind. Sie ſind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandlung in den Fiſch, den täuſchenden Maja-Fiſch, bei den Banianen auch Ceexis genannt. Dem Mythus lag dieß nahe; denn Waſſer war ihm der Durchgang und die Metamorphoſe des Lebens und Todes, im Waſſer endet und gebiert ſich alles wieder. Brama nämlich war eines Tags entſchlafen. Der Rieſe Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menſchengeiſt als ſchreibende, Geſetzgebende Elſter) hatte die vier Vedas (das Weltgeſetz von Brama gegeben) geraubt, verſchlungen und ſich in das Weltmeer verborgen. Wiſchnu rettete ſie wieder in Geſtalt eines Fiſches, und vernichtete ſo das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus der Macht des Böſen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte, wie auf dem Elephanten ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schiltkröte benannt. Im Rieſenkrieg, um den Unſterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott-) Affe Bali herbeigerufen, den Sprachen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identiſch iſt, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsſchlange, Addiseſchen, Sega, Sexen,

wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu verſinken. Da unterſtützt ihn Wiſchnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einen Eber. Der Rieſe Hirany-akſhana, (Erdrieſe) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, ſieben unterirdiſchen Welten, verborgen. Wiſchnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn — denn der Zahn des Ebers, Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprincip, und Feuer und Waſſer bringen kämpfend das Feſte hervor, bauen die Erde, das irdiſche Lebenshaus; im Namen Varaha liegt auch ſchon, wegen der Verwandſchaft mit Bora, Born das Waſſer angedeutet — die Erde auf, und baut alſo nach der Ueberſchwemmung das Haus des irdiſchen Leibes. 4) Naraſingha-avatara, Wandelung in Menſchlöwen. Hier tritt Wiſchnu in einem Rieſenkampfe gegen Hiranyakaſha, (auch Eruniakaſſiaben) aus Schiwas unendlicher Feuerſäule, hinter welche ſich der vom Vater verfolgte Sohn des Rieſen flüchtete, als Menſchlöwe — wieder der erſte Menſch im Mythus — hervor, und rettet ihn. Es iſt wieder der erdbildende Waſſer- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, naraſingha, und des Feſtes dieſer Verkörperung Nerioſengh zeigt; denn nar iſt indiſch Waſſer, narayana die Bewegung im Waſſer, Seng, Zenga, ſengen, führen die Idee des Feuers mit ſich. 5) Vamana-avatara, Wandelung in den Bramen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg ſucht Wiſchnu den Rieſen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 ſeiner Füße Landes, daſelbſt zu opfern. Als es der Rieſe verſprochen, nimmt Wiſchnu ſogleich ſeine Gottgeſtalt an, bedeckt mit einer Fußſtapfe die ganze Erde, mit der andern den geſammten Raum zwiſchen Himmel und Erde und endlich des Rieſen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Vamana, Vamen, Vama, noch im lat. Wort *pum*-ilio, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand iſt noch in der grönländiſchen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entſtanden) iſt wieder der geſunkene, kleingewordene, gefallene Gottmenſch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Nen (nain). 6) Paraſurama-avatara, die Wandelung in den Gott Paraſu Rama. Nach des Affengotts Hanumam Erſcheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten ſich, und Wiſchnu verſpricht ihnen, daß ſie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythiſchen Idee wiedergeboren werden ſollten, in drei Menſchenpaaren. Das erſte Paar iſt Jambagni mit Reneka, ihr Sohn iſt eben Wiſchnu Paraſurama in der ſechſten Verkörperung. Nämlich Jambagni, als Braman in erſter Wiedergeburt, als Prieſter und Gelehrter, vermählt ſich mit der Tochter des Königs (alſo der zweiten Kaſte) von Ajodja dem Lande der geiſtigen Finſterniß, der Nachtrieſen, und die Seele der Bramani wandert mithin in dieſe Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schweſter eiferſüchtig, und gebiert Praſurama, der alſo Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Geſetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Waſſer in einem Tuche ſchöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdiſches Streben verunreinigt, verlor ſie dieſe Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünſchen beide einen Sohn; Jambagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, ſterblichmachende Speiſe, denn Brot und Speiſe heißen das körperliche, ſinnliche Leben. Reneka iſt den

4 *

für die Ketteri beſtimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären ſie: und Reneka zwar Praſurama, der ein Brame mit kriegeriſchem Ketterigeiſte iſt. Alſo wird Gutes in Böſes gepflanzt und das Gute ſträubt ſich und bekämpft das Böſe. Mithin iſt der Wechſel des Guten und Böſen als wechſelnde Bramen- und Ketterisherrſchaft dargeſtellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Praſurama's Aeltern wandern fort in die Körper des Doſeruth und der Kuzilah, die Praſurama unter den Ketteris erſchlagen hat, und dieſe gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen war von Wiſchnu verheißen, daß er ihr Ketterigeſchlecht einſt noch heben werde. So tritt Praſurama auch gegen Rama auf; aber ſeine Verkörperung endet in Ramas höherer Erſcheinung, ſeines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortſetzung von Praſurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den böſen Rieſen, zu kriegen. Doſeruth gibt Kuzilah den Kuchen, dieſe theilt ihn mit der geliebteſten Gemahlin des Raja, Kaikai und Fumitra, und die Frucht ſind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Sattergban. Lekeman blieb Ramas treueſter Gefährte. Ramawiſchnu erkämpft ſich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanumans Hülfe die ſchöne Sitta von Ravana und ſeinem Bruder Kumbakarna, dem Becherrieſen, in welchen letztern doch das Böſe in Gutes ſich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Verſöhnung der Geiſter durch den Naturſchlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geiſtes Wiederverſöhnung mit Gott. Ramas Schickſale beſchreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Kriſhna-avatara, der Gipfel der Erſcheinungen Wiſchnus, beſchrieben im Bhagavata und Mahabharat. In ihr erſt endet er, vereinigt mit Rama, ſtirbt ſterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böſe vernichtet. Kriſna entſpringt aus der Nachkommenſchaft Jajats, des Ragia, durch deſſen Empörung im erſten Alter das Uebel in die Welt gekommen war. Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbeſitzers, ſeine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des älteſten Sohns von Jajat. Umgekehrt ſind ſeine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrſchaft wieder erkämpfen hilft, von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, alſo Schweſter des Schäfers Basdajo hieß. Auch in dieſer achten Verkörperung iſt immer noch die alte Natur, die ſich ſträubt, dem vollendeten Geiſtesleben ihre Beſonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Paudus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Kriſchnu die Feinde beſiegt, aus des ſterbenden Balaramas Munde die weiße Winterſchlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Princip der Leibwerdung. Kriſchna ſelbſt zeigt ſich als Ramas Fortſetzung, indem er der Mutter als Kind vom Schooße ſprang. Er wandert, weil von ſeinem Großvater Ragio Kanſa verfolgt, ſchon als Neugeborner, da ſein Leben gerettet werden ſoll, von der Schlange Adiſeſchen, Sega, Sickenaſy getragen über den Todesſtrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange iſt hier von ihm, wie von Rama, getrennt. Aber in demſelben Stro-

me iſt ſie das feindliche Weſen, verpeſtet ſein Waſſer mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt ſie auch nicht mehr, wie vorher, ſondern Kali, Kalinag, Kaliga (die ſchwarze). Und Kriſchna ſelbſt heißt ſchwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böſe in ihm; in Praſurama iſt Miſchung des Böſen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Kriſchna Vollendung deſſen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Alſo wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war voraus geſagt, daß Krisna der Menſch ihm einſt den Kopf zertreten würde, und mit einem Fuß auf der Schlange Haupte ſtehend wird er abgebildet. Der Erretter und Errettete ſind hier getrennt, aber beide ſind Menſch und alle Erlöſung iſt Selbſterlöſung durch den letzten, weil durch den erſten die Sünde in die Welt gekommen. So ſagt denn Kriſhna zur Schlange, nachdem er ſie im Jamuna beſiegt: weil du mit einem Gott gekämpft haſt, ſoll deine Kraft doppelt werden, und Garudha (der Vogel, durch welchen Wiſchnus Gemahlin Kadru, die ſchwarze Böſe, in Beſitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art Geieradler, worauf Brahma reitend vorgeſtellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren ſich hier indiſcher und hebräiſcher Mythus! Kriſhna ſetzt ſich auf dieſelbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß ſie ihn in die Ferſen ſtechen würde. Denn, trotz Durwaſas Warnung, ſeiner Fußſohlen zu wahren, ſtreckt er ſich unter den Baum; Jura. unter Kriſhnas Fußſohlen den Widerſchein vom göttlichen Malzeichen gewahrend, hält es für ein Wildpret und ſchießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eiſen war, das durch die Ruchloſigkeit von Kriſhnas Hirten in die Welt gekommen war und ihnen allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange ſind aber in den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlange Sega ſelbſt, ſein Sohn Angud (anguis) deſſen Wiedergeburt Kriſhnas Mörder wurde, iſt, nach ſeiner Abkunft aus dem nördlichen Bären, Jäger, und erinnert durch ſeinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo einer der drei Götterkönige herrſcht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zuſammen waren. Schon als Schweſter Putna des Kanſa, um als Amme den Säugling Kriſhna mit vergifteten Brüſten zu tödten beſtimmt, iſt ſie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, ſtinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen ſind ſeine acht Gemahlinnen, Rukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bremate, Mirbhirda, Lackmi. Der ganze höchſt reiche Mythus ſchließt damit, daß Kriſhna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen handvoll Staubes ſie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Heimatſiel dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite geht. Wir haben hiemit nur einige Momente deſſelben angerührt, weil es der Ort verbietet, ihn in ſeiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böſe in den wunderbarlichſt romantiſchen Verflechtungen zu verfolgen, und müſſen daher über das Nähere an die genannten Quellen, wie an Baldäus, Polier, Majer u. a. verweiſen. 9) Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chineſiſchen Lehre des Fo. Nicht darf man etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geſchaffen habe, ſondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige, nur von ihm los-

getrennte und geſchiedene die Secte geſchaffen, und ſo ſind und bleiben die Elemente des Buddhaismus ſchon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10) Kallenki-avatara, die Erſcheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wieder herzuſtellen, Wiedergeburt des in Laſter Untergegangenen. Im Mythus iſt der erſte Gottmenſch auch Stier, Kuh, Roß und das Stierroß Dherma ſpielt im Indiſchen beſonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondſtier hat ſich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dhermas Leben geht durch die vier Zeitalter bis ans Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir ſtehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wiſchnus. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäiſches Sar, oder Herrſcherperiode, iſt in ſämmtlichen Weltaltern ſo vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrſcherperioden haben, nämlich zehnmal, im erſten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, alſo = 10. Dieß iſt im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber iſt mit ihm identiſch. Als Roß Kallenki wird Wiſchnu erſcheinen, die Erde durchtreten uud alles erneuern. — Dieß wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wohl, daß von dieſer Anſicht aus, welche die Identität im All mittelſt Sprache in Ueberlieferung und Symbol ſucht und findet, das Ganze eine tiefſinnige, unendlich reich gegliederte Idee iſt, welche in der That auch die Keime aller Speculation in ſich beſchließt; und lächerlich werden daher alle Abſprüche darüber, als über Unſinn, Ungeheuerlichkeit, wüſtes Phantaſiren u. ſ. w., wobei man nicht umhin kann, ſich der Worte des tiefgelehrten und geiſtreichen Kanne, der zuerſt in Deutſchland auf eigenem Wege das Verſtändniß derſelben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Geſtalten zu einem Mythus zuſammengereihet ſind, nur dieß hat jenen Unſinn hervorgebracht, der ſchon dadurch, daß er ein ſo großer war, hätte auf die Vermuthung bringen ſollen, daß er wol einen großen Sinn gehabt haben müſſe. Es wäre ja doch Methode auch in dieſer Raſerei, weil in jedem Irrthum, der es urſprünglich iſt, doch das Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deßwegen nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit geſucht, ſondern ſie verloren hat.“ Nachdem wir nun die philoſophiſche Seite des Mythus beſonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poetiſche oder hiſtoriſche, welche freilich urſprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem ſo reich ausgeſtatteten, wie von einer phantaſtiſchen Zauberwelt umfangenen Volke alles Geſtalt und Leben annahm, ließ ſich erwarten. Merkwürdig aber iſt, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer hindurchgehen, wie durch die Welt ſelbſt, aber immer doch auch ethiſirt, weil Erkennen und Zeugen analog ſind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wiſchnuiten. Lingam iſt die männliche Natur, welche meiſt in einer ſilbernen Kapſel getragen wird, und Symbol der Zeugung iſt. Lingam iſt mit dem lateiniſchen lignum verwandt, weil Holz der erſte Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird hiſtoriſch davon abgeleitet, daß Schiwa ſieben Büßern durch ſeine Wolluſt anſtößig

geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber ſpäter Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was ſie vorher verflucht, zu beten beſchloſſen. Er wird in Tempeln, an Heerſtraßen ꝛc. verehrt. Joni iſt das Weibliche mit dem Männlichen, in der Figur A, welches auch mit Kuhmiſt an die Stirn geſchrieben wird. Seine Verwandtſchaft mit dem griechiſchen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutſche Kind gehört, iſt unverkennbar. — Ferner: wie das Auge, ſo war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos iſt der Sprache nach die Blume des Verborgenſeins, der Nacht, des Schweigens, alſo die verborgene, welches auf Bewußtloſigkeit, gegenüber der Selbſtbeſchauung führt. Naturgeſchichtlich iſt es die nymphaea Nilufer Linn., indiſch auch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuſeſhaya, Sahasrapatra, Saraſa, Panceruha, Tamaraſa, Saraſiruha, Rajiva, Viſapraſuna, Puſhcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame iſt häufig, klein und rund; ſie iſt entweder blau, oder roth; die Blüthen der erſten ſind ſchön blau, wenn aber ganz aufgeſchloſſen, etwas verwäſſerter, minder duftig, als die rothe, roſenfarbene, immer aber von ſehr feinem Geruch. Die Blätter ſind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und ſanft, die Petalen ſehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderſeits purpurnen Blättern, dunkelkarmoiſinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über funfzehn Petalen, minder ſpitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung iſt noch jetzt in Hindoſtan, Tibet und Nepaul eben ſo andächtig als ſonſt. Es werden Tempel damit ausgeſchmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott ſchwimmt ſogar in einer Lotos auf dem Waſſer. Und eben weil ſie eine Waſſerblume, das Waſſer aber Schöpfungsvehikel iſt, wird ſie von dem die Zeugung ſo tief faſſenden Indier verehrt. Auch den Aegyptern iſt ſie heilig. Dieß Symbol der Blume in ſeiner Idee ſich näher zu rücken, erinnerte man ſich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt oder Büffons arbre indécent, aus deſſen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachſen, die ſich in die Länge dehnen, um in die Erde zu ſchlagen und ſich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorbeer, die Kuſha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narciſſe. — Die großen Götter Indiens waren alſo Brahma, Wiſchnu, Schiwa, oder Eswara, auch Irora, welcher Ardhanari, Mannweib iſt, und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus iſt hier gegeben, wie ſie in andern Lehren, z. B. der perſiſchen durch Ormuz und Ahriman, das gute und böſe, Licht- und Finſternißprincip ausgeſprochen wird. Aber, wie alles in Indien in glühenderm Leben aufgeht und Geſtalt gewinnt, ſo haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich, denn wie die Gottheit ſich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleiſch wird, alſo ſind auch alle Sternwelten freigeborne Geiſter und Götter, dem Urlicht, der Centralſonne der Geiſter, dem perſiſchen Lichtwaſſer Arduiſur, entfremdet und beſondert, oder ſchiedlich geworden, und aus dem Lichtwaſſer ſind in Sternenſtrömen

(vars) die Milchſtraße ausgeronnen. Feuer-, Stern- oder Sonnendienſt alſo ſind ein alter Cultus. Aber auch das Waſſer in der oben angegebenen Idee. Darum iſt Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entſprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Waſſer, worin das Weltei ſchwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wiſchnu in ſeiner Eberverwandelung als Erdhüter Geſetzten, welche ſind Indra, Aghni (Feuer). Padurbati (Richter der Unterwelt). Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Waſſer), Maril (Wind), Gubera (Reichthum), und Eswara, der im Oſten Indra, im Süden Aghni iſt. Die Zahl der Deutas (Götter) iſt aber unendlich groß und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienſtag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi, oder Viaſa, Jupiter, Donnerſtag; Shukra, Uſchena, oder Velly, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend. Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, blos in Zeiten der Verfinſterung ſichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der muſikaliſchen Inſtrumente, welche nach der Sprachverwandtſchaft ſchon an die Leier erinnern und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonkünſtler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) ſingen, die Geiſter ſingender Sterne. Dieß ſind gute. Die böſen heißen Aſura, oder Aſors, an deren Spitze Moiſaſur und Rhabun ſteht, und treten meiſt in ſcheußlicher Rieſongeſtalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in funfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, ſieben obere, Swerga-Surgs, und ſieben untere, Patala genannt. Die Surgs ſind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala ſind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Ruhpatallok, Patallok, finſtere Wohnungen von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwiſchen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelſtadt des isländiſchen Mythus, Meſoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, ſo wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Aequinoctium die Mitte der Welt ſei, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. — Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphoſe iſt auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menſchen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig ſein wieder aufzuſteigen zu der lichten Geiſtigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß beſtehen die äußern Gebräuche im Beſuchen der Pagoden, in Waſchungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. ſ. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und rieſigen Ideen, majeſtätiſchem Anblick, und geſchmackvollem Bau. Sie haben immer eine beſtimmte Form. Das Eingangsthor iſt immer aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählich nach oben ſich verengt und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide iſt nach Oſten gerichtet. In großen Pagoden iſt immer ein großer Hof und an deſſen Ende ein dem erſten entſprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht ſo hoch iſt. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs,

ſteht auf einem Fußgeſtell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder ſonſt ein verehrlicher Gegenſtand. Sahſtangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude ſelbſt iſt in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner iſt, letzterer für den Opferer. Alles iſt aus Ziegel- oder Bruchſteinen. Auf Koromandel ſind prächtigere Tempel, als in Bengalen; auf Malabar iſt die Bauart eine andere. Die berühmteſten Pagoden ſind auf Elefanta und Salſette, zu Illura und Jaguernat; Wiſchnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram, Schiwatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandſchipuram, Ramonathampuram, Ramiſchwaram und Kaſchi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteſte gehalten, und führt den erſtern Namen von einem aus ſchwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zuſammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Ciſternen waren ehemals für Reinigung beſtimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad iſt ein hufeiſenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, wo eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen ſind, eine Art indiſchen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige in Menge. Zwei der größern ſind der Trimurti geweiht. Die Hufeiſenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es iſt eine koloſſale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweiſen, daß die älteſte Welt noch alles für Idee und Religion that. Jagrenats oder Kriſhnas drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit geſehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, ſind von einer ungeheuer dicken ſchwarzſteinernen viereckten Mauer umgeben. Des Gottes Bild ſteht in der höchſten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. — Zu den, jeder Handlung des Kultus vorangehenden Waſchungen iſt jedes Waſſer gut, nur daß es fließend ſei, vor allen aber der Ganges. Darum ſind auch bei allen Pagoden, wenn ſie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaſchungen geſchehen auch durch Kuhmiſteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. geleſen. Auch die Götter werden mit Waſſer, wie mit Milch abgewaſchen, mit Butter und wohlriechenden Oelen geſalbt. — Bußen ſind entweder die beſchauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um ſich ganz dem Anſchaun des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die ſühnende. Die Büßenden bilden gewiſſermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanapraſhtas und Sanyaſi hinauf, ſind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. — Gute Werke beſtehen in Weih- und andern Geſchenken an Feſten und bei feierlichen Gelegenheiten. — Opfer ſind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, iſt ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entſeelter Braminen angezündet werden können, um ſie weiteren Büßungen nach dem Tode zu überheben und unmittelbar aus der Aſche in Bramas Herrlichkeit zu verſetzen. Es fordert große Anſtalten. Hundert gelehrte Braminen ſuchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwaſſer geweiht

werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen iſt ein viereckiger Heerd (Kunda), aus deſſen Mitte ſich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befeſtigten Seile, deſſen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun beſondere heilige Holzarten, wovon auch die Prieſter ein Stück in der Hand halten. Dann wird Araſuholz gerieben, bis ſich Feuer fängt, hierauf ein fehlloſer Bock oder Widder in den Kreis geführt, über ihn gebetet, und ihm allerlei Kraftworte ins Ohr geflüſtert, dann wird er erſtickt. Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaſchen, mit Butter beſtrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er ſelbſt aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegeſſen. Der Oberprieſter trägt von dem heiligen Feuer mit ſich nach Hauſe. — Homa oder Homam iſt ein Opfer, welches Agri, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweiſe Dewajagna, (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter weißgekleideter Bramin ſetzt ſich auf einen Schemel, ſagt einige Schloken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüſſiger Butter oder Kokosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Heerd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampferſtauden-, roth Sandel-, Muskaten-Gupalholz ꝛc. Dieß wird angezündet, darüber geſchellt, Butter ins Feuer gegoſſen, dann Reis, Blumen ꝛc. ins Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. — Manuszajagana (Menſchenopfer) iſt eigentlich dramatiſirter Kultus der Bhavani, als der geſchaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone zu Ehren in Griechenland geſchah; ſo daß Bhavani gleich Here- und Luftgöttin iſt. Es werden da mehrere Hähne getödtet und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menſchen ein Eiſenhaken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt ſchwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreiſungen herumgetragen wird. — Pidrajagna iſt ein Sühnopfer für Verſtorbene. — Bhudajagna iſt ein Opfer, das den böſen Geiſtern gebracht wird. — Adithipugia iſt ein Freundesbundesopfer, wobei in dem Hofe des Hauſes das Bild der gemeinſchaftlichen Gottheit aufgeſtellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen beſtreut wird, und dem Fremden die Füße gewaſchen werden. — Arkja iſt ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. — So viel gnüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier! Man halte dabei jene oben angegebene Grundidee feſt, vergeſſe aber nicht, daß, wenn ſich alle Völker in dieſe Ideen theilen und ſie mannichfaltig individualiſiren und ausbilden, dennoch alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben ſind, welches, wie Uranfang, ſo Ende der Menſchenbildung ſein muß, zu deſſen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menſchheit hinſtrebt. Rückt man aber das Chriſtenthum, wie ſeine welthiſtoriſche Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeſchichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde, ſo wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler- ja das Bilderleben, welches in Chriſto ſelbſt ſeine Wirklichkeit und Weſenheit lebendig ausgeſprochen und hiſtoriſch erfüllt anerkennen muß, andrerſeits aber in der Kampfſchule dieſer Welt das Reich des Guten und des Lichts, das Himmelreich in ſeiner allumfaſſenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. Wa.

Indiſche Sprachen. Wäre die hohe allſeitige religiöſe Bildung der Inder, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht ſchon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehſa, ein Land der Mitte ſei, und das Volk ein Urvolk, deſſen Gemüths- und Geiſteszüge ein ſo durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichſam ſich in dieſelben getheilt, und das dort Geſammte ſich einzeln angeeignet, ſo könnte dieß vielleicht ſchon aus der Ueberſicht des dortigen Sprachgebiets klårer werden, welches noch gar viel Studien erfordern wird. Denn wiewol ſchon im Jahr 1644 der Miſſionår Heinrich Roth, und von 1699 an der Jeſuit Hanzleben ſich damit beſchåftigten, ſo iſt doch erſt ungefähr ſeit dreißig Jahren die Kunde derſelben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forſter, Carey, Marſhmann, Wilſon, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Es läßt ſich ſchon aus der welthiſtoriſchen Bedeutung Indiens ermeſſen, daß es auch in dieſer Hinſicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeſchichte enthält, alſo auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit ſich angeeignet haben müſſe, nachdem es ſie gleichſam ausgeboren. Nach einer indiſchen Abhandlung der Rhetorik bei Colebrooke gibt es vier Hauptſprachen: Sanskrit, Prakrit, Paiſachi oder Apadhranſa, und Mágadhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen ſich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, ſo hält Colebrooke, Apadhranſa für gleich Magadhi, und wiederum Paiſachi, und Misra für eine, ſo daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Magadhi als drei Hauptſprachen geweſen wären. Damit ſcheint aber, wie ſchon engländiſche Kritiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil ſo Apadhranſa, als Misra doch eine Art Miſchſprache und Rothwelſch, auch nach ſeiner Erklårung geweſen ſein müſſen, mithin doch verſchieden. Wir wollen ſie demnach hier in der aufgeſtellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit iſt gleichſam der alle umſpannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchſprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es iſt eine wunderbar gebaute, höchſt reiche, jetzt todte, wahrſcheinlich aber früher ebenfalls geſprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterſchrift, weil ſie ihren Urſprung von den Göttern haben ſoll, deren Sprache ſie auch iſt, und beſteht aus 50 Buchſtaben. Sie hat dreifaches Geſchlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vokal- oder Konſonantendungen zählbar, ſieben Fälle, ſtatt der Fürwörter Nachwörter, einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blüthezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Chriſti Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schickſalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothſchaftswolke. In ihr ſind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geſchrieben. Der Vater der ſanskritiſchen Sprachlehre iſt Pânini, der ſchon in den indiſchen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatiſchen kurzen Sätze zugeſchrieben werden; obwol er ſich ſelbſt auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Cayſapa, Galava, Sacatayana und andere beruft. Aber ſein Syſtem iſt ſehr kunſtreich. Sein Werk ward durch einen ebenfalls uralten Weiſen Catugayana in ſeinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythiſchen Perſon in Schlangengeſtalt, in einem Werke Mahabhaſhia, welches wiederum Nachträge von Caiyata

und einem Ungenannten in dem Werke betitelt Caſica Britti erfuhr. Dieß letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Kommentar Padamanjari von Harabatta Miſra. Eine zweite Sprachlehre iſt Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit iſt Amara coſha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzungen lieferte Medinicar in ſeinem Werke Medini. Viswapracaſa von Maheswara iſt ein zweites Wörterbuch; ein drittes Haravali von Purushottama. Es giebt überhaupt viele, wie von Ilelagudhu, Vachespati das Dharanicosha, Bhattoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpreſſe auch für Sanskrit iſt 1808 zu Calcutta angelegt worden, und ſo wird es jetzt, wie auf unſern Univerſitäten andere Sprachen, getrieben. William Jones, dieſer ehrwürdige, gelehrte Präſident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländiſchen Literatur ſo viel verdankt, verſtand auch Sanskrit trefflich. Man kann es die Grundſprache nennen, indem es auch für alle europäiſchen Sprachen die Ur= und Grundlaute in ſich enthält, und dieß nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu ſchöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, ſondern tiefer eingehend, ſo daß mittelſt ihrer beſonders jene große Sprachgenoſſenſchaft und Verwandtſchaft ſich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geiſtesgewächs bilden. Eine Thatſache, welche die Richtigkeit unſerer älteſten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerſeits aber auch die Religion als das menſchliche Gemeinerbe erweiſet! 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhaſha gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen Hindoſtan und Dekan oder Vorderindien geſprochen von den a) Saraswata, einem Volke an den Ufern des Fluſſes dieſes Namens, der durch Penjab fließt. Es iſt eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptſtadt Canjoe war. Es ſoll das jetzige Hindi oder Hindevi ſein, nur daß es jetzt mit perſiſchen und arabiſchen Wörtern untermengt iſt. Dieſe beiden Mundarten werden übrigens mit Davanagari geſchrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptſtadt Gaur. Dieß iſt noch die bengaliſche Mundart, die aber nur in den öſtlichen Theilen am meiſten geſprochen werden ſoll. Es ſind viele ſanskritiſche Gedichte darin überſetzt; gelehrte Hindus ſprechen es faſt ausſchließlich, aller wiſſenſchaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derſelben ſind nur um der Bequemlichkeit willen entſtelltes Devanagari. d) Maïthyla oder Tirhutiya iſt die in Mithila, ein Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden, aber von den Flüſſen Cuſi und Gandhac und Nepalgebirgen begränzten, Pflegen bräuchliche Mundart. Dichteriſch iſt ſie nicht ausgebildet. e) Utcala, oder Odradeſa (Oriſſa). Ihre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls ſanskritiſche Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten ſind alſo die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindoſtans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksſtämme. Sie ſind f) Dravida, die ſüdlichſte Spitze Dekans, wo Tamul geſprochen wird, welches die Europäer auch malabariſch nennen, obwol jenes mehr öſtliche; dieſes

weſtliche Mundart iſt, jenes von Cap Komorin unter dem öſtlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieſes von Cap Komorin bis Goa; beide berühren ſich im Gap bei Coimbettore. In Tamul iſt zu Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von chriſtlichen Miſſionen gepredigt worden. Ziegenbalg überſetzte die Bibel darin. Der Name Tamla, wie ihn die Innländer ausſprechen, ſoll auf den Fluß Tamraparni deuten. g) Maharaſhtra, oder Mahratta, die am Nordſtreif des Plateaus von Dekan oſtwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk geſprochene. Muru, wie dieß zwiſchen dem Nerbudda und Kriſchnaflüſſen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, deſſen Hauptſtadt Dwara Summadra 1326 zerſtört ward. Es wird mit Devanagari geſchrieben und hat ebenfalls viel ſanskritiſche Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata, oder Carnara, verſtümmelt Canara in der Mitte des Plateaus von Myſore, alſo in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Berggegenden geſprochen, iſt aber von andern Mundarten auf der öſtlichen Küſte verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, auch das Andray, Volksſprache im N. O. der Peninſula zwiſchen dem Kriſchnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, ſüdwärts reichend bis Pulicate. Es ſoll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Halbinſel in W. iſt die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apadhranſa, wahrſcheinlich die Gebirgsvölkerſprache, bei dramatiſchen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemiſchtes Wälſch, daher auch wol Spottſprache. 4. Das Magadhi oder Miſra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Inſel Ceylon, von den Buddhaprieſtern gebraucht. Miſra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermiſcht iſt. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verſtanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochineſiſchen Völker, wie ſie Dr. Leyden nennt. Dieſer glaubte hier viele Originalſprachen gefunden zu haben, welche wol eine gemeinſame Grundlage, nach Vater die chineſiſche, haben mögen. Es iſt ein vielſpaltiges Sprachſyſtem, wie der Boden des Landes, der von acht bis neun Stromthälern durchſchnitten wird. Allen liegt ein einſylbiger Bau zum Grunde, und die verſchiedene Betonung unterſcheidet, wie bei den Chineſen, die Bedeutungen. Die der Inſulaner ſind vielſylbig, die des Veſtlandes einſylbig. Zunächſt an Bengalen verliert ſich das Einſylbige, nach Oſten wächſt es, und herrſcht ausſchließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt ſie in folgender Ordnung an. 1) Vielſylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einſylbige. g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. — Das Sanskritiſche in der Malayenſprache bemerkte zuerſt W. Jones, obwol ſie nicht die einzige Grundlage iſt, ſondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr ſind die aus dem alten ſanskritiſchen Epos Mahabhurat genommenen Erzählungen von den Pandus geſchrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein anderes Wörterbuch iſt das von James Howſon. Das Jawaniſche gleicht dem Malayiſchen ſehr. Mundarten davon ſchienen dem Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wol eine den zwiſchen den Oſt- und Weſtgrenzen vorhandenen Landesſprachen ge-

meinſame ſein mag, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Prieſter, ſo wie Gelehrten und Dichter. Die Ruthengſprache weſtlich in Arrakan ſoll mit dem Devanagari in ſeiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit Sanskrit wieder viel Aehnlichkeit haben. Die Barmaſprache iſt weicher, aber auch minder artikulirt, als das Rukheng, aber ſehr ausgebildet, und hat eine reiche Literatur. Die Monſprache iſt noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die ſich Mon nennen, von den Barambs aber Taleing, und von den Siameſen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet iſt wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay iſt die Sprache der Siameſen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugieſiſche Siam. Das Khohmen iſt die Sprache eines Volks am Mekon, oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein ſehr gelehrtes Volk gehalten wird und weiland von dem Siamiſchen Stamm unterjocht wurde. Das Law iſt die Sprache der von den Portugieſen Lao's genannten Völkerſchaft. Nach Leyden verhielt es ſich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es ſich genauer an das gemeinſame Bali anſchließt. In dieſem mittlern Binnenlande Laos ſind die merkwürdigſten Denkmäler des Buddhaismus; und wahrſcheinlich werden von da aus noch viele Aufſchlüſſe kommen. Wie oben das Sanskrit für die hindoſtaniſchen, ſo iſt das Bali der Mittelpunkt für die indochineſiſchen Sprachen. Es iſt zwiſchen Indien und China die Sprache der Religion, des Geſetzes, der Wiſſenſchaft und Literatur, und ſchimmert aus allen Volksſprachen hervor. Es heißt auch Lanka-baſa d. i. die Sprache (griechiſch Baxis) von Lanka, oder Ceylon und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem ſanskritiſchen Magadhi. Das Balialphabet iſt aus dem Devanagari entſtanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchſtabenform iſt unter den Barmas viereckigt, ungefähr wie auf Lanka, aber verſchieden von der Siameſiſchen, welche Rungſu-Khom genannt wird. Aber wiewol das Bali gleichſam Sonne für mehrere Sprachplaneten iſt, ſo iſt es doch hinwiederum ſelbſt nur Sprachplanet für das Sanskrit, ſeine Sonne. Es hat ganz die ſanskritiſchen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwol es ſie im Zuſammenhang ſeltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unperſönliche Zeitwörter. So kommen alſo Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtſchaft, wie W. Jones ſehr ſcharfſinnig bemerkte. Daher haben ſie auch ein ziemlich gemeinſames Schickſal. Prakrit iſt die Sprache der meiſten heiligen Bücher der Jainasſecte; Bali iſt den Buddhiſten heilig, Zend den Parſis, oder Feueranbetern. Eine tiefer zergliedernde, aber auch wieder lebendig zuſammenſetzende Vergleichung des geſammten indiſchen Sprachgebietes, ſowol der Ur- als der Mutter- und Miſchſprachen muß die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über Sprachphyſik und Religion, als hüpfenden Punkt der Welt, geben. Haben aber die Engländer auch durch Forſchungen dieſer Art ihre tiefe Schuld an dieſem ſanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu verſöhnen geſucht, ſo läßt ſich doch nur von Deutſchen, welche die früheſten Pfleger dieſer Sprachen waren, um ſo eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutſchen univerſeller und umfaſſender iſt. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch, nach dem tiefen Ausſpruch eines unſerer herrlichſten Geiſter, das angſtvolle Bewußtſein einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Un-

muths und finſtern Hochmuths, der am Ende doch auch Ein Sühnopfer des Weltgeiſtes fallen muß. *Wa.*

Individuell, Individualität. Individuell nennen wir der Etymologie und dem Begriffe nach dasjenige, was einem einzelnen Gegenſtande untrennbar, d. h. ſo angehört, daß es von ihm nicht abgeſondert werden kann, ohne ſeine Natur, als einzelnes Ding (daher Individuum) aufzuheben. Der Inbegriff dieſer Eigenſchaften oder Merkmale, die einem Einzelnweſen als ſolchem zukommen oder ſeine Eigenthümlichkeit iſt Individualität; durch ſie wird ein Ding als für ſich beſtehendes, denn es iſt zugleich das, wodurch es ſich von jedem andern unterſcheidet, beſonders erkannt. Die Individualität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum von der Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemeinen unterſchieden und ihm gewiſſermaßen entgegengeſetzt. Das Individuelle nämlich iſt Gegenſtand der Anſchauung, welche auf das Einzelne der Erſcheinungen gerichtet iſt, und kann nur durch Anſchauung erkannt werden; ſomit gibt es auch keinen individuellen Begriff, (Begriff von einem Individuum) und die Eigenſchaften, welche die Individualität bilden, ſind unendlich, durch das Denken nicht zu erſchöpfen. Da wir aber dem Individuum auch die Eigenſchaften gewiſſer Gattungen beilegen, mithin es ebenfalls durch Begriffe denken, ſo gibt es ein individuelles Urtheil, d. i. ein Urtheil, in welchem wir das Iudividuum einer Gattung unterordnen, indem wir ihm ein Prädikat beilegen. Das Allgemeine nämlich, iſt das, was wir als das Gemeinſchaftlich mehrerer Individuen erkennen, was nicht durch Anſchauung ſondern durch Vergleichung, Reflexion gefunden wird, und es iſt daher Gegenſtand des Denkens und bezieht ſich auf die nicht wahrnehmbare in den Dingen geſetzmäßig wirkende in den Erſcheinungen ſich verbergende Kraft. Als Verhältnißbeſtimmung iſt der Begriff oder die Vorſtellung des Allgemeinen beſtimmt zu faſſen, und genau zu entwickeln. Z. B. die Vorſtellung des Veſuv, Aetna iſt eine individuelle Vorſtellung, von welcher wir die des Berges als allgemeine abſondern können. Durch Begriffe an ſich aber gelangen wir nie zu individuellen Vorſtellungen, oder ſolchen, welche uns das Eigenthümliche eines beſondern Gegenſtandes darſtellen. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegt man jedoch individuelle Vorſtellung auch die ſubjective Vorſtellungsart, oder die Vorſtellung eines Subjects zu nennen, welches nicht hieher gehört. — Der Begriff kann uns nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterſchiede der Arten und Gattungen angeben, und der beſchränkteſte (determinirteſte) Begriff hebt niemals die Verſchiedenheit der Individualität und deren äußere Form, die numeriſche Verſchiedenheit auf. Das aber, wodurch ſich die Vorſtellung des Individuellen dem Begriffe nähert, iſt das Gemeinbild, oder Schema, der Einbildungskraft. Das Individuelle iſt ferner das Mannichfaltige und vielfach Wechſelnde, denn es gehört der Erſcheinung an; mithin zugleich beſchränkt in Hinſicht der Kraft, die in ihm ſich kund thut. Inſofern wird das Individuelle dem Idealen entgegengeſetzt; denn das Ideale iſt das der Idee Gemäße, welches ſich zum Individuellen, wie das Mögliche zum Wirklichen verhält. Idee nämlich iſt die Einheit der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen. So ſchwebt z. B. über allen einzelnen Menſchen die Idee des Menſchen, ſo bildet und richtet ſich jeder ſittlich gute Menſch nach dieſer Idee. Die Individualität der Dinge wird

aber um ſo größer, und drückt ſich um ſo beſtimmter aus, je weiter ſich die Dinge von dem Unorganiſchen entfernen, und je höher und regſamer ihr animaliſches Leben iſt. Unter allen Dingen, die wir erkennen, iſt die Individualität des Menſchen die größte. Was aber die Individualität des Menſchen insbeſondere anlangt, ſo iſt ſie eine geiſtig ſinnliche, ſomit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dieß iſt der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menſchen nicht erſchöpfend beſtimmen kann, um ſo weniger, je dunkler der Zuſammenhang des Phyſiſchen und Ethiſchen iſt. Aber ſo viel iſt doch gewiß, daß mit Erweiterung der Cultur, welche auf Freiheit beruht, auch die Individualität der Menſchen um ſo bedeutender wird; weßhalb vielleicht unter zwei gebildeten Menſchen größere Verſchiedenheit iſt, als unter zwei uncultivirten Völkerſchaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verſchieden erſcheinen. Die Individualität des Menſchen entwickelt ſich ſonach durch Eindrücke und ſelbſtthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelweſen iſt abſolut ſelbſtſtändig, ſondern ſteht mit dem Ganzen in lebendiger, organiſcher Verbindung, aber in ihm ſelbſt iſt gleichſam der Keim der Individualität enthalten, die der Menſch zu einer freien, feſten (Charakter) der Idee der Menſchheit gemäßen zu erheben ſtrebt. Zu ſagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menſchen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem urſprünglichen Unterſchiede der Seelen keinen beſtimmten Begriff machen können, im Nervenſyſteme, deſſen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen ſei (wie Meckel in ſeinem deutſchen Archiv für die Phyſiologie B. 1. Heft 1. lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verſchiedenheit der Individualitäten der menſchlichen Natur und die beſondere Beſchaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in ſeiner phyſiſchen Anthropologie ſagt, ſondern iſt auch einſeitig, da es nur die phyſiſche Seite der menſchlichen Natur und die ſinnliche des Geiſtes angeht. — Die Entgegenſetzung oder vielmehr Unterſcheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philoſophiſchen Kunſtlehre vor. Die Idee, heißt es hier, ſoll ſich in der Kunſt durch das Individuelle darſtellen, mithin ſoll das Individuelle ideal erſcheinen. Da aber der ſchaffende Geiſt des Künſtlers, in welchem die Phantaſie nach Ideen bildet, zwiſchen die Wirklichkeit und die unſichtbare Welt der Ideen geſtellt zu ſein ſcheint; ſo macht man von dem Standpunkte der den Künſtler betrachtenden Reflexion gewöhnlich die Anforderung an ihn, er ſolle idealiſiren und individualiſiren, und er ſcheint das eine oder andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern ſelbſtthätigen Gedanken ſeines Geiſtes in neue, originelle Formen der Sinnenwelt gießt und dieſelben ausdrücket, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben ſucht. (S. d. Art. Ideal, idealiſiren.) Beides ſind verſchiedene Richtungen, welche die Phantaſie, die Vermittlerin des Irdiſchen und Ueberirdiſchen, des Sichtbaren und Ueberſinnlichen nimmt, indem ſie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutſamkeit, dem Geiſtigen Form und ſinnliche Anſchaulichkeit, kurz den Körpern Geiſt, den Geiſtern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutſamkeit auf das Individuelle beſchränkt iſt, worin das Charakteriſtiſche im vorzüglichen Sinn beſteht. Aber der wahre Künſtlergeiſt geht weder von dem Individuellen noch

vom Idealen *aus*, ſondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden.
T.

Indolenz. Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühlloſigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dieß ſind die verſchiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären ſucht. Wir wollen ſehen, wie ſie zuſammenhängen. Der Menſch iſt beſtimmt, theils in die Außenwelt zu *wirken*, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und ſich in Wechſelwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Weſen zu bilden. In dieſer Wechſelwirkung beſteht das eigentliche *Leben* des Menſchen. Die Fähigkeit des lebendigen Weſens von außen Eindrücke zu empfangen, iſt das *Empfindungsvermögen*; ſie kommt jedem Menſchen zu, mithin gibt es keine abſolute *Empfindungsloſigkeit* oder *Unempfindlichkeit*; aber ſie hat verſchiedene, wiewol unbeſtimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines *regſamen* Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche deſſelben, Empfindungsloſigkeit, Unempfindlichkeit — *Indolenz* — Dieſe Schwäche iſt *natürlich*, dann iſt ſie mehr *phyſiſchen* Urſprungs, und liegt inſofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, beſonders der Sinnenthätigkeit, oder ſie iſt *erworben*, durch Abſtumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anſtrengung entſteht. Letztere iſt mehr *pſychiſchen* Urſprungs. Auch iſt ſie bald ausdauernd, bald nur *vorübergehend*. Ferner kann ſie in Hinſicht der einwirkenden Gegenſtände ſtets nur *partikulär* ſeyn, ſo lange der Menſch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menſchen Eindruck machenden Gegenſtände iſt, deſto größer die *Indolenz*. Ueber den Unterſchied der *Empfindung* und des *Gefühls*, ſiehe den Art. *Gefühl*. Mit Beziehung auf dieſe Unterſcheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewiſſermaßen auch auf das Gefühl anwenden. *Gefühlloſigkeit*, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung geſetzt zu werden, iſt ebenfalls nur relativ und partikulär. Gewöhnlich entſpringt ſie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verſtandes, welcher ruhig und kalt die Gegenſtände ſo weit zergliedert, daß er den Eindruck derſelben verliert, oder durch einſeitige Richtung des Handelns auf eine beſchränkte Sphäre; ſo z. B. iſt der Canzleidirector *Löwe*, in Kotzebues Epigramm, im höchſten Grade *indolent*. Da nun, wer ein ſchwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Luſt noch Unluſt (denn dieß ſind die Hauptarten des Gefühls), leicht, ſchnell oder ſtark bewegt wird, dieſer Zuſtand aber in Beziehung auf beſondere einwirkende Gegenſtände *Gleichgültigkeit* genannt wird, ſo ſehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und partikulär ſeyn kann, verbunden iſt. In wie fern nun ein hoher Grad der geiſtigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Energie und Regſamkeit im *Handeln*, und ein niederer Grad dagegen von *Trägheit* und Unentſchloſſenheit begleitet iſt, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Produkt der Einwirkuug auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine ſchwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen, ſo wird *Indolenz* auch Trägheit genannt, und ſteht mit ihr in genauer Verbindung. Beſonders zeigt ſich die *Indolenz* dann, wenn man bei Gegenſtänden *ungerührt* bleibt, welche leicht jedes menſchliche Herz we-

gen ihrer Beziehung auf die gegenſeitigen Verhältniſſe der Menſchen ergreifen müſſen, namentlich Gegenſtände, welche ſonſt ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuſchung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger raſch im Ausdruck, aber deſto tiefer und anhaltender iſt.

Indoſſiren, Indoſſement. Indoſſiren heißt einen Wechſel, entweder zum Eincaſſiren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und iſt mithin gleichbedeutend mit Giriren (ſ. d.) Es geſchieht, indem der Inhaber des Wechſels auf die Rückſeite deſſelben die Worte ſchreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indoſſant, der Andere Indoſſat oder Indoſſatar.

Induction (in der Logik) der Schluß von dem Beſondern auf das Allgemeine. Die ordentlichen Schlüſſe pflegen ſonſt alle vom Allgemeinen auf das Beſondere zu gehen, und gebraucht zu werden, wo die Univerſalerkenntniß früher vorhanden iſt, als die Specialerkenntniß; ſie geben logiſche Gewißheit, dagegen jene nur empiriſche Wahrſcheinlichkeit gewähren. Unter Specialkenntniß wird nämlich Alles verſtanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, es mögen nun ſubordinirte Begriffe oder Fälle (Reſpectus) ſein, welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht, oder worauf derſelbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen iſt, warum man ein Prädicat mit dieſem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, ſo nennt man dieß eine Induction. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, ſchließt entweder noch immer allgemeine Begriffe in ſich, oder es ſind einzelne Fälle. Im erſtern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf Etwas, das noch allgemeiner iſt. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Welche Regierungsform die beſte ſei u. dergl.; ſo iſt dieſe Aufgabe etwas Allgemeines, die Univerſalerkenntniß, auf welche zu ſchließen aufgegeben wird. Bei dem erſten Anblick dieſer Frage iſt es uns gleich natürlich, an einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen das Prädicat von dem Subjecte könne geſagt werden. Wollten wir nun aber einen ſolchen Fall beweiſen, ſo würde es nicht hinlänglich ſein, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweiſen, geſetzt auch, daß dieſes Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdieß noch wiſſen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieſer Fall der einzige ſei. Folglich muß die Specialerkenntniß vollzählig ſein. Da nun die ſubordinirten Glieder immer noch allgemeine Begriffe ſind, wie z. B. die Species der Regierungsform, nämlich Monarchie, Democratie, Ariſtocratie u. ſ. w.; ſo geht eine ſolche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt ſich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne exiſtirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen; ſo heißt es eine inductio a posteriori. Dieſe wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine Induction iſt ferner entweder vollſtändig oder unvollſtändig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geſchloſſen werden ſoll, erſchöpft, und kein Fall überſehen worden iſt, oder nicht. Bei der vollſtändigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden iſt, man ein und daſſelbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dieß kann freilich geſchehen ſein. Iſt aber auch das Gegentheil vor-

handen; ſo bleibt die Induction um nichts deſtoweniger vollſtändig, vorausgeſetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgeſucht worden ſind. Die inductio primaria, welche ſelten vollſtändig ſein kann, gibt bloß empiriſche Erkenntniſſe, die nur auf comparative Allgemeinheit Anſpruch machen können. Auch die Mathematik muß hier und da zu den Beweiſen durch Induction ihre Zuflucht nehmen.

Indulgenz, Nachſicht, Verſtattung, ferner: Erlaß einer Strafe, Begnadigung, wird auch von dem Ablaß in der römiſch-katholiſchen Kirche gebraucht; daher Indulgenzbriefe. (S. Ablaß.)

Indult iſt, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In der Jurisprudenz bedeutet es die Friſt, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verſtattet, dann auch insbeſondere die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner auf ſein Anſuchen unter gewiſſen dazu qualificirten Umſtänden ausgeſtellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu ſchützen, ein Anſtandsbrief, Moratorium. (S. letzteres.)

Induſtrie, Induſtrielle Produktion, (in der Staatswirthſchaft) iſt diejenige Kraftäußerung, welche ein Urprodukt, rohes Produkt, in eine andere Geſtalt umwandelt, wodurch jenes Produkt entweder überhaupt erſt zu einem Genußmittel wird, oder wenigſtens die Eigenſchaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neuheit der Geſtalt in der Veränderung des einzelnen Urſtoffs, oder in der Zuſammenſetzung mehrerer Urſtoffs-Theile beſtehe, iſt in dieſer Hinſicht gleichgültig, und hat auf den Begriff der induſtriellen Produktion durchaus keinen Einfluß, ihr Weſen beruht lediglich darauf, daß die Genießbarkeit überhaupt oder dieſe Gattung von Genießbarkeit ausſchließlich aus der neuen Form hervorgeht. Hieraus ergiebt ſich, daß darunter begriffen ſind: 1. Künſte, 2. Fabriken und Manufakturen, 3. Gewerbe und Handwerke. Die ſtaatswirthſchaftliche Schule der Phyſiokraten (S. d. Art.) ſpricht den Künſten, Fabriken und Gewerben die Eigenſchaft der Produktivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht, denn in der Nationalökonomie heißt produziren nichts anders als: einen Werth ſchaffen, (S. Produktion) die induſtrielle Produktion aber ſchafft wirklich neue Werthe, indem ſie theils Urſtoffe, welche in ihrer rohen Geſtalt nicht genießbar waren, durch Verwandlung der Urgeſtalt in eine Form zum Genuß bringt, theils ſelbſt die Erzeugung von dergleichen Urſtoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterblieben wäre. — Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weiſe die induſtrielle Produktion befördern, z. B. durch Herbeiziehung geſchickter Ausländer, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsanſtalten, öffentliche Ausſtellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft- und Innungsweſens u. ſ. w. Faſt in allen Ländern hat die induſtrielle Produktion weit häufiger die Sorge der Regierungen auf ſich gezogen als die Urproduktion. Der Grund hiervon iſt folgender. Das durch die induſtrielle Produktivkraft verwandelte und veredelte Urprodukt ſpricht die ſinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächſten an; nur in dieſer Geſtalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und die Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält ſich daher der Sinnenmenſch zunächſt an dieſe Produkte, und heftet ſich an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urſtoff, aus dem dieſelben doch allein hervorgehen können. Dieß war Colberts Anſicht, dieß die Anſicht der meiſten Regierungen; wenige derſelben haben ſich

daher mit der Beförderung des Landbaus nach weiſen Grundſätzen, faſt alle, oft ſelbſt auf unmittelbare Staats-Unkoſten, und auf Koſten der Urproduktion mit der Fabrikation beſchäftigt. K. M

Ines de Caſtro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonſo's IV. Königs von Portugal, hatte nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtantia (1344), ſich mit ſeiner Geliebten Ines (Agnes) de Caſtro, die von caſtiliſchem Königsſtamme entſproſſen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abſtammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorſchläge zu einer neuen Vermählung ſtandhaft verwarf, durchſchaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der ſchönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einſtigen Königs ausſchließende Gunſt gewinnen. Der alte König ward von den hinterliſtigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonſalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über jenes Verhältniß mit, und erweckten in ihm die Beſorgniß, daß dieſe Verbindung ſeinem unmündigen Enkel, Ferdinand, (dem Sohne Pedro's von ſeiner verſtorbenen Gemahlin Conſtantia) leicht nachtheilig werden könnte. Alfonſo fragte ſeinen Sohn, ob er mit Ines vermählt ſei. Pedro wagte es nicht, ſeinem Vater die Wahrheit zu geſtehen; noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, ſeiner Geliebten zu entſagen und ſich mit einer Andern zu vermählen. Alfonſo pflog von neuem Rath mit ſeinen Günſtlingen, und es ward beſchloſſen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grauſamen Entſchluſſe Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink ſeiner Mutter und ſelbſt die Warnung des Erzbiſchofs von Braga verſchmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu ſchrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonſo trug indeß den harten Entſchluß mit ſich herum, und als ſich Pedro einſt entfernt hatte, um einige Tage der Jagd zu leben, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloſter der heiligen Klara wohnte. Erſchrocken vernahm die Unglückliche Alfonſo's Ankunft; aber ſich faſſend, trat ſie vor ihn hin, warf ſich mit ihren Kindern zu ſeinen Füßen, und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonſo, gerührt durch dieſen Anblick, hatte nicht den Muth die grauſame That zu vollführen. Als er ſich aber entfernt hatte, gelang es ſeinen böſen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöſchen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beſchloſſenen Mord zu vollziehen. Dieſer erfolgte noch in derſelben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloſter (1355) begraben. Pedro war außer ſich, als er die ſchreckliche Botſchaft empfing. Er empörte ſich wider ſeinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt ſein, wenn es nicht der Königin und dem Erzbiſchof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu verſöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich verſprochen haben ſoll, ſich an den Mördern ſeiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf ſtarb König Alfonſo; noch vor ſeinem Tode gingen, auf ſeinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die ſchwere Blutſchuld laſtete, aus dem Reiche, um in Caſtilien ihre Sicherheit zu ſuchen. Hier herrſchte damals Peter der Grauſame, vor deſſen furchtbarer Strenge einige edle Caſtilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, dieſe Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechſeln. Pedro ließ die Caſtilier greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coelho und Alvaro

Gonſalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor ſeinen Augen peinigen, um ihre Mitſchuldigen zu erforſchen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Aſche in die Lüfte ſtreuen (1360). Zwei Jahre ſpäter berief er die Erſten ſeines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode ſeiner Gemahlin Conſtantia, kraft päpſtlicher Erlaubniß, ſich mit Ines de Caſtro zu Braganza trauen laſſen, und zwar in Gegenwart des Erzbiſchofs von Guarda und eines ſeiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbiſchof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpſtliche Urkunde, worauf der König ſich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam ſeiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geſchmückt auf einen Thron ſetzen, dem alle Großen des Reichs ſich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küſſen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leiſten, die ſie im Leben nicht hatte empfangen ſollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Biſchöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tauſenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten beſetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte zu ſehen war. — Die Geſchichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verſchiedener Völker Stoff zu Trauerſpielen gegeben (unter den Deutſchen dem Grafen Soden); am ſchönſten aber hat die Muſe der portugieſiſchen Dichtkunſt ſelbſt ſie durch den Mund des göttlichen Camoens verewigt, in deſſen berühmter Luſiade die Geſchichte ihrer Liebe eine der herrlichſten Epiſoden bildet. R.

Infamie (aus dem Lateiniſchen) Ehrloſigkeit, Verluſt der bürgerlichen Ehre, oder derjenigen, welche Jemand als Staatsbürger genießt. Dieſe kann in einer rechtlichen Verfaſſung nur durch geſetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen, und als Folge dieſes Verluſtes muß ſie den Verluſt der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nach ſich ziehen. Hier und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewiſſen Fällen auch Standesrechte, das Recht gewiſſe Gewerbe zu treiben, ja ſelbſt das Recht eines ehrlichen Begräbniſſes u. ſ. w. verloren. Infam, ehrlos, insbeſondere der bürgerlichen Ehre verluſtig. Infamia notatus wird von demjenigen geſagt, der wegen geſetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt iſt. Cum infamia relegirt werden, heißt ſo viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verluſt der Ehre, von hohen Schulen verwieſen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden, verläſtern, verſchreien.

Infant (aus dem Lateiniſchen; wörtlich das Kind), iſt der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweiſe die Prinzen des königlichen Hauſes, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Sämmtlichen Prinzeſſinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der erſten Claſſe, ward unter den Augen ſeiner Mutter, einer Fürſtin von

Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf ſeine Koſten. Der Prinz von Aſturien ſchloß ſich näher an ihn an, weil der Herzog ſich von dem Günſtling des Königs, Godoi, entfernt hielt. Dieſer wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlaſſen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (S. d. A. Ferdinand VII.) in engere Verbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Caſtilien beſtimmt. Dieß verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, wo der Generalprocurator des Königs auf die Todesſtrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Geſinnungen des Volks und bei der Verwendung des franzöſiſchen Geſandten, Beauharnois, nicht auszuſprechen wagte. Im J. 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umſonſt für die Erhaltung der Dynaſtie der Bourbons auf dem ſpaniſchen Throne thätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. July 1808 die Conſtitution, welche Buonaparte in Bayonne für Spanien beſtimmt hatte, und trat als Oberſter in die Garden des Königs Joſeph; allein bald legte er ſeine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weßhalb ihn Buonaparte den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. Das folgende Jahr befehligte er ein ſpaniſches Armeecorps, ward aber von Sebaſtiani zweimal geſchlagen. Ungeachtet ſeiner Tapferkeit, verlor er das Vertrauen der oberſten Junta, die ihm das Commando nahm, ihn auch in der Folge nicht wieder anſtellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präſidenten des Regentſchaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerordentliche Sendung an den Prinz Regenten übernahm. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er ſich im J. 1813, als die Franzoſen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald nachher, auf Befehl der Junta, dieſe Stadt verlaſſen, weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu ſich, ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien, und behandelte ihn mit vorzüglicher Gunſt. Nach der Wiederherſtellung der Conſtitution im März 1820 legte er ſeine Stellen nieder und zog ſich auf ſein Landgut bei Madrid zurück.

Inſel, ſ. Inſul.

Inferien, (inferiae) Todtenopfer, welche den unterirdiſchen Gottheiten für die Seele des Verſtorbenen gebracht wurden. Aus ihnen mögen wol die Exequien in der chriſtlichen Kirche entſtanden ſein.

Infiniteſimalrechnung oder Analyſis des Unendlichen (Fluxionenrechnung der Engländer, Théorie des fonctions analytiques der Franzoſen) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen (Theorie der urſprünglichen und abgeleiteten Functionen) enthält. Es werden die Aenderungen, ſogenannte Differenzen dieſer Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verſchwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infiniteſimalrechnung, welcher dieſe unendlich kleinen Aenderungen (das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine beſtimmte analytiſche Weiſe von einer andern hinwiederum abhängig, oder als Function derſelben gegeben iſt,) finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewiſſes Increment wächſt, ſo muß offenbar auch dieſe andere von ihr abhängige und durch ſie gegebene wachſen. Dieſes Wachsthum, oder ſogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analyſis des Endlichen gefunden werden, und man

hat in dieſer Differenzreihe nur die ſpätern, als unendlich kleiner gegen das erſte, verſchwindenden Glieder zu unterdrücken, um die Differenz in das ſogenannte Differenzial zu verwandeln. Wenigſtens ſtellt die ältere Analyſis das Verfahren unter dieſem Geſichtspunkte dar; dagegen gelangen die neueſten Geometer, beſonders Lagrange (in der berühmten Théorie des fonctions analytiques) von ganz andern Anſichten ausgehend, auf einem weit leichteren Wege zum Ziele. Dagegen lehrt nun umgekehrt die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial die veränderliche Größe ſelbſt oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung die Gleichung zwiſchen den veränderlichen ſelbſt, aus der jene entſtanden war, zu finden, oder zu integriren. Die Infiniteſimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maaß der andern angeſehen werden, ſondern nur näherungsweiſe, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu einer gewiſſen hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wol als die Lehre von den Gränzverhältniſſen erklärt wird) als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann; wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreiſes mit der geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Flächen mit den ebenen Flächen u. ſ. w., in der Mechanik bei Beſtimmung der Geſchwindigkeit der Bewegung, u. a. m.

Influenza, (von influentia, der Einfluß) eigentlich jede epidemiſche Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüſſen (ſ. dieſ. Art.) der Witterung herrührt. Insbeſondere hat man oft eine eigene catarrhaliſch-rheumatiſche Krankheit ſo benennt, die im Frühling oder im Herbſte ganze Länderſtriche durchwandert, und zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden iſt. So hat man z. B. mehrmals ein von Oſten nach Weſten, oder vom Norden nach dem Süden, aus dem öſtlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutſchland, bis Frankreich und Holland wanderndes Catarrhalfieber mit Bruſtzufällen und Nervenzufällen, mit dieſem Namen belegt. Im Jahre 1800 herrſchte eine ſolche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erſtreckte ſich von Rußland aus, auf dem ſchon bemerkten Striche, bis Deutſchland. Die Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich ſehr angreifenden Huſten, mit drükkenden Kopfſchmerzen, Leibesverſtopfung und Fieber begleitet. Bei Einigen erſchien blutiger Auswurf, bei Andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) ſo allgemein, daß die Geſchäfte bei den Collegien darunter litten, und von der Garniſon die Wachen nicht hinlänglich beſetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche ſonſt den Catarrhen nicht unterworfen waren, wurden dießmal damit befallen; dahingegen diejenigen, deren Bruſt ſchon etwas ſchwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Andern erſchienen nach ihrer eigenthümlichen Dispoſition auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Bruſtkrämpfe, Gliederſchmerzen, beſonders ein eigenes ſchmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das ſchnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig geweſen war, fanden ſich die Kranken ſo kraftlos, daß ſie beim Ausſteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und ſich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. H.

Inful (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptſchmuck, in welchem Prieſter, Veſtalinnen, Supplicanten, ja ſelbſt Opferthiere erſchienen, weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth anſah. Zu einem Zeichen der Würde brauchten ſpäterhin die kaiſerlichen Statthalter dieſe Kopfbedeckung, und als ſolches wurde ſie auch im 7ten Jahrhunderte von den Biſchöfen der katholiſchen Chriſtenheit angenommen, welche noch jetzt die Biſchofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, ſonſt aber immer abgebildet auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie beſteht aus zwei großen, oberwärts ſpitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, ſo daß ſie in der Mitte hohl iſt. Die Blätter ſind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuge überzogen, und das vordere ſieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Biſchof erklären, und mit der Inful ſchmücken, iſt ein Vorrecht des Papſtes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöſter beehrt, die daher infulirte Aebte heißen. E.

Infuſions-Thierchen, oder Infuſions-Würmer, heißen alle diejenigen in den Flüſſigkeiten ſich erzeugenden Geſchöpfe, welche dem bloßen Auge unſichtbar ſind, und nur mit dem Microſcop geſehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infuſion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur ſolchen Würmern dieſen Namen beilegen, welche ſich erzeugen, wenn man Waſſer oder andere Flüſſigkeiten auf animaliſche oder vegetabiliſche Körper gießt und eine Zeitlang ſtehen läßt. Die Infuſions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Claſſe der Würmer aus, und beſchließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat ſich die Anzahl derſelben ſehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entſtehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt iſt. Alle ſtehende Gewäſſer, mancherlei thieriſche und vegetabiliſche Säfte, die Saamenflüſſigkeit der Menſchen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. ſ. w. ſind von dieſen Thierchen belebt. Viele ſcheinen nur durchſichtige belebte Bläschen zu ſein; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängſel, welche Schwänzen gleichen. Meiſtens bewegen ſich dieſe Thierchen ſehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch ſcheinen ſie Empfindungen zu haben; denn ſie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufſtößt, und ziehen ſich, wenn die Flüſſigkeit, in der ſie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele ſterben ſogleich, wenn ſie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben, andere dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben darnach wieder auf, wenn ſie befeuchtet werden; ja, man behauptet ſogar, daß manchen die Hitze des ſiedenden Waſſers, ſo wie die ſtärkſte Kälte nichts ſchade. Einige dieſer Würmer entſtehen durch Theilung; andere pflanzen ſich durch Eier oder lebendige Jungen fort. Es ſind davon bis jetzt etwa funfzehn Geſchlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigſten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Deutelwürmer, Flaſchenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß (Johann), Phyſicus, Mitglied der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, und kaiſerlicher Leibarzt, ward 1730 zu Breda in Holland geboren, und begab ſich 1767 nach England, wo er einen großen Theil ſeines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in engliſcher Sprache herausgab Nachdem er hier die Pocken-

Impfung des Sutton hatte kennen lernen, ging er 1768 nach Wien, wo er mehrere kaiſerliche Prinzen und Prinzeſſinnen impfte, und dafür eine jährliche Penſion von ſechshundert Gulden nebſt dem Titel eines kaiſerlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und ſtarb daſelbſt nahe bei London am 7ten September 1799. Man hat dieſem Arzte mehrere ſehr nützliche chemiſche, phyſiſche, phyſiologiſche und mediciniſche Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften deſſelben aufbewahrt ſind.

Ingenieurkunſt (Kriegsbaukunſt), ein wichtiger Theil der Kriegskunſt, welcher darin beſteht, daß man durch zweckmäßige, künſtlich erhöhete Benutzung des Terrains, bei übrigens gleichen, oder ſelbſt geringern Streitkräften, das beſetzte Terrain auf längere Zeit gegen den Feind zu vertheidigen und zu behaupten vermag. Dieſes Uebergewicht wird erhalten durch Verſchanzung, d. i. durch Deckung der Menſchen und des Geſchützes gegen das feindliche Feuer vermittelſt aufgeworfener Erdmaſſen, (der ſogenannten Bruſtwehren) oder auch vermittelſt bombenfeſter Gewölbe, (der Caſematten oder caſemattirter Batterien) durch ein den Feind dominirendes und zugleich raſirendes Feuer, (indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains beſetzt) durch ein mehrfaches, ſich kreuzendes Feuer, beſonders an den vorſpringenden, dem Angriffe des Feindes am meiſten ausgeſetzten Punkten (welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden, ſondern in einer gebrochenen, einen und zwei auswärts gehende Winkel bildenden Linie Truppen und Geſchütz aufſtellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verſchanzung wieder durch eine andere flankirende Linie, die ſo viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird); ferner durch natürliche oder künſtliche Hinderniſſe, um den Feind bei ſeinem Angriffe länger unter dem Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Palliſaden, Sturmpfähle, ſpaniſche Reuter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. ſ. w., durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeſchlagenen Feind ſchnell verfolgen zu können. Auf einer weiſen Vereinigung aller dieſer Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines ſtarken Profils (d. i. gehöriger Höhe und Dicke der Bruſtwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt), mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verſchanzung), beruhet dann die Befeſtigungskunſt, welche, nach ihrem verſchiedenen Zwecke, (je nachdem man nur das Terrain, welches ein Poſten, ein einzelnes Corps, oder eine ganze Armee auf einige Zeit beſetzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesſtrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will), in die Feldbefeſtigungs- oder Verſchanzungskunſt (fortification passagère) und in die Royalbefeſtigungskunſt (fortification royale) eingetheilt wird. Die letztere unterſcheidet ſich von der erſtern bloß durch die größere Dauerhaftigkeit und Feſtigkeit, welche ſie haben muß, um den lange fortgeſetzten und mit Muße wiederholten Angriffen des Feindes ſowol, als der Zeit, zu trotzen, alſo durch ein viel ſtärkeres Profil und durch Vervielfältigung der Vertheidigungslinien, von denen die innern immer die äußern dominiren müſſen. Aber es iſt nicht genug, daß die Verſchanzung oder Feſtung gut angelegt iſt, ſie muß auch durch zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geſchützes, der Mannſchaft, ſchnelle Wiederherſtel-

lung des eben entſtandenen Schadens und durch alle übrigen Hülfsmittel geſchickt vertheidigt werden. Die Ingenieurkunſt lehrt ferner die Art, Verſchanzungen und Feſtungen anzugreifen und zu bezwingen, und verfährt dabei theils nach ähnlichen, theils nach entgegengeſetzten Regeln, weil es darauf ankommt, zugleich die Befeſtigung des Feindes zu zerſtören, und während der Zeit den angreifenden Theil vor den Hinderniſſen und Vernichtungsmitteln, welche der Belagerte anwenden kann, zu ſchützen. Jede Belagerung und jede Vertheidigung irgend eines befeſtigten Platzes muß durch einen Ingenieur-Officier geleitet werden. Außerdem gehören zur Ingenieurkunſt noch eine Menge von Hülfswiſſenſchaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geſchützes, und vorzüglich ſeiner Wirkungen, Pontonierwiſſenſchaft, ſo wie alle Kriegswiſſenſchaften überhaupt: ferner Geodäſie und Architektur, und insbeſondere auch die Meßkunſt; daher auch nicht bloß der der Kriegsbaukunſt Befliſſene, ſondern auch jeder Feld- oder Landmeſſer Ingenieur genannt wird. L.

Inhalt iſt der Begriff deſſen, was in einem wirklichen oder gedachten Gegenſtande enthalten iſt, und wird dem Umfange oder der Form entgegengeſetzt, z. B. der Inhalt eines Maaßes, eines Buchs, eines Briefs, eines Gedankens ꝛc. In der Mathematik iſt Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andere ausgedrückt wird. So beſtimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, einer Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll ꝛc., den Inhalt einer Fläche nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfeln, den der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden ꝛc. M. L.

Injurie, eine Ehren-Kränkung. Da alle Bürger der Geſellſchaft mit einander in Friedenszuſtande leben, ſo darf keiner den andern an ſeinem Beſitzthum oder Ehre ſchädigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung iſt aber verſchieden. Nach Engliſchen Geſetzen findet eine ſolche nur dann ſtatt, wenn der Angeklagte den andern etwas beſchuldigt, was durch die Geſetze verboten iſt, z. B. er ſei ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beſchuldigung wegen etwas, was nicht durch die Geſetze verboten — z. B. er ſei ein Säufer, iſt noch keine Ehrenkränkung. In andern Geſetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Iſt die Injurie ſchriftlich oder gedruckt gemacht worden, ſo gehört ſie zu den Vergehen der Preſſe. S. den Artikel Preß-Vergehn.

Innocenz. Unter den Päpſten, welche dieſen Namen geführt haben, ſind die wichtigſten geweſen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geboren 1161 zu Anagni. Er ſtudirte zu Paris, ward in ſeiner Vaterſtadt Chorherr, dann Cardinal und beſtieg 1198 den päpſtlichen Stuhl. Keiner ſeiner Vorgänger hatte die Herrſchſucht ſo weit getrieben wie er. Willkührlich entſetzte er Könige und verſchenkte ihre Reiche. Die deutſchen Kaiſer betrachtete er als Lehnsleute. Seine canoniſchen Rechtserfindungen hinſichtlich der Translation der Biſchöfe und der ſ. g. evangeliſchen Denunciation, ſo wie das unter ihm üblich gewordene Interdict beweiſen, wie ſchlau und gewandt er die geiſtlichen Waffen zu ſchärfen verſtand. Im J. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateranſynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz beſtimmt mit dem Artikel von der Brodtverwandlung vermehrt, auch jedem Chriſten bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigſtens einmal zu beichten und zu Oſtern zu communiciren. Unter ihm entſtanden die Orden

der Franziscaner, Dominicaner u. ſ. w. Er ſtarb 1216. Seine Schriften ſind erſchienen Cöln, 1552 und 1575, Fol. 2. Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte ſtudirt, ward Cardinal und 1243 Papſt. Auch er war ein ſtolzer und rachſüchtiger Prieſter, der Kaiſer Friedrich II. und deſſen Söhne Conrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, ſeine Kriegsvölker von letzterm geſchlagen zu ſehn, 1254 ſtarb. Von ihm empfingen die Cardinäle den rothen Huth, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpſtlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlaſſen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescaldhi, geboren 1611 zu Como, zum Papſt erwählt 1676. Er war von ſtrengen Grundſätzen und ſuchte den Nepotismus und andre Misbräuche des Mönchsweſens abzuſchaffen. Dem Hauſe Oeſterreich ergeben, ſchoß er demſelben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier gegen das päpſtliche Anſehn gerichteten Sätze angenommen wurden. Er ſtarb 1689.

Innung, ſ. Gilde.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, zweite Gattin des Athamas, zog ſich den Zorn der Juno dadurch zu, daß ſie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, ſäugte. Da ſie nachher ihre Stiefkinder, Phrixus und Helle, ermorden laſſen wollte, dieſe aber, durch eine Erſcheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarnt, ſich durch die Flucht retteten, fand Juno um ſomehr Urſache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte Athamas, den Gemahl derſelben, raſend. Dieſer zerſchmetterte ſeinen älteſten mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felſen. Ino floh mit ihrem jüngſten Sohne Melicertes, und ſtürzte ſich mit ihm ins Meer. Des Knaben Leichnam ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Siſyphus begraben ließ, und ihm zu Ehren die berühmten iſthmiſchen Spiele (ſ. d. Art.) anſtellte, da, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter verſetzt wurden. Ino ward unter dem Namen Leucothea verehrt. Nach einer andern Erzählung ſoll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Peſt verurſacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzuſtellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der gewöhnlichen Kinder=Blatterkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität von Blattermaterie in die Haut eines Menſchen oder Thieres. Die Inoculation geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelſt eines kleinen Zugpfläſterchens, oder durch Abſchaben mit dem Meſſer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einſchnitt in die Haut mit der Lanzette, oder ſticht mit der Impfnadel in ſchiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränktem Faden, oder noch beſſer mit einer damit beſtrichenen Impfnadel, oder, noch friſch und flüſſig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpuſtel in die wunde Stelle aufgetragen. Der Unterſchied zwiſchen der Anſteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der erſtern. Der Grund davon iſt nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche

Blatterkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und erſt alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein anderer Grund davon liegt in dem Umſtande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, ſ. den Art. Blattern, ſo wie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken. Inoculation der Bäume, ſ. Oculiren und Pfropfen. H.

Inquiſition. Die nächſte Veranlaſſung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenſer, deren Verfolgung im 12ten und 13ten Jahrhunderte das ſüdliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. d. Art. Albigenſer) Papſt Innocenz III., welcher im Jahre 1199 den römiſchen Stuhl beſtieg, faßte den ſchlau erſonnenen, von ſeinen nächſten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch dieſe Anſtalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und ſich derſelben zur Erweiterung der päpſtlichen Gewalt zum Nachtheile der biſchöflichen zu bedienen. Dieſe Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquiſition, oder des heiligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, ſollten unmittelbar unter dem römiſchen Stuhle ſtehen, und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren aufſuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausſpruch unwiderruflich entſcheiden konnte. Das Verfahren derſelben war ganz abweichend von dem, welches die bürgerlichen Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquiſition nicht nur verſchwiegen, ſondern auch belohnt. Der Beſchuldigte mußte ſein eigener Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen und ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemern Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelmönche. Vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts geſtifteten, Orden der Franziskaner und Dominikaner, deren ſich die Päpſte bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landesbiſchöfe auszukundſchaften. Papſt Gregor IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf ſeiner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papſte abhängig waren, einen unbeſchränkteren Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur ſcheinbar zu machen, wurde die Inquiſition nach und nach in mehrern Landſchaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort minder beſchränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbſt jenſeits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſchon Eingang; aber ſtandhaft ward, beſonders in Caſtilien und Leon, dem Einbringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Biſchöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europa's dieſe Gerichte ſich nie recht feſtſetzen konnten, und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der ſtrengſten Aufſicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete ſich in Spanien am Ende des 15ten Jahrhunderts eine Anſtalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen ſie ſich jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterſchied, am merkwürdigſten geworden iſt. Jenes glückliche Herrſcherpaar, der ſchlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Iſabella von Caſtilien, hatte um

jene Zeit ſchon manche gelungene Verſuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeſchränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquiſition ſollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien: Chriſten, Juden und Mohamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberreſt ihrer Herrſchaft, das Königreich Granada, das jedoch von Ferdinands und Iſabella's Rüſtungen ſchon bedroht ward. In den vornehmſten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen, und bildeten eine ganz abgeſonderte Volksklaſſe. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, ſie waren die Pächter der Könige und der Großen, und erlitten keinen Druck: ein Kopfgeld von 30 Dineros abgerechnet, welches ſie ſeit dem Jahre 1302 an die Geiſtlichkeit bezahlen mußten. Der Reichthum, den ſie durch ihre Betriebſamkeit erworben hatten, erweckte ihnen großen Neid und Haß, welche von unverſtändigen Prieſtern genährt wurden. Die Predigten eines fanatiſchen Mönchs, Fernan Martinez Nunnez, der die Verfolgung der Juden als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlaſſung, daß ſich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel mehrerer Städte gegen dieſes unglückliche Volk, plündernd, raubend und mordend zuſammenrottete. Viele Juden ließen ſich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmlinge dieſer Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß des neuen Glaubens entriſſen hatte, waren ungefähr hundert Jahre ſpäter die erſten Gegenſtände des ketzerſpähenden Eifers. Im Jahre 1477, als mehrere unruhige Große im ſüdlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Iſabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieſer Geiſtliche, als Erzbiſchof von Sevilla, den erſten Verſuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Auf ſeinen Befehl wurden viele öffentliche und geheime Beſtrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgeſpäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdiſcher Abkunft in ihren Häuſern heimlich nach den Geſetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Cardinal beſtellte viele Geiſtliche, um dieſe Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich manche zurück zu führen; viele aber, die bei ihren Meinungen beharreten, wurden verurtheilt und beſtraft. Nach allen dieſen heimlichen Vorſpielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquiſition über das ganze Land auszudehnen, und Mendoza war es, der dieſen den Königen (ſo nannte man Ferdinand und Iſabella) vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anſtalt, welche zugleich dem Verfolgungsgeiſte des Zeitalters dienen und als Werkzeug der Staatsgewalt wirkſam benutzt werden konnte. Man wollte durch dieſe, ganz vom Hofe abhängige Anſtalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Mohamedaner (und manche chriſtliche Große gehörten zur Partei der Mohamedaner, der beſtändigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geiſtlichkeit beſchränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquiſition in Caſtilien feſt gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpſte mußte man Werth beizulegen ſcheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahre 1480 war das neue Gericht die wichtigſte Angelegenheit, die der Cardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Caſtilien, der Staatsrath, der Finanzrath

und der Rath von Aragon, von den Ständen beſtätigt waren, erklärte der Cardinal, es ſei ſchicklich und nöthig, auch ein beſtändiges Gericht zu beſtellen, das ſich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geiſtlichen Polizei beſchäftigte. Alles Widerſpruchs ungeachtet, ward beſchloſſen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquiſition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerkloſters zu Segovia und Beichtvater des Cardinals Mendoza, war ſchon im Jahre 1478 von Ferdinand und Iſabella zum erſten Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 Inquiſitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn ſtets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloſter zu Sevilla ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, ſo daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorſtadt Triana einräumen mußte. In dem erſten Auto da Fe (Glaubenshandlung) wurden ſieben abgefallene Chriſten verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben ſich, wie ſpaniſche Geſchichtſchreiber erzählen, ſelber bei der Inquiſition an, über 2000 wurden in den erſten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden. Als die neue Anſtalt durch die Einwilligung der Stände beſtätigt war, bemühte man ſich nachdrücklicher um des Papſtes Genehmigung. Seit der erſten Gründung der ſpaniſchen Inquiſition widerſetzte ſich der Papſt der Verwandlung eines geiſtlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Abſicht ausdrückten, ſolche Neuerung nicht zu dulden. Er hatte den Erzbiſchof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einſetzung des neuen Inquiſitors berechtiget, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzeriſcher Meinungen beſchuldigt ward, und den General-Inquiſitor mehrmal nach Rom gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, ſondern ſandte einen Freund, ſeine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwiſchen dem Papſte und dem ſpaniſchen Hofe ward bis zum Jahre 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquiſitor von Caſtilien und Leon beſtätigen mußte. Zugleich ward dieſem durch die päpſtliche Bulle geſtattet, Untergerichte in Glaubensſachen nach eigenem Gutdünken zu beſtellen, die vorher vom Papſte angeordneten Richter abzuſetzen und das alte Verfahren in Glaubensunterſuchungen nach der neuen Vorſchrift einzurichten. Eine ſpätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinands Erbe, dem caſtilianiſchen Groß-Inquiſitor und ſo ward die Inquiſition das erſte Gericht, deſſen Sprengel ſich über beide ſpaniſche Reiche, Caſtilien und Aragon, ausdehnte: denn auch die aragoniſchen Stände mußten auf der Verſammlung zu Tarragona 1484 ſchwören, die Inquiſition zu ſchützen. Aber die Einführung des neuen Gerichts erweckte Gährungen und Aufſtand in mehreren Gegenden. Empört durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch aufgereizt von den eiferſüchtigen Biſchöfen, verweigerten mehrere Städte den Inquiſitoren den Eintritt, und mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen. Der heftigſte Aufſtand war zu Zaragoza (Saragoſſa). Aber das freiſinnige Volk unterlag, und die Könige waren nun unbeſchränkte Richter in Glaubensſachen: die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquiſitor und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einfluſſe, wurden

die Beiſitzer, ſelbſt die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Caſtilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geiſtlichkeit, die ſonſt nur des römiſchen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn ſie auch der Inquiſition geſchenkt wurden, ſo ſtand es doch in ſeiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Iſabella brauchten zwar einen Theil dieſer Güter zur Stiftung von Klöſtern oder Spitälern; deſſen ungeachtet wurden der Kirche durch die Inquiſition viele Reichthümer entzogen, und daß dieſe Anſtalt auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erſchöpften königlichen Kaſſe neue Zuflüſſe zu verſchaffen, beweiſet eine Verordnung, die Torquemada im Jahre 1487 ausfertigte, denn ſchon damals war die Kaſſe der Inquiſition mit ſo vielen königlichen Anweiſungen belaſtet, daß die Beamten der Anſtalt nicht einmal ihre Beſoldungen daraus erhalten konnten. — Die erſte von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieſes Gericht zum Dienſte Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden ſollte, iſt vom Jahre 1484. Es finden ſich darin unter andern folgende Beſtimmungen, aus welchen erhellt, wie politiſch wirkſam dieſe Anſtalt ſein mußte. In jeder Gemeinde ſollte der Groß-Inquiſitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen ſich der Inquiſition angeben müßten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und ſollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelſteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um ſie fühlen zu laſſen, wie ſchwer ihr Verbrechen geweſen, mußten ſie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der beſtimmten Zeit ſie nicht abgab, hatte ſeine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abweſende und Verſtorbene, obgleich ſeit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruheſtätte herausgeriſſen und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada ſtarb im Jahre 1498, und ward im Dominikanerkloſter zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern geſtiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal ſeiner grauſamen Wirkſamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, ſein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht ſo ruhig vom Schauplatze. Er war beſorgt, ſagt man, daß Ferdinand und Iſabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurerkriege ſie geſtürzt, ſich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen laſſen, die Inquiſition einzuſchränken, und beunruhigt von dieſer Beſorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne eure Gedanken,“ ſprach er dreiſt zu den Königen. „Sehet hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottloſe Judas ſeinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn ihr die That lobet, ſo verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung: Ihr aber ſollt Rechenſchaft geben vor Gott.“ Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. — Anfangs war der Gerichtsſprengel der Inquiſition nicht ge-

nau beſtimmt; in der Inſtruction vom Jahre 1484 aber wurden, um feſtere Ordnung zu gründen, in verſchiedenen Landſchaften Spaniens Inquiſitionsgerichte geſtiftet, die dem General-Inquiſitor untergeordnet waren. In ſpätern Zeiten war das höchſte Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquiſitor hatte den Vorſitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorſchlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps III., Einer Dominikaner ſein. Ihm ſtanden zur Seite ein Fiscal, ein paar Secretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere ſogenannte Offiziale, die der Präſident mit des Königs Vorwiſſen ernannte. Täglich verſammelte ſich der Inquiſitionsrath, nur an Feſttagen nicht, im königlichen Palaſte; an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder des Raths von Caſtilien der Verſammlung bei. Einige Beiſitzer mußten über das Verhältniß theologiſcher Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entſcheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausſpruch der Inquiſitoren allein entſchied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenausſagen zu unterſuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derſelben anzuhalten, und wenn ſie zur Haft gebracht waren, ſie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Verſammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protocolls, den Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leiſeſten Bewegungen derſelben, wodurch ſich irgend das Innere verriethe, ſpähend zu merken. Die Officiale waren Perſonen, welche das Gericht ausſandte, Angeklagte zu verhaften. Ueber die eingezogenen Güter führte die Aufſicht ein ſogenannter Sequeſtrador, der dem Gerichte Bürgſchaft leiſten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöſet ward, und zahlte die Beſoldungen und Anweiſungen aus, die von der Kaſſe beſtritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtauſend Gehülfen der Inquiſition, Familiares genannt, welche als Aufſeher und Ausſpäher dienten. Solche Stellen wurden ſelbſt von Perſonen aus den vornehmſten Geſchlechtern geſucht, weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom Jahre 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquiſition Meldung zu thun, wenn ſie wiſſen, daß irgend Jemand, er ſei lebend oder verſtorben, gegenwärtig oder abweſend, ſich gegen die Glaubensgeſetze vergangen habe, daß Jemand das Geſetz Moſes beobachte, oder beobachtet, ja nur gelobt habe, daß irgend Jemand der Secte Luthers folge oder gefolgt ſei, daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Bund geſchloſſen, daß Dieſer oder Jener ketzeriſche Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in ſpaniſcher Sprache beſitze, daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünſtigt habe. Erſchien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung, ſo traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeſchnitten von der Welt. Die Gefängniſſe, heilige Häuſer (casas santas) genannt, beſtanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine

viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch, und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Oeffnung ein ſchwacher Lichtſtrahl; die untern waren kleiner und finſter. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern mit Eiſen überzogenen, befand ſich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Beſuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch verwilligt; er mußte in dem finſtern Gewölbe ruhig und ſchweigend ſitzen, und wenn ſeine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, ja ſelbſt in einem frommen Geſange laut ward, ermahnte ihn der immer wachſame Kerkermeiſter zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle geſperrt, wenn nicht etwa die Abſicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieſer Regel veranlaßte. In dem erſten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß ſeiner Schuld abgefodert. Geſtand er das Verbrechen, deſſen er beſchuldigt war, ſo hatte er ſich ſelber das Urtheil geſprochen, und ſeine Güter waren verloren. Leugnete er die Beſchuldigung gegen die Ausſagen der Zeugen, ſo ward er dennoch als Ueberwieſener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm geſtattete, durfte ſich nicht anders, als in Gegenwart der Inquiſitoren mit ihm beſprechen. Der Angeklagte ward weder ſeinem Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergeſtellt; beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntniſſe, oder zur Entdeckung von Umſtänden, welche durch die Zeugenausſagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte ſeinen Irrthum abſchwören, und das Verſprechen leiſten, ſich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit ſeinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war's, den Sanbenito, (das ſafranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Bruſt und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslarven bemalt,) zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der ſo glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erſchien er nicht binnen der beſtimmten Friſt, ſo ward er, wenn die Zeugenausſagen die Anklage bewieſen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildniſſe verbrannte. Wenn Verſtorbene, die ſchon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, ſo blieb zwar ihren Kindern der Beſitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unſchuldigen ehrlos, und unfähig zur Verwaltung der öffentlichen Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil geſprochen, ſo wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwiſchen dem Dreieinigkeitsfeſte und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem ſchrecklichen Schauſpiele. Die Vornehmſten ſelbſt drängten ſich, ihre Dienſte als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft ſah man Grandes als Familiares der Inquiſition. Barfuß, mit dem ſcheußlichen Sanbenito angethan, und einer

ſpitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erſchienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquiſition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter dieſen getragen ward, folgten die unglücklichen, zum Tode Verurtheilten. Die Bildniſſe der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in ſchwarzen mit Flammen und hölliſchen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erſchienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Prieſter und Mönche ſchloſſen. Durch die Hauptſtraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget ward. Die Beſchuldigten ſtanden, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöſchten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Bruſt, zum Zeichen, daß die Inquiſition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen ſogleich Feſſeln anlegen, und ſie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er ſterben wollte, den katholiſchen nannte, ward vorher erdroſſelt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, ſchauluſtig hinſtrömte. Selbſt Könige hielten es für eine verdienſtliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe dieſen Schauſpielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzuſehen. So verfuhr die Inquiſition in der Zeit ihrer furchtbarſten Wirkſamkeit. Die Spanier empfanden die Beſchränkungen, welche für ihre perſönliche Freiheit aus dieſer Anſtalt hervor gingen, ſchon in frühern Zeiten ſo tief, daß eines der Hauptgeſuche der Mißvergnügten unter Carls des Erſten Regierung war, der König möchte dafür ſorgen, daß die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den ſittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen ſich damals noch nicht ahnen. Das edle geiſtvolle Volk ward durch die finſtere Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrſcherwillkür, gebeugt, und die gehemmte Geiſtesthätigkeit wirkte ſeit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Urſachen zuſammen, den alten Kunſtfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichſten Kräfte des Staats zu erſticken, und die Fortſchritte zu höherer Menſchenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die urſprüngliche Verfaſſung der Inquiſition wurde zwar ſelbſt in neuern Zeiten, wo faſt in allen übrigen Ländern Europa's der Verfolgungsgeiſt gefeſſelt war, nur wenig geändert; deſſen ungeachtet nahm die Furchtbarkeit des finſtern Gerichts allmälig ab. Selten ſah man im verfloſſenen Jahrhunderte das ſchreckliche Schauſpiel eines Auto da Fe, und ſehr oft züchtigte die Inquiſition nur ſolche Menſchen, die überall ein Gegenſtand der ſtrafenden Polizei ſein würden. Während dieſes Zeitraums wurde die Macht des Gerichts ſehr beſchränkt. Schon im J. 1762 ward der Groß-Inquiſitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein franzöſiſches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloſter 13 Meilen von Madrid, verwieſen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquiſition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlaſſen ſollte, daß der Groß-Inquiſitor, wenn er Bullen ertheilte, durch welche Bücher verboten würden, ſich nach

den Landesgeſetzen richten, und das Verbot nur kraft der Gewalt, die ihm ſein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen ſollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erſt den Verfaſſer vorladen ſollten, um ſeine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einſichtsvollen Aranda ward im J. 1770 die Richtergewalt der Inquiſition blos auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beſchränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beſchuldigung völlig erwieſen wäre. Eine ſpätere Verfügung ſchützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckerei des heiligen Amts, als im J. 1784 beſtimmt ward, daß die Inquiſition, wenn ſie einem Grande, einem Miniſter, einem Offizier, kurz einem angeſehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Acten zur Durchſicht vorlegen ſollte. Ueberblickt man die merkwürdigſten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquiſitionsgerichts im 18ten Jahrhunderte, ſo findet man, daß dieſe Anſtalt, ungeachtet der beſchränkenden Aufſicht, welche eine verſtändigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünſtigenden Umſtänden empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im J. 1714 einige Mönche wegen verbrecheriſchen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Perſonen, die Liebestränke bereitet oder gewahrſagt hatten, zur Einſperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtſamer Aeußerungen Widerruf und Kirchenſtrafe auferlegt ward, ſo konnte Niemand Grund zu Beſorgniß haben; aber lebhafter mußte dieſe erwachen, und der Abſcheu gegen die verderbliche Anſtalt lauter ſich regen, als im J. 1763 in einem Auto da Fe zu Clerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn ſelbſt noch im J. 1777, als kaum die Geiſtesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben ſchien, die Inquiſition gegen einen Mann, dem man nichts, als Unvorſichtigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides, mit allen ihren Schreckniſſen ſich bewaffnete, oder wenn noch im J. 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwieſen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Ja es blieb, bei aller Beſchränkung ſeiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu deſſen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einſicht und gemäßigter Geſinnung gewählt wurden; es blieb doch der verderbliche Geiſt der Anſtalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und ſo war die Inquiſition bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch die Verordnung des franzöſiſchen Kaiſers vom 4ten Dezember 1808 aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geiſtesbildung. Bis in die neueſten Zeiten machte die Inquiſition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebſt den Ausgeburten des unſinnigſten Aberglaubens, oder ſchmutziger Schamloſigkeit, gegen welche ſie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unſchuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einſichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finſtern Politik zu zerſtören, waren ohne Zuſammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günſtling, die Geiſtlichkeit und die Inquiſition ihren gemeinſamen Vortheil zu ſichern wußten. Selbſt der, im J. 1806 entſchiedene Prozeß gegen zwei

gebildete wackere Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cueſta (ſ. den Aufſatz vom Prof. Haſſe in der Zeitſchrift Pallas, 7. St., Jahrg. 1809), welchen die Rachſucht ihres unwürdigen, von dem Fürſten de la Paz beſchützten, Biſchofs Verderben geſchworen hatte, dieſes letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkeſucht, wenn ſie mit der geheimen Wirkſamkeit der Inquiſition ſich verbündete, auch in den neueſten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben konnte, und die Entſcheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unſchuldig, und das Verfahren der Inquiſition für geſetzwidrig erklärte, war ziemlich ſchonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja beſtätigte ſogar die herrſchende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquiſition gefallen waren, mit dem Verluſte bürgerlicher Achtung beſtrafte. — Ferdinand VII., hatte die, während des franzöſiſchen Zwiſchenreichs aufgehobne Inquiſition wieder hergeſtellt; allein nach der Annahme der Conſtitution der Cortes ward ſie im J. 1820 gänzlich abgeſchafft. — In Portugal ward die Inquiſition im J. 1557 nach langem Widerſpruche eingeführt. Das oberſte Glaubensgericht hatte ſeinen Sitz zu Liſſabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demſelben unterworfen. Der Groß-Inquiſitor ward vom Könige ernannt und vom Papſte beſtätigt. Johann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der ſpaniſchen Herrſchaft auch die Inquiſition unterdrücken. Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Güter der Verurtheilten an ſich zu reißen. Nach ſeinem Tode ward er dafür von der Inquiſition in den Bann gethan, und ſeine Gemahlin mußte geſtatten, daß man dem Leichname die Losſprechung gab. So wie die Spanier die Inquiſition mit nach Amerika nahmen, ſo brachten die Portugieſen ſie nach Indien, wo ſie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich dieſe Anſtalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlaſſung ſein mochte. Im 18ten Jahrhunderte ward die Gewalt der Inquiſition in Portugal durch die Verordnung beſchränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beſchuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben ſollte, einen Sachwalter zu wählen, und ſich mit demſelben zu beſprechen, und daß kein Urtheilsſpruch der Inquiſition ohne Beſtätigung des königlichen Raths vollzogen werden ſollte. Der jetzige König von Portugal hat die Inquiſition nicht nur in dieſem Reiche ſondern auch in Braſilien und Oſtindien abgeſchafft, und alle Acten derſelben in Goa verbrennen laſſen. Die von Pius VII. wiederhergeſtellte Inquiſition zu Rom iſt ein Zuchtgericht über die Geiſtlichen, doch den Akatholiken nicht gefährlich. R.

Inſecten (Ziefer) machen die fünfte Claſſe des Thierreichs aus, und haben ihren lateiniſchen Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichſam eingekerbt oder eingeſchnitten (daher auch Kerbthiere, Einſchnittler) und in drei Haupttheile, Kopf, Bruſtſtück und Hinterleib abgetheilt iſt. Bei vielen Inſecten, zumal bei den Weſpen, gehen dieſe Einſchnitte ſo tief, daß beſonders der Hinterleib gleichſam nur durch einen Faden mit dem Bruſtſtücke verbunden iſt. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Inſecten, ſieht man dieſe Einſchnitte nicht ſo deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Die Zahl der Inſecten iſt vielleicht noch größer, als die der Pflanzen. Unterſcheidungsmerkmale, die allen Inſecten ohne Ausnahme zukommen, ſind

der weißlichte, kalte Saft in ihrem Körper, der, wie es ſcheint, die Stelle des Bluts vertritt; die zwei Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Inſect weniger als ſechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern ſogar den Geſchlechts-Unterſchied zeigen, ſcheinen bloß Werkzeuge des Gefühls zu ſein, obgleich ſie von einigen Naturforſchern für die Organe des Geſchmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden ſind. Die Augen der Inſecten ſind in Rückſicht ihres Baues doppelter Art. Die eine ſtellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den mehrſten oft aus einigen tauſend Lagen zuſammengeſetzt ſind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, ſind einfach, klein, und in Rückſicht ihres Standortes und ihrer Lage verſchieden. Die erſten ſcheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu ſein. Bei den meiſten Inſecten (den Krebſen ausgenommen) ſtehen die Augen unbeweglich feſt; dagegen iſt der Kopf deſto beweglicher. Der Mund iſt bei ihnen verſchiedenartiger, als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen ſind es zangenförmige Kinnladen, die ſich ſeitwärts bewegen; andere haben einen zugeſpitzten hornartigen Rüſſel; mehrere, z. B. die Schmetterlinge, eine Art von ſehr langer Zunge, die ſie wie eine Spiralfeder zuſammenrollen und ausſtrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern Inſecten beſteht der Mund aus einem fleiſchichten Schlürfrüſſel, welcher am Ende zwei Lippen hat, und ſich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher an keinem Inſecte entdecken können, und manche Naturforſcher haben daher dieſen Thieren beide Sinne gänzlich abſprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen und andere Inſecten ſtark ausdünſtende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr iſt, daß der Laut, den einige Inſecten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören laſſen, dazu dient, den Gatten anzulocken: ſo werden wir berechtigt, denſelben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der Inſecten beſteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer beſondern Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, überzogen, und mit den prächtigſten Farben geziert ſind. — Dieſe Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern feſten Theilen im Innern des Körpers durchaus nöthig. Das Herz der Inſecten beſteht in einem längs des Körpers liegenden Canale, der mit Knoten und Klappen verſehen iſt, aus welchem aber keine Adern entſpringen; weßhalb die Ernährung dieſer Thiere auf eine ganz eigene Art geſchehen muß. Lungen findet man in keinem Inſecte, ſtatt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weiſe gebaut ſind. Ein wirkliches Athmen nimmt man an den Heuſchrecken und einigen andern Inſecten wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über 4000. Hieraus läßt ſich die im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper ſo beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Inſecten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden ſich im Meere und in der Erde weniger Inſecten, als auf der Oberfläche derſelben; doch leben ſie überall, und alle vegetabiliſche oder thieriſche Theile dienen ihnen zur Nahrung. Die meiſten Inſecten ſind im Larvenzuſtande große

Freſſer. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wol ſechs bis acht mal ſo viel, als ſie wiegt; der aus ihr ſich bildende Schmetterling genießt dagegen ſehr wenig; ja, die Hälfte, deren Leben ſo flüchtig iſt, ſcheinen gar nichts zu genießen. Man zweifelt, daß die Entſtehung auch nur eines einzigen Inſects durch Fäulniß oder Gährung geſchehe. Merkwürdig iſt es, daß bei vielen Inſecten, zumal männlichen Geſchlechts, der Tod auf das Geſchäft der Zeugung unmittelbar folgt, und daß durch Verzögerung deſſelben ihr Leben verlängert wird. Es gibt auch Geſchlechtsloſe unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, bringen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachſen die Eier noch, nachdem ſie ſchon gelegt ſind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wachſen. Nur die ungeflügelten Inſecten, und auch dieſe nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie ihre vollkommene Geſtalt, und wachſen noch als vollkommene Inſecten; alle übrigen aber ſind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe ſie vollkommene Inſecten werden. Wenn ſie aus dem Eie gekommen ſind, werden ſie **Larven** genannt: als ſolche haben ſie keinen Geſchlechtsunterſchied, und pflanzen ſich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Inſect zur **Puppe** oder **Nymphe**, von denen einige freſſen und ſich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entſteht nun endlich das vollkommene Inſect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebſe, einige Jahre; die meiſten aber kaum ein Jahr. Linné hat dieſe ganze Klaſſe in 7 Ordnungen eingetheilt. I. Inſecten mit zwei häutigen, zuſammengefalteten Flügeln, über welchen zwei hornartige Decken liegen. **Käfer.** Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zuſammengelegten, gerade ausgeſtreckten, meiſt zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. **Halbflügler.** Hemiptera. III. Mit vier beſtäubten, oder eigentlich geſchuppten Flügeln. **Schuppenflügler, Schmetterlinge.** Lepidoptera. IV. Mit vier durchſichtigen netzförmigen Flügeln. **Nervenflügler.** Neuroptera. V. Mit vier durchſichtigen geäderten Flügeln. **Hauptflügler.** Hymenoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. **Zweiflügler.** Diptera. VII. **Ungeflügelte.** Aptera. Die Inſectenkunde wird **Inſectologie**, oder **Entomologie** genannt.

Inſel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Waſſer umgebenes Land; **Halbinſel**, ein Land, welches nur theilweiſe von Waſſer umfloſſen iſt. **Inſeln im Winde** heißen bei den Spaniern alle die kleinen Antillen in Weſtindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen dieſen Namen, weil ſie dem hier herrſchenden Oſtwinde unmittelbar und zunächſt ausgeſetzt ſind. **Inſeln unter dem Winde** ſind diejenigen mittelamerikaniſchen Inſeln, welche über der Nordküſte Südamerika's und auf der Südſeite des mexicaniſchen Meerbuſens, längs der Terra firma liegen. Zu den Inſeln unter dem Winde werden insbeſondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und Franzoſen zählen ſchon die Inſeln von Martinique weiter nordweſtlich bis Portorico zu den Inſeln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil ſie dem Oſtwinde gar nicht ausgeſetzt ſind.

Inſeln der Seligen (insulae beatorum, νησοι μακαρον), oder das Elyſium Homers, waren in den Mythen der früheſten griechiſchen Religion die glücklichen Inſeln, welche man ſich weſtwärts im

Ocean an der Lichtſeite dachte, und wo die Günſtlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Heſiodus waren ſie beſonders der Aufenthaltsort des vierten Geſchlechts der Heroen. In den früheſten Mythologien werden überhaupt die Inſeln der Seligen, die ſogenannten eliſäiſchen Gefilde und die Unterwelt ſehr häufig mit einander verwechſelt.

Inſolvenz, ſ. Falliment.

Inſpiration, Eingebung, nennt die chriſtliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geiſtes auf die Seelen der bibliſchen Schriftſteller und Apoſtel Jeſu, der ſie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch ſie den Menſchen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmliſchen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der ſinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und ſeinem Verhältniſſe zur Welt nur der, den Gott ſelbſt darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung.) Wie die Poeſie der Reflexion, mußte der Begriff der Inſpiration dem Begriffe der philoſophiſchen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeiſtert, ſeiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erſchienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöſer Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; ſie wußten und ſagten, was ſonſt in keines Menſchen Sinn kam, Gott mußte es ihnen alſo eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums dieſe Eingebung bezeichnen, iſt der Anhauch (der Geiſt) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inſpiration. Nur dieſem Geiſte konnte auch die Ausrüſtung der erſten Lehrer des Chriſtenthums, deſſen Verkündigung an inſpirationsgläubige Völker erging, beigemeſſen werden; und dieſe Lehrer nannten die Schriftſteller des alten Teſtaments und ſich ſelbſt Inſpirirte, heilige Menſchen Gottes, die, getrieben und unterſtützt von dem heil. Geiſte, den Jeſus ihnen zum Beiſtande verheißen, ſprächen und ſchrieben. Die Entſtehung der bibliſchen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und ſie wegen dieſes Urſprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundſatz des chriſtlichen Glaubens. Die proteſtantiſchen Kirchen haben ihn als die Bürgſchaft der Göttlichkeit des Chriſtenthums beibehalten, aber die ſeit dem 4ten Jahrhundert ausgebildete und in der katholiſchen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inſpiration, die den Kirchenverſammlungen und Päpſten zu Theil werde, und ihren Entſcheidungen das Anſehn göttlicher Ausſprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe, nicht angenommen. Da der Proteſtantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer Ausſprüche Alles unterwirft, ſo mußte ſeit der Reformation der Begriff der Inſpiration natürlich ein Gegenſtand genauerer Unterſuchungen werden. Der Dogmatismus der älteren proteſtantiſchen Theologen hat ihn näher zu beſtimmen, und die philoſophiſche Critik der neuern mannichfaltig zu modificiren geſucht. Jene dachten ſich die Verfaſſer der Bibel im ſtrengſten Sinne als Inſtrumente des heiligen Geiſtes, denen er nicht nur den Inhalt, ſondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Dieſe fanden, daß die heiligen Schriftſteller, als Augen- und Ohrenzeugen, und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Ueberlieferung Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern leſen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beiſtand, den ihnen der heilige Geiſt bei Abfaſſung

derſelben leiſtete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederſchreiben des ihnen ſchon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eigenen Geiſteskräfte beſtanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß ſchon jede Einwirkung der Gottheit auf die geiſtige Natur des Menſchen, durch die ein Fortſchritt in der Erkenntniß möglich würde, Inſpiration zu nennen, jeder große ſich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zuſtand der Begeiſterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in dieſem Zuſtande ſpricht und ſchreibt, Gottes Wort zu nennen wäre; ſo ſchien, um die claſſiſchen Profanſchriftſteller, die in dieſem Sinne allerdings auch Inſpirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftſtellern gleichſetzen zu müſſen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geiſtes, mit göttlicher Autorität ausgerüſtet, von den Werken des menſchlichen Geiſtes gehörig zu unterſcheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortſchritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren, engeren Begriffe der Inſpiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugeſtehen müſſen, daß die bibliſchen Bücher, was Einkleidung und Darſtellung betrifft, der Individualität ihrer Verfaſſer angehören, und in Rückſicht des hiſtoriſchen Inhalts, ſo weit ihn die poſitive Religionslehre nicht in Anſpruch nimmt, wie andere Geſchichtsbücher der hiſtoriſchen Critik unterliegen, ſo bleiben wir doch mit den gründlichſten Dogmatikern unſerer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menſchlichen Geiſteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und Weiſe der Mittheilung deſſelben an die heiligen Schriftſteller mehr beſtimmen zu wollen, als dieſe ſelbſt thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heiligen Schrift, die wir bei dieſem Glauben für uns haben, fehlt aber jenen allzunüchternen Critikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geiſtes auf menſchliche Seelen für unmöglich halten, eben ſowol, als auch den Schwächern, die ſich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebildete Inſpirirte gab es zu allen Zeiten unter den Chriſten, beſonders unter den Secten, die ſich zum Myſticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg ſind unter den Inſpirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camiſarden und die Janſeniſtiſchen Convulſionairs in Frankreich gaben vor, himmliſche Eingebungen empfangen zu haben; auch die Quäker, Methodiſten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeiſterten Reden, die ſich im Moment der Extaſe in ihren Verſammlungen hören laſſen, der göttlichen Inſpiration zu verdanken. Ueberreſte von den Camiſarden, jenen urſprünglich reformirten Schwärmern im ſüdlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da ſie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutſchland auf, wo ſie ſich unter dem Namen der Neu-Inſpirirten oder neuen Propheten bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptſitz endlich in Berleburg aufſchlugen. Hier gaben ſie ſeit 1739 unter ihrem Oberhaupte, dem Hoffattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Noch, ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieſes Mannes auch ihre Zerſtreuung nach ſich zog. Eigen war ihnen beſonders die Meinung, daß nun auf die Re-

ligionsverfaſſungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Chriſtenthum) auch eine Religionsverfaſſung des heiligen Geiſtes folgen, und in ihr die Gabe der Weiſſagung allgemein verbreitet ſein werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heiligen Geiſtes in der chriſtlichen Kirche die Rede ſein könne, haben wir in dem Art. heiliger Geiſt näher erklärt. E.

Innsbruck (Insbrugg), Hauptſtadt von Tyrol, am Inn, über welchen hier eine ſchöne Brücke führt. Die Stadt iſt klein, hat aber anſehnliche Vorſtädte, ſchöne Kirchen, 574 Häuſer und 10,000 Einwohner. Sie iſt der Sitz des Landes-Hauptmanns und des (öſterreichiſchen) Landesguberniums über Tyrol, und der Verſammlungsort der 1816 erneuerten Landſchaft. Kaiſer Leopold I. errichtete hier 1672 eine Univerſität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergeſtellt, im J. 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit demſelben iſt ein General-Seminarium für Tyrol verbunden; auch befindet ſich hier ein Damenſtift. Die Handſchuh-, Seidenzeug-, Bänder- und Cattun-Fabriken, ſo wie die Glasarbeiten, ſind nicht unbedeutend. Berühmt ſind die Kunſtdenkmäler in der ſilbernen Capelle der Hofkirche, die Sammlungen in der Hofburg, im Schloſſe Ambras (jetzt in Wien) ꝛc. (Vgl. Welſer.)

Inſtanz heißt ſo viel als Beiſpiel und bedeutet einen wirklichen, oder nur erdachten Fall oder Umſtand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. Inſtanz in juriſtiſcher Hinſicht bedeutet Gerichtsſtand. Nach den meiſten Gerichtsverfaſſungen iſt nämlich der competente Gerichtsſtand eines Unterthanen, d. i. das Gericht, unter welchem er entweder in Hinſicht ſeiner Perſon, oder in Hinſicht der in Streit befangenen Sache ſteht, mehrfach: ein unterer und ein oberer, dergeſtalt, daß die Erkenntniſſe und Urthel des erſtern den Verbeſſerungen und Abänderungen des letztern unterworfen ſind, ſobald eine von beiden Parteien, durch die erſte Entſcheidung ſich in ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entſcheidung des höhern Richters provocirt. Für die meiſten Perſonen und Sachen gibt es drei, auch wol vier ſolcher einander ſtufenweiſe vorgeſetzter Gerichtsſtände, z. B. in den königl. ſächſiſchen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in deſſen Bezirk erſtere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsſtand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgerichte. Jeder einzelne Gerichtsſtand wird in dieſer ſubſecutiven Verbindung Inſtanz genannt, woher ſich denn eine erſte, zweite, dritte und vierte Inſtanz ergibt. Manche Perſonen und Sachen haben aber weniger Inſtanzen, indem ſie, aus einem ihnen beſonders ertheilten Vorrechte, diejenige Inſtanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen ſind, unmittelbar als die erſte anerkennen. Ein Jeder hat das Recht zu fodern, daß er zunächſt vor ſeiner erſten und unterſten Inſtanz belangt werde, und daß, wenn deren Entſcheidung einer oder der andern Partei nicht hinlänglich in den Rechten begründet ſcheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der untern Inſtanz an die zunächſt höhere gebracht werde. Jedoch haben manche Perſonen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor ſeiner höchſten Inſtanz zu belangen; z. B. personae miserabiles, beſonders bedrängte und hülfsbedürftige Perſonen, um ihnen den proceſſualiſchen Aufwand der Koſten und Zeit möglichſt zu erſparen. Dm.

Inſtinct, ein natürlicher, Thieren und Menſchen angeborner Trieb, welcher ſie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewiſſen Handlungen antreibt. Der Inſtinct iſt angeboren, denn er wird nicht erſt durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen, ſondern äußert ſich ſogleich mit dem Daſeyn eines Thieres und des Menſchen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente dem Waſſer zu, das junge Huhn fürchtet ſich vor demſelben; beide thun es aus einem angebornen Triebe. Das neugeborne Kind ſucht ohne Anweiſung die Bruſt der Mutter, und weiß ſeine Nahrung aus derſelben ohne Belehrung zu ziehen. Der Inſtinct iſt natürlicher Trieb; er hängt nämlich nicht von Verſtand und Vernunft, oder von Begriffen und Ideen ab, ſondern von der, jedem Thiergeſchlechte eigenthümlichen Organiſation und Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entſpringt, welches das Geſchöpf antreibt, gewiſſe Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und dieſem gemäß zu handeln. Dieſes dunkle Gefühl deſſen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geſchlechts nothwendig iſt, entſteht wahrſcheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümlichen Miſchung der organiſchen Stoffe und der Organiſation auf die Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt Inſtincte, welche allen thieriſchen Geſchöpfen gemein ſind, (z. B. der Selbſterhaltung, der Nahrung, des Geſchlechtstriebes,) andere, welche nur beſondern Thierarten eigen ſind, (z. B. den Waſſervögeln der Trieb und die Geſchicklichkeit im Waſſer zu ſchwimmen, bei vielen Thieren der beſondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders zu bauen;) andere Triebe ſcheinen zu gewiſſen Zeiten zu ſchlafen, zu andern Zeiten wieder zu erwachen (z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu Verſammlungen und Wanderungen, der Trieb zur Brutzeit Neſter von beſonderer Bauart zu bauen). Der Inſtinct vertritt bei den Thieren die Stelle der Vernunft. Zu welchen künſtlichen Verrichtungen ſie dadurch angetrieben werden, ſehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. (S. den Art. **Kunſttrieb**.) Bei den Menſchen iſt der Inſtinct durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geſchwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überſtrahlt wird. — Es entſtehen aber auch **ungewöhnliche** Inſtincte, z. B. in Krankheiten, wo die Miſchung der organiſchen Beſtandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menſchen ein Inſtinct deutlicher, als im geſunden Zuſtande hervortreten. Es iſt dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfniſſe des Körpers erlangte. So zeigt ſich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüſſigkeiten, zumal nach ſäuerlichen, bei großer Schwäche, Durſt nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen beſondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt ſich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich iſt dieß ein Inſtinct, welcher ein inneres, der Krankheit angemeſſenes Bedürfniß verkündigt, deſſen Befriedigung öfters nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar heilſam iſt.

Inſtitut kann man jede zu einem beſtimmten Zwecke errichtete Anſtalt (z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenverſorgung u. ſ. w.) nennen. Seit kurzem aber hat man bei dieſem Worte zunächſt an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanſtalt gedacht, und wo ſich dieſe auf die Bildung für einen gewiſſen Stand, eine gewiſſe Menſchenklaſſe (Blindeninſtitut, Taubſtummeninſtitut) oder

eine gewiſſe Kunſt beſchränkt, dieſen Zweck beigefügt, z. B. Militär-, Handlungs-, Hebammen-, Forſt-, Singinſtitute; unter dem Ausdruck **Inſtitut** ohne Beiſatz aber gewöhnlich Erziehungsanſtalten, in denen **Kinder** für eine gewiſſe Vergütung verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (**Penſionen**), verſtanden. Sie ſollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Erziehung vereinigen, und je mehr ſie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältniſſe der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, deſto mehr erfüllen ſie ihre Beſtimmung. Das Alterthum ſcheint ſolche Anſtalten nicht gekannt zu haben; denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit, und ſollte die Familie über dem Staate vergeſſen machen. An den im Mittelalter entſtandenen Kloſter- und Stiftsſchulen aber, die, um künftige Kleriker und Staatsmänner zu bilden, und die beſſern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziehen, für gewiſſe Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieſer den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einſeitig. Als die erſte freiere Erziehungsanſtalt verdient die von dem utrechter Canonicus **Geirt Grote** (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer geſtiftete pädagogiſche Brüderſchaft der **Hieronymianer** genannt zu werden, in welcher er Erwachſene und Kinder beider Geſchlechter und aller Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfaſſung glich den Chorhäuſern der Herrnhuter, und nach ihrem Muſter bildeten ſich damals die weiblichen Erziehungsanſtalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klöſterliche Erziehungsanſtalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu **Gemmingen** im Kraichgau für Söhne des Adels ſtiftete, eine Vorläuferin unſerer **Ritterakademien**. Aber als eine Rückkehr zur möndhiſchen Erziehungsweiſe ſind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entſtandenen **Jeſuitencollegien** zu betrachten, die durch ihre wiſſenſchaftliche Tendenz und kluge Disciplin zwar allgemeinen Beifall fanden, und ſich in den katholiſchen Ländern der Erziehung der Knaben faſt allein zu bemächtigen, aber eben dieſe Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu ſehr für ihren hierarchiſch-politiſchen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Kloſterpenſionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in proteſtantiſchen Ländern mußten ſich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hauſe erziehen laſſen wollten, an die wenigen Fürſten- und ſäculariſirten Kloſterſchulen halten. Da aber ſowol dieſe als jene von ihrer altfränkiſchen Form und düſtern Mönchsdisciplin noch immer nicht laſſen mochten, und zu weit hinter den Foderungen des ſich regenden Zeitgeiſtes zurückblieben, ſo wagten es endlich die Pädagogen des 18ten Jahrhunderts, die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die **Frankiſchen Stiftungen** zu Halle und die Kinderanſtalten der **Brüdergemeinde**, die immer noch zu früh eine aſcetiſche Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Uebergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philantropen. **Baſedow** und ſeine Freunde glaubten Locke's und Rouſſeau's Ideen einer naturgemäßen, liberalen Erziehung zum Weltbürgerſinne nicht leichter realiſiren, und die Regeneration der entarteten Menſchheit, nach welcher tauſend Stimmen verlangten, nicht beſſer bewerkſtelligen zu können, als wenn

ſie Erziehungsinſtitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogiſchen Theorien und Weltverbeſſerungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Deſſau eröffnete Philanthropin wurde mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der ſeine elektriſchen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anſtalten dieſer Art ihr Daſein gab. Die Erziehungsinſtitute des edlen von Salis zu Marſchlins, Bahrdts zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillichs Penſionen zu Deſſau, fanden ein empfängliches Publikum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als Alles lernen und ein vollkommener Menſch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in ſolchen Anſtalten, wo die Jugend von den ſachverſtändigſten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Faden der ſchönſten Theorie, herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, beſſer als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müſſe, hielten Viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieſer Inſtitute in Rückſicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch ſie den Muth und Frohſinn der Jugend belebten, ſo wie in Rückſicht ihrer gymnaſtiſchen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die ſie auf Geſundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt; ſo konnten ihre Lectionspläne, in denen nicht leicht eine Wiſſenſchaft vermißt ward, ihre Alles erleichternden und verſüßenden Lehrmethoden, ihre Kinderfeſte, Meritentafeln, goldenen und ſchwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienſtorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwiſſer und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernſt ihrer Disciplin verdächtig machte. Mehrere jener Inſtitute gingen daher eben ſo ſchnell, als ſie begonnen hatten, wieder unter; mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmannſche beſteht durch ſeine gute ökonomiſche Verwaltung, und durch den Ruhm, ſeine ſchönen Verſprechungen wenigſtens in Rückſicht der körperlichen und moraliſchen, wenn auch minder im Betreff der intellectuellen Bildung ſeiner Zöglinge, ſeit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis dieſen Tag. An Inſtituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieſer Periode nicht gefehlt. Das Chriſtianiſche bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma), das kürzlich eingegangene Hundeikerſche zu Wechelde bei Braunſchweig, und neuerdings das von Carl Lang in Tharand bei Dresden gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruh verſetzte Erziehungsinſtitut wurden vor andern berühmt, und faſt in jeder größern Stadt fanden ſich Unternehmer, die Penſionen mit Sammelſchulen zu verbinden, und aus den wohlfeilſten Candidaten und Studenten das nöthige Lehrerperſonale herzuſtellen wußten. Denn nur zu oft lag eine ſchlecht verhüllte Finanzſpeculation ſolchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, blos um heirathen zu können, als Inſtitutsdirector auf. Beſonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Franzöſiſch verſtand und Gouvernante geweſen war, oft in ſolche Hände, und das Erziehungsinſtitut der edlen Carolina Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufſicht des Staats ſtehenden Fräuleinſtifte, nur unter die ehren-

vollen Ausnahmen von den Mädchenpenſionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Ueberhaupt bedarf dieſe noch mehr, als die männliche, der Familien-Erziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninſtitute, in denen man Alles, was in feinen Zirkeln gefällt und geltend macht, lernen kann, der modiſchen Eitelkeit ſcheinen mögen, ſo iſt dennoch der Sinn für die kleinen Sorgen und unſchuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Inſtitute ſollten daher nur als Rettungsanſtalten für ſolche Töchter beſtehen, für die es ſonſt kein Haus und keine Mutter mehr gibt. Aber leider wird die Inſtitutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter ſolcher Eltern bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht ſelbſt zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranſtalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern ſcheuen, theils im Bewußtſein ihrer eigenen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältniſſe, es für dienlicher achten, ihre Kinder außer dem Hauſe zu erziehen, und wohlhabend genug ſind, die meiſt beträchtlichen Koſten der Penſion zu beſtreiten. Zu wünſchen wäre aber, daß die Erziehungsinſtitute allenthalben unter Aufſicht höherer Schulbehörden geſetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die wirkliche Ausführung der gewöhnlich ſehr viel verſprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es ſich jedoch mit Peſtalozzi's Unternehmen, deſſen Inſtitut zu Yverdün, als eine Experimentalanſtalt zur Ausbildung und Bewährung ſeiner neuen Methode, und als eine vortreffliche Uebungsſchule für Lehrer, ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden iſt. Neben ihm verdienen Fellenbergs Inſtitut zu Hofwyl, die von Peſtalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutſchlands errichteten Filialinſtitute, und das unter königlicher Autorität beſtehende Normalinſtitut zu Karlene in Preußiſch-Litthauen, als wetteifernde Muſteranſtalten genannt zu werden. Und wenn auch ein Zögling und Lehrer des Inſtituts zu Yverdün, der als Verfaſſer einiger gelungener Lehrbücher bekannte Joſeph Schmid, die Erziehungsinſtitute überhaupt für eine Schande der Menſchheit erklärte; ſo gibt es doch noch zu viele Rückſichten und Umſtände, die ſein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieſer, wenn ſie mit Geiſt und Erfahrung begonnen, mit Beſonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vaterſinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anſtalten ſtimmen möchten. Denn für die Reſultate der Erziehung ſind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Weſentliche, ſondern der Sinn und die Tüchtigkeit der Perſonen, die dieß Alles handhaben. Vgl. d. A. Peſtalozzi und Fellenberg. E.

Inſtitut (National-). Unter dieſem Namen war die große gelehrte Anſtalt, welche nach den erſten Revolutions-Stürmen, in denen alle wiſſenſchaftlichen und Kunſt-Akademien des königlichen Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde, und alle früheren einzelnen Akademien durch ein großes Ganze erſetzen ſollte, am berühmteſten. Es entſtand daſſelbe durch ein Dekret vom 3ten Brümaire des Jahres 4, aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions. Gleich anfangs ward als ſeine Beſtimmung angegeben, Künſte und Wiſſenſchaften durch ununterbrochene Nachforſchungen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen, ſo wie durch Correſpondenz mit

den vornehmſten Gelehrten aller Länder zu vervollkommnen, und hauptſächlich ſolche Wiſſenſchaften und literariſche Beſchäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzwecken. Seine Organiſation ward gleich anfangs ſo beſtimmt, wie ſie nachmals in der Hauptſache geblieben iſt. Das Inſtitut ſollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Aſſociés in den verſchiedenen Theilen der Republik beſtehen, auch ſollte außerdem jede Claſſe ſich acht auswärtige Gelehrte zugeſellen können. Anfänglich ward das Inſtitut in drei Claſſen, jede mit mehreren Sectionen getheilt, von denen die erſte die phyſikaliſchen und mathematiſchen, die zweite die moraliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, die dritte endlich die Literatur und die ſchönen Künſte in ganzer Ausdehnung begreifen ſollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Aſſociés auf 144 beſtimmt. Seine endliche Organiſation erhielt jedoch das Nationalinſtitut durch ein Arrêté vom 3ten Pluvioſe des Jahres 11 (23. Januar 1803). Hierdurch ward daſſelbe in vier Claſſen getheilt: 1) die Claſſe der phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; 2) die Claſſe der franzöſiſchen Sprache und Literatur; 3) die Claſſe der Geſchichte und alten Literatur, und 4) die Claſſe der ſchönen Künſte. Die erſtere ward wiederum in mehrere Sectionen getheilt; nämlich die mathematiſchen Wiſſenſchaften in die Sectionen der Geometrie, der Mechanik und der Aſtronomie, wozu noch eine Section der Geographie und Schifffahrtskunde kam; die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in die Sectionen der Chemie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthſchaft und Thierarzeneikunſt, der Anatomie und Zoologie, ſo wie der Medicin und Chirurgie. Die zweite und dritte Claſſe erhielten keine Sectionen, wohl aber die vierte, die in die Sectionen der Malerei, der Bildhauerkunſt, der Architectur, der Kupferſtecherkunſt und der Muſik zerfiel. Die erſte Claſſe, aus 64 Mitgliedern beſtehend, hatte zwei beſtändige Secretäre, den einen für die mathematiſchen, den zweiten für die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, die ſie mit Beſtätigung der Regierung aus ihrer Mitte ernannte, und die zwar Mitglieder der Claſſe waren, aber zu keiner Section gezählt wurden; ſechs ihrer Mitglieder kannte ſie unter den übrigen Claſſen des Inſtituts, nebſt acht auswärtigen Aſſociés und hundert einheimiſchen und fremden Correſpondenten ernennen. Die zweite Claſſe beſtand aus 40 Mitgliedern, und war hauptſächlich mit der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der franzöſiſchen Sprache beauftragt. Sie unterſuchte in Rückſicht der Sprache, die wichtigſten Werke der Literatur, der Geſchichte und der Wiſſenſchaften, und mußte wenigſtens einmal im Jahre eine Sammlung ihrer kritiſchen Bemerkungen bekannt machen; auch ſie ernannte mit Beſtätigung der Regierung eins ihrer Mitglieder zum beſtändigen Secretär, und konnte zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Claſſen des Inſtituts ernennen. Die dritte Claſſe beſtand gleichfalls aus 40 Mitgliedern und aus acht fremden Aſſociés; ſie beſchäftigte ſich mit den gelehrten Sprachen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geſchichte und allen moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften in ihrem Verhältniſſe zur Geſchichte. Hauptſächlich ſollte ſie ſich bemühen, die franzöſiſche Literatur mit den Werken der griechiſchen, lateiniſchen und orientaliſchen Claſſiker, die noch nicht überſetzt ſind, zu bereichern, und ſich mit der Fortſetzung der diplomatiſchen Sammlungen beſchäftigen. Sie ernannte gleichfalls mit Beſtätigung der Regierung aus ihrer Mitte einen be=

ſtändigen Secretär, konnte neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Claſſen, und 60 einheimiſche und fremde Correſpondenten ernennen. Die vierte Claſſe endlich beſtand aus 28 Mitgliedern und acht fremden Aſſociés, und ernannte eben ſo aus ihrer Mitte und mit Beſtätigung der Regierung einen beſtändigen Secretär, der zu keiner Section gehörte. Sie konnte ſechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Claſſen ernennen, und 36 einheimiſche und fremde Correſpondenten wählen. — Die aſſociirten Mitglieder der Claſſen hatten nur in dem, was wiſſenſchaftliche Gegenſtände betraf, eine deliberative Stimme, gehörten aber in ihrer Claſſe zu keiner Section und erhielten auch keinen Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geſchah übrigens durch jede Claſſe, mit Beſtätigung der Regierung. Die Mitglieder jeder der vier Claſſen hatten das Recht, wechſelſeitig bei den beſondern Sitzungen einer jeden Claſſe zugegen zu ſein, und darin auf Verlangen Vorleſungen zu halten. Viermal im Jahre vereinigten ſich die verſchiedenen Claſſen in allgemeinen Sitzungen, um ſich wechſelſeitig Rechenſchaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernannten ſie gemeinſchaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, ſo wie die Agenten, die dem geſammten Inſtitute angehörten. Jede Claſſe legte der Regierung die beſondern Statuten und Ordnungen über ihre innere Polizei vor; auch hielt eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wobei die drei andern zugegen waren. Die allgemeine Verwaltung wurde durch eine Verwaltungscommiſſion beſorgt, die aus fünf Mitgliedern des Inſtituts, nämlich zweien der erſten, und einem jeder der übrigen Claſſen, von denen ſie zugleich ernannt wurden, beſtand. Dieſe Commiſſion ließ in den allgemeinen Sitzungen des Inſtituts alles das reguliren, was ſich auf die Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilung der Fonds unter die einzelnen Claſſen bezog. Jede Claſſe regulirte alsdann wiederum für ſich die Verwendung der, zu ihren beſonderen Ausgaben, beſtimmten Fonds, ſo wie Alles, was den Druck und die Bekanntmachung ihrer Memoires betraf. Die wirklichen Mitglieder und die beſtändigen Secretärs der Claſſen wurden von der Regierung beſoldet, die dem Inſtitute eine jährliche, in dem Budjet des Miniſters des Innern begriffene, Summe für ſeine Ausgaben anwies. Alle Jahre wurden von jeder der vier Claſſen Preiſe ausgetheilt, auch war dem Inſtitute der Ausſpruch über die Zuerkennung der großen, durch die Decrete vom 24ſten Fructidor des J. 12 und vom 28ſten November 1809 angeordneten zehnjährigen Preiſe überlaſſen. In dem letzten Jahre des kaiſerlichen Frankreichs nahm das National-Inſtitut den Namen eines kaiſerlichen Inſtituts an. Nach der Reſtauration der Bourbons iſt es wieder in ſeine erſten Beſtandtheile der drei im Anfang dieſes Art. genannten Akademien zerlegt worden. Ausgeſchloſſen wurden außer den ſ. g. Regiciden auch mehrere Mitglieder, die ſich vormals der Revolution zu geneigt gezeigt hatten. CZ.

Inſtitutionen, ſ. Corpus juris und römiſches Recht.

Inſtrument (überhaupt ein jedes Werkzeug), in der juriſtiſchen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariats-Inſtrument, Friedens-Inſtrument); — in der Muſik, und vorzugsweiſe, ein Ton- oder Klangwerkzeug, muſikal. Inſtrument. Sie theilen ſich in Blas- und Saiteninſtrumente. S. dieſe und d. Art. Inſtrumentalmuſik.

Inſtrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch mechaniſcher Hülfsmittel bei gewiſſen Rechnungsoperationen. Der **Abacus** der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathſaiten bei den

Chineſen, die Neperſchen Rechenſtäbchen, Paſcals Rechenmaſchine, desgleichen die von l'Epine und Boitiſſendeau und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hierher.

Inſtrumentalmuſik iſt diejenige Muſik, welche blos von muſikaliſchen Inſtrumenten ausgeübt, und deßhalb von der Vokalmuſik, welche aus den Tönen der menſchlichen Stimme entſteht, unterſchieden wird. Daß alle Inſtrumentalmuſik urſprünglich eine Nachahmung des menſchlichen Geſanges ſei, kann, wo nicht hiſtoriſch, doch wenigſtens phyſiologiſch und philoſophiſch erwieſen werden. Denn die Töne der menſchlichen Kehle klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Menſch nicht hätte auf die Erfindung kommen ſollen, dieſe Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entſtand wahrſcheinlich unter allen muſikaliſchen Inſtrumenten die Flöte am erſten, weil es ſehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund ſetzten, und eben ſo zufällig durch Einblaſen des Athems einen Ton aus demſelben hervorlockten. Die Entſtehung der Saiteninſtrumente, als bei weitem complicirterer Körper, fällt wahrſcheinlich in ſpätere Zeit. Die Inſtrumentalmuſik der Griechen beſchränkte ſich auf wenige Inſtrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Poſaune, welche Inſtrumente den unſrigen gleiches Namens nicht ganz glichen, die vornehmſten waren. Bei den Neuern hatte die Inſtrumentalmuſik ebenfalls einen geringen Urſprung; ſie war anfangs nur auf ſehr wenige Inſtrumente beſchränkt. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß man ſich derjenigen Inſtrumente, auf welchen man eine Melodie ſpielen konnte, zuerſt bediente; denn man hatte oder mußte ja den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menſchlichen Stimme erfunden war, nun auch auf dieſen Inſtrumenten nachzuahmen. So entſtand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinſtruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Inſtrument, gewiſſermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt ſich leicht erklären; das Spiel eines Saiteninſtruments iſt bei weitem nicht ſo ermüdend, als das eines Blaſeinſtruments; der Ton der Geige contraſtirt mehr mit der Menſchenſtimme, dahingegen die Flöte mit derſelben zu ſehr verſchmilzt, und alſo keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Sache, daß das Wohlgefallen an den Blaſeinſtrumenten von keiner ſo langen Dauer iſt, als an Saiteninſtrumenten. Das Inſtrument, welches die Melodie zu ſpielen vermochte, war alſo gefunden. Was iſt natürlicher, als daß man, da jede moraliſche und phyſiſche Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem ſie um ſo ſicherer einherſchreiten könnte, zu erfinden? Auf dieſe Weiſe verfiel man auf die Verfertigung der Baßinſtrumente. Es konnte aber nicht lange währen, ſo fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und leeren Zwiſchenräume zwiſchen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinſtrumente, welche das Ohr ſehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entſtanden die Bratſche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwiſchenräume auf eine dem Ohre ſehr angenehme Weiſe ausgefüllt wurden. Da hierdurch der vierſtimmige Geſang, deſſen Erfindung wir eben ſo gut, als die Erfindung jeder anderen Kunſtbeſtrebung, einer bloß mechaniſch bedingten Urſache zuſchreiben, begründet war: ſo ſcheinen die italieniſchen Componiſten bis faſt in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben ſich außer den Geigen und den Bäſſen noch anderer Inſtrumente zu bedienen; wenigſtens findet

man in den Compoſitionen jener Zeit nur ſelten ein Blaſeinſtrument angewandt. Wie aber die menſchliche Natur Alles ſteigert und modelt, ſo fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italieniſchen Componiſten an, zu den Geigeninſtrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen; die Flöte dagegen iſt überhaupt in Italien, beſonders in der Inſtrumentalmuſik, nie ſehr geſchätzt worden. Die Hoboe aber, mit ihrem ſchneidenden ſtreng contraſtirenden Tone, ſchien jenen Componiſten zur Hervorbringung des beabſichtigten Endzwecks am geeigneteſten zu ſein. Mit der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterſtützt, aber es wäre ein Mißverhältniß entſtanden, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dieß geſchah durch Zulaſſung des Horns. Hoboe und Horn, überdem ſtets nur begleitend und nie obligat ſpielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blaſeinſtrumente, deren man ſich faſt bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente; ja noch in dieſem Augenblicke ſind die Italiener mit ihren Blaſeinſtrumenten bei weitem nicht ſo verſchwenderiſch, als die Deutſchen, beſonders aber die Franzoſen. Nachdem aber die melodiſche Muſik der Italiener, die durch den ſtreng vierſtimmigen Satz ohne weitere Unterſtützung in ſich ſelbſt hinlänglich abgeſchloſſen und qualitativ begründet zu ſein ſchien, von den deutſchen Componiſten, beſonders von Mozart, auch quantitativ zur harmoniſchen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Inſtrumente zu eng begränzt, und es wurden nun, je nachdem man einen beſondern Effect beabſichtigte, bei den neuern Compoſitionen auch alle bekannte Blaſeinſtrumente angewandt. So wie ſich aber die erſten deutſchen Componiſten der Fülle der Inſtrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, ſo begannen die neuern franzöſiſchen Componiſten und ihre Nachahmer unter den Deutſchen hingegen alle Inſtrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen, und bei jeder Veranlaſſung in Bewegung zu ſetzen. Daher die wenigen Noten in den italieniſchen, die vielen in den deutſchen, der ſtete Ueberfluß an denſelben in den neuern franzöſiſchen Partituren. So viel über die hiſtoriſche Entſtehung der Inſtrumente und überhaupt der Inſtrumentalmuſik. Was ihren äſthetiſchen Charakter anbetrifft, ſo iſt dieſer bisher von den meiſten Critikern verkannt worden. Da nämlich die Muſik ihrem Weſen nach rein romantiſch iſt, d. h. da ſie mit Ausſchluß alles deſſen, was dem Verſtande anheim fällt, nur die Sehnſucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzuſtellen und auszudrücken ſucht; ſo folgt daraus, daß ſie im eigentlichen Verſtande keiner Worte bedarf, um in unſerer Seele die beabſichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdeſtoweniger kann die bloße Inſtrumentalmuſik, in ſofern ſie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vokalmuſik iſt, dieſer durchaus nicht vorzuziehen, ſondern billigerweiſe nur mit derſelben gleichzuſtellen ſein. Uebrigens iſt hier noch zu bemerken, daß man unter Inſtrumentalmuſik auch die Inſtrumentaltonſtücke verſteht, und dieſe allen muſikaliſchen Stükken entgegenſetzt, in welchen ſich Geſang befindet, ſo daß ſie auch eben ſo wenig die bloße Begleitung zu dieſem bedeutet. Im Allgemeinen gehören zur Inſtrumentalmuſik Sinfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Trio's, Quartetts, Quintetts ꝛc., Sonaten und Phantaſieen, Concerte für einzelne Inſtrumente, Tänze, Märſche und andere Stücke. Pq.

Inſurrektion, Inſurgenten. Die Grundbedeutung dieſes, in der letzten Zeit ſo oft gehörten und verſchieden gedeuteten Worts iſt mit Aufſtand oder Aufruhr (ſ. d. Art.) vollkommen gleichbedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinern Aufſtand, einen allgemeinern Aufruhr zu bezeichnen, auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer geſetzwidrigen Widerſetzlichkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Ehe wir jedoch von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen weiter ſprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müſſen wir vorher noch einer beſondern Bedeutung erwähnen, welche daſſelbe im ungariſchen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufſtand des geſammten Reichsadels in Maſſe, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Gränzen durch ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) aufzurufen befugt, und dem zufolge alsdann jeder Adliche verbunden iſt, in Perſon bewaffnet im Felde zu erſcheinen. Noch in neueren Zeiten, zum letzten Male im J. 1809, hat die ungariſche Inſurrektionsarmee rühmlich gegen den Feind, der die Gränzen des Vaterlandes betrat, gefochten. Ob eine Inſurrektion im obigen und gewöhnlichen Sinne des Worts gerechtfertigt werden könne, iſt eine ſehr beſtrittene Frage und wir beziehen uns hier auf das, was unter dem Artikel Aufruhr darüber geſagt worden iſt. Unſtreitig aber iſt jede Inſurrektion rechtmäßig, ſobald ſie gegen die Anmaßungen fremder Tyrannei und Uſurpation gerichtet iſt. Ein Volk, das in einem ſolchen Falle zu den Waffen greift, vertheidigt ſeine heiligſten Rechte gegen die Willkür der Uebermacht, und ſo hat in unſern Tagen das Wort Inſurrektion und Inſurgenten eine edlere Bedeutung gewonnen, als man vormals mit demſelben verband. So ſprachen die Franzoſen von ſpaniſchen Inſurgenten, und meinten damit die Mehrzahl der Nation, die ſich nicht vom franzöſiſchen Uebermuthe ſchänden, nicht ihres rechtmäßigen Königs berauben laſſen wollte; ſo ſprachen ſie von Inſurrektionen in Deutſchland, wenn die Einwohner zu Gunſten ihrer rechtmäßigen Fürſten gegen die fremden Unterdrücker die Waffen ergriffen. So haben die Worte Inſurrektion und Inſurgenten, Uebelgeſinnte und manche andere, ihren vormaligen gehäſſigen Sinn dadurch verloren, daß ſie oft gerade in der entgegengeſetzten Bedeutung gebraucht worden ſind. Was das Verfahren im Kriege mit denjenigen betrifft, die, ſei es mit Recht oder Unrecht, von der Gegenpartei für Inſurgenten erklärt worden ſind, ſo pflegt man dieſen freilich die Vorrechte ordentlicher Krieger nicht zuzugeſtehen, und mit ihnen keinen guten Krieg zu führen, (d. h. man hält ſich für berechtigt, ihre Wohnungen zu zerſtören, und ſie ſelbſt, wenn ſie in Gefangenſchaft gerathen, als Verbrecher zu beſtrafen,) doch hängt dieß größtentheils davon ab, ob die Inſurgenten ſtark genug ſind, um Repreſſalien zu üben, in welchem Falle, wie die neueſte Geſchichte des ſpaniſchen Krieges beweiſet, man ſich gewöhnlich bequemt, ſie gleich andern ordnungsmäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Intaglien, tiefgeſchnittene Steine, ſ. Steinſchneidekunſt.

Integralrechnung, ſ. Infiniteſimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateiniſchen Worte Intellectus, Verſtand, bedeutet häufig blos ſo viel als verſtändig, einſichtsvoll, geiſtig — auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, entgegengeſetzt dem Moraliſchen und Aeſthetiſchen, z. B. in dem Ausdrucke intellectuelle Bildung. Wird dieſer Ausdruck von Erkenntniſſen gebraucht, ſo verſteht man darunter ſolche, die aus dem

Verſtande entſprungen ſind, im Gegenſatz der ſenſuellen oder ſenſitiven, die aus den Sinnen und der Empfindung entſpringen; die Gegenſtände dieſer Erkenntniß nennt man aber intelligibel, nur dem Verſtande oder der Vernunft erkennbar. So iſt z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine Urſache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philoſophie Fichte's und Schellings redet von einer intellectuellen Anſchauung, welche nichts anders iſt, als die unmittelbare, reine Selbſtanſchauung oder die nicht ſinnliche Anſchauung des Abſoluten. „Ich ſchaue mich ſelbſt an, heißt es in der unmittelbaren, in ſich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; dieſe reine Vorſtellung meiner ſelbſt iſt nicht ſinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung meiner ſinnlichen Eigenſchaften, meiner perſönlichen Beſchaffenheit oder Individualität; die Vorſtellung meines empiriſchen Selbſt ſetzt ſchon die intellectuelle Selbſtanſchauung voraus; denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich ſei. Die Anſchauung des Actes, wodurch das Ich entſteht, das unmittelbare Bewußtſein der aus ſich ſelbſt hervorgehenden und in ſich ſelbſt zurückgehenden Thätigkeit macht die intellectuelle Anſchauung aus.“ Betrachtet man dieß Alles genauer, ſo findet ſich, daß bei Fichte das reine Selbſtbewußtſein als intellectuelle Anſchauung in ihrer höchſten Abgezogenheit von ſinnlicher innerer Anſchauung erſcheint. Bei Schelling ſollte die intellectuelle Anſchauung, als Grundbewußtſein der Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die blos intellectuelle Anſchauung der abſoluten Identität. Es iſt hier der Ort nicht, dieß weiter auszuführen. Wer ſich darüber weiter unterrichten möchte, was überhaupt die intellectuelle Anſchauung ſolle, und wie ſie in die neuere Philoſohie gekommen ſei, der leſe in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jacob Fries, S. 224 fgg.

Intelligenz, Vernunftweſen, d. h. ein Weſen, welches im Vernunftgebrauche von ſinnlichen Eindrücken unabhängig iſt. Der Menſch iſt Intelligenz in dem Bewußtſein, daß er, unabhängig von den ſinnlichen Eindrücken der Luſt und Unluſt, ſeine Vernunft zum Handeln gebrauchen, ſeinen Willen frei durch eigene Geſetze beſtimmen kann, und hierdurch iſt er in eine andere Ordnung der Dinge geſetzt, als die der Sinnenwelt iſt. Unter der höchſten Intelligenz verſteht man die Gottheit, welche wir nicht anſchauen können, weil ſie kein ſinnliches Weſen iſt, und in der Erkenntniß nicht, wie wir, von ſinnlichen Eindrücken abhängt, ſondern die Dinge erkennt wie ſie ſind, nicht blos wie ſie erſcheinen. Nach Fichte beſteht das Weſen der Intelligenz in der Ichheit der Selbſtheit; ſie ſieht ſich ſelbſt zu, ſchaut ſich ſelbſt an; Sein und Wiſſen iſt in ihr unzertrennlich; was ſie nicht anſchaut, das iſt für ſie nicht, ſie ſelbſt iſt nur, indem ſie ſich ſelbſt ſieht, alſo auf ſich ſelbſt handelt. Was für die Intelligenz ſein ſoll, das muß ſie in gewiſſem Verſtande ſelbſt ſein, das muß ſie in ſich ſelbſt anſchauen: denn ihr Weſen beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt zuſieht. Sie kann nichts ſein, und in ihr kann nichts ſein, was ſie nicht ſetzt, was ſie nicht anſchaut, dem ſie nicht zuſieht. Das vorſtellende Weſen iſt Alles, was es iſt, und was für daſſelbe iſt, nothwendig für ſich ſelbſt, und nur in ſo fern iſt es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es iſt ſich ſelbſt Object, erſcheint ſich ſelbſt, handelt auf ſich ſelbſt: alle Dinge, die für daſſelbe ſind, müſſen in ihm ſein, zu ihren eigenen Selbſterſcheinungen gehören, Gegenſtände ihrer Selbſtbeſchauung ausmachen. Wenn man das Sich ſelbſt zuſehen das Ideale und das Sein das Reale nennt, ſo

kann man ſagen, das Ideale und Reale iſt unzertrennlich vereinigt. In dieſer unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zuſehens und Seins, des Idealen und Realen, beſteht eben das Weſen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geiſtes. Man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Anſicht lediglich von dem idealiſtiſchen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unſern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einſicht, Verſtändigkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen ſolche wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die ſchleunig zur Einſicht, Kenntniß, (Intelligenz) des Publikums kommen ſollen. Die Anſtalt, an welche dergleichen Nachrichten ſchriftlich eingeliefert werden, und welche ſie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird ein Intelligenz-Comptoir (Nachweiſungsanſtalt) genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Geſtorbenen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Todesſtrafen, Adoptionen, Manumiſſionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden, und welche jedermann leſen und nachſchlagen durfte, die Stelle ſolcher öffentlichen Nachrichten, welche auch ſpäterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeſchlagen wurden. Den erſten Vorſchlag, ein Intelligenz-Comtoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beſchieden werden könnten, ſoll der Vater des Montagne, der 1569 ſtarb, gethan haben; John Innys war hingegen der erſte, der 1637 ein ſolches Intelligenz-Comtoir wirklich zu London errichtete. Er nannte es the Office of intelligence, und erhielt vom Könige Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutſchland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerſt dem Kaiſer Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intelligibel, ſ. Intellectuell.

Intenſion bedeutet die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, wie auch die Verſtärkung der innern Kraft, Anſpannung, im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer Intenſion der Gefühle, wenn man die Innigkeit derſelben anzeigen will; in welchem Sinne man ſich auch des Beiworts intenſiv bedient. Intenſives Leben nennt man ein ſolches, deſſen Dauer man nicht nach der Zeit, ſondern nach der Thätigkeit berechnet. Intenſiv vergrößern heißt dem innern Werthe nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) iſt ein verſtärkendes Zeitwort: z. B. betteln iſt das Verbum intensivum von bitten. Intenſivität iſt eben ſo viel als intenſive Stärke, d. h. die innere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wirkſamkeit eines körperlichen Stoffes.

Interdict hieß in der römiſchen Rechtspflege eine Zwiſchenverordnung des Prätors, durch welche bei ſtreitigem Beſitze der Herausgeworfene bis nach Austrag der Sache in Beſitz geſetzt wurde; ſodann der große Bann, mit dem der Papſt ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widerſetzlichkeit belegte, welche ſich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Clerus hatten zu Schulden kommen laſſen. Er war im Mittelalter der furchtbarſte Schlag, der das Volk und die Fürſten treffen konnte. Aller Gottesdienſt hörte auf,

die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſeegensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieß ſchreckliche Anathema wurde zuerſt von Gregor V. 998 gegen Frankreich, deſſen König Robert ſich von ſeiner im 4ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgeſprochen, und dieſer Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und ſich von ſeiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung, den Petersgroſchen eintreiben und dem Papſte das Patronat über die engliſchen Biſthümer zu laſſen, verurſacht wurde. Nachdem das Interdict ſechs Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch, unter den ſchimpflichſten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgeſprochene Krone als päpſtl. Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der Magna Charta, worauf die engliſche Freiheit beruht, zufrieden ſtellen. Je öfter indeß die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor es von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, ſo wurde es doch ſeit dem 15ten Jahrhunderte nicht mehr wie ſonſt beachtet, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von dieſen Anmaßungen der päpſtlichen Hierarchie. (ſ. d. Art. Kirchenbann.)

Intereſſe, intereſſant (von dem Lateiniſchen interesse, dabei ſein, daran gelegen ſein). Intereſſe iſt der Antheil, den wir an einer Sache nehmen; in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt, der Reiz oder die Wichtigkeit, die ſie für uns hat. Daher ſagt man in letzterer oder objectiver Rückſicht: ich habe ein Intereſſe bei der Sache, oder bin bei derſelben intereſſirt, d. h. ich bin bei derſelben beantheiligt, in dieſelbe verwickelt, ferner, ein Gegenſtand intereſſirt mich (hat für mich Intereſſe), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in ſo fern intereſſant, d. i. wichtig, beſonders anziehend, reizend, z. B. eine Perſon, wenn ſie unterhaltend iſt; in erſterer oder ſubjectiver Hinſicht aber: ich intereſſire mich für einen Gegenſtand, d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Intereſſent, Theilhaber, Theilnehmer) laſſe mir ihn angelegen ſein, z. B. ich intereſſire mich für eine Perſon d. i. ich nehme auf ſie vorzügliche Rückſicht, verwende mich für ſie u. ſ. w. Letzteres ſetzt voraus, daß ein Gegenſtand ein Intereſſe für mich habe, oder mir intereſſant ſei. Das Intereſſe der Menſchen, d. i. der Gegenſtand, für welchen ſie ſich intereſſiren, ſo wie der Grund, warum, und die Art, auf welche ſie ſich für ihn intereſſiren, iſt verſchieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn intereſſant, und man nennt daher dieſen Antheil, um ſo ſtärker er iſt, Intereſſe im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für ſeinen Vortheil, auch dieſen Vortheil oder Gewinn ſelbſt Intereſſe, beſonders wenn er ſich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch in der Mehrzahl die Intereſſen im bürgerlichen Leben die Zinſen von Capitalien und Grundſtücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geſchlecht ein eigenthümliches Intereſſe. Von dieſem ſpeciellen Intereſſe unter-

ſcheidet man daher das, was allen Menſchen intereſſant ſein ſollte, was mithin an ſich intereſſant iſt, und was man unter Gebildeten ſchlechthin intereſſant nennt. Intereſſant in dieſer Bedeutung iſt nichts Gemeines und Gewöhnliches, ſondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weiſe die höheren Thätigkeiten des Geiſtes beſchäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derſelben iſt, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Luſtgefühl erwecken ſollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Intereſſe beruht; was mithin entweder durch ſeine bedeutſame Form oder ſeinen wichtigen Inhalt die Aufmerkſamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem allgemeinen Grade ausbildet, an ſich zieht, insbeſondere aber das, was ſich auf Menſchheit, ihre Beſtimmung und eigenthümliche Darſtellung in der Wirklichkeit und Kunſt bezieht, oder mit ihr in einem ſeltſamen Widerſpruche ſteht, nach dem Ausſpruche: homo sum, nihil humani a me alienum esse puto (ich bin ein Menſch, und nichts was Menſchen angeht, iſt mir fremd), oder wie der deutſche Dichter ſagt: „die Menſchheit iſt dem Menſchen das Intereſſanteſte.“ Das Intereſſante iſt ſonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewiſſem Sinne immer auch intereſſant iſt (intereſſiren muß). Intereſſant iſt z. B. in der Kunſt auch das Product einer großen, originellen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Perſon, ihr Betragen, ihre Phyſiognomie intereſſant, (d. iſt durch einzelne hervorſtechende oder eigenthümliche Züge die Aufmerkſamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen an ſich ziehend,) wenn ſie auch nicht ſchön, (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verſchließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Ueberwältigung des ſchmalkaldiſchen Bundes erließ Carl V., um wie die politiſchen Verhältniſſe, ſo auch das Religionsweſen in Deutſchland auf den alten Fuß zu ſetzen, eine Verordnung, wie es einſtweilen (daher ſie das Interim genannt wurde) bis zur definitiven Entſcheidung eines allgemeinen Concils mit Kirchenverfaſſung, Lehre und Gebräuchen in Deutſchland gehalten werden ſollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgeſetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Prieſterehe waren den Proteſtanten darin nachgelaſſen; in allem Uebrigen ſollten ſie die ſchon ſeit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobachten. Die katholiſchen Stände ſahen in dieſem Interim nur eine immer noch zu gelinde Rectification der Proteſtanten, und dieſe wußten durch Unterhandlungen und halbe Befolgung Zeit zu gewinnen, bis ihnen die paſſauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit ſicherten. E.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche einen Affect bedeuten und in einem Ausruf beſtehen. Der Menſch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dieß durch mehr oder weniger articulirte Töne, z. B. das Erſtannen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. ſ. w. So verſchiedene Arten des Affects es giebt, die ſich in Ausrufungen äußern können, ſo verſchiedene Arten von Interjectionen giebt es auch. Unſchicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Intermezzo, Zwiſchenſpiel, iſt keine Erfindung der Neuern; denn ſchon die Alten kannten gewiſſe kurze, abgeriſſene, locker in einander verwobene Darſtellungen, durch welche ſie den Uebergang von einem Stücke zu dem andern machten. So wie ſie Prologe und Epiloge hatten, die dazu beſtimmt waren, entweder vor oder nach dem Stücke das Publikum in eine befriedigende Beziehung mit demſelben zu ſetzen, ſo dienten auch ſolche Zwiſchenſpiele dazu, das vorhergehende Stück gleichſam mit dem folgenden zu verbinden, und längere Zwiſchenräume der Zeit auszufüllen. Gegenwärtig giebt man den Namen Intermezzo hauptſächlich kleinen komiſchen Opern, welche nur für eine, höchſtens zwei Perſonen geſchrieben ſind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgend einer Verbindung ſtehen. Da die Kritik an dieſe Art Producte, eben weil ſie durch die geringe Anzahl Perſonen ſehr beſchränkt ſind, keine ſtrenge Anfoderungen zu machen ſcheint; ſo fühlt man ſich von denſelben hinlänglich befriedigt, wenn ſie ſich nur durch Laune und komiſche Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zuſammenhange derſelben ſehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's ſollen anfangs, wenn man Arteaga's Behauptung trauen darf, Madrigale geweſen ſein, welche von mehreren Stimmen zwiſchen den Aufzügen abgeſungen wurden, und auf das Stück Beziehung hatten. Als eins der älteſten und ſchönſten nennt man il Combattimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernten ſich dieſe Madrigale von ihrer erſten Beſtimmung, und ſtellten eigne Handlungen für ſich vor. In der Darſtellung ſolcher Intermezzo's hat ſich beſonders in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutſchen Elmenreich rühmlich ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Geſandte oder Unterbotſchafter genannt, welchen der Papſt an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Geſandter des Papſtes an größern Höfen, bei Kaiſern und Königen, heißt **Nuntius**. (S. **Nuntien**) Auch heißt der ordentliche öſterreichiſche Botſchafter zu Conſtantinopel Internuntius.

Interpolation, ſo viel als **Einſchaltung**, iſt ein Kunſtwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe, oder auch von Zwiſchengliedern zu den gegebenen Gliedern einer Reihe. Es giebt gewiſſe analytiſche Formeln, nach denen die Einſchaltung bewirkt wird. In der philologiſchen Kritik nennt man **Interpolation** die Einſchaltung von Zuſätzen in eine Schrift, Verfälſchung des Schriftſtellers durch eingeſchobene (interpolirte) Stellen. M. L.

Interpretation, ſ. **Erklärung**, **Exegeſe** u. **Hermeneutik**.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollſtändiger Gedankenreihen durch gewiſſe Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung deſſen, was dem Sinne nach zuſammen gehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwiſchenpunkte machen). Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgeſtellte Syſtem, iſt ein Eigenthum der neuern abendländiſchen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton-, aber keine eigentlichen Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III., 44. und 46. Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, ſo wie die der Griechen, größtentheils eine blos oratoriſche, d. h. ſie bezog ſich

nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchſtens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Abſätze (versus στιχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatiſche Interpunktion dagegen war ſpätern Urſprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandriniſchen Grammatikers Ariſtophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, ſich aber zu Carls des Großen Zeiten ſchon wieder ſo verloren hatte, daß er für nöthig fand, ſie durch Warnefried und Alcuin wieder herſtellen zu laſſen. Sie beſtand anfangs nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμή, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die aber beide auf ſehr verſchiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieſer Zeichen keine beſtimmte Regeln befolgte, und ſich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze ſehr willkührlich bediente, ſo behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci (Manutius) die Interpunktionszeichen vermehrten, und ſich ihrer nach feſtern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beiſpiel wirkte bald ſo allgemein, daß man ſie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es iſt (wenn gleich Heynatz und einige andere neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen) ſeit jener Zeit außer einzelnen genauern Beſtimmungen nichts hinzugethan worden. Die ſämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen ſind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beiſtrich), ſteht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeſchobenen Worten oder kurzen Zwiſchenſätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appoſitionen); vor allen Bindewörtern (Conjunktionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwiſchen mehreren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beſchaffenheitswörtern (Subſtantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterſchiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktſtrich, Strichpunkt) beſtimmt mehr als das Komma, aber weniger als das Kolon. Es ſteht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehreren Gliedern beſtehen, beſonders wenn dieſe Glieder von einiger Länge ſind; beſonders, um den Nachſatz von dem Vorderſatz in ſolchen Sätzen zu trennen, welche eine Urſache, Erklärung, Einſchränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten aber, denn, allein, wiewol, indeſſen, dennoch, nur, hingegen u. ſ. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), ſteht vor einem Nachſatze, wenn der Vorderſatz zuſammengehängt, beſonders wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt geweſen; wenn man ſeine eigenen oder eines anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beiſpiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichſam aufzählt; und wenn ſich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt) ſteht am Ende jedes vollſtändigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeſchriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchſtaben von Worten und Namen, ſo wie bei Zahlen; jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei ſolchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin beſonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander geſetzte Punkte be-

zeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andere Lücken, z. B. nach Anfangsbuchſtaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausſchreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu erſetzen und wird nach jeder unmittelbaren Frage geſetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweiſe angeführt, ſo iſt das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das Ende ſolcher Sätze geſetzt, welche einen Befehl, Ausruf, Wunſch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemüthsbewegung ausſprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn ſie allein ſtehen, und nach allen Worten, wenn ſie mit Affect ausgeſprochen werden. Erſtreckt ſich der Ausruf auf den ganzen Satz, ſo erhält dieſer das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterſchieden. Fehlerhaft ſteht es am Eingange der Briefe, ſogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verſtärkten Empfindung, oder des Tadels (!! wol gar !!!), ſo wie die des Fragezeichens (??), iſt mit Vorſicht zu gebrauchen. 7) Das Theilungs- Trenn- oder Bindezeichen (- oder auch —) ſteht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verurſachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwiſchen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden ſind, die man aber, da jeder ſeinen eigenen Urſprung und ſeine beſondere Abſtammung hat, iſolirt denken und verſtehen kann; oder wenn man bei einem zuſammengeſetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) deſſelben anzeigen, und ſeine leichte Ueberſicht, ſo wie das richtige Leſen deſſelben befördern will; oder wenn ein oder mehrere vorhergehende Worte ſich auf ein gemeinſchaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei- und Proceßordnung. 8) Die Parentheſe, der Einſchluß, das Einſchließungszeichen (( ) oder ([), auch durch zwei Striche bezeichnet,) wird gebraucht, wenn ein eingeſchobener Nebenſatz von der übrigen Rede unterſchieden werden ſoll, deßgleichen bei erklärenden Beiſätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eigenen und von dem andern Satze verſchiedenen Stellung und Conſtruction, in die Mitte ſetzt. Das Zeichen [ ] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern Etwas anzumerken hat, damit der Leſer dieß nicht für eine in die Rede ſelbſt gehörige Parentheſe halte. 9) Der Gedankenſtrich (—) (Querſtrich, Pauſe) findet da ſeine Anwendung, wo man die Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken, auf eine ſonderbare Wendung, oder auf einen Gegenſatz rege machen, oder auch eine längere Pauſe im Reden, einen verſchwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch ſteht er zwiſchen Sätzen, welche zwar eine gewiſſe innere Verwandtſchaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zuſammengeſtellt ſind. Deßgleichen wird er gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Conſtruction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) ſteht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherſtellen, Beiſpiele u. ſ. w. ſowol bei ganzen Sätzen als bei einzelnen Worten. (Es wird beim Schreiben auch als Trennungszeichen gebraucht.) 11) Der Apoſtroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglaſſung eines Vokals, beſonders des e und i, ſeltener einiger andern Buchſtaben. (z. B.

bei'm ſtatt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur ſehr vorſichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoriſtiſchen wandsbecker Boten, der Apoſtroph ſo ſehr an der Tagesordnung war, daß man ſeinen häufigen Gebrauch für ein ächtes Kennzeichen des Witzes hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, 2c., etc.) ſteht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder, daß derſelbe unvollendet ſei, oder daß man ſich zu dem Geſagten noch mehreres Aehnliche hinzudenken könne. Außer dieſen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen (*†), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchſtaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweiſungszeichen (fg. ff.) ſind nur Hülfsmittel zum beſſern Verſtändniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner Stellen, beziehen ſich aber nicht auf den oben aufgeſtellten herrſchenden Begriff der Interpunktion. A — s.

Interregnum (Zwiſchenreich), ſ. Deutſchland.

Intervall, Zwiſchenraum, nennt man in der Muſik den Abſtand zweier Töne in Rückſicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verſchiedenen Geſchwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geſchehen, = Tonverhältniß; auch die Töne ſelbſt, in ſofern ſie in dieſem Verhältniſſe ſtehen. Das Gehör empfindet nämlich die Reſultate dieſer Verhältniſſe eben ſo, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältniſſe im Raume, ohne die Verhältniſſe ſelbſt erſt zu meſſen oder die Nähe und Entfernung der Gegenſtände zu berechnen. Ein Tonverhältniß iſt conſonirend, wenn die Schwingungszahlen in ſehr einfachen Verhältniſſen ſtehen; alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die diſſonirenden Tonverhältniſſe ſind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Diviſionen der Zahlen unter ſich. Die conſonirenden Verhältniſſe ſind dem Ohre für ſich angenehm; die diſſonirenden aber nur, wenn ſie ſich auf etwas Einfacheres beziehen, und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet, und darnach auch benannt Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave, (dieſes ſind die einfachen Intervalle,) dann None, Decime 2c. Y.

Intoleranz, Unduldſamkeit ſ. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentismus.

Intonation bezeichnet in der Muſik das Angeben der Töne durch Stimme oder Inſtrumente, und die Fähigkeit dazu. Die Intonation iſt in der Muſik von der höchſten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derſelben der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir bei jener finden; ja die reine Intonation, d. i. die, durch welche der rechte Ton genau getroffen wird, iſt die erſte und unerlaßlichſte Bedingung des Geſanges, und das Ohr kann dieſem, rühre er auch übrigens von der ſchönſten und geübteſten Kehle her, keinen Geſchmack abgewinnen, wenn die Intonation unrein iſt, d. h. wenn ſie entweder etwas über, oder unter dem rechten Tone ſchwebt. Die Urſache des unreinen Intonirens (Distoniren), welches man im Italieniſchen stonare, im Franzöſiſchen détoner nennt, und deſſen doppelte Art man im Deutſchen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich

aufziehen) ausdrückt, iſt immer noch nicht hinlänglich erklärt, wenn man ſie in einem fehlerhaft, oder nicht genugſam gebildeten Gehöre ſucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künſtleriſch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anſtrengung erworbenen Virtuoſität, nicht ſelten in den Fehler der falſchen Intonation verfielen, dieſen ſelbſt erkannten und ihn doch nicht verbeſſern konnten. Es ſcheint daher, als liege die Urſache dieſes Fehlers oft mehr in einer momentanen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt das Studium der reinen Intonation das nothwendigſte Erforderniß bei der Erlernung des Geſanges, und ſie kann nur auf die Weiſe zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meiſtens zu geſchehen pflegt, mit geſchwinden Stükken, oder gar mit Bravour-Arien, ſondern mit dem langen Aushalten der einzelnen Töne erſt nach ihrer natürlichen, fortſchreitenden Ordnung, dann in ſchweren Intervallen (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn, wird die menſchliche Stimme, ehe ſie durch angeſtrengte Uebung zur Feſtigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quantität von Tönen hervorzubringen: ſo muß ſie natürlich in ſich ſelbſt zerbrechen und zu jeder Leiſtung von kräftiger, gediegener Intonation unfähig gemacht werden. Da wir keine eigentliche Singſchulen, im Sinne der Italiener, in Deutſchland haben, ſo wird daraus begreiflich, warum der Geſang im Allgemeinen, beſonders aber die Fertigkeit in geſchwinden Paſſagen, ſo wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutſchland, als in Italien, zur Kunſt ausgebildet worden iſt. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmſten Theil der Singkunſt, ausmacht, iſt es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegſamkeit der Stimme zu erhalten, die wir bei den Italienern bewundern, und die ein charakteriſtiſches Kennzeichen faſt aller italieniſchen Stimmen iſt. Nächſt der Reinheit des Tones, kommt es bei der Intonation auch auf die Fertigkeit an, die Töne ſchnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben. Was die Intonation der Inſtrumente anbetrifft, ſo iſt dieſe allerdings auch großen Schwierigkeiten unterworfen, beſonders bei den Blaſeinſtrumenten, auf denen ein reiner und ſchöner Ton weit ſeltener iſt, als auf den Saiteninſtrumenten. Denn bei dieſen hängt es blos von der Führung des Arms, und von dem Inſtrumente ſelbſt ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht. Die Intonation der Blaſeinſtrumente hingegen hängt nicht allein von der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder eine andere vorherrſchende Diſpoſition des Körpers bedingt werden kann, ab; ſondern die augenblickliche Beſchaffenheit des Inſtruments, welches der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen iſt, ſtellt dem Künſtler eine andere und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrung beſtätigt dieſes: denn gegen zehn erträgliche Geiger, ſieht man kaum zwei Künſtler, welche auf Blaſeinſtrumenten genügen. Daher muß das Studium des Künſtlers auf dem Blaſeinſtrumente unabläßig dahin gerichtet ſein, durch eine im Anſatze der Lippen auf das ſorgfältigſte beachtete Intonation ſich Schönheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben. — Beim Gottesdienſte heißt intoniren einen Geſang anſtimmen, und wird beſonders von dem Geiſtlichen geſagt, welcher vor dem Altare einige Worte ſingend anſtimmt, worauf der Chor dann antwortet. S. Antiphonie. Pq.

Intrade (ital. intrata) iſt ein aus vollſtimmiger Inſtrumentalmuſik beſtehender kurzer Satz, der einem größern Tonſtücke, oder überhaupt einer theatraliſchen Handlung zur Einleitung dient, und mehrentheils einen ernſthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Urſprünglich ſcheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die durch ihre Inſtrumente die Aufmerkſamkeit der Menge auf die folgende, öffentliche oder theatraliſche Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurde dieſes anfangs blos mechaniſche Hülfsmittel künſtleriſch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Inſtrumente hinzufügte. So entſtanden endlich die charakteriſirenden Einleitungsmuſiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (ſ. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende, und an keine beſtimmte Melodie gebundene Untereinanderblaſen eines Trompetercorps, welches ſich am Ende in ein ſanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. — Intraden werden aber auch Staatseinkünfte und landesherrliche Gefälle genannt.

Introduction heißt in der Muſik eine Einleitungsmuſik, beſonders das Geſangſtück, welches in der italieniſchen Oper nach der Ouvertüre folgt.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten (Gemeine und Offiziere), welche, weil ſie ausgedient haben, oder im Kriege verſtümmelt worden, zu fernerm Dienſte untauglich ſind. Mehrentheils werden ſie in einem öffentlichen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anſtalt. Die Athenienſer hatten ein beſonderes Geſetz, welches gebot, die im Kriege Verſtümmelten auf öffentliche Koſten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden ſie lange Zeit in den Klöſtern verſorgt. Das erſte Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp Auguſt zuerſt den Plan dazu entwarf. Allein da Papſt Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieſes Inſtitut unter der Gerichtsbarkeit des Biſchofs ſtehe, ſo gab der König ſeinen Plan auf. Erſt Ludwig XIV. führte dieſen Gedanken aus, und ließ im J. 1669 zu Paris am Ende der Vorſtadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus (aux Invalides) aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat ſeine eigene Kirche, ein Krankenhaus, ſeinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziere; man hält eine Wache in demſelben, auch werden alle andere Formalitäten, die in einer Feſtung üblich ſind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache ſind. In der erſten Zeit der Revolution hatte dieſe Anſtalt ſehr gelitten, iſt aber während des Kaiſerthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. — Das anſehnliche Invalidenhaus zu Berlin, mit der ſchönen Inſchrift: Laeso et invicto militi, hat Friedrich der Große 1748 erbauen laſſen.

Inventarium heißt im Allgemeinen jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, insbeſondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menſchen ausmachen, er mag daſſelbe nun ſelbſt in ſeiner Verwahrung oder Verwaltung behalten, oder einem andern anvertrauet haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichniſſe werden z. B. bei Kauf-

leuten jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhandenen Waaren, bei Antretung einer Vormundſchaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen, bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt, (es wird inventirt). Bei Landgütern aber macht das eigentlich ſogenannte Wirthſchafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen weſentlichen Beſtandtheil derſelben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln die landwirthſchaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundcapitals eines Landgutes, nicht Statt finden kann. In dieſer Rückſicht wird das Wirthſchafts-Inventarium eingetheilt 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Movention (res ſeſe moventes) genannt, wozu alles Zug-, Laſt-, oder Arbeits-, Nutz- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder lebloſe Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller lebloſen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maſchinen, Schränke ꝛc. rechnet, welche durch Menſchen und Thiere fortgebracht und in Bewegung geſetzt werden müſſen. X.

Inverſa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berührenden), nennt man das Verfahren in der analytiſchen Geometrie aus gegebenen Eigenſchaften der Berührenden an einer Curve, oder ihren Normaten, die Gleichung für die Curve ſelbſt zu finden. Die directe Methode der Tangenten leitet das Geſetz der Conſtruction aus der gegebnen Gleichung der Curve her.

Inveſtitur (Einkleidung, feierliche Einweihung, Einſetzung) hieß insbeſondere die Belehnung, durch welche Biſchöfe und Aebte ſich, ſeit das Lehnsweſen beſtand, von ihren Landesfürſten in den Genuß ihrer Kirchengüter einſetzen laſſen mußten. Dieſe Belehnungsſitte hatte ihren Grund in dem Umſtande, daß viele dieſer Güter erſt von den Landesfürſten verliehen worden, und ihre jederzeitigen Beſitzer daher als Vaſallen derſelben zu betrachten waren. Weil die Fürſten ſich aber nicht begnügten, den Biſchöfen und Prälaten die Zeichen der Belehnung, (Ring und Krummſtab,) zu überreichen, ſondern dadurch auch Einfluß auf die Beſetzung dieſer geiſtlichen Aemter zu erlangen gewußt hatten, ſo griff der Papſt Gregor VII das Inveſtiturrecht der Fürſten an, und erregte dadurch den Inveſtiturſtreit, einen langwierigen Kampf zwiſchen Kirche und Staat, der von ihm und ſeinen Nachfolgern mit abwechſelndem Glücke gegen die Fürſten der katholiſchen Staaten geführt, und für Deutſchland erſt durch das wormſer Concordat 1122 (in welchem der Kaiſer auf die Wahl und Inveſtitur der Biſchöfe und Aebte Verzicht leiſtete, und ſich nur die Beſtätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitdem üben die Capitel und Klöſter in Deutſchland das Recht einer freien Wahl ihrer Biſchöfe und Prälaten aus; in den übrigen katholiſchen Staaten iſt aber, obgleich die Abſchaffung der Inveſtitur von den Landesfürſten verlangt wurde, ihr Einfluß auf dieſe Wahl in neueren Zeiten dennoch wieder entſcheidend geworden. E.

Involute (beſſer Evolvirende) wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jo, eine Tochter des Inachos (nach Andern des Argus Panoptes,) und der Peitho, nach Andern des Jaſos und der Leucane. Jupiter verliebte ſich in ſie. Sie wollte anfangs ſeine Wünſche nicht erhören; als ſie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, ge-

währte ſie ihm ihre Umarmung. Trotz dieſer Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte Beide auf der That überraſchen. Aber Jupiter verwandelte die Geliebte, um ſie dem Zorne der Juno zu entziehen, ſogleich in eine ſchöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Jo, und bat ſich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geſchenk aus. Jener, nichts Arges ahnend, gewährte ihr dieſe Bitte. Juno nahm die Kuh mit ſich, und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter ſeine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeſchehen zu machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieſer richtete zwar den Auftrag glücklich aus, indem er vorher den Wächter durch ſein Flötenſpiel einſchläferte; in dem Augenblicke aber, wo ſich Jo wieder in Freiheit glaubte, ward ſie durch die eiferſüchtige Juno wahnſinnig gemacht, und raſtlos durch die ganze Welt getrieben. Sie ſprang ins ioniſche Meer, kam nach Illyrien, ſetzte über den Hämus, durchſtreifte Thracien, ſchwamm durch den thraciſchen Bosporus nach Aſien, ſtreifte durch Scythien über den Caucaſus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucaſiſchen Gebirge kam ſie zum Prometheus, der ſie tröſtete und ihr den Weg zeigte, den ſie nehmen ſollte. Dieſer Weg wird im Prometheus des Aeſchylus weitläufig beſchrieben. In Aegypten endigten ſich ihre Leiden; hier erhielt ſie ihre vorige Geſtalt wieder, und gebar den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Dieſen mußten jedoch, auf Anſtiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demſelben nach Aegypten zurück, wo ſie der König Telegonus zu ſeiner Gemahlin nahm. Sie ward zur Göttin, und die Aegypter verehrten ſie (nach Einigen) unter dem Namen Iſis.

Jocaſte (Epicaſte), eine Tochter des Menöceus, Schweſter des Creon und Gemahlin des thebaniſchen Königs Lajus, dem ſie den Oedipus gebar. Nachdem dieſer ſeinen Vater Lajus unwiſſend erſchlagen und das Räthſel der Sphinx gelöſet hatte, bekam er zur Belohnung Jocaſten, ſeine eigene Mutter, zur Gemahlin. Die Täuſchung wurde bald entdeckt, und Jocaſte erhing ſich ſelbſt aus Verzweiflung. (S. d. Art. Oedipus.)

Jole ſ. Hercules.

Jon, ein Sohn des Xuthus und der Kreuſa, einer Tochter des Erechtheus. Das gleichnamige Trauerſpiel des Euripides, ſo wie das deutſche von A. W. Schlegel, gründet ſich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreuſa erzeugt hatte. Dieſe legte das Kind in ein Käſtchen, und ſetzte daſſelbe in die nämliche Höhle, in welcher ſie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten deſſelben brachte Mercur das Kind zur delphiſchen Pythia, wo es erzogen wurde. Indeſſen hatte Kreuſa ſich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, erſann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als ſeinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Vorhabens fand ſich, als Xuthus wegen ſeiner Kinderloſigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dieß gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und derjenige ſei es, der ihm, aus dem Tempel gehend, zuerſt begegnen würde. Xuthus, der einſt bei einem Bacchusfeſte zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der ſo eben gefundene Sohn ſei eine Frucht jener Umarmung, und nahm denſelben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denſelben gefunden

hatte, ſo gab er ihm auch den Namen daher. Deſto unzufriedener war ſeine Gemahlin mit dem neuen Erben, den ſie für die Frucht irgend einer begünſtigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging ſo weit, daß ſie ſogar bei einem Gaſtmahle, welches der freudige Xuthus hatte anſtellen laſſen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht, ſondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegoſſenen Tranke koſtete, und gleich darauf ſtarb, entdeckte Kreuſa's ſchreckliches Vorhaben. Sie wird zur Steinigung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begriffe iſt, ſie von demſelben wegzureißen, bringt jene Prieſterin das Käſtchen herbei, in welches ehemals Kreuſa ihren neugebornen Knaben gelegt hatte. Dieſe erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt als ſeinen Vater Apollo. Minerva, welche dieſe Ausſage bekräftigt, beredet Beide, den Xuthus in dem Glauben zu laſſen, als ſei Jon ſein wahrer Sohn. Jon zeichnete ſich bald durch männliche Thaten aus. Nach der Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Königreich Aegialea, deſſen Beherrſcher Selinus ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn ſelbſt an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice; und nannte das Land nach ſeinem eigenen Namen Jonien, ſo wie die Einwohner deſſelben Jonier. — Unterdeſſen wählten ihn die Athener in ihrem Kriege gegen die Eleuſinier zu ihrem Anführer. Er beſiegte die Thracier, und die Athener legten dankbar den Scepter in ſeine Hände, und hießen nun ebenfalls Jonier. Er theilte Attika in vier Stämme (tribus), die er entweder nach ſeinen Söhnen, oder nach der Beſchäftigung dieſer Stämme benannte, und legte die berühmte ioniſche Colonie in Kleinaſien an, (ſ. d. folg. Art.). Nach einigen Zeugniſſen war er ſogar der Anführer der letztern, kehrte aber nach Athen zurück und ſtarb daſelbſt.

Jonicus ſ. Rhythmus.

Jonien, war der alte Name Achaja's (daher das ioniſche Meer, die ioniſchen Inſeln,) gewöhnlich aber verſteht man unter Jonien den Landſtrich Kleinaſiens, wo die Jonier, von Attika aus, wohin ſie, von den Achäern aus dem Peloponnes verdrängt, ſich gewendet hatten, ſich ungefähr 1050 Jahr vor Chr. anſiedelten. Dieſes ſchöne und fruchtbare Küſtenland erſtreckte ſich zwiſchen den Flüſſen Hermos und Mäander, den Inſeln Samos und Chios gegenüber, längs des ägeiſchen Meeres, und grenzte an Karien, Aeolien und Lydien. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau gelangte es frühzeitig zu einen bedeutenden Wohlſtand, den eine große Anzahl blühender Städte bezeugten, unter denen die berühmteſten Epheſus (der Hauptort), Smyrna, Klazomenä Erythra, Kolophon und Miletus ſind. Dieſe freien Städte bildeten den ioniſchen Bund: Kröſus machte ſie jedoch von ſich abhängig, ſo wie ſpäterhin Cyrus; und ſie blieben, obwohl ungern, der perſiſchen Macht unterworfen, bis ſie endlich, nachdem ſie vorher ſchon unter Darius Hyſtaspis einen Verſuch gemacht hatten, ſich zu befreien, mit Hülfe der Lacedämonier und Athener, welche die Perſer beſiegt hatten, ihre Unabhängigkeit wieder erlangten. Doch wurden ſie nicht lange darauf von neuem der Perſiſchen Oberherrſchaft unterworfen, bis Alexander d. Gr. ſie befreite. Jonien wurde ſpäter Römiſche Provinz und endlich durch die Saracenen ganz verwüſtet, ſo daß wenige Spuren der alten Herrlichkeit mehr übrig ſind. Die Jonier galten für weichlich und üppig; aber dabei waren ſie ſehr liebens-

würdig. Selbſt ihr Dialekt zeichnet ſich durch ſeine Weiche und Sanftheit aus, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Künſte und Wiſſenſchaften blühten in dieſem geſegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Zierde und Verſchönerung des Lebens dienen, und die aſiatiſchen Griechen wurden darin die Lehrer und Vorbilder der europäiſchen. Homeros, der Dichter, und Apelles und Parrhaſios, die Maler, waren Jonier, und die ioniſche Säule bewieß ihren Sinn für das Schöne der Baukunſt. Aber auch die älteſte philoſophiſche Schule der Griechen, die mit Naturforſchung begann, ſtammt aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes und Heraklitos. Auch die berühmten Philoſophen Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier.

Joniſche Inſeln. Unter dieſem Namen iſt ſeit 1815 ein neuer Staat in die Reihe der Europäiſchen Staaten getreten. An der Weſtküſte von Griechenland, in dem ſogenannten Joniſchen Meere, erſtrecken ſich bis zur Spitze von Morea ſieben größere und mehrere kleinere Inſeln herunter: Die größern ſind (Corfu, das alte Corcyra), Paxo (vormals Ericuſa) mit Antiparo und mehrern geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leucadia) Ithaka, Zante (einſt Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Aegylia) und den Strophaden. Dieſe Inſeln waren früh bewohnt, und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in ſeiner Blüte ſtand, beſondre kleine Staaten, die nachher bei dem Untergange der griechiſchen Freiheit in das Diadem Alexanders geflochten wurden, dann den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen integrirenden Theil des byzantiniſchen Kaiſerthums bildeten. Da ſie von den Kaiſern zu Conſtantinopel vernachläſſigt wurden, ſo nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, ſich im 13. Jahrhunderte in den Beſitz von Corfu, der vornehmſten dieſer Inſeln, zu ſetzen; aber im 14. Jahrhunderte bemächtigten ſich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeers dieſer ſieben Inſeln: Corfu, die Vormauer des adriatiſchen Meers, ergab ſich 1386 denſelben freiwillig, und die übrigen Inſeln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfaſſung unverändert, und ſetzte blos Proveditoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitaniſchen Anſprüche wurden mit Gelde abgefunden, und die Inſeln trotz der wiederholten Verſuche der Osmanen, ſich in ihren Beſitz zu ſetzen, bis zur Auflöſung der Republik 1796 behauptet. Aber in dieſem Jahre wurden die Franzoſen Herren von Venedig, und auch die ſämmtlichen Joniſchen Inſeln fielen mit der Stadt Butrinto auf dem Kontinente von Griechenland in ihre Gewalt, aber 1799 eroberten ſie die Ruſſen und Osmanen, und Kaiſer Paul verwandelte ſie durch eine Urkunde vom 21. März 1800 unter dem Namen der Republik der ſieben vereinigten Inſeln in einen ſelbſtſtändigen Staat, der von den Notabeln des Landes regiert werden und unter dem Schutze der hohen Pforte ſtehen ſollte. So entſtand denn hier eine neue Griechiſche Republik, welche aber noch mehrere Jahre brauchte, ehe ſich die verſchiedenartigen Maſſen zu einer feſten Verfaſſung vereinigten. Sie war im Innern von Parteien zerriſſen, und die Ruhe wurde blos durch Ruſſiſche Truppen erhalten. 1803 gab ſie ſich eine neue Conſtitution, welche Rußland beſtätigte. Doch erhielt ſie ſich vorerſt nur

bis 1807, wo die Franzoſen, welche von neuem ihren Beſitz und Rückgabe erzwungen hatten, den Inſelſtaat dem großen Kaiſerreiche einverleibten, und demſelben eine ganz von Frankreich abhängende Verfaſſung gaben. Franzöſiſche Beſatzungen ſicherten dieſe neue Erwerbung dem Kaiſerreiche, aber blos Corfu konnten ſie behaupten. Die übrigen Eilande fielen nach und nach in die Gewalt der Britten, die auch Corfu mit ihren Schiffen umgaben. Im Pariſer Frieden von 1814 ſah ſich Frankreich genöthigt, die Herrſchaft dieſer Inſeln aufzugeben. Durch den zwiſchen Großbritannien und Rußland am 5. Novbr. 1815 geſchloſſenen Staatsvertrag, dem auch Oeſterreich in der Folge beitrat, wurde ihr Schickſal dahin entſchieden, daß ſie für die Zukunft unter der Benennung: vereinigte Staaten der Joniſchen Inſeln einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausſchließlichen Schutz der brittiſchen Krone geſtellt ſein ſollten. Dem zu Folge halten noch jetzt brittiſche Truppen dieſe Inſeln beſetzt, und ein brittiſcher Lord-Ober-Commiſſär hat den Staat nach der vom Prinz-Regenten gegebenen Conſtitution organiſirt. Großbritannien wird auch für die Zukunft als ſchützende Macht beſtändige Garniſon auf den Inſeln halten, übrigens iſt die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrag mit der Pforte (April 1819) der letztern auf dem feſten Lande die Stadt Parga, welche ſo lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Paſcha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung, daß ſie unter Ali's Herrſchaft kommen ſollten, wanderten die meiſten Einwohner nach den Joniſchen Inſeln aus; indeß legte jener Vertrag dem Paſcha die Verbindlichkeit auf, die Ausgewanderten für ihre zurückgelaſſenen Grundſtücke mit 3,500,000 Piaſtern zu entſchädigen. — Die Joniſche oder die Sieben Inſeln Republik zuſammen 46 Q. Meilen groß, wird nach Holland von 230,000, nach andern von 187,000 Menſchen bewohnt, meiſtens Griechen, die größtentheils ſich zur Griechiſch-katholiſchen, der Reſt aber zur Römiſch-katholiſchen Kirche bekennen. Ein äußerſt milder Himmel ſchwebt über dieſen Inſeln, die zwar meiſtens gebirgig ſind und daher wenig Getraide bauen, auch eine nur geringe Viehzucht unterhalten, dagegen ſehr viele Baumwolle, Corinthen, Roſinen, edle Früchte, Olivenöl, Salz und Fiſche zur Ausfuhr bringen. Doch vermag ſich trotz des fleißigen Anbaus, trotz der ausgebreiteten Fiſcherei und einer nicht unbedeutenden Schifffahrt die beträchtliche Volksmenge nicht zu erhalten, und ein großer Theil der Einwohner dient theils auf fremden Schiffen, theils verdingt er ſeinen Schweiß den benachbarten Arnauten auf dem Continente, wo ſie ihr Korn zu gewinnen ſuchen. — Die Einkünfte der geſammten Inſeln werden auf 900,000 Gulden angeſchlagen. Großbritannien unterhält gegenwärtig 6400 M. Truppen auf dieſen Inſeln, worunter 2 Regimenter Eingeborne ſich befinden. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Corfu ſeinen Sitz hat und aus Deputirten beſteht, an deren Spitze ein Präſident geſtellt iſt. Jede Inſel hat ihre eigene Verfaſſung und Staatsverwaltung. Jetzt iſt Lord Guildford mit der Gründung einer ioniſchen Univerſität beſchäftigt.

Iphigenia, die Tochter Agamemnons und der Clytämneſtra, (nach Andern eine uneheliche Tochter des Theſeus und der Helena, aber von Clytämneſtra an Kindes Statt angenommen,) ſollte, auf

des Sehers Calchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derſelben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihete Hirſchkuh, durch eine Windſtille die griechiſche Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß ſie mit dem Achilles vermählt werden ſollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferprieſter ihr den Todesſtreich verſetzte, war Iphigenia verſchwunden und eine ſchöne Hirſchkuh lag ſtatt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar ſtrömte; Diana hatte ſich ihrer erbarmt und ſie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo ſie ſie zu ihrer Prieſterin machte. Der grauſamen Sitte des Landes gemäß, mußte ſie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Als Iphigeniens Bruder, Oreſtes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Dianens Bildſäule entführen wollte, ſollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten ſich jedoch im Tempel, und nachdem ſie ſich wegen ihrer Rettung berathſchlagt hatten, entführte Oreſtes glücklich Iphigenien und die Bildſäule der Diana. Mehrere Völker behaupteten, daß ſie den Dienſt der tauriſchen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie ſelbſt ſoll zuletzt nach der Inſel Leuca gekommen ſein, und ſich daſelbſt, nachdem ihr hier unſterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pauſanias ſoll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irak Adſchemi, ſ. Perſien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Ireland (William Henry). Wir geben dieſem noch lebenden, als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsſchriften beliebten Engl. Schriftſteller hier wegen einer beiſpielloſen literar. Täuſchung und Myſtification, die er mit dem engl. Publikum trieb, einen Platz. Er iſt der Sohn Samuel Irelands, auch in Deutſchland durch ſeinen Commentar zu Hogarth bekannt. Unſer William war ein geſcheuter verſchlagener Knabe, und es zeigte ſich beſonders in ihm das Talent der Nachahmung alter Handſchriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverſchämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handſchriften von Shakſpeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weiſe, wie er zu dieſem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Subſcription unterſtützte Ireland, und 1796 erſchien in einem prächtigen Foliobande dieſer ſogenannte Nachlaß des unſterblichen Dichters. Es befanden ſich zwei Theaterſtücke darunter, betitelt das eine Vortigern, das andere Heinrich II. Jenes wurde ſogar auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchſten Grade und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erſchien von dem berühmten Herausgeber Shakſpeare's, Malone, ein umſtändlicher Bericht über dieſen Gegenſtand, in welchem er die Betrügerei bis zur höchſten Evidenz erwies. Jetzt geſtand ſie Ireland ohne weitere Scham und Scheu ſelbſt ein, und er gab ſogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geſchichte ſeines Betruges genau erzählte.

Irene, I) in der Mythologie eine der Horen, (ſ. d. Art.) den Frieden bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, ireniſch und die der Polemik entgegengeſetzte Wiſſenſchaft, die Indifferenzpuncte verſchiedener Partheien aufzufinden, und Frieden zwiſchen ihnen zu ſtiften, Irenik genannt wird. II) Eine Kaiſerin von Konſtantinopel, gleich berühmt durch Geiſt und Schönheit, wie durch Laſter-

thaten, ward zu Athen geboren und im Jahre 769 mit Leo IV. vermählt, nach deſſen Tode (den ſie durch Vergiftung bewirkt), ſie 780, mit Unterſtützung der Großen, ſich und ihren Sohn Conſtantin VI. Porphyrogenetes, der erſt 9 Jahr alt war, auf den kaiſerlichen Thron ſetzen ließ. Sie glaubte ſich in dieſer Würde durch neue Mordthaten befeſtigen zu müſſen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verſtorbenen Gemahls, welche eine Verſchwörung gegen ſie angeſtiftet hatten, hinrichten zu laſſen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländiſche Kaiſerthum; Irene wußte ihn durch Verſprechungen hinzuhalten. Ja, ſie widerſetzte ſich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von ihm im J. 788 in Calabrien aufs Haupt geſchlagen. Zwei Jahre vorher hatte ſie die zweite große Kirchenverſammlung zu Nicäa zuſammenberufen laſſen, auf welcher beſonders die Iconoklaſten bekämpft wurden (ſ. d. Art. Bilderſtürmer). Als Conſtantin herangewachſen war, entriß er, aus Eiferſucht über die Macht ſeiner Mutter, derſelben die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erſte Frau, die das morgenländiſche Kaiſerthum beherrſchte. Ihr Einzug in Conſtantinopel auf einem von Gold und Edelſteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche ſie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunſtgriffe, waren jedoch nicht im Stande, ſie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbeſteigung zu ſichern. Sie hatte mehrere Große verweiſen laſſen, und ſo eben, um ſich noch ſicherer auf dem Throne zu befeſtigen, den Entſchluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, zum Kaiſer ausgerufen, ſie (802) auf die Inſel Lesbos verwies, wo ſie 803 ſtarb.

Iris, des Thaumas Tochter, mit der Electra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schweſter der Harpyen, die windſchnelle, goldgeflügelte Botin und Dienerin der Götter, beſonders des Zeus und der Here, welche ſie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Geſtalt eines Regenbogens an den Himmel verſetzten. Sie wird als eine ſchöne Jungfrau mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über ſich, oder einen Nimbus über dem Kopfe, der alle Farben des Regensbogens ſpielt, abgebildet. Auf jeden Fall wurde die phyſiſche Erſcheinung des Regenbogens in dieſer Mythe, nach griechiſcher Sitte, anthropomorphoſirt. Darum iſt ſie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubte man, ziehe Dünſte aus Meer- und Landgewäſſern zu den Wolken hinauf, und ſchlürfe mit einem Stierhaupte die Flüſſe aus. Auch wurde er als Zeichen der Witterung angeſehen. Alles dieß verbindet ſich in jener mythiſchen Perſonification. — Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel Iris genannt; ſo wie Irisſteine gewiſſe Cryſtalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens ſpielen.

Irkutsk die Hauptſtadt in dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, 859 Meil. von St. Petersburg, am Zuſammenfluſſe des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie iſt nach Tobolsk die wichtigſte Stadt in ganz Sibirien, hat 2800 Häuſer, 20,000 Einw., ein Seminar, eine Schifffahrtsſchule, einige Fabriken und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chineſiſchen Waaren. Die warmen Bäder im barguſiniſchen Diſtricte des Gouvernements Irkutsk ſind gegen rheumatiſche und ſcorbutiſche Zufälle ſehr heilſam, und werden häufig beſucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäſte iſt 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, eine von den zwei großen brittiſchen Inſeln, getrennt von Großbritannien durch das irländiſche Meer mit dem St. Georgen Canal. Sie enthält 1396 Q. Meilen mit 4,400,000 Einw., worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden ſich mäßige Berge; die mittlern Gegenden aber ſind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Clima iſt gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner beſteht in der Viehzucht, welche bei den ſchönen Weiden trefflich gedeiht. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen, und die Leinwand iſt das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wird zur Ausfuhr gebauet, und damit der Schweſterinſel ausgeholfen. Die Fiſcherei iſt ſehr bedeutend. Die Waldungen liefern nicht ſo viel Holz als gebraucht wird, und die Schätze von Torf- und Steinkohlen ſind noch nicht genugſam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Inſel nur Blei und etwas Eiſen, auch Salz. Der Handel hat in neuern Zeiten außerordentlich zugenommen, 1807 liefen in Irlands Häfen 8019 Schiffe mit 780,937 Tonnen und 44,847 Seeleuten ein, und 6624 Schiffe mit 669,062 Tonnen und 39,362 Seeleuten aus. Schon 1804 betrug die Ausfuhr Irlands, worunter allein 42,688,621 Ellen Leinwand waren, an Werthe nahe an 80 Millionen Gulden. Irland enthält 4 Erzbisth. und 15 Biſthümer. Es begreift 4 Provinzen und 32 Grafſchaften. I. Provinz Leinſter: 1) Dublin, mit der Hauptſtadt der Inſel, (S. Dublin); 2) Wicklow; 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) Eaſt-Meath; 11) Weſt-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulſter: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo: 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Mounſter: 27) Klare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry; 32) Cork. Von alten Zeiten her finden ſich in der Inſel vielerlei Stämme von Einwohnern; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerik und Cork; die ſich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern amalgamirt haben; Hochſkoten, welch noch die alte Gaelſche oder Erſiſche Sprache reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, und Engländer. Der übrige Theil der Einwohner beſteht aus gemiſchten Geſchlechtern. Im Allgemeinen iſt der Irländer ſehr genügſam und dabei fröhlich und geſellig. Zur Bildung des Kunſtſinnes wurde 1819 in Dublin eine Kunſtſchule, nach dem Muſter der Londner Akademie eingerichtet. Ueber den älteſten Zuſtand Irlands ſehe man den Art. Hibernien. Im 12ten Jahrhunderte wendete ſich ein vertriebener Fürſt von Leinſter an König Heinrich II., und gab dadurch Veranlaſſung, daß die Engländer die ganze Inſel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in ſeinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Roſe erklärten ſich die engliſchen Vorſteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten ſie den Einwohnern den erſten harten Druck. Kaum hatten ſich die Partheien verſöhnt, als Religionswuth ſie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entſchieden zum Proteſtan-

tismus übertraten. Argwohn auf dieſer und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Proteſtanten binnen wenigen Monaten das Leben koſtete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Beſiegung der Irländer die harten, ſeit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erſt in den neuern Zeiten zurückgekommen iſt. Während des amerikaniſchen Krieges ſetzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollearbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den brittiſchen Colonien, und im J. 1782 die Unabhängigkeit vom brittiſchen Parlamente, welchem das irländiſche gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte ſich der Hof, was die Regierung betrifft, ſeinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete ſtets ſeinen Einfluß, und wie das irländiſche Parlament in eben die Rechte geſetzt wurde, welche das brittiſche (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland beſitzt, ſo fand auch bei demſelben das nämliche Beſtechungsſyſtem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten dieſe Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen ſchlummerte, während ihr Wohlſtand wuchs. Ihr Feld=, vorzüglich der Kornbau ſtieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte ſich. Als aber die franzöſiſche Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte ſich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten ſich Wigh=Clubs, unter denen der zu Dublin der wichtigſte war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einſchränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine ſtrenge Maßregeln zu ergreifen, ſondern tolerante Geſinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltſame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländiſchen Parlamente eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen, als in England ſetzte, der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeſchafft; nur Sitz und Stimme im Parlamente wurde ihnen verſagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zuſammen, die ſich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man ſtreute aufrühreriſche Schriften aus, verſprach franzöſiſche Hülfe; in Dublin formirte ſich ein militäriſcher Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, ſo daß zu Anfang des Jahres 1794 die Irländer faſt gänzlich beruhigt waren. Aber es erhoben ſich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte ſich durch Auflegen neuer Taxen, durch angenommene Strenge, und durch Begünſtigung eines, dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt ſie aber durch fortgeſetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu ſtillen, ſchien es die Regierung vielmehr zu reuen, ſo viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im J. 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militäriſcher Gewalt zu verfahren, verſchaffte ſich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Dieſe brach 1796 aufs neue aus. Man

entdeckte im Februar zu Dublin ein Comptott, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Abſicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausſchweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelinſurrection bekannt worden iſt. Sie wurde für den Augenblick zwar geſtillt; allein das Feuer glimmte unter der Aſche fort, und 1798 erneuerte ſich der Ausbruch, der höchſt gefährlich hätte werden können, wenn die franzöſiſche Unterſtützung bedeutender geweſen wäre. Erſt nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die engliſchen Truppen und durch die Loyaliſten (Engliſchgeſinnten) wieder hergeſtellt. Das franzöſiſche Hülfscorps von 1108 Mann mußte ſich ergeben. Das engliſche Miniſterium glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am ſicherſten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter ein Parlament vorbeugen zu können. Dieſe **Union** wurde im J. 1800 von Pitt durchgeſetzt, und begann mit dem 1ſten Januar 1801. Irland ſchickt nun 4 geiſtliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus, und 100 Repräſentanten ins Unterhaus des gemeinſchaftlichen Parlaments, zahlt 2/17 der Staatsabgaben, behält vor der Hand ſeine ehemaligen Geſetze und Verordnungen, und hat ſtatt eines Vicekönigs einen Lord-Generalſtatthalter an der Spitze der Staats- und Juſtizverwaltung. Die Schuldenlaſt Irlands iſt von 34, auf 120 Mill. Pf. St. (im J. 1816) geſtiegen. Vergl. d. Art. **Großbritannien**, und über die irländiſchen Katholiken d. Art. **Emancipation**.

Irmenſäule (**Irminſul**) iſt eine von den alten Sachſen göttlich verehrte Bildſäule, welche einen, nach Art der alten Deutſchen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten, und einer Lanze in der linken Hand vorſtellte. Dieſe Säule war ihr heiligſtes Idol und ſoll bei Eresburg, einer Hauptfeſtung der Sachſen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain geſtanden haben. Carl der Große zerſtörte dieſe Feſtung im J. 772 und mit ihr jenes Denkmal des Alterthums. Die Geſchichte und Deutung der Irmenſäule iſt ſehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war ſie zu Ehren Hermanns, des Befreiers der Deutſchen, errichtet worden; wahrſcheinlich aber ſtellte ſie das Bild einer vorzüglichen Gottheit, vielleicht ſelbſt des Wodan vor, und der Name Irmin oder Hermann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Krieges war.

Irokeſen oder **Mohawker**, fünf (vormals ſechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigene republikaniſche Verfaſſung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordweſtlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohawkerland genannt wird, in der Nachbarſchaft von Penſylvanien und Maryland. Sie theilen ſich 1) in die eigentlichen **Mohawker** oder die 5 vereinigten Nationen **Onondagier**, **Ounidaer**, **Senekaer**, **Tuskarogier** und **Irundoker** oder **Irokeſen** 2) in **Mohawkſche** Schutzverwandte, wohin die **Shawaneſen**, **Delawarer**, **Mikanders** und **Miamier** gehören und 3) in die **Huronen**. Die Franzoſen, ſo lange ſie in Canada Nachbarn derſelben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geſchloſſenen Verträge, feindſelige und grauſame Anfälle von ihnen auszuſtehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokeſen wird aber immer mehr eingeſchränkt. Ihr Hauptort iſt **Anondago**. Im Jahre 1700 zählten ſie 54,560 Krieger,

jetzt etwa 12 bis 15,000 die ſeit 1794 Ackerbau, Viehzucht und ſelbſt etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Civiliſation angenommen haben.

Ironie. Für dieſes aus dem Griechiſchen entlehnte Wort (εἰρωνεία, Verſtellung) haben wir kein entſprechendes deutſches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernſt, dafür gebrauchen wollen. Man verſteht unter Ironie jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwiſſenheit, die Fehler, Inconſequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß ſie gerade das Gegentheil zu thun ſcheint. Sie ſetzt weder ein böſes Herz, noch einen ſchlimmen Zweck voraus, und kann mit ſo viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität beſtehen, daß ſelbſt der Belachte zum Mitlachen genöthigt, oder zu beſſerer Einſicht erhoben wird. Die Ironie kann ſich aber auf doppelte Weiſe zeigen, einmal indem der Ironiſche ſich ſtellt, als halte auch er die falſche Meinung oder Maxime für die wahre, (verſtellte Unwiſſenheit), während er ſie doch durch immer ſtärkere Beleuchtung gegen die wahre in einen ſolchen Contraſt ſtellt, daß ſie unfehlbar als abſurd erſcheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernſt des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komiſchen und ſatiriſchen Poeſie hat bis jetzt das treffendſte Wort Jean Paul geſagt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik. Ueber die Sokratiſche Ironie ſ. Sokrates. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewiſſe Abart (die Perſifflage), welche derſelben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Beſſerung zielt, ſich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational werden ſchlechtweg Größen genannt, die nicht aus der Einheit und deren Theilen zuſammengeſetzt werden können, z. B. die Quadratwurzel aus 2, 1,4124... die durch fortgeſetzte Annäherung in Theilen der Einheit zwar immer genauer, aber nie ganz genau angegeben werden kann. Eben ſo heißt das Verhältniß zweier Größen irrational, wenn die eine durch das Ganze und die Theile der andern nicht erſchöpfend gemeſſen werden kann. Kreisumfang und Durchmeſſer ſtehen in einem ſolchen irrationalen Verhältniſſe, weil nur annäherungsweiſe angegeben werden kann, wie oft der letztere im erſteren enthalten iſt. Irrationalität heißt dieſe Eigenſchaft der Größe. D. N.

Irregulär iſt überhaupt Alles, was von der Regel abweicht und dieſer zuwider iſt. In der Mathematik heißen Raumgeſtalten irregulär, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen nicht von gleicher Größe und Geſtalt ſind, im Gegenſatze der regulären, bei welchen dieſe gleich ſind.

Irreſein, iſt derjenige regelwidrige Zuſtand der Seelenthätigkeit des Menſchen, in welchem er die Freiheit ſeines Bewußtſeins verloren hat, in welchem folglich ſeine Reden und Handlungen nicht mehr in Beziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken ſeiner Vernunft ſtehen. In Rückſicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir ſie als Geiſt oder als Gemüth, inſofern alle Thätigkeit derſelben auf Denken oder Empfinden ſich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der Vorſtellungen, der Begriffe und Urtheile, iſt richtig, wenn es mit den Gegenſtänden, worauf es ſich bezieht, übereinſtimmt; die Empfindungen, die äußern und innern, nemlich die Wahrneh-

mung des Zuſtandes der Seele, ſind regelmäßig, wenn ſie den Gefühlen, von welchen ſie abſtammen, und den körperlichen oder pſychiſchen Einwirkungen angemeſſen ſind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder blos im Innern derſelben vor, oder ſie äußern ſich durch das Handeln, wodurch der Menſch mit der Außenwelt und den Mitmenſchen in Wechſelwirkung tritt. Die Handlungen und Aeußerungen des Menſchen können nur dann wahr genannt werden, wenn ſie wirklich von derjenigen Geiſtesthätigkeit oder Gemüthsſtimmung ausgehen, welche ſie bezeichnen ſollen, allein nicht immer iſt dieß in den Weltverhältniſſen der Fall. Die Zwecke, welche der Menſch verfolgt, verlangen nicht ſelten eine andere Aeußerung und Handlung, als der Geiſtesthätigkeit und dem Gemüthszuſtand des Menſchen eigentlich entſprechen würde. Oft aber ſind zwar die Aeußerungen des Menſchen wahr, allein ſeine Geiſtesthätigkeit ſo wie ſein Gemüthszuſtand iſt unrichtig, den Gegenſtänden nicht angemeſſen; in dieſen Fällen iſt der Menſch im Irrthum, er macht ſich falſche Vorſtellungen und Begriffe, ſowohl von Gegenſtänden der moraliſchen als der phyſiſchen Welt, bildet falſche Urtheile über dieſelben, ſetzt ſich Zwecke vor, die mit den höhern Zwecken der Vernunft nicht im Einklang ſtehen, wählt falſche Mittel zur Erreichung ſeiner Zwecke, geräth in angenehme oder unangenehme Zuſtände ſeines Gemüths, über Gegenſtände, welche vielleicht dieſe gar nicht, oder das Gegentheil davon hervorbringen ſollten. Zu dem Weſen der Seele gehört aber das Selbſtbewußtſein, das Selbſtanſchauen der Seele in ihrer höchſten Klarheit, wodurch ſie ihre eigne Thätigkeit, ihren innern Gemüthszuſtand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zwecken beherrſchen kann. So lange der Menſch die Freiheit dieſes Selbſtbewußtſeins beſitzt, kann er daſſelbe nach allen Richtungen hin, ſowohl nach dem Innern als nach den Verhältniſſen der Außenwelt hinwenden; iſt er gleich im Irrthum, bildet er ſich falſche Begriffe von einem Gegenſtande, übereilt ihn irgend ein Affect, ſo kann er deßohngeachtet ſeinen Irrthum verbeſſern, ſeinen Affect beherrſchen, er kann ſeine Handlungen und Aeußerungen in Einheit mit ſeinen Zwecken ſetzen, die letztern mögen nun die höhern Zwecke der Vernunft, oder die niedern der Sinnlichkeit ſein. Nur dann erſt, wenn der Menſch dieſe Freiheit des Selbſtbewußtſeins verloren hat, geht der Irrthum oder die Täuſchung in wahres Irreſein, Verrücktſein, Geſtörtheit über, und äußert ſich als Seelenkrankheit, die entweder blos als Geiſtes- oder blos Gemüthskrankheit, oder auch beides zugleich erſcheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung aller Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf den Zweck der Vernunft. Gehen wir den Urſachen des Irreſeins bis auf die tiefſte Quelle nach, ſo finden wir, daß ſie im Grunde jedesmal in einer phyſiſchen Abweichung vom Normalzuſtande des Organismus gegründet iſt, nemlich in einer Störung oder Unterdrükkung der Function des Organs des Bewußtſeins im Gehirn. Jede andere Abnormität der Seelenthätigkeit iſt nur vorübergehend, nur dem Irreſein ähnlich, z. B. Leidenſchaften, ſtarke Affecte, Irrthum, und Wahn, Einfalt, Mangel an Beurtheilung, Dummheit. Iſt aber das Organ des Bewußtſeins im Gehirn ſelbſt in ſeiner Function geſtört oder verhindert, ſo wird das Bewußtſein daurend verdunkelt, und es tritt wirkliches Irreſein, oder Wahnſinn ein. Da nemlich das Bewußtſein durch die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelſt des Nervengeiſtes, eben ſo wie die übrigen Vermögen der Seele, in ſeiner Thätigkeit an ein beſtimmtes Organ ge-

bunden iſt, ſo hängt auch die Thätigkeit des Bewußtſeins von der Normalität ſeines Organs ab, und jede Störung der Function deſſelben muß eine Verdunkelung des Bewußtſeins mit ſich führen. Die Veranlaſſung zu dieſer Abnormität in der Function dieſes Organs kann aber ſowohl von dem übrigen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit ſelbſt hervorkommen. In den Gehirnorganen kann eine disharmoniſche Function eingetreten ſein, ſo daß ein Organ das andere in ſeinen Verrichtungen ſtört. Ein zu heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Blutbehälter im Gehirn, daher rührender Druck auf das Gehirn, zu rapide Abſonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann die Function der verſchiedenen Theile deſſelben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Gangliensyſtem aus kann durch Ueberſtrömung des Nervenäthers an dem ſympathiſchen Nerven oder an dem Stimmnerven (ſ. den Art. Nervenſyſtem) nach dem Gehirn eine ſo gewaltſame Einwirkung auf das Organ des Bewußtſeins geſchehen, daß deſſen Function dadurch geſtört und das Bewußtſein verdunkelt wird. Dieß kann z. B. durch unmäßige Genüſſe geiſtiger Getränke, durch narkotiſche Gifte, u. dergl. geſchehen. Von der Seelenthätigkeit ſelbſt kann aber die Veranlaſſung zum Irreſein herkommen auf folgende Weiſe. Wenn die Seele, es ſei aus eigener Willkür, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenſchaften getrieben, ihr Bewußtſein auf irgend eine Thätigkeit des Geiſtes oder einen Zuſtand des Gemüths ausſchließlich hinlenkt, es dadurch für die klare Ueberſicht der übrigen Geiſtesbedürfniſſe und der Verhältniſſe der Außenwelt verdunkelt, ſo wird dadurch ſchon die Einleitung zum wirklichen Wahnſinn gemacht, und dauert dieſer Zuſtand in dem Grade fort, daß dieſe Disharmonie in der Thätigkeit des Bewußtſeins auch rückwärts auf das Organ deſſelben ſtörend einwirkt, was nach organiſchen Geſetzen endlich nothwendig erfolgen muß, ſo geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtſeins verloren, der Menſch kann es nicht mehr von den Objecten, in denen es ſich verloren hat, losreißen und auf andere hinlenken, der Zuſtand des völligen Irreſeins iſt alsdann eingetreten. Iſt gleich die Freiheit des Bewußtſeins verloren gegangen, ſo iſt es doch zuweilen ſchwer, die Claſſe des Wahnſinns beſtimmt zu unterſcheiden, in welchem derſelbe ſeinen Anfang nimmt, indem die Verdunkelung des Bewußtſeins ſich bald über mehrere Thätigkeiten des Geiſtes erſtrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, ſo daß zuweilen, wenn blos dieſe einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele ſichtbar ſind, auf kurze Momente gar kein Irreſein zu bemerken iſt. Man kann das Irreſein in Hinſicht der Veranlaſſungen: in rein phyſiſches oder in körperliches, in Hinſicht der Dauer: in langwieriges (chroniſches, eigentlich Geiſtes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chroniſche wird am richtigſten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher ſich die Freiheit des Bewußtſeins zunächſt verliert, abgetheilt. Daher bilden ſich zwei Hauptclaſſen der Verrücktheit, (des Wahnſinns) je nachdem ſich das Selbſtbewußtſein zunächſt in der Region des Geiſtes oder in der des Gemüths verliert. Die erſte Claſſe dieſes Wahnſinns können wir mit dem Namen Narrheit, (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnſinnige mit Narrheit, (Wahnwitzige) hat zunächſt ſein Bewußtſein in Anſehung der Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er ſich der Möglichkeit des Irrthums in Hin-

ſicht derſelben nicht mehr bewußt iſt und ohne Rückſicht auf die Verhältniſſe der Außenwelt ſeinen falſchen Vorſtellungen und Begriffen gemäß handelt. Hierzu kommt, daß die ungezügelte Phantaſie ſich immer noch Objecte dazu ſchafft, die der Wahnwitzige nicht als ſolche zu erkennen vermag, ſondern ihnen gemäß, als wären ſie in der Realität wirklich vorhanden, ſpricht und handelt. Auch das Gemüth, durch das Band des Bewußtſeins nicht mehr zur Einheit zuſammengehalten, wirft ſich auf die falſchen Objecte, beſchäftigt ſich zwecklos bald mit dieſem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieſer Art des Irreſeins iſt gewöhnlich einſeitige Cultur des Erkenntnißvermögens, übermäßige Geiſtesanſtrengung, Vorherrſchen einer zweckloſen Phantaſie, Zerſtreuungs- und Vergnügungsſucht und Hochmuth. Die andere Claſſe können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen. (S. dieſen Artikel). Sie hat urſprünglich ihren Sitz im Gemüth, von welchem aus ſie ſich auch über andere Thätigkeiten des Geiſtes verbreitet. Auch geht die Melancholie, wenn ſie einige Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreſeins über. Um die weſentlichen Vorgänge bei dem Irreſein noch etwas zu beleuchten, dürfen wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrachtung nehmen, da dieß von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervorgebrachte vorübergehende Irreſein im Weſentlichen der Erſcheinungen übereinſtimmt mit dem chroniſchen. Der Irre kann in Rückſicht der Erſcheinungen angeſehen werden als ein im Wachen Träumender. Wie der Schlafende im geſunden Zuſtande mannichfaltige Traumbilder vor ſich ſchweben ſieht, ſo der Irre im Wachen, nur daß ſie die Bilder, die Anſchauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht dieſen ſondern ſeinen innern Wahnbildern und Vorſtellungen gemäß, ohne Rückſicht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers, in andern Fällen durch andere phyſiſche oder auch pſychiſche Einwirkungen, wird das Bewußtſein unterdrückt; durch eben dieſe gewaltſam ſtörenden Einwirkungen auf das Hirnſyſtem werden aber auch die Functionen deſſelben ſo gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zugleich herbeigeführt eher vermindert wird. (Alle Irren ſchlafen ſehr wenig.) Bei dieſem Zuſtande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt zu Vorſtellungen und Bildern, die ſie aber weder mit den Gegenſtänden vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken ſetzen kann. Die Reden und Handlungen des Irren können daher wohl den innern Wahnbildern gemäß ſein, aber ſie ſind es nicht den wirklichen Gegenſtänden, den Verhältniſſen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Sinnesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der Seele Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Durch krankhafte Beſchaffenheit dieſer Organe können ſchon die daher kommenden Anſchauungen falſch ſein, (ſ. den Art. Phantasmen und Hypochondrie) bei verdunkeltem Bewußtſein kann die Seele die Falſchheit oder Aechtheit dieſer Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterſcheiden. Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und abnorme Einwirkung des Ganglienſyſtems freier wirkende Vermögen der Bilderſprache (Imagination) der Seele, welche jeder Vorſtellung, jeder dunkeln Wahrnehmung des Gemeingefühls beſtimmte Bilder unterſchiebt. Dieſe Wahrnehmung des Gemeingefühls von dem eignen Organismus ſind zumal bei krankhaftem Zuſtande ſehr verſchieden, und geben deßhalb auch bei dem Irreſein die Veranlaſſung zu mannichfaltigen falſchen Vorſtellungen. So entſtehen z. B. vom Gemein-

gefühl aus ein allgemeines dunkles Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichſam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Inſtincte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Dieſe abnormen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtſein nicht beherrſchte Imagination zu den mannichfaltigſten adäquaten Bildern, daher glaubt der Irre, es ſei etwas an ſeinem Körper zerbrochen, er ſei, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied ſei um viermal größer, als es iſt, oder der ganze Körper ſei ungeheuer groß, oder er ſieht ſich in Wüſten und von Schreckgeſtalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr, oder in Waſſerfluthen, u. ſ. w. Auch die durch das Bewußtſein nicht beherrſchte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falſcher Thätigkeit, daher der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterſcheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längſt vergangenen Zeit lebt, als wären ſie gegenwärtig. Allein auch gewiſſe Vorſtellungen und Ideen die in der Seele eigenmächtig und noch in der Periode der Geſundheit entſtanden ſind, können den Kranken ſo ausſchließlich beherrſchen, daß er einzig und allein damit ſich beſchäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantaſie dieſe Ideen aufgefaßt und feſtgehalten, bildet ſie in mancherlei Geſtalten aus, und führt ſie den Kranken unaufhörlich zu, ſo daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irrſeins liegt, ſchmückt die Phantaſie den Kranken zum König oder Kaiſer oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet ſie darnach, und ſchafft ihm einen Hofſtaat von Großen und Miniſtern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irreſein läßt nach, ſobald der Sturm des Fiebers ſich legt. Nur in ſeltenen Fällen bleibt zuweilen ein chroniſches Irreſein zurück. Das chroniſche Irreſein von körperlichen Urſachen iſt ſchwer zu heilen, am ſchwerſten das von pſychiſchen Urſachen, beſonders von Hochmuth, Zerſtreuungsſucht und Ausſchweifungen entſtandene.

Irritabilität, Reizbarkeit, nach Haller das Vermögen der Muskelfaſer, ſich auf einen geſchehenen Reiz (der Nerven oder anderer äußeren Dinge) gegen ihren Mittelpunct zuſammenzuziehen. Sie wird der **Senſibilität** gewiſſermaßen entgegengeſetzt. S. d. Art. **Haller, Leben, Phyſiologie, Reizbarkeit, Senſibilität.**

Irrlicht oder **Irrwiſch** heißt eine kleine leuchtende Lufterſcheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche ſich eben ſo zeigt, wie entzündetes Waſſerſtoffgas. Gewöhnlich erſcheinen Irrlichter da, wo thieriſche Subſtanzen faulen, als an ſumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiſeſte Hauch der Luft bewegt ſie fort, daher ſcheinen ſie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer ſie nun in der finſtern Nacht für wirkliche Lichter in Häuſern hält, und ihnen folgt, wird **irre geführt**; daher ihr Name. Aberglaube und Unbekanntſchaft mit der Natur haben ſie in der Vorzeit zu böſen Geiſtern gemacht, welche die Reiſenden neckten und irreleiteten. In warmen Sommernächten werden ſie öfter geſehen, als im Winter, und ſind überhaupt in ſüdlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen ſind ſie

auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur iſt noch unbekannt; wahrſcheinlich aber beſtehen ſie aus gephosphortem Waſſerſtoffgas, welches ſich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Irrthum heißt ein falſches Urtheil, in ſofern es für wahr gehalten wird. Die Veranlaſſung dazu iſt der Schein, d. h. ſubjective Verhältniſſe, welche ſtatt objectiver (oder Erkenntnißgründe) gebraucht werden. Dieſer Schein wurde von den Alten species veri genannt, und ſie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen ſolchen Schein vorausſetze, weil, wenn der Verſtand einſieht, daß eine Sache nicht vollſtändig gedenkbar iſt, oder, wenn er die Nichtübereinſtimmung und den Widerſpruch ſeiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er ſolche unmöglich für wahr halten kann. Dieſer Schein bezieht ſich entweder auf die logiſche Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im erſten Falle entſteht der formale, im andern der reale, oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Geſetzen des Verſtandes, d. h. ſich ſelbſt widerſpricht, iſt logiſch falſch. Irrt der Verſtand, ſo merkt er dieſen Widerſpruch nicht, und die Nichtübereinſtimmung der Gedanken mit den Geſetzen des Verſtandes iſt für ihn nicht vorhanden. Erſt wenn dieſer Schein aufgedeckt wird, verſchwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht ſich auf die Sache, und beſteht in dem Widerſpruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenſtänden. Der formale Irrthum läßt ſich aus logiſchen Grundſätzen erkennen; der reale oder materielle aber nicht, weil die Vorſtellung eines beſondern Gegenſtandes nach etwas ganz Anderem beſtimmt wird, als nach den bloßen Geſetzen des Denkens, indem durch dieſe allein nicht begriffen werden kann, ob unſere Vorſtellungen mit den Gegenſtänden übereinſtimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abſtrahirt; ſo kann ſie auch nicht beſtimmen, ob, wenn ſich materielle Vorſtellungen in uns befinden, dieſe mit ihren Objecten übereinſtimmen, oder nicht, und kann mithin ein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums ſo wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpfet man mit einem Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erſte falſche Urtheil ankommen läßt, ſo heißt das erſte falſche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen ſteht, der Grundirrthum, das Uebrige ſind abgeleitete Irrthümer. An und für ſich iſt jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis), und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis); doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegebenen Umſtänden von einer beſtimmten Perſon ſehr ſchwer zu vermeiden war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, aus ſubjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, ohne hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn durch wirkliche Einſicht in die Gegenſtände, ſo wie durch Anerkennung ſeiner Unwiſſenheit. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil iſt, und das Urtheil aus dem Verſtande, und nicht aus den Sinnen hervorgeht: ſo kann man allerdings ſagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil ſie jederzeit richtig urtheilen, ſondern vielmehr, weil ſie gar nicht urtheilen, ob ſie gleich durch ihren Einfluß auf den Verſtand zum Irrthume verleiten können. Faſſen wir nun nicht mehr in unſer Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden iſt; ſo iſt auch kein Irrthum vorhanden. Sagen wir z. B., die Wolken ſcheinen auf den Bergen zu liegen, oder, die Sonne

ſcheint beim Untergange größer als beim Aufgange; ſo iſt dieſes kein Irrthum. Sobald wir aber das Scheinen in ein Sein verwandeln und ſagen, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne iſt im Untergange größer als im Aufgange; ſo haben nicht die Sinne ſondern der Verſtand geirrt, indem dieſer, durch den Schein verleitet, mehr in ſein Urtheil aufgenommen hat, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum iſt alſo nur in dem Verhältniſſe des äußern Gegenſtandes zu unſerm Verſtande anzutreffen, und der zureichende Grund deſſelben liegt in dem freien Gebrauche der Urtheilskraft, vermöge deſſen wir etwas Gegebenes auf eine Regel beziehen, unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menſchlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als ſolche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Umſtände, welche Irrthümer veranlaſſen können, ſind theils innere, theils äußere. Jene beziehen ſich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erſtern gehört natürliche Schwäche, entweder des geſammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmoniſche und unverhältnißmäßige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Vernachläſſigung des andern, Uebereilung, Mangel an nöthigen Kenntniſſen und Erfahrungen, Unterlaſſung fleißiger Uebung im Nachdenken und Erwählung falſcher Methoden, beſonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem ſchwachen Verſtande, oder eine ſchwache Urtheilskraft die Quelle dieſer Irrthümer werden. In Abſicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenſchaften, Neigungen, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbſtvertrauen und Abſcheu vor mühſamer Unterſuchung. Descartes und Gaſſendi haben ſich daher einander wol nicht recht verſtanden, wenn der erſte ſagte, die Urſache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius potest intellectu (daß der Wille ſich weiter erſtrecke als der Verſtand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (der Wille ſtrebe nur nach demjenigen, was der Verſtand bereits vorhergeſehen habe). Zu den äußern Urſachen des Irrthums gehört Alles, was uns die erſte Richtung zu gewiſſen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Umgang, welche Dinge öfters nicht in unſerer Gewalt ſtehen. Uebrigens leuchtet es ſchon aus dem obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, ſondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich etwas Wahres ſei.

Iſaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch die ſeinen Aeltern lang verheißene, und erſt im hohen Alter derſelben erfolgte Geburt, und durch die Beſtimmung zu einem frühen Opfertode (ſ. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich ſeinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erſcheint der patriarchaliſche Character milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in ſeinem Sohne Jacob. Durch den Ackerbau, den er ſchon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als ſeine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigte er ſich auch in ſeinem Hauſe als einen zärtlichen, aber früh gealterten, ſchwa-

chen und leicht zu täuſchenden Vater, der den ſtillen hinterliſtigen Jacob dem wilden und redlichern Eſau vorzieht. In dem ſchönen, (neuerlich in den bibliſchen Idyllen der geiſtreichen Caroline Pichler bearbeiteten,) poetiſchen Stoffe ſeiner Heirathsgeſchichte mit Rebecca, glänzt dieſe vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, ſcheint er beſtimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Iſabelle von Caſtilien, die berühmte und ſtaatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte ſich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und beſtieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schweſter Johanna den rechtmäßigſten Anſpruch auf das Reich hatte, mit Ausſchließung dieſer, im J. 1474 den Thron von Caſtilien. Sie hatte ſich nemlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs ſo geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derſelben, nach dem Tode Heinrichs IV., ſich für ſie erklärte: den andern nöthigten die ſiegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im J. 1476 die Zuſtimmung ab. Nachdem die Reiche Caſtilien und Aragonien auf dieſe Weiſe mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Iſabelle den königlichen Titel von Spanien an. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts verband Iſabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Miniſters, den Scharfſinn eines Geſetzgebers und die glänzenden Eigenſchaften eines Eroberers. Sie war ſtets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen ſetzte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, ſo wie die Entdeckung Amerika's, iſt größtentheils ihr Werk, und verſchaffte ihr Gelegenheit, ſtets gerüſtet zu ſein. In allen ihren Unternehmungen ſtand ihr der ſtaatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemeſſene Herrſchſucht vorgeworfen: aber dieſe Fehler förderten das Wohl des Reichs eben ſo ſehr, als ihre Tugenden und Talente. Ein Geiſt wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne ſie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laſter ihrer Unterthanen, welche durch ſchlechte Verwaltung der Geſetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtſchaffener Leute in Gefahr zu ſetzen. Durch Einführung eines ſtrengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am ſpaniſchen Hofe beſteht, wußte ſie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Perſon des Königs zu entfernen, und ihnen ſomit jeden verderblichen Einfluß auf dieſen zu benehmen. Das Fauſtrecht, welches bis dahin, eben ſo wie in Deutſchland, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrſcht hatte, wußte ſie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, ſo wie durch Einführung einer ſchnellen Juſtizpflege zu ſtürzen. Schon im Jahre 1492 hatte der Papſt Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholiſcher König, feierlich beſtätigt, der ihnen bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholiſche Religion, welcher ihnen dieſen Titel verſchafft hatte, unterſtützte auch die Inquiſition, welche beſonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Von dieſer Zeit an muß man

die Veränderung rechnen, welche ſich mit dem Charakter der ſpaniſchen Nation ereignet hat. Die Furcht nemlich, in die Gewalt jenes blutdürſtigen Tribunals zu fallen, war Urſache, daß ſich die Nation zu dem Ernſte und der Einſylbigkeit gewöhnte, welche wir noch jetzt an ihr bemerken: Eigenſchaften, die mit der ſonſtigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines ſüdlichen, geſegneten Clima's gerade im Widerſpruche ſtehen. Mit jenen Maßregeln hing auch die Vertreibung der Juden aus Spanien zuſammen. Iſabelle ſtarb 1504, nachdem ſie ihrem Gemahl, auf welchen ſie ſtets ſehr eiferſüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, ſich nicht zum zweiten Male zu verheirathen. S. Ferdinand V.

Iſabey, einer der geſchickteſten Miniaturmaler der Franzoſen, iſt ein Schüler Davids. Dieſer Künſtler beſitzt eine ganz eigne Zartheit und Grazie; alle ſeine Gebilde ſind nur wie hingehaucht, wie aus Luft gewebt, und doch dabei ſehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunſtwerke ſchaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle ſeine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, ſo wie die feſtere Form oft daraus verdrängte. Iſabey erfand die ſehr hübſche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich iſt. Er zeichnet und tuſcht auch ſehr oft Compoſitionen von vielen Figuren, welche alle Portraitähnlichkeit haben. Seine berühmteſten Blätter in dieſer Art ſind: der Beſuch Napoleons bei Oberkampf, einem groſſen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terraſſe zu Malmaiſon und viele Paraden und Preſentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem Wiener Congreſſe verſammelten Fürſten und Staatsmänner. Eines ſeiner ſchönſten und gemüthvollſten Blätter iſt ſein Nachen, (la nacelle) wo er ſelbſt mit ſeiner Familie dargeſtellt iſt. Die Manier à l'estompe, welche den punctirten Kupferſtichen ſehr gleicht, war eine Zeit lang herrſchend Mode, doch ſie muß von Iſabey's Meiſterhand kommen, wenn ſie nicht in verſchwindendes, charakterloſes Nebeln ausarten ſoll. Seine Miniaturgemälde ſind außerordentlich ſchön, nur er kann mit Auguſtin in Paris wetteifern, und hat dieſer mehr Kraft und Wärme der Farbe, ſo beſitzt Iſabey noch größere Leichtigkeit und ſanftern Farbenſchmelz. Wl.

Iſelin (Iſaak), ein verdienſtvoller ſchweizeriſcher Gelehrter, ward am 17. März 1728 zu Baſel geboren, und ſtudirte zu Göttingen die Rechtsgelehrſamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenoſſiſche Staatsrecht in ein Syſtem zu bringen, und lieferte in ſeiner Inauguraldisputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon. Er ging ſodann auf Reiſen, und ſuchte ſich beſonders ſeinen Aufenthalt zu Paris ſo lehrreich als möglich zu machen. Außer der Rechtswiſſenſchaft widmete er ſich mit beſonderem Eifer der Philoſophie und Geſchichte, und beſchäftigte ſich mit der Ausarbeitung einer helvetiſchen Geſchichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu ſeinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre ſpäter die Stelle eines Rathsſchreibers erhielt, mit welchem Amt die Aufſicht über die Staatskanzlei verbunden war. Er war die erſte Veranlaſſung zu der helvetiſchen Geſellſchaft, ſo wie er auch 1777

in ſeiner Vaterſtadt die Geſellſchaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen ſtiftete. Er ſtarb am 15ten Juni 1782 im 54ſten Jahre ſeines Alters. Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgeſetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patrioten; Ueber Geſetzgebung und Geſetze; Ueber den Werth der politiſchen Tugenden; Die Geſchichte der Menſchheit (ſein reifſtes und am meiſten vollendetes Werk), und die Ephemeriden der Menſchheit, ſieben Jahrgänge, Baſel, 1776 bis 1782, welche nach Iſelins Tode von W. G. Becker bis zum 10ten Jahrgange, Leipzig 1786, fortgeſetzt wurden.

Iſenburg, eine Standesherrſchaft im Großherzogth. und im Kurfürſtenth. Heſſen, welche zerſtückt in dieſen beiden Staaten liegt, und auf 15 Q. M. 47,500 Einw. hat. Sie beſtand vor 1815 aus dem ſouveränen Fürſtenth. Büdingen und aus den mediatiſirten Beſitzungen der Grafen von Iſenburg-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, aus der Herrſchaft Heuſenſtamm des Grafen von Schönborn, und aus der Herrſchaft Eppershauſen des Freiherrn von Groſchlag. Der Boden iſt großen Theils gebirgig, er liefert Getraide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eiſen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fiſchereien. Die bedeutendſte Stadt iſt Offenbach, mit 8000 Einwohnern. — Die Grafen von Iſenburg, von deren Stammſchloſſe in der Nähe von Coblenz ſich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerſt bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Iſenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, ſeine Beſitzungen. Nach der Theilung der Länder im J. 1290 beſtanden zwei Linien, die der Grafſchaft Ober- und Nieder-Iſenburg. Erſtere lag im ehemaligen oberrheiniſchen, die letztere im ehemaligen churrheiniſchen Kreiſe. Die Linie in der Grafſchaft Nieder-Iſenburg erloſch 1664 mit dem Grafen Ernſt. Da dieſe Grafſchaft ein Lehen von Trier und Fulda geweſen war, ſo zog jetzt Chur-Trier ſeine Lehenſtücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerſpruchs des Grafen, nachmaligen Fürſten von Wied, ein. Den andern kleinern Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Beſitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartſchaft darauf erhalten hatten. Die Grafſchaft Ober-Iſenburg wurde 1633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernſt unter ſeine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, ſtiftete die Linie Offenbach-Birſtein, der jüngere, Johann Ernſt, die Linie Büdingen. Die Länder der letztern wurden nach Johann Ernſts Tode 1673 von neuem unter ſeine vier Söhne getheilt, von denen Johann Kaſimir die gräfl. Linie Büdingen, Ferdinand Maximilian die gräfl. Linie Wächtersbach, Georg Albrecht die gräfl. Linie Meerholz, Carl Auguſt die gräfl. Linie Marienborn ſtiftete. — In der Linie Iſenburg-Birſtein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 deſſen Sohn, Johann Ludwig; nach deſſen 1685 erfolgtem Tode deſſen beide Söhne die Länder ſo unter ſich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moritz, zu Birſtein regierte. Allein ſchon 1718 erloſch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Beſitzungen erbte Graf Wolfgang Ernſt I., der ſeinem Vater Wilhelm Moritz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürſten erhoben wurde. Ihm

folgte 1754 ſein Enkel Wolfgang Ernſt II., und dieſem 1803 ſein Sohn Carl, geb. 1766, vermählt mit Charlotte Auguſte Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürſt dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Beſitzungen der drei noch fortdauernden büdingiſchen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heuſenſtamm und Lerchenfeld, als ritterſchaftliche, angränzende Territorien. Er ſtellte ein Contingent von 291 Mann, ward franzöſiſcher General und organiſirte in Leipzig 1807 ein Infanterieregiment für den franzöſiſchen Dienſt. Nach der Auflöſung des Rheinbundes wurde das Fürſtenthum von den Alliirten adminiſtrirt, ſodann vermöge der Beſtimmung der Congreßacte, als mediatiſirtes Land unter die Souveränetät des Kaiſers von Oeſterreich geſtellt, und ſpäter dem größern Theile nach an den Großherzog von Heſſen übergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberfürſtenthum Heſſen einverleibt, einen Theil davon aber an Churheſſen für deſſen hanauiſche Aemter zur Entſchädigung überlaſſen hat. Gegenwärtig umfaßt die kurheſſiſche Provinz, oder das Fürſtenth. Iſenburg: (welches der Kurfürſt in Titel und Wappen aufgenommen hat) die Gerichte Diebach, Langenſelbold, Meerholz, Lieblos, Wächtersbach, Spielberg und Reichenbach, die in 4 Hoheitsämter getheilt ſind. Die fürſtl. offenbach birſteiniſche Linie beſitzt davon Diebach, Langenſelbold und Reichenbach, und unter großherzogl. heſſiſcher Hoheit, von der Grafſchaft Iſenburg: das Oberamt Offenbach und die Gerichte Wenigs und Wolferborn, zuſammen 7 1/2 Q. M. mit 26500 Einw. und 150000 fl. Einkünften. Der Fürſt reſidirt im Dorfe Birſtein. Ein Nebenaſt dieſer Linie iſt Philippseich. Die gräflichen Linien ſind: 1) Büdingen unter heſſiſcher Hoheit (3 Q. M. mit 10000 Einw. und 40000 fl. Eink.) 2) Wächtersbach unter kurheſſiſcher und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 Q. M. mit 6000 Einw. und 36000 fl. Eink.) 3) Meerholz unter kurheſſiſcher, und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemberg. Hoheit (1 1/2 Q. M. mit 5000 Einw. und 35000 fl. Eink.)

Iſerlohn, eine wohlgebaute, volkreiche, wichtige preußiſche Handelsſtadt in der Grafſchaft Mark, zur Provinz Weſtphalen, hagener Kreis, Regierungsbezirk Arnsberg, 5te Militärabtheilung, gehörig, am kleinen Fluſſe Baaren, mit 5500 Einwohnern in 730 Häuſern. Die lutheriſche Religion iſt die herrſchende; doch haben auch die Reformirten und Katholiken freien Gottesdienſt. Es ſind daſelbſt drei lutheriſche, eine reformirte und eine katholiſche Kirche, auch ein Gymnaſium. Die Fabriken verfertigen vielerlei Arbeiten von Eiſen, Meſſing und Draht, und kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, meſſingene Schalen u. ſ. w.; auch gibt es daſelbſt Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Meſſingfabrik in der Grüne.

Iſidorus. Unter dieſem Namen kennt die katholiſche Kirchengeſchichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Biſchöfe. Beſonders iſt der Name Iſidorus für die Geſchichte des päpſtlichen Rechtes durch eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen Iſidorus an der Stirn trägt, von einem Betrüger (einem Pſeudoiſidorus) aber untergeſchoben iſt, merkwürdig geworden. — Daß ein geſchätzter deutſcher Dichter, Graf Otto von Löben, ſich Iſidorus Orientalis, oder bloß Iſidorus zu nennen pflegt, kann hier noch bemerkt werden. Dm.

Iſis, die erſte Göttin bei den Aegyptern. Im Allgemeinen iſt ſie das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Oſiris, Iſis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Oſiris, der Dionyſus der Griechen, vermählte ſich mit Iſis (Sonne und Mond). Beide machten die Verſchönerung des geſellſchaftlichen Lebens zu ihrer nächſten Angelegenheit. Es wurden keine Menſchen mehr geſchlachtet, ſeit Iſis die bis dahin wildwachſende, und von den Menſchen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerſte entdeckte, und Oſiris dieſe Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerſt abgemähten Aehren der Iſis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von ſeiner Demeter pries, rühmte auch der Aegypter von ſeiner Iſis. Mit dem Ackerbau mußten auch nothwendig nach und nach eine höhere Cultur, und ein Streben nach Kunſt und Wiſſenſchaft entſtehen. Wenigſtens wird unter den Aegyptern erſt nach der Iſis von Gründung der Städte, Tempel und prieſterlichem Dienſte geſprochen; auch wurde ſie als Erſinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurde Oſiris vom Kronos und der Rhea ungeſetzmäßig erzeugt. Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt, fluchte er der Rhea und that den Ausſpruch, ſie ſolle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dieß hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie ſie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er ſpielte nämlich uit dem Monde im Brettſpiele, gewann ihm von ſeinem jedesmaligen Lichte den 70ſten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte dieſe den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr beſtanden hatte, und verſchaffte der Göttin alſo Zeit zur Geburt. Dieß waren die Schalttage der Aegypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Göttin gefeiert wurden. Zuerſt wurde Oſiris geboren, während deß eine Stimme rief: der Herr der Welt iſt geboren. Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Iſis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob ſie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu dieſen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte ſich mit Nephthys; Oſiris und Iſis liebten ſich bereits ſeit ihrer Geburt. Oſiris, als der gute Geiſt, ward von Typhon, dem Principe des Böſen, verfolgt, liſtigerweiſe in einen Kaſten geſperrt und ins Meer geworfen. Als Iſis dieſe Nachricht erhielt, ſchnitt ſie ſich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und ſchweifte troſtlos, überall den Kaſten ſuchend, umher. Inzwiſchen erfuhr ſie, Oſiris habe, im Wahne bei ihr zu ſeyn, ſich zu ihrer Schweſter Nephthys geſellt, und dieſe das neugeborne Kind ausgeſetzt. Iſis ſuchte daher daſſelbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kaſten, in welchem Oſiris eingeſchloſſen lag, war unterdeſſen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Geſträuche niedergeſetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem ſchönen, großen Baum erwachſen, ihn ganz eingeſchloſſen hatte. Dieſer Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen, und als Pfeiler an ſeinem Palaſte gebraucht. Hier ward der Kaſten durch Liſt der Iſis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerriſſen. Auf die Nachricht davon ſuchte Iſis die Stücke wieder zuſammen, fand ſie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an deſſen Statt ſie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und

ihm zu Ehren von den Aegyptern ein Feſt gefeiert ward. Oſiris kehrte ins Leben zurück, und Iſis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpocrates. Horus, der Sohn der Iſis, beſiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn ſeiner Mutter zur Verwahrung. Dieſe gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an ſie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierſchädel aufſetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beſchäftigte ſie ſich auch mit Heilung menſchlicher Krankheiten, und noch zu Galens Zeiten gab es einige Arzeneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward ſie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegypter die Iſis in weiblicher Geſtalt mit Kuhhörnern; ſo wie ihr die Kuh heilig war, und ſie ſelbſt gehörnt abgebildet wurde. Ja nach einer Sage ward Iſis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Oſiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man ſie an den Attributen des Lotus über der Scheitel, und dem Siſtrum in der Hand, einem muſikaliſchen Inſtrumente, deſſen ſich die Aegypter bei ihren gottesdienſtlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Iſis beſteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Bruſt in einen Knoten zuſammengeſchlagen und befeſtigt iſt. Ihr Kopf iſt von der ägyptiſchen Haube bedeckt, dem Urbild unſerer Nonnenſchleier. Bisweilen wird ſie auch, gleich der Artemis von Epheſus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüſten dargeſtellt. Späterhin erhielt Iſis bei den Römern in Geſichtsbildung, Geſtalt und Bekleidung einen Junoniſchen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen beſetzt iſt, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde beſonders in Nemphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Feſt (Iſisfeſt) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung beſtand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter Auguſt waren die Iſistempel Freiſtätten der größten Ausſchweifungen. Von Aegypten ging der Dienſt dieſer Göttin nach Griechenland und Rom über. (S. Io.) — Seit dem Jahr 1817 erſcheint in Jena unter dem Titel Iſis eine Zeitſchrift, welche ſich über Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik verbreitet, und ſich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging ſie, gleichſam im Freudenrauſch über die im Großherzogthum Weimar conſtitutionsmäßig eingeführte Perßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und ſchadete dadurch ſich ſelbſt und der guten Sache überhaupt. Der Herausgeber hätte einſehen ſollen, daß die noch zarte, eben erſt in unſern heimathlichen Boden verſetzte Pflanze der Preßfreiheit mit ſchonendern Händen gepflegt ſein wollte; ohne Zweifel wird ihn die gemachte Erfahrung auf den richtigen Mittelweg geleitet haben.

Iſistafel (mensa Isiaca auch tabula Bambina), wird ein altes berühmtes ägyptiſches Denkmal genannt, worauf der Dienſt der Göttin Iſis, mit ſeinen Ceremonien und Geheimniſſen dargeſtellt war. Es beſtand aus einer mit vermiſchten blauem Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künſtlich eingelegten Silberplättchen. Die Hauptfigur derſelben war die ſitzende Iſis. Dieſe Tafel kam nach Eroberung Roms (1525) an den Cardinal Bembo, von welchem ſie der Herzog von Mantua für ſein Cabinet erhielt. Nach der Plünderung von Mantua 1630 erhielt ſie Cardinal Pava, der ſie dem Herzoge von Sa-

voyen ſchenkte. Sie befindet ſich jetzt im Schloſſe zu Turin. Aeneas Vicus ſtach ſie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehrere Nachſtiche.

Islam (wörtlich: Salus, das Heil), Islamismus, ſ. Mahomet.

Island iſt eine große Inſel von 1405 geogr. Quadratmeilen, zwiſchen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur 47,207 Einwohner und eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derſelben leben größtentheils in zerſtreuten Höfen. Zu Reykewig iſt ein biſchöflicher Sitz, und eine Cathedralſchule, in welcher die däniſche, lateiniſche und griechiſche Sprache, Theologie, Kirchengeſchichte, Arithmetik u. ſ. w. gelehrt wird. Sonſt gibt es 321 Pfarrer auf der Inſel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stiftsamman ausmacht, ihre eignen Geſetze in dem Jonsbók enthält und in 4 Seſſel eingetheilt wird. Die Einwohner, die auf dieſer öden unter dem rauheſten Himmelsſtriche belegnen Inſel mit der Wuth aller Elemente zu kämpfen haben, leben von Fiſcherei und Viehzucht; Ackerbau iſt wegen des kalten Clima's gar nicht vorhanden. Der Falkenfang iſt daſelbſt ſehr häufig, und die dortigen Eidervögel liefern die ſchönſten Eiderdunen (ſ. d. Art.). Das isländiſche Moos (lichen islandicus), ein bekanntes Felſengras, welches bei uns ein ſtärkendes Arzeneimittel iſt, dient hier zur gewöhnlichen Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerſpeienden Berg Hecla. Von den erſtern gleichen mehrere, insbeſondere der Geiſer im ſüdlichen Theile der Inſel, den künſtlichſten Springbrunnen, indem das Waſſer aus denſelben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe ſpringt, eine Erſcheinung, die ſich aus der vulkaniſchen Beſchaffenheit erklären läßt. — Island ward 870 von zwei norwegiſchen Edelleuten, Inguif und Hiörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von dieſen und einigen andern Normännern, die ſich zu ihnen geſellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren in einer unabhängigen Ariſtokratie. Im Jahr 1000 ward das Chriſtenthum unter ihnen eingeführt. Erſt im Jahr 1261 begaben ſich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrſchaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus ward Grönland entdeckt und bevölkert. Die Wiſſenſchaften blühten in Island vor der Mitte des eilften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und ſchon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateiniſche Sprache, Philoſophie und Theologie lehrte. Einige Isländer ſtudirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, beſonders nach Paris. Auf ihren Reiſen lernten ſie die Dichtkunſt der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten ſie im zwölften und zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit ſich auf ihre Inſel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, beſonders Romanzenſänger hervorbrachte. Die berühmte isländiſche Edda iſt ein Beweis davon. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künſte und Wiſſenſchaften in Island in Verfall, erhoben ſich jedoch wieder, als König Chriſtian III. 1540 die Reformation daſelbſt einführte, welche aber erſt 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt ſchon eine Buchdruckerei angelegt worden.

Isle de France, bei den Britten wieder Moritzinſel, eine bergigte Inſel, öſtlich von Madagascar, im indiſchen Meere, unter 92 Gr. ſüdl. Breite und 73 Gr. weſtl. Länge, iſt vulkaniſchen Urſprungs, und hat keinen ſo fruchtbaren Boden, als die Inſel Bourbon.

Sie iſt eine von den maſcareniſchen Inſeln, und ward im Jahr 1504 von den Portugieſen entdeckt. Dieſe wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem ſich dieſe aber im Jahr 1712 wieder hinwegbegaben, wurde ſie 1721 von den Franzoſen in Beſitz genommen, von La Bourdonnais trefflich organiſirt, und Isle de France genannt. Die Inſel, welche etwa 55 1/2 Quadratmeilen enthält, hat viele Kokosbäume, ſchöne Papagaien, große Schildkröten, ſchönes Ebenholz und beträchtlichen Waizen- und Reisbau; ferner Caffee, Zucker und Indigo, auch iſt die Gewürznelke hier einheimiſch gemacht. 1799 lieferte ſie zur Ausfuhr 200,000 Centner Zucker, 6000 Centner Caffee, 3000 Centner Indigo, 5000 Centner Baumwolle und 200 Centner Nelken. Die Erhaltung dieſer Inſel koſtete Frankreich jährlich mehr, als ſie einbrachte, ſie wurde aber beibehalten, da ſie für den oſtindiſchen Handel von größter Wichtigkeit iſt. Im Jahr 1799 zählte man hier 9000 Weiße, 55,230 Negerſclaven und 1300 freie Neger. Die Inſel hat zwei vortreffliche Häfen, den *großen Hafen* in Südoſten und den *kleinen Hafen* in Nordoſten, an welchem letztern *Portlouis*, die einzige, aber nur aus elenden Hütten beſtehende Stadt erbaut iſt. Die beiden Inſeln *Isle de France* und *de la Reunion* (*Bourbon*) ſtanden ſeit 1803 unter einem Generalcapitän, deſſen Gewalt ſich auf Militär- und Civil-Regierung erſtreckte. Isle de France, welches vermöge ſeiner Lage der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von dieſen am Ende des J. 1810 durch Capitulation eingenommen, und iſt im Frieden 1814 an ſie abgetreten worden, wodurch die brittiſche Macht in Oſtindien neue Befeſtigung erhalten hat.

Jsmaeliten nennt ſich eine mahomedaniſche Secte, die urſprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten gehörte, als aber im erſten Jahrhunderte der Hedſchra die Imanswürde derſelben von dem frühverſtorbenen *Jsmael*, dem Erſtgebornen des Imans Djafar-elſadek, auf deſſen jüngern Sohn *Muſe* überging, von letzterem abfiel, und ſeitdem nun Jsmaels Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientaliſchen Geſchichtſchreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegoriſchen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrhundert behaupteten ſie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen *Karmaten* (wie ſie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karſeh *Karmati* bei Cufe im 8ten Jahrh. genannt wurden) verwüſteten ſie Irak und Syrien. In Perſien, welches ſie um dieſe Zeit ebenfalls überſchwemmten, nannte man ſie *Melabehs*, d. h. Gottloſe oder *Talimiten*, weil ſie ſich zu Talims Lehre, der Menſch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynaſtie der Jsmaeliten, von *Muhamed Abu-Obkid-Allah* geſtiftet, eroberte um 910 Aegypten, und wurde erſt 1177, wo ſie mit Adhed-Udin-Allah ausſtarb, von Saladin, dem Califen von Bagdad überwältigt. Der andere noch beſtehende ismaelitiſche Stamm gründete 1090 unter dem Iman *Haſſan Ben-Sabbah* ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch ſeine kriegeriſche Größe furchtbar ward. Haſſan iſt, wie ſeine 7 Nachfolger, im Occident unter dem Namen der *Alte vom Berge* bekannt, weil er ſeinen Sitz auf der Bergfeſtung Meſiade in Syrien hatte. Von hier ſandte er ſeine Krieger (die wegen des unmäßigen Genuſſes des bis zur Wuth berauſchenden Hanfblattes oder Bilſenkrautes, arab. Haſchiſcheh, *Haſchiſchim* hießen) auf Raub und Meuchel-

mord aus; daher dieſe Ismaeliten im Occident den Namen Aſſaſſinen (verſtümmelt von Haſchiſchim) erhielten, und noch jetzt der Meuchelmord Aſſaſſinat und Meuchelmörder Aſſaſſinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrſchaft des Alten vom Berge, der nach v. Hammers Unterſuchungen kein Fürſt, ſondern nur ein Sectenhaupt war, am Schluſſe des 12ten Jahrhunderts ein Ende; ſeitdem haben ſich nur noch ohnmächtige Ueberreſte der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Druſen ausgegangen waren, in Perſien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im perſiſchen Diſtrict Khom, reſidirt noch jetzt ein ismaelitiſcher Iman, der von den bis nach Indien hin zerſtreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beſchenkt wird, wovon er dem Schach von Perſien einen anſehnlichen Tribut zahlt. Die syriſchen Ismaeliten wohnen um das alte Meſiade weſtlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkiſcher Hoheit von einem eigenen Sheikh regieret, der, für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piaſtern an die Türken, die reichen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baumwolle, Honig, Seide und Oel) blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dieß Volk wird von neueren Reiſenden wegen ſeiner Gaſtfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religioſität gerühmt. Seinen Wohlſtand hat es aber in einem Kriege gegen die Noſairier (ſ. dieſen Art.), welche 1809 Meſiade einnahmen und Alles verwüſteten, größtentheils verloren, und friſtet nun, obwol ſeit 1810 wieder in den Beſitz ſeiner Wohnplätze eingeſetzt, ein kümmerliches Daſein. An ſeinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch ſtreng. Der ismaelitiſche Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleiſchte Gottheit, und Mahomed als einen Geſandten Gottes und Verfaſſer des Corans. Alle Ismaeliten nennen ſich Seid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomeds, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Corans glauben ſie an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imams), und an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten die Reinigungen und Faſten der orthodoxen Mahomedaner nicht, und wallfahrten, anſtatt nach Mekka, nach Nadjef, dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereiſen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben ſie nicht, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr, als die mahomedaniſchen, auf reinen Theismus hin. E.

Ismail, (mold. Smil), Stadt und Feſtung in der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutſche Meilen vom ſchwarzen Meere. Sie war vormals reich und bevölkert, iſt jetzt aber verlaſſen, und wird nur von einigen Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Gerbereien unterhalten. In dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege (am 22ſten Dec. 1790) wurde Ismail von Suwarow, auf dieſelbe Weiſe wie 1789 Oczakow, mit Sturm nach einem noch ſchaudervollern Gemetzel genommen.

Iſocrates, einer der berühmteſten griechiſchen Redner. Er war zu Athen, im erſten Jahre der 86ſten Olympiade (436 v. Chr.), geboren, und machte unter ſeinen Lehrern Georgias, Prodicus, Protagoras und andern die größten Fortſchritte in der Beredtſamkeit. Wegen ſeiner ſchwachen Stimme und einer ihm angebornen Furchtſamkeit wagte er es nicht leicht, ſich öffentlich hören zu laſſen. Dagegen beſchäftigte er ſich deſto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunſt und mit Verfertigung von Reden für Andere. Daß er von beiden ei-

nen anſehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikloles, zugeeignet hatte, ein Geſchenk von 20 Talenten (27,000 Thalern), ſo wie für die Abfaſſung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienſer ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunſt ließ er ſich von Fremden mit 1000 Drachmenen (213 1/2 Thaler) bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieſer Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thaler) eingebracht habe. In ſeiner Kindheit war er ein Geſpiele des Plato, und dieſe ſo früh angeknüpfte Freundſchaft trug ſich auch auf das ſpäteſte Alter über. Auch war er ein großer Verehrer des Socrates. Nach deſſen Tode, der alle ſeine Schüler mit Furcht und Entſetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, ſich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beiſpiel von Furchtloſigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge ſchien ihn jedoch dieſer Muth verlaſſen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksverſammlungen für das Beſte des Staats zu wirken. Dieß war auch die Urſache, warum er nicht zu Aemtern und Magiſtratswürden gelangte, zu denen man ſich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredtſamkeit emporſchwingen konnte. Eine ſolche Hintanſetzung ſchmerzte ſeinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entſchädigen, daß Könige, Feldherren, Staatsmänner, Geſchichtſchreiber und Schriftſteller jeder Art zu ſeinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredtſamkeit ihm vieles zu verdanken: er ſetzte ein beſonderes Verdienſt in einen gebildeten Styl und in eine harmoniſche Rundung der Phraſen. Deßhalb koſtete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern ſeiner Reden viel Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit ſeiner berühmten Lobrede auf Athen (Panathenaicus) brachte er 10 Jahre zu. Als Fehler warfen ihm die Critiker ſeiner Zeit vor, daß ſein Styl oft ſchleppend, weitſchweifig und mit Zierrathen überladen ſei, daß er mehr dem Ohre zu ſchmeicheln, als das Herz zu erſchüttern ſuche, daß er ſeine Gedanken den Worten ſclaviſch unterwerfe, mit kindiſcher Sorgfalt das Zuſammentreffen der Vocale vermeide, und oft müßige Ausdrücke und unpaſſende Figuren gebrauche, um ſeinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens ſeine Reden alle nach einerlei Zuſchnitt verfertigt waren, ſo erregten ſie durch Mangel an Abwechſelung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie hatten die wichtigſten Puncte der Sittenlehre und Politik zum Gegenſtande; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürſten waren ſo mild, daß dieſe nicht dadurch verwundet werden konnten, und ihn am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinſte und anziehendſte Art zu ſchmeicheln. Ein Beweis davon iſt der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren, an den macedoniſchen König Philipp ſchrieb, welchem Fürſten er die feinſten Schmeicheleien ſagte. Dennoch wünſchte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit ſolcher Innigkeit, daß er ſich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea zu Tode hungerte. Er ſtarb im 3ten Jahre der 110ten Olympiade (337 Jahre v. Chr.), im 98ſten Jahre ſeines Alters. Unter ſeinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für ächt gehalten wurde. Jetzt ſind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und

zum Kriege gegen die Perſer ermuntert, — von Morus, 3te Aufl. 1804. Leipz., von Spohn ebendaſ. 1817. herausgegeben, und von Wieland im attiſchen Muſeum überſetzt), und der Panathenaicus die vornehmſten ſind, nebſt 10 Briefen. Die neueſte Ausgabe ſämmtlicher Reden iſt von Lange, Halle 1803. Von den ältern ſind empfehlungswerth die Ausgaben von H. Wolf, Paris, 1553 und 1571 (auch Genf, 1609) Fol. und von Henricus Stephanus, 1593, Fol.

Iſoliren heißt in der Lehre von der Electricität einen Körper außer Verbindung mit andern, die Electricität weiter leitenden Körpern ſetzen. Z. B. wenn man einen Körper, den man electriſiren will, auf Füße von Glas ſetzt, ſo iſt er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, iſolirt, deßgleichen auch, wenn man ihn an einen ſeidenen Faden hängt, oder frei in der Luft ſchweben ließe. Um einen zu electriſirenden Körper zu iſoliren, bedient man ſich des Iſolirſchemels, welches ein Harzkuchen iſt, der auf gläſernen Füßen ſteht. M. L.

Iſpahan (Hiſpahan, Isfahan), vordem die Hauptſtadt Perſiens und eine der größten Städte in der Welt, in der Provinz Irak Abſchemi, mit einer prächtigen Brücke am Zendernd, hatte 3 Meilen im Umfang und 600,000 Einwohner. Noch bewundert man den Palaſt des Schah Abbas, die Promenade Tſcherbay, den Luſtgarten Aſfardſcherib und andere Denkmäler der Baukunſt. Es ward daſelbſt ein ausgebreiteter Handel von den meiſten aſiatiſchen Nationen getrieben. In der Feſtung ward der königl. Schatz verwahrt. Dieſe berühmte Stadt iſt in den Unruhen, die auf Schah Nadirs Tod folgten, größtentheils zerſtört worden; doch leben noch mehr als 50,000 Menſchen daſelbſt, die anſehnliche Manufacturen unterhalten und einen lebhaften Handel treiben.

Iſrael und Iſraeliten, ſ. Jacob und Hebräer.

Iſtakar, ſ. Perſepolis.

Iſtambol, ſ. Conſtantinopel.

Iſthmiſche Spiele, ſ. den folgenden Art.

Iſthmus, überhaupt jede Erdenge, insbeſondere aber die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponneſus mit dem feſten Lande verband. Auf derſelben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, neben welchem die iſthmiſchen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels ſtanden die Statuen der Sieger in dieſen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel ſtanden 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden ſtand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildſäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel ſah man ein anſehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Iſthmus war dem Neptun heilig, der daher Iſthmios genannt wurde. Die iſthmiſchen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes geſtiftet. S. Ino. Andere behaupten, Theſeus habe dieſe Spiele zu Ehren Neptuns geſtiftet. Wahrſcheinlich waren dieſe Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theſeus aber erneuerte ſie und befahl, ſie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theſeus ihr Stifter, oder doch Erneuerer geweſen war, führten auch die Athenienſer bei dieſen Spielen den Vorſitz. Ganz Griechenland nahm

daran Theil, nur die Eleer waren aus folgender Urſach ausgeſchloſſen. Als einſtens die Söhne des Actor zu dieſen Spielen reiten wollten, wurden ſie bei Eleonä vom Herkules erſchlagen. Ihre Mutter entdeckte den Mörder, der ſich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern Genugthuung, und bat, als dieſe ſie weigerten, die Korinther, daß ſie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen verſagen möchten. Da nun dieſe ebenfalls in ihr Begehren nicht willigten, ſo belegte Melione alle Eleer mit dem entſetzlichſten Fluche, wenn ſie an dieſen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Sie wurden übrigens mit derſelben Pracht, wie die olympiſchen und andere öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder Olympiade, wahrſcheinlich im Herbſte, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieſelben. Die Sieger in dieſen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welken Eppich geſchmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Iſtria, Hiſterreich, eine Halbinſel des nordöſtlichen Italiens, am adriatiſchen Meere, die gegen 75 Quadratmeilen groß iſt, mit 140,750 Einwohnern. Sie gränzt an Krain, Friaul und Croatien, hat ungeſunde Luft, iſt aber reich an Wein, feinem Oele, Wieſenwachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, auch wichtigem Fiſchfang, Marmor und Bauſteinen. Die Einwohner der Städte ſind von italieniſcher Abkunft; die auf dem Lande hingegen ſind ſlaviſchen Urſprungs und reden eine ſehr rauhe Sprache. In den alten Zeiten gehörte Iſtrien, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von Auguſt und Tiber zu Italien geſchlagen. Nach und nach hatte ſich Venedig, bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, den ganzen Landſtrich unterworfen. Die Venetianer beſaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordoſten liegt, gehörte Oeſterreich (öſterreichiſches Iſtrien, worin die Grafſchaft Mitterburg mit der Stadt gleiches Namens) und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianiſchen Antheile zählte man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formio beſetzte Oeſterreich auch dieſen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianiſche Beſitzungeu geſchlagen, und von Oeſterreich 1804 zu dem Gouvernement von Trieſt gezogen wurden. Als aber der öſterreichiſche Kaiſer in dem Frieden zu Presburg auf die ſämmtlichen venetianiſchen Beſitzungen Verzicht geleiſtet hatte, mußte er auch Iſtrien an die franzöſiſche Regierung abtreten. Späterhin kam es zu den illyriſchen Provinzen (ſ. d. Art.), und 1813 an Oeſterreich zurück. Seit 1815 bildet es nebſt Trieſt den trieſter oder iſtrianer Kreis des öſtreich. Königr. Illyrien. Die wichtigſten Orte ſind: Capo d'Iſtria (Aegiola), ehemals die Hauptſtadt und Feſtung, Rovigno (Trevigno) die reichſte Stadt mit 9538 Einwohnern und 2 Häfen, und Pirano, ein ſehr bedeutender Seehafen. Das Amphitheater zu Pola war in alten Zeiten ſehr berühmt, und mochte leicht gegen 18,000 Menſchen faſſen.

Italien (Welſchland, d. i. das Land der Undeutſchen), ehemals der Sitz der Weltherrſchaft, ſeit der Völkerwanderung aber ſchon nicht mehr ein ſelbſtſtändiges Ganze, doch immer durch herrliche Natur und liebliches Clima der Stolz ſeiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erſtreckt ſich von den Alpen (46° nördl. Br., bis 38°) als eine ſchmale Halbinſel ins mittelländiſche Meer hinein, das im Norden Italiens das adriatiſche, im Süden das

etruriſche Meer heißt. Von den Meeralpen (ſ. d. Art. Alpen) an ziehen ſich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das Land, ſcheiden die Lombardei vom Genueſiſchen und Toscana, dann dieſes von Romagna, durchſchneiden den Kirchenſtaat, und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Meſſina. Oberitalien (die Lombardei) iſt beſonders waſſerreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iſeo und di Garda eine Menge Flüſſe zuſtrömen, und die Etſch (Adige) ſind dort die Hauptflüſſe; beide kommen von den Alpen und ergießen ſich ins adriatiſche Meer. In Mittelitalien (Toscana und der Kirchenſtaat) entſpringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen ins tyrrheniſche Meer. In Unteritalien (Neapel) fehlt es an großen Flüſſen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano iſt der bedeutendſte. Die Luft iſt warm ohne unerträgliche Hitze und faſt überall geſund; der Winter auch in Oberitalien ſehr gelinde; in Neapel ſchneiet es faſt nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte ſind dem ſchönen Clima angemeſſen. Die Erzeugniſſe des Nordens und Südens, die Italien vereint hervorbringt, werden an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerntet. Geognoſtiſch iſt beſonders merkwürdig die vulkaniſche Beſchaffenheit der Küſten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Puzzuoli und des Veſuvs; gleiche Beſchaffenheit haben die nahen Inſeln im Mittelmeere. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu ſtellen mit der Bevölkerung dieſes ſchönen Landes vor Zeiten, wird jetzt auf 19 Millionen 690,000 geſchätzt. Der ſonſt heitere italieniſche Nationalcharakter, den immer heftige Leidenſchaften auszeichneten, iſt durch langwierige Unterdrükkung in düſtern ſinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das feurige Blut, die alte ſüdliche Lebendigkeit. Dabei iſt dem Italiener eine gewiſſe Schlauheit und geiſtige Gewandtheit, und eine Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmann ſtempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Piſa und andere Städte die Hauptſtapelplätze des Welthandels aus Oſtindien, und Italiener (in Deutſchland und Frankreich ohne Unterſchied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den indiſchen Handel, und ſeitdem ſank der Flor jener Republiken. Der Italiener, auf eigenen Gewerbfleiß und Handel mit eigenen Produkten faſt allein eingeſchränkt, iſt gleichwol immer ein geſchickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechſelgeſchäfts beurkundet. Aus der Geſchichte Italiens können hier nur die Hauptmomente ſtehn; über die Geſchichte der einzelnen italieniſchen Staaten ſind die ihnen gewidmeten Artikel nachzuſehen. Ehe vor drittehalbtauſend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zuſammenzog, war dieſes Land ſehr zahlreich, und größtentheils von civiliſirten Nationen bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längſten den Römern widerſtand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber ſtarker Völkerſchaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenoſſiſche Verbindung ihr betriebſames Leben zu ſichern ſuchten, und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechiſchen Colonien Unteritaliens, nach ihnen Großgriechenland genannt. Wie

alle dieſe Völker dem ſelbſtſüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geſchichte dieſer Stadt. In der Geſchichte der Ueberwinder verſchwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die Geſchichte von Italien mit dem Sturze des weſtrömiſchen Reichs.

Die erſte Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, ſo wie das oſtgothiſche Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrſchenden Stadt; Auguſtus gründete darin die Univerſalmonarchie, und Romulus Auguſtulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräſentant, dem ſeine deutſche Leibwache das fernere Herrſchen unterſagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der ſich an ſeine Stelle ſetzte, nannte ſich König von Italien, wodurch dieſes Land aus der Ländermaſſe des römiſchen Reichs zuerſt wieder geſondert hervortrat. Selbſtſtändigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieſer wackere Deutſche dem verderbten Geſchlechte der Italiener nicht geben; nur Verſchmelzung mit einem edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon ſtand ein ſolches Volk an den Gränzen Italiens. Dietrich, König der Oſtgothen, von dem oſtrömiſchen Kaiſer Zeno hierzu veranlaßt, warf 493 das Reich Odoakers um, und gewann ganz Italien, ſich zum Königreiche, ſeinen Gothen aber, die ſich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Eigenthum. Nur in den adriatiſchen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzſiedern, die vor Attila's Verheerungen dahin geflohen, ſeine Freiheit und Eidgenoſſenſchaft. Dietrich, der Verſöhner nordiſcher Kraft mit ſüdlicher Cultur, iſt mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der erſten Helden im altdeutſchen Fabelkreis geworden. Aber in ſeinem Volke unterlag nur zu bald die deutſche Kraft der römiſchen Verderbniß. Vergeblich machte der wackere Totila der Kriegskunſt des Beliſar die faſt vollendete Eroberung zehn Jahre lang ſtreitig. Nachdem er 552, und Tejas 553 in der Schlacht gefallen waren, gehörte Italien wieder zu dem oſtrömiſchen Kaiſerreiche, unter einem Statthalter, der zu Ravenna ſaß. Aber der erſte Exarch, der Feldherr Narſes, ein Eunuch, rief, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantiſchen Hofes, die Longobarden herbei, ein deutſches Volk, das von der Niederelbe her nach Pannonien eingewandert war. Sie brachen unter König Alboin nach Italien auf, und eroberten die nach ihnen genannte Lombardei faſt ohne Schwertſtreich. Ihre Herrſchaft war den Wiſſenſchaften und Künſten weniger günſtig, als die der Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl den Großen (774) oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff Oberitalien, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte, das zu Salerno die See berührte. Das ganze longobardiſche Italien war in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzögen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche beſtand die Eidgenoſſenſchaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unſtörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben ſich 697 durch Erwählung des erſten Dogen Anafeſto eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet. (ſ. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebſt Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seeſtädte (Rimini, Peſaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und faſt die ganze Küſte von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigene Herzöge griechiſcher Nation hatten, blieben nebſt Sicilien und der Hauptſtadt Rom,

die ein Patricier in des Kaiſers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzanz mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Dieſe geringe Abhängigkeit verſchwand faſt ganz, als Leo der Iſaurier im Anfange des 8ten Jahrh. durch ſeine Bilderſtürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten ſeine Beamten und gaben ſich Conſuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrſchaft, doch eine gewiſſe väterliche Gewalt ſeiner Biſchöfe, die durch Heiligkeit ſolches verdienten, auch im weltlichen an. Die Päpſte, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu ſchützen, vom byzantiniſchen Hofe verlaſſen, wandten ſich deßhalb gewöhnlich an die fränkiſchen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Aſtolf zu hoffenden Beiſtand ſalbte nicht nur Papſt Stephan III., den 752 mit Genehmigung des Papſtes Zacharias zum König der Franken erhobenen Pipin, im J. 753, ſondern erlaubte ſich, nebſt der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaiſers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweimal, der römiſchen Kirche zum Beiſtand, den König Deſiderius, ſtürzte ihn endlich, und verleibte ſein Reich der fränkiſchen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eigenen König in ſeinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber ſeine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, deſſen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo beſonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebſt den fünf Städten ſchenkte Pipin 756 dem Papſte, und Carl der Große beſtätigte die Schenkung, doch vollendete erſt Innocenz III. um 1200 die weltliche Hoheit der Päpſte.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto den Großen (961), oder Periode der Carolinger und Zwiſchenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländiſchen Kaiſerkrone, die eines Carls bedurfte, um ſich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Bareneinfall anſah, ſchloſſen ſich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder feſter an das oſtrömiſche Reich an. Pipin vererbte das fränkiſche Italien noch bei Lebzeiten ſeines Vaters auf ſeinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieſer von ſeinem Oheim Ludwig dem Frommen abgeſetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Beſtandtheil der fränkiſchen Monarchie bis zur Theilung dieſer im Vertrage von Verdün (843), worin es nebſt der Kaiſerwürde und dem, ſeitdem ſo genannten, Lothringen, dem älteſten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieſer überließ die Regierung bald (844) ſeinem Sohne Ludwig II., dem löblichſten der italieniſchen Fürſten carolingiſchen Stammes. Nach ſeinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauſes. Zuerſt nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Beſitz: als er geſtorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) ſein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieſer vereinigte die ganze fränkiſche Monarchie zum letzten Male. Seine Abſetzung (887) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebſt dem Markgrafen von Ivrea die einzigen von jenen dreißig übrigen großen Vaſallen) buhlten mit einander um die Krone, Guido ward zum König und Kaiſer gekrönt, und nach ſeinem Tode auch

ſein Sohn Lambert. Arnulf, der carolingiſche König der Deutſchen, wagte es, ihnen die Kronen ſtreitig zu machen, vermochte dieß aber, wie faſt alle ſeine Nachfolger, nicht länger als ſein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 und 899) trat Ludwig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengars auf, daher dieſer tapfere, edle Fürſt, obgleich 900 zum Kaiſer gekrönt, erſt nach Ludwigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolphs von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflöſung des Staats auch unter innerer Ruhe das Reich nicht gegen die räuberiſchen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirkſam vertheidigen. Nach ſeiner verrätheriſchen Ermordung (924) vertauſchte Rudolph ſeine Anſprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieſes Land. Hugo ſuchte durch blutige Tyrannei den unſichern Thron Italiens zu befeſtigen. Der Neffe deſſelben, Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor ſeinen Nachſtellungen zu Otto dem Großen nach Deutſchland (940), ſammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück, und ſtürzte Hugo, der ſeinen weniger verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward deſſen erſter Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald geſtorben war, wollte letzterer ſeine Witwe, die ſchöne Adelheid, zu einer Heirath mit ſeinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, entfloh ſie ebenfalls über die Alpen zum deutſchen Otto, in welchem ſie einen Beſchützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Einer ſchleunigen Unterwerfung, und der Abtretung Friauls, des Schlüſſels von Italien, welches Otto ſeinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vaſall regieren durfte. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn gefangen nach Bamberg führen, und ward ſelbſt von den Lombarden zum König gewählt. Ein Reichsgrundgeſetz vereinigte auf immer die italieniſche Krone mit der deutſchen. Otto gab die großen Reichslehen an Deutſche, und den italieniſchen Städten republikaniſche Verfaſſungen, welche die Freiheit begründeten, der ſie in einem faſt immer anarchiſchen Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpſte durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und ſeines Gleichen ſehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10ten Jahrh. eingeriſſene Verderbniß des päpſtlichen Hofes der erſte Grund ſeines Sinkens geworden. Die Geiſtlichkeit und das Volk wählten den Papſt nach dem Willen der Conſuln und weniger Patricier. So geſchah es, daß in der erſten Hälfte des 10ten Jahrh. zwei vornehme buhleriſche Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., und deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des Letztern Bruder Alberich von Camerino, ſo wie deſſen Sohn, Octavian, waren unumſchränkte Herren von Rom, letzterer auch Papſt unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, ſetzte ihn ab und Leo den VIII. an ſeine Stelle; das Volk dagegen, auf ſein Wahlrecht eiferſüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpſte wurden von nun an, ſtatt über das Volk von Rom zu herrſchen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi, gegen das

longobardiſche Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar deſto leichter, ſeit (839) daſſelbe erſt unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche ſie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen, um ſie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die ſich aber ſelbſt in Apulien niederließen und befeſtigten. Als Kaiſer Ludwig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866), konnte ſich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen feſtern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches von einem Katapan (Generalſtatthalter) zu Bari regiert, über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zwecke machte die Heirath ſeines Sohnes Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, ſo wie den erneuerten ähnlichen Verſuchen des letztern die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrſchaft der deutſchen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Crescentius, des alten Roms Freiheit wieder herzuſtellen (980). Otto II. ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, deſſen ruhmvolle, den laſterhaften Päpſten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungeſtört. Als aber Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V. zum Papſte erhob, ließ Creſcentius dieſen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen: auch ſuchte er Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebſt dem neuen Papſte von Otto III. hinterliſtig gemeuchelmordet, von ſeiner Gemahlin, der edeln Stephania, aber gerächt; der Kaiſer ſtarb durch ſie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöſt; man wählte zum König Arduin, Markgrafen von Jvrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavia's, ſich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutſchland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als ſolcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, ſich als eigenen Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Arduins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardei als König erkannt, ſo wie nach ſeinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abſtammte. Dieſer machte auf einem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgeſetz, und ſuchte hier, ſo wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Feſtigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Biſchöfe gegen die Edelleute, und dieſer gegen ihre Hinterſaſſen. Das republikaniſche Rom, von der Familie des Creſcentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die verächtlichen Päpſte zum Gehorſam bringen. Als

Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpſte. Er ſetzte ſie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II., und beſetzte nachher ſtets aus eigener Macht den heiligen Stuhl mit würdigen deutſchen Geiſtlichen. Dieſe Reform gab den Päpſten ein neues Anſehn, das ſpäter ſeinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, beſonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII., auf das Kühnſte gerichteten Politik der Päbſte, eine Oppoſition gegen die weltliche Macht, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, vorzubereiten. (S. d. Art. Papſt.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon ſeit 1016 hatten einzelne Normänner aus der Normandie in Calabrien und Apulien ſich niedergelaſſen. Bundesgenoſſen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden ſie durch kleine Kriege immer mächtiger, Leo's IX. große Anſtalten zu ihrer Vertreibung endigten mit ſeiner Niederlage und Gefangenſchaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normänniſchen Fürſten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen ſchon gemachten und noch bevorſtehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieſer Eroberungen durch Robert Guiscard, den treuen päpſtlichen Vaſallen, gab den Widerſtrebungen der Päpſte, ſeiner Lehensherren, gegen die kaiſerliche Macht einen Nachdruck, durch den ſie in der italieniſchen, wie in der Kirchengeſchichte Epoche macht. Während im ſüdlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zuſammenwuchſen, löſte ſich im Norden das Königreich immer mehr in kleinere Staaten auf. Die lombardiſchen Städte gründeten damals ihre ſpätere Macht; Venedig, Genua und Piſa waren bereits groß und ſtark. Die Piſaner, die ſchon 930 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leiſteten, und 1005 die Saracenen daſelbſt tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegeriſchen und ſchifffahrtskundigen Genueſern, die Ungläubigen in ihren Wohnſitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 und 1050), worauf ſie es in mehrern großen Lehnen unter ihre angeſehenſten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenſtaufen. Kämpfe der Päpſte und Republiken mit den Kaiſern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II. ſein Nachfolger, trieb den Haß ſo weit, die eigenen Söhne gegen den Kaiſer aufzuhetzen. Conrad, der älteſte, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt, nach ſeinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiſerthrone zu drängen, worauf dieſer bald vor Gram ſtarb. Heinrich V., das Geſchöpf des Papſtes, trat bald als deſſen Widerſacher auf, ſchloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormſer Concordat 1122. Ein Hauptpunkt, der unverglichen blieb, erregte das ganze 12. und 13. Jahrh. hindurch neue Zwiſte, die Erbſchaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana, († 1115) die alle ihre Güter mittelſt Teſtaments, deſſen Gültigkeit die Kaiſer anfochten, dem päpſtlichen Stuhle vermacht hatte. Unterdeſſen bildete ſich im Süden aus den Trümmern republikaniſcher Freiheit und Griechen- und Lombardenherrſchaft der normänniſche Staat zum Königreich, unter Roger I. (1130) (ſ. d. Art. Neapel). In den kleinen Freiſtaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Conſuln, der

kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksverſammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerſtörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojaniſchen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller lombardiſchen Städte (1118 bis 1128). Durch die Unterwerfung dieſer Stadt ward Mailand die erſte Macht der Lombardei, mit der ſich die meiſten benachbarten Städte verbanden. Andere, des Uebermuthes der Mailänder ſatt, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten, jener entgegengeſetzten Bund. Streitigkeiten zwiſchen Mailand und Cremona, über die Schutzherrſchaft von Cremona, veranlaßten zwiſchen beiden Vereinen den erſten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenſtaufen um die Krone bald eine andre Richtung gab. Dieß der Urſprung der Gibellinen (Kaiſerlichgeſinnten) und Guelfen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpſte,). In Rom erhob ſich der, von Gregor VII gefeſſelte Freiheitsſinn in dem Maße wieder, als ſeine Nachfolger minder kräftig regierten. Die Schismen zwiſchen Gelaſius II. und Gregor VIII. (Burdino), Innocenz II. und Anaclet II., erneuerten das Selbſtgefühl der Römer. Arnold von Brescia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus der Geiſtlichen des Landes verwieſen, ward ihr Demagog (1146). Erſt nach acht Jahren gelang es Adrian IV. deſſen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenſtaufen, genannt Rothbart, trieb die Erbitterung über das Aufſtreben der Longobarden zur Freiheit, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die ſchwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändiſche, zerſtörte Tortona, und ließ ſich in Pavia und Rom krönen. Auf ſeinem zweiten Zuge nach Italien, im J. 1158, bezwang er Mailand, ſchleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncaliſchen Feldern, wo er die kaiſerlichen Rechte im Sinne des Juſtinianiſchen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) ſetzte, und einen Landfrieden verkündete. Nach neuer Empörung, die ſeine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und ſchleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Deſpotismus, aber mit ihm fiel er auch zuſammen. Als der Kaiſer 1163 ohne Heer nach Italien kam, ſchloſſen die Städte einen Verein für die Freiheit, der ſich 1167 zum lombardiſchen Bunde bildete. Dieſer Bund baute, gegen das einzige gibelliniſche Pavia, eine neue Stadt, dem Papſte zu Ehren Aleſſandrien genannt. Weder Friedrichs Statthalter, Chriſtian, Erzbiſchof von Mainz, noch er ſelbſt konnten gegen den Bund etwas ausrichten; jener ſcheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibelliniſchen Toscana; der Kaiſer mit den Deutſchen vor Aleſſandria (1175), ja er ward vom Bunde bei Lignana aufs Haupt geſchlagen (1176). Da ſchloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenſtillſtand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der dieſen die Freiheit ſicherte, zu Conſtanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiſerherrſchaft die Podestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen ſelbſt zu Richtern und Feldherren gewählt. Anſtatt aber ihren Bund zu einer ſteten Eidgenoſſenſchaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befeſtigen, zerfielen ſie bald in neue Parteiungen, als die Pläne der Hohenſtaufen auf

Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abzogen. Berühmt iſt in einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein faſt aller lombardiſchen Städte die Niederlage, die ſie dieſer überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Eſte als Häupter, jene der Gibellinen, dieſe der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgeſtreits in Deutſchland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrſchaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen, und die Anſprüche auf Carls des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er faſt ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Piſa nicht. Mehr blinde Erbfeindſchaft, als Eifer für die Sache begeiſterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiſerthron beſtieg, wurden die Guelfen ſeine, und die Gibellinen des Papſtes Partei; bald ſtellte jedoch die Rückkehr der Kaiſerkrone auf das hohenſtaufenſche Haus in der Perſon Friedrichs II. die alten Verhältniſſe wieder her (1212). In Florenz gab dieſer politiſche Factionsgeiſt den Zwiſten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entſtanden, Vorwand und Nahrung (1215), und ſo theilten ſich nun faſt alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen, doch behielt ſtets eine Partei die Oberhand. Die guelfiſchen Städte der Lombardey erneuerten 1226 den lombardiſchen Bund. Gegen dieſe Bürgerkriege erhob ſich damals der Dominikaner Johann von Vicenza, ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Verſammlung von Paquara (1233) ſchien ſeine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrſchaft in Vicenza ſtürzte ihn. Als der Kaiſer von ſeinem Kreuzzuge zurückgekehrt war, (1230) führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannſtrahls nicht achtend, mit abwechſelndem Glücke, während Forelino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Gewaltthaten aller Art die eigene Herrſchaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpſtliche Hof wußte damals die piſaniſche Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu ſeinen Vaſallen zu machen, unter heftigem Widerſpruch dieſer, und beſonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Piſa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich ſeinen Baſtard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX. Friedrich abzuſetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dieß ſchwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden ſchon ſehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine ſechsjährige Dauer; die Bologneſer zwangen alle Städte Italiens in einen guelfiſchen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Baſtard Enzius gefangen, den ſie nie wieder frei gaben. Nur in der treviſaniſchen Mark hatte der gibelliniſche Name durch den Schrecken Forelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in dieſen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der

Herrſchaft, und ſelbſt Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardey ſeine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben ſich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechſte Periode, vom Falle der Hohenſtaufen bis zur Geſtaltung der neuern Staaten. In dieſem Zeitraum ſuchten verſchiedene Fürſten die Oberherrſchaft von Italien an ſich zu reißen. I. Die Anjou. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papſtes Gunſt König von Neapel, Senator von Rom, päpſtlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone ſeinen Ehrgeiz richtete, (eine Politik, der ſeine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieſer die Feinde der Franzoſen. Zu dieſen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen faſt überall die des letztern ſiegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu ſtiften, waren vergeblich; wirkſamer die Nicolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), dieſem knechtiſch ergeben, verdarb alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Intereſſe trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueſer halfen dem Michael Paläologus (1261) Conſtantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten ſie (1284) die Seemacht der Piſaner, und vollendeten ihre Meeresherrſchaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete ſeine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befeſtigte die Guelfenpartei durch weiſe Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Piſtoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen ſelbſt in zwei Factionen, die ſchwarzen und die weißen (1300). Dieſe wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. faſt überall vertrieben, und verbanden ſich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey ſchien die erſterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob ſich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, faſt in allen Städten das Volk, und verjagte ſie (1302 bis 1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrſchaft von Mailand verdrängt hatten. — II. Die Deutſchen und die della Scala. Heinrich VII., der erſte Kaiſer, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erſchien, führte die Fürſten in ihre Städte zurück, und fand bei ſeinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorſam. Nur Florenz übernahm jetzt die zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibelliniſche Piſa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach ſeiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrſcht, einen andern in Caſtruccio Caſtracani (1516); Padua fiel (1318) dem Hauſe Carrara, Aleſſandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, ſeit 1275 von den Bonacorſi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befeſtigte ſich 1317 die lange beſtrittene Herrſchaft der Eſte; Ravenna beherrſchten ſchon ſeit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieſelbe Tyran-

nei, aber doch häufig von Geſchlecht zu Geſchlechte wechſelnd, und deſto drückender. Dieſe kleinen Fürſten, beſonders della Scala, Matteo Visconti, Caſtruccio, hielten den Vergrößerungsabſichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieſer ſeinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrſchaft von Florenz und Siena, die er bis zu ſeinem Tode behielt (1328). Ludwig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte ſelbſt zu thun mit den Gibellinen, die er durch ſeine Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit von ſich entfremdete, ſo wie andrerſeits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen ſo abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinſchaftliche Intereſſe der Freiheit erkennend, ſich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Breſcianern gerufen, vom Papſte begünſtigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Verſöhner und Friedensſtifter ſpielend, würde es ihm gelungen ſein, die Macht, die er beabſichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner ſich ihm entgegengeſtellt. Bei ſeinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden ſie ſich mit Azzo Visconti, Maſtino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und ſeinen Bundsgenoſſen, den päpſtlichen Legaten Bertrand von Poiet, der ſich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrſchen anfingen, begann Maſtino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Oppoſition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Maſtino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben ſich die Piſaner und eroberten es für ſich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, ſeiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Ariſtokraten zerriſſenen Rom ſuchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach ſieben Monaten dem Adel weichen. Nach ſiebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrſchte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufſtande ermordet ward. Die Genueſer, der ewigen Zänkereien der gibelliniſchen Spinola und Doria, und der guelfiſchen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle dieſe Familien, und gaben ſich in Simon Boccanigra den erſten Doge. In Piſa theilten ſich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, dieſe verjagten (1348). Um dieſe Zeit litt Italien durch eine entſetzliche Hungersnoth (1347) und eine noch gräßlichere Peſt (1348), welche zwei-Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortſetzten, und überall plünderten und brandſchatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbiſchof und Herr zu Mailand, und ſeine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anſchlägen zur Ausbreitung ihrer Herrſchaft nicht durch Carls IV. Durchzuge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpſtlicher Legaten, ſo wirkſam geſtört, als durch der Republiken, beſonders der Florentiner Weisheit und Unerſchrockenheit. Carl

erſchien 1355, ſtürzte in Piſa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti; in Siena die Herrſchaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf ſich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte ſelbſt Florenz, wenigſtens den Titel einer Reichsſtadt von ihm zu erkaufen. Im J. 1363 richtete er gegen die Visconti eben ſo wenig aus, befreite Lucca von der piſaniſchen Herrſchaft, und ſtürzte in Siena die Zwölfe nieder, ſcheiterte aber in ſeinen Angriffen auf Piſa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitsſinn der Bürger. Dem Papſt Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz den ganzen Kirchenſtaat zu erobern (1354—1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerſte gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterſtützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grauſamkeiten des Cardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und ſeiner Bande bretagniſcher Söldner konnten nur theilweiſe Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieſer Städte, oder vielmehr die Herrſchaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befeſtigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerſtande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergeſſen. Genua unterwarf ſich dem Johann Visconti (1353) und Bologna erkaufte dieſer von den Pepoli (1350), aber ſeine Unternehmung auf Toscana ſcheiterte an dem Widerſtande der verbündeten toscaniſchen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn ſchloſſen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpſtlichen Legaten (1375). In Florenz ſpalteten ſich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen ſelbſt zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando ſo mannhaft als uneigennützig zu ſtillen. Als die Venetianer von Carrara durch ihre Unterſtützung der Genueſer im Kriege zu Chiozza (1379) gereizt, ruhig zuſahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), ſtand Florenz allein mit den unglücklichen Fürſten. Franz Carrara bemächtigte ſich Padua's wieder (1390), und behauptete ſich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontiſchen Eroberungsabſichten ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiſer Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der ſich nur das Fürſtenthum Piombino vorbehielt) Piſa (das aber ſein Baſtard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf ſich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), ſo daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn ſtand. Sein gelegener Tod (1402) ſchaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ging ein großer Theil ſeiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, ſich des ganzen Kirchenſtaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufſtand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerſtehen. Aber dieſe Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben ſich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle ſeine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416 — 1420); auch Genua, das abwechſelnd bald in ſogenannter Freiheit ſtürmiſchen Parteifehden

(der Fregoſi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396); bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig geweſen war, unterwarf ſich ihm (1421). Da verband ſich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, ſich zum Herrn dieſer Stadt und von ganz Umbrien, ja ſelbſt auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur feſten Herrſchaft. — IV. Gleichgewicht der italieniſchen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beſtändigen Beunruhigung des Alfons von Aragonien in Neapel durch die Partei der Anjou (ſ. d. A. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenſeitige Eiferſucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italieniſchen Miethſoldaten, die Brache schi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo ſo genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander ſtets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Ausſterben der Visconti (1447), ſich zum Herrn des mailändiſchen Staats (1450) zu machen (ſ. Mailand). Als die länderſüchtigen Venetianer mit einigen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenoſſen an Florenz, das mit Aenderung der Umſtände weislich auch ſeine Politik änderte. Dort erhob ſich um dieſe Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (ſ. d. Art. Mediceer.) Die Kräfte von Mailand, (wo die Sforza ſich befeſtigten,) von Venedig, (das die Hälfte der Lombardey beſaß,) von Florenz, (durch Lorenzo Medici weiſe geleitet,) vom Kirchenſtaat, (großen Theils dem heil. Stuhl zurückgegeben,) und von Neapel, (das unfähig war ſeine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15ten Jahrh. das politiſche Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen Fehden dieſer Staaten keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum J. 1494, wo Carln VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erſt als ſein Bundesgenoſſe, dann als ein Feind auftrat, Papſt Alexander VI. aber, um ſeinen Sohn Cäſar Borgia zu erheben, die franzöſiſche Freundſchaft eifrig ſuchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch ſein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiſchen aus dem, mit ihm eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht geſtützt (1500), ſich unterwarf. Cäſar Borgia's Verſuche auf Italiens Herrſchaft wurden durch den Tod ſeines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegeriſche Papſt, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerſung des Kirchenſtaats, doch nicht für einen Baſtard oder Neffen, ſondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er ſchloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiſchen und Ludwig XII. die Ligue von Cambray 1508 gegen die Vergrößerungs Abſichten der Venetianer, deren Schlauheit aber dieſen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er ſich mit eben dieſen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzoſen aus Italien; dieſe heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, ſo wenig auch Julius

durch das franzöſiſch-deutſche Concilium zu Piſa, das ihn abſetzen wollte, ſich ſchrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiſer Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anſtrengungen ſtets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebſt andern Anſprüchen, auch denen auf Mailand entſagen, das dem Sforza blieb, und nach deſſen Tode (1540) von Carl V. ſeinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceiſchen Päpſte, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren meiſt auf Vergrößerung ihres Hauſes bedacht. Carl V., unter dem ſeit der Schlacht von Pavia ſich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anſchläge, ſeine Macht zu ſchwächen; eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papſte verſöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürſtlichen Herrſchaft Florenz, das im J. 1494, über das unkluge Benehmen Pietro's gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber ſchon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, ſich in die Reihe der Fürſtenthümer ſtellen. Von da an gebricht es der italieniſchen Politik, von der Florenz bisher die Seele geweſen, an Gemeingeiſt, und ſomit der Geſchichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgeſtaltungen der italieniſchen Staaten bis auf die franzöſiſche Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuſer. Nach Ausſterben des Mannsſtammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieſes Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Verſuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, ſich frei zu machen; Cosmo I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es ſeinem Baſtard, Peter Alois Farneſe, deſſen Sohn Octavio 1556 die kaiſerliche Belehnung erhielt. Genua, ſeit 1499 den Franzoſen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) ſeinen Befreier. Er begründete die Ariſtokratie, und der Verſchwörung Fiesko's (1547) gelang es nicht, ihn zu ſtürzen (ſ. Genua). Carl V. überließ ſchon 1553 außer Mailand auch Neapel ſeinem Sohne Philipp II. Im Frieden zu Chateau Cambreſis 1559, entſagten Philipp II. und Heinrich II. von Frankreich ihren Anſprüchen auf Piemont, das ſeinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern ſpaniſchen Feldherrn, zurückgegeben wurde. Im J. 1597 ſtarb der ächte Mannsſtamm des Hauſes Eſte aus, worauf der Baſtard, Cäſar von Eſte, Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als eröffnetes Lehen, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hob ſich der Flor Italiens, ſo viel bei dem Verluſte des Welthandels möglich war, durch langen Frieden. Dieſes dauerte fort, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte franzöſiſche Beſitzung in Italien, an Savoyen vertauſchte, bis zum Erbfolgeſtreit über Mantua und Montferrat, nach Ausſterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutſchland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehen zu reichen,

deſſen Geſchlecht bis zum ſpaniſchen Erbfolgekriege in deren Beſitze blieb. Zugleich erlangte Richelieu's Schlauheit im Frieden von Chiraſco (1631) Pignerol und Caſale, als feſte Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauſes della Rovera, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieſes 1631 dem päpſtlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrh. nicht geſtört, und ſchien durch den turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange Zeit geſichert zu ſein; als der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach. Oeſterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erſtern beiden für ſich, Mantua ward wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen, und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Oeſterreich noch Sardinien, Neapel, Sicilien und Savoyen nebſt dem Königstitel; zur Gränze zwiſchen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre beſtimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farneſe ausſtarb, der ſpaniſche Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und dieſem wieder durch Oeſterreich entriſſen. In dem polniſchen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, ſo wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß, (ſ. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oeſterreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, ſeit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, ſtarben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Beſtimmung des wiener Präliminar-Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiſer wurde, daraus eine Secundogenitur des öſterreichiſch-lothringiſchen Hauſes. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Thereſia zum Dank einige mailändiſche Landſchaften, nämlich Vigevanaſco und Bobbio ganz, und Anghiora und Paveſe zum Theil, abtrat. Maſſa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der ſpaniſche Infant Don Philipp für ſich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrh. die Häuſer Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenſtaat und die Republiken, welche, als Greiſe, die ſich ſelbſt überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die ſie nicht mehr paßten, kraftlos zuſchauten. Eine 40jährige Stille ging ihrem Untergange voraus.

Achte Periode. Von der franzöſiſchen Revolution bis auf die neueſte Zeit. Im Sept. 1792 drangen die franzöſiſchen Truppen zuerſt in Savoyen ein und errichteten dort Freiheitsbäume. Durch die Piemonteſer und Oeſterreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten ſie es doch am Ende des Jahrs. Der National-Convent hatte ſchon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzoſen im Piemonteſiſchen und Genueſiſchen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oeſterreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrie-

ben. Im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der franzöſiſchen Armee in Italien. Er drang unaufhaltſam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die öſterreichiſche Lombardey bis auf Mantua, brandſchatzte den Herzog von Parma und den Papſt, und jagte dem Könige von Neapel ſolche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma dieſſeits des Po, und Modena die cisalpiniſche Republik, die, wie die franzöſiſche, ein Directorium und zwei geſetzgebende Räthe erhielt. Auch den Papſt überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpiniſchen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzoſen nach Rom vor, ſtürzten das geiſtliche Regiment, und errichteten eine römiſche Republik. In Genua zettelte Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Ariſtokratie vernichtet, und eine demokratiſche Republik, nach dem Modell der franzöſiſchen, unter dem Namen der liguriſchen, errichtet wurde. Die Franzoſen waren indeß durch das venetianiſche Gebiet in Oeſterreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tyrolern, welche die Franzoſen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der Neutralität ihres Gebiets gemeinſchaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte dieſen Vorwand, dieſen uralten Freiſtaat zu vernichten. Er beſetzte ohne Schwertſtreich Venedig, und gab der Republik eine demokratiſche Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Oct. 1797) ward das venetianiſche Gebiet bis an die Etſch an Oeſterreich überlaſſen, der Ueberreſt mit der cisalpiniſchen Republik vereinigt. Der König von Sardinien ſchloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subſidientractat; aber im folgenden J. (1798) fand das Directorium für gut, ihn von neuem anzufallen, und durch eine Verzichtsurkunde zur Abtretung ſeiner Staaten auf dem feſten Lande zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundſchaftsvertrag mit Frankreich geſchloſſen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß einging, dem auch Toscana beitrat, ſo eroberten im J. 1799 die Franzoſen Neapel, und errichteten da die parthenopeiſche Republik. Der Großherzog von Toscana mußte nach Wien flüchten, und ſein Land wurde, wie Piemont, von den Franzoſen militäriſch adminiſtrirt. Als nach Zerſchlagung des raſtadter Congreſſes Oeſterreich und das Reich, unter ruſſiſcher Unterſtützung, den Krieg gegen die Franzoſen erneuerten, wurden dieſe von den Engländern, Ruſſen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papſt kehrten in ihre Hauptſtädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzoſen von den Oeſterreichern unter Kray und Melas, und von den Ruſſen unter Suworow in ſechs Hauptſchlachten beſiegt, und verloren alle Feſtungen bis auf Genua, wo Maſſena eine harte Belagerung aushielt, während ſeine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indeſſen war Bonaparte von ſeinem ägyptiſchen Zuge zurückgekehrt, und hatte ſich zum erſten Conſul aufgeworfen. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, ſchlug die Oeſterreicher bei Marengo, und zwang ſie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle italieniſche Feſtungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Febr. 1801) ward der Beſitz Venedigs für Oeſterreich beſtätigt, welches den Herzog

von Modena durch Abtretung des Breisgaus entſchädigen ſollte. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich vereinigt. Die cisalpiniſche und liguriſche Republik wurden von Oeſterreich und Frankreich garantirt, und mit letzterer die eingeſchloſſenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenſtaat hatte beſetzen laſſen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch ruſſiſche Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino, des Stato degli Preſidii und ſeiner Hälfte der Inſel Elba, ſo wie mit dem Verſprechen, ſeine Häfen den Engländern zu ſperren, durch. Die andere Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Inſel aber wurde von den Engländern und Corſen, nebſt den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erſt im Herbſte geräumt. Den Präſidienſtaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab. Starke franzöſiſche Truppenabtheilungen blieben ſowol in Neapel als in Toscana ſtehen, und ihr Unterhalt koſtete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erſte Conſul noch 1801 neue Conſtitutionen. Aber im Januar 1802 erfolgte die Umſchmelzung der cisalpiniſchen in eine italieniſche Republik, nach dem Muſter der neuen franzöſiſchen Verfaſſung, und Bonaparte ward Präſident derſelben. Zum Vicepräſidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen wurden von den franzöſiſchen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt eine neue Conſtitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen conſulariſchen Beſchluß vom 11. Sept. 1802 definitiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den J. 1803 und 1804 Italien aufs willkürlichſte benutzt hatte, ermuthigte ihn endlich die Lethargie der europäiſchen Mächte, am 17. März 1805, zu ſeiner neuen Kaiſerkrone auch die italieniſche Königskrone hinzuzufügen, doch verſprach er, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja ſogar, ihm bald einen eigenen König zu geben. Die abermalige neue Conſtitution glich der des franzöſiſchen Kaiſerreichs. Napoleon ſtiftete den Orden der eiſernen Krone, und ernannte, nachdem er ſich am 26. Mai zu Mailand die Krone aufgeſetzt, Genua aber den 25. Mai mit Frankreich ſich vereinigt hatte, ſeinen Stiefſohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückender, als dieſe Regierung, war nie eine für Italien geweſen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Millionen Menſchen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für franzöſiſches Intereſſe verwendet wurde. Keine europäiſche Macht erkannte übrigens das italieniſche Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiſer, in ſeinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geiſt des lüneviller Friedens fortfahrend, gab ſeiner Schweſter Eliſa das Fürſtenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürſtenthum, beide als franzöſiſche Lehne. Aus Genua wurden drei Departements, Genua, Montenotte und Apennin gemacht. Eben ſo wurden Parma, Piacenza und Guaſtalla 21. Juli dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Der Papſt mußte das Schauſpiel der Kaiſerkrönung durch ſeine Gegenwart verherrlichen. Endlich erhob ſich Oeſterreich, um ſo ungeſcheuter Willkür Einhalt zu thun: aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig gewor-

den. Auf redliche, aber auch in Italien, wo ſie am glücklichſten waren, durch das Unglück bei Ulm und Auſterlitz vereitelte Anſtrengungen, folgte der *Friede zu Preßburg* (26. Dec. 1805), der die Gründung der franzöſiſchen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das öſterreichiſche Venedig nebſt Iſtrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieſes, nebſt allen franzöſiſchen Einrichtungen in Italien, anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 Q. M. und 5,657,000 Einwohnern. Neapel, welches die gelandeten ruſſiſchen und engliſchen Hülfstruppen nach der Schlacht von Auſterlitz räumen mußten, traf im Anfange des J. 1806 ſein endliches Schickſal. Ungeachtet der Anſtalten der Königin zu einem allgemeinen Aufſtande, drangen die Franzoſen in dieſes Reich ein, beſetzten am 14. Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von dieſem Throne vertrieben. Napoleon ernannte am 31. März ſeinen ältern Bruder, *Joſeph*, zum *König von Neapel*. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal die Feſtung Gaeta; vergeblich erhob ſich in Calabrien ein Aufſtand, den die Engländer kräftig unterſtützten. Dieſe ſchlugen zwar unter General Stuart die Franzoſen bei Meida, (4. Juli), und eroberten mehrere feſte Plätze an der Küſte; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war, und Maſſena nach Calabrien vordrang, ſchifften ſie ſich wieder ein, und überließen das Reich den Franzoſen. Der neapolitaniſche Hof mußte froh ſein, daß das von den Engländern beherrſchte Meer ihm wenigſtens Sicilien, wohin er ſich geflüchtet, ſicherte. Doch ließ er im folgenden J. (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal verſuchen, die aber mißglückte. Im J. 1808 wurde auch die Wittwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentſchaft führte, ihres Reichs entſetzt, dieſes mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländiſchen Meers getheilt. Noch ernannte Napoleon ſeinen Schwager, den Prinzen Borgheſe, zum Generalgouverneur der Departements jenſeits der Alpen, welcher ſeinen Sitz zu Turin nahm. Da indeſſen Napoleon den Bruder vom neapolitaniſchen Thron auf den ſpaniſchen verpflanzt hatte, beſetzte er jenen wieder mit *Joachim Mürat*, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6. Sept. 1808 in Neapel einzog. Im folgenden J. 1809 ſtellte der Kaiſer das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, als eine Statthalterſchaft, ſeiner Schweſter Eliſe von Piombino. In demſelben Jahre machte Oeſterreich mit beiſpielloſen Anſtrengungen einen neuen Verſuch, die Uebermacht Frankreichs zu brechen. Die Oeſterreicher waren zwar anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte, und die Vereinigung des Kirchenſtaats mit Frankreich. Rom ward kaiſerliche freie Stadt, und dem Papſte 2 Millionen Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem *wiener Frieden*, durch welchen Napoleon die *illyriſchen* Provinzen erwarb, ward Iſtrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgeriſſen und zu jenen geſchlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etſchkreis, einen Theil des Eiſackkreiſes und das Landgericht Klauſen an Italien ab. Unerſchütterlich ſchien nun des franzöſiſchen Kaiſers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befeſtigt. Während das italieniſche Volk franzöſiſche Heere ernähren, ſeine eigenen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons

aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreiſungen der Anſtalten zu Belebung der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe in Italien. Man duldete hoffnungslos, bis der unerſättliche Weltbezwinger in ſeinen eigenen ungeheuern Unternehmungen unterging. Wir ſahen, nach dem gräßlichen Rückzuge aus Rußland, ſeinen Schwager Mürat, den perſönlich von ihm beleidigten König von Neapel, ihn verlaſſen, und als die Oeſterreicher, unter Bellegarde, in Italien vordrangen, mit dieſen ſeit dem 11. Jan. 1814 verbunden, als ſeinen Feind auftreten. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und ſeinem Charakter treu, und leiſtete den Feinden ſeiner Dynaſtie tapfern Widerſtand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenſtillſtande vom 21. April 1814, räumten die franzöſiſchen Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meiſten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrſchern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiſerin Marie Louiſe, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, welche auf ihren Sohn übergehen ſollten, und Napoleon ſelbſt wurde Souverän von Elba, wovon er den 4. Mai Beſitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältniſſe Europa's wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich den 1. März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Mürat, aus ſeiner bisher zweideutigen Stellung, und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deßhalb an die Italiener erlaſſene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Oeſterreichs Kriegserklärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch deſſen Waffen 15. April aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geſchlagen, verlor er ſein Königreich Neapel, wohin der öſterr. General von Nugent von Rom, und der öſterr. F. M. L. von Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, ſieben Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er ſchiffte ſich auf ſchimpflicher Flucht den 19. Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber, und Mürats Familie erhielt in Oeſterreich eine Freiſtätte. Joachim begab ſich, als Napoleon abgedankt hatte, nach Corſika, und machte von hier aus einen Verſuch in Calabrien das verlorene Königreich wieder zu gewinnen, er wurde aber bei Pizzo gefangen, und den 13. Oct. 1815 erſchoſſen. (S. Mürat.) Unterdeſſen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältniſſe geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt ſeine Staaten wieder, nach den Gränzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit ſeinen Staaten wurde Genua, nach dem Umfange, den dieſe Republik im J. 1792 hatte, als Herzogthum, vereinigt. 2) Der Kaiſer von Oeſterreich vereinigte mit ſeiner Erbmonarchie das neu errichtete lombardiſch-venetianiſche Königreich, welches aus den ſchon früher mit Oeſterreich verbundenen venetianiſchen Provinzen, aus dem Veltlin, Mantua und Mailand beſteht; doch gehört Iſtrien zu dem deutſch-öſterr. Königreiche Illyrien, Dalmatien nebſt Raguſa aber bildet ein beſondres öſterr. Königreich. Als Gränze gegen den römiſchen Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens die Gränze vom 1. Jan. 1792. — Das Haus

Oeſterreich-Eſte wurde wieder Souverän von Modena, Reggio, Mirandola, Maſſa und Carrara; — 4) die Kaiſerin Marie Louiſe erhielt den Staat von Parma als ſouveräne Herzogin, jedoch nach dem Vertrage von Paris den 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit; — 5) der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich wurde wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Preſidii, den ehemals neapolitaniſchen Antheil an der Inſel Elba, die Landeshoheit über das Fürſtenthum Piombino und einige kleine eingeſchloſſene Bezirke, ehemalige kaiſerliche Lehne, verband. Uebrigens behielt der Prinz Buoncompagni Ludoviſi ſeine ſämmtlichen Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. — 6) Die Infantin Marie Louiſe erhielt Lucca, das ſie als ſouveränes Herzogthum 1817 in Beſitz nahm, nebſt einer Rente von 500,000 Fr. bis ihr eine andere Beſitzung zu Theil werden könnte. Nach dem pariſer Vertrag vom 10. Juni 1817 fällt, nach dem Tode der Herzogin Marie Louiſe, Parma an die Infantin und deren Nachkommen zurück, wogegen Lucca mit Toscana vereinigt wird, der Großherzog von Toscana aber ſeine Herrſchaften in Böhmen dem Sohne Napoleons überläßt. — 7) Der Kirchenſtaat erhielt zurück die Marken, Camerino, das Herzogth. Benevento, das Fürſtenth. Ponte Corvo und die Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara, mit Ausnahme des auf dem linken Po-Ufer gelegenen Landſtrichs. Oeſterreich behielt das Beſatzungsrecht in Ferrara und Commachio. — 8) Der König Ferdinand IV. wurde wiederum als König von beiden Sicilien anerkannt. — Außerdem behielt England Malta; und wurde Schutzherr der vereinigten ioniſchen Inſeln. (S. Ioniſche Inſeln.) Der Johanniter-Orden, der im Kirchenſtaate und im Königreich beider Sicilien (in Spanien 1815) ſeine Güter wieder erhalten hatte, erwartet noch die Beſtimmung ſeines endlichen Schickſals. Die Republik St. Marino hat ſich allein mitten unter den 15 politiſchen Umgeſtaltungen, die Italien ſeit 25 J. erlebt hat, unverſehrt erhalten. — Nach dieſer Ueberſicht iſt in Italien das öſterreichiſche Uebergewicht feſter als jemals begründet. Auf der See und an den Küſten gebietet der brittiſche Dreizack. Indeß iſt unter den Völkern Italiens der Wunſch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt. Noch allgemeiner iſt das Verlangen nach einer repräſentativen Verfaſſung. Daher haben mehrere Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen die liberalen Ideen und die geheimen Geſellſchaften (Unitarier, Carbonari) ſelbſt gegen die Freimaurer, ſich durch Ketzergerichte, Jeſuiten und geheime Polizei zu ſchützen bemüht. Im Dec. 1817 mußte im Kirchenſtaate eine Verſchwörung dieſer Art mit Gewalt unterdrückt werden. In Neapel ſiegte (im Juli 1820) das neue Syſtem. Das blühendſte Land iſt Toscana, wo jene Ideen ſeit Leopolds Regierung in Ausübung gekommen waren. Uebrigens bebt Italiens Boden im phyſiſchen, wie im politiſchen Sinne. Auch zittert das ſchöne Land vor Seeräubern, ungeachtet England, Neapel und Sardinien mit den Barbaresken einen Frieden 1816 abgeſchloſſen haben, wodurch die Sclaverei der weißen Kriegsgefangenen dem Namen nach aufgehoben wurde. Möchte nun endlich das Vaterland des Virgils und Cicero, des Taſſo und Arioſt, des Beccaria und Filangieri ſeiner Lage und ſeines Himmels ſich erfreuen lernen, und ſtatt gegen die Vernunft und den Zeitgeiſt anzukämpfen, ſich gegen die Räuber aus Afrika waffnen, und die Sicherheit auf ſeinen Landſtraßen her-

ſtellen, um wieder zu ſein, was es war, die Wiege der Künſte und Wiſſenſchaften, die Heimath des Handels und der Garten von Europa! H. L. K.

Italieniſche oder künſtliche Blumen kamen zuerſt aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erſte, welcher dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat. Gewöhnlich werden ſie von den Cocons verfertigt

Italieniſche oder doppelte Buchhalterei, ſ. Buchhalterei.

Italieniſche Kunſt. Durch griechiſche Meiſter wurde in früher Zeit die Kunſt der Malerei ſowol nach Italien als nach Deutſchland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion, wirkten aber in beiden Ländern ſo auf Kunſt, daß ſie ſich ganz verſchieden in ihnen entfaltete. Glühende Phantaſie, frohe Lebensluſt, angeborner Schönheitsſinn, ſchwärmeriſche Frömmigkeit und ſtete Gelegenheit des Anſchauens ſchöner Natur und der Meiſterwerke alter Kunſt, machten, daß in Italien die Malerlei herrlich emporblühte und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, ſtatt daß in Deutſchland der Tiefſinn und Fleiß der alten Meiſter ſich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; ſie waren mehr Philoſophen und Dichter, welche Farben ſtatt der Worte wählten, als Maler, die ein harmoniſch geordnetes, plaſtiſch rein gebildetes Kunſtwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu ſtellen vermögen. Die Italiener bleiben ewig eben ſo unerreichbar in dem Idealſtyl dieſer Kunſt, wie die Griechen in der Bildhauerkunſt. Man nimmt gewöhnlich den Anfang der Geſchichte der Maler in Italien im 12ten Jahrhundert an, aber ſchon weit früher arbeiteten griechiſche und byzantiniſche Künſtler daſelbſt. Unter Leo dem Großen im J. 441 wurde ſchon in der Baſilika des heil. Paulus am Wege nach Oſtia ein großes Gemälde in Moſaik gearbeitet, und die Bildniſſe der 42 erſten Biſchöfe, die man in derſelben Kirche ſieht, ſind auch aus dieſer Zeit. Moſaiken und enkauſtiſche Gemälde waren damals herrſchend, ſpäter fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man: a tempera nannte. Gegen das Ende des 6ten Jahrhunderts wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke ſterblicher Hände hielt, ſondern Engel oder ſelige Geiſter als ihre Urheber betrachtete. In dieſe Claſſe gehört eine der berühmteſten Abbildungen des Heilandes auf Holz gemalt, in Rom, Acheropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligſten zu ſehen bekommt. Ob es wahr ſei, daß der Evangeliſt Lucas, den alle Malerzünfte ſpäter zu ihrem Beſchützer wählten, ſelbſt Maler war, darüber iſt viel geſtritten worden; in Rom werden beſonders die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Araceli, und das im benachbarten Grotta Ferrara, dem Pinſel des Evangeliſten zugeſchrieben. Im 8ten Jahrhundert wurden Glasmalerei, Moſaik auf Goldgrund und Emaillemalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab ſchon viele einheimiſche Künſtler daſelbſt; eines der älteſten Kunſtdenkmale iſt der berühmte Chriſtus am Kreuz in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, er war ſchon 1003 daſelbſt vorhanden. Um das J. 1200 ſtiftete ein griechiſcher Künſtler Theophanes eine Malerſchule in Venedig. Der ächt italieniſche Styl erblühte zuerſt in Florenz, und um eine

Ueberſicht deſſelben zu geben, wollen wir drei Hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raphael bis auf die Caracci; 3) von den Caracci bis auf die gegenwärtige Zeit. Erſte Periode. In Piſa erwachte der Kunſtfleiß zuerſt. Giunta Piſano, Guido von Siena, Andrea Tafi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieſer Künſtler, der von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder anerkannt wurde, führte zuerſt richtigere Verhältniſſe ein, und gab ſeinen Geſtalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin, und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und Petrarca, und trieb neben der Geſchichtsmalerei auch mit gleichem Glück Moſaik, Sculptur, Baukunſt, Portrait- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerſt Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb ſein Styl noch ſehr trocken und ſteif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfolger waren: Gabbi, Stefano, Maſo und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildniſſe von Petrarca und Laura mahlte. Doch erſt durch Maſaccio verſchwand die Finſterniß des Mittelalters und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunſt. Die florentiniſche Republik hatte zu Anfang des 15ten Jahrhunderts den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Coſmus von Medicis ſchützte alle Künſte und Wiſſenſchaften; Brunelleſchi erbaute damals die Kuppel der Kathedralkirche, Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Taufkapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunſt, was Maſaccio der Malerei wurde. Dieſer hieß eigentlich: Tommaſo Guidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno, geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geiſt. Erſt ſeine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, viel ſpäter erſt malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perſpective. Luca Signorelli, der zuerſt die Anatomie ſtudirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perſpektive verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abſchaffte, zeichneten ſich ſehr aus. Der erhabene Geiſt des Leonardo da Vinci, geb. 1444. geſt. 1519. (ſ. den eignen Art.) der in allen Künſten und Wiſſenſchaften Meiſter war, brachte ſo viel Philoſophie und tiefen Sinn in die Kunſt, daß ſie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentiniſche Schule ganz den ernſten, ſtrengen, tiefſinnigen, faſt melancholiſchen Charakter, zu dem ſie ſich vom Anfang an hinneigte, und den ſie auch ſpäter mit der Kühnheit und Rieſenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römiſche Schule rechnet unter ihre Stifter ſchon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 ſtarb; er zierte die Handſchriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geſchickteſten ſeiner Nachfolger. Faſt alle Maler dieſer Zeit pflegten ihren Gemälden Inſchriften beizufügen, die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenſtand. In Perugia war der Hauptſitz der römiſchen Maler. Schon im 13ten Jahrhundert gab es daſelbſt eine Malerzunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt, (geb. 1446. geſt. 1524.) brachte zuerſt mehr Grazie und edlere Formen in dieſe Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach

Frommes, unverkünſtelt Natürliches erhielt, welcher immer der römiſchen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler Raphael übertraf ſchnell alle frühern Meiſter, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt.

Nach Venedig kam zuerſt der Geſchmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühſten dortigen Künſtlern; Giovanni und Gentile Bellino ſind die ausgezeichnetſten Maler der frühern venetianiſchen Schule. Erſterer war 1424 geb. und ſtarb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mahomeds II. Regierung in Conſtantinopel. Sie führten die Farbenglut des Orients ein, ihr Styl war einfach, ſymmetriſch rein, ohne ſich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431. zu Padua, geſt. 1506. war der erſte der anfing die Antiken zu ſtudieren. In Padua war der Hauptſitz der venetianiſchen Schule; Mantegna verpflanzte ihn ſpäter nach Mantua, und ſein Styl bildete den Uebergang zur lombardiſchen Schule. In Verona, Baſſano und Brescia blühten Malerſchulen auf. Giovanni von Udine, (welcher ſich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen ſo auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um ſeine Gemälde in der Farneſina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geſchickteſten Vorgänger der beiden größten Meiſter der venetianiſchen Schule: Giorgione und Tizian. Der lombardiſchen Schule diente keine Hauptſtadt zum Mittelpunkte; erſt ſpäter wurde Bologna dies, früher rechnet man Imola, Conto, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieſer Schule. Galaſio, der gegen das Jahr 1220 lebte, Alighieri, Alghiſi, Coſimo Tura, Ercole Grandi, und beſonders Doſſo Doſſi (geb. 1479. geſt. 1560.) waren die vorzüglichſten ferrareſiſchen Maler. Letzterer, ein Freund des Arioſto, hat eine ſeltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereinet, die mit dem Tizian zu vergleichen iſt. Bramante, geb. 1444. geſt. 1514. der zugleich großer Baumeiſter war, Lippo Dalmaſi und beſonders Francesco Raibolini (geb. 1450.) genannt Francesco Francia, zeichneten ſich unter den bologneſiſchen Meiſtern ſehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigſte Ehrfurcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieſes Meiſters, durch die Unerreichbarkeit ſeiner Kunſt ſo ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth verſank und bald darauf ſtarb. Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle dieſe wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardiſchen Schule, der ſich ſtets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und ächte Grazie auszeichnete, erſt gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meiſtern aller Zeiten, die faſt zu gleicher Zeit als Häupter der vier Schulen alle Zweige der Kunſt zur höchſten Vollkommenheit brachten. Man nennt ſie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentiſti, nach ihrem Jahrhundert. Dieſe Periode der höchſten Blüthe dauerte nicht lange, ſie ſank ſchnell und bedurfte bald der kräftigen Wiederherſtellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem Leonardo da Vinci in der florentiniſchen

Schule alle Proportionen der Figuren und Regeln der Perſpektive und Beleuchtung beſtimmt hatte, und ſeine Schüler: Luini (der Raphaels Styl mit dem ſeines Meiſters zu vereinigen wußte), Salaino und Melzo, nebſt dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Namen Fra Bartolomeo berühmt iſt, (geb. 1469.) und deſſen Werke ſich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht ſowol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunſt bewirkt hatten, und der ſanfte gefühlvolle Andrea del Sarto, (geb. 1488. geſt. 1530.), der ideenreiche Baltaſar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, dieſe Schule berühmt gemacht hatten, erſtand der außerordentlichſte aller Künſtler, Michelangelo Buonarotti (geb. 1474. geſt. 1564.) Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte ſein Rieſengeiſt die Bildhauerkunſt, Baukunſt und Malerei. Sein Feuer der Compoſition, ſein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit ſeiner Wendungen und Verkürzungen, bezeichneten ihm einen ganz eigenen Weg, doch für die Kunſt wurde er als Vorbild verderblich, weil ſeine Nachahmer in Uebertreibung und Verſchmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescogemälde: das jüngſte Gericht, in der Capelle Sixtina in Rom, bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie ſo an wie die Kraft und Größe, um ſo mehr, da er in jener nie den Raphael erreichen konnte, in dieſer aber einzig war und blieb. Dante war ſein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in ſeinen ſpätern Jahren faſt ſein einziger Gedanke. Roſſo de Roſſi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Aleſſandro Allori und viele andere waren ſeine Schüler und Nachahmer. Michelangelo hatte zu lange für die Kunſt gelebt, ſo wie Raphael zu kurz. Im Jahr 1580 fingen Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geiſt zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück und bemühten ſich beſſern Geſchmack im Helldunkel einzuführen. Pagani, Domenico Paſſignani, Chriſtoforo Allori, Comodi, waren ihre Nachfolger.

Wenn wir die römiſche Schule betrachten, finden wir den erſten aller Künſtler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483. geſt. 1520.), an ihrer Spitze. Sein Geiſt zeigte ſich eben ſo göttlich erhaben in ſeinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vatikans (wo in den erſtern ſich beſonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelſcenen enthalten, von der Welterſchaffung an durch das ganze alte Teſtament) als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farneſina, das Leben der Pſyche darſtellend. Nicht minder herrlich ſind ſeine Oelgemälde, von denen wir nur als weltberühmt ſeine Madonnen, beſonders die Wolkenwandlerin (in der Dresdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Peſce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, ſeine heilige Cecilia in Bologna, und ſein letztes Werk, die Verklärung Chriſti, ſo wie viele andere. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492. geſt. 1546.), der düſtere Franc. Penni il Fattore (geb. 1488. geſt. 1528.), der erhabene Bartolomeo Ramenghi genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Polidoro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tiſi, genannt Garofalo, und viele andere, waren

geſchickte Meiſter, doch verließen ſie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528. geſt. 1612.) ſtrebte, dieſer entgegen zu wirken. Seinem Geiſt nach gehörte er mehr der lombardiſchen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernſtlich nachſtrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und ſeine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zucheri verbreiteten neues Leben in der römiſchen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige als große Werke und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete ſich in der Landſchafts- und Rogari, Pulzone und Fachetti in der Portraitmalerei aus.

An der Spitze der venezianiſchen Schule finden wir die beiden trefflichen Koloriſten Giorgione Barbarelli di Caſtelfranco (geb. 1477. geſt. 1511.), und Tiziano Vecelli (geb. 1477. geſt. 1576.). Des Erſtern Portraits ſind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunſtfächern groß, in Verſchmelzung und Behandlung der Fleiſchtinten unnachahmlich, als Hiſtorien- und Portraitmaler trefflich, der erſte große Landſchaftsmaler. Selbſt in ſeinem hohen Alter blieb er ſich gleich. Arioſto und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige ſeiner berühmteſten Werke ſind das Altarblatt des S. Pietro Martire, ſeine Venusbilder, ſein Bacchanal und ſeine ſpielenden Kinder in Madrid, ſein Chriſto della Moneta ꝛc. Er verſtand zuerſt die Kunſt des Laſirens oder mit durchſichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er ſtets die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger Sebaſtiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, ſind ausgezeichnet, beſonders im Kolorit. Der treffliche Schiavone, deſſen Helldunkel und ſaftiger Pinſel wahrhaft ausgezeichnet iſt, der die Wirklichkeit, ſelbſt die gemeine, bis zur Täuſchung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Baſſano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der ſinnige, glühend begeiſterte Robuſti, genannt il Tintoretto (geb. 1512. geſt. 1594.), den Tizian aus Künſtlerneid früh aus ſeiner Schule verbannte; der phantaſtiſche, prachtliebende Paul Veroneſe (geb. 1532. geſt. 1588.), der mit freiem Pinſel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Koſtums vernachläſſigte und oft die Maskencharaktere in die Geſchichtsgemälde miſchte, und der Veroneſer Cagliari waren Zierden der venetianiſchen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieriſten derſelben waren noch weit ſchlechter als die der andern Schulen, weil ſie nie die Antike und das Ideal ſtudirt hatten.

Als Haupt der lombardiſchen Schule finden wir den gefühlvollen lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio, (geb. 1494. geſt. 1534.). Er iſt der größte Meiſter im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke ſind leicht zu unterſcheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebaſtians, ſo wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heil. Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Chriſtus im Oelgarten in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, ſind weltberühmte Werke dieſes himmliſchen Meiſters. Seine Nachfolger und

Schüler waren: Franceſco Rondani, Gatti, Lelio Orſi, und beſonders Franzeſco Mazzola il Parmeggianino (geb. 1503. geſt. 1540.). Dieſer Künſtler hatte ſehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier gränzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebſt vielen andern zu den Zierden der mailändiſchen Schule, den Lavizzario nannte man im Landſchaftsfach den mailändiſchen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguiſciola (geb. 1530.) in Cremona zeichnete ſich in Muſik und Malerei ſehr aus. Sie wurde als treffliche Portraitmalerin nach Madrid berufen, wo ſie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte, und der Königin Eliſabeth Unterricht gab. Im Alter wurde ſie blind. Van Dyk behauptete, durch die Geſpräche dieſer Blinden mehr gelernt zu haben als durch das Studium der Meiſter. Sie ſtarb 1620. Lavinia Fontana, Artemiſia Gentileſchi, Maria Robuſti, Eliſabetta Sirani, waren berühmte Künſtlerinnen dieſer Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten ſich durch Kraft der Phantaſie und treffliches Kolorit aus. In Bologna finden wir in dieſem Zeitraum als ausgezeichneten Künſtler den Bagnacavallo, den wir ſchon unter Raphaels Schülern bemerkten; er blühte um das Jahr 1542. Franceſco Primaticcio (geb. 1490. geſt. 1570.), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Paſſerolli, Fontana waren ſehr geſchickte bologneſiſche Künſtler.

Dritte Periode. Dieſe beginnt mit dem Zeitalter der Carracci. Dieſe drei vortrefflichen Künſtler ſtrebten den reinen Styl wieder herzuſtellen, und durch das vereinte Studium der alten Meiſter, der Natur und der Wiſſenſchaft, der überall geſunknen Kunſt einen nenen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieſer Zeit an hört die Eintheilung in die vier verſchiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptclaſſen: die Nachfolger der Carracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturaliſten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555. geſt. 1619.) war der Oheim der beiden Brüder Agoſtino (geb. 1557. geſt. 1602.) und Annibale (geb. 1560. geſt. 1609.) Lodovico war ruhig, nachdenkend, ſanft und ernſt. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto ſprachen ihm erſt alles Kunſttalent ab, er ſtudierte deſto eifriger und erwarb ſich die tiefſten künſtleriſchen Einſichten. Agoſtino vereinte mit einem edlen Charakter ungemeinen Scharfſinn und die vielfältigſten Kenntniſſe. Philoſophie, Mathematik, Geographie, Aſtrologie, Geſchichte und Poeſie trieb er mit gleichem Glück. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der beſtimmt geweſen war, ein Schneider zu werden, und nicht die mindeſte Geiſtesbildung erhalten hatte, aber nun unter Lodovico's Leitung Rieſenſchritte in der Kunſt that. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen beiden ſo ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agoſtino widmete ſich aus Verdruß der Kupferſtecherkunſt. Erſt die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten ſie und ſie ſtifteten zuſammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Gallerie des Herzogs Farneſe zu malen. Sie entzweiten ſich bald, und der ſanfte Agoſtino trat zurück, und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeiſt ſeines Bruders. Doch verſank er darüber ſowol als über die harte Unbilligkeit der Menſchen in tiefe Schwermuth, und ſtarb im 43ſten Jahre. Annibal hatte die große Arbeit rühmlich vollendet,

wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür ſchändlich betrogen. Tief gebeugt darüber ſuchte er ſich ſowol durch neue Arbeiten als durch eine Reiſe nach Neapel zu zerſtreuen, doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beſchleunigten ſeinen frühen Tod. Der ſtille Lodovico endete indeß nebſt ſeinen trefflichen Schülern eine der größten und bewundernswürdigſten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Boſco in Bologna, worauf ſieben der herrlichſten Gemälde aus der Legende des heil. Benedictus und der heil. Cecilia vorgeſtellt ſind. Die letzte der Arbeiten dieſes großen Meiſters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz koloſſalen Figuren dargeſtellt, auf dem großen Halbbogen der Cathedralkirche von Bologna. Der Engel iſt mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf ſcheint ſein rechter Fuß da zu ſtehen, wo der linke hingehört und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dieß nicht, erſt als das große Gerüſte abgebrochen war, ſahe Lodovico den Fehler, der ſeinen Feinden zu den bitterſten Critiken Veranlaſſung gab. Er grämte ſich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieſer drei großen Männer zeigt, wie ſchon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunſt mit Liebe und Enthuſiasmus belohnt wurde, und wie ſehr Tadelſucht und Neid an die Stelle des Gefühles getreten waren. Die Schüler der Caracci ſind zahllos. Wir bemerken nur die berühmteſten. Sie ſtrebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernſten Größe römiſcher Meiſter zu vereinen. Ceſare Aretuſi gehört zu denen, die ſich durch die treueſten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575. in Bologna, geſt. 1642.) zeichnete ſich beſonders durch die idealiſche Schönheit ſeiner Köpfe, die Lieblichkeit ſeiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit ſein Pinſel alles gleichſam hinſchrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorſtellend, im Palaſt Borgheſe, und ſein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, ſind weltberühmt. Francesco Albani (geb. 1578. in Bologna, geſt. 1660.) lebte im ſteten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er beſonders berühmt durch den namenloſen Reiz, womit er in kleinern Dimenſionen liebliche Gegenſtände der Fabel und beſonders Gruppen von Amorinen darſtellte. Seine Gemälde in der Gallerie Veroſpi und ſeine vier Elemente, die er für die Familie Borgheſe malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landſchaftlichen Hintergründe ſind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in ſeinen Werken. Es war ihm ſehr kränkend, daß ſeine Zeitgenoſſen ſich immer wegen der ernſten Gegenſtände, die ſie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitſchüler der vorigen, Domenico Zampieri genannt Domenichino (geb. 1581. geſt. 1641.), wurde erſt von dieſen wenig geachtet, wegen ſeiner großen Schüchternheit und Beſcheidenheit. Dreimal waren ſchon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht ausfinden konnte; mühſam forſchte es endlich der kluge Agoſtino aus, da geſtand ihm der Jüngling Dominichino mit ängſtlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch ſeinen Fleiß und durch ſein eifriges Streben der Liebling ſeiner Meiſter. Seine Werke zeigen von den gründlichſten Kenntniſſen, und ſind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, ſeine Marter der heil. Agnes, und ſeine Frescogemälde in Grotta Ferrata, ſind unſterbliche Meiſter-

werke. Schüchterne Beſcheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte ſehr verfolgt und geängſtet, ja man vermuthet ſogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco, (geb. 1580. zu Parma, geſt. 1647.) zeichnete ſich beſonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartolomeo Schidone gehört zu den trefflichſten Coloriſten dieſer Schule.

Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden.

An der Spitze der Naturaliſten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitsſinn, mit kühnem oft frechem Pinſel nachahmten, ſteht Michelangelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569.). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealiſten oder vielmehr Manieriſten ſtand. Caravaggio und ſeine Nachfolger Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc. wählten oft die gemeinſte Natur zum Modell, das ſie ſclaviſch nachahmten, und ſo entweihten ſie die ächte Würde der Kunſt, obſchon ihnen Kraft und Genie nicht abzuſprechen war. In Rom riß zu dieſer Zeit, dem Anfang des 17ten Jahrhunderts, der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerſt durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künſtler, beſonders Michelangelo Cerquozzi, mit den Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten dieſem ausgearteten Geſchmack. Andrea Sacchi ſtrebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, ſein Vorbild Raphael. Sein berühmteſter Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625. zu Camerano), deſſen Styl edel und geſchmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celeſti, die Portraitmalerin Roſalba Carriera (geb. 1675. in Venedig, ſtarb 1757.), die ſich in der Paſtellmalerei auszeichnete, der anmuthige Francesco Treviſani, Pinzetta Tiepolo und der Perſpectivmaler Canaletto waren die berühmteſten venezianiſchen Maler dieſer Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628. geſt. 1719. in Bologna), erwarb ſich großen Ruhm durch Originalität und ſeine eben ſo kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter ſeinen Schülern zeichnet ſich beſonders Marc Antonio Franceschini aus (geb. 1648. geſt. 1729.), deſſen Werke reizend und ſeelenvoll ſind. Giuſeppe Crespi, genannt Spagnuoletto, verdient um ſeines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung; leider ſind nur ſeine Gemälde ſehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete ſich Pompeo Battoni (geb. 1708. geſt. 1787.) ganz vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philoſophie, Erſtern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künſtlern übergehen, müſſen wir einen Blick auf die beiden Nebenſchulen in Italien werfen, die neapolitaniſche und die genueſiſche. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaſo de' Stefani (geb. 1230.), Fil. Teſauro; Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352.), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480.), Beliſario, Caracciolo, Giuſeppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593.), Spadaro, der treffliche Francesco di Maria (geb. 1623.), Andrea Vaccaro, der kühne geiſtreiche Landſchaftsmaler Salvator Roſa (geb. 1615.), Preti, genannt il Calabreſe (geb. 1613.) und Luca Giordano (geb. 1632. geſt. 1705.), den man,

wegen ſeines ſchnellen Arbeitens, Luca fa preſto nannte. Solimena (geb. 1657.) und Conca gehören zu den neuern Meiſtern dieſer Schule. Die Genueſer haben einen Semino (geb. 1485.), Luca Cambiaſi (geb. 1527.), Paggi, Strozzi, genannt il Prete Genoveſe, Caſtiglione (geb. 1616.), Biscaino, Gaulli und Parodi beſonders unter ihren Künſtlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwiſchen Malerei und Bildhauerkunſt (was dieſe beſonders bei den Italienern betrifft, ſiehe den Art. Bildhauerkunſt.) muß die Moſaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunſch, die Meiſterwerke unzerſtörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römiſche Moſaik beſteht darin, daß kleine kubiſch geſchliffene Steine oder Glasſtücke von verſchiedenen Farben und Abſtufungen, mittelſt eines Kittes ſo an einander geſetzt und befeſtigt werden, daß ſie Gemälde bilden. Schon Taſi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentiniſche Moſaik dagegen beſteht aus Steinen von bedeutender Größe, ſogar Edelſteinen, welche ſo zuſammengeſtellt werden, daß ſie Thiere, Früchte, Blumen u. ſ. w. vorſtellen (ſiehe den Art. Moſaik). In der Kupferſtecherkunſt zeichnen ſich die Italiener auch ſehr vortheilhaft aus. Tommaſo Finiguerra (1460.) iſt der erſte bekannte Meiſter dieſer Kunſt, welcher ſie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna, allein erſt Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500.) brachte größere Freiheit in ſeine Kupferſtiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung ſtets von großem Werth bleiben. In ſeiner Manier arbeiteten Bonaſone, Marco di Ravenna, die Ghiſi und andere. In einer andern Art brachten Agoſtino Carracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Teſta vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete ſich durch kleine, geiſtreiche und nette Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte, effectvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punctirten Manier, und Cunego, Volpato und Betkelini, beſondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morgen, der die Kupferſtecherkunſt auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunſt in Scagliola zu arbeiten, blüht ſchon ſeit zwei Jahrhunderten in Toscana. Die Scagliola iſt eine Compoſition aus einem kalkartigen durchſichtigen Stein, der bei den Mineralogen Selenit heißt, der gemeine Name iſt Specchio d'aſino, bei uns Marienglas. Dieſer Stein wird zu einem ſehr feinen Staube kalzinirt und angefeuchtet. Dann werden Platten daraus geformt, und wenn ſie erhartet ſind, ſchneidet man Blumen, Früchte, Architekturſtücke und ſogar Figuren darin aus, und füllt die Höhlungen mit derſelben Maſſe, aber mit Farben gemiſcht wie ſie für die Gegenſtände paſſen, wieder an. Hierauf gibt man dem Ganzen eine Politur, und nun hat man ein feſtes Gemälde, das mit einem Kriſtall überzogen zu ſein ſcheint. Lamberto Gori zeichnete ſich in neuerer Zeit hierin aus.

Faſt eine neue Kunſtperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die ſeit dem letzten Jahrzehend Italiens Künſtlerruhm wieder aufs neue verbreiten. Seit dem Tode des gefälligen Rotari und des gelehrten Caſanova ſchien eine Zeitlang der Genius erloſchen, bis mit Canova's Erſcheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthuſiasmus unter den Malern erwachte, wozu unſtreitig jener große

Künſtler viel beitrug, durch die Liebe womit er jedes jugendliche Kunſttalent unterſtützt. Der berühmteſte aller jetztlebenden italieniſchen Maler iſt Camoccini in Rom; ſein Styl iſt groß und ächt hiſtoriſch; ſeine Zeichnungen werden faſt noch höher geſchätzt als ſeine Gemälde. Sein Tod der Virginia iſt das berühmteſte derſelben; auch ſeine Hochzeit der Pſyche wird ſehr geachtet. Sein Colorit und Faltenwurf iſt im Styl der Venezianer. Landi iſt ausgezeichneter Portraitmaler, doch findet man ſein Colorit ein wenig kalt. Graſſi beſitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinſels. Benvenuti, Direktor der Akademie in Florenz, iſt unſtreitig der erſte daſige Künſtler. Ein neueres hiſtoriſches Gemälde von ihm macht Aufſehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obſchon es ſonderbarer Weiſe eine Scene darſtellt, die nie in der Wirklichkeit exiſtirte; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Saſſoni, und will hier als Nachtſcene darſtellen, wie die Sachſen dem Napoleon einen Eid der Treue leiſten, was eben ſo unwahr iſt, als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig ſind. Ein franzöſiſcher Künſtler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; ſeine Landſchaften ſind eben ſo trefflich wie ſeine Hirtengemälde. So iſt gleichfalls der dort lebende Colignon ſehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand ſtarb, war beſonders durch die Grazie ſeiner weiblichen Geſtalten berühmt, ſo wie der gleichfalls verſtorbene Boſſi im ernſtern und ſtrengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, deſſen Federzeichnungen ſehr geſchätzt ſind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz iſt ein reizender Miniaturmaler in Iſabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, ſind in Rom ſehr geſchätzt. Doch vor allen zeichnet ſich der junge Künſtler Agricola in Rom jetzt aus. Er iſt aus Urbino gebürtig, und man hofft einen zweiten Raphael in ihm erblühen zu ſehen. Ein Madonnenbild von ihm, welches in Canova's Werkſtatt aufgeſtellt iſt, reißt durch die Einfachheit der Darſtellung und den ſeelenvollen Ausdruck alle Kenner zur Bewunderung hin. Er malt jetzt an einer Gruppe, Petrarca und Laura vorſtellend. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt vom theatraliſchen Ausdruck iſt, ſoll er alle neuern Künſtler übertreffen. (Ueber italieniſche Baukunſt und Muſik ſiehe dieſe Artikel.) WL.

Italieniſcher Geſang, ſ. Italieniſche Muſik.

Italieniſche Muſik, die jetzt in Italien herrſchende Muſik (im weiten Sinne nennt man auch ſo die im italieniſchen Geſchmack geſchriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Muſik, wiewol dieſe gar ſehr von dem italieniſchen Geſchmacke abweichen kann, wie uns die Muſik Spontini's beweiſt), welche ſich durch Herrſchaft der Melodie und damit des Geſangs, bei Vernachläſſigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakteriſirt, iſt von der alten italieniſchen Muſik zu unterſcheiden, aber, wie natürlich, durch dieſelbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entſtehung, ſo wird uns dieß klar werden. Alle neue Kunſt fand in der Religion den Boden, aus welchem ſie jung und friſch emporwuchs; — ſo auch die Muſik. Die Geſchichte der Muſik führt uns, nachdem ſie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunſt im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im

Lauf der Jahrhunderte ſich in das Moderne zuerſt verſchmilzt. Hier finden wir zuerſt den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuen Kirchenmuſik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechiſch-römiſchen Muſik, die, den chriſtlichen Hymnen und Pſalmen angepaßt, anfangs im Einklang geſungen wurde, (ſ. Kirchenmuſik und Geſchichte der Muſik) entſtanden zu ſein ſcheint, ſeit Biſchof Ambroſius im 4ten Jahrhundert nach Chr. Geſänge und Hymnen nach den vier authentiſchen Tonarten der Griechen in der abendländiſchen Kirche einführte, und Pſalmiſten oder Vorſänger derſelben anſtellte, Gregor der Große aber im ſechſten Jahrhunderte den Chorgeſang durch die plagaliſchen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten ſich auch die Singſchulen, und es wurde viel über Muſik geſchrieben. Die für das Fortſchreiten der Muſik überhaupt wichtigſten Erfindungen verdanken wir dem eilften Jahrhunderte, und insbeſondere dem Benedictiner Guido von Arezzo, welcher die muſikaliſche Notenſchrift, ſtatt der deutſchen Tabulatur, und den Gebrauch der Schlüſſel, wenn nicht erfand, doch verbeſſerte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger beſtimmte, die ſechs Töne der Scale benannte (ſ. Solfeggiren), und die Scale in Hexachorde eintheilte.

Im 13ten Jahrhunderte verbreitete ſich in Italien die Erfindung der Menſuralmuſik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgeſangs abhing. Die Inſtrumente vermehrten und vervollkommneten ſich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte. Viele Päpſte begünſtigten die Muſik, namentlich den Geſang, und heiligten ſie durch ihre Breve's; doch beſchränkten auch kirchliche Verordnungen die ſelbſtſtändige Ausbildung der Muſik. Häufig wurde im 15ten Jahrhundert im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretiſche Muſik erlangte den Rang einer Wiſſenſchaft, und der Geſang wurde contrapunktiſch ausgebildet. In dem 16ten Jahrhundert erblicken wir ſehr ausgezeichnete Tonſetzer und Sänger, ſo Paleſtrina, Componiſt für die Capelle des Papſt Clemens XI., deſſen Arbeiten große Würde und künſtliche Modulation beſitzen, und ſein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebſt Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird, ferner der berühmte Contrapunktiſt und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftſteller über Harmonie, z. B. Giuſeppe Zarlino, Capellmeiſter zu Venedig. Ueberhaupt wurde die Tonkunſt zu Rom und Venedig mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus getrieben. Von hier drang dieſe nach Neapel und Genua, und ganz Italien, ſagt Schubert, ward bald ein lautſchallender Concertſaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunſt, beſonders ſchönen Geſang, zu hören. Im 17ten Jahrhundert ſehen wir die weltliche Muſik vorſchreiten. Die erſte Oper, zuerſt mit unbegleiteten Recitativen und Chören im uniſono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und ſo ſchnell verbreitet, daß die Dichter der Schauluſt ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erſchienen. Dieſes erzeugte großen Wetteifer unter den italieniſchen Tonkünſtlern. Aber es entwickelte ſich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italieniſchen Muſik um ſo ſchneller, je ſelbſtſtändiger und durch die Kirche unbeſchränkt dieſe Gattung ſich entwickelte. Schon in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo ſich die Theatermuſik immer mehr hob, fing daher die Ein-

falt an in Pracht und Ueppigkeit überzugehen, und auch den Kirchenſtyl zu verderben. Die Muſik, ſagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Drama's mit dem Glutantlitze des Kirchenſtyls, und dieß legte den erſten Grund zum Verfall des letztern. Hier iſt der ſchickliche Ort, wo wir von dem Eigenthümlichen der italieniſchen Muſik und ihres Geſangs ſprechen können, wir faſſen die Hauptmomente des Vorigen zuſammen. — Vokalmuſik mußte die erſte Muſik ſein, durch Erfindung und Vervollkommnung der Inſtrumente wurde ſie geregelt, daraus entſtand der einfach große Kirchengeſang des 15ten und 16ten Jahrhunderts; neben ihm entwickelte ſich eine Reihe von Nationalgeſängen. Selbſtſtändig in größerer Gattung herrſchte die Muſik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener ohne große Berückſichtigung der Poeſie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, ſeiner herrſchenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in ſeiner Sprache ſich kund thut. Alle ſüdliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie iſt ihnen eben ſo ſehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Muſik die Harmonie, aber keiner Nation ſo ſehr als der italieniſchen, deren ſchönes Clima und glückliche Organiſation für den Geſang (Italien lieferte die ſchönſten Alt- und Tenorſtimmen — weniger Bäſſe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres muſikaliſchen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutſche lernen, was wohl- und was übelklingend iſt. Auf der andern Seite verwandelte ſich die Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Ueppigkeit von der Zeit an, wo der Geſang ſich ſelbſtſtändig ausbildete und, von der Inſtrumentalmuſik nur getragen, ſich wie ein Inſtrument zu entwickeln anfing, wo man ſtatt poetiſchen Ausdruck und Wahrheit neue Ohrenbefriedigung, neue Conſonanz, nicht tiefe Rührung und Erſchütterung, ſondern Reiz, ſchnellen Tonwechſel mit Vermeidung aller Diſſonanz verlangte, die Muſik die Poeſie zu beherrſchen anfing, was im theatraliſchen Geſang zuerſt geſchah, und ſo das rein Muſikaliſche der Bildung das Dramatiſche und Poetiſche zerſtörte — welcher Geſchmack ſich um ſo leichter über andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Muſik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrſchaft der italieniſchen Kunſtausdrücke in der Muſik beweiſ't. Zu dieſer künſtlichen und unpoetiſchen Ausbildung des Geſanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald aufs Theater kamen, und alle poetiſche Wahrheit des Charakters an ſich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden ſingen hören ſollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinſichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchſten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl muſikaliſcher Conſervatorien und Singſchulen. (Unter den ältern ſind die des Piſtochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche ſich gewiſſe Kunſtgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die techniſche Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichſam mechaniſch fortpflanzten, welches die ſogenannte italieniſche Schule ausmacht, und worin ſelbſt andere Nationen von den Italienern gelernt haben. Dazu kam die auf das große Bedürfniß nach Geſang gegründete Aufmunterung und verſchwenderiſche Belohnung großer Sänger (der Caſtrat Farinelli kaufte ſich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu ſingen,

indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere, hatte, Kirchenmuſik weſentlich zum katholiſchen Kultus gehört, und Caſtrationen ad honorem dei, wie es in einem päpſtlichen Breve heißt, authoriſirt wurden. Mehr als alles aber wirkte die in Italien allgemein faſt leidenſchaftliche Neigung und Fähigkeit zu Geſang. Die glänzendſte Ausbildung der Stimme als ſolche mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Inſtrument, mit Vernachläſſigung alles poetiſchen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neueſten Zeit die auffallendſten Beiſpiele erlebt haben. Bei dieſem Streben nach höchſtem Wohllaut, techniſcher Bildung der Stimme, bis zur charakterloſen Weichlichkeit, mußte natürlich die Inſtrumentalmuſik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anſchlägt, über welchen er ſich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Inſtrumentalmuſik nicht den Geſang bedecken, wie bei ſo vielen franzöſiſchen und deutſchen Muſiken; aber der Tonſetzer iſt auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer techniſchen Fertigkeit faſt beſchränkt, und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmomie, welche auf Miſchung der Conſonanz- und Diſſonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchſte Ausbildung der romantiſchen Tonkunſt verlangt. Daher iſt auch zu erklären, warum Mozarts Meiſterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die italieniſche Muſik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie, und techniſche Ausbildung des Geſangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter, die Oper wird ein Aggregat von Concertſtücken, in Coſtum auf der Bühne geſungen; das iſt die Geſchichte der italieniſchen Muſik. Wir gehen nun zurück und nennen die vorzüglichſten Componiſten und Sänger ſeit dem 17ten Jahrhunderte. Zu den erſten gehören Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violiniſt und Tonſetzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meiſten jedoch Tonſetzer waren, gehören Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpſtlichen Capelle. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmuſik beibehielt, und den Geſang durch Inſtrumente hob, aber in ſeinem Style viel Theatraliſches annahm; ferner Brescianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieſes Jahrhunderts blühte die italieniſche Muſik, beſonders die theatraliſche, vorzüglich in Neapel, Liſſabon und auch ſchon in Deutſchland, beſonders in Berlin. Einige behaupten, dieß ſei die glänzendſte Periode der italieniſchen Tonkunſt geweſen. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts finden wir einige bedeutende Inſtrumentaliſten in Italien, die Organiſten Scarlatti und Martinelli; als Violiniſten Tartini, der auch im Theoretiſchen ſeines Inſtruments ausgezeichnet war, und eine Schule ſtiftete, die für den Kirchenſtyl vorzüglich geeignet war; Domenico Ferrari, Geminiani, Anton Colli u. Nardini (Tartini's Schüler); als Clavierſpieler und Tonſetzer den noch in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonſetzern des 18ten Jahrhunderts ſind als ausgezeichnet zu nennen Traetta, der noch die Würde des Geſanges behauptet, aber durch Künſteleien die Einfalt des Satzes ſtört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Geſang, reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (ſ. d. Art.) welcher der Inſtrumentalmuſik größern Antheil gab; Majo; Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singſchule, durch ſeine

Solfeggien berühmt; in der Kirchenmuſik Leo, Pergoleſi, deſſen Muſik durch ihre einfache Schönheit (z. B. ſein Stabat Mater) noch immer entzückt, der tüchtige Tonkünſtler Pater Martini zu Bologna, der ſüße Piccini, Glucks Nebenbuhler; Anfoſſi, der gefällige Sacchini (Oedip), Sarti, (ſ. d. Art.). Der neuern Zeit gehören an Paeſiello (ſ. d. Art.), Cimaroſa, die Blüthe der Opera buffa und Zingarelli (Romeo und Julie). Im 18ten Jahrh. ſind im italieniſchen Style bekannt geworden Naſolini. Paganini, Niccolini, Paveſi und die jetzt ſehr berühmten Generali und der vielſchreibende Roſſini. Mehr an die Deutſchen ſchloſſen ſich an Salieri (ſ. d. Art.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geſchrieben), ſo wie ſich Cherubini und Spontini an die Franzoſen anſchließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens ſeit dem 18ten Jahrhunderte ſind berühmt: Franceſca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Fauſtina Bordoni, ſpäterhin Haſſe's Gattin, und die Allegrandi, die genannten Sopraniſten Farinelli, Caffarelli, Seneſino, Cariſtini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger Baldaſſore Ferri, Siface, Matteuce in neuerer Zeit; die Tenoriſten Millico, Fachiorotti, Brixi, Benelli, die Sängerinnen Teſi, Mingotti, Gabrielli Todi, Bandi, Marchetti, die Schweſtern Seſſi (beſonders Imperadrice und Mariane Seſſi), Angelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch iſt es auch bekannt, daß einzelne deutſche Sänger nicht nur durch bedeutſame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, ſondern auch in der italieniſchen Manier ſelbſt den Italienern an die Seite geſtellt werden können, und auch in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. Charlotte Häſer. Die italieniſche Schule iſt noch jetzt in dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, beſonders Portament, Paſſagen und Triller, unerreicht; aber die ſclaviſche Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weßhalb auch deutſche Sänger dieſelbe nur ſo weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetiſche Ausdruck, welche der deutſche Geſang verlangt, nicht verloren gehe. T.

Italieniſche Poeſie. Die Anfänge der italieniſchen Poeſie entfalteten ſich aus der provençaliſchen, welche die erſte wieder aufgeblüht war und ſich auch nach Italien verbreitet hatte. Bis in das dreizehnte Jahrh. finden wir hier nur die ritterliche Liebespoeſie der Provençalen und Troubadouren. Dem damaligen Italiener, vornämlich dem Lombarden verſtändlich durch ihre Schweſterſprache, durchzogen dieſe wandernden Sänger Italien, und waren an den Hoflagern, beſonders der lombardiſchen Großen, willkommene Gäſte, da ſchöne und ergötzliche Reime den Bewohnern des Südens, wäre es auch aus blos ſinnlichem Wohlgefallen am Geſange, Bedürfniß ſind. Zum Beweiſe, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadouren für die ſchönſte Zierde fürſtlicher Höfe galten, dient das Beiſpiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcellona und Provence, welcher 1162, begleitet von einer Anzahl provençaliſcher Dichter, Friedrich den Rothbart in Turin beſuchte. Der Kaiſer war von ihrer heitern Kunſt ſo entzückt, daß er nicht nur jene Fremdlinge reichlich beſchenkte, ſondern ſelbſt ein Madrigal in ihrer Sprache dichtete. An dem Hofe Azzo's VII. von Eſte zu Ferrara (1215 — 1264) lebten angeſehene Provençalen, Rambaldo di Vacheiras, Raimondo d'Artes,

Americo di Reguilain, und beſangen ſeine Töchter Coſtanza und Beatrice. Auch blühte hier der aus jener Stadt gebürtige Maeſtro Ferrari, der wie viele andere Italiener, Alberto Quaglio, Percivalle Doria, Alberto de' Marcheſi Malaſpina u. ſ. w. in provençaliſcher Sprache dichtete. Keiner erwarb ſich einen ſo großen Ruhm als Sordello von Mantua, der ſelbſt in die Provence reiſete, um ſich ſo leichter der dort einheimiſchen Sprech- und Liederweiſe zu bemächtigen. Nur wenige Ueberreſte ſind von den Poeſien dieſer italieniſchen Troubadouren noch vorhanden. Aber die erſten Verſuche, in italieniſcher Sprache zu dichten, finden wir nicht in der Lombardei; die allzunahe Nachbarſchaft mit den Provençalen ließ hier das Bedürfniß und die Luſt an einheimiſchen Liedern nicht erwachen. Auch ertönte gerade hier die Sprache am rauhſten und ungefälligſten. Ueberdieß waren die Genueſer und Venezianer zu ſehr mit ihrem Handel beſchäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiſte des Ritterthums, die Päpſte aber, verſenkt in Theologie und Kanoniſtik, überhaupt der Poeſie zu fremd und ungeneigt, als daß ſie hier zuerſt als einheimiſches Gewächs hätte aufſproſſen können. „Nur bei den Sicilianern konnte ſich italieniſche Poeſie entwickeln. Denn ſie, ein poetiſches Volk ſeit dem Alterthume, ſprachen einen Dialekt, der ſanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnſucht noch ſcholaſtiſche Fehden ſtumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht ſo leicht als den Lombarden war es ihnen provençaliſche Sänger in ihre Mitte zu ziehn, oder ſelbſt in jenes Land der Liebe und Dichtkunſt zu wallfahrten; aber es ſchallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche ſie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Verſuche zu wagen." Zudem war ein Hof, reich an Muſtern ritterlicher und fürſtlicher Tugend, ihnen nahe. Friedrich II. verlebte einen Theil ſeiner Jugendjahre in Palermo (1198 — 1212.), er, der mit eigner Hand einen Dichter krönte, an deſſen Hof, wie der alte Novelliſt von ihm rühmt, aus allen Gegenden Troubadouren, Saitenſpieler, ſchöne Redner, Künſtler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art von Geſchicklichkeit ſtrömten, weil er ſo gerne gab und ſo freundlich war, und deſſen adlige Sinnesart der ernſte Dante mit noch ſchönern Lobſprüchen erhebt. Aber nicht ſich begnügend mit dem Anhören fremder Verſe, gefiel Friedrich und ſein Hof ſich in eignen poetiſchen Verſuchen, dergleichen von ihm, ſeinem natürlichen Sohne Enzo und ſeinem berühmten Canzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) noch übrig ſind. Von den auf Sicilien gebornen Dichtern jener Zeit war einer der vorzüglichſten Ciullo d'Alcamo, von dem wir einen in Form und Charakter ganz der provençaliſchen Poeſie angehörigen Wechſelgeſang beſitzen; ferner finden ſich die Namen und Ueberbleibſel eines Jacopo da Lentino, il Notajo genannt, eines Guido und Oddo delle Colonne, eines Ranieri, eines Ruggieri und Inghilfredi von Palermo, eines Arrigo Teſta, eines Stefano, Protonotars von Meſſina, und einer Monna Nina, welche bis an das Zeitalter Dante's reichen und Urſach waren, daß man alles, was damals in italieniſcher Sprache gedichtet wurde, ſicilianiſch nannte. Nach 1300 gab Sicilien dem übrigen Italien keine Muſter mehr. Statt deſſen ſehen wir in Bologna, Florenz und andern Städten Toscana's die eigentlichen Begründer der altitalieniſchen Dichterſchule auftreten. Der älteſte uns bekannte derſelben iſt vielleicht Folcachiero de' Folcachier, aber der bei weitem wichtigſte Guido

Guinicelli aus Bologna. – Eine Menge von Dichtern traten in Toſcana auf, von denen Creſcimbeni Namen und Proben gibt. Von ihnen verdienen aus dem 13ten Jahrhundert genannt zu werden: Guittone d' Arezzo (ein Buch Gedichte und vierzig Briefe in Proſa mit Verſen gemiſcht), Brunetto Latini (zwei poetiſche Werke, il Teſoretto und il Pataffio) Guido Cavalcanti (eine berühmte Canzone und andre Gedichte) Ugolino Ubaldini (eine treffliche Idylle in unregelmäßiger Canzonenform) und Dante von Majano (ein Buch Gedichte). Dagegen finden wir in den übrigen Provinzen kaum einen und den andern Dichter. Neben den Sängern der irdiſchen Liebe ſteht allein da Jacopone da Todi als Dichter geiſtlicher Lieder. Betrachten wir die Formen der älteſten italieniſchen Poeſie, ſo ſind ſie unſtreitig dem Arnaud Daniel und andern Provençalen nachgeahmt, meiſtens aber dieſelben, in welchen ſich die ſpätere italieniſche Dichtkunſt, nur mit größerer Vollkommenheit, bewegte, nämlich Canzonen, Sonette, Ballaten und Seſtinen; auch finden wir bei den Sicilianern ſchon die Ottave. Was ihren innern Charakter betrifft, ſo iſt dieſer ſchon in jener früheſten Periode höchſt beſtimmt ausgeſprochen. Religion iſt das Höchſte in allem menſchlichen Sein und Wirken. Beſonders gilt dieß von der Poeſie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur ſteht. Wie nun die ſinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plaſtiſche in der Kunſt bringen mußte, ſo war in dem Geiſte des Chriſtenthums, in ſeiner Sehnſucht nach dem Ueberſinnlichen, die muſikaliſche Richtung der Poeſie, die Einigung des Univerſums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die moderne Liebe, wenn man ſie in ihrem heiligſten und wahrſten Weſen erfaßt, das Kind der chriſtlichen Religion, ihre untergeordnete Erſcheinung iſt, — die Anbetung des Ueberſinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menſchlichen Schwäche, das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seins im Irdiſchen finden möchte: ſo mußte in der modernen Zeit, trat die Dichtkunſt nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, welche durch meiſt climatiſche Verhältniſſe weniger andächtig geſtimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen deß Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poeſie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives iſt) jene ſelbſt durchaus ſubjectiv ſein und werden. Hierdurch wird das Weſen, welches die italieniſche Kunſt in ihren früheſten Zeiten annahm und in ihren höchſten Meiſtern am vollendetſten ausſprach, erklärlich. Selbſt im Boccaccio, den beſchränkte Kunſtrichter verkennen, bleibt Liebe der ſtete Grundton, und die vergötternde Glut, womit er das Andenken ſeiner Fiammetta verherrlicht, hätte nie in der Bruſt eines Griechen ſich entzünden können. — Nachdem die vorbereitete Periode der italieniſchen Poeſie vorüber war, erſchien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265.). Von ihm und ſeinen einzelnen Werken handelt ein eigener Artikel, daher ſoll hier nur von ſeinem Verhältniſſe zur geſammten italieniſchen Kunſt und Literatur die Rede ſein. Aus ihrem gewöhnlichen Kreiſe ganz heraustretend, ſteht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, ſo viele herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darſtellungsart meinen wir, welche ihrer Natur nach in der Divina Commedia einzig

ſein und bleiben mußte, ſondern die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes. Auch ſein großes Gedicht, an welches, wie er ſagt, Himmel und Erde die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges, bleichendes Kunſtſtudium koſtete, hat die Liebe geſchaffen; aber tiefern und umfaſſendern Gemüths, als Petrarca, ergreift er ſie in ihrem erſten göttlichen Urſprunge, in ihrer höhern religiöſen Bedeutung, und entzückt von den leuchtenden Augen ſeiner Beatrice, ſpricht er mit begeiſterten Lippen in den Anſchauungsformen des katholiſchen Glaubens die ewigen Ideen aus von des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, ſeinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der chriſtlichen Religion. Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, ſo erreicht er in der unendlichen Plaſtik ſeiner Darſtellungen die größten griechiſchen Meiſter. Was aber das Weſen ſeines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menſchliche Wiſſen und alle Geſchichte auf die Einheit und den Urſprung in der göttlichen Idee zurückgeführt iſt, ſo gehört er darin den Deutſchen an. Wie merkwürdig es übrigens ſei, daß uns der erſte und größte Dichter der Neuern eben ſo viel Bewunderung in der Eigenſchaft des Philoſophen als des Dichters abnöthigt, kann hier nur angedeutet werden. Wenn nun gleich die göttliche Comödie nicht einheimiſch in der italieniſchen Kunſt- und Literaturgeſchichte iſt, ſo hat ſie doch für die italieniſche Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's anfänglicher Entſchluß, ſein großes Gedicht in lateiniſchen Hexametern zu ſchreiben, beweiſ't zur Gnüge, in welchem Zuſtand der Unvollkommenheit er die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten ſie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer ſeiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre ſpröde Unvollkommenheit bezwang, daß ſie in einem Gedicht von hundert Geſängen, abgefaßt in der ſo ſchwierigen Versart der Terzine, ſeinen Foderungen und ſeinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern das Verſtändniß des Dante abzugehen ſcheint, und Petrarca, Arioſt und Taſſo ihnen das Höchſte in ihrer Poeſie ſind, war in den, Dante näher verwandten Zeiten der Enthuſiasmus für die göttliche Comödie groß genug, um zu Florenz, Bologna und Piſa Profeſſuren zur Erklärung dieſes Gedichts zu ſtiften. Zu Florenz bekleidete ſie zuerſt Boccaccio. Commentatoren traten auf, von denen wir, außer dem ſpätern Landino, nur Dante's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola und Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbiſchof von Mailand, Giovanni Viſconti, berief zwei Theologen, zwei Philoſophen, und zwei geſchichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologiſchen, Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen im Dante zu übernehmen. — Neben Dante blühten verſchiedne andre Dichter, unter welchen der Piſtojeſer Cino der vorzüglichſte iſt. Er, von dem ein eigner Artikel handelt, war ein Meiſter in zarten Liebesreimen, in welchen er ſeine geliebte Selvaggia pries, und Petrarca's Vorbild und in der Sprache Vorbildner. Cecco d'Aſcoli, ebenfalls ein Zeitgenoſſe Dante's, ſchrieb unter dem Titel Acerba (eigentlich Acerbo oder Acervo) ein Lehrgedicht in fünf Büchern über Phyſik, Moral und Religion; Franceſco da Barberino dichtete in unregelmäßigen und rohen Verſen ſeine Documenti d'Amore, worin er von den Tugenden und ihren

Belohnungen handelt, und ſein ebenfalls moraliſches und belehrendes Gedicht del Reggimento e de' Costumi delle Donne; zur ſelben Zeit verfaßte Fazio degli Uberti ſeinen Dittamondo, eine verſifizirte Aſtronomie und Geographie, bei welcher ihm Dante als Muſter gedient hat. Ohne bei den minder wichtigen Lyrikern Benuccio Salimbeni, Bindo Bonichi, Antonio da Ferrara, Franceſco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, einem Freunde Petrarca's, zu verweilen, gehen wir ſogleich auf Petrarca ſelbſt über, der als Dichter und Philoſoph dem Dante zwar nachſteht, größern Ruhms aber bei Mit- und Nachwelt genießt. Von ihm und ſeiner vergötterten Laura, ſo wie von ſeinen Verdienſten um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, iſt in eignen Artikeln die Rede. Sein Verhältniß zur italieniſchen Poeſie und ſchönen Kunſt läßt ſich kürzer beſtimmen. In ſo fern ſteht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinſchaftlicher Begeiſterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künſtleriſche Objectivität der göttlichen Comödie hatte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyriſchen, rein ſubjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poeſie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erſcheint er in der Maſſe von Sonetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichſte und ſinnvollſte Dichter. Gleich groß ſind ſeine Verdienſte um die italieniſche Sprache. Während ſie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, die aber das majeſtätiſche Gedicht mehr heben als verunſtalten, hat Petrarca ſie, als geiſtreicher Kenner römiſcher Spracheleganz, zur vollendetſten Schönheit und Reinheit, zu dem reinſten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann man die Schaar ſeiner Nachfolger nennen. Dahin gehören im 14ten Jahrhundert die beiden Buonaccorſo da Montemagno, und der Novellendichter Franco Sacchetti. Von ſpätern wird weiter unten die Rede ſein. Der Ruhm, den Petrarca ſich in einer Gattung erworben hatte, welche an ſich leicht genug war, (denn was iſt leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lobe der Geliebten) war zu verführeriſch. Hätten jedoch die Petrarchiſten bedacht, daß ſeine Vortrefflichkeit in dieſer Gattung, ſein ſinnvoller Erfindungsreichthum ſo unendlich ſei, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müſſe, ſie würden Bedenken getragen haben, ſich der gewagten Vergleichung auszuſetzen. Aber auch nur in der lyriſchen Gattung iſt Petrarca Meiſter, er iſt es nicht in ſeinen Capitoli oder Triumphen, wo er ſich dem didaktiſchen Tone nähert. Bekannt und berühmt wie Petrarca iſt ſein Freund Boccaccio. Von ſeinem Decameron und ſeiner Fiammetta ſoll hier eben ſo wenig als von ſeinen gelehrten Verdienſten die Rede ſein. Seine Gedichte ſind la Teseide, l'amorosa Visione, il Filostrato, Nimfale Fiesolano, l'Ameto, und Rime. (S. Boccaccio.) Noch erwähnen wir aus dieſer Zeit der ſatiriſchen Sonette des Pucci, des didaktiſchen Verſuchs des Bologneſers Paganino Bonafede über den Ackerbau, und ſeines Landsmanns Federigo Frezzi Beſchreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laſter und der Tugenden, unter dem Titel Quadriregno, einer verunglückten Nachahmung des Dante. Im 15ten Jahrhundert tritt uns zuerſt Giuſto de' Conti, ein Nachahmer Petrarca's, entgegen, der in ſeinen Sonetten vornämlich die ſchöne Hand ſeiner Geliebten preiſ't, weshalb auch die ganze Sammlung die Ueberſchrift la bella mano führt. Um das Jahr 1413 erwarb ſich zu Florenz der Barbier Burchiello nicht geringen Ruhm durch

ſeine eigenthümlichen, aber für uns wenig verſtändlichen ſatiriſchen Sonette. Merkwürdig iſt der Verſuch, welchen etwas ſpäter unter Cosmo von Medici der Maler und Baumeiſter Leon Battiſta Alberti machte, in italieniſcher Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo von Medici, ſeit 1464, wo ſein Großvater Cosmo ſtarb, durch Neigung und Verhältniſſe zum Perikles der florentiniſchen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edeln Florentinerin, begeiſtert, dem Petrarca mit ſelbſtſtändigem Dichterſinn nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marſiglio Ficino, Liebesgeſänge gelingen. Außer Sonetten und Canzonen haben wir von ihm Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Sympoſium oder die Trinker (Beoni), eine ſcherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante, beſchreibt drei Reiſen in einen Weinkeller. Wir nennen die berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen. Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano Poliziano genannt, auch als gelehrter und geiſtreicher Philolog berühmt, verdient hier die erſte Erwähnung. Von ihm iſt außer dem dramatiſchen Gedicht Orfeo ein Fragment in wunderſchönen Stanzen zum Lobe Julians von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder zu Florenz gaben. Ihm ſchließt ſich an als Freund und anmuthiger Dichter der Liebe Girolamo Benivieni. Ferner ſind hier anzuführen Bernardo, Luca und Luigi Pulci, drei Brüder. Bernardo ſchrieb zwei Elegien, ein Gedicht über die Leidensgeſchichte Chriſti und überſetzte zuerſt die Eklogen Virgils ins Italieniſche. Von Luca haben wir Heroiden, ein Gedicht in Ottaven, worin er früher, aber minder ſchön als Polizian, ein Turnier Lorenzo's von Medici beſingt, ein Schäfergedicht, gleichfalls in Ottaven, betitelt Driadeo d'Amore, und ein epiſches Rittergedicht, Ciriffo Calvaneo, das an ſich ebenfalls ohne beſondern Werth und unvollendet, (Bernardo Giambullari beendigte es nach des Dichters Tode) aber als erſter bedeutender Anklang zu jenem ironiſch ernſthaften Ritterheldenliede iſt, welches bei dem untergehenden Geiſte des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetiſchen Mittelalters durch den dichteriſchen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, von allen dreien der berühmteſte, verdankt ſeinen Ruhm nicht den bizarren Sonetten, in welchen er und ſein Freund Matteo Franco ſich gegenſeitig (und oft höchſt unanſtändig) dem Gelächter Lorenzo's und ſeiner Tiſchgeſellſchaft preis gaben, nach ſeiner Beca da Dicomano u. ſ. w., ſondern ſeinem Morgante maggiore, in welchem er der Vorläufer Arioſt's ward, der ihn jedoch eben ſo weit übertraf, als er die erſten unförmlichen Verſuche in dieſer Gattung, die ins vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert fallen (und von denen Buovo d'Antona, la Spagna historiata und la Regina Ancroya die bekannteſten ſind) hinter ſich zurück ließ. Wie Pulci mit ſeinem Morgante die Medici, ſo beluſtigte ein andrer Dichter, der unter dem Namen Francesco Cieco da Ferrara bekannt iſt, mit ſeinem Mambriano, der dem Morgante nicht unwürdig zur Seite ſteht, die Gonzaga zu Mantua. Aber noch unmittelbarer als Pulci ging dem Arioſt, der gewiſſermaßen ſein Fortſetzer ward, voran Matteo Maria Bojardo mit ſeinem Orlando innamorato, der aber in ſeiner ernſthaften Manier den Italienern, welche in den Ritterepopäen die Ironie liebgewonnen hatten, wenig zuſagte, und ſich nicht nur von Niccolo degli Agoſtini eine Fortſetzung, ſondern auch von Domenichi und ſpäter von Berni eine gänzliche

Umarbeitung gefallen laſſen mußte. Gleichzeitig mit dieſen Epikern ſind der Satiriker Bernardo Bellicioni und unzählige Petrarchiſten, als Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agoſtino Staccoli d'Urbino, Serafino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, ein berühmter Improviſator, der ſich ſelbſt den beſcheidnen Beinamen l'Unico gab, ein Neapolitaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Chriſtoforo unter dem Namen l'Altiſſimo u. ſ. w. Antonio Fregoſo mit dem Beinamen Fileremo ſchrieb ein moraliſch erotiſches Gedicht, la Cerva bianca, von mittelmäßigem Werthe, ferner Selve und heitere und ſchwermüthige Capitoli. Gian Filoteo Achillini verdient wegen ſeiner ſcientifiſch-moraliſchen Gedichte il Viridario und il Fedele, ſo wie Cornazzano dal Borſetti wegen ſeines Gedichts über die Kriegskunſt, unter dem lateiniſchen Titel de re militari, ausgezeichnet zu werden. Als italieniſche Dichterinnen glänzten in dieſem Jahrhundert Battiſta Montefeltro, die Gemahlin Galeazo Maleſpina's, ihre Enkelin Coſtanza, Bianca von Eſte, Domicilla Trivulci, Caſſandra Fedele und zwei Iſotta. Das ſechzehnte Jahrhundert, die Periode der italieniſchen Poeſie, wo der Enthuſiasmus der Fürſten Italiens und beſonders der Päpſte für Poeſie und Kunſt in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichſte wetteiferte, beginnt mit dem göttlichen Arioſt, von deſſen Orlando ſowol als übrigen Gedichten wir in einem eignen Artikel geſprochen haben. Ihm gegenüber ſuchte Giovanni Giorgio Triſſino (ſ. d. Art.) ohne Erfolg ein ernſtes Epos aufzuſtellen. Sein Werk iſt trocken und nüchtern. Dagegen gefällt Giovanni Ruccellai in ſeinem Lehrgedicht, le Ape, durch Zartheit und Innigkeit. Luigi Alamanni gehört mit ſeinem Lehrgedicht über den Ackerbau (la Coltivazione), ſeinem romantiſchen Epos Girone il Cortese und ſeiner Avarchide (einer im Ganzen verunglückten modernen Iliade) nur unter die Dichter vom zweiten Rang. Sannazar zieht an in ſeiner Arcadia und ſeinen lyriſchen Poeſien durch zarten Sinn und ſchöne Form. Berni ward der Schöpfer einer eignen Gattung, worüber wir auf den beſondern Artikel verweiſen. Unter den Petrarchiſten dieſes Zeitalters ſind einer beſondern Erwähnung würdig Bembo, Caſtiglione und Molza, ſämmtlich in eignen Artikeln behandelt. Auch iſt es bemerkenswerth, daß Lodovico Domenichi 1559 die vermiſchten Gedichte von funfzig edeln und tugendhaften Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter dieſen nur Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Acalo, Marcheſen von Peſcara, zartfühlende Gemahlin. Wegen des geiſtreichen, aber ſo höchſt unſittlichen Pietro Aretino verweiſen wir auf den beſondern Artikel. Bernardo Taſſo erſcheint in ſeinem Rittereepos und noch mehr in ſeinen lyriſchen Poeſien als ein trefflicher Dichter. In jenem ward er nur durch ſeinen Sohn Torquato Taſſo übertroffen. (S. die Art. Beider.) Unendliche Zartheit athmet in Guarini's lyriſchen Tändeleien (Madrigale und Sonette), wiewol er ſeinen höchſten Ruhm dem Paſtor Fido dankt. Gabriello Chiabrera macht als Lyriker Epoche. Zugleich haben wir von ihm mehrere epiſche Gedichte und Schäferſpiele. Der gelehrte Pater Bernardino Baldi gab außer Sonetten und Canzonen hundert Apologen in Proſa heraus, nachdem ſchon früher weniger gelungene Verſuche in der äſopiſchen Fabel von Ceſare Paveſi unter dem Namen Targa und von Giam-

maria Berdizotti gemacht worden. Teofilo Folengi, bekannter unter dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der macaroniſchen Poeſie erwähnt werden. — Schon in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hatte die Verderbniß des Geſchmacks angefangen und im Fortgange der Zeit immer mehr zugenommen; die Beweiſe davon finden wir im ſiebzehnten Jahrhundert, das nur wenige Werke, die als Ausnahme angeſehen werden können, hervorgebracht hat. Zuerſt nennen wir Giambattiſta Marino, (ſ. d. Art.) der zum Theil noch dem vorigen Jahrhundert angehört, und gleichſam eine eigne Schule bildete, aus der Claudio Achillini, Girolamo Preti, Caſoni und Antonio Bruni als ſeine eifrigſten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden verdienen. Nicht ohne Verdienſt iſt Aleſſandro Taſſoni, deſſen Eimerraub (la Secchia rapita) ein rein komiſches und ſatiriſches Heldengedicht in der eleganteſten Sprache iſt. Franceſco Bracciolini, der in ſeiner Croce racquistata den Taſſo mit nicht ſonderlichem Erfolge nachgeahmt hatte, machte in ſeinem Scherno degli Dei dem Taſſoni die Ehre der Erfindung des komiſchen Epos ſtreitig, kam ihm aber nicht gleich an Feinheit und Zierlichkeit. Zwei ſpätere burleske Heldengedichte, il Malmantile racquistato von Lorenzo Lippi und il Torracchione desolato von Paolo Minucci haben kein anderes Verdienſt, als der reinen toscaniſchen Sprache. Eben ſo wenig haben die Poeſien eines Carlo de' Dottori, Bartolomeo Bocchini, Ceſari Caporali großen poetiſchen Werth. Filicaja gab ſeinen lyriſchen Gedichten durch patriotiſche Geſinnungen Werth und Aufſchwung. Der Graf Fulvio Teſti ward der Horaz ſeiner Nation; ſeine epiſchen Gedichte dagegen blieben Fragmente. Des Malers Salvator Roſa Satiren, derb und bitter, ſind bei der allgemeinen Nüchternheit italieniſcher Poeſie um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht zu verſchweigen. Der Aufenthalt der Königin Chriſtiana in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muſe diente in dem Kreiſe von Dichtern, welche ſie um ſich verſammelte, die Mariniſtiſche Excentricität durch eine nüchterne Correktheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholiſche Kirche war auch Veranlaſſung, daß, wovon früher ſich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geiſtliche Poeſie Mode ward. Aber wol kein Dichter ihrer Umgebung verdient beſondre Erwähnung. Dagegen muß ausgezeichnet werden Nicolo Forteguerra, der Verfaſſer des Ricciardetto, des letzten Rittergedichts. Rolli, deſſen Lieder und Oden Beifall fanden, überſetzte Miltons verlornes Paradies, und bewirkte zuerſt einige Bekanntſchaft mit der engliſchen Literatur in Italien, während gleichzeitig der franzöſiſche Geſchmack hereinzubrechen begann: welcher beſonders auf die dramatiſche Literatur der Italiener ſeinen Einfluß bewies. Der italieniſche Parnaß erſcheint immer entvölkerter und bietet nur wenige der Auszeichnung werthe Namen dar. Der Abt Carlo Innocenzio Frugoni hat, unter einer Menge poetiſcher Werke, (meiſtens kalte Gelegenheitsſtücke) Sonetten und Canzonetten gedichtet, unter denen die ſcherzhaften gerühmt werden. Von Mattei exiſtirt eine gelungene Ueberſetzung der Pſalmen. Die Schauſpielkunſt (l'Arte rappresentativa) iſt ein bemerkenswerthes Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni, der auf einige Zeit das italieniſche Theater in Paris hob. Franceſco Algarotti, der franzöſiſch gebildete Tiſchgenoſſe Friedrichs II., hat in ſeinen Oden, poetiſchen Epiſteln und Ueberſetzungen ganz die ge-

fällige Leichtigkeit, aber auch die Flachheit der Franzoſen. In der Gattung der Aeſopiſchen Fabel haben ſich mit Zierlichkeit und Selbſtſtändigkeit Roberti und Pignotti verſucht. Zwanzig verſchiedene Dichter vereinigten ſich zur Abfaſſung einer komiſchen Volksdichtung unter dem Titel Bertoldo, Bertoldino und Cacaſenno. In der Weiſe des Anacreon ſang Luigi Savioli von Liebe; ihm ſtehen zur Seite als Lyriker und Erotiker Gherardo de' Roſſi und Giovanni Fantoni, bei den Arcadiern Labindo genannt. Eine anziehende Schwärmerei herrſcht in den Poeſien des Chevalier Ippolito Pindemonti. Nicht ohne Verdienſt iſt ſein Freund, Aurelio Bertola von Rimini, unter deſſen Gedichten die Fabeln den erſten Platz einnehmen. Clemente Bondi iſt liebenswürdig, aber ohne ſchöpferiſche Kraft. Dagegen finden wir in Giuſeppe Parini, der in ſeinem Tage des Weltmanns Pope's Lockenraub nachahmte, ächte Begeiſterung und feines Gefühl. Onofrio Menzoni hat, nicht ohne originellen Dichtergeiſt, ſich faſt allein auf fromme Poeſieen beſchränkt. Alfieri muß hier genannt werden, wegen ſeiner Satiren und lyriſchen Gedichte, wie auch wegen ſeiner Etruria vendicata. Der Abt Giambattiſta Caſti zeichnet ſich aus durch Eleganz, Witz und Laune. Seine Animali parlanti, ein heroiſch-komiſches Gedicht, ſind reich an ſatiriſchen und beluſtigenden Zügen: ſeine Novelle galanti ſind wegen ihrer Unſittlichkeit eines Geiſtlichen nicht würdig. Wir beſchließen dieſe Aufzählung von Namen mit Vincenzo Menti, der einſtimmig für Italiens größten Dichter unſerer Zeit gilt. Außer ſeinen dramatiſchen Arbeiten iſt die berühmteſte ſeine Basvigliana, in welcher er den Dante copirt. — Von den Improviſatoren haben wir in einem eignen Artikel gehandelt. — Ausführliche Nachrichten über die italieniſche Poeſie, beſonders die ältere, findet man in den Werken Creſcimbeni's, Quadrio's, Tiraboſchi's, ferner in Ginguené's unvollendeter Histoire littéraire d'Italie, in Sismondi's Werk De la Littérature du Midi (deutſch mit Zuſätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beiden Letztern bis auf unſere Zeit reichen. M.

Italieniſche Sprache. Die Gränzen der italieniſchen Sprache laſſen ſich nicht wol mit Beſtimmtheit angeben. Im Norden wechſeln gegen die Schweiz, Tyrol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutſche, italieniſche oder auch noch Dialecte der altrömiſchen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigſte mit einander ab. Setzt doch das Meer keine beſtimmte Gränze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich italieniſchen Inſeln des Mittelmeers, über die Eilande und Küſten des nahen Griechenlands, wer mag es beſtimmen, wo der letzte italieniſche Laut einheimiſch erklinge? In das Dunkel verliert ſich ebenfalls die Entſtehung dieſer ſchönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorſtellung, als ſei ſie durch Vermiſchung des Lateiniſchen, wie wir ſolches aus den altrömiſchen Schriftſtellern kennen, mit den barbariſchen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entſtanden, iſt unrichtig. Die römiſche Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftſprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger ſich von jener trennen. Bei jener war eine Vermiſchung mit den Dialecten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angeſehen werden mag, daß die altrömiſche Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wieder-

erweckung der claſſiſchen Literatur fortdauernd mit einer Reinheit geſchrieben ward, welche unter den gegebenen Umſtänden wahrhaft bewundernswürdig iſt. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerſchaften die Sprache des Lebens gänzlich umgeſtaltet worden, da bildete ſich, bei ſteter Fortdauer der altrömiſchen Schriftſprache, jenen neuen Volksdialecten gegenüber, auch eine neue Schriftſprache; doch langſam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, ſie zum Theil als barbariſchen Abfall von dem Lateiniſchen verachteten und verſchmähten. So iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet ſich rein als Volksſprache jenes Idiom, deſſen melodiſcher Wohlklang uns in dem unbedeutendſten italieniſchen Schriftſteller unwiderſtehlich mit fortzieht, und ein Irrthum iſt es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde toscaniſcher Bäuerinnen oder florentiniſcher Laſtträger vernommen. Auch die toscaniſche und florentiniſche Sprechart entfernt ſich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der früheſten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo es in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscaniſchen Schriftſtellern. Nur der Zufälligkeit, daß die ſpätern großen Häupter italieniſcher Poeſie und Proſa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch ſpätern Ermächtigungen toscaniſcher Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es dieſer Dialect, daß, ungeachtet ſeine rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Aergerniß ſind, er doch vor allen Sprecharten ſeinen Antheil an der geſammten Schriftſprache den bedeutendſten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italieniſchen Proſa und Poeſie, deſſen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verſchiedener Mundarten ſind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit beſtimmteſter Deutlichkeit, daß es unzuläſſig ſei, einen Dialect zu Schriftſprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (ſo nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entſtandene, in den verſchiedenen Gegenden Italiens verſchiedene Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterſcheidet, ſo beweiſet dieß wol deutlich, daß ſchon er die gegebene Anſicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 8. No. XI) zählt 15 verſchiedene Hauptmundarten, unter denen die toscaniſche wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen ſich keine literariſche Hervorbringung findet, ſind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andere Werk aufzuweiſen, das den Dialect, meiſtens blos um des Autors Liebe zu ſeiner Geburtsſtadt willen, der eigentlichen Schriftſprache vorzog. Unter den neuern italieniſchen Sprachlehren für Deutſche iſt die beſte von Fernow (Tüb. 1816. 2te Aufl.), welcher ſich die von Filippi annähert. Die beſten Wörterbücher haben wir Deutſche von Jagemann, Flathe und Filippi. Dm.

Italieniſches Theater. Bei der durchaus ſubjectiven Richtung, welche die ital. Kunſt ſchon in den früheſten Zeiten nahm, war vorauszuſehen, daß ſie den Foderungen, welche man an dramatiſche Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings iſt die dramatiſche Literatur, überhaupt das ganze Theaterweſen Italiens, in einem Zuſtande faſt gänzlicher Nullität. Denn das improviſirte Drama mit ſtehenden Masken (ſ. Masken) verſtößt der herrſchende Ton eben darum, weil es ſo kräftig national iſt, unter die Beluſtigungen der gemeinen Stände, und während dieſe für nichts Sinn haben, als

für die Commedia dell' arte, iſt alle Liebe und Begünſtigung der höhern Claſſen nur auf die Oper gerichtet. So erſchienen von jeher die dramatiſchen Hervorbringungen der Italiener als eine ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir beſonders behandeln, was von der Geſammtheit der ital. Literatur immer geſondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergeſtalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiener eine Tragödie anders als in lateiniſcher Sprache ſchrieb. Sein Orfeo aber iſt eine Sammlung dramatiſch an einander gereihter Gedichte von lyriſcher Erfindung und Ausführung; Tragödie blos dem Namen nach. Die Sophonisbe des Triſſino, den antiken Muſtern in allen Formen, ſelbſt in der Beibehaltung des Chors, möglichſt nachgeahmt, iſt eine im Einzelnen nicht verwerfliche, aber im Ganzen doch pedantiſche Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um ſie in Rom mit großer Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derſelbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbſtſtändigkeit und dichteriſcher Schöpferkraft, ſelbſt Taſſo leidet in ſeinem Torrismondo (ungefähr 1595) an derſelben Nichtigkeit, obſchon einzelne Schönheiten an Taſſo's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falſchen Verſtändniſſe und der einſeitigen Anwendung Ariſtoteliſcher Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängſtlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Proſpero Buonacelli den Chor wegzulaſſen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch einmal den Verſuch machte, Nachahmungen des Seneca als einzig möglichen Weg zur tragiſchen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Corneille das Rechte hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit ſo weit, im Italieniſchen das Geklapper franzöſiſcher Alexandriner einführen zu wollen), glaubte der Literator Maffei in ſeiner Merope durch die That bewieſen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern, die Vorzüge des Seneca und des franzöſiſchen Theaters vereinigen könnte. Bei dieſem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernſthaften Opern, die muſikaliſchen Dramen des Metaſtaſio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war ſchon durch die etwas früheren Beſtrebungen des Apoſtolo Zeno für negative Correctheit in den Opern vorbereitet worden. Der Charakteriſtik, ſo wie jedes phantaſtiſchen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen ſie ſtets jene franzöſiſche Theaterdecenz, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts freilich unerlaßlich ſchien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an muſikaliſcher Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenſchaft, beſonders der Liebe, dürften ſie vielleicht lange unerreichbar bleiben. Alfieri, gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in ſeinen Tragödien den durchgängigen Gegenſatz des Metaſtaſio. Ohne Tiefe der Charakteriſtik, ohne poetiſchen Glanz der Phantaſie, athmen ſeine Tragödien, welche in ſteifſter Regelmäßigkeit herkömmlicher Ariſtoteliſcher Regeln gebildet ſind, den eiſernen Trotz ſeines altrömiſchen Gemüthes, welches ſich ſogar in der undichteriſchen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausſpricht. Unter den Nachfolgern Alfieri's, der gewiſſermaßen eine eigne Dichterſchule gebildet

hat, ſind die verdienſtvollſten: Vincenzo Monti von Ferrara, Aleſſandro Pelopi von Bologna und vornämlich Giombattiſta Niccolini aus Florenz, deſſen Polyxena 1811 gekrönt wurde. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erſcheinen die Schäferſpiele des Taſſo und Guarini, nämlich der Amyntas des erſtern, und der getreue Schäfer des letztern. Nur von dieſen beiden brauchen wir zu ſprechen. Sie haben die Schäferſpiele eines Nicolo von Correggio, Agoſtino Beccari, Cinthio Giraldi, Agoſtino Argenti und Buonarelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung aller ſüßeſten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eclogen des Virgil in den wunderſchönſten und reinſten italieniſchen Verſen gelang dem Taſſo, ohne der Selbſtſtändigkeit ſeines Genius Abbruch zu thun. In ſeiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu ſein ſcheint, vernehmen wir die innigſten Laute der Liebe. In den Geſprächen und Klagen ſeiner Hirtin entfaltet ſich der volle Geiſt moderner Liebe. Doch erſcheint Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk geſtaltloſer Süßigkeit. Sprache und Verſe ſind gleich ſchön, allein das Ganze des letztern Gedichtes in ſeiner wunderbar glücklichen Verſchmelzung des romantiſchen Geiſtes mit den Formen des antiken Theaters, und auf ächt antike Anſichten vom Schickſal gegründet, iſt unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgeſänge ſprechen von den erhabenſten Myſterien der Liebe in den göttlichſten Tönen. In dem Luſtſpiele gingen die Italiener ebenfalls von einer einſeitigen Nachahmung der Alten aus. Denn nicht die großartigen, phantaſiereichen Luſtſpiele des Ariſtophanes waren ihnen Muſter, ſondern die der Römer, des Plautus und des nüchternen Terentius. Dieſe Nachahmungen nannte man, im Gegenſatz zu dem improviſirten Luſtſpiele, Commedie erudite (gelehrte Comödien). Die Luſtſpiele des Arioſt und die Clizia des Macchiavelli belegen dies. Des Letztern übrige, allerdings florentiniſchnationelle Luſtſpiele ſind voll der ärgerlichſten Anſtößigkeiten, und beweiſen, wie einer der eminenteſten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höheren und geläuterten Charakters der Comödie ſein konnte, welchen wir im Shakſpeare bewundern. Nur des berühmten Verfaſſers wegen erwähnen wir Gli intrighi d'Amore von Taſſo. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) iſt, um ihrer feinen florentiniſchen Popularität willen, eins der vorzüglichſten ital. Luſtſpiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen iſt. Goldoni in der letzten Hälfte des 13ten Jahrhunderts ſuchte durch ſeine nüchternen, bürgerlich moraliſirenden Comödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er iſt, um ihn den Deutſchen in zwei Worten zu charakteriſiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutſchen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen ſuchte Gozzi die improviſirte Volkscomödie durch Veredelung derſelben zu retten. In Luſtſpielen, deren Inhalt aus den bunteſten Mährchen, und in Tragicomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetiſche Ausführung, entlehnt war, dialogiſirte er nur die Hauptpartien, und auch dieſe nur in den leichteſten Verſen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die ſtehenden Masken berechnet waren, begnügte er ſich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improviſirenden Talente des Schauſpielers überlaſſend. Er blieb ohne Nachahmer. Von den neueſten Luſtſpieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, deſ-

ſen Gefangner zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Farcen geliefert hat; der Venetianer Franceſco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzoſen; Antonio Simone Sograſi, der Neapolitaner Gualzetti; der Abt Chiari; der Piemonteſer Camillo Federici; der Römer Gherardo de'Roſſi; der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti und Andre. A. W. Schlegel ſagt (S. 68. 2ter Band der dramatiſchen Vorleſungen): „Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowol die dramatiſche Poeſie als die Schauſpielkunſt ſei in Italien im tiefſten Verfalle. Es ſei noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen, keine Ausſicht dazu vorhanden.“ Dm.

Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit. (Mit Ausſchluß der Poeſie, die in einem eignen Artikel abgehandelt iſt.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgeſtürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geiſtesbildung erloſchen und eine Zeit der Finſterniß und Unwiſſenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotiſchem Gewirr nur langſam und mühſelig die Keime einer neuen Cultur ſich entwickelten. Erſter Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Gelehrſamkeit und Wiederherſteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Piſa, als ſeinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 823 auch König von Italien wurde, und, wie ſein darüber noch vorhandenes Geſetz beweiſet, in vielen Städten die erſten öffentlichen Schulen ſtiftete. Von den Lehrern dieſer Schulen kennen wir nur Dungalus zu Piſa, von dem einſt, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufſchluß über zwei Sonnenfinſterniſſe begehrte, und unter deſſen Namen noch verſchiedene Schriften vorhanden ſind. Lothar's Beiſpiel ward vom Papſt Eugen im Kirchenſtaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieſer an ſich ſo nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die ſpätern Carolinger und Päpſte ließen die kaum gegründeten Bildungsanſtalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien und innere Kriege. Wenige Männer ragen in dieſem traurigen Zeitraume durch ihr Wiſſen hervor. In geiſtlicher Gelehrſamkeit zeichneten ſich aus die Päpſte Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Niolaus I. und Sylveſter II., ferner die Biſchöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (ſeine Werke, Venedig 1737), Theodolphus Biſchof von Orleans, (ſeine Werke, Paris 1646) beide Zeitgenoſſen Carls des Großen, die beiden mailändiſchen Erzbiſchöfe Petrus und Adelbertus, Maxentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Aebte des Kloſters Monte Caſino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbariſchen Schreibart, uns höchſt wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, ſind die bedeutendſten Paulus Warnefrid, mit dem Beinamen Diaconus, Verfaſſer mehrerer Schriften, beſonders einer Geſchichte der Longobarden, ſodann die Fortſetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento, ferner ein Prieſter

von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geſchichte der Biſchöfe von Ravenna ſchrieb, Andreas von Bergamo, Verfaſſer einer Chronik Italiens von 868 bis 875, Anaſtaſius, Bibliothekar der römiſchen Kirche, wichtig durch ſeine Lebensbeſchreibungen der römiſchen Biſchöfe, und Liutprandus von Pavia, Verfaſſer einer Geſchichte ſeiner Zeiten. Zweite Periode. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum Coſtnitzer Frieden 1183. Auch in dieſem Zeitraume war der Zuſtand Italiens dem Gedeihen der Wiſſenſchaften nicht günſtig. Die italieniſchen Städte kämpften gegen die Kaiſer um ihre Freiheit, der Streit der geiſtlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiſer verweilten nicht lange in Italien, und erſchienen nur, um zu züchtigen und zu zerſtören. Die mit dem erſten Jahrhundert beginnenden Kreuzzüge, ſo wohlthätig ſie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächſten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpſten trafen indeß der herrſchſüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zur Verbeſſerung der Schulen, die Abſchriften alter claſſiſcher Werke wurden vermehrt, und einzelne Männer gaben ſich Mühe, Bücher zu ſammeln. Unter den gelehrten Theologen dieſer Periode verdienen genannt zu werden Fulbert, Biſchof von Chartres, ein geborner Römer, die beiden berühmten Erzbiſchöfe von Canterbury, Lanfrancus, und deſſen Schüler Anſelmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmteſten durch ſeine vier Bücher Sententiarum, ferner Petrus Damianus, der Cardinal Albericus, Bruno, Biſchof von Segni, Anſelmus, Biſchof von Lucca, Petrus Groſſolanus oder Chryſolaus, Erzbiſchof von Mailand, und Bonizone, Biſchof zu Sutri, ſpäter zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlaſſen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philoſophie, oder vielmehr Dialectik, zeichneten ſich außer den genannten Lanfrancus und Anſelmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almageſt des Ptolemäus aus dem Arabiſchen ins Lateiniſche überſetzte, und Johannes der Italiener, der zu Conſtantinopel den Plato und Ariſtoteles erklärte und Unterricht in der Diſputirkunſt gab. Die Muſik erfuhr eine gänzliche Umwandlung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwiſſenſchaft ward mit dem Ende des zehnten Jahrhunderts die Schule zu Salerno eine treffliche Pflegerin. Die dortigen Aerzte ſcheinen ſich zuerſt durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteſte Denkmal der Salernitaniſchen Schule ſind gewiſſe in leoniniſchen Verſen abgefaßte diätetiſche Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de conservanda bona valetudine. Mehrere Aerzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarſchaft, haben ſich in dieſer Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich Matthäus Platearius, Saladinus von Aſcoli (letzterer durch ein Compendium von den aromatiſchen Arzneimitteln) und verſchiedne Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswiſſenſchaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben und ward ein Gegenſtand allgemeiner Beſchäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen ſie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Piſa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Yrnerius, der dieſer Stadt den Beinamen der gelehrten erwarb, die römiſchen Geſetze lehrte und erklärte, und aus den weitſchichtigen Pandecten verborgene Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieſer Zeit könnten wir namhaft machen,

begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerſt die Kirchengeſetze (in ſeinem Decretum ſive Concordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete, und als der Stifter des canoniſchen Rechtes anzuſehen iſt. Obgleich in allem, was den Geſchmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, ſo gab es doch ſchon einzelne Männer, die ſich durch Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache den Weg zu den Alten bahnten und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden ſuchten. Zu ihnen gehörte Papias, einer der erſten, die lateiniſche Wörterbücher ſchrieben. Das elfte und zwölfte Jahrhundert haben viele Geſchichtſchreiber aufzuweiſen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt ſind. Dahin gehören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena und deſſen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehrere Chronikenſchreiber und Verfaſſer von Kloſtergeſchichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unſchätzbare Sammlung verweiſen. Dritte Periode. Vom Koſtnitzer Frieden 1183 bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Mit dieſem Zeitraume beginnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Anſehn zu gewinnen; hatte man bisher nur in barbariſchem Latein geſchrieben, ſo fing man jetzt an, auch Verſuche in der freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poeſie ging darin, wie immer, der Proſa voran. Die Dialektik und Philoſophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wiſſenſchaften an Conſiſtenz und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zuſammenhang ſichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntniſſen geführt, und überhaupt dem Geiſte einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geiſtescultur gedeihen, da Fürſten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünſtigung der Gelehrten und in Begründung neuer Schulen und Lehranſtalten. Große Verdienſte erwarben ſich die beiden Kaiſer, Friedrich I. und II. Erſterer beförderte vornämlich die Rechtswiſſenſchaft und ſtiftete Schulen, Letzterer war ſelbſt Gelehrter, beſaß ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ſtiftete überall im ſüdlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und ſeines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir beſitzen (außer einigen italieniſchen Gedichten) von ihm ein Werk über die Naturgeſchichte der Vögel. Sein gelehrter Canzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) war von gleichem Geiſte beſeelt und vertraut mit der Rechtswiſſenſchaft und der Leitung politiſcher Geſchäfte. Von ihm iſt außer ſechs Büchern Briefe noch eine Sammlung ſicilianiſcher Geſetze vorhanden. Unter den Päpſten waren mehrere gründliche Gelehrte, und zeichneten ſich aus als Schriftſteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Univerſität Bologna ſtieg immer höher; ſie zählte zu Anfang des 13ten Jahrhunderts 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichſten Theologen dieſes Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziscaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfaſſer ſehr zahlreicher Schriften. In der Philoſophie begann für Italien in dieſem Zeitraume eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Ariſtoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in ſehr entſtellter Geſtalt. Thomas von Aquinum commentirte ſie auf Befehl des Papſtes, und ließ ſie theils aus dem Griechiſchen theils aus dem Arabiſchen neu überſetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Ariſtoteles im Auszug in ſeinen Teſoro

auf, ein Werk, das urſprünglich franzöſiſch geſchrieben iſt, und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntniſſe Epoche macht. Die Mathematik und Aſtronomie, verbunden mit Aſtrologie, fanden verſchiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteſte Geometer und Aſtronom ſeiner Zeit, ſchrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächſtdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Piſtoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Aſtrologen. In dieſe Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die Salernitaniſche Schule der Mittelpunkt; ſie hatte an Pietro Muſandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geſchickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfaſſer der Clavis Sanitatis, die man als das erſte Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde anſehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortſchritte machte die Wundarzneikunſt durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae ſchrieb) und deſſen Landsmann und Zeitgenoſſe Rolando (Verfaſſer einer Chirurgie, welche vier der vornehmſten Salernitaniſchen Aerzte commentirten) Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie beſitzen. Keine Wiſſenſchaft aber wurde im dreizehnten Jahrhundert eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswiſſenſchaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andre lombardiſche Städte veranſtalteten Geſetzſammlungen, denen ein Dominicaner von apoſtoliſcher Begeiſterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichſam göttliche Beſtätigung gab. Die vornehmſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit waren Azzo von Bologna (deſſen Summae über die Inſtitutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt ſind), Ugolino del Prete, auch ein Bologneſer, (der die von Anſelmus von Orto geſammelten Lehngeſetze und Verordnungen der neuen Kaiſer dem Corpus Juris einverleibte) Accorſo, ein Florentiner (der ſich dadurch, daß er die beſten Gloſſen ſeiner Vorgänger ſammelte und eigne hinzufügte, den Beinamen Gloſſator erwarb) Odofredo (Verfaſſer eines Commentars über den Codex und die Digeſten) u. ſ. w. Im canoniſchen Rechte hatte bisher Gratians Sammlung als Richtſchnur gegolten. Zu dieſer kamen jetzt die vier verſchiednen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. ſ. w., welche als Geſetzbücher angeſehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranſtaltete Sammlung, die noch den größten Theil des canoniſchen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieſer fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das ſechſte Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmſten Canoniſten zu verweilen, gehen wir zu den Geſchichtſchreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigſten waren Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutſcher, ſchrieb eine Chronik von Erſchaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon), Sicardus, (Verfaſſer einer ähnlichen Chronik); Giovanni Colonna (Verfaſſer einer allgemeinen Geſchichte, unter dem Titel Mare Historiarum) Riccobaldi, (Verfaſſer eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geſchichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (deſſen Geſchichtserzählung von

1247 bis 1268 reicht und das erſte gelehrte Werk in italieniſcher Proſa iſt), Riccolo di Jmſilla, Saba Malaſpina und Bartolomeo da Neocaſtro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte ſeinen erſten Geſchichtſchreiber an Ricordano Malaſpini. Die Geſchichte von Mailand ſchrieben Filippo von Caſtelſeprio und der Dominicaner Stephanardo von Vimercate, und ſo hatte faſt jede Provinz und Stadt ihren Chroniſten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die ſchönen Wiſſenſchaften umfaßte, war bisher vernachläſſigt worden, im dreizehnten Jahrhundert fand aber auch ſie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italieniſch ſchrieb und Cicero's rhetoriſche Bücher in dieſe Sprache überſetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der ſchon erwähnt worden, und von dem wir, außer dem ebenfalls ſchon erwähnten Teſoro, noch verſchiedene andere Werke in Proſa haben, als la Rettorica di Tullo, de'Vizi e delle Virtù u. ſ. w. Am Schluſſe dieſes Zeitraums müſſen wir noch des berühmten Reiſenden Marco Polo, ſo wie ſeines Vaters Matteo und ſeines Oheims Niccolo, erwähnen. Sie gehören zu den Erſten, welche weite und vieljährige Reiſen durch Aſien, und dieſen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben. Vierte Periode. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wiſſenſchaften immer weitere Fortſchritte. Während die Kaiſer vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten ſich die einzelnen Herrſchaften und Fürſtenthümer aus, und die an die Spitze getretnen Männer wetteiferten mit einander in Begünſtigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächſtdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Eſte zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. ſ. w. Die Zahl der Univerſitäten nahm zu, und viele derſelben, wie zu Padua, Neapel, Piſa, Pavia, erreichten eine ſchöne Blüthe, wiewol Bologna, früher die wichtigſte von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger, und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergeſſenheit hervorzog. Männer wie Petrarca und Boccaccio erwarben ſich durch ihre Forſchungen und Studien bleibende Verdienſte als Wiederherſteller der Gelehrſamkeit. Beide ſammelten nicht nur Bücher, ſondern erſterer auch römiſche Münzen. Durch die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der claſſiſchen Muſter noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entſtellung und Verſtümmelung durch unwiſſende Copiſten erkennen; es bedurfte der Kritik, ſie wieder herzuſtellen, und ſchon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handſchriften einen Anfang in dieſer Kunſt und empfahl ſie Andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen ſcholaſtiſchen Theologen bearbeitet, aber durch die meiſten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen, unter andern, die wir, da ſie wenig oder nichts geſchrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolommeo Caruſio von Urbino, Aleſſandro Faſſitelli, welche ſämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de'Salvatici von Genua, Ranieri von Piſa oder von Ripalta, Jacob Paſſavanti, Simon von Caſcia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marſilio Raimodini von Padua und Lodovico Marſigli. Die Philoſophie, welche einzig

aus den vielfältig entſtellten Werken des Ariſtoteles und ſeinem arabiſchen Commentator Averroes, deſſen fehlerhafte Auslegungen zuerſt durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchſt verworren und finſter. Der einzige philoſophiſche Schriftſteller, der dieſem Zeitalter zur Ehre gereicht, iſt der berühmte Petrarca, der mehrere lateiniſche Werke über Gegenſtände der Moral ſchrieb, z. B. de remediis utriusque fortunae, de vita solitaria, de contempta mundi, de ignorantia sui ipsius et aliorum und andere. Was außer dem im Fache der Moral geſchrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der italieniſchen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Antichi volgarizzati von Bartolommeo von Piſa. Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften wurde die Aſtronomie und mit ihr die Aſtrologie am meiſten bearbeitet. Die nahmhafteſten Gelehrten, die ſich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Aſcoli, jener durch ſeinen Conciliator, in welchem die verſchiednen Meinungen berühmter Aerzte und Philoſophen, dieſer durch ein aſtrologiſches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch ſein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meiſten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reiſen zur Erweiterung ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe machte, und von Boccaccio als der größte Aſtronom ſeiner Zeit geprieſen wird, und Paolo mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelſt von ihm erfundner Inſtrumente die Geſetze der Bewegung der Geſtirne berichtigt, und zuerſt einen Kalender geſchrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maſchinen, welche alle himmliſchen Bewegungen vorſtellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und deſſen Sohn Giovanni erwarben ſich Ruhm und den Beinamen dall' Orologio durch eine kunſtreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, ſondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeſte anzeigte. Auch ein Schriftſteller über den Ackerbau trat in dieſem Zeitraume auf, Pietro de Creſcenzi, ein Bologneſer. Er ſchrieb ſein noch jetzt intereſſantes Werk lateiniſch; aber noch in demſelben Jahrhundert erſchien davon eine durch Sprache und Styl ſehr ausgezeichnete italieniſche Ueberſetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand ſie ſich noch in höchſt unvollkommenem Zuſtande, und verdient wenigſtens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca ſie anſah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muſter und Lehrer. Zu den berühmteſten Aerzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippokrates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte, und über die Chirurgie u. ſ. w. ſchrieb; deſſen Sohn Tommaſo, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwiſſenſchaft eine Anweiſung, wie man ſich bei der Peſt verhalten müſſe, ſchrieb, und Galens Bücher vom Unterſchied der Fieber und von der Zeugung des Fötus erläuterte; Torrigiano Ruſtichelli, der über Galens kleinen Apparat ſchrieb; Gentile von Foligno, Jacopo von Forli, Marſilio von Santa Sofia und Andre, deren Schriften vergeſſen ſind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerſt ein vollkommnes Werk über die Anatomie ſchrieb, das ſich zwei Jahrhunderte hindurch in Anſehn erhielt. — In der Rechtswiſſenſchaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten ſich als Schriftſteller aus im Civilrecht Rolan-

do Placiola, Alberto von Gandino (ſchrieb de maleficiis) Oldrado da Ponte (ſchrieb Consilia und Quaestiones) Jacopo von Belfiſo (ſchrieb unter andern vom Lehen) Franceſco Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex), Cino von Piſtoja (ſ. d. A.) und die beiden berühmteſten Rechtslehrer dieſes Zeitalters, Bartolo und Baldo; im canoniſchen Recht aber, das durch die Clementiniſchen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichſte der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die ſechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienſtvolle Schüler bildete, die wir jedoch, ſo wie andre nahmhafte Canoniſten, hier übergehn müſſen. Auf die Geſchichte hatte die zunehmende Bekanntſchaft mit den Werken der Alten den günſtigſten Einfluß; ſie ward von einer Menge von Irrthümern und Fabeln befreit. Großes Verdienſt erwarben ſich um ſie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateiniſcher Sprache) mehrere geſchichtliche Werke ſchrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, dieſer de Genalogia Deorum; de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus; de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et marium nominibus. Ihnen ſchließt ſich eine lange Reihe von Verfaſſern allgemeiner Geſchichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigſten auszeichnen: Benvenuto von Imola, (ſchrieb eine Kaiſergeſchichte von Julius Cäſar bis Wenzel und commentirte den Dante) Francesco Pipino aus Bologna (ſchrieb eine Chronik vom Anfang der fränkiſchen Könige bis 1314) und Guglielmo von Paſtrengo, Verfaſſer der erſten allgemeinen Bibliothek von den Schriftſtellern aller Nationen, worin ſich eine für jene Zeit bewundernswürdige Beleſenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani, (ſ. d.) welche zugleich zur Bildung ihrer Mutterſprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (ſchrieb eine ſchätzbare lateiniſche Chronik ſeiner Vaterſtadt von Chriſti Geburt bis 1342) und ſein Fortſetzer bis 1388, Rafaele Careſino; der Paduaner Albertino Muſato (ſchrieb in gutem Latein mehrere Geſchichtswerke, theils in Proſa, theils in Verſen), und Andere, wegen deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweiſen. Dem Studium fremder Sprachen ſtand in dieſem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrſtühlen für die morgenländiſchen Sprachen nicht nur in den Reſidenzſtädten, ſondern auch auf mehrern Univerſitäten des In- und Auslandes; aber dieſer Befehl ſcheint nicht befolgt worden zu ſein. Mehr geſchah, beſonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechiſche Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabreſen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erſte Lehrſtuhl der griechiſchen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leonzio Pilato ertheilt. In dieſen Zeitraum fallen auch die erſten italieniſchen Novellen und Romane. Die älteſte vorhandene Novellenſammlung ſind die ſ. g. Cento novelle antiche, kurze höchſt einfache Erzählungen von unbekannten Verfaſſern. Auf dieſe folgten Boccaccio mit ſeinem Decameron und ſeiner Fiammetta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italieniſchen Proſa in ihrer ganzen Fülle, Ueppigkeit und Gewandtheit ward, (ſ. Boccaccio) ferner deſſen Nachahmer Franceſco Sacchetti, Verfaſſer einer Novellenſammlung, und

Ser Giovanni, Verfaſſer des Pecorone, beide jedoch dem Boccaccio weit nachſtehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen ſeiner italieniſchen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen ſeiner lateiniſch geſchriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante). An letzteres ſchließt ſich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italieniſche Proſa und die verſchiednen Gattungen des Styls, den italieniſchen Vers, jedoch ſehr dürftig behandelt. Ueberhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortſchritte. Man überſetzte und erklärte nicht nur die Muſter des Alterthums, ſondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrſtuhl geſtiftet. Dennoch ſind der gelungenen Proben redneriſcher Beredtſamkeit wenige, und wir können ſie billig übergehn. Unter den Reiſebeſchreibern dieſes Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erſte Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reiſe nach Deutſchland, und giebt davon in ſeinen Briefen intereſſante Nachrichten, auch ſchrieb er für einen Freund einen Reiſewegweiſer nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne ſelbſt dort geweſen zu ſein; dieſer durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Aſiens, und lieferte nach ſeiner Rückkehr eine Beſchreibung dieſer Reiſen, welche man bei Ramuſio findet, aber leider ſo entſtellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf.

Fünfte Periode. Vom J. 1400 bis 1500. In dieſem Jahrhundert reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italieniſche Literatur ihrer ſchönſten Blüthe entgegen. Zwei Ereigniſſe wirkten beſonders wohlthätig darauf hin, einmal die Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, in deren Folge ſich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten und viele Kenntniſſe dort verbreiteten, dann der glückliche Wachsthum des Hauſes Medici in Toſcana, das vor allen andern Künſte und Wiſſenſchaften begünſtigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Eſte, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino, und andre Fürſten, Päpſte, Magiſtrate und Privatperſonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Univerſitäten zu verweilen, führen wir nur an, daß in dieſem Jahrhundert zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen war eine Akademie für die Dichtkunſt entſtanden, jetzt entſtanden auch wiſſenſchaftliche Akademien. Die erſte dieſer Art ſtiftete der große Cosmus zu Florenz zur Erneuerung der Platoniſchen Philoſophie; ähnliche Vereine bildeten ſich zu Rom, zu Neapel, und unter dem gelehrten Aldus Manutius zu Venedig. Durch Männer wie Guarini von Verona, Giovanni Auriſpa und Franceſo Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr ans Licht gezogen; andre waren für die römiſche Literatur nicht minder eifrig bemüht. Oeffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt, die in Italien ſich ſchnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner ſtudirt wurde, zogen auch die Alterthümer immer mehr die Aufmerkſamkeit auf ſich. Beſonders machte ſich Ciriaco von Ancona um ſie verdient. Von den vielen gelehrten Theologen dieſer Zeit iſt doch keiner ſo ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns daher, Nicolao Malermi oder Malerbi zu erwähnen, welcher zuerſt die ganze Bibel ins Italieniſche überſetzte, ferner Bonino Mombri-

zio, der die Lebensgeſchichten der Märtyrer ſammelte, und Platina, der mit großer Gelehrſamkeit und nicht ohne Kritik die Geſchichte der Päpſte in einem zierlichen und kraftvollen Style ſchrieb. Das Studium der Philoſophie bekam beſonders ſeit der Ankunft der Griechen in Italien einen höhern Schwung. Schon vorher machten ſich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch ſeine Summulae rerum naturalium, worin er des Ariſtoteles Phyſik und Metaphyſik erläutert, und mehrere Andre in der Philoſophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts nach Italien flüchteten, war einer der vornehmſten Johannes Argyropulos zu deſſen Schülern Lorenz von Medicis, Donato Acciajoli und Politian, gehören. Ohne ſich in Streitigkeiten einzulaſſen, erklärte er den Ariſtoteles und überſetzte verſchiedne Werke deſſelben. Aber nach ihm erregte Georgius Gemiſtus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Ariſtoteles oder Plato. Er ſelbſt, der über den Plato las, verhöhnte den Ariſtoteles und deſſen Verehrer. Georgius Scolarius, nachher Patriarch zu Conſtantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwiederung. Der berühmte Theodor Gaza, der Cardinal Beſſarion und Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuſchauer. Hier blühte die von Coſmus geſtiftete Platoniſche Akademie fort. Zwei treffliche Männer, Marſilius Ficinus und Johannes Picus von Mirandola, dienten ihr zur beſondern Zierde. Jener überſetzte die Werke des Plato ins Lateiniſche und ſchrieb über die Philoſophie des Plato und der Platoniker, von dieſem haben wir in einem eignen Artikel geſprochen. Von ihren Nachfolgern waren die vorzüglichſten A. Poliziano und Chriſtoforo Landino. Was die mathematiſchen Wiſſenſchaften betrifft, ſo war die Aſtronomie noch immer mit Aſtrologie gemiſcht. Zu den gelehrteſten damaligen Aſtronomen gehörte Giovanni Bianchino, deſſen aſtronomiſche Tafeln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden, Domenicus Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Copernicus, und vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächſtdem lebten auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra, Architektur, Kriegskunſt und Muſik in Italien wieder auf. Einer der Wiederherſteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie ſeine mannichfaltigen Schriften beweiſen. Ueber die Baukunſt ſchrieb eben ſo ſchön als gründlich Leone Battiſta Alberti, der Verfaſſer noch andrer ſchätzbaren Schriften. Der erſte Schriftſteller über die Kriegskunſt war Roberto Valturio von Rimini. Für die Muſik ſtiftete Ludwig Sforzo zuerſt eine öffentliche Schule zu Mailand, und ſtellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke beſitzen, als eine Theorie der Muſik, ein Werk über die praktiſche Tonkunſt, und einen Traktat von der Harmonie muſikaliſcher Inſtrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Aerzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte ſich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu ſammeln. Antonio Cermiſone ſchrieb praktiſche Consilia, Bartolommeo Montagna Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua, Giovanni di Concorreggio eine Praxis nova totius fere medicinae u. ſ. w., Giovanni Marliano (zugleich ein geübter Ma=

thematiker und Philoſoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptſächlich verdient um die Anatomie Gabriel Zerbi, Aleſſandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztere in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerſt de morbo gallico ſchrieb. Die bürgerliche Rechtswiſſenſchaft ſtand immer noch in hohem Anſehn. In ihr zeichneten ſich durch Schriften aus Chriſtoforo di Caſtiglione und deſſen Schüler Rafael de Raymondi und Rafael de Fulgoſi (ſie ſchrieben Consilia und Erläuterungen der Digeſten), Giovanni von Imola, (commentirte den erſten Theil des Digestum novum) Paolo von Caſtro (ſchrieb Erläuterungen über den Coder und die Digeſten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio, (verbeſſerte das Lehnrecht und ſchrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (ſchrieb de maleficiis u. ſ. w.), der große Franceſco Accolti von Arezzo; Aleſſandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juriſtiſche Werke über die Digeſten, den Coder, die Decretalen und Clementinen, viele Conſilia u. ſ. w.) Bartolommeo Cipolla (ſchrieb de servitutibus u. ſ. w.); Pietro da Ravenna (ſchrieb außer juriſtiſchen Werken eine Anweiſung zur Gedächtnißkunſt unter dem Titel Phoenix,) Bartolommeo Soccino und ſein Gegner Giaſon dal Maino und viele Andre. Im kanoniſchen Recht machten ſich als Schriftſteller vor andern berühmt Nicolo Tedeſchi, Giovanni von Anagni, Antonio Roſelli, Felino Sandeo und der Cardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geſchichte machte in dieſem Jahrhunderte die glücklichſten Fortſchritte; ſie ſtrebte nicht nur nach Wahrheit, ſondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geſchichtſchreibern dieſer Periode können einige als Muſter des geſchichtlichen Vortrags angeſehen werden. Römiſche Alterthümer und alte Geſchichte bearbeiteten Blondo Flavio (ſeine Hauptwerke ſind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustrata, Historia romana, de origine et gestis Venetorum) Bernardo Rucellai (de urbe Roma), Pomponio Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. ſ. w.) und Annio von Viterbo (deſſen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftſteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt iſt). Geſchichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert der Erzbiſchof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foreſti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche alle nur in ſo fern als ſie von ihren Zeiten handeln Werth haben. Als Geſchichtſchreiber ihrer Zeit und meiſt ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung Aeneas Sylvius, nachmaliger Papſt unter dem Namen Pius II, der eine Menge hiſtoriſcher Werke hinterließ und deſſen Geſchichte ſeiner Zeit der Cardinal Jacopo Ammanato fortſetzte; Giovanni Michael Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giuſtiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattiſta Pagliarini, die Breſcianer Jacopo Malvezzi und Criſtoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido

Decembrio, Leobriſio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Boſſo, Bernardino Corio und Triſtano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Valla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Gioviano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Triſtano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen ſich Pandofo Collennucio von Peſaro, als der einzige, der eine allgemeine Geſchichte von Neapel ſchrieb, anſchließt. Die Geſchichte von Genua ſchrieb Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in dieſem Zeitraum zwei Geſchichtſchreiber, Antonio von Aſti (der eine verſificirte Chronik ſeiner Vaterſtadt ſchrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geſchichte von Montferrat). Als Geſchichtſchreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andere minder bedeutende übergehen wir, ſo wie auch diejenigen, welche die Geſchichte des Auslandes ſchrieben. Um die Erdbeſchreibung machten ſich verdient Chriſtoforo Buondelmonte, welcher Aſien bereiſ'te, Franceſco Berlinghieri, der ein geographiſches Werk in Verſen ſchrieb, Caterino Zeno, der ſeine Reiſe durch Perſien beſchrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Moſto, Amerigo Veſpucci und Cabotto und einige andre. In orientaliſcher Sprachgelehrſamkeit zeichnete ſich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griechiſchen Sprache verbreiteten Manuel Chryſoloras, Laſcaris, und viele andre nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier eben ſo wenig als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrſamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römiſche Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Auriſpa, Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano ſind vor andern berühmt. — Sechster Zeitraum vom J. 1500 bis 1650. Italien erreichte in dieſen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel ſeiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den phyſiſchen und geiſtigen Menſchen zu befriedigen, die Macht ſeiner Republiken und Fürſtenhäuſer, ihr Enthuſiasmus und ihre Freigebigkeit für alles, was den Glanz der alten Zeiten wieder herſtellen könnte, machte es zum Muſter für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Catholiſche, Maximilian I., Carl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine ſchädlichen Folgen äußern. Die früher geſtifteten Univerſitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergeſtalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpſten waren viele Freunde und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in ſeiner ungünſtigen Lage hinter ſeinen Wünſchen zurückbleiben mußte, deſſen Stelle aber vielfältig der Cardinal Hippolyt von Eſte erſetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici beſorgt hatte und als Papſt die Calenderverbeſſerung vornehmen ließ) Sixtus V. (der die lateraniſche Bibliothek in einen Prachtpalaſt des Vatikans verſetzte und ſie anſehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambroſius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranſtaltete u. ſ. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vaticaniſchen vereinigte, die barberi-

niſche ſtiftete.) Nächſtdem müſſen die Cardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stifter der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand) und Agoſtino Valerio als Gelehrte und Beſchützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpſten und Cardinälen blieben die Fürſten nicht zurück. Am meiſten zeigten ſich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Eſtenſi zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. von Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wiſſenſchaften. Trotz aller äußern Begünſtigungen machte die Theologie nur geringe Fortſchritte zur Aufklärung, denn ſeit den Stürmen der Reformation, die von Deutſchland her losgebrochen waren, hielt man nur deſto hartnäckiger auf die feſtgeſetzten Lehren, ohne weitere Unterſuchungen zulaſſen zu wollen. Rechnet man daher die ſchon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, ſo gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachſchätze, die Italien beſaß. Cajetan, der berühmteſte unter den Bibelexegeten, hat nichts Denkwürdiges geleiſtet und Diodati's Bibelüberſetzung fand, da ſie nicht ſclaviſch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Cardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem ſie zum hiſtoriſchen Vertheidiger der angefochtenen päpſtlichen Rechte den Ceſare Baronio und zu ihrem Beſtreiter Paolo Sarpi aufſtellte, denn durch jenen kamen die wichtigſten Urkunden und Denkmäler ans Licht, dieſer aber verband Beſcheidenheit und unbeſtechliche Wahrheitsliebe mit den tiefſten Einſichten in den Catholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporſtrebende Geiſt der Philoſophie auch in Italien ſich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholaſtikern in den Klöſtern und den Peripatetikern unter den Humaniſten, welche die alten philoſophiſchen Syſteme erneuerten und erläuterten, trat eine philoſophiſche Secte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der Literatoren wie der Cardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäſar Scaliger gehörten. Neben ihnen ſtand Bernardin Teleſius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponazzi und ſeine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäſar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchloſe Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der als Beſtreiter des Ariſtoteles und eigenthümlicher Denker die im 17ten Jahrhundert erfolgte Revolution in der Philoſophie vorbereitete, im Gefängniſſe ſchmachtete. Durch dieſen Forſchungsgeiſt kamen zugleich Mathematik und Phyſik in Schwung. Die ſchon genannten Männer, B. Teleſius, Jordanus Bruno und Th. Campanella ſuchten die Naturphänomene aus allgemeinen Grundſätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband ſolche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei ſetzte Mathematik und Naturforſchung durch unausgeſetzte Beobachtungen in die engſte Verbindung, und ward allen, beſonders den Naturforſchern ſeines Vaterlandes, ein Muſter. In der Mathematik machten ſich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalleri bahnte den Weg zur Infiniteſimalrechnung: Commandino machte ſich um Euklides Elemente verdient und Marino Ghetaldi klärte Archimedes Lehre von der

Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Caſtelli ſchuf die Hydraulik um; Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obſcura und machte die erſten Verſuche in der Aerometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung. Magini vervollkommnete den Brennſpiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforſcher des Menſchen und Zergliederer traten auf Fracaſtori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforſchung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Inſecten und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Univerſität Padua, von dem Herzog Coſmo zu Florenz und von verſchiedenen Privatperſonen angelegt. Als Botaniker zeichneten ſich aus Mattiolo, Fabio Colonna, der obengenannte Malpighi. Die Academie der Lynceer arbeitete von 1625 bis 40 für die Naturgeſchichte. Für die Chemie ward 1615 der erſte Lehrſtuhl zu Piſa errichtet In der Phyſik und Medicin ſind die ausgezeichnetſten Namen Fallopio und ſein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harway auf die Lehre vom Blutumlauf führte, Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Alpini. Weniger Aufmerkſamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieſes Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholaſtik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geſchichte angebaut. Geſchichtsſchreiber und Geſchichtsforſcher beſchäftigten ſich vornemlich mit der vaterländiſchen Geſchichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geſchichte in lateiniſcher, Girolamo Briani in italieniſcher Sprache, Guicciardini endlich in claſſiſcher Schreibart, in der ſein Fortſetzer Adriani ihm nachſteht. Für die Specialgeſchichte lieferte Macchiavelli in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte das erſte hiſtoriſche Meiſterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet ſind Davila, Bentivoglio, Bembo, (ſowohl wegen ſeiner Geſchichte Venedigs, worin er den Andrea Navagiero fortſetzte, als auch wegen ſeiner Aſolani und ſeiner Briefe) Angelo di Coſtanzo, Varchi, der ſchon oben genannte Paolo Sarpi, der Cardinal Bentivoglio, u. A. Unzählig ſind die hiſtoriſchen, geographiſchen, topographiſchen Beſchreibungen einzelner Staaten, Landſchaften, Diſtricte, Städte, und ſelbſt einzelner Klöſter, Bibliotheken und Kunſtcabinette. Männer wie Paolo Giovio, Giambattiſta Adriani und Vittorio Siri waren befliſſen, jedes geiſtige Verdienſt ihrer Zeitgenoſſen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war ſchon ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statiſtik. Von hier aus verbreitete ſich manche ſtatiſtiſche Notiz, wovon Sanſovino's Schrift über die Regierung und Botero's allgemeine Staatenberichte zur Probe dienen können. Für das Studium der orientaliſchen Sprachen ward die Religion ein beſondrer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papſte in Verbindung. Um ſie unzertrennlich mit ſich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom und räumte ihrem Gebrauch eine arabiſche Preſſe ein. Sixtus V. fügte noch Beſoldungen hinzu. Dieſe Anſtalt verpflanzte die morgenländiſche Literatur nach Rom, und brachte eine Menge von Handſchriften dahin. Berühmt wurden Georg Amira (ſchrieb die erſte ſyriſche Gram-

matik von Belang), Ferrari (ſchrieb das erſte ſyriſche Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Ecchellenſis. Römiſche Preſſen lieferten die arabiſchen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edriſi, die arabiſche Erklärung des Euklides, wie ſchon früher zu Genua ein arabiſcher und zu Rom ein äthiopiſcher Pſalter gedruckt worden war. Giggeus lieferte zu Mailand das erſte vollſtändige arabiſche Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erſte erklärende Ausgabe des Coran. So war Italien nicht bloß der Hauptſitz der hebräiſchen Literatur, ſondern auch der übrigen ſemitiſchen Sprachen. Das Studium der Alten mußte ſich ungemein verbreiten, ſeit die Buchdruckerkunſt die Werke derſelben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren Franceſco Robertelli, Julius Cäſar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Urſino. Andere waren mehr bemüht, ſich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang beſonders, ſeit man ſie in die Mutterſprache überſetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer geſammelt, unterſucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wiſſenſchaft, die alten Inſchriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada ſtellten ähnliche Forſchungen ſchon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Urſino in dieſem Fache mit gediegner Gelehrſamkeit auftrat. Nach ihm machten ſich berühmt Franceſco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agoſtino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß claſſiſche Darſtellung das allgemeine Beſtreben aller Literatoren wurde, und wie bisher in der lateiniſchen, ſtrebte man ſie auch jetzt in der Mutterſprache zu erreichen. Die in dieſer Hinſicht ausgezeichneten Geſchichtſchreiber ſind bereits genannt worden. An ſie reihen ſich an als treffliche Styliſten Sperone Speroni (Dialoghi und Diſcorſi) Annibale Caro (Lettere familiari u. ſ. w.), Caſtiglione (il Cortegiano), della Caſa (il Galateo und Lettere), Giovanbattiſta Gelli (Dialoghi), Franceſco Berni (Diſcorſi und Capricci), Pietro Aretino (Ragionamenti u. ſ. w.), Niccolo Franco (Dialoghi piacevoliſſimi), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Taſſo (jener wegen ſeiner Briefe, dieſer wegen ſeiner philoſophiſchen Abhandlungen und Geſpräche hieher gehörig), endlich Pietro Badoaro (Orazioni), Alberto Lollio (Lettere und Orazioni), Claudio Tolomei und einige Andre. Die ſ. g. Cicalate (akademiſche Schwatzreden), die nach der Stiftung der Cruſca in der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts eine Beluſtigung der Akademien wurden, müſſen hier wenigſtens erwähnt werden, da ſie von Seiten der Sprache immer noch den meiſten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in dieſem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter dieſen ſind die nahmhafteſten Bandello (ſ. d. Art.), Firenzuola, Paraboſco, Maſſuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamoſto, Grazzini, Antonio Mariconda, Ortenſio Lando, Giovanni Franceſco Straparola, Giambattiſta Giraldi genannt Cinthio, denen ſich der Romanſchreiber Franceſco Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anſchließen. Die Kritik fing endlich auch an, ihre Tribunale zu errichten, aber die Grundſätze, nach denen ſie urtheilte, waren noch unſicher und ſchwankend. Dies beweiſen die Streitigkeiten über

Taſſo's Jeruſalem, Guarini's treuen Schäfer, Taſſoni's Angriff auf Petrarca u. ſ. w. Doch fehlte es nicht an theoretiſchen Werken. Bembo ward durch ſeine treffliche Schrift della volgar lingua der Vater der italieniſchen Kritik, Triſſino's Poetik und Caſtellano ſind nicht ohne Verdienſt, Claudio Tolomei ſchrieb Regeln der neuern Poeſie, Sperone Speroni (nachdem ſchon Sanſovino, Cavalcanti und A. vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toſcaniſche und florentiniſche Sprache (auf Veranlaſſung des von Caro und Caſtelvetro erregten Streits) und Foglietta ſogar eine Theorie der Geſchichtſchreibung. — Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neueſten Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin und das Vorbild Europa's geweſen, aber mit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts begann es von ſeiner geiſtigen Höhe herabzuſinken. Die Uebel, welche ſchon ſeit länger dahin wirkten, waren vornemlich die ſeit der Reformation immer mehr zunehmende Beſchränkung der Denk- und Preßfreiheit und die Abnahme des Wohlſtandes, ſeit Italien den Welthandel verloren hatte. Das ſeit Jahrhunderten ſteigende Sittenverderbniß hatte die phyſiſche Kraft geſchwächt, und damit dem Geiſte Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit fremder Macht zu dienen hatte einen knechtiſchen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630 bis 1749 noch überdies durch eine Menge Kriege heimgeſucht, verſank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erſchlaffung. Dennoch waren einzelne Päpſte, Fürſten und ſelbſt Privatperſonen nicht unthätige Beförderer der Wiſſenſchaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Piſa wurden von Leopold von Medici, dem Grafen Marſigli Pazzi u. ſ. w. zum Theil mit großen Koſten Inſtitute errichtet, die für Mathematik und Naturwiſſenſchaft ſehr nützlich geweſen ſind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrſamkeit und aufgeklärter Geſinnung, denen ſich die trefflichen Cardinäle Tolomei, Paſſionei, Albani (Annibale und Aleſſandro) und Quirini anſchloſſen, und in neuern Zeiten der Cardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürſt von Torremuzza, verdienen die größten Lobſprüche. Die Regierung Maria Thereſia's und Leopolds war für die Lombardey und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wiſſenſchaften außer den mathematiſchen und phyſikaliſchen zurück. Die Politik hat nach Macchiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne vom Kirchenglauben weit entfernte Capitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geiſt behandelt. Die Philoſophie blieb ſcholaſtiſch. Italien ſtellte weder ein einziges neues Syſtem auf, noch verſtattete es den Syſtemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich ſehr geprieſen in ſeinem Vaterlande war das dogmatiſche Syſtem des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; ebenſo Gallands Bibliothek der Kirchenväter und Manſi's Conciliensammlung. Nicht minder brauchbar ſind Bianchini's Fragmente der alten lateiniſchen Ueberſetzungen und de Roſſi's Variantenleſen zum hebräiſchen Text des A. T., aber die Benutzung iſt Andern geblieben. Denn Kritik und Exegeſe der Bibel ſind noch immer ſo unvollkommen, daß ſie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Anſehn der Vulgata iſt noch immer unverändert und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's wegen ihrer reinen Sprache

berühmte Ueberſetzung gearbeitet. Für das Studium der aſiatiſchen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Miſſionseifer die erſprießlichſten Folgen. Der gelehrte J. S. Aſſemanni machte reiche Auszüge aus morgenländiſchen Handſchriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientaliſten und lieferte mehrere aſiatiſche Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des claſſiſchen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römiſchen Claſſiker erwarben ſich Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexikograph Forcellini, um die griechiſchen Mazocchi und Morelli die meiſten Verdienſte. Deſto mehr geſchah für die Aufſuchung, Abbildung, Beſchreibung und Erklärung der Alterthümer, beſonders ſeit Winkelmann ſie nicht bloß von der hiſtoriſch-antiquariſchen Seite, ſondern auch als Werke der Kunſt betrachten gelehrt hatte. Dieſes Studium führte zugleich auf die Unterſuchung der uralten Sprachen Italiens, beſonders der etruſciſchen. Für dieſelbe brachen Gori, Maffei, Lami, Paſſeri die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die ſchönen Redekünſte, namentlich die ſchöne Proſa, von der hier nur die Rede iſt, blieben im Sinken, bis ſie durch den Einfluß der Franzoſen ſeit Voltaire ſich dem franzöſiſchen Charakter anzunähern ſtrebte. So ſchrieb Algarotti ſeine Geſpräche über die Optik elegant, artig und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeiſterung in den ſchönen Künſten geiſtreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Geſetzgebung mit Ernſt und einfacher Würde, Gaſparo Gozzi ſeine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geſchichte und ihre Hülfswiſſenſchaften iſt in dieſem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geſchehen. Giannone that ſich in der Specialgeſchichte, Denina in der allgemeinen Geſchichte hervor. Für Geſchichtsforſchung erwarb ſich Muratori unvergängliche Verdienſte, auch Maffei iſt ehrenvoll zu erwähnen. Für Sphragiſtik und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geſchah für die Geographie. Der berühmteſte Geograph Italiens iſt der Minorit Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine kosmographiſche Akademie errichtete und deſſen Verluſt (ſeit 1718) nicht erſetzt worden iſt. Selbſt unter den Reiſebeſchreibern ſind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Paläſtina, Seſtini, der Sicilien und die Türkei, Griſelini, der Innerösterreich und Ungarn bereiſete, und einige A. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den ſchon oben genannten Beccaria und Filangieri, keiner etwas Bedeutendes geleiſtet. Bei dieſer Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematiſchen, phyſikaliſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften erſchienen, bis auf die neueſten Zeiten der Triumph der italieniſchen Literatur. Große Meiſter in der Mechanik, Hydroſtatik und Hydraulik waren Friſi und Girolamo Mazzuchelli, in der höhern Analyſis und Geometrie Boscowich und Maſcheroni. In der Meßkunſt ſind Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Caſſella zu unſrer Zeit berühmte Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennſpiegel, Caſſini erweiterte die Aſtronomie durch große Entdeckungen, Campani zeichnete ſich in Verfertigung optiſcher Gläſer aus, Torelli ſtellte die Elemente der Perſpective mit geometriſcher Strenge dar, Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte ſich als Entdecker der Ceres unſterblich. Die Phyſik, für deren Vervollkommnung mehrere Inſtitute an verſchiedenen Orten

thätig waren, machte die glücklichſten Fortſchritte. Marſiglio Landriani, Felice Fontano, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni und A. bereicherten ſie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebaſtiano Franchi, Micheli, Giuſeppe Gknanni, Vitaliano Donati u. A. Geſchickt wußten die Italiener das Mikroſkop zu gebrauchen. Mit Hülfe deſſelben machten Redi (der klaſſiſche Werke über die Naturgeſchichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeſchichte und Chemie iſt Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeſchichte des Menſchen und die Anatomie machten ſich verdient Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach dieſen Valſalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die practiſche Medicin nicht vernachläſſigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde, Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenhams Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematiſchen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeſchichte haben Creſcimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzuchelli, Fabroni, Tiraboſchi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geſchichte der Oper) ſehr verdienſtliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literariſchen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener ſeit 1668 die Franzoſen nachahmten, und deren Menge ſeit jenem Zeitpunkt eben ſo groß, als ihre Tendenz und ihr Werth verſchieden geweſen und noch iſt, ſchließen wir hier unſere Ueberſicht mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilſame Folgen für Italiens Cultur und Literatur äußern mögen. M.

Ithaca, eine kleine Inſel von 4 1/4 Quadratmeile mit 7500 Einwohnern im ioniſchen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephalenia) liegt, und des Ulyſſes Vaterland war. Die ganze Inſel beſteht aus einem Felſen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelſen (Coraconpetra), eine Quelle, Arethuſa, und einen Hafen Reithron bemerken läßt. Ithaca hieß in neuerer Zeit Theaqui oder Val di Compare, hat aber durch die Britten den alten Namen zurück erhalten und gehört jetzt zu dem Joniſchen Staatenſyſtem. Der Hafen Reithron wird jetzt Porto Vati genannt.

Itys, des Tereus und der Procne Sohn. S. Philomele.

Irion, König der Lapithen in Theſſalien, nach der gewöhnlichen Angabe ein Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Jupiter verſtattete ihm, an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier aber entbrannte Irion für Juno: dieſe täuſchte ihn, und er umarmte ſtatt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entſprungen ſeyn ſollen. Jupiter ſchleuderte ihn für dieſen Frevel mit ſeinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad feſſeln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreiſen herumgetrieben ward.

Jod

J, (Jod) der zehnte Buchſtabe des deutſchen Abc. Er iſt der weichſte Gaumenlaut, und in der Ausſprache ſorgfältig vom G und umgekehrt zu unterſcheiden.

Jackſon (Francis James), ein durch viele diplomatiſche Sendungen berühmt gewordener engliſcher Staatsmann, älteſter Sohn des königl. Caplans D. Thom. Jackſon und geboren zu Gosfield in Eſſex, den 25. Jan. 1771. Er vollendete ſeine Studien auf der deutſchen Univerſität Erlangen, wo er 1803 Doctor der Rechte wurde. Schon 1786 erhielt er eine Anſtellung bei der Kammer der auswärtigen Angelegenheiten, und ſpäterhin bei der brittiſchen Geſandtſchaft im Haag. Im Jahr 1790 folgte er als engliſcher Legationsſecretär in Berlin dem König von Preußen nach Reichenbach in Schleſien, wo er, da der brittiſche Geſandte krank war, an den Congreßverhandlungen Theil nahm. Hierauf ſollte er den berliner Hof bewegen, mit England und Holland gemeinſchaftlich Rußland zu nöthigen, von ſeinen Vergrößerungsentwürfen gegen Schweden, Polen und die Pforte abzuſtehn, damit das Gleichgewicht im Norden nicht erſchüttert würde. Allein dieſe Abſicht ward nur ſehr unvollkommen erreicht. Im J. 1792 ging Jackſon als bevollmächtigter Miniſter an den Hof zu Madrid, kehrte aber nach Abſchluß des Friedens zwiſchen Spanien und der franzöſiſchen Republik im J. 1795 nach England zurück. Nach Abſchluß der Friedenpräliminarien zwiſchen England und Frankreich im J. 1801, ward er als Geſandter nach Paris geſchickt, während die Friedensunterhandlungen in Amiens fortdauerten. Nach Unterzeichnung des Friedens ging er als außerordentlicher Geſandter nach Berlin. Hier bemühte er ſich vergebens, das preußiſche Cabinet zu einer Verbindung gegen Frankreich zu bewegen; doch bewirkte er durch eine nachdrucksvolle Note, daß das preußiſche Cabinet die Freilaſſung des von franzöſiſchen Truppen auf dem hamburger Gebiete geraubten engliſchen Reſidenten, Sir George Rumbold, in Paris durchſetzte. Im J. 1805 unterhandelte Jackſon mit den preußiſchen und ruſſiſchen Miniſtern über den Abſchluß eines Kriegsbundes gegen Frankreich; auch hatte er deßhalb viele Unterredungen mit dem Kaiſer Alexander. Als aber Preußen 1806 Hannover in Beſitz nahm, verließ Jackſon Berlin, ohne Abſchied zu nehmen; und England erklärte an Preußen den Krieg. Nach dem Frieden zu Tilſit ſandte ihn die brittiſche Regierung nach Kopenhagen, um ein Schutzbündniß mit Dänemark abzuſchließen, oder die däniſche Flotte als Unterpfand der Neutralität Dänemarks zu verlangen, weil man fürchtete, Napoleon möchte ſie zum Behuf einer Landung auf England in Anſpruch nehmen. Da der däniſche Hof beides abſchlug, verließ Jackſon Kopenhagen. Im Jahre 1808 ſollte Jackſon mit der Regierung der vereinigten Staaten über die wegen der Rechte der Neutralen zwiſchen England und Nordamerika entſtandenen Streitigkeiten unterhandeln; allein ſein Benehmen in Waſhington erregte große Unzufriedenheit. Man betrachtete ihn nur als einen Brandſtifter. Nach einem heftigen Wort- und Schriftenwechſel mit dem amerikaniſchen Staatsſecretär brach die Unterhandlung ab, und er kehrte nach England zurück, wo die Miniſter ſein Benehmen billigten.

Jacob, Iſaaks Sohn und Abrahams Enkel, iſt als der letzte

unter den Patriarchen, und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit ſeinem erſtgebornen Zwillingsbruder Eſau, hielt er bei der Geburt deſſen Ferſe, daher ſein Name Jacob (Ferſenhalter, der dem Andern ein Bein unterſchlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe ſeiner Mutter, häuslich und weich, mochte er ſich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch Liſt, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Er erſieht als Jüngling die Gelegenheit, ſeinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kommt, das wichtige Recht der Erſtgeburt für ein Linſengericht abzuhandeln und auf Anſtiften der Mutter den erſten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Eſau's von dem blinden und ſchwachen Iſaak zu erſchleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder ſeiner Mutter, wird ihm die erſte Beſtätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen ſei. Er ſieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sproſſen Engel auf- und niederſteigen, und über welchen der ſchützende Gott ſeines Stammes, den er ſich außer Iſaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit dieſer Viſion hält er den Glauben, daß Jehova ihn ſchütze und zum Stammvater eines großen Volks auserſehen habe, feſt. Dieſer Glaube, und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm einflößt, iſt ſeine Stütze während der beſchwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieſes Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er ſchon für dieſen Preis ſieben Dienſtjahre ertragen, muß er in der verſchleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die älteſte Schweſter der Rahel erkennen, und um dieſe dazu zu erhalten, noch andere ſieben Jahre dienen. Außer dieſen 14 Jahren dient er noch 6 um eine Heerde, die er ſein nennen will, und indem er dabei ſeinem Schwiegervater auf eine ſehr ſinnreiche Art (1 Moſ. 30. 27 — 43) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er ſammt Weibern und Kindern entflieht. Laban ſetzt ihm nach; und kaum hat er dieſen beſchwichtiget, ſo muß er ſich auf dem Wege nach der 20 Jahre entbehrten Heimath vor dem begegnenden Heere der Knechte Eſau's fürchten. In dieſer Angſt ſucht Jacob Hülfe im Gebet, und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe, und wird von ſeinem Schutzgott, den er in dieſem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtniſſe Iſrael, d. h. Held Gottes, genannt. Dies wird zugleich der Ehrenname ſeines ganzen Hauſes, und die Juden heißen nach ihm Iſraeliten. Ob er dieſen Namen nun durch Stärke ſeines Vertrauens im nächtlichen Gebete verdiente, und ſein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieſer ſeltſamen Kampfgeſchichte ſonſt unterlegen mag, Jacob ging als ein Iſrael, d. h. muthiger und ſtärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zuſammentreffens mit Eſau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu verſöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abſchnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbſamkeit, worin er ein nicht eben ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geſchlechts ſeiner Nachkommen iſt, ſcheint, wie ſpäter bei dieſem gedrückten Volke, bei ihm nur das Nothmittel geweſen zu ſein, ſich unter

den zwangvollen Verhältniſſen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als ſelbſtſtändiger Hausvater und Herr ſeines Eigenthums zeigt er ſich ſeiner Väter werth, und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vaterſinn gegen die Seinigen, dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meiſten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landesſitte noch zwei Mägde derſelben, Bilha und Silpa, als Beiſchläferinnen, alſo 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zuſammenzuhalten hatte, ſo konnte es ihm auch an häuslichem Zwiſte und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel ſtarb ihm bald nach ſeiner Heimkehr; ſeine Tochter Dina ſchändete ein Fürſtenſohn der Hevither, und ſeine unbändigen Söhne rächten ſich durch Mord und Plünderung an dieſem Volke. Er konnte es eben ſo wenig hindern, als die Blutſchande ſeines älteſten Sohns Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte ſeiner Jugend büßen, ſchien nun einmal ſein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verluſt ſeines geliebteſten Sohnes Joſeph, deſſen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitiſche Handelscaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerriſſen worden ſei, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dieß Unglück entſchied das Schickſal des Hauſes Iſrael. Joſeph, durch ſeine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſtiegen (ſ. d. Art. Joſeph), erkennt ſeine Brüder, da ſie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus ſeines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter ſeinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor ſeinem Tode verſammelte er ſeine Söhne um ſein Sterbebette, und ſprach über jeden einen beſondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schickſale ſeines Stammes aus (vergl. Herder über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie Th. II. S. 187 im Abſchnitte Segensſpruch über Iſrael, und den Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erſtgeburt, deſſen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither ſich unwürdig gemacht hatten; ſeinen Enkeln, den Söhnen Joſephs, Manaſſe und Ephraim verlieh er aber gleiches Recht mit ſeinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigſte unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen ſie ſich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß begrub ihn Joſeph im Erbbegräbniſſe Abrahams vor dem Haine Mammre in Canaan. Den reichhaltigen poetiſchen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heiligen Urkunde darbieten, hat die Kunſt mannichfach verarbeitet: und in der That war es nicht ſchwer, eine Geſchichte in das Gebiet der Poeſie zu ziehen, die ſchon an und für ſich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflöſungen anzieht und rührt. Unerweislich ſcheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geſchichte Jacobs mythiſch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine hiſtoriſche Perſon, ſondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephäſtos der vorderaſiatiſchen Mythe, und die Zahl ſeiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs ſei. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieſes Patriarchen gibt, trägt zu ſehr das Gepräge

einfacher Naturwahrheit, und hängt zu genau mit der unbeſtrittenen ſpätern Geſchichte und Verfaſſung des jüdiſchen Volks zuſammen, als daß ſie nicht auf feſtem hiſtoriſchen Boden ſtehen ſollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, ſo mußte die Geſchichte Jacobs um ſo mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher ſich der in ihr ſichtbare Gang einer weiſen und vergeltenden Vorſehung, den die dichteriſche Einkleidung der Geſpräche des frommen Patriarchen mit Gott keinesweges verdächtig macht, durch die ſpätere Leitung ſeines Volks und durch das Chriſtenthum ſelbſt entwickelt und gerechtfertigt hat. E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Maria, ward 1566 geboren. Maria war im vierten Monat ſchwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erſtochen wurde. Daher ſoll Jacob während ſeines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, ſo viel Mühe er ſich auch gegeben, dieſe natürliche Schwäche zu beſiegen. Nach dem Tode Eliſabeths, die ihn nach Hinrichtung ſeiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte erwählen laſſen, beſtieg er 1603 den engliſchen Thron. Er begann ſeine Regierung mit einem Edicte, durch welches alle catholiſche Prieſter aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs, der Familie deſſelben und der Vornehmſten des Reichs, deren Ausbruch jedoch vereitelt wurde, war die Folge davon. (S. Pulververſchwörung.) Obgleich ſeine hierauf folgende Regierung ſich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühete und das Volk in großem Wohlſtand lebte; ſo wollte doch die Inconſequenz des Zeitalters, daß eben dieſe Regierung ſowol im Lande ſelbſt, als bei auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmſte Stütze des Proteſtantismus in Europa, in dem böhmiſchen Kriege nichts zu deſſen Aufrechthaltung gethan, vielmehr ſeinen Schwiegerſohn, den Churfürſten von der Pfalz, verlaſſen, überhaupt diplomatiſch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte ſtreiten ſollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich ſehr betrogen worden ſei. Indeſſen würden dieſe Vorwürfe, die ihn immer nur noch von außen her gemacht wurden, ſeinen Credit im Innern nicht vermindert haben, wenn er dieſen nicht ſelbſt durch die Herrſchſucht zu ſchwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer ſteten Abhängigkeit von ſich erhalten wollte. Dieſes widerſetzte ſich, und nun entſtanden 1621 die beiden Parteien der Torys, welche für den König, und der Whigs, welche für das Volk ſtritten. Jacob I. ſtarb am 8ten April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten als friedfertigen, eines mehr ſchwachen als guten Fürſten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntniſſe, Gelehrſamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht abſprechen. Er gefiel ſich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er ſprach, oft bittere Critiken auf ſich. Er war freigebig bis zur Verſchwendung. Einer ſeiner Lieblinge ſah einſtens eine Laſt Geldes in den königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen ſeinen Nachbar, wie glücklich ihn der Beſitz dieſes Geldes machen würde. Der König, welcher dieſes hörte, ließ dem Günſtlinge auf der Stelle die Summe ſchenken. Seine Freigebigkeit ſetzte ihn aber oft ſelbſt in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages ſpazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von

London wegen 50 Louisd'or, welche der Hoffattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte letztere in die Flucht ſchlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und ſagte: „Wer Geſetze gibt, muß ſie auch zuerſt beobachten.“ Uebrigens fing, wie ſchon oben geſagt, das Reich unter ſeiner Regierung zu blühen an; engliſche Colonien entſtanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortſchritte; Künſte und Wiſſenſchaften bildeten den Geiſt der Engländer und verſchönerten das geſellſchaftliche Leben derſelben. Jacob war der erſte, der ſich den Titel König von Großbritannien beilegte. Am gerechteſten ſcheint man ihm ſeine blinde Liebe gegen verächtliche Günſtlinge, unter denen insbeſondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (ſ. d. Art.) ſich auszeichnete, zum Vorwurf machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und ſeine Tochter Eliſabeth ward an Friedrich V., Churfürſten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieſer Ehe beſtiegen in der Folge den Thron von England. Unter den literariſchen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen ſind, nennen wir als die merkwürdigſten: Basilikon doron (das königliche Geſchenk), worin er zum Beſten ſeines Sohnes Heinrich, der früh verſtarb, vortreffliche Grundſätze für dem Unterricht der Könige entwickelt; (dieß Werk ward drei- oder viermal in lateiniſcher Sprache, und dann auch in der franzöſiſchen Ueberſetzung verſchiedene Male aufgelegt) und ſein ſpaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch deſſelben angeführt hatte, zu widerlegen ſtrebt.

Jacob II., Enkel Jacobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Carl I., kam nach ſeines Bruders Carls II. Tode (1685), als der einzige Stuart, auf den großbritanniſchen Thron. Er hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrſchaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundſätze der engliſchen Verfaſſung bezeigte, theils auch durch ſeinen fanatiſchen Eifer, mit welchem er die katholiſche Kirche wieder einzuſetzen ſtrebte, den größten Theil ſeiner Unterthanen unverſöhnlich gegen ſich aufgebracht. Um ſich gegen die Folgen dieſer unüberlegten Schritte zu ſichern, hatte er ſogar in der Nähe von London ein Heer von irländiſchen und ſchottländiſchen Truppen zuſammengezogen, und dadurch das Schrecken und die Beſorgniß des Volks noch vergrößert. Dieſes wurde nun von einem unauslöſchlichen Haſſe gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerſte, was es hatte, die proteſtantiſche Religion, unter die Füße treten wollte. Indeſſen war dem Volke noch der Troſt geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er ſelbſt ſchon bejahrt und ſeine Gemahlin kränklich, es alſo gar nicht wahrſcheinlich war, daß demſelben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der proteſtantiſchen Religion erzogen und an derſelben feſthängend, mußten dann die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erſcholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin ſei ſchwanger. So groß die Freude und ſo laut der Jubel der katholiſchen Prieſter, der Höflinge und aller Papiſten über dieß Ereigniß war, ſo groß war der Schrecken der Proteſtanten und der Argwohn, welcher ſich damit verknüpfte. Selbſt die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, und deßhalb den Tod derſelben ge-

wünſcht; jetzt aber ward die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Proteſtanten gegen die Katholiken den Verdacht, als ſei die Schwangerſchaft der Königin erdichtet. Dieſen Verdacht vermehrte das Beſtreben des Hofes, alle fremde Perſonen aus der Umgebung der Königin zu entfernen, und Niemand durch den Augenſchein ſich von der wirklichen Schwangerſchaft derſelben überzeugen zu laſſen. Am 10ten Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben geſegnet habe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe für und gegen die Aechtheit der Geburt deſſelben anzuführen, noch weniger, ſie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur ſo viel ſei hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte, und dieß laut und öffentlich äußerte. Die Proteſtanten ſchloſſen ſich immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, den Schwiegerſohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete, und ſeinen Schwiegervater und Schwager vom Throne ſtieß. Jacob II. entfloh mit ſeiner ganzen Familie am 21ſten Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und ihm das Luſtſchloß St. Germain zur Reſidenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine ſtete Verbindung mit ſeinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere vergebliche Verſuche machte, den verlornen Thron wieder zu erlangen. Im Jahr 1692 ward Jacobs II. Gemahlin abermals ſchwanger und gebar, Allen bewußt und von Niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigſtens die Fähigkeit der Königin, geſunde Kinder zur Welt zu bringen, bewieſen wurde. Jacob II. ſtarb 1701 zu St. Germain, und nun ward der ſogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland unter dem Namen Jacob III. anerkannt.

Jacob III., in der Geſchichte auch der **Prätendent**, oder Ritter St. Georg genannt (ſ. d. vorigen Art.), ward nicht allein von Frankreich, ſondern auch von Spanien, dem Papſte, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dagegen aber von dem engliſchen Parlamente des Hochverraths für ſchuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeſchloſſen. Ludwig XIV. verſicherte ihn zwar ſeiner fortdauernden Unterſtützung; es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß er, beſonders in der letzten Zeit, ſich Jacobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um England ſtets in Furcht zu erhalten. Unterdeſſen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieſes Landes mit England ſehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu ſeinem eigenen Beſten, und nebenbei auch zu Gunſten ſeines Schützlings zu benutzen beſchloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte ſich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Anſehn, als ob eine Landung deſſelben, die allgemein gewünſcht wurde, auch die Loſung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm wirklich im Jahre 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze ſich Jacob III. befand. Der elende, vertheidigungsloſe Zuſtand, in welchen damals die Parteiſucht der Engländer das Land

verſetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben, und ihn einen glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens hoffen zu laſſen. Dagegen ſetzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, deſſen man ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal officiell bediente. Die Flotte ankerte an den ſchottiſchen Küſten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen ſollte, erſcholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen engliſchen Flotte, wodurch Jacob bewogen wurde, eiligſt mit der ſeinigen nach Frankreich zurückzuſegeln. Er mußte darauf, eben ſo willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach des Letztern Zeugniſſe, manche Beweiſe perſönlicher Tapferkeit gab. Ludwig XIV. ſah ſich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit verſetzt, mit den Engländern Frieden zu ſchließen; und dieſe machten die Entfernung des Prätendenten, und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztere hatte bis dahin, wie man verſichert, in geheimem Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, geſtanden, und ihm ſogar verſprochen, wenn er die proteſtantiſche Religion annehmen werde, zu Gunſten ſeiner den Scepter niederzulegen. Wie es ſich auch mit dieſer Correſpondenz und den Geſinnungen der Königin für ihren Bruder verhalten haben mag; ſo iſt doch gewiß, daß dieſe Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahre 1713 erfolgte endlich der Abſchluß des utrechter Friedens, in welchem ſich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten aus ſeinen Staaten zu entfernen und die hannöveriſche Erbfolge jetzt und künftig auf keine Weiſe zu ſtören. Die Königin Anna ſtarb 1714, ohne jene günſtigen Geſinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war ſowol in Schottland als in England die Partei der Torys, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg, und für den Prätendenten, und da zu gleicher Zeit zwiſchen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: ſo ſchien dem Prätendenten ein neuer Glücksſtern zu lächeln, der aber bei dem, im Jahre 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. ſchnell erloſch. Doch zeigte ſich in Schottland, wo Jacob feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günſtiger als je für ihn, und dieß bewog ihn, 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen, und wirklich dort zu landen. Während der Zeit waren die ſchottiſchen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geſchlagen worden, und der Prätendent ſah ſich zum zweiten Male genöthigt, Schottland zu verlaſſen, und nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an erregte ſein Schickſal mehr Spott, als Mitleid und Unterſtützung, und er ſah ſich von allen ſeinen Freunden, ſelbſt von Frankreich, verlaſſen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich verſagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papſte Hülfe zu ſuchen, der ihm und ſeinem zahlreichen Gefolge, anfangs in Avignon, Schutz und Unterſtützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall, wie ein regierender König, mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Während dieſer Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal ſein Haupt erhoben und ihm neue Hoffnung zum Beſitze der engliſchen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat ſeinen Entwürfen bei, und lud den

Prätendenten ein, ſchleunig nach Madrid zu kommen. Dieſer ſäumte nicht, der Einladung zu folgen, und reiſete am 8ten Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er ſelbſt zu Nettino auf einem ſpaniſchen Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reiſe er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dieß hatte den Erfolg, daß zwei ſeiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oeſterreichern angehalten wurden. Indeſſen war er glücklich durch die engliſchen Schiffe hindurch geſegelt, und am 26ſten März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollſte, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor ſeiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerſtreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu ſuchen. Wie dieſe abermalige Unternehmung geſcheitert war, bekümmerte man ſich auch nicht weiter um den Prätendenten, der zufrieden ſein mußte, daß man ihn von dort heimlich entwiſchen ließ. Am 25ſten Auguſt landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann ſein Daſein in Vergeſſenheit zu ſinken. Dennoch faßte er im Jahr 1727 nach dem Tode Georgs I. den Entſchluß, noch einmal ſein Glück zu verſuchen, und reiſete, vom Papſte unterſtützt, nach Genua ab, um ſich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieſer Reiſe gegangen, iſt nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu ſeinem Tode (1ſten Jan. 1766) im Dunkel lebte. Seine Nachkommenſchaft beſtand in zwei Söhnen, Carl Eduard (ſ. d. Art.), der ſeine Anſprüche, aber auch ſein Mißgeſchick erbte, und auf welchen der Titel Prätendent überging; und Heinrich Benedict, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete, unter dem Namen Cardinal von York bekannt iſt, und durch deſſen (13ten Juli 1807) zu Frascati erfolgten Tod die königliche Familie Stuart erloſch.

Jacobi (Joh. Georg). Dieſer liebliche, anmuthsvolle deutſche Dichter wurde den 2ten Sept. 1740 zu Düſſeldorf geboren. Um Theologie zu ſtudiren, begab er ſich 1758 nach Göttingen, von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmſtädt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um ſeine akademiſchen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundſchaftliche Verhältniſſe gekommen, war nach Halle berufen worden, und verſchaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Profeſſor der Philoſophie und Beredſamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und dieſe Bekanntſchaft war entſcheidend für ſein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Critiker gemacht hätte. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi ſeine Iris heraus (1774 — 1776, 3 Bdchn.), eine Zeitſchrift für das ſchöne Geſchlecht, die zu der Bildung deſſelben gewiß erfreulich gewirkt hat. Immer mehr näherte er ſich von jetzt an der Vollendung, und die Muſe, die ihn bis in ſein Greiſenalter begleitete, ſchien ihm immer höhere Gunſt zu gewähren. Er folgte im J. 1784 einem Rufe Joſephs II. nach Freiburg in Breisgau, wo er als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften angeſtellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beiſpiel mit glücklichſtem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe ſeines Ueberflüſſigen Taſchenbuchs (1795 — 1800) und ſeines Taſchenbuchs Iris (1803 folg.) Sein eben ſo geſchmack=

voller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu ſein, als er es iſt. Nahe am Ziele des Lebens beſchenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke (Zürich, 6 Bde.), und die neue Auflage die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lau geworden war. Am 4ten Januar 1814 endigte ſein ſchönes Leben; er ſtarb, geliebt und beklagt von Allen, die ihn kannten, auch im Greiſenalter noch zu früh; denn ſchön wie ſeine Lieder war ſeine Seele, ſanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll ſein Herz. dd.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, königl. baierſcher Geheime Rath und vormaliger Präſident der baierſchen Akademie der Wiſſenſchaften, geb. zu Düſſeldorf 1743. Wir haben erſt von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düſſeldorf, zu Anfange der ſiebziger Jahre, in der vollen Blüthe ſeiner Kraft und Jugend, im Schooße der liebenswürdigſten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, ſich ſelbſt zu dem, was er geworden iſt, ausbildete, einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergiſcher Hofkammerrath und Zollkommiſſär, geheimer Rath zu Düſſeldorf, und kam 1804 als königl. baier. Rath und Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften nach München, wo er den 10ten März 1819 ſtarb. Man ſieht, ſein äußeres Leben iſt nicht reich an merkwürdigen Veränderungen und Begebenheiten; deſto reicher iſt ſein inneres Leben an Allem, was ſchöne und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi ſtritten ſich zwei Welten, die Welt der Poeſie und der Philoſophie, und ſein hoher Geiſt ſtrebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch Eduard Allwills Brieffammlung (Königsberg 1792) und durch ſeinen Woldemar (Flensburg 1779, Königsberg 1794, 2 Theile) als Dichter, und lernte ihn als Philoſophen kennen durch ſeine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1785, N. Aufl. 1789), ſein Werk wider Mendelsſohns Beſchuldigungen betreffend dieſe Briefe (Leipzig 1786), David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787, N. Aufl. Ulm 1795), Sendſchreiben an Fichte (Hamburg 1799. 8.) Darüber iſt wohl nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darſtellung, treffliche Schilderung der Natur und des menſchlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geiſtreichen, kühnen und doch ſichern Ausdruck ſich ungemein auszeichne. Unter den Philoſophen aber hat ſein ſeltener Tiefſinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit ſeiner Darſtellung, ihm den Namen des deutſchen Platons erworben. Gleichwol gibt es nicht leicht einen Schriftſteller, über welchen die Urtheile verſchiedener wären, als über ihn, und beinahe ſcheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philoſophen von Profeſſion, ſo wie der Philoſoph Jacobi mit den Dichtern verdorben, und es ließe ſich wol nachweiſen, wie dieſes geſchehen ſei und habe geſchehen müſſen. Der Grund liegt in der eigenſten Individualität Jacobi's, ohne deren Verhältniß in der That faſt alle ſeine Schriften unverſtändlich ſind. Friedrich Schlegel hat darum etwas ſehr Verdienſtliches und Dankeswerthes gethan, indem er dieſe ſo merkwürdige Individualität zu charakteriſiren unternahm, und wer einen Schlüſſel zu Jacobi's Werken ſucht, darf Schlegels Recenſion von deſſen Woldemar (Charakteriſtiken und Critiken Bd. 1. S. 1 — 46.) nicht ungeleſen laſſen. Wie auf dieſem Wege in der

Poeſie ſein allgemeiner Ton, der ſich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits gibt, Ueberſpannung ward, und wie er in der Philoſophie zu einem Haſſe der philoſophirenden Vernunft, oder der Syſteme, von welchen er behauptete, daß ſie conſequent durchgeführt, alle in Fanatismus endeten, zu ſeinem Glauben ſtatt des Wiſſens, zur Sympathie mit dem Unſichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, deſſen Offenbarung er nur in der Vernunft und in dem Gefühle findet, iſt hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philoſophie in der That nichts anders ſei, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geiſt eines individuellen Lebens. Unter ſolchen Umſtänden iſts denn wol nicht zu verwundern, wenn Jacobi's Gefühlsphiloſophie von Manchen, welche ſich öffentlich über dieſelbe geäußert haben, für durchaus unverſtändlich erklärt worden iſt, wozu der Grund ſchwerlich allein in der Ermangelung der wiſſenſchaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit ſich verhalten möge, ſo hat Jacobi ſich doch große Verdienſte um die Philoſophie erworben, durch ſeine Polemik, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzuſammenhang nicht bloß dieſes und jenes Syſtems, ſondern auch der herrſchenden Denkart des Zeitalters mit kritiſchem Geiſt und mit der hinreißenden Beredſamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß Jacobi bei ſeiner eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüler eines andern Philoſophen werden, ſondern den Philoſophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemiſirender Critiker gegenüber treten konnte, und in dieſes Verhältniß kam er mit dem dogmatiſchen Mendelsſohn, dem kritiſchen Kant, welcher die Vernunft als Verſtand betrachtete und behandelte, dem idealiſtiſchen Fichte und dem pantheiſtiſchen Schelling. Die mit dem Letzteren, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (Leipzig 1811), veranlaßte Streitigkeit iſt in unſern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Es iſt hier der Ort nicht, uns auf dieſen Streit einzulaſſen, wir wollen bloß aufmerkſam darauf machen, daß Schelling bei dieſer Gelegenheit etwas hervorgebracht hat, was zur näheren Charakteriſtik und Würdigung Jacobi's dient, wir meinen in ſeinem Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübingen 1812), den Abſchnitt des Geſchichtlichen, worin nachgewieſen iſt, in welchem Verhältniſſe Jacobi zu Wiſſenſchaft und Theismus, zu Philoſophie und Religion und zur Literatur überhaupt geſtanden habe. Es bedarf indeß wol der Erinnerung nicht, daß dieſe Würdigung nicht völlig frei von Einſeitigkeit, und mit Behutſamkeit zu gebrauchen iſt. Wie das Endurtheil über Jacobi im Ganzen auch ausfallen möge, ſein Rang unter den edelſten Wahrheitsforſchern, eine edle, religiöſe Denkart bleibt ihm unbeſtritten, ja manche tiefgefundenen Schätze, die er aus ſeinem innerſten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinſten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erſcheinen jetzt geſammelt, Leipzig, bei Fleiſcher. Einer ſeiner geiſtvollſten Schüler iſt Fr. Köppen in Landshut.

Jacobiner. Der böſe Dämon der franzöſiſchen Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit ſaß, Wurzel, Mark und Frucht deſſelben verdarb, und in jede Hoffnung der beſſern Menſchen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lally Tolendal u. A. ſeine Drachenzähne ſäete, ſo daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging

nicht, wie Robinſon und nach ihm Barruel ſich und Andern einbildete, aus den geheimen Geſellſchaften, ſondern zunächſt aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach ſchmerzliche Krankheit des Staats ſchnell geheilt zu ſehen, und aus dem heftigen, leidenſchaftlichen, durch die Reaction des alten Syſtems erbitterten Charakter der Franzoſen hervor. Er vereinigte mit ſich alles, was politiſcher Fanatismus Schreckliches, und Demagogenwuth Gefährliches hat. In ihm führte den geheimen Vorſitz eine zügelloſe, vor keinem Verbrechen erſchreckende Selbſtſucht. Sie täuſchte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; ſie ſchreckte durch den Dolch, der ſtatt der Wage des Geſetzes galt. Dieſer Jacobinismus war älter als der Jacobinerclub, bildete ſich aber in demſelben aus, und überlebte ihn. Ja er ſinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unſtreitig gab es in dem Club Männer von großen Talenten, ſeltener Energie und eiſerner Conſequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organiſirte Terrorismus Frankreich im J. 1793 vom politiſchen Untergange rettete. Dieſer Terrorismus mußte mit der Schließung der Verſammlungen der Jacobiner im J. 1795 verſtummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militäriſcher Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben ſo wahr iſt es, daß einige rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuſchten ſie ſich ſelbſt durch Schwärmerei, oder ſie waren durch politiſche Verbindungen in jenen Club hineingezogen und konnten nicht zurück, oder ſie hofften, durch ihren Einfluß die Mehrheit auf den beſſern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden ſie das Opfer dieſes kühnen Wageſtücks. Eine Menge furchtſamer charakterloſer Egoiſten endlich ſchloſſen ſich an die Jacobiner-Coryphäen mit franzöſiſchem Leichtſinn, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer perſönlichen Sicherheit willen, an. Dieſe ſogenannten Frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten ſie bald durchſchaut, und trieben ſie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politiſchen Ruchloſigkeit hinein. Entſchieden iſt es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und ſein eignes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathſchlagung in der Verſammlung der Stellvertreter der Nation. Statt daß die Ueberlegung bis zur Abſtimmung frei ſein ſollte, wurde ſie lange vorher in der Verſammlung der Jacobiner beſtimmt und gebunden. Willkürlich oder durch Ueberliſtung ſetzte der Club feſt, was man der National-Verſammlung aufdringen wollte. Uebrigens war der Charakter des Jacobinismus ſo veränderlich, als der Nationalcharakter ſelbſt. Der Jacobinerclub hatte folgende Entſtehung. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten ſich in Paris, wo ſchon längſt ſogenannte Bureaux d'esprit, oder geſellſchaftliche Unterhaltungen über literariſche und belletriſtiſche Gegenſtände üblich geweſen waren, vorzüglich ſeit dem amerikaniſchen Freiheitskriege, gewiſſe Geſellſchaften nach dem Beiſpiele der londoner Debating Societies gebildet, in welchen man über politiſche Ideen ſprach, und ſich faſt allgemein zu republikaniſchen Anſichten hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizten die geiſtvollen Franzoſen zur Nachahmung, ihren Nationalſtolz aber zu kühnerer Ausbildung des gegebenen Beiſpiels. Raynal und Rouſſeau wurden begierig geleſen; und der ungeſtüme, leichtſinnige Charakter der franzöſiſchen Sprecher blieb nicht bei ruhiger Speculation ſtehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchſte Spitze; und bei der völligen Gemüthloſigkeit der Mei-

ſten, die nur kalte Verſtandesmenſchen oder kühne Selbſtlinge von verdorbenen Sitten waren, mußte das philoſophiſche Urrecht eines Ariſtoteles, Grotius und Locke in dieſen Titanenköpfen endlich bis zur ſpeculativen Raſerei geſteigert, oder in eine politiſche Meinungs-Deſpotie umgeſtaltet werden, die deſto weiter um ſich griff, je mehr ſie dem eiteln Wunſche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfaſſung Original zu ſein, zuſagte. Nur ſo läßt ſich erklären, daß unwiſſende Emigranten und ſpäterhin Geoffroy, Mad. Genlis, ſelbſt Laharpe und ähnliche durch äußere Rückſichten beſtochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philoſophie als die Urheberin des Jacobinismus und der franzöſiſchen Revolution bezeichnen, und ſie dadurch, wie ſie vermeinten, brandmarken konnten. Es iſt wahr, Voltaire, d'Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verſchonten in ihrem geiſtigen Uebermuthe ſelbſt das Ehrwürdige nicht, wenn ſie Vorurtheile an demſelben haften ſahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umſtoßen, und dagegen Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturſtolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dieß ſogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich befanden ſich eine Menge kräftiger Menſchen in dieſen verſchiedenen Geſellſchaften, und gingen daraus in den Jacobinerclub über. Politiſche Ideen wurden Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfniſſe liehen ihnen doppelten Reiz. Wer dünkte ſich da nicht weiſe genug, den Philoſophenmantel umzunehmen! Alle Leidenſchaften verwirrten die Begriffe; da mußte wol die Sophiſtik einiger Schreier den geſunden Menſchenverſtand betäuben und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieſer ſogenannten Philoſophen, die von der Philoſophie ſo weit entfernt waren, wie die himmelſtürmenden Titanen von den Bahnen der Aſtronomie, wuchs an Kraft, ſo wie ſich die Hinderniſſe mehrten; mit jedem Hinderniſſe aber, das ſie beſiegten, ſtieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Dieſe innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der inſtinktartigen Selbſtſucht und Sittenverdorbenheit der meiſten Häuptlinge, denen jede der Menſchheit wohlwollende Grundidee gänzlich mangelte, hervorgegangenen Urſachen des im Jacobinerclub vorherrſchenden, bösartigen Revolutionsgeiſtes ſind aber nicht die einzigen Quellen des praktiſchen Wahnſinns. Auch die Gewalt der Umſtände, die verzweifelte Lage des Ganzen, beſonders die, alle Nerven der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen verſetzende, Finanznoth, riſſen die Männer der Revolution (und dieß ſind die Jacobiner) unwiderſtehlich von dem erſten ungeheuren Beginnen, eine Maſſe von 25 Millionen mit allen Künſten des Luxus vertrauter Menſchen in ſtrenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Raſereien des politiſchen Fanatismus fort. Selbſt jene außerordentliche und ſchreckliche Individualität der einzelnen Ochlokraten war großen Theils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, ſo wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an ſich ſchon ſcharfſichtiger und ſchneller, zugleich aber auch lebhafter und ſtürmiſcher, als jede andere, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzoſe hat Verſtand genug, um jedes Mittel zu ſeinem Zwecke leicht zu finden; er beſitzt aber auch jenen

kecken Leichtſinn, der vor keinem Mittel erſchrickt. Nos besoins sont nos ressources, iſt die höchſte Regel ſeiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit feſtem Willen handelten, dem Stoße deſſen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten ſie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und ſeine Genoſſen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erſchütterten. Man denke an Catilina und ſeine Mitverſchwornen! Dieß erklärt aber auch den verſchiedenen Geiſt der Volksſchriften, die während der Revolution erſchienen, und die Steigerung des Tones der jacobiniſches Clubredner. Es war derſelbe Kreis des politiſchen Wahnſinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom J. 1801 bis zum J. 1815 durchliefen; ein Krieg der ſtolzen, leidenſchaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Rieſen Berge über Berge thürmten, oder Unſinn über Unſinn häuften, bis Alles mit einem furchtbaren Titanenſturze ſich endigte. — Einige ausgezeichnete Mitglieder der erſten Nationalverſammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, ſahen bei dem Widerſtande der privilegirten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zuſammenzuhalten, und zu den Berathſchlagungen der nächſten Tage durch vorgängige Ueberlegungen ſich vorzubereiten, zu welchen ſie ſich, ſchon in Verſailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte verſammelten. Unter ihnen war auch Graf *Mirabeau*, der, als die Jacobiner ſpäterhin ihre conſtitutionelle Mäßigung vergaßen, ſich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Daſſelbe that auch Lafayette. Da aber beide ſahen, daß ſie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalverſammlung nichts ausrichten würden, ſo traten ſie in den Jacobinerclub zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß ſtarb Mirabeau ſchon d. 2. Apr. 1791. Der *monarchiſche Club*, unter Clermont Tonnere, welcher mit mehr Entſchloſſenheit dem jacobiniſchen Stolze ſich entgegenſtellte, wurde vom Pöbel ſchon d. 27. Jan. und d. 28. März 1791 bedroht, und endlich aus einander gejagt. Jetzt lernte der Jacobinerclub ſeine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demſelben noch mehr auf, und ſeit dem Ende des J. 1792 wurden ihre Grundſätze ſo ausſchweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Club als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgeſtoßen wurden; ſogar Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner. Was man in dieſen und ähnlichen beſchloſſen hatte, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalverſammlung. Die Bretagner verſtatteten bald Mehreren den Zutritt, um deſto gewiſſer ihre Meinung jedesmal durchzuſetzen. So entſtand, was in einer für das gemeine Beſte frei berathſchlagenden Verſammlung nie Statt haben ſollte, eine Verbindlichkeit für gewiſſe Beſchlüſſe, noch vor dem Vortrage des Gegenſtandes in der allgemeinen Verſammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete ſich eine Faction, in welcher Alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteiſucht: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieſer Unduldſamkeit gegen anders Denkende, die ſpäter in politiſche Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten perſönliche Leidenſchaften und eigennützige Nebenabſichten im Geheimen

ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem ſie ſich anfangs verſammelten, die Zahl dieſer *Freunde der Revolution*, wie ſie ſelbſt zuerſt ſich nannten, nicht mehr; ſie wählten daher ſchon am Ende des J. 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerkloſters in der Straße St. Honorée, in der Mitte von Paris, zu ihrem Verſammlungsorte. So kam der Name *Jacobiner* auf, wiewol ſie ſelbſt ſich eine Zeitlang noch Freunde der Conſtitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; ſpäterhin war eine armſelige ſchmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculottismus. Bald entſtanden bei der unruhigen Regſamkeit der Franzoſen in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, im J. 1793 ſogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclub in Paris mit ſich zu verbinden, oder zu affiliiren wußte, ſo daß er durch dieſelben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten, und nach ſeinen Abſichten lenken konnte. Im J. 1792 correſpondirte der Hauptclub, in welchem ſich zuweilen 2500 Mitglieder verſammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es iſt unnöthig, die vornehmſten Mitglieder jenes Hauptclubs namentlich aufzuführen, da es gewiß iſt, daß *alle* Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle ſpielen oder ſpielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen, iſt bedenklich, da der Parteihaß die Geſchichte der Individuen ſehr entſtellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwiſſenheit der meiſten Franzoſen, welche, von unruhigen Wünſchen dem Neuen raſch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit ſelbſtſtändiger Freiheit, wie die Britten, zu unterſuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariſer Jacobinerclubs die Errichtung jener unſichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das, was ſie im voraus als Vorſchlag und Beſchluß für die Nationalverſammlung feſtſetzten, mochte noch ſo verwegen und conſtitutionswidrig ſein, ſo waren ſie dennoch, durch ihre Correſpondenz mit den auserleſenen Mitgliedern in den affiliirten Clubs, der Zuſtimmung aller Volksgeſellſchaften gewiß. Dieß lockte natürlich alle Ehrgeizige, ſelbſt in den privilegirten Ständen, zum Beitritt. Sie entſagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Anſehn und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde der *leidenſchaftlichen* Ehrſucht der Ochlokraten die Mäßigung der beſonnenen Jacobiner läſtig; es traten daher die wildeſten Feuerköpfe in einen engern Club zuſammen, der nach ſeinem Verſammlungsort in der Kirche der vormaligen Barfüßer der *Club der Cordeliers* hieß, und an den ſich alle ſogenannten exaltes, die Demokraten und republikaniſchen Schwindler, anſchloſſen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogiſchen Talente des kühnen *Danton*: und hier fand das Scheuſal *Marat*, Herausgeber des Volksfreundes ſeit 1789, für ſeine verbrecheriſchen, wüthenden Anſchläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculottismus in Sprache und Denkart zum Haſſe gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienſte, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Excapuziner *Chabot*, *Anacharſis Cloots*, *Collot d'Herbois* u. a. trieben die Unverſchämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchſte. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen *Orleaniſten* und *Briſſotiſten*, welche

an dem Umſturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, dieſe um eine Republik zu errichten, in der Nationalverſammlung die rechte Seite einnahmen, ſo ſetzten ſich die Mitglieder der übrigen Volksgeſellſchaften auf die linke. Keiner fand ſich aber in der Nationalverſammlung ein, um etwa zu überlegen, ſondern um für das zu ſtimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatten der Jacobiner- und jeder ähnliche Club ganz die Form der Nationalverſammlung. Man wählte Präſidenten und Sekretäre, beſtimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beſchlüſſe ab, und räumte den Zuhörern beſtimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt ſichs begreifen, daß die Nationalverſammlung in der von ihr abgefaßten Conſtitution ſolchen Volksgeſellſchaften eine geſetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward ſie aber auch vom Jacobinerclub völlig tyranniſirt. Die Zuhörer aus den Geſellſchaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalverſammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräſentanten an, und lärmten in wilder Zügelloſigkeit, oft ſogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beſchlüſſen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinſtimmten. Dieß war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den ſich die Jacobiner und Cordeliers, beſonders ſeit 1791, die gröbſten Läſterungen erlaubten. Daher verbanden ſich auch die demokratiſchen Cordeliers mit der Partei **Orleans**, und dieſe arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem ſie die giftigſten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausſpie, und dabei den niedrigſten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil ſelbſt in ihrem Solde hatte. So kam es, daß ſich ein Volksauflauf der Abreiſe des Königs nach St. Cloud, wo er die Oſterfeiertage zubringen wollte, im J. 1791 d. 18. Apr. mit Gewalt entgegenſetzte. Selbſt die Nationalgarde weigerte ſich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der ſchon im Wagen ſaß, durch die Volksmaſſe zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um ſo mächtiger, als die beſonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclub herausgetreten waren, und die Cordeliers d. 21. Juni ſich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch ſetzten die letztern ihre Verſammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach beſtimmten Beſchlüſſen, die Berathſchlagungen im Jacobinerclub zu beherrſchen. Sie benutzten, ſeit der verunglückten Flucht des Königs (d. 21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Abſetzung Ludwigs und die Errichtung einer Republik. Noch widerſtanden die gemäßigt Denkenden, welche ſich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Clubs **Feuillants** nannten; und der furchtbare Volksaufſtand vom 15. bis zum 17. Juli 1791 erreichte dießmal ſeinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der conſtituirenden Nationalverſammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schluſſe ihrer Sitzungen den Jacobinerclub zu trennen. Als die geſetzgebende Verſammlung, zu der die neuen Deputirten faſt ganz unter dem Einfluſſe der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die **Girondiſten** (ſ. d.) durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) ſelbſt im Jacobinerclub, ſo daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verſchleiern

mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zuſammengeſetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter ſelbſt einige Miniſter des Königs, neigten ſich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten ſie durch den Aufſtand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beſchluß der Nationalverſammlung (30. Mai), vermöge deſſen der König die für ihn, von der erſten Nationalverſammlung decretirte, Leibwache entlaſſen ſollte; ſie vermochten aber nicht durch den Aufſtand der Vorſtädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizer Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden ſchützten, zu zwingen, daß er ſein gegen zwei Beſchlüſſe der Nationalverſammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen ſie die Mehrheit der Nationalverſammlung, um die Anſtifter dieſes Aufruhrs, Pethion, Manuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Indeſſen hatten die vom öſterreichiſchen Staatsminiſter, dem Fürſten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oeſterreich d. 20. Apr. 1792 durchgeſetzt, und der Jacobinismus äußerte bald ſeinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Armeen, ſo daß weder Lafayette im J. 1792, noch Dümouriez im J. 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was ſeit dem 20. Juni geſchah, die Ankunft der Föderirten aus Breſt, Marſeille, u. a. O. den 13. Juli, der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. Auguſt, die Abführung des Königs und ſeiner Familie als Gefangene der pariſer Municipalität in den Temple am 13. Auguſt, das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil nach der Namensliſte niedergeſtoßen wurden, die Wahl der neuen Conventsdeputirten, im Sept. deſſelben Jahres; und alles, was die Nationalverſammlung ſeit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, ſelbſt nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbeſondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Proceſſe, das Criminalgeſetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793, kann als ein Werk der fanatiſirten Jacobiner angeſehen werden. Die Jacobiner theilten ſich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten ſie über Form und Mittel verſchieden. Tallien, der Robespierre ſtürzte, war ſo gut ein Jacobiner, wie dieſer. Allein kein Böſewicht traute dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe haßten und fürchteten die guten. Der Fanatiker fand den Beſonnenen verdächtig. Lange ſchwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu ſein gewagt hatten. Die ächten Republikaner, die Girondiſten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern, oder der Bergpartei, unterjocht; dieſe aber ihrerſeits von den Maratiſten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclub mit eiſernem Willen herrſchten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem unbeſtechlichen, und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen ſiegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marſeille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobiniſchen Convent unter die Waffen. Dieß führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent ſeiner Macht zu berauben und auf Billaud de Barennes Vor-

ſchlag die Revolutionsregierung des Schreckens (vom 13. Auguſt 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Conſtitution zu ſetzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausſchuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrſchaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marſeille, Toulon, ſollten zerſtört, die ganze Vendée ſollte in ein großes Leichen- und Aſchenfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiſerne Conſequenz verſchafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) brauche nur Eiſen und Brot. Erſt als der Dictator Robespierre d. 28. Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 ſeiner Anhänger nebſt dem Bürgerrath von Paris, erhob ſich der Convent wieder. Er unterſagte den Volksgeſellſchaften alle Einmiſchung in die Regierung. Man verfolgte die Blutſäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclub am 11. Nov. 1794 eine Inſurrection organiſiren, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Geſetzes zu entreißen. Es war ſeine letzte Anſtrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Verſammlung auflöſete und Le Gendre den Saal ſchloß. Dieſen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beſchluß des Convents, daß ſie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern ſollten. Indeß dauerten ſeine Grundſätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufſtandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent ſeiner Auflöſung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche ſogleich eine Menge Decrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariſer Ausſchüſſe dieſen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorſtadt St. Antoine verlor die jacobiniſche Partei ihre vorzüglichſte Citadelle; ſo wie ſie ſchon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Barennes, die am 2. Apr. 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnſten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckensſyſtem wieder hatten einführen wollen, erſtachen ſich ſechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juli und unter dieſen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs geſiegt; aber die Conventstruppen beſetzten ſchon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten ſich die Jacobiner am 20. Mai ihren eigenen Sturz. Militärcommiſſionen verurtheilten ſie überall als Terroriſten zum Tode, und die Mordſucht der herrſchenden Partei des ſogenannten Moderatismus eilte auch hier der Juſtiz vor. Die bald darauf entworfene Conſtitution vom 23. Juni 1795 und die am 27. Okt. d. J. in Wirkſamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroriſten, bis zu der Hinrichtung Baboeufs und ſeiner Mitverſchworenen den 25. Mai 1796. Als aber die Conſtitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Larevaillere am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) vernichtet ſchien, erhob ſich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er ſuchte in die Stellen der geſetzgebenden Räthe einzudringen; fand aber nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als ſeine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung ſich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikaniſchen Schwärmerei zu

entſagen. Dagegen erhielten ſie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in ſeiner militäriſchen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Mercier treffend ſo benannten Robespierre à cheval. Früher ſelbſt Sanscülotte und Terroriſt lebte er ſeit dem 9. Thermidor (28. Juli 1794) zurückgeſetzt und vergeſſen, bis ihn Barras hervorzog, und ihn neben ſich an die Spitze der Truppen ſtellte, um die bewaffneten Bürger der pariſer Sectionen am 13. Vendemiaire (5. Okt. 1795) mit Kanonen niederzuſchießen. — Ueber alle dieſe Ausſchweifungen jener politiſchen Volksgeſellſchaft, und über die Greuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: Correspondance politique pour servir à l'histoire du Républicanisme françois. Hamb. 1796. 8. und I. B. Sirey: Du Tribunal révolutionnaire. Paris an III. 8.; auch v. Archenholz: die pariſer Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die franzöſiſchen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, ſo entſtand der Wahn, daß es eine, durch jacobiniſche Emiſſarien geſtiftete, democratiſirende Propaganda gäbe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenſchaft, jede freimüthige Regung des redlichen Freiheitsſinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es ſich 1791 eine neue Verfaſſung geben wollte, unter den Urſachen des Krieges, den Vorwurf des Jacobinismus nennen hören. Selbſt Großbritannien blieb von dieſer Jacobiner-Riecherei nicht frei. Das Aergſte aber war, daß man oft Philoſophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechſelte. Wer dieſen, der Ruhe ſo vieler wackern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der ſelbſt in Wien, durch des berüchtigten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politiſchen Inquiſition Anlaß geben konnte, und das weitgeſponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der leſe des Schotten Robinſon Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. edit. London 1798. 8. und die auf Robinſons Schrift, auf das Gießner und Hoffmanns Journal, und auf ähnliche Beſchuldigungen des Parteigeiſtes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philoſophie und geheime Geſellſchaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hambourg, 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiſte abgefaßte Schrift verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres 1800. 8. Uebrigens iſt der Geiſt des Jacobinismus in Frankreich nicht gedämpft. Die innern Urſachen, welche ihn hervorbrachten, ſind noch vorhanden. Er wagte es ſogar ſeit 1814 in der Partei der Ultra's, (ſ. d.) welche man deshalb weiße Jacobiner nannte, wieder thätig zu werden. Dagegen hat ſich Napoleons Anhang, oder die Zahl der rothen Jacobiner, ſeit 1815, ſehr vermindert, mit welchen man aber die ſogenannten Liberalen keineswegs verwechſeln darf. Vgl. Frankreich, Ludwig XVIII., und das franz. Miniſterium in den Zeitgenoſſen H. XIX. K.

Jacobinerorden, ſ. Dominicaner.

Jacobiten heißen die monophyſitiſchen Chriſten im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerſtreut, von einem ſyriſchen Mönche, Jacob Barbai, oder Janzalos († 578), unter Juſtinians Regierung zu einer ſelbſt-

ſtändigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten ſich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieſes Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Meſopotamien zahlreiche Gemeinden mit Biſchöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholiſchen Kirche, konnten ſie unter der Herrſchaft der Araber, die ſich ſeit der Mitte des 7ten Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptiſchen Jacobiten die Gunſt der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derſelben, nach welcher ſie ſehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeſchränkt, und von ihren aſiatiſchen Brüdern allmählich getrennt, eine beſondere Secte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Copten (ſ. d. Art.) in Aegypten beſteht. Innere Uneinigkeiten und politiſche Urſachen veranlaßten um dieſelbe Zeit die Abſonderung der abyſſiniſchen und armeniſchen Monophyſiten von dem Hauptſtamme der Jacobiten, der ſich nach manchen Unionsverſuchen der Päpſte noch jetzt in Syrien und Meſopotamien als eine unabhängige Secte behauptet, und aus etwa 30 bis 40,000 Familien beſteht. Dieſe Jacobiten gehorchen zwei von den türkiſchen Statthaltern beſtätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiocheniſchen zu Diarbekir oder Aleppo reſidirt, und die ſyriſchen, der andere, im Kloſter Saphran bei Mardin, die meſopotamiſchen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beſchneidung vor der Taufe und die Lehre von der einigen Natur Chriſti, haben ſie mit den Copten und Abyſſiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophyſitiſchen Parteien von der Verfaſſung und Liturgie der orthodoxen griechiſchen Kirche ab. — Nicht zu verwechſeln ſind mit dieſer alten Monophyſitenſecte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche ſich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und (weil ihr Unterſchied von der anglicaniſchen Kirche nur darin beſtand, daß ſie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für ſie, ſondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Verſammlungen hielten), mehr unter die politiſchen als kirchlichen Parteien gehörten. Als Anhänger des Prätendenten hatten ſie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage deſſelben (1745) ſehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom geſtorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hatte Sinclair nach dieſer Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger beſolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr exiſtiren. E.

Jacobſon (Iſrael), jetzt (1818) einige funfzig Jahre alt, ward zu Halberſtadt aus einer reichen und angeſehenen jüdiſchen Familie geboren, und verheirathete ſich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samſon zu Braunſchweig. Durch dieſe Familienverhältniſſe gerieth er mit dem Hofe daſelbſt in Verbindung, und ward, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, von dem Herzoge von Braunſchweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünſtigte, ſchätzte Jacobſon, der ſich auf mannichfaltige Weiſe nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweiſe ſeines vorzüglichen Wohlwollens. Er ward, unmittelbar vor der franzöſiſchen Invaſion, zum geheimen Finanzrathe ernannt, und leitete als ſolcher nicht bloß mit der Feder, ſondern auch mit der praktiſchen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verſchiedener Fürſten. Nach der Gründung des ephemeren weſtphä-

liſchen Reichs, ward er von dem Hofe zu Caſſel in Geſchäfte der mannichfaltigſten Art verwickelt. Jacobſon wollte ſeinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiöſen und ſittlichen Reformation ſeiner Nation, benutzen, und auf ſeinen Betrieb ward, unter dem Namen Conſiſtorium, ein oberſter Gerichtshof in Caſſel gegründet, von welchem alle religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten der jüdiſchen Nation in Weſtphalen in letzter Inſtanz verhandelt werden ſollten. Jacobſon ſelbſt ward zum Präſidenten dieſes Conſiſtoriums ernannt. Aber ſchon vor der durch die Ereigniſſe des Jahrs 1813 erfolgten Auflöſung deſſelben hatte er, dem durch die Anmaßungen des weſtphäliſchen Hofes ſeine dortige Exiſtenz verleidet worden war, mit Beſeitigung aller Handlungsgeſchäfte, ſich auf eins ſeiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeſchiedenheit lebte. Für ſeine Fähigkeit als Geſchäftsmann ſprechen ſeine Vermögensumſtände; Freund und Feind ſind darin einverſtanden, daß er zu ſpeculiren verſtehe; wir können aber hinzuſetzen, daß ſein Speculationsgeiſt nicht an dem Kleinlichen und Aengſtlichen haftet, auch das Unwürdige verſchmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat er mit Conſequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutſchland ſind ihr, auf ſeine wirkſame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und die Juden ſind ſelbſt dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menſchen geworden. Seine Maßregeln zur religiöſen Verbeſſerung der Juden haben den Werth aller halben Maßregeln und ſind nicht mit Nachdruck verfolgt worden. Jacobſon hat zu Seeſen, zwiſchen Braunſchweig und Göttingen, eine Schulanſtalt geſtiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung ſowol Chriſten als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der auf ſeine Veranſtaltung erbaute jüdiſche Tempel, unter dem Namen Jacobstempel, eingeweiht. Die einträglichſten Stellen auf ſeinen Comptoiren waren vorzugsweiſe mit Chriſten beſetzt, und Chriſten von allen Gattungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden bei ihm eine faſt immer ſichere Abhülfe ihrer Bedrängniſſe. Noch müſſen wir anführen, daß Jacobſon nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebräiſchen Sprache beſitzt, ſondern auch der Moſaiſchen Geſetzgebung, ſo wie überhaupt der jüdiſchen Theologie, ein gründliches, umfaſſendes und (wie wenigſtens in der letzten Zeit deutlich geworden iſt) auch kritiſches Studium gewidmet hat.

Jagd, Jägerey, oder **Waidewerk** iſt die Wiſſenſchaft oder Kunſt, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemeſſenem Zuſtande zu erhalten, ſchädliches aber zu vermindern, oder, den Umſtänden gemäß, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigſte Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erſte ſich mit der Naturgeſchichte des Wildes, der Wildzucht, und dem Wildſchutz beſchäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztere iſt es auch, die man beſonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verſtehen pflegt, obwol ſie ohne den erſten Theil nur kurze Zeit beſtehen, und dann in ſich ſelbſt zerfallen muß. — Natürlich iſt es, daß der zweite Theil der Jagdwiſſenſchaft oder die eigentliche Jagd überall der frühere war. — Ueberall denkt der Menſch bald daran, Thiere, die ihm läſtig oder gefährlich werden, von ſich entfernt zu halten, oder zu tödten, und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleiſch als

Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder ſchädliche Thiere zu verfolgen, und wo möglich zu erlegen: das thätige friſche Leben bei dieſem Geſchäfte, die mancherlei Abentheuer, und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd machen ihn eben ſo begierig auf ihre Wiederholung, als dieſe, bei der genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und ſo iſt der Jäger ſchon von Anfang an gezwungen, ſich mit der Naturgeſchichte der jagdbaren Kreaturen um ſo mehr bekannt zu machen, als er von ſeiner Beſchäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild ſich bei uneingeſchränkter und regelloſer Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewiſſen Schonnng und Hegung deſſelben aufmerkſam machen, und ſogar der Wilde wird ſich ſcheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. — Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrſchenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Geſetze über den Wildſchutz bewirken, und, als ſpäterhin Jagdreviere an beſondre Beſitzer kamen, wurden dieſe zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eigenen Vortheil um ſo mehr bewogen. — Als die Jäger aber, ſo wie andre Künſtler, beſondre Kaſten zu machen anfingen, entſtand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine beſondre Kunſtſprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, ſondern auch deswegen beibehalten ward und zu werden verdient, weil ſie in kurzen und zum Theil ſehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausſpricht, die ſonſt weitläuftiger Beſchreibungen bedürfen, und auch durch dieſe kaum deutlich werden möchten. — Die Naturgeſchichte des Wildes, wie der Jäger ſie kennen muß, beſteht nicht nur in der Wiſſenſchaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Claſſification und Benennung deſſelben, ſeinem Aufenthalt, ſeiner Nahrung und Fortpflanzung, ſondern beſonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in ſeinem Leben und Benehmen, ſeinen Geſchlechts- und Altersverſchiedenheiten, und ſeinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig beſonders dieſer letztre Theil der Jagd-Naturgeſchichte ſei, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Anſprechen) eines jeden ſtärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein ſolcher ein hirſch- und fährtengerechter Jäger heißt. — Die Lehre von der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältniſſen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig ſind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichſten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen Wildes derſelben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildſtände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder geſunkenen wieder aufhelfen könne. Der Jäger, der auf Kenntniſſe in der Wildzucht Anſpruch machen will, wird alſo wiſſen, daß das Rothwild nur große ruhige zuſammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wieſen, Aeckern und klarem Waſſer liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockne, und daß Sauen Brücher und mit Eichen und Buchen beſonders angefüllte Waldungen vorziehen. Er wird letztre gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel-, Damm- und Rehwild ſich gehörig vermehren ſoll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden als füglich beſchlegen, nicht

mehr weibliches, als beſchlagen werden kann. Er wird wiſſen, wann es Zeit iſt, dem Wilde gegen den Winter durch künſtliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten, und einen Thiergarten mit den wenigſten Koſten und auf die den Umſtänden angemeſſenſte Art anzulegen verſtehen. Ob es gut ſei, bei bevorſtehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältniſſen nach, erwägen; — kurz, alles was der Vermehrung und Gedeihung jagdbarer Thiere zuträglich iſt, wird er wiſſen und ins Werk zu ſetzen ſuchen. — In ſo fern der Jäger aber alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten ſucht, übt er den Wildſchutz; dieſer beſteht alſo einerſeits in der möglichſten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchſe, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltiſſe, Wieſel, und der Raubvögel; andrerſeits in ſtrenger Aufrechthaltung der Geſetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. — Die Wildjagd, oder die Kunſt auf die zweckmäßigſte Art jagdbare Thiere in ſeine Gewalt zu bekommen und die dazu nöthigen Inſtrumente und Hülfsmittel, in ſo fern dieß möglich iſt, ſelbſt zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht alſo durchaus aus den erſten Theilen der Jagdwiſſenſchaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dauernden Nutzen und Vergnügen gewähren; ſo wie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Uebung der Jagd ſelbſt in richtiger Anwendung erhalten werden können. — Die Jagd theilt man aber, in Hinſicht ihres Gegenſtandes, oder der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutſchland das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Faſan, der Trappe, Kranich, Focken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd: wo aber eine Mitteljagd exiſtirt, da rechnet man zu dieſer das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haſelwildpret und den großen Brachvogel. — Das Raubzeug indeſſen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, ſoll billig von jedem Jagdberechtigten geſchoſſen werden können, auch keine Anſprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den ſeine Vermehrung erzeugt, wiegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit beſſern Balges auf: auch iſt dieſe Einrichtung, unſeres Wiſſens, ſchon in mehrern Ländern eingeführt. — Die Jagd auf hohes ſowol als niedres Wild wird nun, den Umſtänden nach, auf ſehr verſchiedene Art betrieben: die älteſte Weiſe und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, beſteht darin, daß man im Walde oder Felde umherſchleicht, dem Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu kommen ſucht, und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dieß Verfahren iſt es, was man bei Hochwild Pürſchgang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwol man bei der Suche nicht immer grade das Wild zu beſchleichen ſucht, ſondern dieſem, da es weder ſo ſcheu iſt als das Hochwild, noch ſo weit geſehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug iſt, um es ſchießen zu können. Den Pürſchgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Geſellſchaft, damit der Eine, während der Andre ſich anſchleicht, ſich auf dem

Wechſel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen, und auch zu Schuſſe kommen könne; da es indeſſen auch dem beſten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder ſogleich noch nach kurzer Zeit niederſtreckt, ſo pflegt man beim Pürſchgange einen Hund mit ſich zu führen, der darauf abgerichtet iſt, der blutigen Fährte des angeſchoſſenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet iſt). Man führt dieſen an einer Leine (Schweißriemen) mit ſich, bringt ihn auf den friſchen Schweiß und folgt ſo der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) iſt, oder durch einen neuen Schuß zu Boden geſtreckt wird. Der beſte Schuß für alle Arten von Hochwild iſt der mit der Kugelbüchſe auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von dieſen den Kopf zum Gericht liebt) auf den Kopf, oder im Halſe durch die Wirbel ſchießen, ſo ſtürzt es auf der Stelle (im Feuer). — Bei der Suche, die beſonders Haſen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekaſſinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenſtande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch ſeinen Geruch (Naſe) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufſucht, und, indem er in einer beſtimmten Stellung davor ſtehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerkſam macht: dieſer nähert ſich dann ſo viel als nöthig, läßt den Hund einſpringen, und erlegt dann das aufgeſtobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt wird. — Eine zweite Art der Jagd iſt der Anſtand, Anſitz oder die Cur: dieſe beſtehet darin, daß man ſich kurz vor Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch welchen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus einen Schuß anzubringen: für jede Art von Haar- und Federwild iſt dieſe Art der Jagd anwendbar, ſobald nur die beſtimmten Wechſel auf dem Lande oder die Stellen eines Waſſers, wo etwa Waſſergeflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht ſind. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das ſogenannte Blatten) und Wölfe und Füchſe durch den Ton eines geängſteten Haſen anzulocken und zu ſchießen. — Faſt eben ſo allgemein anwendbar iſt das Treibjagen, wo eine beſtimmte Zahl von Schützen ſich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und ſo das zwiſchen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. — Auch bei dieſen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenſtand derſelben in Hochwild beſtand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geſchoſſene Wild verfolgen und ſtellen, oder apportiren zu können. — In Gegenden, wo das Wild nicht ſehr zahlreich iſt, pflegt man daſſelbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufſuchen und ſich zutreiben zu laſſen, um es ſo zu erlegen. — Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen der Bezirk, in welchem Wild (gewöhnlich Hochwild) ſtehet, mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umſtellt, und dann in dieſem eingeſtellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Keſſel-, Beſtätigte, Fang-, hauptjagden u. ſ. w. genannt werden, je nach dem die Netze und dergleichen auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle dieſe Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit

Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen, und werden mithin meiſtens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wol bei Treibjagden auf Haaſen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu ſtellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umſtellte Wild nicht erlegt, ſondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgeſetzt, oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. — Außer dieſen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Modificationen der Menſch doch immer die Hauptrolle ſpielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müſſen als Menſchen. Den oberſten Platz verdient unter dieſen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirſch (faſt immer ein ſtarker Rothhirſch) von einer großen Anzahl (Meute) beſonderer Hunde, die man Parforcehunde nennt, ſo lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn ſich ſtellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte ins Herz ſeinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieſer Jagd nicht auf Wildbenutzung abgeſehen, die Meute ſehr koſtbar zu unterhalten iſt, und überdieß viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen verſehenes Revier dazu erfoderlich iſt, ſo kann ſie nur ein Vergnügen für große Herren ſein. Mehr der großen Koſten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verurſacht, iſt ſie jetzt ſeltner geworden, als weil man ſie für zu grauſam hielt: denn ſo oft ihr dieſer Vorwurf auch gemacht worden iſt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitſchenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt, und ſich nach Wiederholung des Vergnügens ſehnt. — Auch andre Arten von Wild, als Haaſen, Füchſe, Dächſe und Sauen pflegt man, in ſo fern die Hunde darauf gearbeitet ſind, einem beſtimmten Individuum dieſer Creaturen anhaltend zu folgen, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber iſt bei dieſen Wildgattungen das Hetzen, wozu man ſich bei Haaſen und Füchſen der Windhunde, bei Sauen der ſchweren Hatzhunde, und bei Dächſen der Dachsſucher bedient. — Füchſe und Dächſe werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächſel) aufgeſucht und feſtgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichſten bellen hört, den Bau aufgräbt und ſeinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtſchlägt. — Außer den Hunden bedient man ſich noch des Frettchens, indeſſen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen, und läßt ein oder mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren, und ſich in den Netzen fangen. Die Falken, die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Haaſen, Reiher und andres Wild abrichtete (abtrug), ſind jetzt faſt ganz außer Gebrauch gekommen. Wol aber gehört zu den bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht blos, in ſo fern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. ſ. w. beritten ſein muß, ſondern auch beſonders, weil dieß treue und kluge Thier, vor dem ſich das Wild nicht ſcheuet, ſich ſo abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin ſchreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. — Dieß ſind die, wenigſtens in unſern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in ſeine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer

den oben erwähnten Fangjagen, nicht auf dieſe Art nachzuſtellen, ſelten auch den Haaſen und Feldhühnern: am öfterſten aber dem Raubzeuge, Wölfen, Füchſen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, ſelten zu Schuß bekommt, weil ſie ſich zu gut zu verbergen wiſſen, und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schuſſes werth hält, wie Droſſeln und Lerchen. — Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unſern Gegenden wohl kaum noch gebraucht werden, und den Selbſtſchüſſen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menſchen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen ſind, mögen wohl die ſogenannten Prügel- und Mordfallen die älteſten ſein, bei denen das Wild, wenn es am Köder naſcht, durch einen herabfallenden Balken erſchlagen wird. Am gebräuchlichſten auf Wölfe, Füchſe, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltiſſe ſind aber die ſogenannten Schwanenhälſe oder Berlinereiſen und die Tellereiſen, die entweder mit Köder verſehen, das Wild anlocken, oder auf deſſen Wechſel geſtellt werden, ſo daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchſe pflegt man auch die Angeleiſen zu legen, welche, wenn das Wild den daran geſteckten Biſſen ergreift, durch mittelſt einer Feder auseinander ſchnellende Widerhaken demſelben im Rachen ſitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigene Fangapparate, Habichtsſtoß und Rönne genannt, bei denen der auf eine Taube oder dergleichen herabſtoßende Räuber ſelbſt ein Netz über ſich herzieht. — Die Netze ſind entweder ſo beſchaffen, daß das Wild (meiſt Federwild) in dieſelben hineinſtößt und ſich darin verwickelt und hängen bleibt, oder ſo, daß das im Bereich der Netze einfallende oder ſich befindende Wild von demſelben überdeckt wird. Zu den erſten gehören außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild noch die Klebgarne, welche vertical an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der ſogenannte Schnepfenſtoß am bekannteſten ſind. Jene, die Lerchentaggarne, beſtehen aus 5 und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche, zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen geſtellt, und worauf die Lerchen zugetrieben werden: der Schnepfenſtoß aber iſt ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu ſtreichen pflegen, zur gehörigen Zeit in ſolcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchſtreichenden Schnepfen hineinſtoßen, und ſich verwickeln müſſen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Faſanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haaſen und Hühner, die entweder buſenreich, oder ſo geſtellt werden, daß ſie ſich allmählich verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Perſonen ſo geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekaſſine damit überzogen, und beim Herausſtieben gefangen wird: und die Heerde oder Schlaggarne, welche ſo gelegt werden, daß man ſie mittelſt einer Leine zuziehen, und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezogenen Waſſerſchnepfen, Bekaſſinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. — Eine andere Art, ſich des Wildes durch Fangapparate zu bemächtigen, ſind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangſchlingen von geglühetem Drath fängt man Haaſen oder Wieſel, mit eben ſolchen einfachen Schlingen oder Laufdohnen von Pferdehaaren Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man dieſe auf die Wechſel ſtellt, ſo daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopf hineinfahren muß. Hängedohnen und Sprenkel, be-

ren man ſich zum Fange der Droſſelarten und mancher Singvögel bedient, ſind ſo eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem ſie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fahren, oder indem ſie auf ein Stellholz treten, welches abſpringt, am Halſe oder den Füßen gefangen werden. — Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arſenik eingeriebenes Luder zur Jagd rechnen, obwol letztres Verfahren als unwaidmänniſch nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt ſein ſollte. — Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher ſich damit beſchäftigt aus der Jagd den möglichſten Nutzen zu ziehen, erfodert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunſt das Wild auf die ſeinem Werthe am wenigſten nachtheilige Art zu erlegen, eben ſo aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, ſeinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu conſerviren, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieſer Zweig der Jagdwiſſenſchaft iſt mithin mit den andern unmittelbar und ſo verbunden, daß alle in einander eingreifen und keiner ohne den andern beſtehen kann, und mit Recht mag daher das edle Waidewerk für eine rechte und würdige Kunſt oder Wiſſenſchaft anzuſehen ſein. Slj.

Jagellonen, ſ. Polen.

Jahn (D. Friedrich Ludwig), gegen das J. 1778 geboren, vom Moniteur le nommé Jahn genannt, eine Prophetennatur alter Zeit — etwas dämoniſch; ein offenes Auge für alles Volksthümliche — in Bildern redend ſo wie die Männer der alten Zeit — von der Zeit getrieben und die Zeit treibend; — Organ von dem was ſich in der Zeit bewegt. So wie die Dinge ſtark werden, wenn ſie ihr Organ gefunden — ſo wie die Reformation ſtark wurde, als ſie in jenem kühnen Mönche ihr Organ gefunden, der die Bulle des Papſtes auf offenem Markte verbrannte — ſo werden umgekehrt die Organe wieder ſtark, weil ſie die Ausgeburt der Dinge ſind, und ein einzelner Mönch konnte es mit dem Prieſterreiche auf den ſieben Hügeln aufnehmen, das faſt ein Jahrtauſend in ſtolzer Ruhe geherrſcht, weil in dieſem Mönche ſich der Geiſt ſeiner Zeit bewegte, und ihn ſtark machte, weil er die Ausgeburt deſſelben war. Dieſe volksthümliche Naturen haben einen offenen Sinn für alles was ſich im Volke bewegt — für alles was volksthümlich iſt — oder wie Buchholz es nennt, geſellſchaftlich. Zuerſt offenbart ſich dieſes in der Sprache, welche ein Werk der Geſellſchaft iſt, und die durch Propheten, Weltweiſe und Dichter gebildet und bereichert worden. Wie ſich in Luther der Reichthum der Mutterſprache bewegte, ſo bewegt ſich dieſer Reichthum in Jahn, und ſo wie jener, ſo vermag dieſer neue Worte und Wortſtellungen einzuführen, die dem Volke genehm ſind. Denn die Weltweiſen, Propheten und Dichter vertreten in dieſer Eigenſchaft das Volk; — woher es dann den Philiſtern immer unmöglich geweſen iſt, irgend ein neues Wort oder eine neue Wortſtellung einzuführen, gerade weil die Philiſter Niemanden vertreten als ſich ſelber. Und doch ſind ſie immer geneigt, ſich mit Sprachverbeſſerungen abzugeben, obgleich ſolches durchaus ihres Amtes nicht iſt. Jahns Sprache iſt noch nicht entwickelt, ſie iſt noch unvollendet; — aber es liegen große Züge in ihr, wie man in ſeinem

Deutſchen Volksthum (1809, N. Aufl. 1817.) ſieht, und in der Vorrede zu ſeinem Turnbuche. An dieſe Prophetennaturen ſchließt ſich gern die Jugend an, vermöge eines einnehmenden dunklen Triebes. Dieſe Jugend führte Jahn des Sonnabends vor das Thor ins Freie, und hier wurden körperliche Uebungen mit Laufen, Springen, Klettern, ſo wie die Jugend ſolches gern mag, angeſtellt. Dieſes war der Anfang der Turnkunſt (S. d. A.), die aus einem kleinen Keime ſich immer mehr entwickelte, und als eine beſondre Einrichtung im Volke bis 1819 beſtand. Da ſich viel Geſchrei über die Schädlichkeit der Turnkunſt erhob, ſo ließ der Miniſter des Innern die Sache durch eine Commiſſion unterſuchen, die gerade das Gegentheil fand, welcher Bericht auf Befehl des Miniſters öffentlich bekannt gemacht wurde. In der Folge erhielt Jahn als Lehrer der Turnkunſt von der Regierung einen Jahrgehalt von tauſend Thalern. — Jahns Art und Weiſe offenbart ſich am klarſten in ſeinem Handeln. Als zur Franzoſenzeit die Viktorie auf dem Brandenburger Thore fehlte, fragte er einen Knaben, wo die geblieben, und was er ſich dabei denke? Dieſer antwortete: Je nun! die Franzoſen hätten ſie mit nach Paris genommen, und er dächte ſich nichts dabei. So wie er dieſes geſagt, gab ihm Jahn eine Ohrfeige und ſagte ihm: Nun denkſt du auf ein andermal dabei, daß du helfen mußt, daß ſie von Paris zurückkomme, und wieder aufs Brandenburger Thor. Den andern Tag hieß es in Berlin, daß Jahn toll geworden; er habe einem Knaben eine Ohrfeige gegeben, weil er ſich nichts dabei gedacht, daß die Viktorie nicht mehr auf dem Brandenburger Thor ſei, da doch jeden Sonntag Tauſende durchs Thor nach den Zelten gingen, um Bier zu trinken und um politiſche Geſpräche zu führen, die ſich nichts dabei dächten. Indeß gab dieſe Geſchichte doch Veranlaſſung, daß manche ſich was dachten, wenn ſie durchs Brandenburger Thor gingen. Als 1813 der König öffentlich zur Sache ſeines Hauſes und ſeines Volkes übertrat, nach Breslau ging, und von hieraus die große Bewegung des Volks und die Bewaffnung der ganzen Nation anfing, war Jahn mit in dieſer Bewegung, und ſein Wirthshaus in Breslau wurde das große Werbehaus für die Freiwilligen. Um dieſe Zeit war es, wo der Moniteur einen großen Zorn gegen ihn faßte, obwol er ihm ſchon früher nicht gewogen war. Jahn führte ein Bataillon, welches indeß an der Steckenitz keine Gelegenheit gehabt, ſich auszuzeichnen. Vielleicht hatte Jahn etwas unternommen, was ein anderer beſſer hätte machen können, der an Talent tief unter ihm ſtand. — Die Disciplin ſoll nicht immer die ſtrengſte geweſen ſein — und als ihm hierüber einmal Vorſtellungen gemacht wurden, in einem Augenblick, wo ein großes Blutbad unter den Gänſen und den Hammeln eines Dorfes angerichtet wurde, antwortete er: Was thut das? Wenn nur die deutſche Sache triumphiret — wenn auch ein halbes Dutzend Hammel und Gänſe drauf gehen. Als der Feldzug geendet, und ungefähr 6000 eiſerne Kreuze ausgetheilt wurden, erhielt Jahn weder das der erſten noch das der zweiten Claſſe, ungeachtet der großen Verdienſte, die er ſich um die deutſche Sache erworben. Indeß da Görres, Arndt und Koppe es ebenfalls nicht erhalten haben, ſo iſt es eine Art von Auszeichnung, welche ſich dieſe, deren Namen ſich wechſelsweiſe ehren, wohl können gefallen laſſen. Die Ordenscommiſſion hat andre vorgeſchlagen. Im J. 1814 ſchrieb Jahn die Runen-Blätter,

Im J. 1815 war er mit in Paris und hielt deutſche Reden im Café de l'Europe im Palais Royal. Er ſaß da mit ſeinem großen Barte und ſeiner kahlen Glaze, die eine Fortſetzung der Stirnhaut bis an das Hinterhaupt iſt, und redete mit großem Eifer zu ſeinen Landsleuten, ſo ſich allda verſammelten. Die Franzoſen, die auch etwas von dem nommé Jahn gehört, blieben an den Fenſtern ſtehn und ſagten: le voilà-celui-ci, wobei ſie einige Redensarten fahren ließen, aus denen hervorging, daß ſie ihn für einen Nachkömmling des Alten vom Berge hielten — und daß er ſo eine Art von einem deutſchen Aſſaſſinenfürſten ſei, der ſeine Ergebenen auf allen deutſchen Turnplätzen habe. Er hatte die Genugthuung, daß er noch auf dem Triumphbogen Napoleons ſtand, und der Abnahme der venetianiſchen Pferde beiwohnte, wozu jene Ohrfeige am Brandenburger Thore wie ſo vieles andre, das ihre mit beigetragen und mit dazu geholfen. Im J. 1817 hielt er Vorleſungen über das deutſche Volksthum in Berlin, wo der Saal immer gedrängt voll war. Er wollte in demſelben Jahre eine Reiſe durch verſchiedene Städte Deutſchlands machen und in dieſen dieſelben Vorleſungen halten, allein das Turnweſen machte ſeine Gegenwart in Berlin nöthig. Später wurde die Turnanſtalt, weil die Form der Jahn'ſchen Gymnaſtik politiſch verdächtig ſchien, geſchloſſen. Er ſelbſt wurde im Juli 1819 ohne Prozeßform, als demagogiſcher Umtriebe verdächtig, verhaftet, und erſt nach Spandau, dann nach Cüſtrin gebracht, und zuletzt vor eine Immediat-Commiſſion in Berlin geſtellt. Kurz vorher hatte er einen Ruf als Profeſſor nach Greifswalde angenommen. Zu Berlin und an andern Orten wurden Subſcriptionen für ſeine Familie eröffnet. Noch iſt ſeine Straffälligkeit nicht rechtlich entſchieden; bis dahin bleibt er als Feſtungsgefangener in Colberg. — Jahn und Zeune waren bisher der Mittelpunkt der deutſchen Geſellſchaft in Berlin. Er iſt verheirathet uud hat mehrere Kinder. Auch lebt ſeine Mutter noch. Bg.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren; ferner auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und in dem Menſchenleben, welche in dieſem Zeitraume vorgegangen ſind. In der erſten Bedeutung ſagt man z. B. ein verfloſſenes, ein künftiges Jahr, in der zweiten, ein geſegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß ſich die Sonne um die Erde bewege, nannte man dieſen Zeitraum ein Sonnenjahr. Es iſt bei allen cultivirten Nationen das Jahr das größte Maß für die Begebenheiten in der Zeit. Die Beſtimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Aſtronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach mit Genauigkeit erfolgen. Nach Herodot waren die Aegypter die erſten, deren Beſtimmungen ſich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, ſo daß ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rückſicht nahmen, ſetzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten ſie zwar, daß der Hundsſtern (Sirius), deſſen Wiedererſcheinung vor Sonnenaufgang die Ueberſchwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahr um einen Tag ſpäter aus den Sonnenſtrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Feſtrechnung ſo verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feſte jähr-

lich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, ſo blieb doch jene Beſtimmung, bis Aegypten unter die Herrſchaft der Römer kam, wo die Zeitbeſtimmung Jul. Cäſars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365 1/4 Tag beſtimmt, und der griechiſche Aſtronom Soſigenes hatte dies dem Julianiſchen Calender zum Grunde gelegt (ſ. Calender). Aber ſchon der Aſtronom Hipparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 J. vor der Chriſtlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer ſei, als 365 1/4 Tag, d. i. 365 T. 5 St. 55 Min. Seine Verbeſſerungsvorſchläge blieben unbeachtet. Die genauen Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr um 11 Min. 15 Sec. kürzer ſei als das Julianiſche. La Lande beſtimmt es auf 365 T. 5 St. 48 Min. 35 Sec. 30 Tertien; v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 Min. 48,016 Sec. Dieſe ſo genau beſtimmte Zeitperiode nennt man das aſtronomiſche Jahr, von welchem das bürgerliche in den Calendern unterſchieden werden muß. Das letztere hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und ſtimmt daher mit dem aſtronomiſchen nicht völlig überein. Da die übrigen 5 St. 48 Min. 45 Sec. 20 Tert. alle 4 Jahre faſt einen Tag ausmachen, ſo wird alle 4 Jahre zwiſchen dem 23ſten und 24ſten Februar ein Tag eingeſchaltet, und dieſer heißt Schalttag. Ein Jahr, welches auf dieſe Weiſe 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andere aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahr verſteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8 St. 48 Min. 37 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr iſt daher 10 Tage 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein feſtes Jahr findet dann Statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei beſtimmten Tagen bleiben; rücken aber dieſe fort, ſo nennt man das Jahr wandelbar. So war das Julianiſche Jahr ein wandelbares, das Gregorianiſche dagegen iſt ein feſtes. Endlich iſt noch der Unterſchied zwiſchen dem tropiſchen, ſideriſchen und anomaliſtiſchen Jahre zu merken. Das oben ſogenannte aſtronomiſche Jahr nämlich, heißt auch das tropiſche, weil ſeine Dauer von der Rückkehr der Sonne zu den Nachtgleichen oder Sonnenwenden (Tropen) abhängig iſt. Hievon unterſcheidet ſich das ſideriſche Jahr (die Zeit, welche die Sonne anwendet, um wieder zum nämlichen Fixſterne zu gelangen), und welches 20′ 5,7″ länger iſt; und das anomaliſtiſche um 26′ längere Jahr, d. h. derjenige Zeitraum welchen die Sonne gebraucht um einen gewiſſen Punkt ihrer Bahn, der der Punkt der Sonnenferne heißt, wieder zu erreichen. Das Jahr der Juden beſteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechſeln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwiſchen den 6ten und 7ten Monat eingeſchoben wird. Ihr Neujahrstag iſt der Tag des erſten Neumondes nach der Herbſtnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher ſie rechnen, haben ſie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Perſern hat ſchon 1079 nach Chriſti Geb. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem aſtronomiſchen Jahre näher kommt, als das Gregorianiſche. Bei dieſem fällt 7mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8te Mal aber nach 5 Jahren erſt. Die Republikaner in Frankreich bedienten ſich eines feſten Jahres, welches ebenfalls genauer als das Gregorianiſche war. Die Periode von 86,400 Jahren foderte 20,929 Schalttage, daher

wurde am Ende des Jahrs ein Tag eingeſchaltet, ſo oft die Herbſtnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahrs fiel. (S. den Art. Calender).

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 18 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L., und iſt die wichtigſte Inſel der Engländer in Weſtindien. Colombo entdeckte ſie auf ſeiner zweiten Reiſe 1494, und nannte ſie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erſte ſpaniſche Gouverneur auf derſelben. Damals war die Bevölkerung der Inſel ſehr zahlreich; allein die Urbewohner wurden mit unerhörter Grauſamkeit vertilgt, und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. Im J. 1654 ſchickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Inſel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Royaliſten und mehrere Pflanzer aus Barbados dahinzogen, ſo ward ſie bald wieder volkreich und angebaut, ſo daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derſelben lebten. Allein in dem ſchrecklichen Erdbeben, welches 1692 faſt der ganzen Oberfläche der Inſel eine andere Geſtalt gab, kamen mehr als 13,000 Menſchen um; dieß Unglück ward durch eine nachfolgende Peſt noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat ſich Jamaica nie wieder ganz erholt, ſo daß die ganze Volksmenge im J. 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen etwa 40,000 Europäer, die übrigen aber ſämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Inſel iſt ungeſund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber iſt vortrefflich angebaut. Er erzeugt fünf Achteltheile von allem in Großbritannien nöthigen Zucker, Caffe, Cacao, Indigo und Baumwolle, hat ſchöne Waldungen (vorzüglich Mahagonyholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden iſt. Im innern Gebirge der Inſel gibt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichſte Stadt iſt Kingſton; Port-Royal iſt ein guter Hafen. Die Inſel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Repräſentanten des Volks regiert.

Jamblichus, ein berühmter eklektiſcher Philoſoph aus Chalcis in Cöleſyrien unter der Regierung Conſtantin d. G. Er machte ſich als Schwärmer, Prophet, Geiſterbeſchwörer und Wunderthäter berühmt und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Porphyrius. Man gab ihm ſogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wurden von ihm erzählt und auch geglaubt, die ſeinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von ſeinen vielen Schriften iſt noch übrig ein Bruchſtück über Pythagoras, worin von dieſem berühmten alten Philoſophen manches Seltſame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueſte Ausgabe von Kießling, Leipzig 1816.) Eine andere Schrift unter ſeinem Namen über die ägyptiſchen Myſterien iſt, wie Meiners gezeigt hat, der Unächtheit höchſt verdächtig.

James (St.) heißt der königliche Pallaſt in Weſtminſter zu London, in welchem, nach dem Brande des Schloſſes zu Whitehall, ſeit 1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Reſidenz haben. Daher heißt der Hof, oder das Cabinet zu St. James ſo viel, als der engliſche Hof, oder die engliſche Regierung. Das Gebäude ſelbſt iſt alt, und nicht ſonderlich groß. Merkwürdig darin ſind die große Haupttreppe, der Audienzſaal, der große Saal, die große Antichambre, in welcher ſich der König und die königliche Familie jeden Sonn-

tag, Montag und Freytag dem Publikum zu zeigen pflegte, ferner die königliche lutheriſche, die holländiſche, die franzöſiſche Capelle u. ſ. w. Bei dieſem Palaſte befindet ſich, unter dem Namen St. James-Park, ein vortrefflicher Garten mit ſchönen Promenaden. An ihn ſtößt der Green-Park. Die Gegend umher wird für die geſundeſte in ganz London gehalten.

Janitſcharen (durch Verſtümmelung entſtanden aus Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beſte und ſehr in Ehren ſtehende Theil des türkiſchen Fußvolks. Dieſes Corps ward unter Murad oder Ammurath I. im Jahre 1362 errichtet, und beſtand aus 8000 bis 9000 Mann. Dieſer wollte ſein Reich durch eine Miliz erhalten, die an Mannszucht und Strapazen gewöhnt, und durch beſondere Vortheile und Vorrechte an den Dienſt gekettet wäre. Nachdem er ſeine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er daher das fünfte Chriſtenkind in ſeinem Reiche aus, das über 15 Jahre alt war, und überließ es zwei bis drei Jahre lang der Aufſicht von Landleuten, welche es an Strapazen gewöhnen, und in der mahomedaniſchen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man dieſe jungen Leute in den Waffen, und ſuchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dieß geſchehen, ſo wurden ſie den Janitſcharen einverleibt. Ihren Namen haben ſie einem Derwiſche zu danken, der ſie bei der Einweihung Jen-Yischjeri, d. h. neue Soldaten nannte, und einem der Befehlshaber ſeinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen noch jetzt an allen Janitſcharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe ſind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitſcharen der Pforte erſtreckt ſich nur auf 40,000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derſelben führt, leicht an 150,000 Mann ſtark ſein. Anfangs wurden ſie nur durch Chriſtenkinder, jetzt aber durch geborne Türken, ja auch häufig durch Janitſcharen-Kinder recrutirt. Ihr höchſter täglicher Sold iſt, Kleidung und Eſſen abgerechnet, 12 bis 15 Aſper (60 machen einen Thaler); doch haben ſie viele Vorrechte, und ſind von vielen Abgaben, ſelbſt vom Kopfgelde frei. Sie ſind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Orta's) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes ſolcher Regimenter hat einen oberſten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baſchi), einen Hauptmann (Schiurbaſchi), und einen Koch, der in großem Anſehn ſteht, und deſſen Staatskleidung mit ſilbernen Löffeln, Meſſern und dergl. behangen iſt. Ueber der Stirn tragen ſie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel ſteckt, ohne welchen ſie nie erſcheinen. Das größte Mißgeſchick ſetzen ſie in den Verluſt ihrer Kochtöpfe oder Feldkeſſel, die ſie mehr als ihre Fahnen achten. Sie führen eine lange ſchwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Meſſer, und im Gürtel ein Piſtol, welche Waffen in Friedenszeiten in Conſtantinopel verwahrt werden, wofür ſie dann blos einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) wüthend an; müſſen jedoch, da ſie ganz ohne Taktik fechten, gegen geübte Soldaten ſtets verlieren, weßwegen ſie auch jetzt bei weitem nicht mehr ſo furchtbar, als ehemals, beſonders in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, ſind. Außer den eigentlichen Janitſcharen, welche die reguläre türkiſche Infanterie ausmachen, gibt es noch eine aus 100,000 Mann beſtehende Armee, die ebenfalls Janitſcharen heißen, aber nur

eine aus Handwerkern beſtehende Landmiliz ſind. Dieſe dienen gänzlich ohne Sold, ſind durch alle Theile des Reichs zerſtreuet, und ziehen äußerſt ſelten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitſcharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welcher ſich jedesmal bei ſeiner Thronbeſteigung in eine Orta derſelben mit dem beſtimmten Solde von 7 Aſper für den Tag einſchreiben läßt. In den Orta's herrſcht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, ſo wie in dem Corps ſelbſt ein gewiſſes Point d'Honneur, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menſchen ꝛc. den Aufenthalt in demſelben geſtattet. Auch liefert das Militärinſtitut der Janitſcharen das einzige Beiſpiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geſchichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmanns II. wagte es ein Janitſchar von der 65ſten Compagnie, ſeine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu ſchmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmanns, beſtrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, ſo wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verſchiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ſte Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe ſpricht ein Offizier folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme ſchweigen; laß ſie gänzlich erloſchen ſein." Die Reformen, welche man mehrmals mit dieſer Miliz hat vornehmen wollen, haben wegen der Vorrechte der Janitſcharen den heftigſten Widerſtand gefunden und mehrere Revolutionen zur Folge gehabt.

Janſen, Janſenismus, Janſeniſten. **Janſen** (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und ſeit 1636 Biſchof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt ſeine Celebrität, die den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Janſen (Biſchof zu Gent, † 1571) verdunkelt, dem herrſchenden Intereſſe ſeines Jahrhunderts an den theologiſchen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeiſtand. (S. d. Art. Gnade.) Hauptſächlich durch die verſchiedenen Darſtellungen dieſer Lehre beim Auguſtinus, der ſich gegen die Manichäer anders als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden ſie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbeſtimmtheit und Inconſequenz der päpſtlichen Erklärungen in dieſer Sache gab ihnen freies Feld ſelbſt in der katholiſchen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Auguſtiner, die ſich zu dem ſtrengen antipelagianiſchen Lehrbegriffe Auguſtins bekannten, auf der einen, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen deſſelben ausgehenden Franziskaner und Jeſuiten auf der andern Seite, dieſen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letztern ſchien 1567 die Verdammungsbulle des Papſtes über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquiſitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der Auguſtiniſchen Anſicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der ſpaniſche Jeſuit Ludwig Molina († 1600) in ſeinem mehr als ſemipelagianiſchen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquino gegangen. Die lebhaften Moliniſtiſchen Streitigkeiten nöthigten den Papſt 1598 zur Niederſetzung der Congregation de auxiliis (einer Commiſſion zur Unterſuchung der Meinungen vom Gnadenbeiſtande) zu Rom, und da dieſe den Frieden nicht zu ſtiften vermochte, 1611 zu dem weiſen Gebot eines gänzli-

chen Stillſchweigens der ſtreitenden Orden über dieſe Lehre. Janſen, welcher dem auf der löwener Univerſität immer noch geltenden, ſtreng Auguſtinſchen Lehrbegriffe zugethan war, ſtarb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Auguſtinus aber, ein Buch, in welchem er die Auguſtiniſche Lehre von der freien Gnade aufgefriſcht, und, mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Moliniſten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei ſeinem Erſcheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die daſſelbe auf Betrieb der Jeſuiten 1643 verbot, für untergeſchoben, die Univerſität Löwen proteſtirte feierlich wider das Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angeſehene Theologen, beſonders die Nonnen von Port-Royal, Janſens Auguſtinus aufnahmen. Janſens alter Freund, der als Führer dieſer Nonnen und eifriger Gegner der Jeſuiten, ſo wie durch ſeinen Myſticismus und ſeine düſtere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyran, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte hier ſchon die Gemüther darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, Nicole, Perrault, Paſcal, deſſen Provinzialbriefe alte Sünden der Jeſuiten aufgedeckt hatten, und vor allem das jüngſte von den 20 Kindern des durch ſeine ſiegreiche Vertheidigung der pariſer Univerſität gegen die Jeſuiten berühmten Advocaten Arnauld, Anton Arnauld, geboren 1612, ſeit 1643 Doctor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philoſophen ſeiner Zeit an Beredſamkeit überlegen und an Gelehrſamkeit gewachſen war: Männer, die eben ſo durch ſeltene Talente und Kenntniſſe, als durch aufrichtige Religioſität und unbeſcholtene Tugend ausgezeichnet, ſich anerkannte Verdienſte um die Wiſſenſchaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Janſenismus, und die Bulle, in welcher der Papſt 1653 fünf Sätze aus Janſens Auguſtinus beſonders verdammte, fand ſchon eine bedeutende Gegenpartei. Dieſe 5 Sätze: „1) Gewiſſe Gebote Gottes können „von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch „wenn ſie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beiſtand; „2) den Gnadenwirkungen kann im Naturzuſtande Niemand widerſtehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Menſch nicht „eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, ſondern nur frei vom „(äußern) Zwange handeln; 4) die Ketzerei der Semipelagianer beſtand darin, daß ſie lehrten, der Naturmenſch habe das Vermögen, „die zuvorkommende innere Gnade auszuſchlagen, oder anzunehmen; „5) es iſt ſemipelaganiſch geredet, daß Chriſtus für alle Menſchen „geſtorben ſei;“ ſtanden wirklich in Janſens Schrift, ſeine Anhänger machten aber den feinen Unterſchied, daß ſie darum nicht gerade Janſens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er ſie gemeint. Hieraus entſtand die intereſſante Frage, ob der Papſt, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht abſprechen wollte, auch befugt ſei, über den Thatbeſtand eines hiſtoriſchen Factums zu entſcheiden. Alexander VII. wagte dieß 1656 in einer beſondern Conſtitution, worin er unumwunden behauptet, Janſen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und ſetzte die Janſeniſten dadurch in die Alternative, entweder zu wiederrufen, oder ſich von der römiſchen Kirchengemeinſchaft zu trennen. Ob nun wol ihre Proteſtation gegen dieſe unerhörte Anmaßung des römiſchen Hofes, wiſſen und beſtim-

men zu wollen, was ein verſtorbener Schriftſteller ſich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; ſo wurde ſie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papſtes angeſehen, und ſelbſt von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieſer, in Sachen der Religion von den erbitterten Jeſuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgefühls fürchtende Deſpot fing ſeit 1661 an, ſich in dieſen theologiſchen Streit zu miſchen, und die bei Hofe als Bußprediger und Rigoriſten ohnehin verhaßten Janſeniſten mit den ſtrengſten Maßregeln zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter dem franzöſiſchen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man ſie hätte zur unbedingten Unterſchrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verſchaffte ihnen der Vergleich mit Clemens IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterſchrift erlaubt war, und das Mißverſtändniß der Höfe von Rom und Verſailles über die ſpaniſchen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar ſtarb 1697 ihre vornehmſte Gönnerin, Anna, Herzogin von Longueville, die als vornehmes Werkzeug der Fronde berühmte Schweſter des großen Condé, und Arnauld ging in demſelben Jahre, um perſönlichen Verfolgungen auszuweichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an ſeinen Tod (1700) der eifrigſte und geachtetſte Sprecher des Janſenismus blieb. Aber Innocenz IX. († 1689) ein Freund der Tugend und des Rechts, begünſtigte dieſe Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jeſuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Janſeniſten ſich dieſes Vorzugs und der Gunſt des beſſern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß ſie den Vortrag der Theologie von hierarchiſchen Feſſeln zu befreien, und eine genauere Bekanntſchaft des Volks mit der Bibel zu befördern ſuchten, der gedankenloſen Werkheiligkeit und dem todten Formelweſen eine ernſtliche Theilnahme des Geiſtes und Herzens an den Uebungen der Andacht, und ſtrenge Sittlichkeit im Leben entgegenſtellten, waren unleugbare Verdienſte, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbſtpeinigung, durch die ſie als Schüler Auguſtins ihren Ernſt zur Heiligung bewähren zu müſſen glaubten, mindeſtens verzeihlicher erſcheinen, als die lockern Maximen des Jeſuitismus. Um ſo unverzeihlicher waren ſie in den Augen der Jeſuiten. Doch blieb der Janſenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das ſtille Bekenntniß vieler Gutgeſinnten, ſondern ſogar länger, als zu erwarten ſtand, in der Mode. Pater Quesnels moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament, in dieſer Zeit das geleſenſte Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entſchied 1702 den Gewiſſensfall (cas de conscience), ob ein des Janſenismus verdächtiger Prieſter die Abſolution ertheilen könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbiſchof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte ſeine Gewalt nicht ſtrenger gegen die Janſeniſten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demſelben Sinne, allein La Chaiſe († 1709), und deſſen Nachfolger in der Seelſorge Ludwigs XIV., der Jeſuit Le Tellier, drangen auf gewaltſamere Schritte, worin ſie der König, deſſen kranker Phantaſie Janſenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterſtützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Janſeniſten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgeſtoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amſterdam ſtarb, ſein N. T. 1708 verboten, das Kloſter Port-Royal des Champs, das

man als die Feſtung der Janſeniſten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerſtreut, die Gebäude niedergeriſſen, und das Werk der Finſterniß endlich durch die dem Papſte von Le Tellier abgezwungene Conſtitution Unigenitus 1713 gekrönt. Dieſe nicht weniger von grober Unwiſſenheit, als von wüthender Rachſucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnels Teſtament, welche hier zwar nur im Janſeniſtiſchen Sinne verſtanden werden ſollten, aber im Grunde meiſt Sprüche der Bibel, lithurgiſche Formeln und Lehrſätze orthodoxer Kirchenväter waren: daher ſie nur Unwillen und Spott erregte, und die Zahl der Freunde des Janſenismus vermehrte. Ludwig XIV. ſtarb 1715 über den Bemühungen, ſie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des franzöſ. Clerus ungeahndet wider dieſe Conſtitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Janſeniſten dieſe Appellation zuerſt einlegten, ſo ſind ſie doch nicht mit den Appellanten (ſ. d. Art. Unigenitus) zu verwechſeln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne ſich zum Janſenismus zu bekennen. Indeß hatten ſie in Frankreich gleiches Schickſal, da die Miniſter Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papſt, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Janſeniſten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte ſich zu Ende, und die Wunder (Geneſungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbſtpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariſer Pöbel Beweiskraft haben. Die ſeit 1731 aufgekommenen Raſereien der Convulſionärs, Menſchen, die auf dem Grabe dieſes wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Janſenismus mit begeiſterten Worten anprieſen; der Securiſten, die ſich zu ihren Zuckungen noch beſondere Hülfe leiſten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturaliſten und Figuriſten, welche bald die Hülfloſigkeit des unbegnadigten Naturmenſchen, bald die Reinheit der Kirche Chriſti durch unanſtändige Entblößungen darzuſtellen ſuchten; der Discernanten und Melangiſten, die ſich über die Frage ſtritten: ob Gott oder der Teufel die Convulſionen hervorbrächte, und andere ſchwärmeriſche Janſeniſten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernſtlichen Maßregeln der Polizei, das fortgeſetzte Verbrennen der Janſeniſtiſchen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meiſten aber das höchſt natürliche Verlöſchen jenes Enthuſiasmus ſie endlich in Vergeſſenheit bringen. Seit dieſer Zeit hörte der Janſenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erſcheinung zu beſtehen. Seine reine Moral und conſequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde, und eine Partei im Clerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Conſtitutionseide in der Revolution bewies, daß ſie ſich lieber vom Papſte, als von ihrer Meinung trennen möchte. Allein wenn auch der alte Zwiespalt der Janſeniſten und Moliniſten in dem Gegenſatze der geſchwornen und nichtgeſchwornen Prieſter in Frankreich bis auf die neueſte Zeit fortlebte; ſo hat ſich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eigenes, öffentlich anerkanntes kirchliches Inſtitut der Janſeniſten gebildet, welches ſich, zufolge der auf der Janſeniſtiſchen Provinzialſynode zu Utrecht 1763 gefaßten Be-

ſchlüſſe, zwar nicht von der catholiſchen Kirche ausſchließen will, auch den Papſt als geiſtliches Oberhaupt achtet, aber ſeine Untrüglichkeit läugnet, die Conſtitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den Auguſtiniſchen Lehrbegriff und ſeinen moraliſchen Rigorismus feſthält und den innern Gottesdienſt als das vorzüglichſte Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Dieſe Janſeniſten, die ſich am liebſten Schüler des heil. Auguſtinus nennen laſſen, haben ſeit 1723 einen eigenen Erzbiſchof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Biſchöfe, einen Clerus, der der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum ſeine Beſtimmung um ſo treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfaſſung, deren geſetzliche Geſtalt und Dauer ſie, fortwährend vom Papſte als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer proteſtantiſchen Regierung verdanken, und auch jetzt noch beibehalten dürfen.

Januarius (der heilige), ehemals Biſchof zu Benevent, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als chriſtlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden von Don Carlos, König beider Sicilien, 1738 geſtiftet worden iſt. Sein Körper liegt zu Neapel in der Cathedralkirche begraben; allein das Haupt nebſt zwei Fläſchchen von ſeinem Blute, welches eine fromme Matrone bei ſeiner Enthauptung aufgefangen haben ſoll, wird in einer beſondern Capelle verwahrt. Von dieſem Blute behaupten die Neapolitaner, daß es, auch noch ſo hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, ſobald es ſich dem Haupte des Heiligen nähere. Jährlich wird am erſten Sonntage des Monats Mai ein Verſuch damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige ſei vorzüglich gut gegen das Land geſinnt, wenn ſich das Blut ſtark in dem Fläſchchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Beſorgniſſe für das Wohl des Landes faßt.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war, und für pelasgiſchen Urſprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchſte Gottheiten, unter denen ſie ſich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden ſie als zwei verſchiedene Weſen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, zuweilen aber auch in einem einzigen vereint dargeſtellt. Dieſe Gottheit nahmen nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten ſie Janus. In ihm verehrten ſie den Gott der Götter (wie ihn die ſaliariſchen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menſchlichen Schickſale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüſſel in der linken Hand, auf einem ſtrahlenden Throne ſitzend; auch ward er mit zwei Geſichtern vorgeſtellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andere rückwärts ſah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welches in die Vergangenheit und Zukunft ſchaut; Andere erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Geſichtern abgebildet fand; und von ſeiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf- und zuzuſchließen. Plutarch endlich erklärte es ſo, daß Janus die Cultur aus Theſſalien nach Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andere nach Latium ſchaue. Einige glauben, Janus ſei mit der andern höchſten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine

Perſon zuſammengeſchmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. Janus war einer der alten Könige der Aborigirer oder Lateiner, er lehrte ſein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Geſetze und gottesdienſtliche Gebräuche ein. Saturn, von ſeinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu ſeinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung ſah Latium ſein goldenes Zeitalter. Ovid (in den Faſten I. 90 u. ſ. f.) gibt uns die Theologie des Janus. Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulaſſen, und verſchloß ſie wieder, wann er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen ſtanden unter ſeinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverſchloſſene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der erſte Monat im Jahre ſeinen Namen. Ihm war der erſte Tag des Jahrs und von jedem Tage die erſte Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang und er ward Vater genannt. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgethan wurde, ſo lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geſchloſſen wurde. Letzteres geſchah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur drei Mal: das erſte Mal unter Numa ſelbſt, zum zweiten Male nach dem erſten puniſchen Kriege, das dritte Mal nach der Schlacht bei Actium.

Japan, Japaner. An der Oſtſpitze von Aſien, zwiſchen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite, liegt das japaniſche Reich, eine große Inſelgruppe, die durch Berge, ſteile Felſen und ein gefährliches Meer faſt unzugänglich wird. Sie beſteht aus drei großen Inſeln: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber ſo ſchmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in welchen Miaco, der Sitz des Dairi, oder geiſtlichen Kaiſers, wo alle Münzen geſchlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo, die ungeheuere Reſidenz des weltlichen Kaiſers (Kubo, deſſen Pallaſt 5 Stunden im Umfange hat, und allein ſchon eine beträchtliche Stadt bildet,) am Fluſſe Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Oſacco, eine reiche Handelsſtadt, die merkwürdigſten Städte ſind; 2) Ximo oder Kiuſiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen beſtehend, und 3) Xicoco oder Sikof (18 Meilen lang und 10 Meilen breit), das 4 Provinzen enthält. Um dieſe großen Inſeln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande und kahle Inſelberge, die ehedem wahrſcheinlich mit dem feſten Lande von Aſien zuſammenhingen, bis ſie durch ein Erdbeben von demſelben getrennt wurden. Der Flächenraum der geſammten Inſeln beträgt 8600 Quadratmeilen. Die Angaben von der Zahl der Einwohner ſchwanken zwiſchen 15 und 30 Millionen. Japan iſt ſehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küſte des feſten Landes. Der berühmteſte Berg heißt Furi; er iſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Einwohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbſt die ſteilſten Berge ſind angebaut. Der Ackerbau iſt durch die Geſetze des Staats als Hauptbeſchäftigung vorgeſchrieben. Ziegen und Schafe ſind aus Japan verbannt. Jene

hält man der Cultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide erſetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangaſaki. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde im Ueberfluß. Die Laune eines Beherrſchers, der dieſe Thiere liebte, hat die Zucht derſelben durch ein Staatsgeſetz angeordnet. Man pflegt ſie auf öffentliche Koſten. Es iſt ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erſt zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reiſenden Marco Polo die erſten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugieſiſche Schiffe, die von Siam nach Sina reiſeten, durch einen Sturm an die japaniſche Küſte verſchlagen; indeſſen würde auch ohne dieſen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inſelreich ſchwerlich unbekannt geblieben ſein, von welchem ſeine Seefahrer ſchon in Sina Nachrichten eingeſammelt hatten. Es ward ſogleich eine Niederlaſſung auf der neuentdeckten Küſte angelegt und der Jeſuit Franz Xaver ging von Indien nach Japan, um den chriſtlichen Glauben auszubreiten. Die Portugieſen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, beſonders auf der Inſel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlaſſungen war auf Firando, jetzt Deſima, oder der Hafen von Nangaſacki. Das Chriſtenthum breitete ſich ſehr aus, obgleich die einheimiſchen Prieſter demſelben entgegenwirkten. Die weltlichen Herrſcher aber, beſonders die kleinen Fürſten, welche unter der Oberhoheit des Kaiſers einzelne Landestheile beſaßen, unterſtützten den neuen Glauben und deſſen Verkündiger. Um das J. 1616 war faſt die Hälfte chriſtlich, ſelbſt viele kleine Landesfürſten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugieſen und Jeſuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umſtände ihrem Einfluſſe ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japaniſchen Kaiſer alle weltliche Macht, die der erſte Staatsdiener, der Kubo, an ſich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenprieſter herabſetzte. Jejas, der Nachfolger des erſten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrſchaft in ſeiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrſcher waren Feinde der Portugieſen und der Miſſionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jeſuiten, welche ſich in die politiſchen Angelegenheiten miſchten, und ſich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich ſchienen. Das Betragen der angeſiedelten Portugieſen war überhaupt im höchſten Grade unvorſichtig und zügellos. Die Geſandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geſchmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die ſeit 1611, auf die Verſicherung, daß ſie von einem andern Glauben als die Jeſuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, ſehr abſtach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, im J. 1637, alle Portugieſen mit ihren Miſſionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Chriſten blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verſchloſſen. Dieſe Verfolgung gegen den katholiſchen Glauben ward 40 Jahre lang fortgeſetzt, mehrere Millionen Menſchen wurden geopfert. Im J. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquiſitionsgerichte niedergeſetzt, welche über den Glauben jeder Familie, ja jedes Einzelnen wachen und ihre Unterſuchungen jährlich zu unbeſtimmten Zeiten erneuern ſollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Kataſtrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugieſen. Sie und die Sineſen wa-

den von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan geſtattet ward; aber beide mußten ſich die härteſten Bedingungen gefallen laſſen. Die Sineſen dürfen nur für 600,000 Thlr. Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000, und auch die letztern ſind, ſeit dem Jahre 1634, wo ſie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei ſo eingeſchränkt, daß ſie nur auf der Inſel Deſima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangaſaki zuſammenhängt, landen können. Auf dieſer Inſel, wo ihre Waarenlager ſich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engſten Gefangenſchaft, und ohne Begleiter, Aufſeher und Dollmetſcher durften ſie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieſer Beſchränkungen und der Erpreſſungen, welche ſich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreiſen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen laſſen mußten, ſcheint der Handel mit Japan ſehr vortheilhaft geweſen zu ſein, da die Holländer bis auf die neueſte Zeit fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meiſt aus Seeland, dahin zu ſenden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn von dem japaniſchen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne Gewinn der Privatleute, der wenigſtens auf 250,000 Gulden geſchätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten ſchon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlaſſung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieſer Handel ging bald wieder verloren; wahrſcheinlich weil die Japaner durch die liſtigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte. In den neueſten Zeiten ſind in England alle Vorſchläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu hoffen war, indem die Rückladungen faſt nur aus Kupfer und Campfer beſtehen könnten, und der Handel mit dem japaniſchen Kupfer die Ausfuhr des engliſchen nach Indien hindern würde. Auch die Ruſſen denen die japaniſche Regierung ſchon 1792 ihre Abneigung, mit ihnen je in Verbindung zu treten, erklärt hatte, haben neuerlich verſucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg. (S. Kruſenſterns Reiſe.) — Die Japaner ſind eine ähnliche Miſchung des malayiſchen und mongoliſchen Volksſtammes, wie die Sineſen, von welchen ſie höchſt wahrſcheinlich ihre Cultur erhalten haben. Japaniſche Kunſt, Zeitrechnung, Arzneikunde und Aſtrologie ſind rein ſineſiſch. Die jetzigen Bewohner ſtammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich; aber durch ſtürmiſche Wogen von der übrigen Welt getrennt, ſich ſelbſt überlaſſen, und befreit von ſpätern Einfällen der Nachbarn, bildeten ſie ſich zu einem originellen, ſelbſtſtändigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Urſprung. Sie hat nur ſehr wenige ſineſiſche Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantſchu, noch mit dem Kuriliſchen. Die japaniſchen Wörter ſind nicht einſylbig, wie die ſineſiſchen; Conjugationen und Syntax ſind ganz eigenthümlich. Sie ſind die geſittetſte und gebildetſte Nation in Aſien; ein edles ſtolzes Volk, witzig, verſtändig, bildſam und gelehrig. Wiſſenſchaften und Künſte ſchätzen ſie ſelbſt an andern Völkern, welche ſie ſonſt, theils wegen ihrer ſchlechten Aufführung, theils wegen der ſchimpflichen Behandlung, die ſich dieſelben aus Gewinnſucht gefallen laſſen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch dieſe belehrt, haben die Ja-

paner ſich in mehreren Wiſſenſchaften hervorgethan. Geſchichte, Aſtronomie und Arzneikunde werden am eifrigſten betrieben. Dichtkunſt, Muſik und Malerei werden ebenfalls geſchätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sineſen. Sie ſchreiben ſich, wie dieſe, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geſchickt und ſehr ſtrenge erzogen. Bücher auszuführen iſt verboten, wenigſtens ſolche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, deßgleichen Landcharten und Münzen. Eben ſo ſtrenge iſt die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müſſen, wenn ſie ankommen, dem japaniſchen Befehlshaber von Nangaſaki ihre Religionsbücher in einer Kiſte überliefern, welche ſie bei ihrer Abreiſe wieder erhalten. Die Japaner ſind geſchäftig und arbeitſam, dabei aber äußerſt wollüſtig, grauſam und zur Rachſucht, die oft erſt nach langer Zeit Befriedigung ſucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hindernde Hierarchie und eine zahlreiche Geiſtlichkeit genährt. Die Regierungsverfaſſung iſt der härteſte Deſpotismus, der ſich mit Blutgeſetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaiſers iſt das höchſte Geſetz; nächſt dieſem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürſten, die in den Provinzen eben ſo hart regieren, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht beſitzen, ſich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von ſchwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher ſich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden anſieht, wenigſtens die Hälfte, in manchen Gegenden ſogar zwei Drittel ſeiner Erndte abgeben muß. Um Verſchwörungen zu verhüten, iſt Jeder durch die Geſetze des Staats zum Wächter, Aufpaſſer und Bürgen des Andern gemacht, ſo daß Jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung ſteht, dem Staate haften, und im Fall eines Vergehens mit demſelben büßen muß. So muß der Vater für ſeine Kinder, der Herr für ſeine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Geſellſchaft für ihre Mitglieder ſtehen. Nie wird ein Vergehen an Geld, ſondern ohne Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung geſtraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Die urſprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geſchlechts. Der geiſtliche Kaiſer, der Hoheprieſter von Japan heißt noch immer Dairi, welches von den früheſten Zeiten her der Titel der japaniſchen Kaiſer war, als ſie noch die geiſtliche und weltliche Macht vereint beſaßen. Seit der Revolution, welche ſie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberprieſter zu Miaco als Gefangener des weltlichen Kaiſers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiſer verantwortlicher Statthalter. Um ſich des Abkömmlings des alten Herrſcherſtammes von Japan deſto mehr zu verſichern, hat die ſchlaue Politik des weltlichen Kaiſers den Dairi in eine heilige Perſon verwandelt, den kein menſchliches Auge, am wenigſten ein Mann, der nicht zur Bedienung deſſelben angeſtellt iſt, ſehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich ſelten geſchieht, in ſeinem Garten oder im innern Bezirke ſeines ungeheuern, wohlbefeſtigten Palaſtes friſche Luft genießen ſoll, ſo wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In dieſem Palaſte, wo er geboren wird, lebt und ſtirbt er, ohne je aus deſſen Mauern zu kommen, und erſt lange nach ſeinem Tode wird ſein Name außerhalb deſſelben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Ein-

künfte, die in Waaren und Feldfrüchten beſtehen, und die der weltliche Kaiſer durch beträchtliche Zuſchüſſe, und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlaſſen iſt, noch vermehrt. Der weltliche Kaiſer führt den Titel Kubo und hat ſeinen Sitz zu Jeddo. Unter ihm, dem eigentlichen unumſchränkten Beherrſcher des Reichs, ſtehen alle Statthalter, Fürſten, die dem Kaiſer ſtreng verantwortlich ſind. Er überläßt jedoch dem Dairi den erſten Rang, nimmt ſogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch anſehnliche Geſchenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reiſe nach Miaco, um dem Dairi ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, nach und nach wurden dieſe Beſuche ſeltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geſchenke durch Geſandte zu überſchicken. Der Kubo verwaltet die Regierung unter dem Beiſtande eines Staatsraths von ſechs bejahrten Männern. Er zieht ſeine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugniſſen beſtehen, aus fünf ſogenannten kaiſerlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm ſtehen, wozu noch die Geſchenke kommen, welche die Landesfürſten, die über die Provinzen herrſchen, ihm bringen. Jeder dieſer Fürſten beſitzt erbliche Landeshoheit in ſeiner Provinz, er hebt die Einkünfte derſelben, ohne dem Kaiſer Rechenſchaft abzulegen, und beſtreitet davon die Koſten für ſeine Hofhaltung, ſeine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landſtraßen, kurz alle öffentliche Ausgaben; um aber ſeine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiſerlichen Hofe zu Jeddo zubringen, wo ſeine Weiber und Kinder als Geiſel und Bürgen ſeiner Treue in einer Art von Gefangenſchaft leben. — Die Religion der Japaner iſt indiſchen Urſprungs, ſowol die ältere Secte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus Sina hinüber gekommen iſt. Außer dieſen Secten gibt es noch mehrere andere, welche Modificationen von ihnen ſind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgeſtellt werden. Die zahlreiche Geiſtlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöſtern leben, ſtehen unter dem Dairi. Nirgend iſt die indiſche Religion durch Aberglauben und ſpätere Zuſätze ſo ſehr entſtellt, als in Japan. Die Budzo-Secte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Secte in Sina; ſie verachten allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeit beſteht aus 100,000 Mann und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, ſind vortrefflich. Sie haben ſehr ſchwere Kanonen, die ſie aber nicht ſo gut zu gebrauchen verſtehen als die Sineſen. Die Contingente der einzelnen Fürſten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 33,000 zu Pferde. Die Seemacht iſt unbedeutend. Ehedem hatten die Dairi zahlreiche Flotten, auch baute man ſehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber ſind die japaniſchen Schiffe nur klein, höchſtens 90 Fuß lang, den ſineſiſchen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegeriſche Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte ſind beträchtlich. Zum Handel ſind die Japaner ſehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben ſie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schifffahrt, ſo daß ſie z. B. an der Nordweſt-Küſte von Amerika, jenſeit der Beringſtraße, weiter gekommen ſind, als europäiſche Seefahrer. Sie beſuchten beſonders Sina, Oſtindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer

den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre ſeidenen und baumwollenen Zeuche, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japaniſche Arbeit) ſind berühmte und geſuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten ſind vortrefflich, beſonders Schwerter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber ſtreng verboten iſt. (Ueber die Geſchichte von Japan ſ. Kämpfer's Hist. of Japan etc. deutſch von Dohm, Lemgo 1777 bis 1779. 4. 4 Bde. m. K.) Vergl. auch Golownin's Reiſebeſchreib. R.

Jargon, ein franzöſiſches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutſches haben. Es bedeutet theils die durch Unverſtand oder Gewohnheit verdorbene Sprechart mancher Perſonen und Stände, theils die ſelbſtgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Uebereinkunft ſich bedienen, um von andern nicht verſtanden zu werden. Beiſpiele davon ſind die auf manchen Schulen und Univerſitäten übliche Schul- und Burſchenſprache, die meiſt eine bizarre Vermengung von Deutſch und Latein iſt, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die ſogenannten Diebesſprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phraſen wird nicht ſelten der Jargon ſo allgemein, daß das Unverdorbene über dem Verdorbenen faſt vergeſſen wird. Im Franzöſiſchen z. B. iſt aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünſchen, daß in ähnlichen Fällen die deutſchen Lexicographen das Verfahren der franzöſiſchen nachahmten, welche ſorgfältig dieſe Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforſchung der Diebes-Jargons iſt wichtig für die Criminaljuſtiz. Einer davon iſt unter dem Namen Kochumerſprache in der Geſchichte der deutſchen Criminalpraxis bekannt, und ziemlich ergründet worden. (Vergl. den Art. Rothwelſch.) Schul- und Burſchenjargon wird nicht ſelten auf der Bühne zu komiſchen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da ſie eine Art von mythiſcher Ausbildung beſitzt, die zu poetiſchen Wirkungen auf das Gemüth ſie eignet. A. Mer.

Jaſpis (Lapis Pantherinus; Iaspis), ein dunkler, harter, undurchſichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche, auch grüne Flecken hat; ein hochgefärbter Felskies (Petrosilex jaspideus) iſt und ſich zu einem ſchönen vollkommenen Glanze poliren läßt. Er gehört ins Thongeſchlecht. Es gibt ſehr viele Arten Jaſpis, einfarbige und bunte (beſonders roth und grün), oder geſprenkelte, auch einen grünen, phosphoreſcirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechſeln iſt. Plinius nahm 10 Arten an: Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wohin der Heliotrop gehört; 2) den ägyptiſchen, der auch im Zweibrückiſchen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten ſind; er läßt ſich am beſten bearbeiten; 3) im Band-Jaſpis wechſeln hellere und dunklere Streifen, er iſt eine der ſchönſten Steinarten Sachſens und ſehr ſelten; 4) der Porzellan-Jaſpis, ein pſeudovulkaniſches Foſſil, welches aus eiſenſchüſſigem Thon entſteht, der über Steinkohlen liegt und ſich durch ſein ausgetrocknetes Anſehn, indem er gewöhnlich ſehr aufgeriſſen iſt, ſo wie durch ſeinen ſchönen Glanz auszeichnet. Man gebraucht die Jaſpiſe zu Bildnereien, Ringſteinen, Meſſerheften ꝛc., und ſie haben verſchiedenen Werth, beſonders nach ihrer Farbe.

Jaſſy, (Jaſch,) Hauptſtadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebſt einer Citadelle, iſt die Reſidenz des Hospodars oder Fürſten

wie auch der Siꝫ des griechiſchen Metropoliten der Moldau. Es gibt hier einen ruſſiſchen Conſul und eine ruſſiſche Poſt. Die Einwohner (7000) ſind meiſtens der griechiſchen Religion zugethan; die Katholiken haben freien Gottesdienſt. Auch halten ſich Juden daſelbſt auf. Die Stadt iſt ein offener, größtentheils zerſtörter Ort von kaum 2000 Häuſern, deſſen Straßen, ſtatt des Pflaſters, mit Balken oder Brückholz belegt ſind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus daſiger Gegend, wird häufig nach Conſtantinopel ausgeführt. In den J. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Ruſſen erobert, beide Male aber durch die Friedensſchlüſſe zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth ſie in die Gewalt der Oeſterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwiſchen den Ruſſen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebſt dem Palaſte des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Peſt daſelbſt.

Java, eine große, von Weſten nach Oſten ſich erſtreckende Inſel in Oſtindien, welche durch die Sundaſtraße von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Djava, einer Art Hirſe, wovon ſonſt die Einwohner derſelben lebten. Der öſtliche Theil iſt mit Ruinen bedeckt, den Spuren einer vor mehr als tauſend Jahren vorhanden geweſenen, höheren Civiliſation, deren Literaturwerke ſich erhalten haben. Ihr Flächeninhalt iſt 2400 Q. M., die Zahl ihrer Einwohner 5 Millionen. Letztere beſtehen theils aus urſprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inſeln, welche ſich zu einer verdorbenen mohammedaniſchen Religion bekennen, die ſie ſeit 1406 angenommen haben ſollen; dann aus Sineſen und Europäern. Sie ward im J. 1579 (nach Andern ſchon 1511) von den Portugieſen entdeckt. Von 1504 bis 1559 ſtanden die Einwohner unter den Königen von Tarmata, und 1572 wurden ſie Sina zinsbar. Die Holländer vertrieben die Portugieſen daſelbſt. Nachdem ſie 1615 die Molucken erobert hatten, nahmen ſie auch Java (1619) in Beſiꝫ, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jacatra die Stadt Batavia (ſ. d. Art. Indien). Den Holländern folgten die Engländer. Durch einen Vertrag zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande vom 19. Aug. 1814 iſt Java der letztern Macht zurückgegeben worden. Die ältern Könige der Inſel werden durch angelegte Feſtungen in den Hauptſtädten derſelben in Gehorſam gehalten. Außerdem müſſen ſie ſich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen, und in ihrer Würde beſtätigen laſſen, und dann die Producte ihres Landes, oft um einen ſehr niedrigen Preis, als Tribut liefern. Die wichtigſten dieſer Fürſten ſind der König von Bantam, auf der Nordküſte an der Sundaſtraße; der König von Cheribon, öſtlich von Batavia, und der ſogenannte Samarang oder Kaiſer von Java, welchem die nordöſtlichen Theile von Java nebſt der gegenüber liegenden Madure gehören. Dieſe Reiche liegen ſämmtlich nebſt dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jacatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürſten exiſtiren ließen, auf der Nordſeite der Inſel, die ſehr fruchtbar, aber wegen der ſtehenden Waſſer und der daraus aufſteigenden Nebel ungeſund iſt. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt nicht ſo fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier iſt Balambgan, ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Producte der Inſel beſtehen in Pfeffer, Caffee (deſſen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus wel-

chem zu Batavia der Arak bereitet wird), Indigo, indianiſchen Vogelneſtern, ſpaniſchem Rohre, Edelſteinen u. ſ. w. Der Handel von Batavia umfaßt übrigens alle Producte, welche in Aſien und Europa erzeugt werden; auch hat die Inſel reiche Gold- und Kupfergruben.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube des Mittelalters, daß überirdiſche Kräfte einzelner Menſchen, als Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erſcheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI. Königs von Frankreich Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte ſein Oheim, der Herzog von Bedfort. Frankreich war ſeit 42 Jahren durch Parteiſucht zerriſſen. Auf einer Seite ſtanden die Königin Iſabelle, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der von ſeiner eigenen Mutter verſtoßene Dauphin Carl und die orleaniſche Partei. Dieſe Trennung und die brittiſchen Feldherren, die Grafen von Sommerſet, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Faſtolfe, hatten faſt ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin ließ ſich zu Poitiers als König Carl VII. krönen. Er beſaß alle Eigenſchaften, welche die Theilnahme der Franzoſen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entſchloſſenheit; dennoch hielt er ſieben Jahre lang ſich aufrecht. Endlich blieb ihm faſt nur Bourges und deſſen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in engliſcher Gewalt. Salisbury belagerte Orleans ſeit dem 12. Okt. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, ſo ſchien Carl VII. verloren. — Da lebte in den Thälern der Vogeſen, an der alten Gränze von Lothringen im Dorfe Dom-Remy (Depart. Obermarne) la Pucelle, an den Ufern der Maas, wo man noch jetzt das Bauernhaus zeigt, in welchem ſie geboren ſein ſoll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter ſchlichten, furchtſamen und abergläubigen Menſchen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Spannung erhielten, trieb Johanne, ſtill in ſich gekehrt, die Geſchäfte des Hausweſens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geſchichte iſt auf das Genaueſte beurkundet. Die von de l'Averdy im 3ten B. d. Notices et Extraits des manuscrits de la biblioth. du Roi, (Paris 1790. 4.) aus 28 Handſchr. über den Verdammungs- und Losſprechungsprozeß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge (ſ. auch März- und Apr. der berlin. Monatsſchr. 1802) enthalten das Wichtigſte. — Sie war ein Mädchen von feiner Organiſation und ungewöhnlicher Reizbarkeit. Dieſe wurde vielleicht durch den Umſtand erhöht, daß ſie dem Naturgeſetze ihres Geſchlechts nicht unterworfen geweſen; und ſchon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die Andacht des Mädchens ihre Erſcheinungen begreiflich machen können. Jene Inbrunſt, die in ſich gekehrte Beſchauung, und die „weltüberwindende" Einſamkeit erklären ſehr wohl die dämoniſche Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als ſinnetäuſchendes Geſicht vor ſie hintrat. Während ihre Geſpielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaume, die ſchöne Maie genannt, le beau mai ou l'arbre des fées, der als ein altes druidiſches Heiligthum in hundert Geſpenſtergeſchichten ſpukte, allerlei Mädchenſpiele trieben, ſang oder tanzte Johanne

ſchwärmeriſch allein, und band Sträuße für die heilige Jungfrau, in der kleinen Kapelle de Notre Dame de Bellemont, zu welcher ſie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigſten in einem Wirthshauſe gedient. Die engliſchen Chronikſchreiber haben dieſe Thatſachen entſtellt. So irrt auch Hume in Anſehung ihres Alters. Die ſchöne Johanne war 18 Jahr alt, als ſie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie ſie erzählte, durch die Erſcheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entſetzen, und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam ſie im Febr. 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der ſie anfangs für beſeſſen hielt und zweimal fortſchickte, als ſie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsſchreiben nach Chinon ſandte. Hier ließ ſie der Dauphin zuerſt durch den Biſchof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch ſoll ſie den Dauphin, der ſich unter ſeine Höflinge miſchte, ſogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, geſagt haben. Gewiß iſt es, daß ſie zu Poitiers von ſachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ ſie der Dauphin auch noch von ſeiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim beſichtigen, und dieſe ſagten aus: qu'elle etoit entière et vraie pucelle. Nun erſt gab man ihr an Daulon, dem biederſten Mann am Hofe, einen beſtändigen Wächter und Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entſatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erſcheint ſie, wie Friedrich Schlegel ſagt, als der ſchönſte Charakter, welchen die franzöſiſche Geſchichte aus der romantiſchen Mittelzeit aufzuweiſen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüſtet, in männlicher Kleidung, führte ſie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grauſamkeit, iſt ſie ſelbſt zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergoſſen, noch iſt, ſagt Friedrich Schlegel (in ſ. Geſchichte d. Jungfrau v. Orleans aus altfranz. Quellen, Berl. 1802) andere irdiſche Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenſtücke, ſowohl die ihres Prozeſſes 1431, als die der Reviſion deſſelben 1453, daß ſie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil ſie nach ihrer zarten Gewiſſenhaftigkeit die Seelen der erſchlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß ſcheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy (Histoire de Ieanne d'Arc, Vierge Héroine. Paris 1753 und Amst. 1759) zu folgen, daß ſie nicht immer die Fahne trug, ſondern auch von dem geweiheten Schwerte, das ſie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben ſoll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche ſie ſelbſt mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichſten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch ſie, die offen, feſt und beharrlich, ritterlich, fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeiſtern, ohne darum ſtets ihrem Rathe zu folgen. Die erſte Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severre, Dunois und La Hire, brach ſie von Blois auf, und zog d. 29. Apr. 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu ſie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verſchanzungen geſchlagen. Suffolk hob daher die

Belagerung auf (8. Mai 1420). Johanne eroberte hierauf mehrere von den Feinden beſetzte Orte, und ſchlug ſie d. 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde, und ſelbſt der tapfere Faſtolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich ſchien. Carl zog ſiegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, am 17. Juli, ſtand Johanna dem Könige zur Seite. In voller Rüſtung und die Fahne in der Hand, vertrat ſie die Stelle eines Connetable; und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte ſie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog ſie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedford konnte ſich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er ſchlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanne verwundet, und Carl zog ſich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelſtand. Sie hieß zuerſt Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenſchild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Unterdeſſen ſammelte Bedfort neue Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher aufs Neue vor, und belagerten Compiegne. Das Mädchen warf ſich hinein, wie in Orleans: aber bei einem Ausfalle, d. 25. Mai 1439, ward ſie von den Burgundern gefangen. Man ſagt, franzöſiſche Offiziere hätten ſie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkelt, in der Gefahr verlaſſen. Sie ergab ſich dem Lyonnel, Baſtard von Vendome. Anfangs ſaß ſie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als ſie hörte, daß ſie den Engländern ausgeliefert werden ſolle, (der König Heinrich hatte für ſie 10,000 Livres bezahlt), wollte ſie durch einen Sprung ſich aus dem Thurme retten. So kam ſie, gefährlich beſchädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eigenen Landsleute leitete der Biſchof von Beauvais, Pierre Cauchon, ihren Prozeß ein, und die Univerſität Paris verlangte ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberin und Ketzerin von der Kirche gerichtet. Ueber dieſe vermochte der weltliche Arm Nichts. So entſchuldigt de l'Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin ſo wenig verſuchte. Allein der leichtſinnige Carl zeigte in Nichts beharrlichen Eifer. Nach viermonatlichem Gefängniſſe ward die ſchuldloſe Schwärmerin, welche ſich ſtandhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, deſſen Stimme ſie, 15 Jahre alt, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der ſtets ihr guter Begleiter geweſen, „ihres Umgangs mit hölliſchen Geiſtern und Zauberei wegen" von den Inquiſitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte ſie d. 24. Mai zum Scheiterhaufen; da ſchien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf ſich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte ſie darauf zu ewigem Gefängniſſe. Allein bald fand man Vorwände, ſie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten. Sie ward daher den 30. Mai 1431 zu Rouen bei langſamem Feuer verbrannt und ihre Aſche in die Seine geworfen. Sie ſtarb mit Unerſchrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzſtoße die Inquiſitionsmütze aufſetzte, ſagte ſie zu ihrem Begleiter: Maitre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe geſtiegen, erinnert an Herders ſchöne Legende von der Taube des Polycarpus. „Spotte nicht," ſchließt Herder,

„des Bildes, das die Sage ſich erſchuf.
Nur Einfalt, Unſchuld giebt im Tode Muth!“

Theologen hatten ſie verurtheilt, und unter dieſen nur ein einziger Engländer, der Biſchof zu Wincheſter. Schon 1450 und 1451 geſchahen Schritte zur Reviſion des Prozeſſes. Im J. 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Reviſion. Papſt Calixtus III. übertrug ſie dem Erzbiſchofe von Rheims, den Biſchöfen von Paris und von Coutance, und einem Inquiſitor. Dieſe ſprachen d. 7. Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen ſie aufgeſtellten Artikel ſeien falſch, und erklärten die Jungfrau für unſchuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieſet man unter dem Wappen ihrer Bildſäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virginea defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

(Sicherer iſt die Krone, beſchirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildniſſe der Jungfrau, welches Alexander Lenoir auf dem Stadthauſe zu Orleans, wo ſich auch eine Statue von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Muſeum aux petits Augustins gebracht hat, muß ſie ſehr ſchön geweſen ſein. Ihre Züge ſind ſanft und ſchwärmeriſch; ſie haben das, was die Franzoſen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Toque mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält ſie das geweihete Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journ. Lond. u. Paris VII. 2.) In Domreney ward ihr ein Denkmal, mit ihrem Bruſtbilde von Marmor, im Sept. 1820 errichtet. — Vgl. über dieſen Gegenſtand Berriat St. Prix: Ieanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les revolutions au temps de Charles VI. et VII. Par. 1817, und Lebrun de Charmettes: Hist. de Ieanne d'Arc. Aus d. Quellen. Paris 1817, 3 Bd. 8. m. Kpf. Des Mädchens von Orleans berühmter hiſtoriſcher Name, deſſen Johannes von Müller in ſeiner Geſch. d. europ. Menſchheit nicht gedenkt, iſt nicht weniger merkwürdig in der poetiſchen Literatur. Daher ſtehe hier noch folgendes über die verſchiedene Behandlung des epiſchen und romantiſchen Charakters dieſes Stoffes. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenoſſe des Cardinals Richelieu, die Johanne d'Arc, wie Boileau ſagt, in zwölfmal zwölfhundert ſchlechten Verſen beſungen hatte (über deſſen Epopöe La Pucelle ſ. Halem's Irene, e. Monatſchr. 1802, März S. 255), unternahm Voltaire, ſchon im J. 1730, das poetiſche Ungeheuer ſeines Vorgängers zu parodiren, und nach Shakſpeare's Beiſpiel, der dieſen Stoff im 1. Th. ſ. Heinrich VI. epiſodiſch behandelt, und die Jungfrau als eine mit böſen Geiſtern verbündete Hexe dargeſtellt hatte, die volle Schale ſeines unſaubern Witzes über den ſchon verrufenen Gegenſtand auszugießen. So entſtand das nur zu bekannte komiſche Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erſchien zuerſt 1757 im Druck. Man höre über daſſelbe Bouterweck in der Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit VI. 359. Die erſte poetiſche Reinigung dieſes, von dem ſchamloſeſten Witze entheiligten, Stoffes verſuchte ein Britte, Robert Southey, in dem Heldengedichte, Ioan of Arc, das aber den Leſer kalt läßt. Noch mittelmäßiger iſt Dûmenil's Epopöe: Ieanne d'Arc, ou la France souvée. Par. 1818. Deſto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unſern Schiller. Er hat mehr als Calixt III. gethan; er hat die edle, kühne Schwär-

merin in die Rechte des romantiſchen Zeitalters, dem ſie angehört, wieder eingeſetzt. Er gibt uns die kriegeriſche Wunderthäterin als ein Werkzeug des Himmels, nimmt unſere Liebe für ſie in Anſpruch, und läßt ſie fallen im glorreichen Kampfe gegen ihres Vaterlandes Feind. Ueber ſein berühmtes Gedicht, das in der Geſchichte der romantiſchen Poeſie Epoche machen wird, die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Tragödie, von Schiller (zuerſt als Almanach f. d. J. 1802, Berlin, dann in ſ. Theater), findet man feine Bemerkungen in der Allgem. Liter. Zeitung v. 1802, Nro. 15 u. 16. Das Lehrreichſte darüber enthält Böttiger's Würdigung dieſes Meiſterſtücks, in dem Taſchenb. Minerva v. J. 1812. Mercier, der Herausgeber der franz. Ueberſ. dieſes Schauſpiels von Cramer (Paris 1802), nennt daſſelbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollſten Bewunderung ihrer Zeitgenoſſen. Er ſetzt hinzu: „Schillers dramatiſche Muſe iſt ſo, wie ich ſie gern in Frankreich einheimiſch ſähe; denn wen ſollte nicht die arme franzöſiſche Melpomene jammern, welche eingekerkert und gebunden, ja geknebelt mit der ſchweren, eng zuſammengezogenen Einheitskette der Zeit und des Orts, ſich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängniſſes zerſtößt?" Endlich verdient auch A. W. v. Schlegel's Urtheil über die verſchiedene Darſtellung dieſes Gegenſtandes von Shakſpeare und Schiller (in ſ. Vorleſ. über dramat. Kunſt und Literatur, Th. II. Abthl. II.) gehört zu werden; doch wird hier ſeine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. In der neueſten Behandlung dieſes Stoffes: „Jeanne d'Arc, Trauerſp. in 5 Aufz. von F. G. Wetzel, Lpz. 1817." iſt der Dichter der Geſchichte treuer als Schiller geblieben. Die Jungfrau bleibt, nachdem ſie den Auftrag des Himmels vollzogen, auf Befehl des Königs, beim Heere. Nun entzieht ihr der Himmel den übernatürlichen Schutz. Sie fällt in die Hände des Feindes, und wird, nach der Verheißung, die ihr die heil. Katharina im Kerker gegeben, aus dem Flammentode, ohne Schmerz, in Geſtalt einer weißen Taube zum Himmel gehoben. Nur ſieht das genial entworfene und ausgeführte Ganze in ſeiner Form einem Gemälde aus der niederländiſchen Schule zu ähnlich. D'Auvigny's Trauerſpiel: Ieanne d'Arc. Paris 1819, ward in Paris mit großem Beifall gegeben. Lebrün de Charmettes Orléanide (Gedicht in 28 Geſängen) Par. 1820, iſt dem Schillerſchen Drama nachgebildet. K.

Jeddo, ſ. Japan.

Jefferſon (Thomas), vor Maddiſon bis 1809 Präſident des Congreſſes der Verein. Staaten, geb. in Virginien 1749, iſt groß und hager von Geſtalt, hat eine blühende Geſichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und faſt röthliches Haar. Nachdem er ſich mit dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaften, beſonders mit Geometrie, Phyſik, Aſtronomie und Geographie, auch mit der Malerkunſt bekannt gemacht hatte, widmete er ſich der practiſchen Rechtsgelehrſamkeit, und zeichnete ſich in derſelben ſo aus, daß ihn der Staat von Virginien noch ſehr jung zum Mitgliede der Geſetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften Beweiſe von ſeinen Talenten als Staats- und Geſchäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang, nebſt Waſhington, Franklin, John Adams und Andern, Mitglied des Congreſſes. Hier ſchlug er mit Lee die Unab-

hängigkeitserklärung vor, beſchleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die würdevolle Abfaſſung derſelben, und betrug ſich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. Hierauf machte er 1786 eine Reiſe nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris, und erlangte verſchiedene Begünſtigungen des nordamerikaniſchen Handels. Man ſah ihn oft in den Cirkeln des Bar. v. Holbach und der Mad. Helvetius. Darauf ward er zum Botſchafter der Verein. Staaten am Pariſer Hofe ernannt: ein Poſten, dem er zur Zufriedenheit beider Nationen vorſtand. Im J. 1789 kehrte er nach Amerika zurück, und ward Staatsſecretär der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entſcheidende Sprache führte, welche ſeinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politiſche Schwäche der Verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congreſſe mehrere durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fiſchereien u. den auswärtigen Handel Nordamerika's vor. Sein Vaterland dankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten ſuchte. Im J. 1794 legte Jefferſon ſeine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräſident an die Spitze der Regierung geſtellt, zog ſich jedoch abermals in den Privatſtand zurück. Die Parteiſucht, welche damals in der Verwaltung der amerikaniſchen Staaten herrſchte, und der ſich Jefferſon widerſetzte, war Urſache, daß man ihn von nun an als den Chef der Oppoſition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entſtand, beſchuldigte man ihn, er wolle die Conſtitution ſtürzen und ſich als Tribun an die Spitze des Volks ſtellen. Doch fiel das Falſche einer ſolchen Beſchuldigung nur zu deutlich in die Augen, und daher kam es, daß man Jefferſon am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präſidenten des Congreſſes ernannte, welchen Poſten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Maddiſon an ſeine Stelle erwählt wurde. Als Präſident behauptete er ſtandhaft die Würde des Freiſtaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan und ſchlug 1807 die Aufſtellung eines Linienheeres vor; auch ward auf ſeinen Rath ein allgemeines Embargo auf die amerikaniſchen Schiffe gelegt, um den amerikan. Handel, bei den ſich gegenſeitig überbietenden Blokadedekreten Napoleons und Großbritanniens, keinem Verluſte blos zu ſtellen. Penſylvanien wünſchte ihn abermals zum Präſidenten zu wählen: allein er erklärte, daß er nach den Grundſätzen der Conſtitution in den Privatſtand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerſt das wohlthätige Syſtem begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der Verein. Staaten (Europäer u. Indianer) nach und nach verſchmolzen und die letztern civiliſirt werden ſollen. Dieſe ſind bereits an den Genuß des Eigenthumsrechts gewöhnt, und der Vertrag, welchen der Congreß den 29. Nov. 1817 mit den indiſchen Stämmen abgeſchloſſen hat, iſt eine Fortſetzung des Jefferſonſchen Syſtems, und ein großer Schritt zum Anbau der nordweſtlichen Gränzländer. — Seine wichtigſten Schriften ſind: Summar. Ueberſ. der Rechte des engl. Amerika, 1774; Bemerk. über Virginien, 1781; Entwurf einer Fundamentalconſtitution, 1783; Hypotheſe, daß die Völker Aſiens von den amerikaniſchen Indianern abſtammen, 1789; ferner Manuel du droit parlementaire,

franzöſ. von Pichon. Par. 1816; und Denkſchriften über die foſſilen Rieſenknochen in Virginien; — über die geiſtigen Anlagen der Neger. Auch hat er nach geometriſchen Grundſätzen die Geſtalt des Pflugſchaars zu verbeſſern geſucht. Ein Modell davon übergab er dem Conservatoire des arts et métiers in Paris; ſ. die Schrift darüber in d. Annales du Muséum d'Histoire naturelle. Das pariſer National-Inſtitut hatte ihn ſchon 1800 zu ſeinem auswärtigen Mitgliede erwählt. Im Sept. 1814 bot er dem Congreß ſeine ausgeſuchte Bibliothek unter vortheilhaften Bedingungen zum Erſatz für die von den Engländern zu Waſhington verbrannte Bibliothek des Congreſſes an. Er lebt jetzt im Schooße der Wiſſenſchaften und des Landlebens auf ſeinem Gute Monticello in Virginien.

Jehovah nannte Moſes bei ſeiner Geſetzgebung den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, und gab ſeinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unvergänglichen. Denn Jehovah bedeutet im Hebräiſchen den, der da iſt, war und ſein wird, den allein Beſtändigen. Auffallend ſtimmt mit dieſer Bedeutung die berühmte Inſchrift des Iſistempels überein: „Ich bin alles, was war, iſt und ſein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben!" In wie weit aber Jehovah mit dem ägyptiſchen Ino verwandt ſei und ob Moſes die Idee des ewigen Gottes den ägyptiſchen Myſterien verdankt, läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit entſcheiden. Nur ſo viel iſt erweislich, daß der Moſaismus ſich durch die Reinheit ſeiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol oder Sinnbild Jehovahs war darin ausdrücklich verboten. Als der unſichtbare Schutzgott und König des Hauſes Iſrael ſollte er durch Gehorſam gegen ſeine Vorſchriften, und pünktliche Beobachtung der in ſeinem Namen von Moſes angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beſchaffenheit dieſes religiöſen Particularismus eben ſo ſehr, als die Beſchränktheit der hebräiſchen Cultur mit ſich, daß die Poeſie und der Volksglaube das Weſen des Unanſchaubaren durch anthropopathiſche Bilder verſinnlichte, ſeine Gegenwart in Flammen und Wolken, ſeine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher ſeit dem Davidiſchen Zeitalter ſeinen Sitz ausſchließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Dieſe dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil durch den Einfluß der Philoſophie und des Chriſtenthums allmählig aufgeklärt, allein der Glaube an eine beſondere Gunſt und Partheilichkeit Gottes für ihr Volk wird den Juden, ſo lange ſie den hiſtoriſchen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch faſſen ſie die Bedeutung des Namens Jehovah am liebſten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen ſei und ſein werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, ſ. Gemappe.

Jena, eine ſachſen-weimarſche Stadt in Thüringen, am Einfluſſe der Leuthra in die Saale, in einem romantiſchen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern und einem Schloſſe, worauf nach des Herzogs Wilhelm von Weimar Tode (1662), deſſen vier Söhne das Land unter ſich theilten, bis 1690 eine eigene, von Bernhard II. geſtiftete, aber ſchon in deſſen Sohne, Johann Wilhelm, erloſchene Seitenlinie reſidirte, nach deren Ausſterben Weimar und Eiſenach den jenaiſchen Landestheil unter ſich theilten. Berühmt iſt Jena wegen ſeiner Univerſität, welche viele der berühmteſten Gelehrten Deutſch-

lands unter ihren Lehrern (in der neuern Zeit z. B. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Schiller, Schelling, Schlegel, und jetzt Eichſtädt, Oken, Luden) und Zöglingen zählt, und wegen der damit zuſammenhängenden gelehrten und wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Sie war ſonſt ein Eigenthum ſämmtlicher Erneſtiniſchen Häuſer, jetzt aber haben Weimar und Gotha die Leitung allein. Geſtiftet wurde ſie, nachdem die Erneſtiniſche Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im J. 1548, und eingeweiht nach deſſen Tode, 1558. Die Zahl der Studirenden belief ſich in früheren Zeiten wol auf einige Tauſend; vor dem J. 1806 betrug ſie noch 600, verminderte ſich gleich darauf ſehr, iſt aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich iſt die Univerſitätsbibliothek, welche durch die Buderſche, und in neuerer Zeit durch die Büttnerſche Sammlung anſehnlich vermehrt worden. Ferner nennen wir das Hebammeninſtitut, die trefflichen kliniſchen Anſtalten, das anatomiſche Theater, die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente und Modelle, das Muſeum und das Mineraliencabinet, welches letztere hauptſächlich aus der Walchſchen und der ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung beſteht, und zu fernerem Anwachs Fonds beſitzt. Noch ſind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juriſtenfacultät und ein Schöppenſtuhl, das Oberappellationsgericht der Erneſtiniſchen Häuſer, eine Superintendentur und eine lateiniſche Schule, auch mehrere gelehrte Geſellſchaften, nämlich eine lateiniſche, eine deutſche und eine mineralogiſche. Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm iſt der Ueberreſt des alten Schloſſes Kirchberg auf dem Hausberge.

Jena (Schlacht bei) am 14. Octbr. 1806. Es herrſchen über dieſe Schlacht, zum Theil in Folge der Erzählungen des Herrn von Cölln und anderer Schriftſteller ſeiner Art, großentheils ſo verworrene Anſichten, daß es auch jetzt noch der Mühe verlohnt, ſie treu zu ſchildern, und dadurch den Wahn zu bekämpfen, als ſeien hier die Deutſchen ſchon beim Erblicken der Franzoſen davon gelaufen. Durch unbegreifliche Mißgriffe des preußiſchen Oberfeldherrn war es Buonaparte gelungen, ſeine Waffen zwiſchen der Elſter und Saale vorzuſchieben, und ſo die verbündete Armee von der Elbe abzuſchneiden, während dieſe um Weimar und Jena ſtehend einer feſten Beſtimmung noch entbehrte. Der Rückmarſch der Hauptarmee über die Unſtrut ward endlich beſchloſſen, und das Hohenlohiſche Corps ſollte ihn decken; dies blieb deßhalb bei Jena ſtehen, während jene am 13. Octbr. bis Auerſtädt marſchirte, und ſich am folgenden Tage dort mit Davouſt ſchlug. Sonach ſtand die Armee des Fürſten von Hohenlohe am 13ten zwiſchen Weimar und Jena, die Saalübergänge bei Camburg und Dornburg waren ſchwach beſetzt, der Haupttrupp der Vorpoſten unter Gener. Tauenzien ſtand am Morgen noch in Jena. Dieſe Stadt ward indeſſen bei dem Andrängen des überlegenen Feindes geräumt, und es gelang dem raſch nachfolgenden, ſich auf dem Gipfel des Landgrafenberges feſtzuſetzen, wo er ſich im Laufe des Nachmittags bedeutend verſtärkte (das ganze Corps von Lannes, ſpäter auch die Garden). Zwar ließ der Fürſt Hohenlohe einige Brigaden ausrücken, um ihn wieder zu vertreiben, aber in dieſem Augenblick brachte der Obriſt von Maſſenbach den beſtimmten Befehl des Herzogs von Braunſchweig, in keinem Falle anzugreifen, und ſo bewendete es bei einem Tirailleurgefecht, das der Feind bis zur Nacht unterhielt, und dabei zwei vorliegende Gehölze beſetzte. Ehe wir zur Schlacht ſelbſt übergehen, iſt eine Ueberſicht der beiderſeitigen Streitkräfte erfoderlich. Die Ho-

henlohiſche Armee zählte ungefähr 40,000 Mann; davon bildeten am Schlachttage die Reſte des Tauenzienſchen Corps die Vordertruppen; ein Detaſchement unter Gen. Holzendorf war zur Sicherung der linken Flanke bei Rödigen, zur Deckung der rechten die ſächſiſche Diviſion Nieſemeuſchel an der Schnecke aufgeſtellt, das eigentliche Corps de Bataille, die Diviſion Grawert mit einigen ſächſiſchen Bataillons und Escadronen ſtand gegen Vierzehnheiligen, das als Reſerve zu betrachtende Corps des Gen. Rüchel war noch zurück bei Mellingen. Die franzöſiſche Armee war gewiß 80,000 Mann ſtark; davon ſtand ſchon am 13ten das Corps von Lannes und die Garde auf dem Landgrafenberge, das von Soult traf zwiſchen 8 und 10 Uhr des Morgens am 14ten auf dem rechten Flügel deſſelben, das von Augereau ungefähr um dieſelbe Zeit auf dem linken ein, das von Ney rückte nach Mittag — ſo daß es noch Theil an der Schlacht nahm — auf den Landgrafenberg, das von Bernadotte erſchien ſchon früher über Zimmern auf dem äußerſten rechten Flügel, die Cavallerie unter Murat endlich langte noch zeitig genug an, um den eben erkämpften Sieg zu vervollſtändigen. Der Gen. Tauenzien griff mit Tagesanbruch den Feind im dichten Nebel an. Nach einem zweiſtündigen heftigen Gefecht zurückgeworfen, zog er ſich zwiſchen 7 und 8 Uhr gegen Vierzehnheiligen zurück, die Diviſion Nieſemeuſchel und Grawert waren indeſſen in die oben bemerkten Stellungen gerückt, und die Tauenzienſchen Truppen ſammelten ſich hinter der letztern, welche ungefähr 1000 Schritt hinter dem Dorfe, das Gros der Cavallerie auf dem linken Flügel, aufmarſchirt ſtand; der Feind war jenen zurückgehenden Truppen raſch gefolgt, und hatte ſich in Vierzehnheiligen geworfen. Das Detaſchement unter Holzendorf, ſeit 6 Uhr bei Rödingen aufgeſtellt, ward um dieſe Zeit von überlegenen Kräften zurückgedrängt und zog ſich nach den Höhen von Stobra, wo es 2 Stunden lang vom Soultſchen Corps durch Tirailleurs hingehalten, dann über Buttelſtädt retirirte, als die Colonnen von Bernadotte ſich in ſeiner linken Flanke zeigten. — Der linke Flügel des Hauptcorps war dadurch ganz entblößt. Die Diviſion Grawert rückte nun, in eine Linie formirt, bis auf Flintenſchußweite gegen Vierzehnheiligen, und beſtand dort ein mehrſtündiges blutiges Gefecht; ungefähr um 10 Uhr gelang es, die Franzoſen bis nach dem Dornberge zurück zu werfen. — Traf in dieſem Augenblicke das Rüchelſche — bereits zum Heranrücken befehligte Corps ein, ſo waren die glänzendſten Reſultate unzweifelhaft; da es aber immer noch nicht erſchien, der General Holzendorf um dieſe Zeit auch bereits verſchwunden war, ſo konnten die blutig errungenen Vortheile nicht verfolgt, es mußte ſogar der Angriff auf Vierzehnheiligen ſelbſt — in welchem ſich die Franzoſen gehalten hatten — aufgegeben werden. Die franzöſiſche Armee war während deſſen durch mehrere auf dem Schlachtfelde eingetroffene Corps ungemein verſtärkt worden, und ging ſchnell wieder zum heftigſten Angriff über; eine Colonne (Augereau) drang in den Iſſerſtädter Forſt *) und faßte ſo die rechte Flanke, eine zweite (Lannes)

*) Der Forſt von Iſſerſtädt war ſchon früher, ehe die Colonne des M. Augereau daſelbſt eintraf, im Rücken des Grawertſchen Angriffs auf Vierzehnheiligen, von den Franzoſen beſetzt worden. Der F. H., dem es gemeldet wurde, wollte es nicht glauben. Es war, (wo wir nicht irren) Suchets Abtheilung, die ſich dahin verirrt hatte und ſich ſtill hielt, weil ſie, im Rücken der Preußen, ſich ab-

drängte im Centrum über Vierzehnheiligen, eine dritte (Soult) drückte auf den linken Flügel, und nöthigte die Cavallerie gegen Hermſtädt zurück zu gehen; zum Ueberfluß wurden in derſelben Richtung weiter hinaus zwei andere Colonnen (Bernadotte) ſichtbar. Dieſe Maſſen drangen mit dem heftigſten Feuer von allen Seiten ungeſtüm vor; die einzige Diviſion, die im mehrſtündigen Kampfe bereits ſehr Viel verloren hatte, konnte einer ſolchen unverhältnißmäßigen Uebermacht nicht länger widerſtehen, ſie ging noch in Ordnung bis an Groß- und Klein-Romſtädt zurück, aber hier wurden die wenigen noch vorhandenen Batterieen ſchnell demontirt oder genommen, und der ſchwache Reſt dieſer tapfern Truppen löſ'te ſich bald in einzelne Haufen auf, die in wilder Flucht zurückſtürzten (einigen ſächſiſchen Bataillonen gelang es, geſchloſſen zu retiriren, unter ihnen zeichnete ſich das Grenadier-Bataillon Winkel durch ruhmwürdige Standhaftigkeit aus). Die Diviſion Nieſemeuſchel war während deß, dem erhaltenen Befehl gemäß, in ihrer Poſition an der Schnecke ſtehen geblieben, ohne angegriffen worden zu ſein: bald nachdem das Hauptcorps von Vierzehnheiligen zurückgeworfen worden war, wendeten ſich aber feindliche Colonnen gegen ſie, deren erſter Angriff abgeſchlagen ward. So beſchäftigt bemerkte ſie weder die Niederlage der Truppen unter Grawert und ſpäter der von Rüchel, noch konnte ihr ein Befehl zum gleichzeitigen Rückzuge zukommen; die jetzt angekommene franzöſiſche Cavallerie hatte ſie bereits umgangen, als ſie erſt von der Lage der Dinge unterrichtet den Rückzug antrat. Ungeſtüm verfolgt war ſie in großer Ordnung auf der Chauſſee bis gegen Kötzſchau gekommen, als ſie umringt und nach hartnäckigem Wider-

---

geſchnitten glaubte. Ein Aufſatz (von Jomini?) in einem der drei erſten Hefte der Pallas gibt darüber beſtimmte Auskunft. Bei dem erſten Angriff der franzöſiſchen Cavallerie auf das Plateau oberhalb der Schnecke ging der Obriſte von Feilitzſch mit den drei Escadrons ſächſiſcher Carabiniers ihm entgegen, warf ſie in drei auf einander folgenden Attaquen, und ſchlug ſich durch. Die beiden Generale, Gebrüder von Zetzſchwitz, ſchloſſen ſich den drei Escadrons an und entkamen mit ihnen. Die beiden kleinen Trupps der Feldwachten blieben noch bei den Bataillonen und hielten durch wiederholte Angriffe die franzöſiſche Cavallerie länger als eine ſtarke halbe Stunde zurück. Unterdeſſen waren die drei Escadrons des königl. preuß. Huſaren-Regiments Bkla angekommen. Sie verſuchten einen Angriff auf der Seite von Schwabhauſen, wurden aber geworfen und eilten über Kötzſchau davon, die beiden ſächſiſchen Feldwachten entkamen über Kapellendorf. Da das Rüchelſche Corps jetzt plötzlich verſchwand, ſtanden allein noch die 9 ſächſiſchen Bataillone und das Bataillon Boguslawski auf dem Platze, und wurden, von allen Seiten umringt und durchbrochen, nach einer lebhaften aber nicht mehr geordneten Gegenwehr, theils aufgerieben, theils gefangen. Die ſächſiſche Cavallerie, mit welcher die Generale v. Zetzſchwitz über die Ilm gingen, beſtand außer den drei Carabiniers-Escadrons, aus den Reſten der Dragoner-Regimenter, welche der Fürſt v. Hohenlohe vorher zu dem Angriff bei Vierzehnheiligen hatte abrufen laſſen. Der General-Lieutenant v. Polenz zog ſich mit ſeinem Dragoner-Regimente und drei Escadrons Huſaren, die zwiſchen Iſſerſtädt und Krippendorf gefochten hatten, mit Ordnung vom Kampfplatz zurück und deckte einen Theil des Rückzuges der Preußen bis Sangerhauſen. — Anmerkung von andrer Hand.

ſtande gefangen ward; — die ihr beigegebene ſächſiſche Cavallerie *) ſchlug ſich unter General Zezſchwitz, vereinigte ſich mit der übrigen, die deſſen Bruder führte, und ging über die Ilm. In dem Momente, wo die Diviſion Grawert aufgelöſ't zurückſtürzte, marſchirte das Rüchelſche Corps auf dem Sperlingsberge bei Capellendorf auf, rückte, ohne auf das in ſeiner Nähe Vorgehende zu achten, eine Strecke vor (wobei ihm die ſächſ. Cavallerie unter dem anderen General Zezſchwitz die rechte Flanke deckte), und ward dann, von einer ungeheuern Uebermacht in der Front und beiden Flügeln angegriffen, nach kurzem aber höchſt blutigem Kampfe über den Haufen geworfen. Der General Rüchel ward ſchwer verwundet, die geſprengten Truppen folgten dem Zuge der Fliehenden gegen Weimar. Hier waren die ſächſiſchen Bataillone, welche mit der Diviſion Grawert gefochten, vor dem Webichtbuſche à cheval der Chauſſee aufgeſtellt, hinter ihnen wurden die zerſtreuten preußiſchen Truppen geſammelt (andre hatten bereits die Ilm, ſeitwärts Weimar, paſſirt). Da der Feind indeſſen auch hieher folgte, und beſonders viel Cavallerie zeigte, ſo ging Alles über die Ilm und ſetzte den Rückzug theils nach Erfurt theils nach Buttelſtädt fort. So war dann gegen Abend die Niederlage der Hohenlohiſchen Armee vollendet. In einzelnen Corps nach einander angegriffen, hatte ſie lange genug der großen Ueberzahl beharrlichen Widerſtand geleiſtet; die völlige Auflöſung, die nun erfolgte, war leider ſo unheilvoll als erklärlich, aber das Gefecht ſelbſt gar nicht ſo beſchämend, wie es von Ignoranten oder Uebelwollenden dargeſtellt worden. Die Infanterie hat mit ſehr geringen Ausnahmen ſehr brav gefochten, mehrere Bataillone waren faſt ganz vernichtet, einige haben ſich ganz vorzüglich ausgezeichnet, viele verloren über die Hälfte ihrer Offiziere; die Cavallerie, in Maſſe nirgend gebraucht, hat wenig Gelegenheit gefunden, es der Infanterie gleichzuthun, bisweilen auch die Erwartungen, die man von ihr hegte, und Buonaparte's Furcht nicht gerechtfertigt: die ſächſiſchen Reiter haben ſich beim Durchſchlagen durch den Feind ihres alten Ruhmes würdig bewieſen. Der erlauchte Führer endlich zeigte im heftigſten Feuer den beſonnenen Muth, den wir von den Rheinfeldzügen her an ihm kennen, er war wahrhaft eines beſſern Looſes würdig. Der Verluſt der preußiſch-ſächſiſchen Armee iſt nie genau bekannt worden, die Franzoſen gaben den ihrigen zu 1100 Todten und 3000 Bleſſirten an. —e.

Jenner (Eduard), Arzt in England, als Erfinder oder Verbreiter der Kuhpockenimpfung berühmt, geb. 1749 zu Berkley in Gloceſterſhire, ein Zögling des berühmten Anatomen John Hunter. Nachdem er mehrere Jahre ausübender Arzt und Chirurgus geweſen,

*) Die ſächſiſche Cavallerie, welche neben den 9 ſächſiſchen Infanterie-Bataillonen auf dem Plateau oberhalb der Schnecke geſtanden hatte, war ſchon früher, ein Regiment nach dem andern, durch den Fürſten v. Hohenlohe abgerufen worden, um die Angriffe bei Vierzehnheiligen zu unterſtützen, und nur drei Escadrons Carabiniers hatte er den Sachſen gelaſſen. Außer dieſen verſammelten ſich auch hier noch zwei Trupps von den Feldwachten der letzten Nacht, der eine von 39, der andere von 36 Pferden. Die ganze Fläche vorwärts von dem Dorfe Iſſerſtädt war dadurch entblößt worden, und der Gen. Lt. v. Grawert hatte verſprochen, dieſe Lücke durch preußiſche Cavallerie und leichte Infanterie zu decken. Er ſchickte auch gleich das leichte Bataillon Boguslawski; drei Escadrons des Huſaren-Regiments Bila kamen erſt ſpät. Anmerk. v. a. Hand.

gab er die Chirurgie auf, um ſich ganz dem Studium der Phyſiologie und Naturgeſchichte zu widmen. Wegen ſeiner an Beobachtungen reichen Abhandlungen über die Muſik ward er zum Mitglied der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London ernannt. Auch zeichnete er ſich durch eine treffliche Beſchreibung der Angina pectoris aus. Seit 1776 beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Kuhpocken, und gab 1798 die erſte Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorns Ueberſetzung 1799 auch in Deutſchland bekannt wurde. Beobachtungen über die Blattern der Kühe in Gloceſterſhire (cow-pox) hatten ihn ſeit 1769 ſchon auf ſeine Entdeckung geleitet. Am 14. Mai 1796 impfte er das erſte Mal die Kuhpocken ein; wurde den Vaccinirten nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, ſo bekamen ſie letztere Krankheit nicht. Von dieſen Verſuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Von 6000 Perſonen, die er vaccinirt hatte, wurde keine von den Kinderblattern angeſteckt. Er machte auf die Gefahrloſigkeit der durch Vacciniren entſtandenen Blattern, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenſchaft, ſich nicht weiter durch Anſteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der ſie ausgeſtanden, gegen die Anſteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, aufmerkſam. Indeß machte er bald die Erfahrung, daß es auch falſche Kuhpocken gebe, deren Geſtalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche vor den Kinderblattern nicht ſicher ſtellten. Er beſtimmt daher genau die Unterſcheidungszeichen der ächten Kuhpocken. In einer dritten Schrift vom J. 1800 beſtätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Noch ſchrieb er 1801 eine Abhandlung über den Urſprung des Impfens mit Kuhblattern. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden ſich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitern Verſuchen, beſonders Woodwille und Marſhall, Jenners Freunde, Pearſon und einige Andere. Durch Correſpondenz, nach Deutſchland, durch ganz Europa, ja in die andern Welttheile, beſonders nach Amerika, verbreitete Jenner jene Erfindung in unglaublich ſchneller Zeit. Der franzöſiſche Weltumſegler Baudin brachte ſie auf die Inſeln des Südmeers. In London wurde ſchon 1799 eine öffentliche Impfanſtalt errichtet, welche an mehrern Orten Nachahmung fand. Auch die Truppen, welche England nach Aegypten ſandte, wurden vaccinirt, und ſie ertrugen das fremde Klima beſſer als die franzöſiſchen. Jenners großes Verdienſt wurde allenthalben, beſonders in England geſchätzt. Die Aerzte der britt. Marine ließen auf ihn eine Denkmünze prägen: Apollo, der einen vaccinirten Matroſen der Britannia vorſtellt, mit einer Bürgerkrone und der Inſchrift: Jenner. Alba nautis ſtella refulsit. Die verwittwete Kaiſerin von Rußland ſchrieb 1802 an Jenner und verehrte ihm einen ſchönen Diamant. Im J. 1803 bekam er von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapſel, ſein Name ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bezeugte ihm einmüthig zweimal den Dank der Nation, auch bewilligte es ihm (1802 u. 1807) Geldgeſchenke, die ſich auf 30,000 Pf beliefen; mit der Bemerkung, daß keine Summe groß genug ſei, um ihn für das, was er durch ſeine Entdeckung der Menſchheit geleiſtet, zu belohnen. Indeß hatte ſeine Correſpondenz allein ihm über 1000 Pf. St. gekoſtet, und er ſchlug die gehabten Unkoſten auf 6000 Pf. St. an. Es wurde eine Geſellſchaft zur Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien geſtiftet, die den

Namen königlich Jennerſche Societät führt, für deren Patrone ſich der König und die Königin erklärten, und an welcher der Prinz und die Prinzeſſin von Wallis, ſo wie mehrere Große Antheil nahmen. (Vergl. d. Art. Kuhpocken.) Nach dem Schleswig-Holſtein. Provinzialbericht, vom J. 1815, machte der Schullehrer Plett zu Stockendorf bei Kiel ſchon im J. 1790 die Erfahrung, daß, wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit bliebe. Er verſuchte daher 1791 zu Haſſelburg abſichtlich an drei Kindern die Impfung mit Kuhblattern. Sie gelang. Jenner ſtellte dieſe Impfverſuche erſt 5 Jahre ſpäter an, 1796; folglich iſt die Vaccin eine deutſche Erfindung. H.

Jenny=Maſchinen heißen die berühmten Maſchinen, welche Baumwolle ſpinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden ſind. Als dieſer ein Patent auf ſeine Erfindung nahm, nannte er ſie nach ſeiner Frau Jenny=Maſchine, und ſpäterhin, nachdem er dieſelbe noch verbeſſert hatte, Jenny=Mule (Baſtard=Jenny), von Mule, Maulthier. Dieſe künſtliche Erfindung, Baumwolle zu ſpinnen, beſteht aus vier Maſchinen, der Krätzmaſchine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaſchine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und dieſe in eine wurſtartige Form bringt; der Vorſpinnmaſchine (Boving mill), auf welche die Wolle, nachdem ſie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden iſt, aufgeſpult und ſolchergeſtalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn=Maſchine, einer aus vielen Spindeln beſtehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelſt eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn geſponnen wird. Die Spinnmaſchine iſt eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einſchlaggarn (Weft). Letztere ſoll eigentlich nur den Namen Jenny=Maſchine führen. Die Bewegung aller dieſer Maſchinen geſchieht entweder durch ein großes Waſſerrad, oder auch durch eine Dampfmaſchine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Teſtaments, aus einem edeln jüdiſchen Prieſtergeſchlechte, erfüllte in der traurigſten Periode des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen deſſelben bis zum babyloniſchen Exil, alſo über 40 Jahre lang, den prophetiſchen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erſchöpfte er ſich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in ſein Schickſal zu bewegen; ein beſtändiger Druck, unter dem er nur ſeufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren waren ſein Lohn. Nach der Zerſtörung Jeruſalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenſchaft abgeführt wurde, als den edelſten ſeiner Nation, durch die Erlaubniß, ſich ſeinen Aufenthalt ſelbſt wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als ſie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten flohen, begleitete er ſie und ſtarb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, ſeine Lehren und Orakel von ſeinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu laſſen. Sie ſind, ſo weit wir ſie im Canon des A. T. beſitzen, Zeugen der glühendſten Vaterlandsliebe und des unerſchütterlichſten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweiſe, wie ſehr der Geiſt dieſes Propheten durch ſein und ſeines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weiſſagun-

gen gegen auswärtige Staaten erhebt ſich ſein Ausdruck zu einiger Stärke, ſonſt iſt ſein Ton ſanft wie ſein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er ſah den Untergang Juda's mit Beſtimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jeruſalem. Die Frucht dieſes Schmerzes ſind ſeine Klagelieder (daher der Name Jeremiaden), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren ſchönen, harmoniſchen Bau an eine beſſere Periode der hebräiſchen Dichtkunſt erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöſtlich von Jeruſalem, weſtlich vom Jordan, wegen ihrer Balſamgärten, Palmen- und Roſenwäldchen, beſonders im Salomoniſchen Zeitalter, ausgezeichnet, und blühend durch den Handel mit Balſam und Gewürzen. Sie war der Schlüſſel zu Paläſtina, und wurde daher von den Iſraeliten, welche unter Joſua über den Jordan gegangen waren, um Paläſtina zu erobern, nachdem ſie vorher Kundſchafter dahin abgeſchickt hatten, zuerſt angegriffen und am ſiebenten Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erſtürmt, und vernichtet, jedoch ſpäterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte ſteht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen ſind verſchwunden, nur der Balſambaum wird noch abgewartet. In unſern Gärten erinnert an dieſe Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar geſtalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Roſe von Jericho (Anastatica) nennen. Wahrſcheinlich wurden ſie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jerſey, ſ. Guernſey.

Jeruſalem, (Johann Friedrich Wilhelm), Abt, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück in Weſtphalen geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten ſich ſchon früh. Kaum ſechszehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntniſſen ausgerüſtet, im J. 1724 die Univerſität zu Leipzig, wo er ſich dem theologiſchen Studium widmete. In ſeinem 21ſten Jahre kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daſelbſt unternahm er eine Reiſe nach Holland, wo er noch einige Jahre zu Leiden ſtudirte, und darauf zwei Edelleute auf die eben errichtete Univerſität zu Göttingen führte. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reiſe nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutſchland zurückkehrte, worauf er vom damaligen Herzog von Braunſchweig zum Hof- und Reiſeprediger, ſo wie zum Lehrer und Erzieher des damals ſiebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im J. 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulweſen und Verbeſſerung deſſelben äußerte er ſeine Gedanken über die Anlegung eines Inſtituts, welches die bisherige Lücke zwiſchen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, ſondern für den Militärſtand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben beſtimmt wären, die ihnen nöthige Unterweiſung und Sittenbildung verſchaffen könnte. Der Herzog beſchloß die Ausführung und ſo entſtand, nach einem von Jeruſalem entworfenem Plane, das nachmals ſo berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunſchweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunſchweig auch die Gründung ihres Armenweſens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probſte der Klöſter St. Crucis und Aegidii, im J. 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des

Kloſters Riddagshauſen, in der Nähe von Braunſchweig, ernannt. De[n] Ruf eines Kanzlers der Univerſität zu Göttingen lehnte er aus An[-] hänglichkeit an das braunſchweigiſche Haus ab, und ward dafür 177[.] zum Vicepräſidenten des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel ernann[t.] Dieſer vortreffliche, durch Herzensgüte und Gelehrſamkeit ausgezeich[-] nete Mann, deſſen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braun[-] ſchweig ſegnen, hätte verdient, auch in ſeiner Familie ohne Kumme[r] zu leben. Aber noch am Abend ſeines Lebens ſollte er das Unglück erleben, daß ſein innigſt geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, ſich in einer melancholiſchen Stunde durch einen Piſtolen[-] ſchuß des Lebens beraubte. Dieſes traurige Ereigniß gab Göthen den Grundſtoff zu ſeinen **Leiden des jungen Werther**. Nach[-] dem er ſich von dieſen und andern harten Schickſalsſchlägen mit männ[-] lichem Muthe emporgerichtet, und ſeinem ausgebreiteten Wirkungs[-] kreiſe die gewohnte Thätigkeit noch in ſpäter Zeit gewidmet hatte, entſchlummerte er am 2. Sept. 1789 im achtzigſten Jahre ſeines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jeruſalem ſtand als **Theolog**, **Denker** und **Gelehrter** unter ſeinen Zeitgenoſſen auf einer Stufe, die nur wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten ſeines Herzens und Charakters. Zu ſeinen vor[-] züglichſten Schriften gehören: **Predigt-Sammlungen**, 2 Thle. Braunſchweig, 1788 — 1789: **Betrachtungen über die vor[-] nehmſten Wahrheiten der Religion**, 2 Bde., 1785 u. 1795.

Jeruſalem. Dieſe weltberühmte Stadt (von der Prevot an Ort und Stelle ein Panoram gezeichnet hat, das man in Paris ſieht) liegt in Paläſtina und iſt dem Paſcha von Damaskus unterworfen. Ihre Umge[-] bungen ſind öde und gebirgig. Am weſtlichen Abhange eines Baſalt-Ber[-] ges, von Felſen und tiefen Thälern umgeben, hat ſie die Temperatur der Luft weit kälter, als man nach der geographiſchen Lage ſchließen ſollte. Der ganze Umfang der Stadt iſt jetzt kaum eine halbe Meile. Obgleich ſie ziemlich hohe Mauern hat, ſo kann ſich Jeruſalem doch nicht ge[-] gen einen Feind halten, weil die nahen Berge und Felſen es völlig beherrſchen. Die Stadt iſt unregelmäßig gebaut, und hat ſechs Thore, die noch hebräiſche Namen führen. Die Häuſer ſind alle von Sandſtein, drei Stocke hoch und ohne Fenſter im unteren Stocke. Dieſe todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypreſſen unterbrochen. Die Bevölkerung von Jeruſalem beläuft ſich auf 30,000 Menſchen, dar[-] unter 20,000 Chriſten von allen Secten, 7000 Mohammedaner, und nur wenige Juden. Chriſten und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban: das weibliche Geſchlecht ſieht mit ſeinen dich[-] ten Schleiern und ſeinen weißen Gewändern wandernden Leichen ähn[-] lich. Auf den ungepflaſterten Straßen hat man beſtändig mit den dichteſten Staubwolken oder mit dem tiefſten Schmutze zu kämpfen. Kein frohes Geſicht begegnet uns. Keinen andern Ton hört man als den Galopp der Janitſcharen-Roſſe, die vielleicht von einem Plünde[-] rungszuge in der Wüſte zurückkehren. Keinen andern Anblick hat man, als den jener verſchleierten weißen Geſtalten, der übermüthigen Türken, und der ſtumpfſinnigen oder ſchwermüthigen Chriſten. Daß weder Wiſſenſchaften noch Künſte in dem jetzigen Jeruſalem blü[-] hen, kann man ſich bei dem Despotismus der Türken und dem fin[-] ſtern Aberglauben der Chriſten leicht vorſtellen. Wenige Weberſtühle und einige Pantoffelmacher ſind Alles, was man zu den Fabrikar[-] beiten in Jeruſalem rechnen kann. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrſcheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, ſondern

auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indeſſen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Aegypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reis über Acre ein. Doch hat dieſer Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlſtand der Einwohner. Uebrigens ſind die Lebensmittel im Ueberfluß und wohlfeil: Wildpret vortrefflich, und der Wein ſehr gut. Die Pilger eröffnen für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jahren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Jeruſalem hat einen Statthalter, einen Cadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geiſtliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg geweſen ſein ſoll, iſt ein durchaus gothiſches Gebäude. Auch nennt man ſie den Piſaniſchen Thurm, weil die Piſaner ſie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden ſich an das große Franciscaner-Kloſter von San Salvador, worin ſie einen Monat lang umſonſt verpflegt werden. Außer dieſem gibt es noch ein und ſechzig chriſtliche Klöſter in Jeruſalem, worunter das armeniſche das größte iſt. Sie erhalten ſich von milden Beiträgen, die meiſtens aus Europa ihnen zufließen. Die Kirche des heiligen Grabes iſt ſeit faſt anderthalb Jahrtauſenden der heiligſte Ort in Jeruſalem. Sie beſteht aus mehreren vereinigten Kirchen, und ſoll auf dem Golgatha aufgeführt ſein. Man zeigt hier in einem reichgeſchmückten großen unterirdiſchen Gemach das Grab des Erlöſers mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiſerin Helena ſoll im vierten Jahrhundert dieſe Kirche geſtiftet haben, nachdem ſie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben dort in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt. Der Tempel der Mohammedaner, den ſie für eines der größten Heiligthümer halten, iſt ſehr prächtig. Keinem Chriſten oder Juden iſt es erlaubt in das innere Heiligthum zu treten. Dennoch wiſſen wir, daß dieſer heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden beſteht, von denen das eine, El Akſa, mit einer prächtigen Kuppel verſehen, und den herrlichſten Vergoldungen verziert iſt. Das andere Gebäude iſt ein Achteck; es heißt El Sahara, hier zeigen die Mohammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Koran, der 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß breit iſt. Noch ſieht man auf dem Oelberg eine chriſtliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilands gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man ſieht außer manchen altiſraelitiſchen eine Menge griechiſcher und römiſcher Denkmäler, mehrere chriſtliche und beſonders gothiſche, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geſchichte dieſer Stadt verliert ſich in das allerfrüheſte Zeitalter. Ein Zeitgenoſſe des Abraham, Melchiſedek, wird ſchon 2000 vor unſerer Zeitrechnung König von Salem genannt: dies Salem ſoll das nachmalige Jeruſalem ſein. Dann beſaßen die Jebuſiter die Stadt, und als 1500 Jahr vor Chriſto die Iſraeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin dieſe Stadt zugetheilt. Doch ſcheinen in der Folge die Jebuſiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte ſie nach ſeinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salomon verſchönerte Jeruſalem ungemein, und ließ durch die kunſtreichen Tyrier den vielgprieſenen Tempel erbauen. Unter ſeinen Nachfolgern ward Jeruſalem die Hauptſtadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward ſie erobert und geplündert, zuerſt unter

Rhehabeam, von den Aegyptern, dann unter Joram, von den Arabern, unter Joas, von den Syrern, unter Amazias, von den Iſraeliten, und unter Joſias wieder von den Aegyptern 611 vor Chr. Geb. Der letzteren Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kädiſcha, die Heilige, erinnert, wie noch jetzt die Mohammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte ſich der chaldäiſche König Nebukadnezar, auch Nabopalaſſer genannt, unter dem jüdiſchen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jeruſalem, zerſtörte die letztere vom Grunde aus 586 vor Chriſto, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geſchah unter Anführung ihrer Hohenprieſter Eſra und Nehemia, deren Nachfolger ſie eine Zeitlang beherrſchten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Beſuch in Jeruſalem abgeſtattet habe, iſt gewiß nur eine jüdiſche Sage, da Joſepus der einzige Bürge dafür iſt. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jeruſalem, und führte eine Menge angeſehener Juden nach Alexandrien. Dann ſtand es eine Zeit lang, nachdem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit der ſyriſchen Könige. Unter den Maccabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeit lang frei, und wählten ſich eigene Könige. Einer der letztern, Ariſtobulus, rief den großen Pompejus ins Land, und ſo kam 64 Jahr vor unſerer Zeitrechnung Jeruſalem unter römiſche Herrſchaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hoheprieſter neben den römiſchen Statthaltern hatte, ſo veranlaßte dies unabläſſige Meutereien, denen endlich Veſpaſian und Titus dadurch ein Ende machten, daß ſie, nach einer fürchterlichen Belagerung, im Jahre 71, die Stadt erſtürmten, die Einwohner vertilgten, und Alles verwüſteten. So ſchien Jeruſalem gänzlich zu Grunde gegangen zu ſein. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils ſammelten ſich nach und nach wieder die zerſtreueten Juden, bauten ſich an, und empörten ſich von neuem gegen die Römer. Hierdurch erbittert ließ Kaiſer Hadrian endlich im Jahr 118 Alles zerſtören, was Titus verſchont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Conſtantin der Große und ſeine Mutter Helena zeigten dadurch ihre chriſtliche Frömmigkeit, daß ſie alle heidniſchen Denkmäler ausrotten ließen und viel neue chriſtliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wieder herzuſtellen, ſoll aber durch Ausbruch unterirdiſchen Feuers daran verhindert worden ſein. Nun blieb die Stadt unter der Herrſchaft der morgenländiſchen Kaiſer, bis Kosroes im J. 614 ſie mit ſeinen Perſern eroberte. Doch gewann der Kaiſer Heraklius im Frieden 628 die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und brachte durch Sectenhaß den Patriarchen von Jeruſalem Sophronius dergeſtalt gegen ſie auf, daß der Kalif der Araber, Omar, im J. 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrſchaft an die Turkmanen über. Im erſten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099 Jeruſalem. Es ward ein eigenes chriſtliches Reich geſtiftet, dem aber die Türken 1157 ein Ende machten.

Jeſaias wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Uſias bis Hiskias, wenigſtens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts Gewiſſes bekannt, als daß

ſein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter ſeinem Namen im alten Teſtamente enthaltenen Orakeln erweislich von ihm ſelbſt herrührt, ſichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichſten Dichtern. Seine Sprache iſt den Gegenſtänden, die er behandelt, die angemeſſenſte; ſie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchſten Würde und Majeſtät, und an Fülle und Kraft bei dem ſchönſten Ebenmaße kommt ihm die Poeſie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt ſeiner Dichtungen ſind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Ausſichten in eine ſchönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Geſinnung ſpricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der ächten Begeiſterung. Daher ſehen die Gläubigen in ſeinen Weiſſagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Chriſto der Menſchheit aufgegangen iſt. S. den Art. Propheten. E.

Jeſuaten des H. Hieronymus oder Jeſusdiener hieß ein im Jahre 1365 zu Siena entſtandener, wenig und nur in Italien verbreiteter geiſtlicher Orden, deſſen Glieder wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita, Aquavitpatres, genannt wurden. Im Jahre 1668 hob eine päpſtliche Bulle dieſen unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jeſuiten oder Geſellſchaft Jeſu nannte ſich ein geiſtlicher Orden, der ſich viel höher als alle anderen Orden, ja über die Kirche ſelbſt ſtellte, und ob er gleich ſeinen Gliedern die Annahme von Kirchenämtern und Prälaturen durchaus verbot, doch in der Kunſt zu herrſchen die weltlichen Regierungen nicht minder, als ſeine geiſtlichen Nebenbuhler übertraf. Ihm läßt ſich auch kein andrer geiſtlicher Orden an die Seite ſtellen. Denn während die, die ſich nur der Contemplation und Andacht widmen, wenig charakteriſtiſche Züge darbieten und meiſtentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mildere Strenge der Regel, mehr oder weniger Uebungen der Buße und Gottſeligkeit von einander verſchieden ſind, und auch die Regſameren, welche durch Unterricht, Seelſorge und Mildthätigkeit, ſowie durch ihre Intriguen an Höfen und in Familien, nach außen wirken, faſt überall dieſelben Manieren zeigen und das bekannte Thema der Mönchsweiſe mit geringen Variationen durchführen; hat die Geſellſchaft Jeſu ſich bald zu dem Range einer welthiſtoriſchen Erſcheinung emporgeſchwungen, die in ihrer Art einzig iſt. Der mindeſte Theil dieſer Größe ging von ihrem Stifter aus, der ſeinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Energie ſeiner Nachfolger, als ſich ſelbſt verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngſte von eilf Kindern eines ſpaniſchen Edelmanns, auf deſſen Stammſchloſſe Loyola im Biscayiſchen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinand des Katholiſchen als Edelknabe herangewachſen und bald in Kriegsdienſte getreten, ohne ſich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzoſen erhaltene ſchwere Verwundung am Beine unterbrach ſeine militäriſche Laufbahn. Während der langwierigen Cur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zur Lectüre und da man ihm die Lebensgeſchichte Jeſu und Legenden der Heiligen gab, entzündete ſich an den Abenteuern der Letztern ſeine lebhafte Phantaſie. Ueberdieß durch eine Verunſtaltung ſeines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeſchnitten, entſchloß er ſich ſein Leben der heiligen Jungfrau

Maria zu weihen. Nach ſeiner Geneſung verließ er daher ſeine Familie, legte ſeinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Monſerrate ab und fing an, ſich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben ſo wenig an den wunderlichſten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Aſſiſi. Eine Wallfahrt nach Jeruſalem ſollte dieſen Vorübungen zur geiſtlichen Ritterſchaft die Krone aufſetzen. Wirklich kam er 1523 als ein bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Paläſtina ſeinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, ſchon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie ſehr der Mangel gelehrter Kenntniſſe ſeinen Planen hinderlich ſei, und miſchte ſich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit ſeiner Gottſeligkeit, ſo ging er doch ſchon 1526 nach Alcala, wo er philoſophiſche Studien trieb, ſich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Chriſtenthume aufwarf. Dieſe unberufene Seelſorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquiſition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, ſich 1528 nach Paris zu wenden. Daſelbſt brachte er es in der lateiniſchen Sprache und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften endlich ſo weit, daß ihm 1534 die Magiſterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgeſetzt, ſeine Bekehrungsverſuche aber auf wenige Mitſtudirende eingeſchränkt, aus denen er eine Geſellſchaft zuſammenwarb, die ſich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyard, Franz Xavier, ein Navarreſe, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geiſtvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugieſiſcher Edelmann, waren die erſten Gefährten Loyola's, zu denen ſich in Paris und ſpäter im Venetianiſchen, wo ſich die Geſellſchaft ſeit 1537 büßend, bettelnd und predigend herumtrieb, noch einige minder bedeutende Subjecte geſellten. Ein Türkenkrieg hinderte die Reiſe nach Jeruſalem, weshalb die Verbündeten ſich auf den Univerſitäten in Oberitalien zerſtreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn zufolge einer ihm angeblich widerfahrnen Viſion die Geſellſchaft Jeſu und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene erſten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionarien gegen Ketzer und Ungläubige oder ſonſt zum Dienſte der Kirche ſchicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln ins Werk zu ſetzen. Die Novizen ſollten außer andern geiſtlichen Uebungen auch durch die niedrigſten Dienſte bei den Kranken geprüft werden, denn Xaviers Beiſpiel hatte es zu einem beſondern Ehrenpunkte der geiſtlichen Ritterſchaft gemacht, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern auszuſaugen. Eine beſondre Bulle Pauls III. beſtätigte 1540 dieſen, in Betracht ſeines Zwecks dem Papſtthume ſo viel verſprechenden Orden, deſſen Glieder im folgenden Jahre bei einer Verſammlung zu Rom den Stifter ſelbſt zum erſten General ernannten. Durch ſeinen heroiſchen, alle ſeine Gefährten mitfortreißenden Enthuſiasmus hatte Ignatius dieſe Auszeichnung wohl ver-

dient, wenn ihm auch von den geiſtigen Eigenſchaften, die ein ſolcher Poſten erfoderte, die meiſten abgehen mochten. Denn noch hatte er ſich nur als einen gutmeinenden geiſtlichen Abenteurer gezeigt, der ſich von gehabten Viſionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachſen ſchien. Auch als General trieb er mit einem Eifer, der ſeinem Verſtande weniger, als ſeinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringeren Gliedern ſchicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche ſeines Ordenshauſes zu Rom die niedrigſten Dienſte, gab ſich, obgleich nicht einmal der italieniſchen Sprache ganz mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her, und ſammelte Almoſen zur Verſorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er ſich ganz beſonders angelegen ſein ließ; während ſeine gelehrten und weiterſehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, ſeine rohen Entwürfe zur Organiſation und Befeſtigung der Geſellſchaft Jeſu mit ſeltner Umſicht und Klugheit auszuſpinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günſtigſten Umſtände zu Statten. Die Päpſte Paul III. und Julius III., wol ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk ſie an den Jeſuiten haben würden, bewilligten dieſen regulirten Klerikern Vorrechte, wie ſie noch nie irgend eine Corporation in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie ſollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeiſtlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder biſchöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufſicht und Beſteuerung gänzlich befreit ſein, ſo daß ſie außer ihren Ordensobern und dem Papſte keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und prieſterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt während eines Interdicts auszuüben befugt wären; ſondern auch, was ſonſt nicht einmal den Erzbiſchöfen unbedingt erlaubt iſt, von allen Sünden und Kirchenſtrafen eigenmächtig abſolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitere päpſtliche Beſtätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuſer anlegen und nach Befinden der Umſtände ſich ſelbſt von der Abwartung der canoniſchen Stunden, von Faſten und Speiſeverboten, ja ſogar vom Gebrauche des Breviers dispenſiren dürfen. Ueberdies wurde ihrem Generale bei einer unumſchränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigeſtellt, ſie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, ſelbſt unter excommunicirte Ketzer zu ſenden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzuſtellen und mit akademiſchen Würden zu bekleiden, die denen der Univerſitäten gleich gelten ſollten. Dieſe Privilegien, die den Jeſuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rückſicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine faſt an die päpſtliche Gewalt angränzende geiſtliche Macht zuſicherten, hatten ſie von den Päpſten wegen ihrer Beſtimmung zu Miſſionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden ſich in jede Lebensart fügen und, wo ſie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papiſtiſche Kirchen organiſiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der ſie ihre Rechte und Freiheiten verſtanden, ließen doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen beſtehenden geiſtlichen und weltlichen Autoritäten gefährliche Anwendung derſelben um ſo gewiſſer beſorgen, je beſtimmter die Verfaſſung ihres Ordens und die Organiſation einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreiſes angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menſch-

lichen Geſellſchaft bei möglichſt feſtem, innern Zuſammenhange als Orden wurde der Hauptgrundſatz dieſer Verfaſſung. Zufolge derſelben theilt ſich die Geſellſchaft Jeſu in mehrere Claſſen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollſten, wohlgebildetſten Jünglingen und Männern ohne Rückſicht auf Geburt und äußere Verhältniſſe gewählt und zwei Jahre lang in beſondern Noviziathäuſern durch alle erſinnlichen Uebungen der Selbſtverleugnung und des Gehorſams geprüft werden, ob ſie zu den Zwecken des Ordens tauglich ſind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringſten unter dieſen ſind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Kloſtergelübde leiſten, und daher wieder entlaſſen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, wie die Mitglieder der dritten Orden den erſten und bilden gleichſam das Volk des Jeſuitenſtaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Perſonen, z. B. Ludwig XIV. in ſeinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu dieſem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Geſellſchaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range ſtehen die Scholaſtiker oder Schüler und die geiſtlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntniſſe beſitzen, feierliche Mönchsgelübde leiſten und ſich insbeſondre zum Unterricht der Jugend verpflichten müſſen. Sie ſind die Künſtler und Bürger des Jeſuitenſtaats, deren er ſich als Profeſſoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürſtlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeiſter und Gewiſſensräthe in den Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei ſeinen Miſſionen bedient. Den Adel endlich oder den oberſten Stand machen die Profeſſen aus, wozu nur die erfahrenſten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Energie und Treue gegen den Orden ſich vorzüglich bewährt hat. Sie leiſten Profeß, indem ſie neben den Mönchsgelübden ſich noch durch ein viertes Gelübde zur Uebernahme von Miſſionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn ſie nicht in den Profeßhäuſern, den eigentlichen Prytaneen und Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zuſammenleben, als Miſſionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Colonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürſten und Reſidenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat und ſich anſiedeln will; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht ſind ſie dagegen völlig befreit. Nur die Profeſſen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Aſſiſtenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und ſelbſt Profeß geweſen ſein muß. Der General bekleidet ſeine Würde lebenslang und reſidirt in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Aſſiſtenten oder Räthe, welche ſonſt die fünf Hauptnationen, die Italiäner, Deutſchen, Franzoſen, Spanier und Portugieſen, bei ihm repräſentirten, zur Seite ſtehen. Er iſt der Centralpunkt der Regierung des ganzen Ordens und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährige von den Superioren der Profeßhäuſer, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht ſehr klöſterlichen Klöſter der Jeſuiten ſind, und von den Noviziatmeiſtern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politiſche Ereigniſſe und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienſte aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein

bewährtes Subject zu brauchen ſei. Alle müſſen ihm blindlings und auch wider ihre Ueberzeugung gehorchen; gegen ſeine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann ſelbſt einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Unterſuchung ausſtoßen, oder durch Verſendungen exiliren und Strafen verhängen oder erlaſſen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31ſten Juli 1556 zu Rom ſtarb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieſer Conſtitution und ein myſtiſches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geiſtliche Uebungen) betitelt, deſſen Gebrauch bei den Jeſuiten förmlich eingeführt iſt und die erſten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Canoniſation, die ſeinem Namen 1622 wiederfuhr, verſchaffte dieſem ſchwärmeriſch religiöſen, doch ſonſt eben nicht großen Manne die ſchnelle Ausbreitung ſeines Ordens, der 1556 ſchon über 1000 Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erſte war Portugal, wo Xavier und Rodriguez ſchon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder ſchnell ging es mit der Fortpflanzung der Jeſuiten in den italieniſchen Staaten, wo ihnen das Anſehn des Papſtes zu ſtatten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Biſchöfe ſich dieſen neuen Gäſten widerſetzten, doch das Beiſpiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigſten Granden Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der ſelbſt Inigiſt (ſo nannte man die Jeſuiten in Spanien nach ihrem Stifter Inigo) wurde, ſehr bald durchdrang und im katholiſchen Deutſchland, wo Oeſterreich und Bayern ihnen mit Begünſtigungen und Fundationen entgegen kam. Auf den Univerſitäten zu Wien, Prag und Ingolſtadt erlangten ſie ein Uebergewicht, in deſſen Beſitze ſie ſich durch zwei Jahrhunderte behaupteten. In ihren ſtreng hierarchiſchen Grundſätzen, in ihrer raſtloſen, enthuſiaſtiſchen Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsmanier erkannten die papiſtiſch geſinnten Fürſten, wie die Päpſte ſelbſt, das wirkſamſte Gegengift gegen den mächtig anwachſenden Proteſtantismus. Auch dem großen Publikum empfahlen ſie ſich bald als Kinder eines modernen Zeitgeiſtes, mit dem auch ſolche Weltleute, die den Mönchen ſonſt abhold waren, ſich leicht befreundeten. Denn Inſtitute, denen die Richtung auf das Practiſche und die heitre Außenſeite abging, konnten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der geſunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beſchaulichkeit angeleitet ſein und die Bettelmönche, die ſich allerdings allenthalben ſehen und hören ließen, hatten ihre glänzendſte Epoche überlebt. Wem die Franciscaner zu plump und gemein, und die Dominikaner, als Moraliſten und Inquiſitoren zu ſtreng und finſter waren, dem ſagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jeſuiten deſto beſſer zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Geſang konnte ihnen Niemand vorwerfen, ſelbſt in ihren Profeßhäußern wurden die canoniſchen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten ſie ſich, auch als Seelſorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, ſorgfältig vermieden ſie den Schein des Stolzes auf eine beſondere Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen ſie ganz den Weltgeiſtlichen, ja ſie durften an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Ueberdieß waren ſie inſtruirt, bei ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu

kämpfen und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen, ſondern ihre Abſichten und Maßregeln geheim zu halten, und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung deſto unabläſſiger im Verborgnen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand aufregen konnte. Der Geiſt dieſer Lebenskunſt und Gewandtheit für Händel aller Art ging beſonders von den ſtaatsklugen Maximen ihres zweiten Generals, Jakob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düſtres und Mönchiſches enthielten, geſchickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupaſſen wußte. Dieſer war urſprünglich kein andrer, als die Rettung und Befeſtigung der päpſtlichen Univerſalmonarchie gegen jede Oppoſition des Proteſtantismus, der Fürſten und der Nationalbiſchöfe. Darauf arbeiteten die Jeſuiten unter der Firma, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern, d. h. in majorem Dei gloriam, wie die Deviſe ihres Wappens ſagt, planmäßig hin und weil es hierzu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geiſter und der öffentlichen Meinung, bemächtigten ſie ſich der Jugend durch Anlegung von Schulen und der Erwachſenen durch Umgang, Beichtſtuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 ſtarb, war dieſe Tendenz und der ihr angemeſſene, kräftige Geiſt bereits entſchieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beiſpiel der klöſterlichen Frömmelei, welcher ſich ſein Nachfolger, der wie Ignatius ſpäterhin canoniſirte Franz Borgia ergab, und das Anſinnen der Päpſte Paul IV. und Pius V., wie andere geiſtliche Orden zur Beobachtung der canoniſchen Stunden zurückzukehren, unwirkſam blieb. Die folgenden Päpſte und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchiſchen Zwange, und bald ſetzten die wichtigen Erfolge und Verdienſte, deren er ſich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems ins Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jeſuiten ſelbſt trauen darf, ins Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Miſſionen außer Europa, die Franz Xavier ſchon 1541 im portugieſiſchen Oſtindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeſchickten Gehülfen in Goa, Travancor, Cochin, Malacca, Ceylon und ſelbſt in dem ſtörriſchen Japan Hunderttauſende zum Chriſtenthume und ſtarb 1551 auf dem Wege nach China mit dem Ruhme einer wahrhaft heroiſchen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapoſtels und die Ehre der Canoniſation erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grauſamkeit der Inquiſition in Goa befeſtigt, während andere Jeſuiten nach Südamerika kamen und in Braſilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Civiliſation und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte ſich widerſpenſtig: die weſtlichen Küſten nahmen die Jeſuiten nicht einmal auf, und in Oſten wurden ſie von den Kopten verjagt und von den Abyſſiniern, die ſie mit Hülfe Portugals (ſ. d. Art. Habeſch) eine Zeit lang beherrſcht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa ſelbſt deſto ſchneller zu. Daß die Vertilgung der für den Papismus höchſt gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholiſchen Ländern zurückgelaſſen hatte, hauptſächlich das Werk der Jeſuiten war, macht ihnen Niemand ſtreitig, und was zur Verbeſſerung des Schulweſens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der chriſtlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piariſten nur im Kleinen oder für die niedern Volksclaſſen begonnen wurde, leiſteten ſie im Großen und für die höhern

Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geſchlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jeſuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und ſein Werk Ratio et institutio studiorum Societatis Iesu die Inſtruction der weltberühmten Jeſuitenſchulen. Dieſe waren in den anſehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanſtalten oder Penſionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzſchulen für Jünglinge, welche in den Orden treten ſollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviciat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zuſammenlebenden Scholaſtiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18ten Jahrh. für muſterhaft galten. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, eine freundliche Herablaſſung zu den Schülern und eine weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete ſie vor andern Kloſterſchulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Prämien, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuſpornen; für die Körperbildung gab es gymnaſtiſche Uebungen und auch der äußre Anſtand für das geſellige Leben ſollte durch theatraliſche Darſtellungen verfeinert werden. Freilich waren die Komödien, die das Publikum anlocken ſollten, und das oft ſehr ſchlechte Latein, das die Schüler ſelbſt beim Spielen ſprechen mußten, nicht die Lichtſeite der Jeſuitenſchulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verſtümmelung der alten Claſſiker zum Frommen der Jugend machte ſie überdieß den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwol hatten ſie als die beſten Lehranſtalten ihrer Zeit ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen faſt ausſchließlich anvertraut und auch aus proteſtantiſchen Ländern zugeſchickt, wodurch man ſich proteſtantiſcher Seits genöthigt ſah, Lyceen und Ritterakademien nach dem Bedürfniſſe des höher trachtenden Zeitgeiſtes anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jeſuiten aus ihren Schulanſtalten den großen Vortheil, die beſten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich iſt, wie die Geſellſchaft Jeſu ſich durch wiſſenſchaftliche Verdienſte ſo bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung ſetzen konnte. Jeſuiten wie Serrarius, Petav, Sirmond, Turſellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geſchichte und Geographie, das Sprachſtudium und die Beredſamkeit auch außer ihren Orden und ihrer Kirche. Scheiner und Boscowich hatten Verdienſte um Mathematik und Aſtronomie. Die unläugbaren Vorzüge verſtand Niemand beſſer geltend zu machen, als die Jeſuiten ſelbſt; die Menge mußte in ihnen Weltverbeſſerer und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts erkennen. Dabei mehrten ſich ihre Häuſer und Beſitzungen zuſehends, ihre Kirchen und Beichtſtühle wurden nicht leer; auch Vermächtniſſe und Schenkungen wußten ſie mit vieler Geſchicklichkeit an ſich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten ſie in ihrer innern Verfaſſung weder durchſchaut, noch nachgeahmt ſein, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine ſich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen von Jeſuitinnen zu einem Orden zuſammenzutreten, der in Verfaſſung, Aemtern und

Graden eine völlige Copie der Geſellſchaft Jeſu war, verbat ſich dieſe, wie ſchon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpſtliches Breve zur völligen Aufhebung dieſer nie anerkannten Halbſchweſtern aus. Dagegen machten die Jeſuiten ſelbſt zwar wiederholte vereitelte Verſuche, ſich in England und den nordiſchen proteſtantiſchen Staaten anzuſiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das ſpaniſche Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf dieſe Blüthe, feierten ſie 1540 unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Feſt, deſſen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt ſein konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den ſie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch der nichtjeſuitiſche Klerus und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, deſſen Keim die Geſellſchaft Jeſu, dieſe Wucherpflanze auf dem Boden der Chriſtenheit, ausſtreute. Den Univerſitäten, Biſchöfen und Pfarrern ſtand ſie durch Privilegien im Wege, die, wo ſie ſie geltend machte, den Lehrſtand und Klerus beeinträchtigen und verdrängen mußten; und dem Neide der alten Mönchsorden, den ſie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben ſo ſehr, als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeiſtliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beſchwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Demarcationslinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden und vertrug ſich höchſtens mit den Carthäuſern, welche wegen ihres Stillſchweigens die einzigen Kleriker außer ihren eigenen Ordensgenoſſen waren, bei denen die Jeſuiten beichten durften. Mißtrauiſch und eiferſüchtig machten dieſe allzugeſchäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juriſten durch ihr Einmiſchen in politiſche Händel, deſſen verderbliche Wirkungen in Portugal ſchon unter den Königen Johann III. und Sebaſtian, ihrem Zöglinge, weltkundig und nach deſſen Tode eine Haupturſache der Ueberlieferung dieſes Reichs an die ſpaniſche Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und der hohe Klerus in Frankreich die Verſuche der Jeſuiten, ſich einzudrängen, zwanzig Jahre lang entſchloſſen ab. Gemeinſchaftlich mit dieſen Behörden erklärte die Univerſität zu Paris ihr ganzes Inſtitut für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicaniſchen Kirche, und ſie hatten es hauptſächlich der Gunſt des Hofes zu danken, daß ſie endlich 1562 unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleiſtung auf den Gebrauch ihrer wichtigſten Privilegien in Frankreich zugelaſſen wurden. Ungeachtet dieſes gedrückten Zuſtandes wußten ſie ſich in Paris und den ſüdlichen und weſtlichen Provinzen bald feſtzuſetzen und während der bürgerlichen Unruhen unter dem Schutze der Guiſen, deren Geſchäftsträger ſie machten, den franzöſiſchen Proteſtanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmählig geltend zu machen, und ſich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden ſie wegen des Attentats ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben 1594 als Majeſtätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwieſen, doch hielten ſie ſich ununterbrochen in Toulouſe und Bordeaux auf, und auf Fürſprache des Papſtes von Heinrich IV. ſchon 1603 wieder aufgenommen, ſpielten ſie als Beichtväter des Hofes bald wieder die vorige Rolle. Der freilich ſehr wahrſcheinlichen Theilnahme an Ravaillacs That konnte man

ſie nicht überweiſen; das Buch, worin der ſpaniſche Jeſuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen ſie ſelbſt mit verurtheilen, und blieben durch Liſt und Schmeichelei gegen den Hof in ungeſtörtem Beſitze. Noch viel wichtiger machten ſie ſich dem deutſchen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihre gehorſamen Zöglinge waren. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemeines politiſches Talent; die Ligue der Catholiſchen, deren Seele ſie waren, that ohne ſie keinen Schritt; ſie durften 1629 die zufolge kaiſerlichen Mandats von den Reichsſtädten reſtituirten catholiſchen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen ſie gehört hatten, an ſich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenoſſe und Beichtvater des Kaiſers, ſtürzte den großen Wallenſtein und erhielt durch ſeine Gehülfen das eiferſüchtige Bayern bei Oeſterreich. Doch während ſie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im weſtphäliſchen Frieden verhindern zu können, brach durch die Janſeniſtiſchen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über ſie herein. Der alte Haß der Univerſität von Paris, die ſich immerwährend geſträubt hatte, ihnen Lehrſtühle einzuräumen, regte ſich dabei mit dem moraliſchen Rigorismus der Janſeniſten zugleich gegen den notoriſchen Semipelagianismus des Jeſuiten Molina und ſeiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Janſen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascals berühmte Provincialbriefe, welche, ſeit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig geleſen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz IX. 1679 über 65 anſtößige Sätze meiſt jeſuitiſcher Caſuiſten ſprach, als Zeugniß angeführt, die im Lehren und Handeln verderbliche Geſchäftigkeit der Jeſuiten mit einem Aufwande von Witz und dialectiſcher Kunſt ans Licht ſtellten, dem ſie in der erſten Angſt nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzuſetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwig XIV. la Chaiſe und le Tellier ausgewirkten königlichen Decrete und päpſtlichen Bullen dem Janſenismus Todesſtreiche verſetzten und die berüchtigte Conſtitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der wohlgeſinnten blieben ſie dennoch der Anhänglichkeit an die von Pascal'n angeführten Lehrſätze ihrer vornehmſten Caſuiſten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthſelhaftes und zweideutiges Betragen die empörendſten Aufſchlüſſe darbieten mußten. Eine ſchlaffe Moral, die, den Neigungen des unſittlichen Zeitgeiſtes anbequemt, die Grundſätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umſtänden unterwarf, und die ſchlechteſten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein Syſtem von Maximen und Lebensregeln für Laſterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was ſich mit wahrſcheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beſchönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art bald durch willkührliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man ſich nur etwas anders denken durfte, als man ſagte und that, um wegen der gröbſten Sünden vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſein und dergl. mehr; dieß ſind die Vorwürfe, deren Detail man aus Pascals Briefen oder den Schriften der Jeſuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Buſenbaum kennen muß, um zu wiſſen, was die Jeſuiten der Welt geweſen. (Vgl. auch von Bucher: Die Jeſuiten in Baiern. München 1819.)

Ihre eignen Vertheidigungeu dagegen beſtätigen den wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem ſie milderten und die Hälfte zugaben, wo das ganze verwerflich iſt. Dabei wurden andere Beſchuldigungen laut, die ſie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatraliſche Unweſen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter ſpaniſcher Jeſuit, ſelbſt gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger geſtellt; gegen den Leichtſinn, mit dem ſie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgeſetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Chriſtum und die Jungfrau Maria denken ſollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Miſſionarien in China hatten ſchon mehrere päpſtliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Ueberdieß entdeckte man hier und da eine ſehr bedenkliche Uebereinſtimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil ſie bei ihren Ausſchweifungen nicht immer vorſichtig genug zu Werke gingen; daher denn ſogar die von ihnen bekehrten Irokeſen ſich in einem Friedensſchluſſe 1682 ausdrücklich die Entfernung dieſer lüſternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jeſus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten ſie wegen ihres verbotenen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch iſt der Abſcheu nicht vergeſſen, den Europa 1731 bei dem Prozeſſe gegen den Jeſuiten Girard wegen ſeiner an dem unſchuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jeſuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, ſondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beabſichtigten, ſah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf beſtätigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Geſellſchaft Jeſu mit den Produkten ihrer außer-europäiſchen Miſſionsplätze. Die von ihr unter ſpaniſcher Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der ſie unumſchränkt herrſchte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunſt allerdings Ehre machen und das beſte Mittel zur Civiliſation jener Wilden geweſen ſein; daß ſie aber dem Orden auch als Handelsdepot und Geldquelle wichtig war, zeigte ſich bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien 1750 ſieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieſes Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerſtand, den die Eingebornen, 14,000 Mann ſtark, unter Anführung der Jeſuiten den portugieſiſchen Truppen leiſteten, nöthigte die concurrirenden Mächte endlich jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Läugnens kamen die portugieſiſchen Jeſuiten hierüber in peinliche Unterſuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verſchlimmerte. Pombal brachte ihre Mitwirkung bei dieſem Attentate zu großer Wahrſcheinlichkeit, und wußte endlich 1759 durch ein Edict, worin der König ſie für Hochverräther erklärt, ihren Orden mit Confiscation ſeiner Güter ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor dieſem erſten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuſer, 669 Collegia, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuſer, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Prieſter waren. In Frankreich, wo Choiſeul ſowol als die Pompadour gegen ſie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel,

den ſie allen päpſtlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten ſie ſich durch ihren Abgeordneten Pater La Valette unter dem Vorwande einer Miſſion zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Produkte dieſer und der benachbarten weſtindiſchen Inſeln faſt allein an ſich zog und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marſeille, an welche La Valette dieſe Ladung an Zahlungsſtatt geſendet hatte, weil die Jeſuiten keinen Erſatz leiſten wollten, einen Prozeß gegen ſie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entſchädigung des Hauſes Lioncy, ſondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach ſich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: sint, ut sunt, aut non sint," jede Abänderung ihrer Conſtitution verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine irreligiöſe, bloß politiſche Geſellſchaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß ſei, in allen franzöſiſchen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papſt Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jeſuiten als die frömmſten und gemeinnützigſten Religioſen empfahl. Aus Spanien wurden ſie ſchon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unſtreitig das Werk Choiſeuls und des ſpaniſchen Miniſters Aranda war. Die Acht des Zeitgeiſtes ſprach endlich der Papſt Clemens XIV. in der berühmten Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 durch eine völlige Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu in allen Staaten der Chriſtenheit aus. Dieſe Maßregeln wurden allenthalben raſch und gewaltſam durch Militär ausgeführt, weil eine förmliche Unterſuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelaſſen hätte. Doch waren die bedeutendſten Fonds und Actenſtücke von ihnen, wie man erzählt, ſchon vorher auf die Seite geſchafft worden, und ihre Archive und Caſſen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieſes Schickſal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Conſtitution hätte abwenden können, betheuerte die Unſchuld der Geſellſchaft Jeſu, die nun einmal Alles, was von ihr kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Weſen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Privilegien ſanctionirt, ſo daß ſchon ihre Exiſtenz in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unſtreitig hatte daher die Welt Urſache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs ſtrafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbenen Verdienſte immer in gutem Andenken bleiben werden. Uebrigens geſchah den Exjeſuiten kein Leid, als daß ſie ihre Häuſer verlaſſen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entſagen und ſich entweder unter andre Orden oder unter die Aufſicht der Biſchöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben confiscirten Güter erhielten ſie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieſes Königreich und Spanien verſtatteten auch keinem Exjeſuiten Aufenthalt, dagegen ſie im Kirchenſtaate, in Oberitalien, in Deutſchland, wo man bei ihrer Auflöſung noch am ſchonendſten verfuhr, in Ungarn, Polen, und ſelbſt in Frankreich, als Privatperſonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverſtändniß über ihre Entbehrlichkeit ſtimmte jedoch Friedrich II. nicht ein, weniger aus Luſt des Widerſpruchs, als um ſeinen katholiſchen Schleſiern gefällig zu ſein,

das katholiſche Schulweſen in einer Verfaſſung zu laſſen, die ihm Nichts koſtete, und ſich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indeß mußten die Jeſuiten, um ſich in den preußiſchen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Conſtitution aufgeben, und ſich unter dem Namen der Prieſter des königlichen Schulinſtituts auf Jugendunterricht einſchränken, und auch dieſes Inſtitut hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland; aus dieſem Reiche hatte ſie ſchon Peter der Große 1719 vertrieben, im Jahr 1772 aber wurden mehrere Häuſer ihres Ordens mit dem öſtlichen Theile von Polen Rußland einverleibt. Catharina behielt ſie auch nach ihrer Aufhebung aus Schonung gegen ihre catholiſchen Unterthanen und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanſtalten bei. Czernitſchews und Potemkins Gunſt verſchaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Allein ihr Bekehrungseifer und ihre Einmiſchung in Regierungsſachen bewogen Alexander I., (Ukas von 25. März 1820) den Jeſuiter-Orden in Polen und Rußland ganz aufzuheben, die Güter einzuziehen und alle Jeſuiten über die Grenze zu ſchicken. — Inzwiſchen hatten ſich die Umſtände in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. ſtarb ſchon 1774, und ſein Nachfolger zeigte ſich bald als Freund der, wenn ſchon unterdrückten, doch lange noch nicht erloſchnen Geſellſchaft Jeſu. Die Exjeſuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man ſie ungehört verdammt habe, blieben angeſehene Geiſtliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien bei 9000, die nach dem herrſchenden Glauben immer noch in feſter Verbindung und unter geheimen Obern ſtanden: auch ſollten ſie ſich der Roſenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geſchrei der allgemeinen deutſchen Bibliothek, welche die Exjeſuiten zum Untergange des Proteſtantismus verſchworen ſah, und überall Spuren ihres Einfluſſes entdeckt haben wollte, machte damals viel von dem Jeſuitismus reden, deſſen ein Proteſtant leicht beſchuldigt werden konnte, wenn er vertraut mit Catholiken umging. Doch verſtand man unter Jeſuitismus nicht nur die Oppoſition gegen alle dem Papſtthume ungünſtigen Ideen und Inſtitute, ſondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterliſt, das Verfahren nach der Maxime: „der Zweck heiligt die Mittel," das verſteckte Spiel ehrgeiziger Machinationen unter der Maske der Leutſeligkeit und Religioſität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungeſtört von ſolchen Angriffen einer oft ungerechten Partheilichkeit hofften die Exjeſuiten inzwiſchen unter einander wol verbunden auf ihre Wiederherſtellung, von der nach ihrem Glauben das Wohl der Menſchheit abhängt. Ein Verſuch 1787 als Vicentiner wieder aufzuleben, ſchlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens, ein geiſtlicher Orden, den Paccanari, ein fanatiſcher Tyroler und ehemaliger päpſtlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meiſt aus Exjeſuiten ſammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papſtes als eine neue Auflage der Geſellſchaft Jeſu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit ſetzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jeſuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Feſch ſie noch begünſtigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé

Broglio wirklich ein Collegium derſelben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zuſammenhange mit den Planen der Exjeſuiten ſtand, was Pius VII. für ſie that. Er beſtätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er unter dem Generalvicare Daniel Gruber auf pädagogiſche und prieſterliche Thätigkeit eingeſchränkt fortwirkte, und ſtellte ſie im Stillen 1804 auf der durch das Schickſal des Continents ganz iſolirten Inſel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieſer Papſt, der noch 1806 einen Jeſuiten canoniſirt hatte, ſeinen erſten freien Schritt im J. 1814 zur feierlichen Erneuerung der Geſellſchaft Jeſu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle (Sollicitudo omnium vom 7ten Auguſt 1814) ſpricht von inſtändigen Bitten und einer allgemeinen Sehnſucht der chriſtlichen Fürſten und Biſchöfe nach dieſem Orden, wovon außer Rom ſchwerlich ein Menſch etwas weiß, und nennt die Wiederherſtellung deſſelben eine Repriſtination, um anzukündigen, daß er durchaus in derſelben Geſtalt, wie er unterging, auferſtehen ſoll. In dieſem Sinne wurde von den wieder geſammelten Jeſuiten am 11ten November 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und ſeitdem ein Cötus von ungefähr 40, meiſt durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbſte 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und ſie ſäumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen, in welchem letztern Reiche aber die Staatsveränderung im März 1820, ihre abermalige Verbannung zur Folge hatte. Dabei fällt nichts ſtärker auf, als daß gerade die Fürſten, die lediglich durch die Anſtrengungen Englands, Rußlands und Preußens auf ihre Throne zurückgebracht worden ſind, ihren Dank durch die Wiedereinführung eines Ordens bewieſen, der ſeit beinahe 100 Jahren den meiſten ihrer Befreier, d. h. den aufgeklärteſten Völkern Europa's, ein Gegenſtand gerechter Beſorgniß und verſchuldeten Abſcheues war. In ſeinen Schickſalen und Thaten iſt buchſtäblich eingetroffen, was ſein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren ſagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Dieß letztere ſcheinen ſie jedoch gegenwärtig nicht mehr erwarten zu dürfen. Portugal beharrt ſtandhaft bei ſeiner Verordnung vom 3ten September 1759, welche die Jeſuiten aus dem Reiche verwies. Deutſchland hat ihre Aufnahme bis jetzt verweigert, in Frankreich vermochte die Partei der Ultraroyaliſten ihnen bloß Duldung zu verſchaffen, in Rußland, wo ihr Uebermuth ſich bis zu Verſuchen, Töchter vornehmer Häuſer von der griechiſchen zur katholiſchen Kirche zu bringen, verſtiegen hatte, wurden ſie durch einen Ukas vom 1ſten Januar 1817 aus Petersburg völlig vertrieben und 1820 aus Polen und Rußland (ſ. ob.) gänzlich verbannt. In England erlaubt ihnen bloß die Toleranz der brittiſchen Verfaſſung ſeit 30 Jahren, zu Stonyhurſt bei Preſton in Lancaſhire ein Collegium ihres Ordens mit einer Erziehungsanſtalt von 500 Zöglingen und mehreren kleineren Koſtſchulen zu unterhalten, von wo aus ſie die Verbreitung des Catholicismus mit merklichen Erfolgen betreiben. (History of the Jesuits. London 1816). Noch beſitzen ſie drei Erziehungshäuſer in Piemont, eins in Ferrara, mehrere Seminarien in Frankreich, eins in Irland, eins in Freyburg in der

Schweiz, und eins in Nordamerika zu Georgetown. Die Jeſuiten haben ſich überlebt. Die Welt kennt ihre Ränke und wird von einem Geiſte beherrſcht, dem dieſe an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt ſehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachſen ſind. Ueberdieß dürfen einſichtsvolle Fürſten und Regierungen nicht erſt erinnert werden, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jeſuiten, als ſie zu geiſtlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazariſten gewählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jeſuiten?“ zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hauſe.“ E.

Jeſus Chriſtus iſt ein Name, der an das Größte und Vortrefflichſte erinnert, was je auf Erden erſchienen iſt. Geheimniſſe und Wunder umgeben ſeinen Eintritt in das irdiſche Leben, wie ſeinen Austritt aus demſelben, denn eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung konnte nicht auf gewöhnliche Weiſe entſtehen und verſchwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jeſu ſelbſt, gehört ganz der Menſchheit an. Um 750 nach Roms Erbauung, unter der Regierung des Imperator Auguſtus, wurde er zu Bethlehem, in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten Davidiſchen Geſchlechts, die einem Zimmermann Joſeph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine erſten Lebensjahre ſind durch die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Joſephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonſt verſtrich ſeine Jugend im Hauſe ſeiner unbemittelten, frommen Aeltern zu Nazareth in Galiläa, wohin ſie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegniſſe. Die Mutter ſcheint ihm Freiheit zu ſeiner Entwickelung gegönnt und ſein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joſeph dagegen ihm Beſchäftigung bei ſeinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas Cap. 2. erzählt, zeigt von hervorſtechenden Anlagen und tiefem religiöſen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthſel ſeiner Bildung nach Art der Pſychologen zu löſen. Im 30ſten Jahre ſeines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer ſeines Volks zu werden, als vollendeter Menſch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beſchränkten Eſſäer, noch andere Obere irgend eines geheimen Ordens, wären im Stande geweſen, einen Mann wie dieſen heranzuziehen, und zum gehorſamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von den Vorurtheilen ſeiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit ſelbſt, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenſchaft, in der Kraft einer Tugend, von der ſein Zeitalter keine Vorſtellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, ſelbſt ein Herr über alle Seelen, die ſich ihm nahen, ſteht er da, einzig in ſeiner Art und unübertroffen; und wenn ſchon das Genie in der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß ſeiner Entwickelung dem geübteſten Auge entzieht, ſo können wir uns um ſo eher mit der Rechenſchaft begnügen, die Jeſus ſelbſt von ſeiner geiſtigen Ausſtattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß ſie von Gott ſei. Uebrigens iſt er an Sitte und Lebensweiſe ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche, unterwirft ſich der Obrigkeit, und jene revolutionäre Ungebundenheit, in der unſere Genies ſich, auch was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, iſt ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er ſich aus, daß er weiſer, beſſer und liebevoller iſt, als alle Anderen. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf ſeine höhere Sendung aufmerkſam machen will, ſind

Wohlthaten an Hülfsbedürftige; zur Oſtentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, ſein Volk aus dem Elende der Unwiſſenheit und des Laſters zu retten, und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menſchengeſchlecht zum Troſt für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieſer Abſicht zieht er durch alle Gegenden ſeines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, ſeine eindringlichen, durch belebende Gleichniſſe anſchaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feſte findet er ſich regelmäßig zu Jeruſalem ein, in deſſen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundſchaft genießt; am längſten verweilt er aber auf ſeinen Reiſen zu Kapernaum in Galiläa; denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er ſich zunächſt an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitsſinn ihm am erſten Glauben ſchenkt; auch ſeine zwölf Jünger wählt er aus dieſer Claſſe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der Vornehmen, beſonders der hohen Prieſterſchaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Beſorgniß ſehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche beſtritt, auf die ſie ihr Anſehn gründeten; und jemehr ſeine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befeſtigten, er ſei der verheißene Meſſias, von dem man eben ſo ſehr eine politiſche, als moraliſche Wiedergeburt der jüdiſchen Nation erwartete, deſto ernſtlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers vorbeugen zu können meinte. Aber unſtreitig wurde er von ſeinen Gegnern mißverſtanden. Politiſche Größe und Oberherrſchaft war nicht ſein Ziel, ja er entzog ſich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zuſprach. Wenn er bei ſeinem letzten Einzuge in Jeruſalem die Huldigungen der Volksgunſt nicht zurückwies, ſo machte er doch auch nicht die geringſte Anſtalt, ſie für ehrgeitzige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war ein Act der geiſtlichen Polizei, den ſich der geachtetſte aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müſſen, daß er Jeruſalem nicht vermied, wenn die Anſchläge ſeiner Feinde nicht dieß Mal in dem Verhältniſſe einer unwillkürlichen Uebereinſtimmung mit dem Rathſchluſſe Gottes geſtanden hätten. Wie jeder Schritt ſeines Lebens, ſo war auch dieſe letzte Feſtreiſe nach Jeruſalem, und was damit zuſammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink ſeines himmliſchen Vaters verfolgte, und ſeine ausdrücklichen Erklärungen laſſen, wie der Vorgang ſeiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er ſein Schickſal vorausgeſehen, mit weiſer Ueberlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne ſchmerzliches Vorgefühl ſeiner Leiden und ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, übernommen hat. Der Verrath eines ſeiner Jünger, des Iſchariothen Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüſttage zum Oſterfeſte, in die Gewalt ſeiner Feinde. Erkaufte, in ihren Ausſagen nicht einmal übereinſtimmende, Ankläger traten in dem Verhör, das der Hoheprieſter im Beiſein des hohen Rathes ſogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier

erklärte er, was er ſonſt zwar nicht geradezu behauptet, doch auch nicht abgeläugnet hatte, unumwunden, er ſei Chriſtus (der Geſalbte, Meſſias), der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und ſein Leben iſt auch in den Augen ſeiner Feinde ohne Flecken. Was aber in ſeinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung ſein konnte, nannten ſeine Richter Gottesläſterung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Beſtätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Läſterer, dem römiſchen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geſchrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt, und Jeſum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Dieſe ſchmachvolle und ſchmerzliche Todesſtrafe endete ſonſt das Leben nicht ſchnell; der ohnehin zarte, von den Anſtrengungen der vergangenen Tage, und durch die ſeit ſeiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erſchöpfte Körper Jeſu unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn ſein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er ſtarb im 34ſten Jahre ſeines Lebens, um die dritte Nachmittagsſtunde des Rüſttags, des 15ten im Monat Niſan. Unverwerfliche Zeugen beſtätigen die Gewißheit ſeines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe ſorgen für ſeine Beſtattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden in der Gruft gelegen, ſteht er, wie er ſelbſt vorher geſagt, am dritten Tage, den 17ten Niſan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun ſammeln ſich die durch ſeine Hinrichtung erſchreckten und eingeſchüchterten Jünger wieder. Jeſus erſcheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er ſchon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung ſeines Evangeliums unter den Juden ausgeſendet hatte, und einmal auch einer größern Menge ſeiner Gläubigen, um ſie durch nähere Belehrungen und beſtimmte Anordnungen (z. B. der Taufe zur Ausbreitung ſeiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beſeligt wird,) auszurüſten, und nach 40 Tagen dieſes, ſie wunderbar belebenden Umgangs, ſcheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden geſehen. Er konnte, nach ihrem und unſerm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt ſein. Man mag, welcher Religion man will, angehören, immer wird man ſich bei der Betrachtung des Lebens Jeſu genöthigt fühlen, jenem heidniſchen Krieger Recht zu geben, der unter ſeinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn und ein frommer Menſch! Die Angriffe der Gegner ſeiner Religion und die kritiſchen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfſinn und Zweifelmuth, wie nirgend anders, an den Thatſachen ſeiner Geſchichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Der geiſtreiche aber unſittliche Muthwille, mit dem die franzöſiſchen Bellettriſten im Zeitalter Voltaire's den Himmliſchen, den ſie nicht verſtanden, in das Gewebe frivoler Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Indignation, und ſelbſt jene beſchränkte Denkart einiger tonangebenden Philoſophen und ſogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln, und das Ungemeine gemein machen möchte, hat höhern Anſichten weichen müſſen. Die Romane, die Venturini u. a. m. neuerdings aus dem Leben Jeſu machen wollten, ſind, gelind beurtheilt, nur mißlungene Verſuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfſinn

noch jetzt über die Wunder Jeſu geführt wird, kann ſeiner Würde nichts nehmen, da unſere Zeit in ſeiner Lehre und in der ſittlichen Größe ſeines Geiſtes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Urſache, zu fürchten, daß er je vergeſſen werden könnte. Die gebildetſten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; mehr als der zehnte Theil aller Erdbewohner nennt ſich nach ſeinem Namen, unter allen Himmelsſtrichen weiht man ihm die heißeſten Gefühle der Andacht, ſpricht man mit Dank und Begeiſterung von ſeinem unendlichen Verdienſte um das Menſchengeſchlecht, und da ſeine Religion das Eigene hat, daß während der Unwiſſendſte und Niedrigſte im Volke ſich ihrer Segnungen tröſten darf, auch der Gebildetſte und Vornehmſte nicht mehr werden kann, als ein Chriſt, ſo ſteht zu hoffen, ſie werde eher, als jede andre, zur Herrſchaft über die geſammte Menſchheit fortſchreiten. E.

Jeſus Sirach, ſ. Sirach.

Joachim I. und

Joachim II., ſ. Brandenburg.

Joachim Mürat, ſ. Mürat (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586 bis 1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben ſoll), ließen die Beſitzer deſſelben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth ſchwerer Silberſtücke ſchlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; — ihr Werth iſt 1 Thlr. 13 gr. In der Folge ſoll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entſtanden ſein.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontal liegenden Balken verbunden werden, welches Lager ſodann von einem Joche zum andern, eine Bohlenüberdeckung erhält.

Jöcher (Chriſtian Gottlieb), als Litterator berühmt, ward am 25ſten Juli 1694 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1712 Medicin und Theologie, und hielt von 1714 an philoſophiſche Vorleſungen, in welchen er ſich als Verbreiter der Wolfſchen Philoſophie zeigte. Im J. 1730 ward er Profeſſor der Philoſophie, und 1732 auch der Geſchichte, 1742 Univerſitäts-Bibliothekar, und ſtarb daſelbſt am 10ten Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet ſich, ſeiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein ſehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dieß Werk (Lpz. 1784), durch zwei Quartbände bis zum Buchſtaben J ergänzt, und jetzt wird daſſelbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgeſetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, ſ. Wiedertäufer.

Johann von Schwaben, ſ. Johannes Parricida.

Johann der Beſtändige, ſ. Sachſen.

Johann Friedrich der Großmüthige, ſ. Sachſen.

Johann Georg der I., II., III., IV., ſ. Sachſen.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im J. 1199 ſeinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letzterer drei Jahre ſpäter ſeinen Oheim wiederum vom Throne ſtoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen geſperrt, und wie man ſagt, von Johann mit eigener Hand erſtochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieſes Mordes

wegen an, und Conſtantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August um Gerechtigkeit für dieſe ſchwarze That, die nicht allein in ſeinem Lande, ſondern auch an einem ſeiner Vaſallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vaſall von Frankreich, vor das Gericht der Pairs geladen war, das Erſcheinen verweigert hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, und ſeine ganze in Frankreich gelegene Habe zum Vortheile des Königs confiſcirt. Auch machte es ſich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen ſeines Vaſallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wolluſt verſunken, ließ ſich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab ſich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging ſo weit, daß er, als man ihm von den Fortſchritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entriſſen haben wird.“ Von Jedermann verlaſſen, glaubte er, die Herzen ſeiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daſelbſt wurden. Die erſte Acte wurde die große Charte (magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maß ſeines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn (im J. 1212) die Auflagen, welche er der Geiſtlichkeit ſeines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er ſie eintreiben ließ, mit dem Papſte Innocenz III. Dieſer that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieſer Lage konnte er ſich nur dadurch reißen, daß er ſich und ſein Reich dem heil. Stuhle unterwarf. Aber dieſe Unterwerfung, die ihn bei ſeinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Urſache eines Aufruhrs, in welchem Johann von ſeinen eigenen Unterthanen zu verſchiedenen Malen geſchlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp Auguſt im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, empörte ſich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die Magna Charta noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht ſtehen, ſondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Auguſts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren und ſtarb vor Kummer am 16ten Oct. 1216. Die Regierung dieſes Königs macht eine bedeutende Epoche in der Geſchichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform Englands. Die Barone des Reichs befeſtigten, indem ſie das Intereſſe des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht, und ſchwächten dadurch das Anſehn der Regenten ſelbſt, die fortan nichts weiter als die erſten Magiſtratsperſonen eines freien Volks waren.

Johann Adolph, Herzog zu Sachſen Querfurt und Weißenfels, ein berühmter Feldherr. Er ward am 4ten Sept. 1685 geboren und durch ſeine beſonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand geſetzt, bereits im vierzehnten Jahre ſeine Reiſen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und, als eben der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausgebrochen war, nach Weißenfels zurückkehrte. Früh ſchon hatte ſich in ihm eine Neigung zum Kriegsdienſte gezeigt: die jetzige Veranlaſſung, dieſelbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer ergriffen.

In Begleitung des Obriſtwachtmeiſters von Bünau ging er als Capitän zu den am Niederrhein ſtehenden heſſiſchen Truppen. Als man ihn bei dem Sturme auf Lüttich im J. 1702 von dem Commando, welches den erſten Angriff thun ſollte, wegnehmen wollte, um ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen, ſtellte ſich der junge Held, troz allen Vorſtellungen, an die Spitze ſeiner Grenadiere, ſprang über die Palliſaden in die Contreſcarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Beſatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieſer erſte ausgezeichnete Beweis ſeines Muthes erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche ſich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Im nächſten Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochſtädt bei und wurde zum Obriſten der heſſiſchen Truppen ernannt. Als im J. 1705 dieſe Truppen nach Italien beordert wurden, gab er abermalige Beweiſe ſeiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze ſeines Regiments die Franzoſen, die mit überwiegender Macht die Heſſen überfallen hatten, zurückſchlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergeſtalt zeichnete er ſich in den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Suſa aus. Als im Jahre 1708 Frankreich ſeine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryſſel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent erobern, befand ſich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), ſo wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen Auguſt II. bot ihm die Stelle eines Generalmajors in ſeiner Armee an. Er folgte dieſem Rufe, und trat im J. 1710 in churfürſtlich-ſächſiſche Militärdienſte. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-Tractat gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachſen bedrohen. Als nun die ſächſiſchen Truppen in Verbindung mit ruſſiſchen 1711 den Schweden in das ſchwediſche Pommern entgegenrückten, nahm Adolph die Inſel Uſedom und die penemünder Schanze, am 26ſten Oct. 1711, und behauptete ſich dann den ganzen folgenden Winter daſelbſt. Von hier aus begab er ſich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralſund, und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Punkte ſtand, von den aus der Feſtung ausfallenden Schweden abgeſchnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieſer Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20ſten Dec. 1712 zwiſchen dem Grafen von Steinbock und der däniſchen Armee bei Gadebuſch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte ſtoßen müſſen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, hieb ſich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der ſich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, ſich am 26ſten Mai 1713 zu ergeben und die Feſtung Tönningen zu räumen. Nachdem er noch die Unruhen, welche in Litthauen, wegen Verpflegung der ſächſiſchen Truppen, ausgebrochen waren, ſchnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polniſchen weißen Adlerorden beehrt, und am 23ſten Mai 1714 zum Generallieutenant der Cavallerie ernannt. Polen befand ſich fortwährend in beſtändiger politiſcher Gährung. Johann Adolph wurde dahin beordert, ſtellte

die Ruhe wieder her, kam 1717 nach Sachſen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er Befehlshaber der 6000 Mann Hülfstruppen, welche der König von Polen Carl VI. verſprochen hatte, und dabei vom Kaiſer zum Feldmarſchallieutenant erhoben. Nachdem aber der Friede zu Paſſarowitz (21ſten Juli 1718) geſchloſſen worden, nahm Johann Adolph ſeinen Abſchied, und verheirathete ſich mit Johanne Antoinette, Prinzeſſin zu Sachſen-Eiſenach. Auguſt II. ſtarb im J. 1730 zu Warſchau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachſen nach Polen zu führen, welche die Wahl Auguſts III. unterſtützen ſollten. Er zerſtreute die Mißvergnügten, und eilte ſodann nach Danzig, welches bereits von den Ruſſen belagert wurde und ſich bald ergeben mußte. Darauf kehrte er nach Sachſen zurück und vermählte ſich, da ſeine erſte Gemahlin unter der Zeit geſtorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer gothaiſchen Prinzeſſin. Nochmals eilte er nach Polen, und ſtellte die geſtörte Ruhe wieder her. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heinrichs Militärorden geſchmückt und zum Generalfeldmarſchall der ganzen ſächſiſchen Armee erhoben. Da jetzt für Auguſt III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren, eilte er im J. 1736 nach Dahme zurück. Hier ſtarb in demſelben Jahre der Herzog Chriſtian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Die ſämmtlichen weißenfelſiſchen Länder befanden ſich unter einer großen Schuldenlaſt. Johann Adolph widmete ſich ausſchließlich den Regierungsgeſchäften, und war ſo glücklich, durch weiſe Sparſamkeit den Wohlſtand zum Theil zurückgeführt zu haben, als im J. 1740 der erſte ſchleſiſche Krieg ausbrach. Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürſten von Sachſen, das Obercommando über die in Böhmen ſtehende ſächſiſche Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geſchloſſenen Frieden marſchirte er nach Sachſen zurück und wandte in dieſem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zuſtand zu verſetzen. Der zweite ſchleſiſche Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld, und er brach mit 20,000 Mann auf, um ſich mit den kaiſerlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine ſchwächliche Geſundheit, ſo wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willdorf, veranlaßten ihn, 1746 nach Weißenfels zurückzukehren, wo er zu derſelben Zeit von Seiten Englands den Orden des blauen Hoſenbandes empfing. Auf der Meſſe zu Leipzig am 16ten Mai 1746, im ſechzigſten Jahre ſeines Lebens und im zehnten ſeiner Regierung, überraſchte ihn der Tod. Da die weißenfelſiſche Linie mit ihm erloſch, ſo fiel ſein Land an Churſachſen zurück.

Johann (Bapt. Joſeph), Erzherzog von Oeſterreich, ſechſter Sohn Kaiſer Leopolds II. und der Infantin Marie Louiſe, Carls III. Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20ſten Januar 1782. Die Ausbildung ſeines Geiſtes und Gemüths verdankt dieſer treffliche Fürſt mehr ſich ſelbſt als ſeinen Lehrern. Früh erwachte ſeine Neigung für die Kriegskunſt, auf welche, wie auf die Geſchichte, er ſeine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünſcht, in den Jahren 1797 und 1799 den Krieg unter ſeinem ſieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nachdem dieſer ſich 1800 vom Commando zurückgezogen und Kray mehrere Unfälle erlitten hatte, empfing der Erzherzog Johann den Oberbefehl, und zwar einer geſchlagenen Armee. Die erſte Vorrückung war glücklich, aber am 3ten Dec. 1800 geſchah die ent-

ſcheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen koſtete den Oeſterreichern faſt ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an dieſen Unglückstagen ungemeinen perſönlichen Muth, und bot alles auf, den Geiſt der Truppen neu zu beleben. Als der lüneviller Frieden dieſen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur ſchönſten Blüthe erhobenen Ingenieuracademie zu Wien und Cadettenacademie in Wieneriſch Neuſtadt ernannt. Schon im Sept. 1800 hatte er Tyrol bereiſet, er beſuchte es ſeitdem jährlich und entwarf prächtige Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der feſten Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im Sept. 1805 der Krieg ſeinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog Johann mit dem Auftrag nach Tyrol, dort und in Vorarlberg die Milizorganiſation in ſchnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er das Armeecorps in Tyrol, das die Baiern beim Paſſe Strub ſchlug und die Scharnitz heldenmüthig, wiewol vergebens, vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marſchirte, faßte der Erzherzog den genialen Entſchluß, über Salzburg ſich auf die feindlichen Communicationen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenaſſy hinderte ihn daran. Er vereinigte ſich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, deſſen Abſicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Auſterlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Johann Sammlungen und Studien hatten Tyrol zum Lieblingsgegenſtand gemacht. Die erſtern beſtimmte er der Univerſität Innsbruck, die ihn zu ihrem beſtändigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verluſt Tyrols, wendete ſich ſeine Aufmerkſamkeit auf die noriſchen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steyermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorſatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reiſen galten jetzt dieſer Alpenkette. Fürſtlich von ihm unterſtützt durchzogen Naturforſcher, Antiquare, Zeichner und Mahler das Land, deſſen Gemälde in geſchichtlicher, ethnographiſcher, ſtaats- und landwirthſchaftlicher Hinſicht möglichſt vollkommen ans Licht treten ſollte. Als bald nach dem tilſiter Frieden Oeſterreichs neue Rüſtungen begannen, arbeitete der Erzherzog beſonders an einem Syſtem des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Inneröſterreich. Unter ſeinem Vorſitz wurden die großen Maßregeln der Reſerven und der Landwehr beſchloſſen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu der ruhmvollen tyroler Inſurrection. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er die nach Italien und Tyrol beſtimmte Armee von Inneröſterreich. Er ſiegte bei Venzone, Pordenone, ſchlug bei Sacile den Vicekönig Eugen aufs Haupt, und war bis an die Etſch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünſtig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entſchied den weitern Rückzug. Jellachichs Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenſtehenden Feinde einzeln zu ſchlagen, die verlorne Verbindung mit Tyrol zu eröffnen, Inneröſterreich zu befreien und durch einen Marſch gegen Wien, Napoleon zu Detaſchirungen zu nöthigen. Am 14ten Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungariſchen Inſurrection. Er zog ſich

nach Comorm und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte er Befehl, ſich mit dem äußerſten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Die Unmöglichkeit, dieſen Befehl in der gegebenen Zeit zu vollziehen, verurſachte den Verluſt dieſer großen und entſcheidenden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er ſich ganz ſeinem Beruf als General-Geniedirector und Vorſteher der beiden Akademien, wie auch der Gründung des ſchon oben erwähnten National-Muſeums, welches ſeinen Namen trägt. Im Feldzug von 1815 erhielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er beſuchte zuvor Italien, wo er in Mailand als Stellvertreter des Kaiſers die Huldigung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung von Hüningen, erzwang die Uebergabe in kurzer Zeit und ordnete die Zerſtörung dieſer gefährlichen Feſtung an. Darauf ging er nach Paris, beſuchte England und kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen, war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Er war 1629 geboren. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegeriſchen Muth gleich achtungswürdig, war ſorgfältig darauf bedacht, dieſe Eigenſchaften auch auf ſeine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten dieſe von ihren Reiſen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geſchlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, glücklicher als ſein Bruder, ward zum Oberhofmarſchall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit ſetzte er ſich, gleich den gemeinſten Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denen, die ihn beſchworen, ſeine Perſon zu ſchonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich eurem Rathe folgte.“ So wurde er der Schrecken der Tartaren und Coſacken, über welche er unaufhörlich ſiegte. Am 11ten Nov. 1673 gewann er die berühmte Slacht bei Choczim gegen die Türken, welche daſelbſt 28,000 Mann verloren. Im folgenden Jahre wurde er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polniſchen Heere herbei und rettete die Kaiſerſtadt. Seine Cavallerie war glänzend, aber die Infanterie ſchlecht equipirt. Um den übeln Zuſtand letzterer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches insbeſondere ſchlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß ſetzen zu laſſen, damit der Zuſtand deſſelben dem Blicke der Zuſchauer entzogen bliebe. Sobieski war anderer Meinung. Als ſich das Regiment auf der Brücke befand, ſagte er zu den Naheſtehenden: „Seht! Sie werden unüberwindlich ſein, denn ſie haben geſchworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren ſie alle türkiſch gekleidet.“ Bei ſeiner Ankunft bemächtigte er ſich der vortheilhafteſten Poſten, erſtieg eine Anhöhe, unterſuchte, wie ſich der Großvezier verſchanzt hatte, und ſagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er iſt unwiſſend und doch eingenommen von ſeinen Talenten. Wir werden keine Ehre von dieſem Siege haben.“ Sobieski hatte die Wahrheit geſagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demſelben auch die geheiligte Fahne Mohameds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papſt ſandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe geſehen, und Gott hat geſiegt.“ Ueberdies fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tauſend Dukaten, welche er ſeiner

Gemahlin überſandte und ihr dabei ſcherzhaft ſchrieb: „Du wirſt nicht zu mir ſagen, was die tartariſchen Weiber, wenn ſie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen ſehen, zu den ihrigen ſagen: Ihr ſeid keine Männer: denn ihr kommt ohne Beute zurück.“ Bei ſeinem Einzuge in Wien an der Spitze ſeiner ſiegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus empfangen. Sie drängten ſich hinzu, um ſeine Füße zu umſchlingen, ſeine Kleider, ſein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dieß der glücklichſte Tag ſeines Lebens ſei. Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich ſchien, befallen wurde, hatte er den Kummer, den Saamen der Zwietracht ausgeſtreut zu ſehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von außen vereinigten ſich mit den Parteien von innen. Sobieski war nicht mehr im Stande den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren ſollte. Die Königin wünſchte, er möchte ſein Teſtament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu ſagen, und beauftragte einen Biſchof, ihm ihren Wunſch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es ſtandhaft und gab als Grund an, daß dieß bei einer ſo feilen Nation, wie der ſeinigen, die nur von Parteiwuth beherrſcht werde, ohne Wirkung ſein würde. So ſtarb er 1696 im drei und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geſchloſſen, als ſich Haß und Neid vereinigten, ſein Andenken zu ſchänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz den Geſetzen, die dem Könige verbieten, ein Eigenthum zu beſitzen, Ländereien angekauft; Andere behaupteten, daß die chriſtliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekoſtet habe. Wieder Andere verſicherten, er habe das Geld zu ſehr geliebt, und eine zu große Neigung für koſtſpielige Reiſen gehabt. Wahr iſt es, niemals war ein Hof unſteter, als der ſeinige. Er und die Königin durchſtreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern, und beſuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch iſt dieſer Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wiſſenſchaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger ſeines ſanften Charakters, als ſeiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an ſeinem Grabe aus: „Ein ſo großer König hätte nicht ſterben müſſen!“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenſchaft.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Braſilien und den beiden Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, ſeiner Mutter, Iſabelle Francisca, als Prinz von Braſilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Jul. 1799. Er ſchiffte ſich nebſt ſeiner Familie, als Junot vor Liſſabon erſchien, nach Braſilien ein, und landete d. 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Braſilien zu einem Königreich, und vereinigte ſeine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode ſeiner Mutter, d. 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte ſich 1790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Tochter. Sein Sohn der Kronprinz, Peter, ward vermählt (13. Mai 1817) mit Leopoldine

Franz I. Kaiſers von Oeſterreich Tochter. Seine zweite Tochter Maria, die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, ſtarb 1818; eine dritte iſt die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Dieſer Monarch war bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England nicht im Stande, eine ſtrenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der ſpaniſchen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlaſſen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geſchloſſen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab ſich deßwegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Buonaparte den ſpaniſchen Hof zu einem ernſtlichen Angriffe auf Portugal, und dieſes mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem Tilſiter Frieden begnügte ſich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher ſeine Neutralität erkauft, ſondern verlangte von ihm, er ſolle ſeine Häfen den Engländern ſchließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erſte Foderung erfüllte, (weßhalb eine brittiſche Flotte ſofort die Häfen von Portugal ſperrte) ſo erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien ſeit 1808), und ein franzöſiſch-ſpaniſches Heer rückte in Portugal ein. Nun entſchloß ſich der Prinz-Regent, was ſchon 1800 ihm vorgeſchlagen worden war, ſeinen Hof nach Braſilien zu verſetzen. Der engliſche Geſandte, Vicomte Strangford und der britt. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, ſo daß die königliche Familie, nachdem der Prinz-Regent, auf die Dauer ſeiner Abweſenheit bis zum allgemeinen Frieden, d. 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergeſetzt hatte, den 27. ſich einſchiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienſchiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajo ſegelte, im Angeſichte des Vorzugs von Jünots Heer, das am folgenden Tage in Liſſabon einrückte. Am 1. December, dem Jahrestage der Erhebung des Hauſes Braganza, wurden die Fahnen von Braganza herabgeriſſen und durch franzöſiſche Adler erſetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugieſiſche Flotte im Angeſichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entſetzen der Portugieſen und ihre ſtarre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und ſchloß ſich enger als je an England an, das ihm ſein europäiſches Königreich, von der Tapferkeit des portugieſiſchen Heeres und der Begeiſterung des Volks kräftig unterſtützt, wieder eroberte; ſeitdem aber durch den Marſchſchall Beresford einen entſchiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieſes Landes ausübte bis im Aug. 1820, durch die Berufung der Cortes ein neues Staatsſyſtem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugieſen das verlorene Guiana wieder und beſetzten das franzöſiſche; doch gab der König letzteres im J. 1817 an Frankreich zurück. Unterdeſſen wandte das aufgeklärte Miniſterium des Prinzen-Regenten viel Sorgfalt auf die Cultur Braſiliens. Die Inquiſition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert, und die Anſiedelung europäiſcher Künſtler, Manufakturiſten, Kaufleute und Landbauer (z. B. im J. 1819 eine große Schweizer Colonie, Neu-Freyburg), befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufſtand der ſpaniſchen

Colonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Plataſtroms militäriſch zu beſetzen. Spanien empfand dieß ſo übel, daß es die Vermittelung Oeſterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugieſiſchen Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten, gerichtete Erklärung, Paris den 26. März 1817, den Hof von Braſilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos Ayres ward ein Vertrag geſchloſſen, und mit Artigas der Kampf fortgeſetzt bis 1820. Im J. 1817 drohte ein Aufſtand in Pernambuco, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden ſollte, weiter um ſich zu greifen: allein die Stadt wurde zu Lande und Waſſer angegriffen, und während die Inſurgenten im freien Felde geſchlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeſeite in Beſitz. Martinez nebſt mehrern andern wurde hingerichtet. Eine um dieſelbe Zeit in Liſſabon gegen die daſelbſt beſtehende Regentſchaft entdeckte Verſchwörung ward durch die Hinrichtung der Verſchwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. (S. d. Art. Freyre Gomez). Vgl. d. A. Portugal.

Johanna, die Päpſtin, ſ. Päpſte.

Johanna von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jeſu, in einer der Mutter deſſelben verwandten Prieſterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc. 1. Cap.) geboren, die ihn als ein von Gott zu beſondern Zwecken erkohrenes Werkzeug ankündigten. Er wählte die ſtrenge Lebensart eines Gottgeweihten, und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachſte Koſt und Bekleidung, durch einſames Forſchen und ernſtes Eindringen in den Geiſt der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geiſtesſtärke, die ihn, bei ſeinem Auftritte als Prophet, zum Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung macht. Seine Lehre war eine dringende Auffoderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jeſum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltenen Reden ſind ſcharf und mächtig; überall kündigt er ſich als den Vorläufer des Größeren an, der nach ihm kam, und erfüllt ſeine Beſtimmung, dieſem den Weg zu bereiten, mit eben ſo viel Eifer, als Selbſtverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an ſeine Lehre getauft, und gerade durch den Contraſt ſeiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit ſeiner Zeit ungemeines Anſehn unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die ſich Jeſus von ihm im Jordan einweihen ließ, deſſen höhere Sendung offenbar worden war, wies er ſeine Schüler zu dieſem neuen Lehrer, und ſah ohne Neid, wie ſein Wort: er muß wachſen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für ſich ſelbſt begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht, die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er ſie einem Fürſten geſagt, das Opfer derſelben. Einem rachſüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürſt Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängniſſe hinrichten. Eine Anzahl ſeiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu, und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johanniſchriſten im Orient, am Irak und Schuſter, noch jetzt beſte-

hende Secte geſtiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenſtand beſonderer Verehrung iſt. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangeliſt iſt unter den Charakteren des chriſtlichen Alterthums einer der reinſten und liebenswürdigſten. Auf den Ruf Jeſu verläßt er als ein Jüngling ſeine Fiſchernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf ſeinen Reiſen iſt er immer um ihn und in allen Lagen ſein nächſter Vertrauter, ſondern auch da die andern Jünger fliehen, begleitet er denſelben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der ſterbende Freund an ſeiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er auch vorzugsweiſe der Jünger, den Jeſus lieb hatte; denn ſo hatte er keinen geliebt, ſo hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das ſanfte, zarte, ſinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis ſpricht, war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verſtehen. Und bewundern wir ſchon den Schwung, mit dem ſein Evangelium anhebt, und den bündigen, tiefen Zuſammenhang, in dem darin die Begebenheiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jeſum zu begründen, geordnet ſind, redet der Geiſt der ächten, chriſtlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns, als in ſeinen Briefen: ſo haben wir wol auch Urſache anzunehmen, daß an ihm im höchſten und eigentlichen Sinne erfüllt worden ſei, was Jeſus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. Die Offenbarung Johannis iſt das Werk der feurigſten chriſtlichen Begeiſterung, freilich in den Farben des Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche ſeines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schickſale in einem Lichte ſah, das nicht Jedem zu ſchauen vergönnt iſt. Auch wurde Johannes, deſſen erſte Jünglingsgefühle an der Bruſt Jeſu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft ſchließen zu können. Er theilte die Arbeit und Leiden der Apoſtel, lebte in Epheſus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und ſtarb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde Epheſus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus ſeinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersſchwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu ſprechen, ſo ließ er ſich doch ſtets in ihre Verſammlungen tragen und rief ihnen, ſo oft er kam, die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er dieſen Zuruf unabläſſig wiederhole, und nichts Anderes und Neues ſage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot iſt, und wird das erfüllt, ſo iſt es genug. E.

Johannes Parricida, auch Johann von Schwaben genannt, war der Neffe Kaiſers Albrecht I. Selbſt von ſanfter friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit ſeines Oheims, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht ſein Zorn von den Feinden des Kaiſers (ſ. Albrecht I.) zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder, unter ihnen Johann, der in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und ſich endlich in eine ſolche Dunkelheit verlor, daß Niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er ſei als Auguſtinermönch zu Piſa geſtorben, Andere, er habe in der Geſtalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgut Eigen in einem hohen Alter ſein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt: es ſei

einſtens, wenigſtens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Geſtalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 erfolgt ſei, ſich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn deſſelben, Lathonius, als einen Blinden betteln geſehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls ſämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entſetzlichen Todesſtrafen, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Deſto grauſamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaiſers, und beſonders Agnes, ſeine Schweſter, verwitwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Dieſe wurden unter den entſetzlichſten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerſtört und die Einwohner derſelben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, beſonders auf Agneſens Betrieb, mehr als 1000 unſchuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, ſtiftete eben dieſe Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Eliſabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder ſchrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloſter, welche beide mit anſehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beſchenkt wurden. Die Geſchichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauſpiele gleiches Namens Veranlaſſung gegeben, welches vor einigen zwanzig Jahren häufig und mit Beifalle auf den deutſchen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, war der ſchriftſtelleriſche Name Johannes Everhards, eines berühmten lateiniſchen Dichters. Er wurde im Haag 1511 geboren. Zu Bourges, wo er die Rechtswiſſenſchaften unter Alciatus Leitung ſtudirte, wurde er Doctor, aber die ſchöne Literatur und Dichtkunſt hatten größere Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen beſtärkte ihn noch mehr in ſeiner Liebe für dieſe Kunſt. Er zeichnete ſich zugleich durch ſeine Kenntniſſe in der Malerei, oer Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt aus; aber ſeinen größten Ruhm verdankt er ſeinen dichteriſchen Werken. Er reiſ'te nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Cardinals Tavera, Erzbiſchofs von Toledo, ward, auf deſſen Rath er Carl V. auf ſeinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm ſeine ſchwache Geſundheit nicht, den Mühſeligkeiten des Krieges ſich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er den 8ten October 1536 an einem bösartigen Fieber 25 Jahr alt ſtarb. Wenigen neuern lateiniſchen Dichtern verdanken wir ſo liebliche erotiſche Dichtungen wie ihm. Die „Küſſe des Johannes Secundus" ſind darunter am bekannteſten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermiſchte Gedichte enthalten ſind, wurden von ſeinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter ſich auszeichneten, herausgegeben, und haben ſehr viele Auflagen erlebt. Eine der neueſten iſt die 1771 in 8. zu Leyden, mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung herausgekommene. Ins Deutſche überſetzt ſind die Küſſe des Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz), und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz. von Mirabeau und deutſch von dem genannten Ueberſetzer, 1798. Viele findet man in der Zeitſchrift Polychorda. Eine neuere Ueberſetzung der Küſſe iſt von Franz Paſſow (Leipzig 1807, 8.).

Johannesberg (oder Biſchofsberg), ein Pfarrdorf und

ſchönes Bergſchloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthume Fulda gehörig, jetzt im naſſauiſchen Amte Rüdisheim, iſt wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daſelbſt wächſt. Der beſte iſt der, welcher auf dem Schloßberge ſelbſt wächſt. Im J. 1807 ward dieß Schloß nebſt ſeinen Beſitzungen von Buonaparte dem Marſchall Kellermann geſchenkt. Nach der Befreiung Deutſchlands wurde es 1816 von dem Kaiſer Franz dem Fürſten von Metternich zum Geſchenk gemacht. Die Einkünfte betragen 30,000 Fl. Das Schloß ſelbſt iſt in den J. 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Kloſters erbaut worden.

Johanniter=Ritter (ſpäterhin Rhodiſer=Ritter, jetzt gewöhnlich Maltheſer=Ritter genannt), heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten, in dem gelobten Lande geſtiftet wurde. Bereits im elften Jahrhunderte, (1048) legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jeruſalem an, und bauten daſelbſt ein Mönchskloſter, welches ſie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter= oder Hoſpital=Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu ſchützen. Dieſer geiſtliche Orden, welcher nach und nach große Beſitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeiſter Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, deſſen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen beſtehen ſollten. Auch theilte Raymund die ſämmtlichen Ritter in drei Claſſen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geiſtlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit wußte ſich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich (zu Ende des 12ten Jahrhunderts) aus Paläſtina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und ſetzte ſich zu Anfange des 14ten Jahrhunderts auf der Inſel Rhodus feſt, in deren Beſitz ſich die Ritter faſt über 200 Jahre behaupteten. Auch von da durch den türkiſchen Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen ſie nach Candia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracuſa, bis ihnen endlich Carl V. (1530) die Inſel Malta, nebſt den Inſeln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beſtändigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Beſitze überließ. Von dieſer Zeit an wurden ſie gewöhnlich Maltheſer=Ritter genannt. Hier hatten ſie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuhalten, welche jedoch von ihnen mit großem Verluſte zurückgeſchlagen wurden. Sie ſetzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueſte Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und ſtandhaften Muth in verſchiedenen heftigen Fehden mit der Pforte gelang es ihnen, ſich vom Untergange zu retten. Doch wären ſie im J. 1760, ohne franzöſiſche Vermittelung, wahrſcheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem wurden ſie von jenen für unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See ſind nicht ſelten nur Spiegelgefechte geweſen. Die innere Einrichtung des Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Beſitzungen

hatte, verbreitet war, beſtand in Folgendem. Das Oberhaupt deſſelben, welches Großmeiſter des heiligen Hoſpitals zu St. Johann von Jeruſalem, und Guardian der Armee Jeſu Chriſti hieß, reſidirte zu La Valette auf der Inſel Maltha, hatte fürſtliche Würde und bekam von auswärtigen Mächtigen den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebſt allen Gefällen von den Inſeln Maltha, Gozzo und Comino, ſo daß ſeine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in ſeinen Händen: doch war er auch hierin von den Vorſtehern der verſchiedenen Zungen (Bezirke) beſchränkt, welche Geſetze gaben, Steuern anordneten u. ſ. w. Die geiſtliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali beſtand, und in welchem der Großmeiſter den Vorſitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeiſters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin geſprochen werden ſoll, 21 Repräſentanten, und dieſe wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Prieſter und einen Waffenträger. Nachdem dieſe drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zuſammen der neue Großmeiſter gewählt. Die vornehmſten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen ſie beſtanden, eingetheilt wurden. Dieſe Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutſchland (die vornehmſte Zunge), Caſtilien und England. Aus dieſen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählet und die Ländereien derſelben in Priorate, dieſe in Balleien, und dieſe wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutſche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Großprior von Deutſchland, oder dem Johannitermeiſter durch Deutſchland (Oberſten Meiſter des ritterlichen St. Johannis=Ordens in deutſchen Landen) bekleidet, der ein deutſcher Reichsfürſt war und ſeine Reſidenz in Heitersheim (Stadt und Schloß in Breisgau, jetzt im Badenſchen Treiſamkreiſe) hatte. Heitersheim bildete nebſt den dazu gehörigen Dörfern ein Fürſtenthum des oberrheiniſchen Kreiſes, und der Großprior hatte daher als Reichsfürſt Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe und beim oberrheiniſchen Kreiſe. Der Johannitermeiſter ſtand unter dem Großmeiſter zu Maltha, dem er alle Jahre gewiſſe Türkenſteuern und Reſponsgelder lieferte, die man auf 170,000 Fl. berechnete. Er ſelbſt beſaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeiſterthum Brandenburg, über Ungarn, Böhmen und Dänemark; doch machten Oeſtreich, Böhmen und Mähren ein eigenes Großpriorat der deutſchen Zunge aus, das mit dem Obermeiſterthume zu Heitersheim nur in geringem Zuſammenhange ſtand. Der letzte Johannitermeiſter, ein Graf von Reichenbach=Fourmaigne, verlor durch den preßburger Frieden, und die Einrichtung des rheiniſchen Bundes, alle ſeine Beſitzungen im weſtlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte ſich England bereits im 16ten Jahrhunderte losgeriſſen; die drei franzöſiſchen verloren während der Revolution ihre Exiſtenz; die caſtiliſche und aragoniſche war ſeit dem Frieden zu Amiens von Maltha getrennt, und die italieniſchen und deutſchen Zungen hatten gleichfalls durch die neueſten Ereigniſſe aufgehört. Auf dieſe Weiſe iſt der Johanniter=Orden ſeit jener Zeit für auf=

gehoben zu achten, und ſeine Wiederherſtellung um ſo weniger zu erwarten, da die Inſel Maltha förmlich in den Beſitz Englands gekommen. Nur als eine Erinnerung an dieſen durch Alter und Verdienſt ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. geſtiftete preußiſche Johanniterorden angeſehen werden, der unter die königlichen Orden gehört. (S. Preußen.) Die Johanniter-Ritter beobachteten, außer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Auguſtiner-Ordens; die Proteſtanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, altem Adel ſein. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das ſtrengſte erweiſen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe ſchwierig war, die aber dennoch, in Rückſicht ihrer Verdienſte, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht der Ritter, wenigſtens drei Mal gegen die Ungläubigen oder die barbariſchen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet; ja durch den Frieden von Amiens hob man ſogar alle Feindſeligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter beſtand in Friedenszeiten in einem langen ſchwarzen Mantel; auf der linken Bruſt trugen ſie ein achteckiges weißes und mitten auf derſelben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren ſie mit einem rothen Gürtel und einem ſilbernen Kreuze geſchmückt. Blos in geiſtlichen Sachen war der Orden dem Papſte unterworfen, in allen weltlichen Dingen beſaß er eine vollkommene Souveränetät. Die Seemacht beſtand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebſt verſchiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geſchichte des Ordens anbetrifft, ſo muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Maltha am 8ten Juni 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab ſich die Inſel ohne Widerſtand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeiſter Baron v. Hompeſch, der ſpäterhin 1803 zu Montpellier im 62ſten Lebensjahre geſtorben iſt, bis zu anderweitiger Entſchädigung, jährlich 400,000 Fr. zugeſichert wurden. Im J. 1800 eroberten jedoch die engliſchen Flotten die Inſel durch Hunger, und ſeit dieſer Zeit befindet ſie ſich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Inſel dem Orden, unter der Aufſicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden ſollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzoſen auf Maltha, und durch dieſen die Zerſtörung ihres Uebergewichts im mittelländiſchen Meere befürchten mußten: ſo blieben ſie fortwährend im Beſitze derſelben, und der 26ſte Artikel des Entſchädigungsplans und Reichsdeputations-Receſſes vom 25. Februar 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwiſchenzeit wählte der Orden den ruſſ. Kaiſer Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätheriſch erklärte, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeiſter. Dieſe Wahl fand vielen Widerſpruch, ſelbſt bei dem Papſte, und der neue Churfürſt von Pfalzbaiern, Maximilian Joſeph, hob ſogar am 21ſten Februar 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in ſeinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Paul I. ernannte der Papſt, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommaſi, und als dieſer mit Tode abgegangen war, das Großcapitel ſogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeiſter. Der Hauptſitz des Ordens iſt jetzt Catania in Sicilien. Vor der Revo-

lution ſchätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeiſters beſtand in einem ſilbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher ſich ein Roſenkranz um das Wappenſchild ſchlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

John Bull, ſ. Bull.

Johnſon (Benjamin), gewöhnlich zuſammengezogen Ben Johnſon genannt, ein engliſcher dramatiſcher Dichter, ward 1574 geboren, und ſtammte aus einer alten ſchottiſchen Familie. Da ihm ſein Vater kein Vermögen hinterlaſſen hatte, nahm er Kriegsdienſte und zeichnete ſich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er ſich dem Studium der Poeſie, und brachte es in ſeinen theatraliſchen Productionen ſo weit, daß ihn Einige für den Wiederherſteller, oder wol gar für den Gründer des engliſchen Theaters hielten. Er ſtand bei ſeinen Landsleuten in ſolchem Anſehn, daß man ſeinen Leichenſtein mit der Inſchrift: „O ſeltner Ben Johnſon!“ ſchmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenoſſe, und ſogar Nebenbuhler Shakſpeare's, und ſtarb im J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns auf Wilhelm Schlegel berufen. Ben Johnſon war ein dramatiſcher Schriftſteller, der im Schweiße ſeines Angeſichts, aber mit geringem Erfolge, das engliſche Schauſpiel nicht romantiſch, ſondern nach dem Muſter der Alten auszubilden ſtrebte. Er fand an Shakſpeare einen bereitwilligen Aufmunterer ſeiner Talente. Sein erſtes, wiewol noch ziemlich unvollkommenes Stück: Every man in his humour (Jedermann in ſeiner Laune), wurde durch Shakſpeare's Empfehlung auf die Bühne gebracht, und an deſſen Sejanus legte dieſer ſogar ſelbſt Hand, ja er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Trotz aller Schulgelehrſamkeit, worin er dem Shakſpeare überlegen war, fielen ſeine Stücke entweder ganz und gar durch, oder ſie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erſtaunlichen Popularität Shakſpeare's. Ben Johnſon beſaß allerdings einen ſehr gründlichen Verſtand: er war ſich bewußt, daß er die Kunſt mit Ernſt und Eifer ausübe, und ſein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie verſagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritiſchen Dichter gemacht, im guten und böſen Sinne des Worts: und es gelang ihm meiſtens in derjenigen Gattung, woran der Verſtand den meiſten Antheil hat, am beſten. Man hat von ihm zwei tragiſche Verſuche, Sejanus und Catilina, dreizehn Luſtſpiele und eine Menge ſogenannter Masken. Der Tragödie entſagte er nach dem mißlungenen Verſuche mit den beiden ſo eben erwähnten: dagegen widmete er ſich deſto eifriger dem Charakter-Luſtſpiele, in welchem er mehr ernſthaft ſpottet, als Lachen erregt; auch zeigt ſich mehr Beobachtungsgeiſt als Phantaſie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in ſeiner Laune, ſind noch zu merken: Jedermann außer ſeiner Laune; Volpone; der Alchymiſt; Epicöne oder das ſtumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken ſind allegoriſche Gelegenheitsſtücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm faſt wieder ausgeſtorben iſt; ſpäterhin hat nur noch der Comus von Milton in derſelben einigen Ruhm erlangt. Ben Johnſons Werke ſind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London erſchienen.

Johnſon (Samuel), einer der größten engliſchen Gelehrten, Satiriker und Kunſtrichter, welcher eine rieſenhafte Gelehrſamkeit, vielumfaſſende literäriſche Wirkſamkeit mit claſſiſcher Cultur, reifem Urtheile, reinem Geſchmack und gehaltvollem Witze verband, wurde am 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordſhire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geiſtesfähigkeiten. Die alten Claſſiker, doch mehr die römiſchen als die griechiſchen, machten den vornehmſten Gegenſtand ſeiner frühern Studien aus, und mehrere Ueberſetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. ſ. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntniſſe und dichteriſches Genie. Späterhin zeichnete er ſich auf der Univerſität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine gelungene Ueberſetzung des Popiſchen Meſſias in lateiniſchen Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, die ihn beſonders im J. 1729 betraf, war ſo heftig, daß er dem Wahnſinne nahe zu ſein glaubte: auch genas er nie ganz von dieſer Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Univerſität wiederum verlaſſen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leiceſterſhire bekleidet hatte, ließ er ſich in Birmingham nieder, wo er ſich mit literäriſchen Arbeiten das Leben zu friſten ſuchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anſtalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter dieſen den nachmals ſo berühmt gewordenen Garrik. Dieſen begleitete er auch ſpäterhin nach London, wo er ſich abermals bloß von dem Ertrage ſeiner literäriſchen Arbeiten zu ernähren ſuchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. Oft verbarg er ſich in einem Keller, um einem Zimmer mit eiſernen Gittern zu entfliehen. In dieſer Zeit ſchrieb er Demoſtheniſche Reden für und wider die wichtigſten Fragen im Parlament, unter Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für ächt hielt, und es iſt nicht allgemein bekannt, daß unter dieſen die berühmte Rede Pitts iſt, die dieſer gehalten haben ſoll, als man ihm ſeine Jugend vorwarf, die aber nie aus Pitts Munde kam. In London machte er damals mit dem unglücklichen Savage, deſſen Leben er nachmals ſo meiſterhaft beſchrieben hat, Bekanntſchaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnſon eine bedeutende Stufe zu ſeiner künftigen Größe erſteigen ſollte. Er gab nämlich im J. 1738 ſeine berühmte Satire London, eine Nachahmung der dritten Juvenalſchen Satire, in den Druck, in welcher er mit Witz und Laune die Thorheiten der Hauptſtadt ſchildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfaſſer Berühmtheit. Pope ward durch dieſe Satire ſo angezogen, daß er die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters zu machen ſuchte. Auf dieſes Werk folgten ſeine Debatten des Senats zu Groß-Lilipút, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmteſten Parlamentsglieder der damaligen Zeit ſind, und von Johnſon ſelbſt nur bis 1743 aufgeſetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt worden ſind. Im J. 1739 erſchien von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironiſcher Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerſpiel, Guſtav Waſa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britanni-

cus, eine Schrift politiſchen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1744 erſchien darauf ſein erwähntes Life of Richard Savage, eine meiſterhafte Biographie; und ein Jahr ſpäter ſeine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakspeare, welche zugleich Vorſchläge zu einer neuen Ausgabe dieſes Schriftſtellers enthielten. Im J. 1747 machte er darauf ſeinen Plan zu einem Wörterbuche der engliſchen Sprache bekannt, der die Aufmerkſamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf ſich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der ſich mit einigen andern Buchhändlern zu dieſem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und ſchloß mit Johnſon für ein Honorar von 1575 Pf. St. den Contract ab. Während ſich Johnſon mit dieſem rieſenhaften Werke beſchäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der engliſchen Literatur zu zählen ſind. Dahin gehört das Seitenſtück zu ſeinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erſchien, und eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenal's iſt. In demſelben Jahre ward auch ſein Trauerſpiel Irene aufs Theater gebracht, aber ausgeziſcht und bald vergeſſen. Im J. 1750 fing er eine Zeitſchrift, the Rambler (der Herumſtreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ſte und letzte Stück erſchien, und vom Publikum als meiſterhaftes Seitenſtück zum Spectator mit dem allgemeinſten Beifalle aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieſes Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnſon noch die 10te Auflage davon erlebte. Er erhielt übrigens nur zehn fremde Beiträge zu demſelben, und iſt alſo weit eigentlicher der Verfaſſer des Rambler, als Addiſon Verfaſſer des Spectator. Endlich erſchien im May 1755 ſein berühmtes Dictionnarry of the English language, in 2 Foliobänden, durch welches er eine große Autorität in der engl. Sprache erlangte. Es übertraf die kühnſten Erwartungen, und wurde 1758 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnſon ſelbſt veranſtaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demſelben. Im Jahre 1758 begann er darauf eine neue Zeitſchrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erſchien. 1759 ſchrieb er ſeinen politiſchen Roman: History of Rasselas, Prince of Abyssinia. Um dieſe Zeit ſtand Johnſon auf dem Gipfel ſeines Ruhms, und erhielt vom Hofe eine Penſion von 300 Pf. St., die er auch bis an ſeinen Tod genoſſen hat. Im J. 1765 erſchien endlich die längſt von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakſpeare, welche unter der Erwartung der Kunſtrichter blieb. In der That ſcheint Johnſon dieſem Werke nicht die ganze Fülle ſeines kritiſchen und äſthetiſchen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er ſich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe deſſelben, welche zum erſten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Octavbänden erſchien. Nachdem er noch einige politiſche Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Aechtheit der Oſſianſchen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherſon, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahre alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lifes of the most eminent English Poets, eine Reihe von Biographien, die ſich durch eine meiſterhafte Schreibart und viele ſcharfſinnige äſthetiſche Bemerkungen empfehlen, ob ſie gleich von dem Vorwurfe der

Parteilichkeit nicht ganz frei ſind. Dieſe Biographieen, denen die Poeſien jedes Dichters beigefügt ſind, erſchienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte ſchriftſtelleriſche Erzeugniß Johnſon's. Von der Zeit an kränkelte er, und ſtarb endlich am 13. Dez. 1784. Johnſon's ſämmtliche Werke ſind 1786 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetiſchen Werke deſſelben nicht mit enthalten. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphey haben ſein Leben (in engl. Sprache) beſchrieben.

Jomelli (Nicolo), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, ward im J. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel geboren, ſtudirte zuerſt in dem Conſervatorium de' Poveri di Gesù zu Neapel unter Durante, und, als dieſes aufgehoben wurde, in dem Conſervatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Compoſition. Anfangs ſetzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geſchätzte Muſikart, durch welche er ſich auch ſo geringen Beifall erwarb, daß, als er ſeine erſte komiſche Oper (L'Errore amoroso) geſchrieben hatte, er nicht wagte, ſich als den Verfaſſer derſelben zu nennen, ſondern ſie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht ſehr berühmten Meiſters, aufführen ließ. Dieſe Oper, welche er in ſeinem 23ſten Jahre, wahrſcheinlich für das neue Theater in Neapel, ſetzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in ſeinen Compoſitionen fortzufahren. Im J. 1738 ſchrieb er darauf ſeine Oper Odoardo für das florentiniſche Theater, und mit noch größerem Glücke, welches ihn bewog, 1745 nach Rom zu gehen, wo ſeine erſte Oper mit ſeltener Auszeichnung aufgenommen wurde. Ueberhaupt ſchrieb er von 1740 bis 1748 für Rom 14 Opern, von denen Astianatte, Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken ſind, in welcher letztern die vortreffliche Arie: Sposo, io vado a morir, beſonders ausgezeichnet wurde. Unter dieſen Opern ſind diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieſer Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeiſters an der St. Peterskirche. Als ſolcher componirte er unter mehreren Motetten auch den Pſalm: Benedictus Dominus Deus Israel, deſſen Muſik ein Meiſterſtück iſt. Der damalige Herzog von Wirtemberg trug Jomelli ſeine Dienſte an. Dieſer willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1748 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der ſchmeichelhafteſten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König von Portugal, Johann V., an ſeinen Hof ein. Ob er gleich dieſes Anerbieten ablehnte, ſo ſchrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König, auch überſandte er demſelben von allen ſeinen folgenden Arbeiten Abſchriften. In Rom ſetzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutſchland den leichtern, gefälligern italieniſchen Styl, mit der gründlichen deutſchen Setzkunſt vertauſcht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutſche, Schuſter, errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg ſeiner Oper an einem Schlagfluſſe ſtarb. Gerber in ſeinem Tonkünſtlerlexicon weicht von dieſer Erzählung in Einigem ab. Kurz vor ſeinem Tode verfertigte er noch ein Miſerere, welches vorzüglich wegen der ſich ſtets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient. Schu-

bart rühmt von Jomelli, er ſei der Schöpfer eines neuen Geſchmacks geweſen, welcher auch die Inſtrumentalmuſik hob, und eines der erſten muſikaliſchen Genie's. Sein feuriger Geiſt habe ſich durch großes harmoniſches Verſtändniß, Reichthum der Melodie, kühne Modulation, und unnachahmliche Inſtrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerſt das Stoccato der Bäſſe gebraucht, das muſikaliſche Colorit durch Crescendo und Decrescendo genauer beſtimmt, und gemeint, man müſſe den Inſtrumenten auch zu thun geben, um ſie zu bilden. Einige ziehen ſeine Opern ſeinen Kirchenſtücken vor. Im Kammerſtyle ſoll er nachläſſiger geweſen ſein. Man hat ihm überhaupt in ſeinen frühern Werken Mangel an gründlichem Satz, in ſeinen ſpätern Künſtelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen, durch welche er jenen zu verdecken ſuche.

Jomini (Baron Henri), General-Lieutenant und Adjutant des Kaiſers Alexander, ein ausgezeichneter militäriſcher Schriftſteller, geb. zu Payerne im Waadtlande um das Jahr 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. Auguſt 1792 die Auflöſung dieſer Truppen herbeiführte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Obriſtlieutenant bei der Landmiliz, als Ney 1802 eine Sendung in das Waadtland erhielt, wo er Jomini kennen lernte, und ſeitdem deſſen Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein pariſer Handelshaus; aber ſeine ganze Muße weihte er ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im Jahre 1804 der Druck ſeines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei ſeinem Generalſtabe anſtellte. Am Ende des Jahres 1805 ward er in Dienſtſachen nach Wien zum Kaiſer Napoleon geſandt, dem er die beiden erſten Bände ſeines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfaſſer zum Oberſten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalſtabe des Marſchalls Ney, die Feldzüge 1806 und 7 in Preußen und Polen mit, wurde Brigade-General und Baron, folgte dann dem Marſchall Ney nach Spanien, wo er an den Feldzügen 1808 und 1809 Theil nahm, trat in der Folge in den Ober-Generalſtab des Marſchall Berthier, hatte aber mit dieſem einige Streitigkeiten, weshalb er ſeinen Abſchied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab ſich aber in die Schweiz, und wurde erſt 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angeſtellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er, bei dem Ober-Generalſtabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachſen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenſtillſtands von Pleiſchwitz verließ er heimlich das Heer in Schleſien, und ging den 14. Auguſt zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Diviſions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum Generallieutenant und zu ſeinem Adjutanten. Als ſolcher kämpfte er mit gegen die Franzoſen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in ſeiner Geſchichte dieſes Krieges ſo beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn ſchrieb und Genugthuung verlangte. Da er dieſe nicht erlangen konnte, ließ er die deßhalb gewechſelten Briefe drucken (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813.) Jomini befand ſich 1815 im Gefolge des Kaiſers Alexander in Paris, wo er von Ludwig XVIII. das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erſte Ausgabe ſeines oben genannten Werks erſchien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2. vol. 8.

m. e. Atlas, Paris 1805; die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder Relation critique et comparative des campagnes de Fréderic et de Napoléon. Die dritte Auflage erſchien 1817. 8. vol. 8. m. 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundſatze von der Zuſammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Koſten Friedrichs des Großen, des erſten unter den neuern Taktikern, zu ſehr erhoben. Doch bleibt ſein Werk für die Kriegsgeſchichte ſchätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsminiſteriums und andern Amtsquellen geſchöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Loyd und Tempelhof genommen. Kürzlich iſt von ihm erſchienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817. und in den europ. Annal. 1817.

Jones (Sir William), einer der größten Orientaliſten, wurde am 28. Sept 1746 auf dem Gute ſeines Vaters in Wales geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, wo er ſich durch Fleiß und Talent vor allen ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Bereits in ſeinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte ſeine Prolusions, welche er ſpäterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Univerſität zu Oxford, wo ſeine Vorliebe für das Studium der morgenländiſchen Literatur, und zunächſt der arabiſchen Sprache, rege gemacht wurde Mit Hülfe eines jungen Mannes, der, aus Aleppo gebürtig, das gemeine Arabiſche fertig redete und ſchrieb, übte er ſich im Ueberſetzen aus dieſer Sprache, und legte ſich dann mit großem Fleiße auch auf die perſiſche Sprache, da er beider Zuſammenhang eingeſehen. Nicht minder ſtudierte er auch die neueren Sprachen, beſonders die italieniſche, ſpaniſche und portugieſiſche. Hierauf wurde er in ſeinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des jungen Grafen Spencer, und erhielt den Auftrag, Dolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Darauf fing er, im 21ſten Jahre ſeines Alters, an, ſeine Commentare über die aſiatiſche Poeſie auszuarbeiten, copirte eine arabiſche Handſchrift über Aegypten und den Nil, und beſchäftigte ſich mit Erlernung der ſineſiſchen Charaktere. Da der König von Dänemark, der 1768 in London war, eine morgenländiſche Handſchrift, welche die Lebensbeſchreibung Nadir Shah's enthielt, überſetzt zu haben wünſchte, übernahm Jones dieſe Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Copenhagen ernannt. Vor dieſer Ueberſetzung, die 1770 in franzöſiſcher Sprache gedruckt wurde, ſteht eine Abhandlung über die morgenländiſche Poeſie, die viel, damals Neues und Intereſſantes, enthält. Der Wunſch, noch unabhängiger den Wiſſenſchaften leben zu können, beſtimmte ihn im J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; wobei er jedoch das Studium der morgenländiſchen Literatur keineswegs aufgab, auch im J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meiſtens aus aſiatiſchen Sprachen überſetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magiſterwürde ſchrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntniſſe gegen den Vorwurf, als wenn durch ſie der männliche Geiſt entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine ſclaviſche Unterwürfigkeit begün-

ſtigt werde, zu ſchützen ſuchte. Zu Anfange des Jahrs 1774 erſchien ſein treffliches Werk, *über die aſiatiſche Dichtkunſt*, worin er eben ſo viel Geſchmack und Urtheil als ausgebreitete Beleſenheit zeigt. Im J. 1778 lieferte er eine *Ueberſetzung der Reden des Iſäus*, welche das atheniſche Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, kritiſchen und hiſtoriſchen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verſchiedene Reiſen nach Paris gemacht, und ſeine Ueberſetzung der unter dem Namen *Moallakat* bekannten ſieben arabiſchen Gedichte vollendet hatte, ward er im J. 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieſer Gelegenheit in den Ritterſtand erhoben. Er ging im April deſſelben Jahres nach Indien ab, und lieferte von der Inſel Hinzuan (Joanna), wo er nach einer Fahrt von 10 Wochen ankam, eine ſehr intereſſante Beſchreibung. Im September landete er in Calcutta, wo man ihn mit Sehnſucht erwartete, und mit Freuden bewillkommte. In den Nebenſtunden, die ihm ſein neues Amt übrig ließen, beſchäftigte er ſich mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, die ſich beſonders auf den politiſchen und gelehrten Zuſtand Indiens bezogen. Bald darauf gründete er auch die gelehrte Geſellſchaft zu Calcutta, welche bereits im J. 1784 ihre erſte Verſammlung hielt. Von ihrer Einrichtung ertheilt er im erſten Bande der Asiatic Researches umſtändliche Nachricht. Nun ſtudirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geſchichte Indiens, die Sanſkritſprache mit dem größten Eifer. Im J. 1785 erſchien zu Calcutta eine periodiſche Schrift: The Asiatic Miscellany, deren Inhalt ſich meiſtentheils auf Indien bezieht. Die erſten beiden Bände enthalten ſehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweiſe von der Gewandtheit ſeines Geiſtes ablegen, der ſich den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Behandlungsarten anzuſchmiegen wußte. Ein Hauptzweck ſeiner literariſchen Bemühungen ging dahin, ſeinen Landsleuten eine vollſtändige Sammlung von den Geſetzen der Hindus und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements, für das Geſchäft der Compilation, eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindus und Mohamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handſchriften nachwies, woraus es geſchöpft werden ſollte. Im J. 1789 erſchien unter William Jones Leitung der erſte Band der Researches der Societät zu Calcutta. Seine eigenen Arbeiten machen den lehrreichſten Theil dieſes Bandes aus. Während ſeines Lebens erſchienen noch zwei Bände dieſer Unterſuchungen, die noch jetzt fortgeſetzt werden. Sie enthalten die wichtigſten Aufklärungen über Geſchichte, Alterthümer, Künſte und Wiſſenſchaften Aſiens, beſonders aber Indiens. In eben demſelben Jahre lieferte Jones die engliſche Ueberſetzung der *Sacontala, oder der entſcheidende Ring*, eines überaus reizenden Schauſpiels des indiſchen Dichters Calidaſa. Im J. 1794 erſchien ſeine *Ueberſetzung der Verordnungen Menu's*, welche das ganze indiſche Syſtem religiöſer und bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones beſaß ſo reiche und mannichfaltige Kenntniſſe in Künſten, Wiſſenſchaften und Sprachen, als ſie vielleicht noch Niemand, wenigſtens nicht in einem höhern Grade, beſeſſen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beſeelt, den Orient und Occident in engere geiſtige Verbindung zu bringen, die Literaturſchätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menſchlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer ſowol an ihre eigene Literatur zu erinnern, als für

europäiſche Mittheilungen und Fortſchritte empfänglich zu machen. Er ſtarb im April 1794. Seine Werke, unter denen auch eine ſehr gute perſiſche Grammatik Auszeichnung verdient, ſind geſammelt in 6 Quartbänden zu London erſchienen.

Jones (Inigo), ein ausgezeichneter engliſcher Baumeiſter und Zeichner. Er wurde 1572 zu London geboren und ſtarb daſelbſt 1651. Früh entwickelte er große Talente in der Zeichnung und in der Landſchaftsmalerei. Ein hoher Gönner, dem ſeine Arbeiten in die Hände fielen, gab ihm die Mittel, nicht allein Italien, ſondern auch einen großen Theil des civiliſirten Europa's durchreiſen zu können. Nachdem Jones dieſe Reiſe vollendet hatte, ließ er ſich zu Venedig nieder, wo er des Palladio Werke ſtudirte und ſich bereits einen glänzenden Ruf erwarb. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Chriſtian IV., nach Copenhagen, deſſen Schweſter Jacob I. von England geheirathet hatte, welche ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging noch einmal nach Italien und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufſicht über alle königliche Gebäude übertragen wurde. Dieſes ehrenvolle Amt bekleidete er auch unter Carl I. und II. bis an ſeinen Tod. Seine vorzüglichſten Werke hat er erſt nach ſeiner zweiten Reiſe nach Italien ausgeführt. Ihm hat man die Zeichnungen des Palaſtes von Whitehall, ſo wie den Plan zu dem anatomiſchen Theater in London zu verdanken. Er hat ferner die Capelle der Königin Catharina in dem Palaſte von St. James, die Kirche, den Markt von Covent-Garden und viele andere (im Vitruvius Britannicus nahmhaft gemachte) Werke aufgeführt. Seine Zeichnungen ſind 1727 und 1744 von M. Kent und Iſaac Ware herausgegeben worden. Auch hat er ſehr intereſſante Bemerkungen über die Baukunſt des Vitruv und Palladio hinterlaſſen, welche der engliſchen Ueberſetzung des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden ſind.

Jongleurs waren zu den Zeiten der Troubadours die Inſtrumentiſten, welche eigenen oder fremden Geſang durch Harfe, Zither oder Leier begleiteten. Sie ſtanden ſpäterhin nicht in beſonderm Rufe, da ſie ſich zu Gauklern herabwürdigten, und ſich durch Unſittlichkeit verächtlich machten.

Jordan. Dieſer durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entſpringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, (Paſchalik Damascus) bildet den See Genezaret oder Tiberias, durchſchneidet Paläſtina von Norden nach Süden, nimmt den Kidron auf und verliert ſich ins todte Meer. Seine Ufer, ſonſt belebt und angebaut, ſind jetzt wüſt, und langſam walzt ſich ſein gelbes Waſſer im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chiria. Den religiöſen Abwaſchungen in dieſem Fluſſe ſchreiben ſie Heilkräfte zu, und für Juden und Chriſten iſt er ein Gegenſtand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Jordan, (Camille), in der Revolution als freimüthiger Staatsredner bekannt, gegenwärtig ſeit 1817 Staatsrath Ludwigs XVIII.; geb. zu Lyon 1769, zeigte in ſeiner Jugend viel Eifer für die katholiſche Religion. Er trat im März 1797 als Deputirter des Rhone Departements in den Rath der Fünfhundert ein. Hier hielt er unvorbereitet eine kräftige Rede zur Vertheidigung ſeiner Vaterſtadt, die man als den Brennpunkt der Gegenrevolution anſah. Den 17ten Juli legte er ſeinen bekannten Bericht über die Kirchenpolizei ab,

und verlangte allgemeine Freiheit des Gottesdienſtes, ſo wie den Gebrauch der Glocken auf dem Lande, was in Caricaturen lächerlich gemacht wurde. Darauf ſprach er gegen das Directorium, welches Truppen nach Paris zog, und erhob ſich kräftig gegen die Anarchiſten, Jacobiner, vor allen gegen die Orleans'ſche Faction, die er das verborgene Triebrad aller Ränke nannte. Am 18. Fructidor (5. Sept. 1797) ward er zur Deportation verurtheilt; allein er entfloh, und erhob gegen jene Gewaltthat öffentliche Beſchwerde, in ſ. Schrift: Camille Jordan, député du Rhône, à ses commettans, sur la révolution du 18. Fructidor 1797, Hamb. 1798. Erſt im Febr. 1800 erlaubte man ihm zurückzukommen, und er lebte unter Aufſicht zu Grenoble. Darauf gab er in Paris 1802 die Flugſchrift: Vrai sens du note national sur le consulat à vie, heraus, in welcher er mehr als je republikaniſche Grundſätze an den Tag legte. Die Polizei ließ die Schrift wegnehmen. Nun nannte ſich Jordan öffentlich als den Verfaſſer. Er ward deßwegen von Buonaparte nicht angeſtellt, ſondern lebte zurückgezogen in Lyon bis 1814. In dieſem Jahre erklärte er ſich für die Rückkehr der Bourbons, und ging als Deputirter des Municipalraths von Lyon, den 30. März, zum Kaiſer von Oeſtreich nach Dijon, vorgeblich um der Stadt Erleichterung von Kriegslaſten zu verſchaffen, insgeheim um die Geſinnungen des Kaiſers in Anſehung der Bourbons zu erforſchen. Allein die Deputation erfuhr hierüber nichts. Hierauf nahm Jordan den 8. April an der Sitzung Theil, in welcher der Municipalrath von Lyon Ludwig XVIII. als König von Frankreich ausrief, und gehörte zu der Deputation, welche dieſen Beſchluß dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs, mittheilte. Der König erhob ihn im Auguſt 1814 in den Adelſtand und gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Im J. 1815 wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums von Lyon ernannt; im J. 1816 ging er nach London, um eine Erbſchaftsſache der Stadt Lyon bei der britt. Regierung zu betreiben. Darauf wurde er Präſident des Wahlcollegiums des Ain-Departements. Allein die Wahl der Deputirten für die Kammer von 1817 kam wegen Uneinigkeit nicht zu Stande; doch wurde Jordan gewählt. Er ſtimmte ſtets als Deputirter im Sinne der Mehrheit, z. B. für das Wahlgeſetz, gegen die Preßfreiheit der Journale und für das Budget. Damals wurde er an die Stelle des Herrn Benoiſt in den kön. Staatsrath berufen; als er aber 1820 im Sinne der Doctrinaires gegen das neue Wahlgeſetz ſtimmte, nebſt ſeinen Freunden Royer Collard und Guizot, wieder entlaſſen.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiſer Juſtinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsſtand und wird fälſchlich als Biſchof von Ravenna aufgeführt. Er hat ſich als Hiſtoriker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk De Gothorum origine et rebus gestis, und ſeine Chronik De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, ſind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbariſchem Latein geſchrieben. Sie finden ſich in Muratori's Scriptt. rerum ital.

Joſeph war als der ſpätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenſtand der beſondern Zärtlichkeit ſeines Vaters Jacob und des Neides ſeiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab, und durch den Uebermuth, den ſie in der Bedeutung ſeiner unſchuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften ſie ihn, um ſich ſeiner zu entledigen, an ismaelitiſche Sclavenhändler, durch

welche er in das Haus Pothiphars, eines der vornehmſten Staatsbeamten in Aegypten, kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter ſeines Herrn verwaltete, milderte ſeine Lage, und durch ſeinen Widerſtand gegen die wollüſtigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er ſich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuſchen. Sein Betragen in dieſer Verſuchung zeugt von einer Geiſtesſtärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 Jahren in Erſtaunen ſetzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachſucht des verſchmähten Weibes machte. Doch auch in dem Gefängniſſe, wohin ihre Beſchuldigungen ihn bringen, weiß er ſich durch das Vertrauen des Aufſehers bald einen bedeutenden Wirkungskreis zu verſchaffen, und die troſtvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundſchenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum glänzendſten Glücke. Denn da der Mundſchenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er ſich bei Gelegenheit eines Traumes, um deſſen Deutung ſich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräiſchen Knechts, der im Kerker ihm den ſeinigen ſo glücklich und ſicher gedeutet hatte. Joſeph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit Geiſtesgegenwart und Kenntniß des Landes von 7 fruchtbaren und 7 unfruchtbaren Jahren, die Aegypten nach einander zu erwarten habe, und gibt dabei ſo zweckmäßige Vorſchläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch welchen ſie ausgeführt werden ſollen. Die großen Verdienſte, die er ſich auf dieſem Poſten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt, und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptiſchen Großen, im Beſitze der höchſten Gewalt und Würde nach dem Könige, ſo wie der Liebe des Volks, ſieht Joſeph alle ſeine Wünſche befriedigt, außer der Sehnſucht nach den Seinigen. Aber auch dieſe will die Vorſehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theuerung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne ſich ihnen gleich zu erkennen zu geben, ſuchte er ſie durch einige harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangne Unrecht zu bewegen, und ihre Geſinnungen zu erforſchen, bis endlich ſein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchſt rührend iſt dieß Erkennen und die Scene, wo Joſeph den mit ſeiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wieder ſieht. Er, den ſeine Brüder verſtoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei ſeinem letzten Segen ſeinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gibt; daher zwei Stämme, Manaſſe und Ephraim, das Andenken Joſephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Intereſſe ſo große Talente, ſo ſeltene Tugenden und Verdienſte, ſo ausgezeichnete und wunderbare Schickſale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den älteſten Zeiten der Menſchengeſchichte angehört. Die Erzählung ſeines Lebens iſt unſtreitig die ſchönſte Partie in den Moſaiſchen Schriften, und ob ſie gleich Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechſel ſeines Glücks, wenn ſie die einfache Darſtellung jener Urkunde leſen. Darum iſt Joſeph auch ein Lieblingsſtoff der Kunſt; gute und ſchlechte Gemälde haben die Scenen ſeines Lebens verewigt, zahlloſe Poeſien und Romane haben, meiſt ohne ihr Original zu erreichen, die Züge ſeines Charakters und den Gang ſeiner Schickſale nachgeahmt, und erſt neuerdings iſt

er in Mehul's Oper: Jacob und ſeine Söhne, wieder auf die Bühne getreten und durch den Zauber der Tonkunſt verherrlicht worden. E.

Joſeph I., deutſcher Kaiſer, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. July 1678 geboren und empfing ſchon 1687 die ungariſche und bald darauf die römiſche Königskrone. Im J. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Niederlanden, Ungarn, Deutſchland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürſt von edler Geſinnung, aber zu weniger Thätigkeit, daher man keine großen Thaten von ihm rühmen kann. Um das deutſche Reich machte er ſich vornämlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Proteſtanten erfreuten ſich unter ſeiner milden Regierung der Toleranz und mehrerer Freiheiten. Er ſtarb den 17ten April 1711.

Joſeph II., römiſch-deutſcher Kaiſer, Sohn Franz I. und der Maria Thereſia. Die Zeiten, wo dieſer ſeltene und zu großen Dingen beſtimmte Monarch die Welt betrat (am 13ten März 1741), waren eben ſo kriegeriſch, ſeine Staaten eben ſo unruhig, als damals, wo ſein brechendes Auge wieder Abſchied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Beſitzer von der einen Hälfte Schleſiens, ſchon näherte ſich die baierſche Armee den öſterreichiſchen Gränzen, und erſt 7 Jahre darauf machte der aachener Friede dem Kriege ein Ende. So waren es denn Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüſtungen, die Joſeph ſtatt der Wiegenlieder und Feenmärchen hörte, und vielleicht trugen dieſe dunkeln Eindrücke dazu bei, in ihm ſpäterhin den kriegeriſchen Geiſt zu erzeugen, der ſich mit ſeiner übrigen menſchenfreundlichen Geſinnung nicht zu vertragen ſcheint. In den Wiſſenſchaften blieb Joſeph hinter ſeinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geiſt und Scharfſinn und machte beſonders in den Sprachen, der Mathematik und Muſik gute Fortſchritte. Die Handlungsweiſe ſeiner Mutter trug wahrſcheinlich Vieles zur Beſtimmung ſeines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr ſtrenger Wille mußten ſich natürlich oft begegnen; er gehorchte aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie ſehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und ſo bekam er eine unbeſiegbare Abneigung gegen die Geiſtlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und ſo faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und ſah in dem Menſchen zunächſt nur den Menſchen. Unterdeſſen war der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen ſollte, als Thereſia ihren Entſchluß zurücknahm. Er vermählte ſich 1760 mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Parma, und dieſe Ehe wurde ein Band der zärtlichſten Liebe; aber er verlor ſie ſchon bei der zweiten Niederkunft. Von ſeiner zweiten Gemahlin, der baierſchen Prinzeſſin Joſephe, mit der er nicht ſo glücklich lebte, wurde er auch durch den Tod bald wieder getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joſeph 1764 zum römiſchen König erwählt und ein Jahr ſpäter, nach dem plötzlichen Tode ſeines Vaters, zum Oberhaupte des deutſchen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten ſeines Hauſes und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joſeph hatte während des Kriegs Veranlaſſung gehabt, aufmerkſam auf den großen Gegner ſeines Hauſes zu werden,

ihn zu bewundern und ſich zum Muſter zu nehmen. Von dieſem Muſter durchdrungen, trat er ſeinen erhabenen Beruf an; da er jedoch, das Kriegsweſen ausgenommen, welches er mit Lascy verbeſſerte, wenig freie Hand hatte, ſo benutzte er dieſe Zeit zum Reiſen, um ſeine Staaten ſelbſt kennen zu lernen. Auf einer derſelben beſuchte er, als Graf von Falkenſtein, (am 25ſten Auguſt 1768) Friedrich den Großen im Lager bei Neiſſe. Die beiden Monarchen ſetzten ſich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten ſich geheim und vertraut, und man ſah ſie wie zärtliche Freunde mit einander umgehn. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiſer im Lager zu Mähriſch-Neuſtadt einen Gegenbeſuch von Friedrich. Sie beſprachen ſich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oeſterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebſt drei Millionen Menſchen ohne Schwertſchlag erwarb. Im Jahr 1777 beſuchte er Paris und verweilte 6 Wochen dort. Jedermann war von ihm entzückt. Als am Ende dieſes Jahres der Churfürſt von Baiern ſtarb, brach zwiſchen Oeſterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus, dem jedoch Thereſia ohne Vorwiſſen und gegen den Wunſch ihres Sohnes, der vor Begierde brannte, ſich mit ſeinem großen Gegner im offnen Felde zu meſſen, ein Ende machte. Endlich im Jahre 1779 trat Joſeph in den vollen Beſitz ſeiner Erbſtaaten. Vierzig Jahre alt, geſund, voller Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menſchen und über eine vortreffliche Armee erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländiſche Adel und die Geiſtlichkeit glaubten ihn fürchten zu müſſen. Dennoch geſchah es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es ſei uns erlaubt, einige von den Verfügungen und Einrichtungen Joſephs, die zum Theil ſehr beifallswürdig waren, wodurch er ſich aber den Haß der Großen und der Geiſtlichkeit zuzog, hier kürzlich nahmhaft zu machen. Er führte die Conduitenliſten und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwiſchen den Ordensleuten und Rom auf, und regulirte die Penſionen. Durch chriſtliche Duldung ward die jüdiſche Nation gehoben, die Leibeigenſchaft vernichtet, alle Nonnenklöſter und viele Mönchsklöſter eingezogen, beſonders alle die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 hatte man den ſeltenen Anblick, den Papſt Pius VI. in Wien einen Beſuch abſtatten, geiſtliche Handlungen verrichten und Segen austheilen zu ſehen, während Joſeph fortwährend Klöſter einzog, ſo daß acht Jahre ſpäter die Zahl der Ordensleute in ſeinen Staaten von 63,000 auf 27,000 geſunken war. Durch ein neues Geſetzbuch hob er die Todesſtrafen auf. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenweſen und der Landbau wurden verbeſſert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er ſeinen übrigen deutſchen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Hora und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Baiern zu vertauſchen, welchen ſich der deutſche Fürſtenbund 1785 entgegenſtellte. Im Jahre 1787 reiſete er, abermals als Graf von Falkenſtein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherſon die glänzendſten Feſte

gab. Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen, die nur mit ſeinem Tode endigte. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; Joſeph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe ſchien zurückzukehren. Am 9ten Februar 1788 erklärte Joſeph den Türken den Krieg. Dieſer ſchien in den erſten Monathen eine günſtige Wendung für die Oeſterreicher zu nehmen; dann aber wurde er deſto unglücklicher geführt. Sie mußten ſich zurückziehen und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungeſunden Gegend. Joſeph ſelbſt kam, erſchöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück ſeiner Armeen, im December krank in Wien an. Obgleich im folgenden Jahre das Glück den öſterreichiſchen Waffen wieder günſtig ward, Belgrad ſich an Laudon ergab und die Ruſſen große Fortſchritte machten, ſo war doch während dieſer Triumphe ganz Deutſchland um das Leben ſeines Kaiſers beſorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele umlagert war. Mit dem November dieſes Jahres 1789 wurde das neue Steuergeſetz eingeführt, ein Geſetz, das als die eigentliche Urſache aller, Joſeph nachher zugeſtoßnen Unglücksfälle anzuſehen ſein dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten ſich gleich unzufrieden damit, und die Loſung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam, daß die Niederländer in dieſer Zeit völlig in Aufruhr geriethen, ſich für frei erklärten, die kaiſerlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben, und nur noch Luxenburg in des Kaiſers Gewalt ließen. Joſeph zeigte ſich zur Nachgiebigkeit geneigt, aber die Niederländer wieſen jeden gütlichen Vorſchlag trotzig von ſich. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Aſche geglommen hatte, empörten ſich um dieſe Zeit, und verlangten ihre Rechte und ihre alte Verfaſſung mit Nachdruck zurück. Da erklärte Joſeph, zum Erſtaunen von ganz Europa, im Januar 1790, alle während ſeiner Regierung erlaſſenen Verordnungen für aufgehoben, und zerſtörte ſo mit einem Schlage ſein mühſames Werk. Tyrol zeigte ſich ebenfalls unzufrieden und Joſeph eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß zu ſetzen. Wir wollen es nicht verſuchen, mit Worten zu ſchildern, welchen Eindruck die Nothwendigkeit, demüthigende Schritte thun zu müſſen, auf Joſephs Geiſt machen mußte. Die Folge zeigte es: ſchon im Februar 1790 fühlte er, daß er ſich mit großen Schritten dem Tode nähere: am 20ſten Februar Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joſeph war von mittler Größe; ſein Temperament war äußerſt lebhaft; ſchnell ergriff er und eben ſo ſchnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrſchen, zu zerſtören und zu bauen. Furchtloſigkeit in Gefahren war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er hatte ein ſtarkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menſchheit, und ehrte ſie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig ſei, daß jeder rechtſchaffene Mann einen Anſpruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieſer Andere durch die Umſtände auch noch ſo hoch geſtellt ſei. Er ließ den bisher verſchloſſenen Augarten dem Publikum zum Spaziergange öffnen und über den Eingang die Inſchrift ſetzen: „Allen Menſchen gewidmeter Beluſtigungsort von ihrem Schätzer.“ Als man ihn einſt bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man ſich hier mit ſeines Gleichen vergnügen könne, ſchlug er es ab und ſetzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte,

ſo müßte ich in die kaiſerliche Gruft zu den Capuzinern ſteigen, und darin meine Tage zubringen." Friedrich der Große ſchrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es iſt ein Kaiſer, wie Deutſchland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen, unter Schmeicheleien groß geworden, iſt er doch beſcheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch ſeinen Ehrgeiz der Pflicht auf." Offenbar war Joſephs Lieblingsidee, Selbſtbeherrſcher im eigentlichen Verſtande zu ſein und die große Maſchine des Staats ganz einfach durch ſich ſelbſt zu lenken. Alles was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder als eine nützliche Einrichtung anſah, wollte ſeine große Seele auch wirklich bei ſich einheimiſch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menſchen, mit andern Verhältniſſen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch ſich nicht mit einem Male verändern laſſe, daß die Menſchen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrung beſäßen, die er ſich geſammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung begegnet war, ſollte ſie auch wirkſam werden. Aber Niemand verſtand ihn, oder wollte ihn verſtehen, und Vorurtheil und Eigennutz ſtellten ihm tauſend Schwierigkeiten entgegen. Dieſer Widerſpruch, aus ſo unlautern Quellen, bewirkte dann natürlich Unbiegſamkeit und Härte in ſeinen Entſchließungen. Man wird unwillkührlich von dem Gefühle einer ſanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Joſephs eine ernſthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiſer, der immer das Gute wollte, und es doch nur ſo ſelten ausführen konnte! Ein Regent, der ſeine Staaten zu beglücken ſuchte, und ſie unglücklich machte! Ein Vater, der ſich für ſeine Kinder aufopferte und dem ſie es nicht dankten! Ein Menſch, der alle Menſchen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich ſogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Troſt, aus den harten Schlägen des Schickſals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was ſein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, raſche Menſchen laſſen ſich ſelten durch die Warnungen der Geſchichte, oder durch den vorſichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen ſie Alles ſelbſt verſuchen. Joſeph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige iſt doch ſo ſchwer und lang! Man denke ſich ihn als einen ſechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuren Erfahrungen ſeiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendſte und glücklichſte Regent der Erde geworden ſein? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden dem Helden, der in der Mitte ſeines Berufes gefallen iſt! der jetzige Kaiſer von Oeſterreich, Franz I., ſein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein glänzendes Monument durch den Bildhauer Zauner errichten laſſen. Intereſſant ſind die Anekdoten- und Charakterzüge von Kaiſer Joſeph II., in 3 Theilen, und Pezzls Charakteriſtik deſſelben, Wien 1790. Auch in Dohms Denkwürdigkeiten finden ſich wichtige Aufſchlüſſe über Joſephs Regierung und Reformenweſen.

Joſephus Flavius, ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jeruſalem aus dem Prieſterſtande geboren, und gab ſchon in der früheſten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfſinn zu erkennen.

So ward er ſpäterhin die Zierde der phariſäiſchen Secte, zu deren Anhängern er ſich bekannte. Dann wurde er Statthalter von Galiläa. Hierauf ward ihm der Befehl der jüdiſchen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entſchloſſenheit in der Feſtung Jotapata von Veſpaſian und Titus eine ſiebenwöchentliche Belagerung aushielt. Durch Verrath wurde die Feſtung den Feinden überliefert, 40,000 Einwohner wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangenen gemacht. Joſephus hatte ſich in einer Höhle verſteckt, wo er jedoch bald entdeckt, und dem römiſchen Feldherrn ausgeliefert wurde. Dieſer wollte ihn eben dem Nero überſenden, als es, wie man ſagt, Joſephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Veſpaſian einſt Kaiſer werden würde, ſich deſſen Gunſt zu verſchaffen, und in Freiheit geſetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung von Jeruſalem gezogen war, ſeine Landsleute aufzufordern, die Gnade der Römer anzuflehen, und ſich zu ergeben. Weit entfernt aber, daß die Juden dieſer weiſen Ermahnung hätten Gehör geben ſollen, belohnten ſie ihn einſt, als er nahe unter den Mauern der Stadt ſich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, welcher ihn faſt todt zur Erde ſtreckte, und den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer ihn nicht ſchleunig den Händen ſeiner wüthenden Landsleute entzogen. Nach der Eroberung Jeruſalems ging er mit Titus nach Rom und ſchrieb als Augenzeuge ſeine Geſchichte des jüdiſchen Krieges in 7 Büchern, hebräiſch, dann griechiſch; ein Werk, das unter allen griechiſchen Geſchichtsbüchern dem Livius am nächſten kommt. Seine jüdiſchen Alterthümer (in 20 Büchern) ſind ebenfalls vortrefflich; ſie enthalten die Geſchichte der Juden von den älteſten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch werfen die Chriſten dieſem Werke vor, daß es die Wunder Chriſti entſtelle, auch alles dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande geweſen wäre, die ſogenannten Heiden zu beleidigen. Als ſcharfſinniger Politiker deutete er die Weiſſagung des Meſſias auf den Kaiſer Veſpaſianus. Seine zwei Bücher vom Alterthume des jüdiſchen Volks enthalten koſtbare Fragmente von alten hiſtoriſchen Schriftſtellern, und ſind gegen Apion, einen alexandriniſchen Grammatiker und erklärten Widerſacher der Juden, gerichtet. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke iſt die von Havercamp, Amſterdam, 1729, in 2 Foliobänden, griech. und lat. Neuſte A. von Oberthür (Leipz. 1781 — 85.) Deutſch von Frieſe.

Jourdan (Jean Baptiſte), Graf, Marſchall und Pair v. Frankreich, geb. den 29. Apr. 1762 zu Limoges, wo ſein Vater Chirurg war, trat 1778 in Kriegsdienſte und focht in Amerika. Nach dem Frieden kam er zurück und widmete ſich der Handlung. Im J. 1790 nahm er Dienſte bei der Nationalgarde; 1791 führte er ein Bat. Freiwilliger zur Nordarmee; im Mai 1793 ward er Brigadegeneral, zwei Monate darauf Diviſionsgeneral. In der Schlacht bei Hondscoote erſtieg er an der Spitze der Truppen die feindlichen Verſchanzungen, darauf übernahm er an Houchard's Stelle den Heerbefehl. Den 17. Oct. erfocht er nach 48 ſtündigem Kampfe den Sieg bei Wattignies gegen den Prinzen v. Coburg. Weil aber Jourdan gegen die Meinung des Wohlfahrtsausſchuſſes mit neugeworbenen Truppen ohne Kriegszucht nicht ſogleich angriffsweiſe verfahren wollte, erhielt Pichegrü den Oberbefehl; doch gab man Jourdan bald darauf an Hoche's Stelle das Commando der Moſelarmee. Er eröffnete den Feldzug durch den Sieg bei Arlon, hierauf bewirkte er die Verei-

nigung ſeines Heeres mit dem rechten Flügel der Nordarmee, ging über die Sambre, belagerte Charleroi, und erkämpfte im Juni 1794 den Sieg bei Fleurus, wodurch er Herr von Belgien wurde und die Alliirten bis über den Rhein trieb, ſo daß Maſtricht und Luxenburg fallen mußten. Man kann alſo Jourdan an den Eroberer Belgiens und des linken Rheinufers anſehen; Provinzen die Frankreich bis 1814 behauptete. Im Septbr. 1795 ging er bei Bonn, Neuwied und Düſſeldorf über den Rhein, während Pichegrü bei Manheim daſſelbe that. Doch konnte ſich Jourdan auf dem rechten Ufer nicht behaupten. Er kam hierauf an Pichegrü's Stelle, und unternahm 1796 den berühmten Ueberfall am rechten Rheinufer, worauf er Franken eroberte und gegen Böhmen und Regensburg vordrang. Allein der Erzherzog Carl ſchlug ihn, und ſein Rückzug bis über den Rhein ward zuletzt unordentliche Flucht, worauf Beurnonville das Commando übernahm. Jourdan kehrte darauf nach Limoges in den Privatſtand zurück. Im März 1797 wurde er zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt. Unveränderlich feſt hielt er an der Republik; zweimal wurde er zum Präſidenten erwählt. Er ſtand auch hier ſeinem Nebenbuhler Pichegrü gegenüber. In den Vorgängen des 18ten Fructidor war er auf der Seite des Directoriums. Er war es, der 1795 das Geſetz der Conſcription in Vorſchlag brachte. Hierauf ward er zum Befehlshaber der Donau-Armee ernannt. Er ging d. 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Karl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geſchlagen und mußte ſich zurückziehen. Am 10. Apr. ward er durch Maſſena abgelöſet. Nach der Revolution d. 18. Brumaire (9. Nov.), der er ſich widerſetzte, erhielt er im Juli 1800 die Verwaltung von Piemont. Im J. 1802 kam er in den Staatsrath und ward für den Senat gewählt. Darauf ernannte ihn Buonaparte 1803 zum Chef der italieniſchen Armee und im folgenden Jahre zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion. Allein da er im Sept. 1805 erklärte, daß ſeine Armee zu ſchwach ſei, erhielt Maſſena den Oberbefehl. Er aber ward 1806 unter König Joſeph Obergeneral in Neapel und ging 1808 nach Spanien, wo er als Majorgeneral dem Könige Joſeph zur Seite gegeben war. Aus Verdruß, daß man ihm alle Unfälle zur Laſt legte, nahm er 1809 ſeinen Abſchied. Allein wie Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm, befahl er Jourdan, auf ſeinen Poſten nach Spanien zurückzukehren. Doch Joſeph mußte Madrid räumen, und verlor am 21. Juni 1813 die alles entſcheidende Schlacht von Vittoria. Er zog ſich jetzt nach Rouen zurück. Im J. 1814 ward er Gouverneur der 15. Militär-Diviſion. Hier erklärte er ſich für Ludwig XVIII. Den 10. März 1815 ſchwor er dem König aufs Neue, und ging, nachdem dieſer Fürſt Frankreich verlaſſen, auf ſein Landgut. Buonaparte ertheile ihm die Pairswürde im Juni, und trug ihm die Vertheidigung von Beſançon auf. Nach Ludwigs Rückkehr war Jourdan einer der erſten, der ſich für ihn erklärte. Darauf führte er an Moncey's Stelle dem Vorſitz in dem Kriegsgericht über den Marſchall Ney, das ſich für incompetent erklärte. Im J. 1816 ſandte ihm der König von Sardinien ſein Portrait, als ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit für die treffliche Verwaltung Piemonts im J. 1800 zu, und Ludwig XVIII. ernannte ihn 1817 zum Gouverneur der 7ten Militär-Diviſion und 1819 zum Pair. Er gehört zu der liberal-conſtitutionellen Partei.

Journal f. Buchhalterei.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man ein Tagebuch überhaupt, am häufigſten aber im gemeinen Leben periodiſch (beſonders Monatsweiſe) erſcheinende Blätter aller Art. Unter den europäiſchen Ländern ſind es hauptſächlich drei, in denen dieſer Zweig der Literatur vorzügliche Unterſtützung findet: England, Deutſchland und Frankreich. In dem erſtgenannten Lande ſind es vornehmlich politiſche Zeitſchriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn ſich gleich die Zahl der Journale dieſer Art, die in Frankreich nie ſehr groß war, in Deutſchland in den Jahren der franzöſiſchen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem ſelbſt einige der gelehrteſten Zeitſchriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, ſo zeigt doch die große Zahl neu entſtandener und glücklich mit einander wetteifernder politiſcher und ſonſtiger gemeinnütziger Blätter, die ſeit der Befreiung von Deutſchland allgemein verbreitet ſind, daß der Gemeingeiſt der Deutſchen keineswegs erloſchen, ſondern nur deſſen Aeußerung einige Zeit durch die Schreckniſſe einer tyranniſchen Gewalt unterdrückt war. Der Nutzen der Journale iſt mannigfaltig beurtheilt worden. Freilich läßt ſich nicht wohl leugnen, daß ſie durch ihre Menge und die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände leicht vom ernſthaften Betreiben der Wiſſenſchaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleſerei einen Widerwillen gegen angeſtrengte wiſſenſchaftliche Beſchäftigung hervorbringt, daß endlich durch das Journalweſen (Journaliſtik) eine höchſt verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann, ſo wie z. B. in Frankreich die Bildung eines beträchtlichen Theils der ſogenannten großen Welt ſich nur auf das Leſen einiger Journale beſchränkt. Dagegen muß man ſich aber auch durch das ſo oft gehörte Geſchrei gegen Zeitſchriften nicht verführen laſſen, den großen Nutzen zu verkennen, den die beſſern Inſtitute dieſer Art gehabt haben und immer haben können. Es iſt unſtreitig keineswegs in Abrede zu ſtellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewiſſen Cultur unter allen Claſſen der Nation ſehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntniſſe in Umlauf gekommen, und der öffentliche Geiſt oft auf eine ſehr kräftige Weiſe geweckt und geleitet worden iſt; ſo in England und Deutſchland. Daß ſie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeſchmackter Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung überall und beſonders das Beiſpiel von Frankreich nur zu ſehr bewieſen. Weniger gilt das Geſagte von den rein wiſſenſchaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Phyſik u. ſ. w., die als Vehikel zur Verbreitung des Neuſten und Wiſſenswürdigſten aus ihrem Kreiſe von entſchiednem Nutzen ſeyn können.

Jouy, Flecken mit 900 Einw. und einem ſchönen Schloſſe nebſt Park, an der Bievre, nicht weit von Verſailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen der Cattunfabrik mit 200 Drucktiſchen und 1200 Arbeitern, die im J. 1760 von Oberkampf gegründet worden iſt, und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Cattun empfiehlt ſich durch ſchöne und dauerhafte Farben und iſt faſt durch ganz Europa unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jouy (Victor Etienne de) Mitglied der zweiten Claſſe des Inſtituts, und ſeit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie françoise, ein fruchtbarer dramatiſcher Dichter und geiſtvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Verſailles 1769, war in ſeiner Jugend Soldat,

diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Capitän, und machte 1791 mit Auszeichnuug ſeinen erſten Feldzug als Adjutant des Gen. O-Maran. Als dieſer 1794 auf dem Blutgerüſte ſtarb, rettete ſich Jouy durch die Flucht, und lebte 8 Monate mit dem Marq. de Montesquieu zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, und diente als Adjutant général und Chef des Generalſtabes in der Armee von Paris. Er trug am 2. Prairial zum Siege des Convents über die Terroriſten bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obſiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris ins Gefängniß. Zwar erhielt er bald ſeine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen angeblich verdächtiger polit. Verbindungen mit dem engl. Friedensunterhändler Lord Malmesbury verhaftet. Nach ſeiner Loslaſſung nahm er ſeinen Abſchied, 1797, und bekam, ſeiner Wunden und langen Dienſte wegen, Penſion. Darauf ſtellte ihn der Präfect des Dyle-Departement zu Brüſſel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er weſentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy ſeine Stelle auf, und lebt ſeitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Veſtalin, componirt von Spontini, (1820) erhielt den Preis vom Inſtitute. Eine Parodie auf dieſe Oper erſchien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte ſich ſelbſt parodirt. Noch dichtete er die Opern: Bayadères; les Abencerrages; Fernand Cortez; u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerſpiel Tippoo-Saëb. 1813; und mehrere Vaudeville-Comödien, unter andern (zugleich mit Longchamp), Comment faire, ou les épreuves de Misantropie et Repentir. 1799; l'Avide Héritier, in Proſa 3 Akten u. a. m. Als Redacteur und Mitarbeiter bei mehreren Journalen z. B. dem Mercure, wußte er ſeinen Beiträgen eine ſo anziehende dramatiſche Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete ſeinen leichten und witzigen Humor auf die Darſtellung der Sitten des Tages. Dieſe Schriften, die eben ſo anziehend geſchrieben ſind, als ſie von einem feinen Beobachtungsgeiſte zeugen, obwohl der Vf. Perſonen, die andere politiſche Meinungen als er haben, zu ſehr als Caricaturen zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiane 3 vol. (Paris 1816) den der Verf. ſelbſt ins Engliſche überſetzt hat. Vorzüglich gefiel ſein L'Ermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl.: The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch ſchrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl.: Paris chitchat, or a view of the society.); ferner: Jeux de (12) cartes historiques; und im J. 1818 ſeine 22ſte Schrift: den Ermite en province, vol. 1. Jouy bekennt ſich in dieſen Schriften ganz zu der Philoſophie des 18ten Jahrh. und iſt ein Bewunderer Voltaire's. Revolutionär war er nie. Seit 1818 war er Mitarbeiter an der Minerva, die in dieſem Jahre an die Stelle des Mercurs trat.

Joyeuſe Entree hießen ehemahls die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einſchluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten dieſe Privilegien daher, weil die Herzöge ſie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Reſidenz beſchwören mußten. Ihr wichtigſter Punkt war, daß, ſobald der Herzog verſuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorſam gegen ihn verpflichtet ſeyn ſollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäſar hielt, und erſt nach einem hartnäckigen Kampf nicht ohne bedeutenden Verluſt von dieſem endlich in Africa bei Thepſus beſiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäſar im Triumph aufgeführt, anſtändig erzogen und ſpäterhin von Auguſtus zum Beherrſcher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Er ſchrieb über Afrika und Arabien, was der ältere Plinius benutzte.

Jubeljahr oder Halljahr (ſ. d. Art.) war in der **jüdiſchen Verfaſſung** jedes 50ſte Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die **römiſche** Kirche ergriff die Idee einer ſolchen allgemeinen Verſöhnungsepoche, und der Pabſt Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erſte Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder **Jubiläum**, in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten ſollten; daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römiſche Stuhl davon zog, und der Wunſch, daß jeder Chriſt es erleben möchte, bewog erſt Clemens VI. 1350 jedes 50ſte, dann Urban VI. 1389 jedes 30ſte, und endlich Paul II. 1470 jedes 25ſte Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in ſolchen Jahren nach Rom trug, aufmerkſam, und Paul ſah ſich genöthigt, zugleich gewiſſe Kirchen in den verſchiedenen Ländern der Chriſtenheit zu Gnadenſtätten für diejenigen zu machen, welche nicht ſelbſt nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beſte Theil des Gewinnes dieſer Provinzialjubiläen in die römiſche Kammer floß. Die durch ſolche allgemeine Ablåſſe geſammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letzterer blieb ſeit dem 16. Jahrhunderte der ſtehende Vorwand, unter dem man ſie eintrieb. Die Reformation, zu der oben das Ablaßunweſen den erſten Anſtoß gegeben hatte, ſchmälerte indeß dieſe Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausſchrieb, hatte geringen Erfolg. Feſte von ſpecieller Bedeutung ſind die Jubiläen, welche öffentliche Anſtalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte ſeit ihrer Stiftung; Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit (**Jubelhochzeit**) feiern. Ein **Jubelgreis** (jubiliarius) iſt ein ſolcher, der ſein Jubelfeſt feiert. **E.**

Jubiläum ſ. d. vorigen Artikel.

Juchten oder **Juften** iſt eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wohl Roßleder, welches wegen ſeiner Feinheit, Geſchmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eigenen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe, ſehr beliebt iſt. Man vermuthet, daß die Kunſt, dieſes Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geſchickten Volke, erfunden worden ſei. Jetzt werden die Juchten von den Ruſſen zubereitet, welche ſtarken Handel mit denſelben treiben. Der Name ſoll von **Juften (ein Paar)** herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zuſammengenäht werden.

Juda, Stamm und Königreich, ſ. d. Art. **Hebräer** und **Juden**.

Judas Makkabäus, ſ. **Juden**.

Judäa, ſ. **Paläſtina**.

Jude, der ewige, iſt eine poetiſche Perſon aus der alten Volksſage, deren Entſtehung ſich auf eine durch Ueberlieferung bekannte Scene aus der Paſſionsgeſchichte gründet. Als der Heiland auf ſei-

nem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Laſt des Kreuzes erlie-gend, auf einem Steine vor dem Hauſe des Juden Ahasverus, ſo nennt ihn die Sage, ruhen wollte, ſtieß dieſer ihn weg und verwünſchte ihn. Jeſus aber erwiedert ihm mit ſtillem Blicke: du ſollſt nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme. Erſt nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer ſind, kömmt der beſtürzte Jude zu ſich ſelbſt, und getrieben von Reue und Sehnſucht, wandert er auf Geheiß des Herrn ſeitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis dieſen Tag ſein Grab nicht finden können. Dieſe Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenoſſen aller Jahrhunderte verdammt zu ſein, ſo wie die ganze Sage, war bedeutſam genug, um die chriſtlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben ſich daher nach dem Vorgange der Legende an dieſem Stoffe verſucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in ſeiner faſt überkräftigen Weiſe, A. W. Schlegel in einer Romanze, die Warnung, (in ſeinem Muſenalmanach auf 1802,) und Göthe gibt im dritten Theile ſeines Lebens eine mit Geiſt und Humor componirte Skizze zum Beſten, in welcher Ahasverus als ein ſokratiſirender Schuſter zu Jeruſalem erſcheint, der ſich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verſtändigkeit entgegenſtellt, und dafür verwünſcht wird, ſich ſo lange in dieſer Welt, die ihm die einzige iſt, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen ſein würde. Wir mögen nun entweder nach dieſer ingeniöſen Idee in dem Schickſale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmliſche und Heilige unempfänglichen Sinnesart der ſogenannten Verſtandesmenſchen erkennen, oder ihn im Sinne der chriſtlichen Legende als den Repräſentanten ſeines in alle Gegenden der Erde zerſtreuten, nirgends recht einheimiſchen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetiſchen Gebrauchs wird dieſe Sage immer werth erſcheinen. E.

Juden werden die Hebräer nach dem babyloniſchen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieſes Volkes während der Gefangenſchaft in den mittleren und öſtlichen Provinzen der perſiſchen Monarchie anſäſſig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meiſt von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und gründeten einen neuen, von den Perſern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigener Hoherprieſter und Aelteſten nach der Moſaiſchen Conſtitution überlaſſenen Staat in Judäa. Jeruſalem, der Tempel und die Ackerſtädte des Landes wurden nicht ohne Hinderniſſe wieder aufgebaut, die Schriften Moſis, der Hiſtoriker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Canon unſers A. Teſtaments entſtanden iſt,) geſammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritiſchen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, ſo wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorleſung des Geſetzes und Bildung des Volks, geſtiftet. Alle dieſe Anſtalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederherſteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Moſaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geiſt dieſer Geſetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältniſſen an; die neuern Juden konnten nur den Buchſtaben derſelben feſthalten und ſich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die ſie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anſtelligkeit für den Erwerb übertrafen ſie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsver-

kehr und die jährlichen Feſtreiſen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden perſiſchen Regierung Reichthümer in Jeruſalem an, wie ſie zu Salomo's Zeiten daſelbſt nicht geſehen worden waren. Daher fehlte es dieſer Nation nicht an Mitteln, die macedoniſchen Eroberer zu beſänftigen, und ob ſie gleich im Sturze der perſiſchen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege ſeiner Feldherren um die Oberherrſchaft verwickelt wurde, ſo blieb ihr Schickſal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Paläſtina Beſitz nahm, ſchonte ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdiſchen Colonie, die er nach ſeiner Hauptſtadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um ſo übler bedachten ſich die Juden, da ſie ſich in einem Kriege zwiſchen den ägyptiſchen und ſyriſchen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letzteren ſchlugen. Denn die ſyriſchen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern verſucht hatte, beſchloß Antiochus IV., um ſie den übrigen Bewohnern ſeines Reichs in Allem gleich zu machen, ſogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derſelben hatte zwar das ſchändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Prieſter und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Beſtechungen am Hofe der Seleuciden trieb, ſchon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des Moſaiſchen Cultus. Als daher Antiochus den olympiſchen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufſtellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu eſſen, ſtarben viele lieber den ſchrecklichſten Märtyrertod, als daß ſie vom Geſetze Moſis abgefallen wären. Vergebens wurde Jeruſalem und das Land umher verwüſtet; gerade unter dieſen Verfolgungen entwickelte ſich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Prieſters, der ſich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden geſammelt hatte. Mit dieſer ſchlug er die Syrer, eroberte Jeruſalem und ſtellte den Moſaiſchen Cultus (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Anſehens beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieſer Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom ſyriſchen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürſten erhob, hinterließ 135 v. Chr. ſeinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündniſſe mit den Römern geſichertes Reich, das dieſer durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einſetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befeſtigte. Bedeutende Fortſchritte der Bildung und des Wohlſtandes bezeichnen Hyrcans Regierung, auch entſtanden unter ihnen die Secten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer. Sein Sohn Judas Ariſtobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außen ſchien der jüdiſche Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des Davidiſchen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Ariſtobuls Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Phariſäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Ariſtobulus ſtreitig; ein Bru=

nem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Laſt des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hauſe des Juden Ahasverus, ſo nennt ihn die Sage, ruhen wollte, ſtieß dieſer ihn weg und verwünſchte ihn. Jeſus aber erwiedert ihm mit ſtillem Blicke: du ſollſt nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme. Erſt nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer ſind, kömmt der beſtürzte Jude zu ſich ſelbſt, und getrieben von Reue und Sehnſucht, wandert er auf Geheiß des Herrn ſeitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis dieſen Tag ſein Grab nicht finden können. Dieſe Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenoſſen aller Jahrhunderte verdammt zu ſein, ſo wie die ganze Sage, war bedeutſam genug, um die chriſtlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben ſich daher nach dem Vorgange der Legende an dieſem Stoffe verſucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in ſeiner faſt überkräftigen Weiſe, A. W. Schlegel in einer Romanze, die Warnung, (in ſeinem Muſenalmanach auf 1802,) und Göthe gibt im dritten Theile ſeines Lebens eine mit Geiſt und Humor componirte Skizze zum Beſten, in welcher Ahasverus als ein ſokratiſirender Schuſter zu Jeruſalem erſcheint, der ſich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verſtändigkeit entgegenſtellt, und dafür verwünſcht wird, ſich ſo lange in dieſer Welt, die ihm die einzige iſt, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen ſein würde. Wir mögen nun entweder nach dieſer ingeniöſen Idee in dem Schickſale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmliſche und Heilige unempfänglichen Sinnesart der ſogenannten Verſtandesmenſchen erkennen, oder ihn im Sinne der chriſtlichen Legende als den Repräſentanten ſeines in alle Gegenden der Erde zerſtreuten, nirgends recht einheimiſchen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetiſchen Gebrauchs wird dieſe Sage immer werth erſcheinen. E.

Juden werden die Hebräer nach dem babyloniſchen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieſes Volkes während der Gefangenſchaft in den mittleren und öſtlichen Provinzen der perſiſchen Monarchie anſäſſig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meiſt von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und gründeten einen neuen, von den Perſern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigener Hoherprieſter und Aelteſten nach der Moſaiſchen Conſtitution überlaſſenen Staat in Judäa. Jeruſalem, der Tempel und die Ackerſtädte des Landes wurden nicht ohne Hinderniſſe wieder aufgebaut, die Schriften Moſis, der Hiſtoriker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Canon unſers A. Teſtaments entſtanden iſt,) geſammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritiſchen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, ſo wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorleſung des Geſetzes und Bildung des Volks, geſtiftet. Alle dieſe Anſtalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederherſteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Moſaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geiſt dieſer Geſetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältniſſen an; die neuern Juden konnten nur den Buchſtaben derſelben feſthalten und ſich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die ſie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anſtelligkeit für den Erwerb übertrafen ſie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsver-

kehr und die jährlichen Feſtreiſen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden perſiſchen Regierung Reichthümer in Jeruſalem an, wie ſie zu Salomo's Zeiten daſelbſt nicht geſehen worden waren. Daher fehlte es dieſer Nation nicht an Mitteln, die macedoniſchen Eroberer zu beſänftigen, und ob ſie gleich im Sturze der perſiſchen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege ſeiner Feldherren um die Oberherrſchaft verwickelt wurde, ſo blieb ihr Schickſal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Paläſtina Beſitz nahm, ſchonte ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdiſchen Colonie, die er nach ſeiner Hauptſtadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um ſo übler bedachten ſich die Juden, da ſie ſich in einem Kriege zwiſchen den ägyptiſchen und ſyriſchen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letzteren ſchlugen. Denn die ſyriſchen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern verſucht hatte, beſchloß Antiochus IV., um ſie den übrigen Bewohnern ſeines Reichs in Allem gleich zu machen, ſogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derſelben hatte zwar das ſchändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Prieſter und Großen um die hoheprieſterliche Würde mit Ränken und Beſtechungen am Hofe der Seleuciden trieb, ſchon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des Moſaiſchen Cultus. Als daher Antiochus den olympiſchen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufſtellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu eſſen, ſtarben viele lieber den ſchrecklichſten Märtyrertod, als daß ſie vom Geſetze Moſis abgefallen wären. Vergebens wurde Jeruſalem und das Land umher verwüſtet; gerade unter dieſen Verfolgungen entwickelte ſich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Prieſters, der ſich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden geſammelt hatte. Mit dieſer ſchlug er die Syrer, eroberte Jeruſalem und ſtellte den Moſaiſchen Cultus (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Anſehens beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieſer Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom ſyriſchen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürſten erhob, hinterließ 135 v. Chr. ſeinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündniſſe mit den Römern geſichertes Reich, das dieſer durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einſetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befeſtigte. Bedeutende Fortſchritte der Bildung und des Wohlſtandes bezeichnen Hyrcans Regierung, auch entſtanden unter ihnen die Secten der Phariſäer, Sadducäer und Eſſäer. Sein Sohn Judas Ariſtobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außen ſchien der jüdiſche Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des Davidiſchen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Ariſtobuls Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Phariſäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Ariſtobulus ſtreitig; ein Bru-

derkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwol vom Ariſtobul beſchenkt, eroberte, 63 v. Chr., Judäa nach römiſcher Politik für den ſchwachen Hyrcan. Durch dieſen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdiſchen Freiheit zuſammen. Jeruſalem verliert ſeine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wird Hoherprieſter und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umſonſt verſuchen Ariſtobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zuſtand wieder herzuſtellen; die römiſche Uebermacht hält das Volk in Feſſeln, und ein falſcher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt ſich als römiſcher Procurator in Hyrcans Familie ein, um ſie zu ſtürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbſtſtändigkeit ſtreben, wirbt Herodes, Antipaters Sohn, in Rom für ſich um das Reich. Antigonus, Ariſtobuls II. Sohn, der ſich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jeruſalem behauptet hatte, ward 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieſes fremden Königs, der nur, weil er ſich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit ſeines eigenen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an ſeiner eigenen Familie verübte, ſo wie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienſt immer mehr in geiſtloſen Ceremoniendienſt aus, und die Sittenloſigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beſchaffen, als Chriſtus geboren wurde. Herodes erlebte dieß große Ereigniß noch, um ſeine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitiſchen Kinder zu beflecken. Aber weder er und ſeine Nachfolger, noch die Anſchläge der Phariſäer, vermochten das Schickſal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Troſt, den ſie noch an den meſſianiſchen Weiſſagungen hatten, brachten ſie ſich durch ihren Unglauben gegen den, der ſie erfüllte. Unter den Schattenfürſten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römiſche Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in ſeinen religiöſen Gewohnheiten geſtört, brach das gereizte Volk 66 nach Chr. in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdiſchen Staats endigte. Titus eroberte den 7ten Sept. 70 nach Chr. Jeruſalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geſchleift, was von den Einwohnern nicht umkam, als Sclaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden ſollen während der Belagerung und Zerſtörung von Jeruſalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieſer Cataſtrophe erfahren mußte. Gleichwol konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erſt nach mehrern vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlaſſen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerſtreuten Ueberreſte hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück ſich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verſchlagenheit und Erwerbſamkeit, an der Energie ihres Religionseifers und an den literariſchen Schätzen ihrer heiligen Schriften beſaßen ſie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verſchaffte und die Dauer ihrer Nationalität ſicher ſtellte.

Judengenoſſen (Proſelyten, die zum Judenthum übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden ſie in allen Ländern des römiſchen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babyloniſchen Exil Zurückgebliebenen ſich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküſte von Afrika war voll jüdiſcher Colonien, und in den Städten Kleinaſiens, Griechenlands und Italiens waren Tauſende im Beſitze des Bürgerrechts. So wurden ſie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Chriſtenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römiſchen Kaiſer zwangen ſie auch nicht dazu. Unter dem Kaiſer Julian durften ſie ſogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jeruſalem, Anſtalten machen, und ob ſchon dies Unternehmen mißlang, behielten ſie doch an ihrem in Tiberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präſidentſchaften des Sanhedrin), deren eines erblich in Tiberias für die weſtlichen Juden bis 429, das andere, deſſen Inhaber Fürſt der Gefangenſchaft (Achmälotarch) hieß, erſt zu Mahaſia, dann zu Bagdad reſidirte und von dem daſigen Sanhedrin gewählt wurde, für die Juden jenſeit des Euphrats bis 1038 beſtand, feſte Schützpunkte, ſo wie an ihren blühenden Akademien im Orient Pflanzſchulen ihrer durch mannichfaltige Kenntniſſe ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derſelben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zuſätze zum alten Teſtamente, welche um 200 von Rabbi Juda dem Heiligen veranſtaltet, um 500 vollendet, und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den zerſtreuten Judengemeinden angenommen wurde. Er verpflichtet ſie, wo 12 Mündige an einem Orte beiſammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienſt mit der Zerſtörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beſchränkten Religioſität zu betrachten ſind und ihnen den Betrieb von Gewerben, die eine anhaltende Arbeitſamkeit erfordern, verleiden mußten. Dazu kommt, daß in dieſem Geſetzbuche der Wucher erlaubt, Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung belegt, die ſtrengſte Abſonderung von andern Völkern eingeſchärft, den Rabbinern, als ihrem Lehr- und Adelſtande, die Regierungsgewalt anvertraut und überhaupt eine unreine Moral aufgeſtellt iſt, die den Charakter der Juden verſchroben, ihr Treiben und Weſen der öffentlichen Wohlfahrt der Völker, unter denen ſie leben, gefährlich und ihre Einbürgerung auch da, wo ſie die größten Begünſtigungen genoſſen, unmöglich gemacht hat. Dieß gilt von den Rabbaniten, d. h. Anhängern des Talmuds, wozu faſt alle Juden in Europa gehören. Die jüdiſche Secte der Kariten, die ihn verwirft und ſich blos an das Geſetz Moſis hält, wird weniger zahlreich und meiſt nur im Orient, der Türkei und dem öſtlichen Rußland gefunden. Während des Verfalls der Cultur in Europa, wo die Juden noch unter den Römern als Coloniſten und durch den Sclavenhandel in Gallien und Deutſchland eingedrungen waren, blieben ſie wegen ihrer Lehranſtalten immer im Beſitze einer gewiſſen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entſtehenden Staaten, nicht nur ihre Exiſtenz ſicherte, ſondern ihnen ſelbſt Einfluß und Anſehn verſchaffte. Sie bemächtigten ſich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht

ſelten in wichtigen Aemtern den Fürſten und Großen unentbehrlich; und ſo häufige und ſchreckliche Verfolgungen auch ſeit dem 7ten Jahrhunderte die Intoleranz der Chriſten über ſie verhängte, ſah man ſie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grauſamſten gegen ſie gewüthet hatte, bald wieder emporkommen. Denn meiſt war ihr Wucher, und die Habſucht der Chriſten mehr, als Religionshaß, die Urſache dieſer Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die ſchrecklichſten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, ſich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweiſung von läſtigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren ſie zu wichtig geworden, als daß ſie nicht bei geiſtlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Glücklicher, obſchon durch entehrende Abzeichen erniedriget und mit ſtarken Abgaben belegt, lebten ſie unter den Muhamedanern; und während der mauriſchen Herrſchaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlſtandes und ihrer Gelehrſamkeit. (Vergl. d. Art. Rabbiniſche Sprache und Literatur.) In den Städten von Frankreich, Deutſchland und Italien räumte man ihnen ſeit dem 11ten Jahrhunderte eigene Gaſſen und geſchloſſene Plätze (noch jetzt Judengaſſen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tauſende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeſchlüſſe und landesherrliche Decrete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenuſſe der bürgerlichen Rechte der Chriſten und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Einheimiſch, anſäſſig, irgend einer chriſtlichen Zunft oder Innung zugethan, ſollten ſie nirgends ſeyn, ſondern nur gegen Erlegung gewiſſer Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die ſie in Geldverlegenheiten einmal über das andere nöthigten, die Fortdauer dieſes precären Vertrags zu erkaufen. In Deutſchland wurden ſie als des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechte (Geldagenten), wie ſie ein kaiſerl. Schutzbrief nannte, gegen Entrichtung einer bedeutenden Judenſteuer (1 Fl. rhein. auf den Kopf) geſchützt. Ihre Bekehrung zum Chriſtenthume konnte bei einer ſo inconſequenten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben ſie bisweilen, wie beſonders am Ende des 15ten Jahrhunderts, in Spanien und Portugal der Gewalt nach, und ließen ſich in Maſſe taufen; war aber der Sturm nur vorüber, ſo ſah man ſie wieder in den Synagogen. Ja ſie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, deſſen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erſcheinen mußte, wohl auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und ſchriftmäßiger ſei. Daher, und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfaſſung, iſt erklärlich, wie viele öffentlich zum Chriſtenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Chriſten heißen, zu adlichem Range, ja ſelbſt zu hohen geiſtlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas anders zu ſein, als Juden, welche die Moſaiſchen Gebräuche gewiſſenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugieſiſche Judenſchaft iſt, wegen ihrer Verbindung mit dieſen heimlichen Anhängern, vorzüglich angeſehen und im Beſitze bedeutender Ländereien. Die holländiſchen Juden, meiſt geflüchtete portugieſiſche, waren ſonſt durch unermeßliche Reichthümer, ſo wie durch eine gewiſſe Rechtlichkeit ausgezeichnet, die polniſchen, die ſchon ſeit 1264 im Beſitz bedeutender Privilegien und dem ſtädtiſchen Gewerbfleiße ſehr hinderlich waren, und die ruſſiſchen, jetzt die zahlreichſten unter

allen, hatten ſich ehedem faſt alles Handels, der Gaſtgerechtigkeiten, des Bier- und Brantweinſchanks, ja hier und da ſogar der Poſtanſtalten bemächtiget; den deutſchen blieb bei dem Wachsthume der deutſchen Handelsſtädte und Innungen meiſt nur die Nachleſe des Kleinhandels. Gleich ſind ſich die Juden aber unter allen Himmelsſtrichen. Ihre Beſchränkung auf Gewerke, die mehr Liſt und Gewandtheit, als ausdauernden Fleiß erfordern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche ſie ſo oft ein Gegenſtand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edeln, die ſich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philoſophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moſes Mendelsſohn, Moſes Kuh u. ſ. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Chriſten, als ihrem Volke an. Die Menge der Juden, durch ein unſtetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Chriſten gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menſchen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude ſich durch die Künſte des Betrugs und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er ſchon ſtand. Erſt in der philoſophiſchen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts begann man, neben andern Menſchenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philanthropiſche Ideen zur Verbeſſerung ihres bürgerlichen und moraliſchen Zuſtandes kamen zur Sprache und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Anſäſſigkeit, die ihnen einige Fürſten zugeſtanden, mochten ſie ſich mit Dank erfreuen; am wenigſten ſchienen ſie aber geneigt, den Wucher zu laſſen und nützliche Handwerke zu treiben, oder in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten ſie dieſem letzten Schickſale im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, iſt zwar kein anderer Erfolg bekannt geworden, als daß dieſe Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten und ein kaiſerliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für franzöſiſche Bürger erklärte, die ſich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conſcription wurden ſie dennoch alle gezogen. Ernſtlicher waren die deutſchen Fürſten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Exiſtenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbeſſerung ihres Cultus und ihrer Schulen in Caſſel ſogar ein iſraelitiſches Conſiſtorium errichtet, deſſen, am weſtphäliſchen Hofe beliebter, Präſident Jacobsſohn (ſ. d. Art.) im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels (Synagoge) — zu Seeſen im Heſſiſchen veranſtaltete. Weniger ſchimmernd, aber ſorgfältiger und nachhaltiger ſind die Verbeſſerungen der jüdiſchen Schulen in Oeſterreich, wo ſie zu Prag und Lemberg, in Baiern, wo ſie zu Fürth eigne Akademien für ihre Rabbiner haben, und in den Preußiſchen Staaten, wo ihnen, wie es ſcheint zum Nachtheil der Chriſten, 1811 alle Staatsbürgerrechte bewilligt wurden; und im Allgemeinen ſchreitet die jüdiſche Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je zuvor einer Anſchließung an chriſtliche Sitte und Bildung entgegen, (ſelbſt in Polen, worüber Dav. Friedländers Gutachten (Berl. 1819) Treffliches enthält;) während ihre Glaubensgenoſſen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Bar-

barei ihrer Gebieter theilen, und ſelbſt in dem einzigen 1772 noch beſtehenden, jüdiſchen Staate der *Falaſcha* im Weſten von Habeſch (vergl. den Art. *Habeſch*) nach den Berichten neuerer Reiſenden Rohheit und grobe Unwiſſenheit herrſcht. Ueber die Anzahl der Juden in Europa hat man vom J. 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Cracau 2500, Oeſterreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, Deutſche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, Italien 27,000, Joniſche Inſeln 4,500, Türkei 60,000, zuſammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering iſt, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte und die deutſchen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die *ſchwarzen Juden* in Oſtindien ſind Eingeborne und Sclaven, die das Judenthum angenommen haben. In Rußland iſt aus den Juden, die das Chriſtenthum annehmen, 1817 eine beſondere Gemeine *Iſraelitiſcher Chriſten* mit großen Vorrechten gebildet worden. S. *Spieker* über die ehemalige und jetzige Lage der Juden. 8. 1809. — Ueber das *Judenjahr* und den jüdiſchen Calender ſ. d. Art. *Calender* und *Jahr*. E.

Judenſchule ſ. Synagoge.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, im Handel und Wandel knickern u. ſ. f. In der Schauſpielerſprache bedeutet es einen jüdiſchen Dialekt oder auch Jargon ſprechen, (ſ. dieſe beid. Art.) Dieſer Dialekt, den der Jude ſelten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß er an komiſche Eigenheiten dieſer Nation mahnt und ſelbſt eine iſt, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauſpieler das Studium deſſelben empfiehlt. Ihn nach Bedürfniß der Rolle, der Localität u. ſ. f. zu behandeln, um ihn bald zu verſtärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländiſcher Naturmäßigkeit zu geben und bald zu idealiſiren, ſind Fertigkeiten, in deren Gebrauch ſich der Künſtler auszeichnen kann. Iffland gab ihn als Shylock in Shakſpeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunſt. Man hörte keinen Berliner, keinen Wiener, keinen Breslauer, keinen Hamburger Juden; man hörte aber doch den *Juden*, der Dialekt war poetiſch univerſaliſirt, und der Künſtler vermied es glücklich, durch ihn komiſche Nebenideen anzuregen, wo ſie der ernſten Bedeutung dieſes Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von ſelbſt verſteht ſich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz iſt, Leſſings Nathan z. B. würde auch durch den leiſeſten Anflug von Dialekt unendlich leiden. A. Mnr.

Juften, ſ. *Juchten*.

Jugurtha war der Sohn des Manaſtabal, eines Sohns des Maſiniſſa mit einer Beiſchläferin. Als Neffe des Micipſa, der ſeines Vaters Bruder, und, nach dem Maſiniſſa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben ſo ſorgfältige Erziehung, als die beiden Söhne des Micipſa, Adherbal und Hiempſal. Auch beſaß er Eigenſchaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war ſchön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Er bildete ſich früh zum Krieger. Micipſa, der ihn zu fürchten begann, beſchloß, ihn auf irgend eine ſchickliche Art von ſich zu entfernen, und ihn deßhalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So ſchickte er ihn z. B. mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch ſeine Tapferkeit und durch ſein kluges Betragen die

Achtung des Kriegsheers und die Freundſchaft des Scipio. Micipſa änderte ſelbſt ſeine Geſinnung gegen ihn, und ſuchte ihn durch Güte an ſich zu feſſeln. Er nahm ihn jetzt an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit ſeinen Söhnen zum gemeinſchaftlichen Erben ſeiner Krone. Noch auf ſeinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundſchaft und Treue gegen ſeine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; dieſen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und ſeinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem ſterbenden Könige, wie es dieſer nur wünſchen konnte, ob er gleich ſchon damals den Entſchluß gefaßt hatte, ſich zum Alleinherrſcher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipſa machte er Anſtalt, dieſen Entſchluß auszuführen. Es gelang ihm, den Hiempſal zu ermorden, und ſeinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er ſich faſt ſeines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen ſei, ſchickte er ebenfalls Geſandte dahin ab, um durch Beſtechungen die Schritte deſſelben zu vereiteln. Dieß glückte ihm auch. Der größte Theil des Senats erklärte ſich für ihn, und ſuchte ſein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwiſchen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempſal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch dieſe Bevollmächtigte wußte Jugurtha ganz für ſich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempſal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichſten und ſchönſten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiſet, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Gränzen ſeines Antheils feindlich einfiel, und daſelbſt die ſchrecklichſten Verwüſtungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte alſo Jugurtha ſeinen Zweck erreichen; ſo durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einem zahlreichen Heere in die Länder des Adherbal ein und nöthigte dieſen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptſtadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Heer geſchlagen und zerſtreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot ſich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu überſenden, worin er ſeinen unglücklichen Zuſtand ſchilderte. Dennoch wußten es die Freunde Jugurtha's dahin zu bringen, daß man wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch dieſe Sendung nichts entſchied, ſondern daß vielmehr Adherbal der Willkür ſeines Feindes überlaſſen wurde. Dieſer belagerte nun Cirtha mit dem ſtärkſten Nachdrucke, und nöthigte den Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet ſeines Verſprechens, ihm das Leben zu ſchenken, ließ er ihn gefangen nehmen und auf die unmenſchlichſte Art ermorden. Dieſe ſchändliche That Jugurtha's ſiegte endlich bei dem römiſchen Senate über die Beſtechungen deſſelben. Das Volk verlangte ſelbſt, daß man ernſtliche Maßregeln gegen ihn nehme, und der Senat beſchloß den Krieg gegen ihn. Das Commando wurde dem Conſul L. Calpurnius Piſo übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigſte Habſucht verband. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er ſich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha ſeine Schätze

nicht geſpart hatte, unerwartet ſehr vortheilhafte Bedingungen. Jugurtha behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewiſſe Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldſumme. In Rom war man damit ſehr unzufrieden, und Jugurtha wurde beſchieden, ſich vor dem Richterſtuhle des Volks zu ſtellen. Da man ihm ſicheres Geleit verſprochen hatte, ſo ſtellte er ſich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf ſeine Seite zu bringen. Als er ſich daher vor dem Volke verantworten ſollte, legte ihm der Tribun Stillſchweigen auf, und ſo mußte das Volk auseinander gehen, ohne das Geringſte beſchließen zu können. Jugurtha trieb nun ſeinen Uebermuth in Rom ſo weit, daß er den Maſſiva, einen unehelichen Sohn des Gulaſſa, Bruder des Micipſa, dem das römiſche Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderiſch umbringen ließ. Da ihm ſicheres Geleit verſprochen worden war, ſo erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlaſſen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Conſul Poſthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals etwas entſchieden wurde. Jugurtha war ſogar ſo glücklich, gleich nach der Abreiſe des Conſuls, dem Bruder deſſelben, Aulus Poſthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem ſchimpflichen Frieden zu nöthigen, und ſeine Armee durch das Joch gehen zu laſſen. Dieß war Urſache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien ſchickte. Dieſer beſiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen und blieb allen ſeinen Beſtechungskünſten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen ſchimpflichen Frieden zu unterzeichnen, und ſich den Römern zu ergeben, änderte Jugurtha plötzlich, aus Furcht, dieſelben möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, ſeinen Entſchluß, und wollte noch einmal das Aeußerſte wagen. Er ſammelte daher ſeine letzten Kräfte, und wußte ſo geſchickt zu operiren, daß Metellus ſeinen Wunſch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt ſah. Marius hatte nämlich durch ſeine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er ſelbſt an deſſen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre Jugurtha, noch vor des Marius Abreiſe von Rom, durch die Verrätherei des Bomilcar, eines ſeiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn faſt nöthigte, aus ſeinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entſchluß, die Gätulier und den mauritaniſchen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte ſie auch wirklich, und wagte es nun, mit ſeiner neuen Armee die Wiedereroberung ſeines Reichs zu verſuchen. Unterdeſſen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulöſen. Nachdem er die Stadt Capſa und das feſte Schloß Mulucha erobert hatte, zog er ſich an die Seeküſte zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, ſich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umſchloſſen ihn die Feinde, und überließen ſich, in der ſicherſten Erwartung eines vollſtändigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigſten Freude. Als ſie aber, vom Tanzen und Schmauſen ermüdet, ſich eben dem Schlafe überlaſſen wollten, ſtürzten die Römer vom Berge auf ſie herab, und ſchlugen ſie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher

wagten Jugurtha und Bochus einen neuen Anfall, weil ſie die Römer in völliger Sorgloſigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing ſie ſo tapfer, daß beinahe ihr ganzes Heer von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha ſelbſt mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritaniſche König Bochus ſchloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Geſandter zu ihm kam, ließ er ſich ſogar von ihm bereden, den Jugurtha zu ſich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwiſchen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bochus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt, und Numidien in eine römiſche Provinz verwandelt. Marius zierte ſeinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und deſſen beiden Söhnen. Nachdem letzterer bei dieſer Gelegenheit auf eine grauſame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finſtern Kerker, wo er nach ſechs Tagen des Hungertodes geſtorben ſeyn ſoll. Einige Schriftſteller erzählen, er ſei gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängniſſe hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenſchaft zu Venuſium. Salluſtius hat den Jugurtha und den ihn betreffenden Krieg meiſterhaft beſchrieben.

Julia, die durch ihre Ausſchweifungen ſo berüchtigte einzige Tochter des Kaiſers Auguſt und der Scribonia, beſaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen ſehr gebildeten Geiſt. Zuerſt wurde ſie mit dem älteſten Sohne des Antonius, Antyllus, verſprochen. Da aber dieſe Verbindung nicht zu Stande kam, ſo heirathete ſie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen dieſe von ihrem erſten Gemahle hatte. Als dieſer bald darauf ſtarb, ward ſie Gemahlin des M. Vipſanius Agrippa, welchem ſie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, desgleichen zwei Töchter, die Julia und Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieſes ihres Gemahls führte ſie ein höchſt zügelloſes Leben. Ganz Rom kannte ihre Ausſchweifungen; Auguſt allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte ſie ihr Vater mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung ſehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaiſers ſich nicht zu widerſetzen wagte. Julia ließ ſich durch dieſe neue Heirath ſo wenig in ihren gewohnten Ausſchweifungen ſtören, daß Tiberius, der eben ſo wenig Zeuge als Ankläger derſelben beim Auguſt ſeyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlaſſen. Ihre Schamloſigkeit ging ſo weit, daß ſie jeden Morgen der Statüe des Mars ſo viele Kronen aufſetzen ließ, als ſie ſich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren laſſen. Endlich konnten ihre Ausſchweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigſten Zorn, und wollte ſie anfangs umbringen laſſen; begnügte ſich jedoch, ſie auf eine wüſte Inſel an der Küſte von Campanien, mit Namen Pandataria, zu verbannen, wohin ſie ihre Mutter Scribonia begleitete. Auch war er ſo unerbittlich, daß er ſie, ſelbſt auf die dringendſten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er ſich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenſchaft zu ändern, und ließ ſie von der Inſel auf das feſte Land nach der Stadt Rhegium ſchaffen. Nach Rom durfte ſie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaiſers ward ihr

Schickſal ſehr traurig. So lange dieſer gelebt, hatte Tiberius noch immer viel Zärtlichkeit gegen ſie geäußert, und den Kaiſer oft gebeten, ſie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er ſie mit der größten Grauſamkeit. Vorher hatte ſie bloß die Stadt Rhegium nicht verlaſſen dürfen; Tiberius aber ſperrte ſie im eigentlichen Sinne in ihrem Hauſe ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Penſion, die ihr Auguſtus ausgeſetzt hatte, und ſo ſtarb ſie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römiſcher Kaiſer, welchem die Chriſten den Beinamen Apoſtata gaben, Sohn des Julius Conſtanz, (Bruders von Conſtantin dem Großen) und Baſiliens, ſeiner zweiten Gemahlin, eine Tochter des Präfecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Konſtantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, ſah er, wie ſein Vater und mehrere Glieder ſeiner Familie von den Soldaten des Kaiſers Conſtanz II., ſeines Onkels, (eines Sohnes von Conſtantin dem Großen,) ermordet wurden. Er und ſein jüngerer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. Julian ſelbſt lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er ſich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; ſeinen Bruder Gallus rettete ſeine große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hülfloſen Alters, und die Erziehung derſelben wurde dem Euſebius von Nicomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog ſie im Chriſtenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiſer noch neu war. Man ließ ſie ſogar in den prieſterlichen Stand treten, um ſie vom Throne zu entfernen: ſie wurden zu Vorleſern in ihrer Kirche gewählt. Dieſe Erziehung machte einen ganz verſchiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an ſich ſelbſt ſchon ſehr verſchieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Chriſtenthume, und erwarb ſich dadurch das Lob der Kirchenſchriftſteller. Nichts deſtoweniger ergab er ſich, als er zur Würde eines Cäſars, und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausſchweifungen und den erſinnlichſten Grauſamkeiten. Er faßte ſogar, wie man ſagt, den Entſchluß den Kaiſer Conſtanz vom Throne zu ſtoßen, welcher ihn dafür zum Tode verurtheilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an ſeiner Familie ausgeübt, ſo wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn ſeine Jugend hatte zubringen laſſen, um deſto lebhafter gefühlt. Er ſuchte daher Troſt in dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie und überließ ſich demſelben mit Eifer. 14 Jahre alt, ging er nach Athen und Nicomedien, wo er den Unterricht verſchiedener Lehrer, insbeſondere des Sophiſten Libanius, genoß. Hier ward er beſtimmt, der Religion derer, die ſeine Familie ermordet hatten, zu entſagen, und zu dem ſogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch ſcheint er nicht Geiſteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme jener Religion, die unhaltbaren, theils ſogar läppiſchen Meinungen derſelben zu verwerfen; wenigſtens finden wir, daß er an Aſtrologie, an die Wiſſenſchaft der Haruſpices, an die Kunſt, gewiſſe vermittelnde Geiſter zu ſeinem Vortheile ſtimmen, und durch ſie in die Zukunft ſehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Conſtanz, der theils von den Geſchäften der Regierung darnieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutſchen in die Provinzen des römiſchen Reichs befürch-

ten mußte, entſchloß ſich, Julian das Commando gegen dieſelben zu übertragen. Dieſer ward daher zu Mailand am 6. Nov. 355 von Conſtanz feierlich zum Cäſar ausgerufen, und erhielt deſſen Schweſter Helene zur Gemahlin. Nun marſchirte Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutſchen verwüſtet wurde, und woſelbſt er im Anfange des folgenden Decembers anlangte. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der ſich bis dahin nur mit dem Studium der Philoſophie und mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, im Stande ſein würde, beſonders bei ſo ſchwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutſchen zu beſiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbſt der Kaiſer Conſtanz ſchien auf dieſe Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem nun Julian den noch übrigen Theil des Winters mit Vorbereitungen zum bevorſtehenden Kriege zugebracht hatte, marſchirte er den Deutſchen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verſchiedene Gefechte gewonnen hatte, in einer Hauptſchlacht, in welcher 7 Fürſten der Deutſchen zugegen waren, bei Strasburg auf's Haupt ſchlug, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich ſäuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutſchen bis über den Rhein, und bekriegte ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden. Doch zeigte ſich Julian nicht bloß als tapfern Krieger, ſondern bewies auch ſeine Talente zum Regenten, indem er Gallien eine ganz neue Verfaſſung gab, die Finanzen herſtellte, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Laſten derſelben erleichterte, die Mißbräuche, welche ſich in den Gerichtshöfen eingeſchlichen hatten, abſchaffte, in den wichtigſten Angelegenheiten ſelbſt Recht ſprach, und Städte und Feſtungen erbauen ließ. Während er ſich ſo um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Conſtanz von Höflingen verläumdet, als ſtrebe er danach, ſich unabhängig zu machen, oder ihn wohl gar vom Throne zu ſtoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhniſche Conſtanz auf die glänzenden Erfolge, welche ſein Vetter in Gallien bewirkt hatte, bald eiferſüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier ſelbſt gegen ihn aufzureizen, und ihm ſeine beſten Truppen abfodern zu laſſen, indem er vorwandte, dieſe gegen die Perſer gebrauchen zu müſſen. Dieſer Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Perſien marſchiren wollten. Sie riefen daher ihren Cäſar Julian, ungeachtet ſeines Widerſtrebens, im März 360 zum Kaiſer aus. Julian meldete dem Conſtanz den Verlauf der Dinge: dieſer befahl, er ſollte den Kaiſer-Titel ablegen. So ſehr nun auch Julian dieß zu thun geneigt war, ſo widerſetzten ſich doch abermals die galliſchen Legionen. Nun ließ Conſtanz ein Heer gegen Julian marſchiren, und dieſer ſetzte ſich in Vertheidigungszuſtand. Julian verließ Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, eroberte Sirmium, die Hauptſtadt von Illyrien, belagerte Aquileja, — da erfährt er den Tod des Kaiſers Conſtanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Conſtantinopel an, wo er feierlich zum römiſchen Kaiſer erwählt wird. Nun beſchäftigte er ſich mit Verbeſſerung der Angelegenheiten des Reichs, ſchaffte unzählige Mißbräuche ab, und ſchränkte ſeinen Hofſtaat ein. Als er eines Tages einen Barbirer verlangt hatte, und dieſer in glänzender Kleidung erſchien, ſchickte er ihn wieder fort, mit den Worten: „Ich habe einen Barbirer verlangt, und keinen Senator." Von den tauſend

Badern oder Barbirern, die ſein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Zahl der Köche, die ſich eben ſo hoch belief, ſchaffte er bis auf einen ab. Die Verſchnittenen wurden ebenfalls verabſchiedet. Auch die ſogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiſer nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichſten Spionen und einer Geißel für das geſellſchaftliche Leben geworden waren, erhielten ihren Abſchied. Dieſe Aufhebung ſo vieler unnützer Bedienungen kam dem Volke zu Nutz, welchem der fünfte Theil aller Auflagen erlaſſen wurde. In allen Verhältniſſen ſeines öffentlichen und Privatlebens bewies Julian einen ausgezeichneten Charakter. Er ſuchte den heidniſchen Gottesdienſt in ſeinem vollkommenen Glanze wiederherzuſtellen, und wirkte daher dem Chriſtenthume und den Chriſten beharrlich entgegen, ohne doch letztere, wie viele ſeiner Vorgänger, grauſam zu verfolgen. Er entzog den chriſtlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer, und vertheilte ſie unter ſeine Soldaten, verſuchte es auch wohl zuweilen, wenn er ſie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch die Religion nicht angingen, hinderlich zu ſein. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Aemter zu bekleiden; ja, die Chriſten durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wol wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, ſie in ihren Schriften beſitzen müßten. So wollte er Jeſus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jeruſalem, nichtig machen, und erlaubte daher den Juden, denſelben, ungefähr 300 Jahre nach ſeiner Zerſtörung, wieder aufzubauen. Aber es ſollen, wie man ſagt, aus der Tiefe feurige Flammen emporgeſtiegen ſein, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die chriſtliche Religion auszurotten, ſo wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perſer beenden. Sein erſter Feldzug gegen dieſelben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis Cteſiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, ſich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Jun. 365 gefährlich verwundet, und ſtarb in der folgenden Nacht im 34ſten Jahre ſeines Lebens. Man machte ihm die Grabſchrift: „Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris ſein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.“ Vielleicht gibt es weder in der alten, noch in der neuen Geſchichte einen Fürſten, über welchen die Schriftſteller verſchiedener geurtheilt hätten: vielleicht kömmt dieß auch daher, weil allerdings in ſeinem Charakter eine Menge Widerſprüche lagen, und Einige glauben, er habe ſo viel böſe und gute Eigenſchaften beſeſſen, daß es leicht ſei, ihn zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltſam, umſichtig, gerecht, gnädig, menſchlich; von der Andern leichtſinnig, unbeſtändig, ſonderbar, fanatiſch und abergläubiſch bis zum höchſten Grade, ehrſüchtig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit zu ſein, ſtrebte er, durch falſches Urtheil verleitet, allein nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Allen dieſen Zügen ſcheint eine ſpottende ſophiſtiſche Kälte und Verſtellungskunſt zum Grunde zu liegen. Von ſeinen Werken ſind auf uns gekommen: mehrere Reden, Briefe und Satiren, unter welchen letztern ſich die Satire auf die Cäſaren, und die Satire auf die

Einwohner von Antiochien, Miſopogon betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird die Satire auf die Cäſaren geſchätzt. Ein kritiſches Urtheil über diejenigen, welche auf dem erſten Throne der Erde geſeſſen haben, von einem ſtrengen Philoſophen gefällt, der ſelbſt auf dieſem Throne geſeſſen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In ſeinem Miſopogon ſpielt Julian den Antiochiern auf eine harte Weiſe mit, ſpart aber kein Lob, wenn von ihm ſelbſt die Rede iſt. Die verſchiedenen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben ſind, (die vollſtändige und beſte Ausgabe derſelben iſt von Ezechiel Spanheim, Leipzig 1696. Fol.) beweiſen, daß dieſer Kaiſer Talent, Geiſt, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewiſſe Fruchtbarkeit beſaß. Doch ſcheint er dem Geſchmacke ſeines Jahrhunderts, in welchem eine blos rhetoriſche Declamation die Stelle der Beredtſamkeit, Antitheſen die Stelle der Gedanken, und Wortſpiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu ſehr ergeben geweſen zu ſein. Er ſchrieb auch ein Werk gegen die chriſtliche Religion; von dem uns einige Fragmente erhalten worden ſind, welche der Marquis d'Argens in die franzöſiſche Sprache überſetzt hat. Die neueſte Schrift von Bedeutung über Julian iſt von A. Neander, betitelt: Ueber Kaiſer Julianus und ſein Zeitalter, ein hiſtor. Gemälde. Leipz. 1812. 8.

Julianiſcher Calender, ſ. Calender.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, der vorzüglichſte von Rafaels Schülern und Gehülfen. Er war 1492 zu Rom geboren. Von wem er ſeinen erſten Unterricht empfangen habe, iſt unbekannt. Da er, ſo lange Rafael lebte, ſtets bei und unter dieſem arbeitete, ſo war er genöthigt ſich nach deſſen Anordnungen und Vorſchriften zu richten. Nachher aber folgte er ſeinem angebornen Genius, der ſich zum Schrecklichen und Gewaltſamen hinneigte, und legte den erſten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Conſtantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wol geglaubt hat, um dem Zorne des Papſtes über die von ihm entworfnen und von Raimondi geſtochnen unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn dieſe erſchienen ſpäter, ſondern auf die Einladungen des Grafen Caſtiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung ſeines Geiſtes, ſowol in der Architectur als Malerei. Der Palaſt del Tè wurde ganz von ihm oder unter ſeiner Aufſicht von ſeinen Schülern verziert. Durch ſeine Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundſätze Rafaels in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode im J. 1546 ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er ſtarb ebenfalls ſchon in demſelben Jahre. So lange Julius Romanus ſeinen Lehrer nachahmte, zeigte er ſich beſonnen, lieblich und gefällig in ſeinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungeſtüm ſeiner Einbildungskraft ſich überließ, ſetzte er durch die Kühnheit ſeines Styls, durch die Großartigkeit ſeiner Zeichnung, durch das Feuer ſeiner Compoſition, durch die Hoheit ſeiner poetiſchen Ideen, durch die Kraft ſeines Ausdrucks in Erſtaunen. Man bewundert dieſe Eigenſchaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Palaſt del Tè) und in den Schlachten Conſtantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachläßigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verſtanden, daß in ſeinem Kopfe zu viel Einförmigkeit herrſche, daß ſein Colorit zu ſehr ins Grelle falle; dagegen aber hat kein Meiſter mehr

Geiſt und Kenntniſſe in ſeine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetſten Schüler waren Rafael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battiſta Mantovano.

Julius Cäſar, ſ. Cäſar.

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, Badiſcher geh. Hofrath, ſonſt Profeſſor an der Cameralſchule zu Heidelberg, ſtarb den 2. April 1817 zu Carlsruh an Alterſchwäche. An derſelben Schule lehrte er ſchon (ſeit 1778) in Lautern, wo dieſes für Forſt- und Landwirthſchaft, Fabrik-, Handlungswiſſenſchaft und Vieharzneikunde ſehr nützliche Inſtitut ſich vorher befand. Er war geboren zu Gründ im Naſſauiſchen, den 12. Septbr. 1740. In ſeiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenbei von höhern Dingen ſelbſt belehrt hatte, trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieſer Verſuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er, nach beendigtem Studium der Medicin in Strasburg, Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil ſeines merkwürdigen Lebens hat er ſelbſt, ohne dichteriſche Ausſchmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft (Berlin 1777 in 3 Theilen), in einer neuen Geſtalt unter dem Titel: Lebensbeſchreibung, (Berlin 1806, wovon der erſte Theil des Verfaſſers Jugend, der zweite ſeine Jünglingsjahre, der dritte ſeine Wanderſchaft, der vierte, fortſetzende Theil ſein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weiſe beſchrieben, welche ſeinen gemüthlichen und frommpoetiſchen Charakter ganz ausſpricht. Er ſelbſt erklärt dieſe Schilderung vom Kleinſten bis zum Größten, vom Alltäglichſten bis zum Wunderbarſten für lautere, unverfälſchte Wahrheit. Weit entfernt, ſagt Matthiſſon in ſeinen Briefen (Zürich 1795, 1 Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer dasjenige, was ſeinem Geiſte und Herzen am meiſten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel geſtellt. Auch hat er uns in demſelben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, ſo wie er überhaupt die unverkennbare Beſtimmung zum Volksſchriftſteller darin bewährte. Allein ein einſeitiger Pietismus, zu welchem ſein herrſchendes Gefühl ihn führte, hat dieſe Einwirkung auf das deutſche Publicum ſehr beſchränkt. Seine pietiſtiſchen Schriften ſind ſehr zahlreich. Vorzüglich bekannt iſt ſein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der chriſtliche Menſchenfreund (in welchem er die ſichtbare Zukunft Chriſti zwiſchen hier und 1836 ſetzt); Taſchenbuch für Freunde des Chriſtenthums und Sieg deſſelben; der graue Mann (eine noch immer fortgehende Wochenſchrift). Das meiſte Aufſehen und den größten Widerſpruch hat er durch die, in gegenwärtiger Zeit ſeltſame, Erſcheinung ſeiner Theorie der Geiſterkunde (Nürnberg, 1808) und Apologie derſelben (1809), welche ſich an ſeine (ſchon 1803 zu Frankfurt erſchienenen) Scenen aus dem Geiſterreiche anſchließt, erregt. Hier hat er ſeine Meinungen und Hypotheſen von dem Verkehr der abgeſchiedenen Geiſter mit Lebenden, gleich evidenten Thatſachen, in ſyſtematiſcher Form vorgetragen. Uebrigens ſind ſeine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat ſich Jung vorzüglich in den Fächern der praktiſchen Naturwiſſenſchaft (z. B. Oekonomie, Vieharzneikunde),

ſo wie in verſchiedenen Theilen der Staatswiſſenſchaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwiſſenſchaft) als Docent, und durch viele Schriften über dieſelben (ſeit ungefähr 1783) verdient gemacht, und die ausgebreitetſten Kenntniſſe bewieſen. Endlich wird er als geſchickter Operateur des Staars (er hat auch über dieſen Gegenſtand Einiges geſchrieben) mit vielem Lobe genannt. Von ſeiner wohlthätigen Kunſt ſagt Matthiſſon a. a. O.: „Schon über 2000, größtentheils armen Blinden hat er das Geſicht nicht nur unentgeldlich wiedergegeben, ſondern viele von ihnen noch beſchenkt und auf ſeine Koſten während der Kur im Wirthshauſe erhalten.“ Das zuletzt erſchienene Product ſeines Geiſtes iſt: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald. (3 Bdchen. 8.) Wir können nichts Beſſeres thun, als unſere Leſer noch auf die ſchöne Charakteriſtik dieſes merkwürdigen Mannes verweiſen, welche Göthe, der ihn nebſt Herder in Straßburg als Jüngling kennen lernte, und ihm ſehr befreundet ward, von ihm aufgeſtellt hat. (S. Göthe aus meinem Leben, 2r Theil, S. 378 f. und S. 489.) Wir führen nur die Hauptzüge an: „Wenn man ihn näher kennen lernte, ſo fand man an ihm einen geſunden Menſchenverſtand, der auf dem Gemüthe ruhte, und ſich deswegen von Meinungen und Leidenſchaften beſtimmen ließ; und aus eben dieſem Gemüthe entſprang ein Enthuſiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichſter Reinheit. Das Element ſeiner Energie war ein unverwüſtlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von da her fließende Hülfe, die ſich in einer ununterbrochenen Vorſorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel, augenſcheinlich beſtätigt. Dieſen Glauben hatten ſeine Schickſale in ihm erweckt. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hat er jener ausgebreiteten Menſchenart zu verdanken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil ſuchte, und indem ſie durch Leſung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachtete, dadurch einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erregen mußte. Weil er, in ſeiner Art ſich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll: ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und ſeine Ueberzeugung keinen Spott, und wenn er in freundſchaftlicher Mittheilung unerſchöpflich war, ſo ſtockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerſpruch erlitt. Das treue, redliche Streben dieſes Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, fröhlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Jungs Umſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſein, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen und zum Beſten haben konnte. Jung war durch Herder dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinen Thun geſtärkt und gefördert fühlte.“ Eine geiſtreiche Frau hat Jung den deutſchen Retif de la Bretonne genannt.

Jünger (Johann Friedr.), wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete ſich anfangs der Handlung, ſtudirte aber nachher die Rechte, und ſchloß ſeine academiſche Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wurde Hofmeiſter zweier Prinzen, blieb es aber nicht

lange, ſondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatiſirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er ſich bereits als Schriftſteller im dramatiſchen Fache rühmlichſt ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angeſtellt. Eine Veränderung, welche dieſes Theater erlitt, zog 1794 ſeine Entlaſſung nach ſich. Er privatiſirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der ſchönen Wiſſenſchaften, und lebte von dem ſparſamen Ertrage ſeiner Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an ſtillen Wahnſinn gränzte, und theils von dem angeſtrengten Fleiße, mit welchem er ſich ſeinen Unterhalt verdienen mußte, theils von ſeiner durchaus einſiedleriſchen Lebensart herrührte. Er ſtarb am 25ſten Febr. 1797 im neun und dreißigſten Jahre ſeines Lebens, bedauert von Allen, die ſeine Talente und ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz ſeltene Erſcheinung iſt es, daß er gerade in jener melancholiſchen und hypochondriſchen Periode die heiterſten Geiſtesproducte geliefert hat. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld, und endigte mit dem vielgeleſenen Romane Fritz. (4 Theile, 1796 bis 1797.) Eine friſche, leichte und gefällige Erzählung machen ſeine Romane zu einer angenehmen Lectüre, ob ihnen gleich die tiefere komiſche Kraft abgeht. Zu denen, welche den meiſten Beifall erhalten haben, gehören noch der kleine Cäſar, (komiſcher Roman in 3 Theilen, 1781 — 1787.) und Vetter Jacobs Launen (in 6 Theilen, 1786—1792.) Größer ſind Jüngers Verdienſte um die deutſche Bühne, in ſo fern ſie die Liebe des Publicums für das Luſtſpiel erhalten, und die Fähigkeit der Schauſpieler für die leichte Darſtellung geübt haben. Wiewol Jünger als Schauſpieldichter durchaus keine eigentliche Erfindungsgabe beſaß: ſo wußte er ſich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländiſcher und einheimiſcher Stoffe zu bedienen und dieſelben durch ſeine Bearbeitung zu ſeinem Eigenthume zu machen, und ſomit berechtigt ihn ſein oft ſehr glücklicher Witz, das Luſtige und Feine ſeiner Intriguen, und ſein leichter, natürlicher Dialog in der Sprache der Converſation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutſchen Theaterdichtern. Unter ſeinen Luſtſpielen (ſie ſind in drei Sammlungen erſchienen; die erſte in fünf Theilen 1785 — 1789, die zweite unter dem Titel komiſches Theater in 3 Theilen, 1792 — 1795; die dritte, oder Jüngers theatraliſcher Nachlaß, in 2 Theilen, 1803 — 1804) haben das meiſte Glück auf der Bühne gemacht, aus der erſten Sammlung: der Strich durch die Rechnung; der Revers; das Kleid aus Lyon; der Wechſel; und die Badekur; aus der zweiten: die Entführung; das Ehepaar aus der Provinz; Er mengt ſich in Alles; Maske für Maske; aus der letztern: der Krug geht ſo lange zu Waſſer bis er bricht; Was ſein ſoll, ſchickt ſich wol; das Recidiv; die beiden Figaro.

Jungfrau von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der politiſchen Literatur der Engländer und in der Geſchichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigſte Libelliſt der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (ſie erſchienen ſämmtlich vom 21ſten Jan. 1769 bis zum 21ſten Jan. 1771) im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Cabinets, alle Staatsbeamten,

die Tribunale, das Parlament, endlich die Perſon des Königs ſelbſt, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungsloſigkeit an. Mit Talenten und Kenntniſſen vom erſten Range, einer nie übertroffenen und ſelten erreichten Beredtſamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, wußte dieſer Unhold — deſſen Name ein nun ſchon funfzigjähriges Geheimniß iſt, — zwei Jahre lang das brittiſche Publicum in fortdauernder Spannung zwiſchen Luſt und Schrecken, zwiſchen Bewunderung und Abſcheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, vor der Kings Bench im J. 1770, deſſen Verhandlungen endlich niedergeſchlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhauſe über den Libellproceß (ſo nennt man in England das Einſchreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt und erſt im J. 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entſchieden wurde, daß die Jury, in Criminalproceſſen gegen Libelle, über ſämmtliche in der Anklageacte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtſchuldig zu geben berechtigt ſei. Seitdem entſcheidet in England nicht das Geſetz, ſondern die Jury über den libelliſtiſchen oder nicht libelliſtiſchen Charakter einer publicirten Denkſchrift, und zwar, nach einer Obſervanz der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factiſche Wahrheit der libelliſtiſchen Behauptungen Rückſicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den Jahrb. d. Literat. Wien, 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Junius, welche auf dieſe Art in der Geſch. der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erſchienen in einer Sammlung zuerſt 1772, welche blos die in Public Advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollſtändibiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, im J. 1812 in 3 B. 8vo. Woodfall's Sohn gab ſie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus ſeines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die voll heftiger politiſcher Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtſamkeit den geprieſenſten unter den Juniusbriefen gleichkommen, und einen Zeitraum von fünf Jahren umfaſſen, iſt der früheſte, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. Apr. 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemeſis und andern Namen; die ſpäteren nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegsſecretär Lord Barrington enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemeſis. Seit dem 19. Jan. 1773 war Junius für immer verſtummt. Ohne einen Commentar ſind dieſe Briefe jetzt ſelbſt Engländern nicht mehr verſtändlich. Man muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tory's, ſo wie die Urſachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Cabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete ſeine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Grafton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geſchont. Selbſt den Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius perſönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen ſeiner Zeitgenoſſen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel geſprochen. Uebrigens dachte und ſchrieb Junius, trotz ſeines republicaniſchen Cynismus, ganz in dem monarchiſchen Geiſte der brittiſchen Verfaſſung; ſo betrachtete er den Widerſtand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendſten trat er auf in dem Streite über die Middleſex-Wahl für

John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal vom Unterhauſe ausgeſtoßen wurde. In Hinſicht auf ſeine Schreibart wird er allgemein als einer der erſten Proſaiſten Englands angeſehen. Sie iſt gedrängt, zuweilen epigrammatiſch, aber nie unklar, im Ausdruck ſicher und feſt, ſparſam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei ſorgfältig genau. Uebrigens ſcheint dieſer politiſche Sonderling, ohne Zweck und Leidenſchaft, blos um einem finſtern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogene Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, ſein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgeſtellten Männer oft in ſataniſchen Caricaturen gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der ſeinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein ſchön gebundenes Exemplar der Sammlung ſeiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abforderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl ſeines Frevels, Worte wie Dolchſtiche im Finſtern gebraucht zu haben, Widerſprüche endlich in ſeinen Anſichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publicum, (über deſſen Meinung er eine Art von unſichtbarer Dictatur ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachſen zu ſein ſchien) erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über die Perſon des verkappten Libelliſten. Erſt ſeit der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle dieſe Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei anonyme Schriften im J. 1817. (The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817.) einen noch lebenden, in England ſehr geachteten Mann als Verf. dieſer Briefe. Sir Philipp Francis (ſeit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Haſtings Beiſitzer des hohen Raths von Oſtindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geſchäftsmann, und obgleich meiſtens in Verbindung mit der Oppoſition, doch von dem Miniſterium geſchätzt und oft zu Rathe gezogen, ſoll der wahre Junius ſein. Für dieſe Vermuthung haben ſich die Herausgeber des Edinburgh Review ſehr günſtig erklärt; allein dem Verfaſſer des (hier benutzten) Aufſatzes über die Juniusbriefe (Ritt. v. Gentz) in dem Jahrbuche der Literatur Wien 1818. I. 255, welcher Proben und hiſtoriſche Erläuterungen der Briefe enthält, ſcheint dieſe Meinung nicht gegründet, weil ſich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius ſeine Zeitgenoſſen erſchütterte, vernehmen läßt. K.

Juno, bei den Griechen Here, die höchſte und mächtigſte Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schweſter und Gattin deſſelben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arcadien, Argos und Samos rühmten ſich, ihre Geburtsörter zu ſein. An letzterm Orte, am Ufer des Imbraſus, zeigte man die längs deſſelben ſtehenden Geſträuche, Keuſchbaum genannt, wo ſie zuerſt das Licht der Welt erblickt haben ſoll. Nach Homer wurde ſie vom Oceanus und der Tethys, nach der gewöhnlichen Meinung aber von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Inſel Kreta, nicht weit vom Fluſſe Theren feierlich vollzogen und durch die Anweſenheit aller Götter verherr-

licht. Dieſe Ehe der beiden hōchſten Götter des pelasgiſchen Stammes wurde dieſen ein Vorbild des ehelichen Standes, und die Geſchichte dieſer Vermählung in beſondern Myſterien mimiſch dargeſtellt. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wiſſen ihrer Aeltern; auch ſoll er ſie, nach Andern, durch Liſt errungen und auf der Inſel Samos geheirathet haben. Letzteres wird folgendergeſtalt erzählt. Nachdem er ſie ſchon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, ſah er ſie einſt, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax luſtwandeln, und ſich hier niederlaſſen, um auszuruhen. Plötzlich ſchickte er ein ſchweres Donnerwetter und ſtürzte ſich während deſſelben in Geſtalt eines, von Näſſe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm dieſe das arme Thier in ihren Mantel, welches ſich aber in ſeine wahre Geſtalt umwandelte und ihr die Ehe verſprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieſer beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die ſtolze, herrſchſüchtige und eiferſüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelaſſen ertragen; er aber behandelte ſie wiederum mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann ſich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, beſonders Homer, geben uns davon viele Beiſpiele. Als Juno den Hercules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verſchlagen hatte, ward er ſo ergrimmt auf ſie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboſen beſchwerte und ſie ſo ſchwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als ſie während des trojaniſchen Krieges den Jupiter eingeſchläfert hatte, um während ſeines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging ſie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei ſeinem Erwachen zugedacht hatte. In den älteſten Gedichten wurde Juno als eine dem Hercules feindliche Gottheit geſchildert, die ihm ſchon bei ſeiner Geburt unheilbringend erſchien und nachher ſich allen ſeinen Unternehmungen widerſetzte. Dieſe Idee machte Homer allgemeiner und ſchuf daraus eine feindſelige Göttin, deren er ſich ſtets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der Liſt, welche Juno anwandte, um dem Gebote ihres Gemahls entgegen die Griechen zu ſchützen. Außerdem wird ſie gewöhnlich als die feindſelige Verfolgerin der Frauen vorgeſtellt, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene) und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter letztern mußte Hercules und Bacchus am meiſten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Haſſes, weil Hercules bei ihnen geboren war; Athamas und deſſen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle diejenigen ihre Rache, welche ſich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno iſt von der erhabenen, majeſtätiſchen, und Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr aber das Sanfte, Einſchmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojaniſchen Kriege war ſie die Schutzgöttin der Griechen; ja ſie miſchte ſich zuweilen ſelbſt mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einſt, den Mars, den Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte ſich im Kampfe mit ihr meſſen. Diana wagte es einſt; aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche ſie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend, Ilythyia, die älteſte Göttin der Geburt, Mars, der Gott

des Kriegs, und Vulcan. Letztern ſoll ſie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichſam dem Jupiter zum Trotze, weil dieſer Minerven aus ſeinem Haupte hatte hervorgehen laſſen. Nach einigen Schriftſtellern brachte ſie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem ſonſt auch eine andere Abſtammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verſchiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der Orphiſchen Religion war ſie das Symbol der untern Luft, ſo wie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermiſchte ſich ein anderer Begriff, den man aus der pelasgiſchen Religion zu Samos geſchöpft hatte, nach welchem ſie die Königin der Götter war. Hierzu kommen phöniziſche Vorſtellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauſchte. Als ſolche wurde ſie beſonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anſchläge Jupiters und anderer Götter, oder Helden und Menſchen hintertrieb. Uebrigens ward ſie in ganz Griechenland verehrt: ihr vorzüglichſter Sitz aber war zu Argos, in deſſen Nähe ſich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als ſolche wurde ſie auf Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe geſtellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter dieſen iſt Iris (ſ. d. A.) ihre vorzüglichſte Dienerin. Unter den Thieren war ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute ſind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck geſtaltet, deſſen kürzeſte und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe ſteht. Oft trägt ſie einen mit Sternen beſäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der Stoſchiſchen Sammlung ſiehet man ſie in ruhiger Majeſtät auf einem Throne ſitzen, an deſſen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die ſieben Planeten gebildet ſind, um ſie als Herrſcherin des Himmels zu charakteriſiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Auf Gemmen findet man ſie und Jupiter häufiger mit dem Geſichte en face abgebildet, um dem Charakter der Majeſtät deſto beſſer auszudrücken. Uebrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht ſehr häufig; denn ſelbſt in der Zeit des edelſten Styls der Kunſt beſaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildſäule derſelben. Die meiſten Junonen auf geſchnittenen Steinen ſind von griechiſchen Künſtlern aus der Periode der römiſchen Kaiſer, und ſtellen gewöhnlich die Kaiſerinnen als Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denſelben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten ſie hauptſächlich Juno Regina (regia); Pronuba Matrona (als Beſchützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (ſ. d. Art. Lucina und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle erſten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig. Ueber den Planeten d. Namens ſ. d. Art. Planeten.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatsſachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen dieſen Namen, nämlich der königliche Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Comercio, Moneda, Minas y Dependencias de Estrangeros) und die Tabacksregie-Direction (Real Junta de Tabaco). Als Napoleon im Jahre 1808 von den ſpaniſchen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erſchlichen

und erzwungen hatte, berief er nach Bayonne eine Verſammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsſtände noch berufen wurden, hatte man ihre Verſammlung Cortes genannt; Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Comödie der geſetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausſchuß zu ſpielen für gut fand. Die Junta aus Bayonne ſollte aus hundert und funfzig Mitgliedern beſtehen, nämlich zwei Erzbiſchöfen, ſechs Biſchöfen, ſechzehn Domherren, zwanzig Pfarrern aus dem Sprengel von Toledo, und ſechs Ordensgeneralen, vom geiſtlichen Stande; vom weltlichen wurden berufen zehn Grandes von Spanien, zwölf Titulos von Caſtilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für Biscaja, einer für Guispuscoa, einer für Alava, einer für die canariſchen Inſeln, einer für Aſturien, vier für den Rath (Consejo) von Caſtilien, zwei für den Rath von Indien, zwei für den Kriegsrath, einer für den Rath de las Ordenes, einer für den Rath de Haziendas, einer für die Inquiſition, einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die Univerſitäten Salamanca, Valladolid und Alcala de Henares, die übrigen für den Handelsſtand von Cadix, Barcelona, Corunna, Bilbao, Valencia, Malaga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebaſtian, Santander, für die Bank von St. Carlos, für die Compagnie der Philippinen, für die fünf größern Gremios von Madrid, und für die amerikaniſchen Provinzen. Aber ſtatt hundert und funfzig erſchienen nur neun und neunzig Abgeordnete, und dieſe ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15ten Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Conſtitution an. Von ihr ſiehe den Artikel Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, welche ſie feſtſetzte, auch eine Reichsverſammlung von ebenfalls hundert und funfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien beſtehen ſollte, darunter das erſte aus fünf und zwanzig Erzbiſchöfen und Biſchöfen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsſtande und funfzehn von den Univerſitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden ſollten, wurden auch Juntas de Comercio genannt.) — Später trat in Madrid, welches König Joſeph Bonaparte bereits am 1ſten Auguſt wieder hatte verlaſſen müſſen, auch von Seiten der Inſurrection und ihrer oberſten Leitung eine Junta zuſammen. Dieſe beſtand zuerſt unter dem Vorſitze des Grafen von Florida Blanca aus folgenden Mitgliedern: für Aragonien Don Francisco Palafox und Don Lorenzo Calve; für Aſturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Sagrado; für Alt-Caſtilien Don Lorenzo de Quinton und Don Miguel Valdes; für Catalonien der Marquis de Viſſel und der Graf von Sabozona; für Cordova der Marquis de la Purebia und Don Juan de Dios Rabe; für Eſtremadura Don Martin de Garoy und Don Felix de Ovalle; für Grenada Don Rodrigo Requelindo und Don Luis Gines y Solido; für Jaen Don Sebaſtiano de Tocano und Don Paula Caſtanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präſident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbiſchof von Laodicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Bibero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die baleariſchen Inſeln Thomas

de Vizi und Don Joſe de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 beſtimmt. Die Fortſchritte der Franzoſen im Spätherbſt verſcheuchten dieſe Junta nach Sevilla, von wo ſie nachher nach Cadix flüchten mußte. Aus dieſem Schlupfwinkel führten ſie erſt nach fünf Jahren Wellingtons Siege hervor. Außer dieſer Central-Junta war in jeder einzelnen, von den Franzoſen nicht unterjochten Provinz eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet ſein ſollte. Aber viele dieſer Junten verweigerten der Central-Junta den Gehorſam. Auch erfüllte dieſe, beſonders wegen Uneinigkeit ihrer Mitglieder, die Erwartungen der Nation nur ſchlecht; ihr Mangel an Einſicht und Energie ſchadete der guten Sache ſehr, und erleichterte den Franzoſen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, und Bruder der Veſta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verſchiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieſer Gottheit auch verſchiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den älteſten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da ſchreibt ſich noch ſein Orakel zu Dodona her, ſo wie er auch aus dieſem Grunde der dodonäiſche, pelasgiſche König heißt. In der Orphiſchen Religion war Jupiter ein phyſiſches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und in dieſem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schweſter und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende Homeriſche Fabeln. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Tethis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieſer hintertrieb durch ſeine bloße Gegenwart den Anſchlag der Götter. Dieß erklärt man von einem Streite der Elemente, in welchem der Aether beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch ſeine Kraft (Briareus) geſiegt hätte. Eben ſo ſymboliſch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter ſich einſt vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulaſſen, woran ſich alle Götter hängen und doch nicht im Stande ſein ſollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle ſie alle, nebſt Erde und Meer, zu ſich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps ſchlingen, ſo, daß ſie ſämmtlich in den Wolken ſchweben ſollten. Alles vereinte Streben der niedern Elemente iſt nicht im Stande, den Aether aus ſeinem Sitze herunter zu ziehen. Aus dem Symbole des Aethers entwickelte ſich dann die Dichtervorſtellung vom Jupiter, als Beherrſcher des Aethers und des obern Luftraumes. In dieſem Sinne werden ihm folgende, auf die Phänomene der Luft ſich beziehende Namen beigelegt: der ſich am Blitze Vergnügende; der Wolkenſammler; der Hochſitzende; der Weitſehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff iſt der des Vaters der Götter und der Menſchen, wie ihn ſchon Homer an mehreren Stellen nennt; doch iſt dieß noch nicht der Begriff eines höchſten Weſens und Weltſchöpfers, welcher erſt ſpäter entſtand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauſes, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewiſſen Diſtricts, mithin eine blos locale Gottheit iſt. Er iſt ferner Regierer und Lenker der menſchlichen Schickſale, und hält in ſeiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böſes zuwägt. Auch ſtehen in ſeinem Palaſte

zwei Urnen: in der einen iſt das Böſe, in der andern das Gute. Bald giebt er den Sterblichen aus beiden vermiſcht, bald aus jeder allein. Nichts deſtoweniger iſt er ſelbſt wieder dem Schickſale, einem unbekannten in Dunkel ſich hüllenden Weſen unterworfen. Er iſt der weiſeſte aller Götter und Menſchen; Minerva ſitzt ſtets zu ſeiner Seite; er faßt ſeine Entſchlüſſe ohne Anderer Beihülfe, und wem er ſie nicht offenbart, dem bleiben ſie unerforſchlich. Mit ſeinem Rathe ſteht er den Menſchen bei, weßwegen er auch der Ertheiler wol überlegten Raths heißt. Er iſt wahrhaftig, ſeine Verſprechungen ſind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schickſale der Menſchen; er hört die Eide der Sterblichen, die ſie bei ihm ſchwören, und rächt den Meineid aufs ſtrengſte. Jede Ungerechtigkeit und Härte iſt ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimmt und ihm nicht vergiebt, den ſtraft der Jupiter Hiketeſios. Er iſt gütig und liebreich, und will, daß die Menſchen eben ſo einander begegnen ſollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Dieſe Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Jupiter als Localgottheit eingeſchränkt, ſchon bei Homer und den Dichtern ſeines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, je nachdem die Cultur der Griechen fortſchritt und eine reinere Philoſophie ſich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die hiſtoriſche Sage, nach welcher Jupiter auf der Inſel Creta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verſchlungen werde. Doch ſoll auch Jupiter zu Meſſene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher ſeine Mutter mit ihm niederkam,) geboren ſein. So verſchieden die Oerter ſeiner Geburt angegeben werden, eben ſo verſchieden ſind auch die Nachrichten von dem Orte ſeiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambroſia. Die Arcadier und Meſſenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und in dem Brunnen Klepſydra badeten. Nach einer andern Erzählung ſoll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letzteren es durch die Nymphen Ida und Adraſtea warten ließen, und durch das Zuſammenſchlagen ihrer Schilder beſtändig ein ſolches Geräuſch machten mußten, daß Kronos das Kind nicht ſchreien hörte. Statt des Jupiter verſchluckte darauf dieſer einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig beſtrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretiſchen Königs Meliſſus, Amalthea und Meliſſa, ſeine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs ſehr ſchnell heran. In einem Jahre war er ſchon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen ſeinen Vater entworfen hatte, behülflich zu ſein. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dieß that eine ſo gute Wirkung, daß er alle ſeine bis dahin verſchluckten Kinder wieder von ſich gab, auch den zuletzt verſchluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnaſſus, niederlegte. Nun ſchritt er zur Entthro-

nung ſeines Vaters. Die älteſten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyclopen, waren in dem Tartarus hart gefeſſelt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang deſſelben. Dieſes tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten dieſe den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unſichtbar machenden Helme. Darauf entthronte er ſeinen Vater, den er mit demſelben Meſſer entmannte, mit welchem dieſer einſt den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieſer Regierungsveränderung nicht zufrieden, und ſo entſtand ein zehnjähriger Krieg zwiſchen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von dieſem fochten die Titanen, von jenem die neuen Götter herab. Endlich ſiegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus geſtürzt. Nun war Jupiter im völligen Beſitze der Oberherrſchaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit ſeinen Brüdern, ſo daß er ſelbſt den Himmel und die Erde, Neptun das Waſſerreich und Pluto die Unterwelt zu ſeinem Antheile erhielt. Aber noch war die neue Herrſchaft nicht hinlänglich gegründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben ſich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finſterniſſen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche ſich gegen die neuen Götter empörten. Aber ſie wurden endlich mit Hülfe des Hercules beſiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem Tartarus den Typhoeus (Typhaon, Typhon), das furchtbarſte aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe ſich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter daſſelbe mit dem Blitze und mit ſeiner Sichel, bis ſie am Berge Caſius mit einander zu ſtreiten begannen. Typhoeus umwickelte den Jupiter mit ſeinen Schlangenſchwänzen, ſtürzte ihn zu Boden, und ſchnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, ſchleppte ihn dann in die corycische Höhle und ſtellte einen Drachen als Wächter vor dieſelbe. Aber Mercur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derſelben, heilten ihn und ſetzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhoeus ſeine Blitze herabſchleuderte. Bei Niſa entſtand der erſte Kampf, am Hämus der zweite; endlich ſiegte Jupiter und bedeckte das faſt verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Inſel Pithecuſa. Nun befand ſich endlich Jupiter im ruhigen Beſitze der Oberherrſchaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Seitdem war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entſtanden zu ſein ſcheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie dieſe oft einen allgemeinen König oder Aufſeher unter ſich wählten, der den Vorrang hatte, wie zum Beiſpiel Agamemnon im trojaniſchen Kriege, ſo machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in ſeinen Palaſt zu berufen. So hielt er eine Verſammlung mit denſelben im Titanenkriege, und verſprach ihnen, ſie ſämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu beſtätigen,

auch diejenigen, welche unter Saturn verſtoßen worden waren, wieder einzuſetzen, ſondern er verhieß ihnen auch große Belohnungen, wenn ſie ihm mit Schutz und Hülfe beiſtehen würden. Im trojaniſchen Kriege unterſagte er den verſammelten Göttern, an demſelben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Uebertreter dieſes Verbots mit ſeinem Blitze in den Tartarus zu ſchleudern. Der König Jupiter iſt vom Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechiſchen Könige geformt, ſo wie überhaupt der ganze Charakter deſſelben nach den Sitten der alten griechiſchen Helden, welche roh, wild und leidenſchaftlich waren, geſchildert iſt. Uebrigens wird ihm ſogar eine Geißel zugeſchrieben, womit er als König züchtigt. Dieſe Vorſtellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebſchaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er ſein Augenmerk vorzüglich auf das Menſchengeſchlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und laſterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein anderes und beſſeres ſchuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menſchen geſtohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den colchiſchen Caucaſus ſchmieden, und ſeine Leber von einem Geier verzehren. Den Aeſculap erſchlug er mit ſeinem Blitze, weil er durch ſeine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um ſeinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geſchmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verſtieß ihn auf die Erde. So ſtreng rächte er jede Beleidigung ſeiner Majeſtät. Aus demſelben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erſchlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerſt Thebens Mauern erſtieg; ferner die Cureten, weil ſie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäiſchen Flußgott Aeſopus, der ſeine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, ſtrafte die Böſen und belohnte die Guten. Seine beſtändigen Diener waren die Horen und Mercur; ſein und der übrigen Götter Mundſchenk, Ganymedes, vorher Hebe. Sein Palaſt iſt auf dem Olymp. Themis oder Dike ſitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erſte Gattin war Metis, eine Tochter des Oceanus, die klügſte unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weiſſagten, daß ſie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm ſeine Herrſchaft rauben ſollte, ſo verſchlang er ſie, als ſie ſchwanger war, und gebar darauf aus ſeinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; ſeine dritte und bekannteſte die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und ſterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch ſie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemoſyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Muſen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, ſeine Schweſter, welche durch ihn Mutter der Proſerpina ward; die Eurynome, des Oceans und der Thetys Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apoll's und Dianens. Weit größer iſt die Zahl ſeiner ſterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Acriſius Tochter, Mutter des Perſeus; die Niobe,

Tochter des Phoroneus, die erſte Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Mercur; ihre Schweſter Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schweſter Electra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schweſter, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Calliſto, des Lycaon oder Nycteus Tochter, Mutter des Arcas; Jo, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätoliſchen Königs Theſtius oder Glaucus, Mutter der Helena und des Pollux; Aegina, Tochter des Flußgottes Aeſopus und Mutter des Aeacus; Antiope, Tochter des Nycteus und Mutter des Amphion und Zethus; Elara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Rieſen Tityus; die letzte ſeiner Geliebten war die ſchöne Alcmene, die Mutter des Hercules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; ſo wie er ferner durch die Entführung des ſchönen Ganymedes den Griechen das erſte Beiſpiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichſter Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Piſa. Außerdem wurde er noch beſonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Caſius in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Aetna, auf den Bergen Athos und Dikte und an vielen andern Orten. Hieraus erklärten ſich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. ſ. w. Sein gewöhnliches Attribut iſt der Blitzſtrahl, den er entweder ſelbſt in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Dieſen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den ſchönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernſt und Majeſtät, mit Güte und Heiterkeit vermiſcht. Von Statuen, die den Jupiter darſtellten, haben ſich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom erſten Range. Deſto ſchönere Vorſtellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büſte, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verſchiedenen Auftritten ſeiner Geſchichte darſtellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildſäule des olympiſchen Jupiters von Phidias (ſ. Phidias), iſt zwar für uns verloren gegangen; aber höchſt wahrſcheinlich ſind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge deſſelben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stoſchiſchen Cabinets bewundert man beſonders den hohen, mit himmliſcher Milde gepaarten Ernſt, der über ſein ganzes Geſicht verbreitet iſt, und den ſchönen, nicht in krauſen Locken der Jugend, ſondern in den ſanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendſten ſich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnſtuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um ſein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchſten Herrſcher. Der Untertheil des Leibes iſt bekleidet; der Adler zu ſeinen Füßen blickt zu ihm hinauf, ſeine Befehle

erwartend. Wenn Jupiter ſteht, ſo iſt er meiſtens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen iſt, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich ſein würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm beſonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympiſchen Spiele gefeiert. Außer der Homeriſchen und Orphiſchen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterſchieden. Varro giebt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmſten an: den Sohn des Aether, des Cölus und des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geſchichten aller Jupiter vereinigt. Ueber den Planeten dieſes Namens ſ. den Art. Planeten.

Jura, ein 60 — 80 Stunden langes und 15 Stunden breites Gebirge, die nördliche Fortſetzung der aus Savoyen emporſteigenden Alpen (ſ. d. Art.), enthält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch die niedrigern Berge des Cantons Waadt ſteht er mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht ſich in mehrern langgeſtreckten Reihen zwiſchen den franzöſiſchen oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt ſich endlich und läuft mit dem öſtlichen Hauptarme durch Neufchatel und den helvetiſchen Canton Solothurn, und endigt an der Oſtſeite des Fricktbals im Canton Aargau am Rhein, wo auf der deutſchen Seite der Schwarzwald eine Fortſetzung deſſelben iſt. Der weſtliche Arm geht weiter gegen Norden und erhält den Namen des vogheſiſchen Gebirges. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchſten Gipfel, der Berg Recület, erhebt ſich 885 Toiſen, und die Dole, weſtlich von Nion, 846 Toiſen über die Fläche des mittelländiſchen Meeres.

Jurisprudenz, ſ. Rechtswiſſenſchaft und die einzelnen Rechte, als Civilrecht, Criminalrecht, Römiſches Recht u. ſ. w.

Jury (Geſchwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu ſtrafen, iſt von der executiven Gewalt im Staate unzertrennlich. Da aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entſcheiden hat, ſo kann die executive oder höchſte Gewalt leicht in Deſpotismus, und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sclaverei ausarten, wenn erſtere willkürlich ſtrafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu ſein. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten iſt, erſtlich: hat der Angeſchuldigte die That begangen, welcher er beſchuldigt wird, (eine Thatfrage)? und zweitens: wenn er ſchuldig iſt, welche Folgen knüpfen die Geſetze an dieſe That, welche Strafe muß ihn treffen? (eine juridiſche Frage): ſo wird die executive Gewalt hinlänglich beſchränkt, und doch nicht aufgehoben ſein, wenn man ihr blos die letzte Frage zu beantworten überläßt, dagegen die Beantwortung der erſten einer von ihr geſchiedenen möglichſt unabhängigen Behörde überträgt. Dieſe darf ſich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein beſtehendes Collegium beſchränken. Beide ſind zu ſehr den Einflüſſen der höchſten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Maſſe iſt nicht zu verführen, da es kein anderes, als das volksmäßige Intereſſe der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieſes ſteht furchtlos der höchſten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil aber ferner das Volk in Maſſe nicht zu Gericht ſitzen kann, auch

bekannt iſt, wie wenig von der unparteiiſchen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten iſt, ſobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt, ſo muß dieſe Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geſchworenen Repräſentanten übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feſtſtehendes Amt ausarte. Dieſe, da ſie nicht im voraus beſtimmt ſind, können nicht zum Ziel verführeriſcher Einflüſſe gewählt werden, die, wenn auch bei Einigen, doch ſchwerlich bei Allen Eingang finden können. In dieſen Anſichten iſt der Grund und zugleich das Weſen eines jeden Geſchwornengerichtes enthalten. Von dieſer Art iſt die ſogenannte engliſche kleine Jury, und die, dieſer nachgeahmte, Jury de jugement bei den Franzoſen. Der Freiheitsſinn ging in dem erſten Lande noch weiter, und erfand, um des Unheils willen, das ſchon durch bloße Anklagen verurſacht werden kann, die ſogenannte große Jury, ebenfalls geſchworene Volksrepräſentanten, welche über die Zuläſſigkeit einer Anklage zu urtheilen haben und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminalunterſuchung gegen Jemand zu verfahren ſei. Ihr Ebenbild beſtand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen Jury d'accusation. An dieſen weſentlichen Charakter eines Geſchwornengerichts knüpfen ſich mehrere, zu ſeiner Vervollkommnung nöthige Beſtimmungen. a) Es müſſen nicht nur Bürger über Bürger zu Gerichte ſitzen, ſondern es muß auch die möglichſte Standesgleichheit unter den Richtern und dem zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verſchiedenes Standesintereſſe oder ungleiche Geſichtspunkte zu Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, oder falſchen Beurtheilungen Veranlaſſung geben. In England, wo alle Stände vor dem Geſetze gleich ſind, und man keine beſonderen Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adeliche, welche nicht zu den Pärs des Reichs gehören (denn dieſe, als unmittelbar integrirende Theile der Verfaſſung, als Mittelglieder zwiſchen König und Volk, haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geſchwornengericht nur in dem Oberhauſe), ferner die Kinder und Brüder dieſer Pärs und alle nur betitelte Lords eine und dieſelbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutſchen Gerichten, welche dem Weſentlichen nach Geſchwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit dem zu Richtenden auf das ſtrengſte beobachtet; jedoch nicht ſowol weil kein Niederer von einem Höhern, ſondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geſchwornen können nicht wol anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Sherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden, bleibt dem Angeklagten das Recht, einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht iſt auch dem Ankläger verſtattet. Demnach können in England von jenem 20, und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Urſache verwerfen darf. c) Das Geſchwornengericht, das in den meiſten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes beſtehen kann, darf an keine geſetzliche Beweistheorie, ſondern blos an ſeine rein menſchliche und individuelle Ueberzeugung gebunden ſein, und eben deswegen kann man ſeine Ausſprüche keiner Reviſion, am wenigſten einer beſtimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilſachen eine Jury. Weil in Civilſachen die Beſtimmung der factiſchen Umſtände meiſtens ſchon von juridiſchen Fragen abhängt, ſo iſt hier eine Beweistheorie vorgeſchrieben. Allerdings ein offenbarer Widerſpruch.

Hier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in Allem den Anſichten und dem Vortrage des vorſitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminalunterſuchung nöthigen Handlungen, Verhöre u. ſ. w. ſind vor den Augen der Geſchwornen zu bewerkſtelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protocoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweiſen, würde an ſich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüſſe zu beſtimmenden Willkühr des Protocollirenden oder des Beamten Raum laſſen, und hierdurch der weſentliche Zweck des Geſchwornengerichts vernichtet werden. — Mit der franzöſiſchen Verfaſſung wurde auch das Geſchwornengericht immer weiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil, bei Vielen enthuſiaſtiſche Bewunderung. Es iſt aber von Feuerbach, in ſeiner claſſiſchen Schrift über dieſen Gegenſtand, (Landshut 1813. 8.) bewieſen worden, daß, in politiſcher Hinſicht betrachtet, das Geſchwornengericht nur in beſtimmten Verfaſſungen einen Werth haben kann, worüber man deſſen Mängel, in ſo fern es bloß von dem Geſichtspunkte der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergeſſen mag. Politiſche Rückſichten machen das Geſchwornengericht nothwendig in Demokratien. Einem einzelnen Magiſtrat oder einer beſtehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrſchaft oder Ariſtocratie bahnen. Eben ſo unentbehrlich iſt daſſelbe einer gemiſchten Verfaſſung wie der engliſchen. Denn dieſe würde entweder zur reinen Monarchie, Democratie oder Ariſtocratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beſchränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalſouveränetät repräſentirenden Körper übertragen wollte. Gar ſehr fürchten daher auch die Engländer, dieſe Verfaſſung möge dereinſt ſich in eine reine Monarchie auflöſen, ſeitdem es der Regierung gelungen iſt, mehrere Modificationen und Beſchränkungen der Geſchwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfaſſung, wo der Monarch unumſchränkter, nur an ſeine eigenen Geſetze gebundener Herr iſt, jener politiſche Vorzug einer Jury wegfalle. Hier kann keine Verfaſſung, aber auch keine perſönliche Freiheit der Einzelnen von dem Geſchwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieſes jeden Augenblick aufheben, oder doch in beſondern Fällen willkührlich durch Specialcommiſſionen unwirkſam machen kann. Das redende Beiſpiel davon iſt Frankreich in den letzten Zeiten. Uebrigens ſcheint die Stiftung eines Geſchwornengerichts bei einer rein monarchiſchen, und ſchon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, ſondern auch um ſo entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann, wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entſpricht aber ein Geſchwornengericht den Anfoderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit iſt ein zuverläſſiges, wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unſchuldig von ihm zu erwarten? Daß die engliſche Jury durchaus den Verbrecher begünſtigt, bewieſe im Allgemeinen noch nichts gegen dieſes Inſtitut, welches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des ſubjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit ſelbſt, die Gleichgültigkeit des Geſetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Urſprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelaſſen ſind,

einen vollkommen freien Spielraum, und ſogar die Würde und Kraft der Wahrheit ſelber ein.“ Kann man dem Geſchwornen, welcher nur in dem Kreiſe gewöhnlichen Verkehrs ſich zu bewegen gewohnt iſt, und auch nur in und für dieſen ſeine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltſten Verhältniſſe, die ſo oft bei Criminalunterſuchungen vorkommen, zu durchſchauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausſchlag geben zu laſſen? Dieſem Uebel mittelſt beſtändiger Geſchwornen, welche durch Uebung ſich zu Criminalunterſuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geſchwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geſchwornen Alles vollkommene Wirkſamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugſchlüſſe und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verſchiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beſchuldigungsmomente auf keine Weiſe vergleichend gegenüber geſtellt und gegen einander abgewogen werden mögen; was nur der Beurtheilung des Richters aus geſchriebenen Protocollen möglich iſt. Allemal wird bei einem Geſchwornengerichte der letzte Eindruck der entſcheidende ſein. Die **Information**, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorſitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geſchwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen ſucht, hilft dieſem und den unten bemerkten Mängeln auf eine ſehr inconſequente Weiſe ab: denn hierdurch wird dieſer in den allermeiſten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus ſeinen ſtrengern oder mildern Geſinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausſpruche der Geſchwornen entgegenſehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt ſtrengem Charakter zur nächſten Sitzung in die Grafſchaft kömmt, und kehren zurück, wenn ſie bei den milderen Geſinnungen eines andern eine günſtigere Entſcheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung beſtätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geſchwornen in der Regel Anſtand nehmen, ſelbſt ihrer Ueberzeugung entgegen, das **Schuldig** da auszuſprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach ſtrenger als billig verpönten Geſetze die Rede iſt. Der gemeinen Anſicht wird es hier unendlich ſchwer, das Factiſche von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieſer Nachtheil zeigt ſich beſonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgeſetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt iſt, und z. B. ein ganz geringer Diebſtahl mit dem Strange beſtraft wird, gewiſſermaßen nöthig. 3) Die Frage über **Schuldig** oder **Nichtſchuldig** iſt keine **rein** factiſche, ſondern auch eine juridiſche, und ſetzt alſo allemal criminalrechtliche Kenntniſſe voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltſamen Diebſtahl begangen habe, muß man erſtlich wiſſen, ob er dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob dieſe Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Geſetze von einem gewaltſamen Diebſtahle verlangen. Wollte man aber, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factiſchen Punktes der Frage über das **Schuldig** beſchränken, ſo würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entſcheidung des juridiſchen Punktes überlaſſen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieſelbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unſichern Ausweg eingeſchlagen, daß, wenn die Geſchwornen die Anklage in juridiſcher Hinſicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von

ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität ſeines Verfahrens ganz beſtimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeſchuldigte Verbrechen erkennen, ein zuſammengeſetztes, theils losſprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausſpruch) geben dürfen, z. B. ſchuldig des Todſchlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geſchwornen über das rein Factiſche einig, ſie können jedoch ihre Zweifel über deſſen juridiſche Beſchaffenheit nicht löſen: ſo haben ſie die Entſcheidung dem Vorſitzer zu überlaſſen. Werden aber die Geſchwornen ihrer Einſicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hier der Vorſitzer nicht unumſchränkter Richter? Man könnte geneigt ſeyn, mindeſtens darin einen entſchiedenen Vorzug der Geſchwornengerichte zu finden, daß der Beſchuldigte von Richtern gerichtet wird, welche ſeines Gleichen ſind, und von welchen, ſcheint es, er eben deßwegen ein gerechteres, ſeine individuelle Lage mehr berückſichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erſtlich muß jene ärmſte und verächtlichſte Claſſe des Volks, welche vor allen andern die criminalproceſſualiſchen Annalen füllt, um ſeiner Stumpfheit und ſeines Mangels an jedem öffentlichen Intereſſe willen, von der Jury ausgeſchloſſen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meiſten Fällen vernichtet iſt. So muß in England, wer Geſchworner werden will, ein beſtimmtes Einkommen haben; daſſelbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch beſondere Eigenſchaften des Standes berückſichtiget werden. Sodann macht nicht bloß der Stand die wichtigſte Ungleichheit, ſondern es wird, bei den unendlichen Abſtufungen und Verſchiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft, ſtatt vollendeter Gleichheit oft die größte Ungleichheit zwiſchen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen geſucht hat, (man konnte hier, wo ſie als politiſches Inſtitut gleichgültig war, willkürlich an ihrem Weſen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit ſchaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieſer Hinſicht zur Genüge. D. M.

Juſſieu (Antoine und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17. Jahrh. geb., zeichneten ſich ſowohl in der practiſchen Arzneikunde, als in der Botanik aus. Antoine machte botaniſche Reiſen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzenſammlung mit. Er ſchrieb darauf über naturhiſtoriſche und mediciniſche Gegenſtände, und ſtarb am 22. Apr. 1758 im zwei und ſiebenzigſten Jahre, wegen ſeiner Menſchenliebe allgemein betrauert. Bernard geb. 17. Aug. 1699 zu Lyon, erhielt im botaniſchen Garten des Königs eine Profeſſur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in zwei Duodezbänden herausgegebene Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris zu verdanken. Er ſtand bei Ludwig XV. ſehr in Gnade. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er ſelbſt in ſeinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter ſeinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachſen zu ſehen. Linné beſuchte ihn während ſeines Aufenthaltes in Frankreich und wohnte einer ſeiner botaniſchen Wanderungen bei. Juſſieu's Schüler, ſo erzählt man, erlaubten es ſich, ihren Lehrer auf die Probe zu ſtellen, indem ſie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen ſie abſichtlich zerſtört hatten, darbrachten und eine Erklärung derſelben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Juſ-

ſieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einſt wollten die Schüler mit Linné denſelben Verſuch machen; dieſer aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Juſſieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem ſich Juſſieu lange Zeit mit einer ſyſtematiſchen Eintheilung des Pflanzenreichs beſchäftigt hatte, ſtarb er am 6. Nov. 1777 im 79. Jahre ſeines Alters. Noch lebt ſein Neffe Antoine Laurent de Juſſieu, Arzt, Mitglied der Academie der Wiſſenſchaften zu Paris und der königl. medicin. Schule. Im J. 1804 erſtattete er einen Bericht über die Reſultate der Reiſe des Cap. Baudins nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er ſich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Periſperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er ſeinen Rapport de l'examen du magnetisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erſchienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 ſchrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Juſtinianus I., der Große genannt, Juſtinus des I. Neffe, Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs, und berühmt als Geſetzgeber, wurde 483 in einer unbekannten Familie geboren. Er nahm Theil an dem Glücke ſeines Oheims, der vom gemeinen thraciſchen Bauer zum Kaiſer aufgeſtiegen war. Als Juſtinian im J. 521 zum Conſul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauſpiele. Eben ſo ſchmeichelte er dem Senate, und ſuchte deſſen Gunſt ſich zu erwerben, wofür ihm auch dieſer den königlichen Titel Nobiliſſimus ertheilte. Sein Oheim, vor Alter ſchwach und an einer empfangenen Wunde leidend, legte gewiſſermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Juſtinian erſt nach deſſen Tode, am 1. Aug. 527, zum wirklichen Kaiſer ausgerufen. Jetzt verheirathete er ſich mit der berüchtigten Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauſpielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiſerlichen Thron erhob. Dieſe wußte ſich, theils durch ihre buhleriſchen Künſte, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumſchränkte Herrſchaft über ihren Gemahl zu verſchaffen. Unter ſeiner Regierung erhoben ſich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehrere blutige Scenen in Conſtantinopel. Durch die gewaltſamen Mittel, welche er anwandte, den entſtandenen Aufruhr zu ſtillen, fachte er denſelben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunſt, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Conſtantinopel und ſeine ſchönſten Gebäude in Aſche. Juſtinians Leben ſelbſt ſchwebte in Gefahr. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine Menge von Hinrichtungen die Wuth der Factionen gedämpft war, endigte Juſtinian den Krieg mit den Iſauriern, und erkämpfte durch ſeinen General Beliſarius in den Jahren 528, 542 und 543 drei berühmte Siege über die Perſer. Dieſer große Feldherr zerſtörte auch 543 das Reich der Vandalen in Africa, und führte Gilimer, den König derſelben, gefangen nach Conſtantinopel. Spanien und Sicilien wurden wieder erobert, die Oſtgothen, welche Italien beſaßen, überwunden. Im J. 536 drang Beliſar ſogar in Rom ein, und der Eunuch Narſes, ein anderer Feldherr des Juſtinian, machte dem Reiche der Oſtgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Dieſe Eroberungen gaben dem römiſchen Reiche

einen Theil ſeiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Juſtinian von innen und außen die Ruhe hergeſtellt hatte, wandte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Geſetze, welche ſeit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten, welche er unter den geſchickteſten ausgewählt hatte, den Auftrag, aus ſeinen eigenen und nach den Geſetzen ſeiner Vorgänger einen neuen Codex zu bilden. Dieſes Geſetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materien darin nach ihrem verſchiedenen Inhalte von einander abgeſondert. Wiſſenſchaftliche Rechtsgelehrte haben jedoch dem Tribonian, der an dem Entwurfe dieſes Codex den vorzüglichſten Antheil hatte, den Vorwurf gemacht, daß er bei Vertheilung der Materien einen mangelhaften Plan befolgt habe. (So handelt er z. B. von den Formalitäten des gerichtlichen Verfahrens, ehe er von den Gegenſtänden geſprochen, welche demſelben vorausgehen müſſen.) Auf dieſen Codex ließ Juſtinian die Pandecten, die Inſtitutionen und die Novellen folgen, welche ſpäterhin unter dem Titel: Corpus juris civilis zuſammenbegriffen wurden. (S. Corpus juris.) Außer der Sorge, die Juſtinian auf die Geſetzgebung wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befeſtigen und mit neuen Gebäuden zu verſchönern, beſonders aber darauf, den Frieden in der Religion herzuſtellen. Unter andern Kirchen ließ er die Sophien-Kirche zu Conſtantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerſtört worden war, wieder aufbauen. Sie wird für ein Meiſterſtück der Baukunſt gehalten. Der Altar in derſelben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet, und mit einer ungeheuren Menge der verſchiedenartigſten Edelſteine geſchmückt. Dieſe Kirche, welche zum Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moſchee verwandelt worden iſt, war ſo prachtvoll, daß Juſtinian, als er ſie am Tage der Einweihung zum erſten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber ſein Unglück wollte, daß er, gleich dieſem jüdiſchen Könige, ſich ſelbſt überlebte. Gegen das Ende ſeines Lebens war er nicht mehr derſelbe. Er wurde geizig, ohne ſeiner Prachtliebe zu entſagen, mißtrauiſch, grauſam, drückte das Volk mit Abgaben, und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht ſeine Undankbarkeit gegen Beliſarius, dem er ſo viel zu verdanken hatte, und den er noch in ſeinem hohen Alter verfolgte? Ungeachtet er Geſetze gab, ſo ließ er doch von ſeinen Dienern ungeſtraft die größten Verbrechen begehen. Er ſtarb im Jahr 565, im 84ſten Jahre ſeines Alters, nach einer Regierung von 38 Jahren. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologiſche Streitfragen ſchützte ihn nicht vor dem Tadel der Theologen: er ſtarb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. An dem Nützlichen und Rühmlichen, das unter ſeiner Regierung geſchah, hatte er ſelbſt wenig Antheil. Sein Scharfſinn entdeckte im Beliſarius die Talente zum Krieger, im Narſes die Fähigkeiten für die innere Staatsverwaltung. Ohne dieſe beiden Männer, deren große Thaten ſeine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Geſetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denſelben hatte, dennoch ſeinem Namen Berühmtheit verſchafften, würde er einer der unbekannteſten Fürſten der neuern Zeit geweſen ſein.

Juſtinus, ein bekannter lateiniſcher hiſtoriſcher Schriftſteller, über deſſen Herkunft, Leben und Zeitalter man ſehr ungewiß iſt.

Wahrſcheinlich aber iſts, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrhundert gelebt hat. Er machte einen Auszug aus der Geſchichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Auguſtus lebte und deſſen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geſchichte von den älteſten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedoniſche Geſchichte abhandelte und daher auch die Ueberſchrift führte: Philippiſche Geſchichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen, (denn das Hauptwerk ſelbſt iſt verloren) fanden ſich in dem Buche mehrere grobe Fehler, beſonders in der jüdiſchen Geſchichte; indeß fand doch dieſer Auszug (der übrigens eben ſo überſchrieben und eingetheilt iſt, wie jenes Werk), weil er in der Kürze ſo vieles Merkwürdige der alten Geſchichte zuſammenfaßt, und dadurch ſich vor andern, an ſich weit vorzüglichern geſchichtlichen Werken auszeichnet, Beifall und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen geleſen. Die Darſtellung iſt im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich ganz edle Einfachheit und claſſiſche Correctheit fehlt, die das Werk des Meiſters bezeichnen. Neuere gute Ausgaben ſind die von Fiſcher, (Leipz. 1757.) und Wetzel, (Liegnitz 1806.) Deutſch mit Anmerkungen von Oſtertag.

Juſtitia (die Gerechtigkeit) bei den Griechen Aſträa, Themis, Dike; doch war die Juſtitia der Römer mehr ein vergöttertes Abſtractum. Auf Münzen erſcheint ſie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewiſſenhaftigkeit, Religioſität.

Juſtitium (Juriſtitium) iſt der förmliche Stillſtand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landtrauer, bei kriegeriſchen oder ſonſt bedenklichen Zeiten, während der Peſt ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlaſſungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewiſſen Friſt aufhören.

Juſtizhoheit. Die Juſtizhoheit im weitern Sinne zerfällt in die bürgerliche Juſtizgewalt oder Civiljuſtiz, und in die Criminalgewalt. Erſtere iſt der Inbegriff aller der Rechte der oberſten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die entſtehenden Rechtsſtreitigkeiten zu unterſuchen und zu entſcheiden, und die geſprochenen Urtheile zu vollſtrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Juſtizgeſetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die ſich mit der Unterſuchung und Entſcheidung ſtreitiger Rechte, oder der Juſtizſachen beſchäftigt. Mit ihr iſt gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der ſogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, ſtreng genommen, an und für ſich nicht zu den Juſtizſachen gehören, wenn ſie gleich von Richtern vollzogen werden; 3) das Recht der Vollſtreckung, und 4) das Recht der Oberaufſicht über das geſammte Juſtizweſen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der oberſten Staatsgewalt bezeichnet, die ſich auf die Beſtrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgeſetzgebung, oder das Recht, zu beſtimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen beſtraft, und mit welchen Strafen dieſelben, falls ſie begangen worden, belegt werden ſollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die

Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Unterſuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollſtreckung und 4) das Recht der oberſten Aufſicht über das geſammte Criminalweſen. — So lange die deutſche Reichsverfaſſung beſtand, war die Juſtizhoheit in Deutſchland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Juſtizhoheit, indem die erſtere von den höchſten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaiſers und auch wohl des Reichstags, letztere dagegen von den einzelnen Fürſten und Ständen geübt ward. C. Z.

Jüterbogk, ſ. Dennewitz.

Jütland, ſ. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), im Jahre 38 oder 39 nach Chr. zu Aquinum in Italien geboren, ſtudirte anfangs die Beredtſamkeit bloß zu ſeinem Vergnügen, widmete ſich aber hernach der Dichtkunſt, und beſonders der Satire. Weil er im ſieben und achtzigſten Verſe der ſiebenten Satire den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian (nach Andern Adrian) unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerſte Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und ſtarb daſelbſt in ſeinem zwei und achtzigſten Jahre. Er gehört zu den beißendſten Satirikern der Römer. Er hat ſechzehn Satiren geſchrieben, (die Aechtheit der letztern wird jedoch bezweifelt) die in fünf Bücher abgetheilt ſind, und in welchen er ſehr freimüthig und ſtreng gegen die Thorheiten und verdorbenen Sitten ſeiner Zeit eifert. Sein Styl iſt nicht ſo elegant, ſein Charakter nicht ſo heiter und launig, als der Horaziſche, aber auch nicht ſo dunkel und ernſt, als der des Perſius, und verräth oft den Rhetor. Die beſten Ausgaben ſind von Henninius (Traj. ad Rhenum, 1635, 4to) und Caſaubonus (Amſt. 1685, 4to), und die neueſte von Ruperti Leipz. 1801, 2 Bde. 8. und abgekürzt Göttingen 1804, 8. Man hat deutſche Ueberſetzungen v. C. Fr. Bahrdt (Deſſau 1789) und von Abel (Lemgo, 1786, 8.)

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechſeln, da ſie kein individuelles, ſondern ein abſtractes Weſen iſt. Sie hatte auf dem Capitol eine Capelle und eine eigene, von Jünglingen begangene Feier. Auf Münzen ſieht man ſie öfters mit einer Opferſchale in der Linken, und mit der Rechten ein Weihrauchkorn auf einen Dreifuß legend, weil die Jünglinge ihr, wenn ſie die Erſtlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Io. Zur Strafe dafür verwandelte ſie Juno in einen Vogel, den ſogenannten Wendehals (Iynx torquilla), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils ſelbſt zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverſtändniſſen zu bewegen. Als die kolchiſche Medea mit Liebe zu Jaſon bethört werden ſollte, verehrte dieſem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denſelben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müſſe. Von dieſer Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechiſchen Liebesbeſchwörungen. Man gebrauchte ſie zum Liebeszauber auf mancherlei Art. Die Zauberin band z. B. dieſen Vogel an ein vierſpeichiges Rad, welches ſie mit Zaubergeſang umdrehte; nach einer andern Sage ſpannte ſie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um

das Rad. Ein drittes Verfahren beſtand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächſernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So ſoll auch der magiſche Kreiſel, deſſen ſich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieſer Vogel, oder doch deſſen Gedärm, darüber geſpannt war. Die bildende Kunſt brauchte ſie als Symbol der Ueberredungskünſte zur Liebe, und zwar beſonders zur buhleriſchen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was urſprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Muſenkünſte, für jeden ſüßbethörenden Reiz der Dichtkunſt und Tonkunſt. Man nannte die Jynx in dieſer letzten Bedeutung auch Keledon (Nachtigall), um den edlern Begriff deſto beſtimmter auszudrücken, und ſo erſcheint ſie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythiſchen Apollo.

K. *)

K, der elfte Buchſtabe des deutſchen Abc, ein harter Gaumenlaut.

Kaaba ſ. Mecca.

Kabel heißen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rhede oder anderwärts befeſtigt, damit ſie nicht fortgetrieben werden können. Jedes Schiff muß deren wenigſtens drei haben. Es werden auch die Taue ſo genannt, mit welchen man Böte, oder andere ſchwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch heißen die Ankerſeile Kabel oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabel kappen ſo viel, als die Ankerſeile entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang und drei Zoll dick zu ſein. Der Kabeltanz iſt in Seeſtädten ein Tanz der Matroſen, welchen ſie mit einem Kabeltau unter vielen Figuren aufführen.

Kabeljau oder Kabljau, ein Seefiſch, welcher, an der Luft gedörrt, den Namen Stockfiſch führt, und eingeſalzen oder getrocknet als Klippfiſch (im Niederſächſ. Rotſchär) bekannt iſt, eine Länge von 2 bis 3 Fuß, und eine Schwere von 14 bis 20 Pfund hat, und im mittelländiſchen Meere, in der Nordſee, bei Island ꝛc., am beſten aber an den Küſten von Neu-Frankreich bei Terreneuve ꝛc. gefangen wird. Mit dem Kabeljaufang gewinnen die Norweger jährlich einige Tonnen Goldes.

Kabris (Joſeph), Prinz von Nukahiwa, aus Bordeaux. Als Matroſe wird er von den Engländern kriegsgefangen, erhält aber die Erlaubniß, mit einem Wallfiſchfänger in die Südſee zu gehn. Sein Schiff ſcheitert an den Küſten von Nukahiwa (S. d. A.) Schon ſchwingen die Anthropophagen die Keule über ihn, um ihn zu verzehren, als die junge Valmaica, die Tochter des Königs, ſein Leben ſich erbittet. Sie wird bald darauf ſeine Gemahlin, weßhalb ihn

*) Die unter dieſen Buchſtaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, ſind unter C aufzuſuchen.

der König eigenhändig zum Prinzen vom Hauſe tättowirt, und ihn zum Oberrichter der Inſel ernennt. So lebt er 9 Jahre in großem Anſehn, als glücklicher Familienvater. Da landet Kruſenſtern (S. d. A.). Einſt ſchläft er auf dem ruſſiſchen Schiffe, — ſo erzählt er, — man ſegelt ab, und entführt ihn. Er kommt nach Petersburg, wird Schwimmmeiſter bei der kaiſerlichen Seeſchule, kehrt 1817 nach Frankreich zurück, wird Ludwig XVIII. vorgeſtellt und dem König von Preußen, der damals in Paris war; läßt ſich für Geld ſehen, und begibt ſich nach Bordeaux, um von hier nach Nukahiwa zurückzukehren. Er iſt in ſeinen Mittheilungen offen und verſtändig, und keineswegs ein bloßer Gascogner.

Käfer nennt man überhaupt alle Inſecten (ſ. d. Art.) der erſten Ordnung (Coleoptera). Sie unterſcheiden ſich von allen andern Inſecten durch die beiden hornartigen Decken, welche über ihren beiden untergeſchlagenen häutigen, durchſichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können dieſe Decken nicht einmal aufheben, weil ſie zuſammengewachſen ſind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und ſelbſt die Beine und Fühlhörner beſtehen aus einer ähnlichen Subſtanz. Alle Käfer haben ſechs Beine, wovon zwei am Bruſtſtücke, und vier am Hinterleibe ſitzen. An dem Bruſtſtücke und Hinterleibe befinden ſich auf jeder Seite acht Luftlöcher. Alle Käfer entſtehen aus Eierchen, welche das Weibchen an beſtimmte Oerter legt. Aus ihnen ſchlüpfen kleine madenähnliche Geſchöpfe hervor. Dieſe heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruſtſtücke ſitzende Beine. Wenn dieſe Larven völlig ausgewachſen ſind, verpuppen ſie ſich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächſt. Seine Theile ſind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebſt der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält dieſe Ordnung von Inſecten die zahlreichſten Individuen. Linné zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geſchlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, beſonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaftan, die bekannte türkiſche Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen iſt, wird von baumwollenem oder ſeidenem Zeuche verfertigt, und zuweilen auch mit theuerm Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkiſchen Hofe an chriſtliche Geſandte, oder andere Perſonen, welchen er eine beſondere Ehre erzeigen will, als Geſchenke ausgetheilt. Auch ſind die Geſandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich geſtattet iſt, in der Tracht ihrer Nation zu erſcheinen, gezwungen, ſich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in einen Kaftan zu kleiden.

Kain (Le), ſ. Lekain.

Kaiſer — Kaiſerkrönung. In der Rangordnung der europäiſchen Fürſten haben die Kaiſer den höchſten Platz, weßwegen auch die Europäer mächtigen außereuropäiſchen Fürſten dieſen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiſer kömmt her von Cäſar, dem gewöhnlichen Titel der römiſchen Imperatoren, und die deutſchen Könige, als Schutzherren Roms, behielten ſeit Carl dem Großen dieſen Titel bei, indem ſie ſich als Nachfolger der alten römiſchen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römiſche Kaiſer unbedingt den erſten Rang vor allen Fürſten der Chriſtenheit,

da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt anſah, und Rom das Haupt der Chriſtenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im Jahre 1721 gleichfalls den kaiſerlichen Titel annahm, deſſen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland ſich anheiſchig mache, auf dieſen Titel durchaus keine Anſprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römiſchen Kaiſer den Vorrang zugeſtehe. Gewöhnlich wird auch der Großherr in Conſtantinopel als Kaiſer aufgeführt, ohne jedoch den kaiſerlichen Titel, oder den der Majeſtat zu führen; der Titel des Großherrn iſt bekanntlich der Sr. Hoheit. Die im Jahre 1806 erfolgte Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone durch Oeſterreich, welches ſchon ein Jahr früher die öſterreichiſche Kaiſerwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß, dieſe ward vielmehr durch verſchiedene ausdrückliche Beſtimmungen auf dem alten Fuße beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römiſchen Kaiſern, ein höchſt weſentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutſchen Könige die Krönung durch den Pabſt zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiſerwürde, zu welchem Ende ſie daher die oft ſehr verderblichen Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch dieſe Krönung, zufolge der Vorſchrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letztern Zeiten an dem Wahlorte ſelbſt, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Eine meiſterhafte Schilderung der Kaiſerkrönung findet ſich in Göthe's Aus meinem Leben, 1. Theil. Cz.

Kaiſerslautern (Lautern), Stadt am Fluſſe Lauter, mit 2363 Einw., in der ehemaligen Unterpfalz, auf dem Haardtgebirge, iſt in der neuern Zeit durch die Schlacht berühmt worden, in welcher am 28. und 29. Novbr. 1793 der Herzog von Braunſchweig, welcher hier ſeine ganze Macht verſammelt hatte, eine Colonne der fränkiſchen Moſelarmee, welche, Landau zu entſetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen ſuchte, in einem blutigen zweitägigen Treffen zurückſchlug. Dieſe Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entſchied, iſt eine der merkwürdigſten in der neuern Geſchichte, ob ſie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen beſtand. Ein zweites Treffen bei Kaiſerslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkiſchen Rheinarmee ſchlug, und in Folge derſelben Kaiſerslautern beſetzte, iſt nicht minder merkwürdig. Im lüneviller Frieden ward dieſe Stadt 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutheriſche Conſiſtorialkirche. Im Jahr 1814 fiel ſie an Baiern zurück und gehört jetzt zu dem Rheinkreiſe.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leucarthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, gefunden, und als Individuen einer beſondern Menſchenart beſchrieben hat, ſind von neuern Naturforſchern in verſchiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, unter den Savoyarden in den Chamounythälern, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber ſonſt für eine eigene Gattung, wenigſtens für eine Spielart, genommen hatte, das ſoll an dieſen Kakerlaken eine Krankheit ſein, welche die Menſchen unter allen Him-

melsſtrichen befallen kann, und der ſogar die Thiere unterworfen ſind. Man hält ſie für die Homines nocturni des Linné. Die Kakerlaken ſehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterſcheiden ſich von den ächten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, ſondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche ſie beim hellen Lichte des Tages nicht ganz öffnen können. Bei Mondenſchein und im Dunkeln können ſie ziemlich gut ſehen, weßwegen ſie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und von Linné und andern Naturforſchern Nachtmenſchen genannt werden. Ihr Haar iſt zwar wollartig, wenn ſie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn ſie von Oſtindiern abſtammen, aber allezeit milchfahl und widrig, wie ihre Haut ſelbſt. Dabei ſind ſie nicht nur außerordentlich dumm, ſondern von einer ſehr ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, und erreichen faſt niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen ſie ihrer Geburt nach gehören. Daher ſind ſie ſelten fähig, Kinder zu zeugen; wenn ſie aber dieſe Kraft haben, ſo werden die Nachkommen, wie die Aeltern. Uebrigens iſt hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen, ſowol als Name der ſogenannten Albinos, die ſtets weiß ſind, als auch der eigentlichen Kakerlaken, deren braune Haut mit weißen Flecken geſprenkelt iſt. Girtanner hat die Hypotheſe aufgeſtellt, der Kakerlakismus ſei eine Ueberladung des Körpers mit Sauerſtoff, der Negrismus hingegen eine Ueberladung deſſelben mit dem Kohlenſtoffe. — Kakerlaken heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), beſonders die Blatta gigantea, welche ſich in den indiſchen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Inſecten-Sammlungen ausmacht. Sie iſt dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken ſind fuchsroth und gelblich. Von dieſer Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrſcheinlich von Calendae) hieß eine im 13. Jahrhunderte in mehrern Gegenden Deutſchlands entſtandene Laien-Brüderſchaft, die am erſten Tage jedes Monats an beſtimmten Orten (Kalandshäuſer, Höfe) zuſammen kam, um gemeinſchaftlich für die Seelen verſtorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmeſſen für ſie zu ſteuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren ſie Geiſtliche, Kalandsherren. Der fromme Zweck kam ſpäter in Vergeſſenheit und nur das Schmauſen erhielt ſich, bis es auf die hohen Feſte eingeſchränkt und endlich die Brüderſchaft als eine Veranlaſſung zu Ausſchweifungen gänzlich aufgelöſet wurde. Daher ſagt man von einem beſtändig auf Schmauſereien herumſchweifenden Menſchen: er kalandirt die ganze Woche. In Niederſachſen werden noch jetzt feſtliche Schmauſereien, und beſonders die jährlichen Verſammlungen der Geiſtlichen eines Diſtricts Kalande genannt, und in Berlin gibt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängniſſe gebraucht wird.

Kaleidoſcop, Schönbilderzeiger, iſt ein von D. Brewſter in Edinburg neu erfundenes katoptriſches Inſtrument. In einem inwendig ſchwarz gefärbten Rohr von 8 bis 9 Zoll Länge und 20 bis 24 Linien Durchmeſſer befinden ſich zwei Spiegel, welche durch die ganze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel geſtellt ſind, welcher den vierten, achten, zwölften oder ſechszehnten Theil der Kreisperipherie ausmacht. Das Okularglas, welches unmittelbar an den Spiegeln anliegt, ſo wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, ſind Plangläſer; in einer Entfernung von 1/2 bis 1 Zoll von letzterm befindet ſich ein matt geſchliffenes Glas. Zwiſchen dieſe bei-

den Gläſer legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter und dergl. von beliebiger Geſtalt. Da nun dieſe Gegenſtände, ſo unordentlich ſie auch unter einander liegen mögen, dem Auge ſtets in regelmäßiger Form und zwar ſo vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegen einander ſtehn, in der Kreisperipherie enthalten iſt, erſcheinen, und eine eben ſo vielſpitzige arabeskenartige Figur bilden, welche ſich verändert, ſo oft jene ſie erzeugenden Gegenſtände eine andere Lage gegen einander annehmen, ſo daß beim bloßen Umdrehen des Inſtruments ſich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus dieſem hervorgehend, bald um den Rand, und aus dieſem aufſteigend, in ſtetem Wechſel erzeugen: ſo kann dieß Inſtrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung, ſondern auch dem Zeichner von Roſetten, Arabesken und Muſtern für allerlei Zeuge zu einer unerſchöpflichen Fundgrube dienen. Sehr zweckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoſcop mit einem Statif verſehen, um die entſtehenden und bei jeder Bewegung ſich verändernden, höchſt ſelten aber auf dieſelbe Weiſe wiederherzuſtellenden Bilder für den Zeichner ſicherer feſtzuhalten.

Kalif, (**Khalif**), **Kalifat.** Kalif, d. i. Statthalter, nannten ſich beſcheidener Weiſe die Nachfolger Mohammed's in der Herrſchaft über die Gläubigen und in dem hohen Prieſterthume. **Kalifat** haben daher latiniſirende Geſchichtſchreiber das Reich dieſer Fürſten genannt, welches die Araber in einem Winkel Aſiens gründeten, und, von dort durch religiöſe Begeiſterung herumgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrſchaft erhoben, die an Ausdehnung die römiſche Univerſalmonarchie faſt übertraf. **Mohammed** (ſ. d. Art.) hatte ſich als Prophet Gottes zum geiſtlichen und weltlichen Regenten ſeines Volks gemacht. In der ziemlich ſtürmiſchen Wahl eines Nachfolgers des Propheten nach deſſen Tode trug Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt **Abubekr**, d. i. Vater der Jungfrau, (weil ſeine Tochter Ajedſcha die einzige unter den Weibern Mohammeds war, die dieſer als Jungfrau geheirathet), über den Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward **erſter Kalif.** (Jahr der Hegira 11., n. Chr. 632.) Durch Hülfe ſeines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde ſiegreich, begann er, mit Schwertes Gewalt, den Islam, wie der Koran will, zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Loſung: **Bekehrung oder Zinsbarkeit!** drang ein unzählbares Heer, ganz aus freiwilligen Streitern beſtehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeiſtert worden, zuerſt in Syrien ein. Sieger in der erſten Schlacht, wurden ſie doch nachher von den Griechen mehrere Male geſchlagen; als ſie aber einmal durch die verrätheriſche Uebergabe von Bosra feſten Fuß im Lande gefaßt, unternahmen ſie unter Koled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieſer zwei große Heere, die Kaiſer Heraklius zum Entſatz ſandte, geſchlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), welche treulos gebrochen wurde. Kaled ließ die abziehenden Chriſten verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs letzten Willen, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, ward **Omar**, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieſer vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams anſtatt Kaleds dem menſchlichen Obeidah, und vollendete durch ihn, doch keinesweges leicht, und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jeruſalem genöthigt worden, die Uebergabe

anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar ſelbſt dahin und beſtimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältniſſe der Moslemin zu den unterjochten Chriſten überall zum Muſter gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben ſo glücklich war ein anderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. Omar ward zuerſt Emir al Mumenin (Fürſt der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachſüchtigen Sclaven (643, H. 23) erwählte ein Rath von einigen Männern, die er auf dem Todtenbette dazu ernannte, mit abermaliger Uebergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter deſſelben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber ſchnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während ſie in Oſten den Islam mit Kriegsgewalt nach Perſien brachten, drangen ſie in Afrika längs der Nordküſte bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber ſchon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Aegypten den Griechen, die ſich mit Hülfe der Eingebornen wieder dort feſtgeſetzt, zum zweiten Male, nicht ohne Schwierigkeit, entriſſen werden. Solche Unfälle begaben ſich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachſtehend, nicht den Tüchtigſten, ſondern ſeinen Günſtlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34) in einen allgemeinen Aufſtand aus, der mit ſeiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den erſten rechtmäßigen gehalten von einer zahlreichen Secte der Mohammedaner, die ihm und ſeinem Sohne Hoſſein faſt gleiche Ehre mit dem Propheten erweiſet. Die Perſer ſind jetzt dieſes Glaubens: daher der Haß der Türken gegen ſie. Ali ſelbſt hatte, anſtatt die Eroberungen ſeiner Vorfahren fortſetzen zu können, ſtets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehäſſig war ihm Ajedſcha, des Propheten Witwe, genannt Mutter der Gläubigen; es machten auch Tellah, Zobeir und beſonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, auf die Regierung Anſpruch. Alle dieſe wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranſtaltet habe. Vergebens ſuchte Ali ſeine Widerſacher durch Beſetzung der Statthalterſchaften mit ſeinen Freunden zu entkräften. Die neuen Statthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zuſammen und Baſſora in ihre Gewalt. Ali ſchlug ſie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und ſeinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und ſelbſt in einem Theile von Arabien ſich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Secte der Kharegiten machten den Anſchlag, zur Herſtellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Factionen, Ali, Moawijah und Amru zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung. Die bekannten Sittenſprüche und das ſogenannte Giafa ſind unter ſeinen Werken am berühmteſten. Sein Sohn, der ſanfte, friedliche Haſſan, hatte keine Luſt, das ihm übertragene Kalifat gegen den unermüdlichen Widerſacher Moawijah zu

vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, ſoll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin ſtets geweſen, in ſeine bisherige Statthalterſchaft nach Damascus (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der ommajadiſchen Kalifen an, welchen Namen dieſes Geſchlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajah, führte. Auch er mußte bald nach ſeiner Thronbeſteigung einen Aufſtand der Khoregiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Baſſora durch ſchwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernſtlich auf den gänzlichen Umſturz des byzantiniſchen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinaſien faſt ohne Widerſtand zu finden, ging dann über den Helleſpont und unternahm die Belagerung von Conſtantinopel, mußte ſie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khoraſan; er ſchlug ſie und drang ſelbſt in Turkeſtan ein (673, H. 54). Ein nicht völlig würdiger Nachfolger des ſtaatsklugen Moawijah war (679, H. 60) ſein Sohn Jezid. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, ſo lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei ſeinem Leben ſeinen Nachfolger beſtimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hoſſein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, welche beide die Krone in Anſpruch nahmen, zu. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunſten Hoſſeins, von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entſchloſſenheit des kufaniſchen Statthalters Obeidallah erſtickt, und der von den Verſchwornen herbeigerufene Hoſſein getödtet (680, H. 61), zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hoſſeins das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gut zu machen ſuchte. Abdallah ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen ſeiner Ueppigkeit und Freigeiſterei verabſcheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hoſſeins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verſchont. Nach Jezids Tode (683, H. 64) legte ſein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Secte der Motageliten, (die den Fanatismus der übrigen Mohammedaner verwarfen,) das ihm übertragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er ſich keinen Nachfolger ernannt hatte, ſo brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, verſuchte in Baſſora ein eigenes Reich zu ſtiften, ward aber bald von den Einwohnern ſelbſt vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten, den Abdallah ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweſer, dann aber von den Damaſcenern gleichwol der Ommajade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der ſich bald ganz Syrien und Aegypten unterwarf. Khoraſan riß ſich vom Kalifate los und gab ſich einen eigenen Fürſten in dem edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman ebn Sarad einen mächtigen Aufſtand der Unzufriedenen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgeſetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geſchlagen. Merwan hatte eidlich verſprechen müſſen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlaſſen; dennoch ernannte er ſeinen Sohn Abdalmelek zu ſeinem Nachfolger. Unter ihm (684, H. 65)

ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieſer dem Abdalmelek deſto furchtbarer. Abdalmelek, um zu ſeiner Bekämpfung freie Hand zu haben, ſchloß mit dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian II. einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Chriſten einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldſtücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, ſchlug ihn zweimal, nahm Mecca mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte ſo wieder in ſeiner Hand die Herrſchaft über alle Muſelmänner; doch machte ihm die Widerſetzlichkeit der Statthalter, der Fluch aller Deſpotien und Vorbedeutung der einſtigen Zerſpaltung des Kalifats, noch viel zu ſchaffen. Er war der erſte Kalif, der Münzen ſchlagen ließ († 705, H. 86). Unter Walid I., ſeinem Sohne, eroberten die Araber öſtlich Chowaresmien und Turkeſtan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und weſtlich Spanien (711). (S. den Art. Spanien.) Er ſtarb 716, H. 97. Sein Bruder und Nachfolger ließ Conſtantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und durch das griechiſche Feuer zweimal völlige Zerſtörung ſeiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99). Omar II., durch Solimans letzten Willen ſein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajaden durch ſeine milden Geſinnungen gegen die Aliden, und wurde von jenen vergiftet. (721, H. 102). Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung ſein Nachfolger, ſtarb vor Gram über den ſelbſt verſchuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bruder Heſcham machte der Alide Zeid, Hoſſeins Enkel, das Kalifat ſtreitig. Dieſer ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein anderes Haus, die Abbaſſiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten, abſtammend) fing an furchtbar zu werden. Unter Heſcham wurde den Fortſchritten der Saracenen im Weſten durch die Kraft Carl Martells, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel geſetzt. Der Wolluſtling Walid II. ward nach einjähriger Herrſchaft umgebracht (743, H. 124). Nach den faſt eben ſo kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbaſſiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem, bei den Arabern achtbaren, Beinamen: der Eſel (al Hemar). Ibrahim, von dieſem entthront und eingekerkert, ernannte ſeinen Bruder Abul Abbas zu ſeinem Nachfolger, und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Perſien viel zu thun hatte. Merwan ward zweimal geſchlagen und blieb (752, H. 133). Mit ihm ſchließt die Reihe der ommajadiſchen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätheriſcher Weiſe durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zuſammenkunft alle Ommajaden aus. Nur zwei entrannen. Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova ſtiftete (ſ. Spanien): ein anderer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und ſeine Nachkommen bis ins 16. Jahrhundert herrſchten. Abul Abbas, obwohl unſchuldig an jener Grauſamkeit, die ihm den Thron ſicherte, bekam doch davon dem Namen Saffah, der Blutige. Er ſtarb ſehr bald, 18 Jahre alt, an den Kinderblattern (753, H. 134). Sein Bruder Abu Giafar, genannt al Manſor (der Sieghafte) mußte zuerſt im eigenen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich beſiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber ſeine treuloſe Schlauheit zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm ſeine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien.

Er baute (764, H. 145) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 149) dahin den Siz des Kalifats. Er ſtarb auf einer Wallfahrt nach Mecca, mit Hinterlaſſung eines ungeheuern Schazes (775, H. 156). Mahadi, ſein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khoraſaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 166), und Hadi, ſein Enkel, die Aliden unter Hoſſein, Ali's Urenkel. Hadi ließ die Zendinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipen anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadi's Verfügung folgte dem Hadi nicht ſein Sohn, ſondern ſein Bruder Harun (786, H. 167), der wegen ſeiner Gerechtigkeit Al Raſchid genannt, und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften berühmt iſt. Er ſchloß einen Waffenſtillſtand (wirklicher Friede durfte nie mit den Chriſten gemacht werden) mit der griechiſchen Kaiſerin Irene (788, H. 169), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron ſtreitig, unterwarf ſich aber nachher. Gleichwol befleckte Harun ſeinen Ruhm durch Ermordung deſſelben; noch mehr durch die ſeiner Schweſter Abbaſſah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verſtoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn ſelbſt hochverdienten Hauſes der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter ſeine drei Söhne. Al Amin ſollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrſchen, unter ihm Al Mamun Perſien, Turkeſtan, Khoraſan und den ganzen Oſten; Molaſſem Kleinaſien, Armenien und alle Küſtenländer des ſchwarzen Meers. Die jüngern Brüder ſollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thus in Khoraſan, wo Harun durchreiſete, um einen in Samarkand ausgebrochenen Aufruhr zu ſtillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume vorbedeutete Tod (809, H. 190). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Mohammed) war dieſes Namens unwerth. Ungetreu ſeinen Herrſcherpflichten und allen Lüſten ergeben, überließ er, jene auszuüben, ſeinem Vezier Fadhel. Dieſer bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, ſeinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molaſſem aus ſeinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob ſich. Mamuns Feldherr, Thaher, ſchlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 194). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in ſeinen Neigungen als Amin, pflegte er Künſte und Wiſſenſchaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwohl würdigen, Günſtlinge, Riza, zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbaſſiden zum Aufſtande. Sie erklärten den Mamun des Thrones für verluſtig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen ſich aber wieder, als Riza geſtorben und der Kalif andern Sinnes geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterſchaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte ſchwer unter ſeinem Scepter gehalten werden. Vom Satrapendeſpotismus iſt nur Ein, unter ſchwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbſtherrſchaft. Die Weisheit der erſten Abaſſiden vermochte dieſes Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der ſpätern beförderten es. Schon unter Harun al Raſchid hatten die Aglabiden in Tunis (800, H. 181), eben ſo die Edriſiden in Fez, unabhängige Reiche geſtiftet. Jezt warf Thaher, zum Statthalter von Khoraſan ernannt, ſich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun ſandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechiſchen Kaiſer Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinaſien und belagerte

Conſtantinopel; aber ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte (823. H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiſerſtadt halfen die Bulgaren abſchlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionsſecten, in die die Muſelmänner ſich damals theilten, erwies ſich Mamun duldſam. († 833, H. 218). Während ſeiner Regierung (um 830, H. 215) eroberten die africaniſchen Araber Sicilien und Sardinien, wo ſie ſich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieſes (1051) von den Piſanern entriſſen ward. Montaſſem, zuerſt Billah (von Gottes Gnaden) zubenannt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samareth, und verlegte ſeinen Sitz dahin. In ſeinen Kriegen gegen die Griechen und aufrühreriſchen Perſer brauchte er zuerſt türkiſche Söldner. Aus Gram über den Tod ſeines Leibarztes ward Montaſſem wahnſinnig und ſtarb (842, H. 227). Vathek Billah, ſein Sohn, Anhänger der motazelitiſchen Secte, that Manches für wiſſenſchaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüſtling, ſtarb er an Nervenſchwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgeſtreit zwiſchen ſeinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entſchied die ſchon ſehr mächtige und anmaßende türkiſche Leibwache für den Unwürdigſten, den Erſtern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkiſchen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegeriſch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Clima Jeder, der nicht in beſtändiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, ſelbſt gegen das Andenken der Verſtorbenen, übrigens ſchadenfrohe Rohheit, Hang zur Wolluſt und Grauſamkeit. Sein eigener Sohn Montaſſer, von ihm zu beidem erzogen und dabei oft ſchändlich gemißhandelt, verſchwor ſich wider ihn mit der türkiſchen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl ſich anmaßend, zum Fürſten der Gläubigen aus, und zwangen ſeine an der Schandthat unſchuldigen Brüder, deren Rache ſie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel beſtimmt war, zu entſagen. Montaſſer ſtarb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewiſſensbiſſe ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Moſtain Billah, einen Enkel des Kalifen Motaſſem. Zwei Aliden warfen ſich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward beſiegt und getödtet; der andere aber ſtiftete in Tabareſtan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert beſtanden hat. Uneinigkeit der türkiſchen Söldner unter einander ſelbſt vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Moſtain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, ſo wie ſeinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkiſchen Söldner abzuſchaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten ſie ſich wegen rückſtändigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen, worauf er bald ſtarb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohadi Billah, des Kalifen Vathek Sohn, ſtürzten aber dieſen trefflichen Fürſten ſchon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbeſſern wollte. Unter Motawackels drittem Sohne, dem Lüſtlinge Motamed Billah, den ſie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich ſeinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Uebergewalt dieſer Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Samarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er ſeitdem geblieben. In demſelben Jahre folgte in dem unabhängigen Khoraſan, durch eine Revolu-

tion, auf die Dynaſtie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrſchaft in der Folge über Tabareſtan und Segeſtan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte ſich (877, H. 263) dort zum Selbſtherrſcher: von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek das Reich der Zinghier in Kufa und Baſſora zehn Jahre nach ſeiner Entſtehung (881, H. 268); aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr ſich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed ſtarb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entſtandene Secte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen dieſe, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien ſich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter deſſen Bruder Moktadar Billah, der ihm (909, H. 295) in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiſte um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehrere Male ab und wieder eingeſetzt, endlich gemeuchelmordet (931, H. 319). Unter ihm erhob ſich in Africa Abu Mohammed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (alſo von Ali) abzuſtammen vorgab, ſtürzte die Dynaſtie der Aglabiden in Tunis, und ſtiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrſchen, behaupteten dieſe, als Kinder des Propheten, ſelbſt die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu ſein. Bald darauf gelangte in Perſien die Dynaſtie der Buiden zu Anſehen und Macht (925, H. 315). Khoraſan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrſchten die ketzeriſchen Karmathen, in Meſopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Akſchid vom Statthalter zum Herrſcher erhoben. Von ihm die Akſchiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grauſamkeit ſein Schickſal. Die wieder mächtig gewordenen türkiſchen Söldner ſtürzten ihn vom Throne ins Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, ſein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omra (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumſchränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und ſtellte dadurch ſich ſelbſt immer mehr in den Hintergrund. Der erſte, der dieſe Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß ſie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und dehnte ihre Macht zu einer Unumſchränktheit aus, die dem Kalifen von ſeiner weltlichen Gewalt nichts als dieſen Namen ließ, und ſelbſt das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entſchädigung Kufa, Baſſora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal verſuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbſtregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkiſchen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieſes Amt erb= und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewiſſen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des perſiſchen Fürſtenhauſes der Buiden, die der folgende Kalif Moſtakfi Billah gegen die Tirannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erſte buidiſche Emir Moezeddulat vererbte es auf ſeine Nachkommen. Nun herrſchte in Bagdad nicht der Kalif, ſondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürſten. Ein Namensverzeich=

niß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre überflüſſig; denn dieſe muſelmänniſchen Päpſte hatten bei weitem nicht die Macht der chriſtlichen. Zu weitläufig wäre die Verfolgung der einzelnen Zweige, in welche die Geſchichte des Kalifats ſich nun zerſpaltet; aber die Hauptveränderungen, durch welche die einzelnen Staaten und ihre Dynaſtien hindurch gingen, und durch welche die Herrſchaft der ottomanniſchen Pforte vorbereitet wurde, müſſen wir andeuten. — Die Minderjährigkeit des Akphiditen Ali benutzte der Fatimir Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, um ſich Aegypten zu unterwerfen (969, H. 358), und baute darauf Kahirah, den Sitz ſeines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abaſſiten, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie dieſe, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche, um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun ſie völlig ſtürzten (ſ. Spanien). Als Ilkan, König von Turkeſtan, Khoraſan erobert und die Samaniden geſtürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürſt von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrſchaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von ſeldſchukiſchen Türken unter Togrul Beg wieder geſtürzt wurden (1030, H. 421). Dieſer eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das perſiſche Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der buidiſchen Emirn zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward ſelbſt Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrſchaft der Türken über alle Muſelmänner feſt begründet wurde. Er vererbte auf ſeinen Neffen Alp Arslan (der den griechiſchen Kaiſer Romanus Diogenes ſchlug und gefangen nahm) dieſe Würde mit ſolcher Macht, daß dieſe türkiſchen Emire al Omra häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkiſche Fürſten, die ſich in andern Provinzen zu Herrſchern aufwarfen, begnügten ſich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidſchan, Fars (Perſien) und Lariſtan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptſächlich zu kämpfen hatten. Der erſte hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch ſie ſich Sultane. Alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geiſtlichen Oberherrn aller Muſelmänner; ſeine weltliche Gewalt erſtreckte ſich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitiſchen Kalifen Adhed erſucht, Bagdad gegen die Willkür ſeines Veziers zu ſchützen, ſandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; Letzterer aber ſtürzte die Fatimiten (als ſchismatiſche Gegenpäpſte) und warf ſich zum Sultan von Aegypten auf (1170, H. 556), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieſes iſt der große Salaheddin (Saladin), der furchtbare Chriſtenfeind, der Eroberer von Jeruſalem. Die Dynaſtie, die er begann, heißt von ſeinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrſchten über Aegypten, bis die Mamelucken ſie verdrängten (1250). Die ſcheldſchukiſchen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern geſtürzt, und da die von Khoraſan ausgeſtorben, blieb von der ſeldſchukiſchen Herrſchaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinaſien übrig, von welchem das heutige türkiſche Reich ſich herſchreibt (ſ. d. Art. Türkiſches Reich). Die chowaresmiſchen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Aſien, bis der Schrecken der Tartarn unter Dſchingiskan (1220, H. 617) in dieſe Gegenden kam. Deſſen Sohn Octai ſtürzte ſie endlich ganz. Auch Bagdad, der Reſt des Ei-

genthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sclaven Amram Verrätherei unter dem 56ſten Kalifen Motazem, die leichte Beute einer Mongolenhorde unter Holagu (1258, H. 636.) Der Neffe des grauſam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er ſich mit Vergünſtigung der Mameluцken fortwährend Kalif nannte und das mohammedaniſche Papſtthum auf ſeine Nachkommen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieſer Schattenkalifen nach Conſtantinopel geführt, und ſtarb, nach Aegypten zurückgebracht im J. 1538. Seitdem nahmen die türkiſchen Sultane den Kalifentitel an, und der Padiſchah zu Conſtantinopel behauptet ſolchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb ſeines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den Perſern ſehr beſtrittenen, Anſprüchen der geiſtlichen Oberherrſchaft über alle Muſelmänner.

Kalk (Kalkerde) iſt, wie es ſcheint, derjenige Körper, welcher in der ganzen Natur am weiteſten verbreitet iſt. Die hierher gehörigen Foſſilien machen ein eigenes, ſehr weitläufiges Geſchlecht aus. Doch findet er ſich nicht blos als Mineral, ſondern iſt auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Thieriſche Subſtanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, ſind die Knochen, Muſcheln, Corallen und die Eierſchalen; in den Gewächſen findet man ihn weniger. Der Kalk, als Mineral, iſt theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden ſelbſt die härteſten mineraliſchen Kalkſubſtanzen mürbe. Nicht alle Kalkarten aber ſind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Subſtanzen bei ſich. Faſt immer ſtehen ſie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeſchlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in kohlenſaure, ſchwefelſaure, ſpathſaure, phosphorſaure und boraxſaure Kalke. Reine Kalkerde iſt graulich von Farbe, löſet ſich in allen Säuren auf, bildet mit Schwefelſäure Gips, und färbt blaue Pflanzenſäfte grün, ſchmilzt auch, an und für ſich, im heftigſten Feuer nicht, außer wenn ſie mit Alaunerde vermiſcht iſt; gebrannt erhitzt ſie ſich mit Waſſer. In der Atmoſphäre wird ſie leicht mit Kohlenſäure und mit Waſſer geſättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht ſchwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geſchmack. Im Waſſer löſet ſich reine Kalkerde ſehr ſchnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Waſſer wird dabei in Gas verwandelt. Dieſes Gas hat einen beſondern Geruch, und färbt ebenfalls blaue Pflanzenſäfte grün. Kalkſteine ſind feſte mineraliſche Kalke. In Anſehung ihres Gefüges ſind ſie von verſchiedener Beſchaffenheit: dicht, löcherigt, ſchuppig, faſerig, ſchieferig. Sie ſind eine kohlenſaure Kalkart, welche ſich in mancherlei Geſtalt überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkſtein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meiſten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmänniſch aus Flözgebirgen gewonnen. Der Marmor iſt eine feinere Art von Kalkſtein. Kalkbrennen heißt durch Feuer Kalk im eigentlichen Sinne hervorbringen, indem die rohe Kalkerde durch Feuer ihres brennbaren Weſens beraubt, und ſo die reine Kalkerde gewonnen wird. Es geſchieht ſo, daß man in einer ovalen oder länglichen Grube, die gewöhnlich ſechs Ellen tief und drei Ellen breit iſt, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, feſt auf einander aufſchichtet. Dieſe Grube bewirft, verklebt und beſchlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derſelben weder zerfallen, noch ungleich

brennen können, und ſchürt ſodann Feuer unter dieſelbe, welches ſieben, acht und mehrere Tage in ſteter Flamme erhalten wird. Beſſer als ſolche Löcher ſind jedoch die eigends dazu erbauten *Kalköfen*. *Kalk löſchen* heißt den gebrannten Kalk mit dem Waſſer ſich erhitzen laſſen. Der Wärmeſtoff, welcher ſich bei dieſem ſogenannten Löſchen des Kalks, d. i. bei der Verbindung deſſelben mit Waſſer, entwickelt, kommt aus dem Waſſer, und entſteht daher, daß ſich das Waſſer mit der Kalkerde in feſter Geſtalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmeſtoff frei wird, welcher die Geſtalt des Waſſers erhält, das es nicht zu Eiſe wird. Gelöſchter Kalk iſt daher Kalkerde mit Waſſer verbunden, die, mit Sand vermiſcht, zu einem Steine verhärtet; *ungelöſchter* oder *lebendiger Kalk*, der ſich mit dem Waſſer noch nicht erhitzt hat. In der Chemie heißt Kalk auch jeder durch chemiſche Einflüſſe ſeines brennbaren Weſens beraubte Körper, der von den Säuren aufgelöſet wird und mit denſelben ein Mittelſalz bildet. Das chemiſche Zeichen des Kalks iſt Ψ.

Kalkmalerei, ſ. den Art. *Freskomalerei*.

Kalkreuth, (Friedrich Adolph Graf von) preußiſcher Feldmarſchall, Ritter des ſchwarzen und rothen Adlerordens u. ſ. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor ſeinen Vater früh, wurde 1747 von ſeiner Vormundſchaft in das Seminar der mähriſchen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine franzöſiſche Erziehungsanſtalt nach Berlin und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächſt als Volontär-Offizier bei der Garde du Corps angeſtellt und avancirte zum Lieutenant. Im ſiebenjährigen Kriege diente er mit Auszeichnung als Adjutant des Prinzen Heinrich. Er ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenſtand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit. Den 8. Oct. 1792 hatten er und der Herzog von Braunſchweig eine Zuſammenkunft mit den franzöſiſchen Generalen Labaroliere und Galbaud in der Nähe des von den Preußen eroberten Verdün. Man konnte aber über die Räumung dieſes Platzes ſich nicht vereinigen; doch drei Tage ſpäter traf der General Kalkreuth mit dem General Dillon deßhalb eine Uebereinkunft. Im J. 1793 belagerte Kalkreuth Mainz, und unterzeichnete den 22. Juli die Capitulation dieſer Feſtung. Zu dem Siege Möllendorfs bei Kaiſerslautern den 23. Mai 1794 trug er weſentlich bei, indem er die gegen Pirmaſens vordringende franz. Heerabtheilung gänzlich ſchlug. Er vertrieb hierauf die Franzoſen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzoſen Trier einnahmen, legten dieß die öſterreichiſchen Feldherren den Preußen zur Laſt. Der General Kalkreuth rechtfertigte dagegen die preußiſche Armee durch eine öffentliche Anzeige vom 25. Auguſt, daß, nach einer am 26. Juli getroffenen Uebereinkunft, Trier gar nicht zur Defenſionslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwol Trier zu Hülfe geeilt wäre, aber es nicht habe retten können, weil die Oeſterreicher den Platz ſo ſchnell geräumt hätten. Am Ende des J. 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Trupen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und General-Inſpecteur der Cavallerie. Im Herbſt ſtieß er mit ſeinem Heerhaufen zu der Hauptarmee in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerſtädt keinen Theil, weil ſein Heertheil zum Nachzug gehörte. Am 15. Oct. trug er im Namen des Königs auf einen

Waffenſtillſtand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der etwa 12000 Mann ſtarken Abtheilung des Generals Kalkreuth über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des ſeit dem 19. März 1807 von dem franz. Marſchall Lefebvre belagerten Danzig, wo Kalkreuth an Manſtein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit ſolcher Einſicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) ſich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieſelbe ehrenvolle Capitulation zugeſtand, welche er einſt der franzöſiſchen Beſatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 ſchloß Kalkreuth zu Tilſit den Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Frankreich mit Berthier ab: hierauf am 9ten Juli nebſt Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde unmittelbar darauf zum Feldmarſchall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er deſſen Glückwunſch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalkreuth Gouverneur von Breslau, kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und den 10ten Juni 1818 ſtarb. Er war ein Mann von ſeltenen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens und als Held und Menſch gleich hochachtungswerth.

Kalligraphie heißt die Kunſt, ſchön und ſauber zu ſchreiben, Schönſchreibekunſt. Es iſt begreiflich, daß in dieſer Kunſt gewiſſe Regeln vorhanden ſein müſſen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine ſchöne Schrift nennen. Vor Allem muß den gegebenen Buchſtaben die möglichſt angenehme Form ertheilt werden, denn dieß bedeutet hier der Ausdruck ſchön. Alles übrige ſcheint ſich auf den Grundſatz zu ſtützen, daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder gerade den entgegengeſetzten Effect hervorbringt. Nach dieſem Grundſatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchſtaben, die Einfachheit der Buchſtaben überhaupt, und die Deutlichkeit derſelben. Die Höhe der langen Buchſtaben muß, wenn die Schrift ein dem Auge wohlgefälliges Anſehn erhalten ſoll, mit den kurzen Buchſtaben in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Dieſes Verhältniß ſcheint getroffen zu ſein, wenn dem langen Buchſtaben die fünffache Höhe der kleinen Buchſtaben, dem halblangen jedoch die dreifache derſelben zugemeſſen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift iſt zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derſelben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchſtabens nöthig ſind, vermieden werden müſſen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden ſoll. Die Deutlichkeit der Schrift iſt ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erforderniß, und beſteht darin, daß die Form jedes Buchſtabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargeſtellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verletzt, als die beiden erſten; denn die Befolgung der erſtern ſcheint mehr Aufmerkſamkeit, Geſchmack und Uebung zu erfordern. Ausgezeichnet ſind die in Kupfer geſtochenen kalligraphiſchen Vorlegeblätter von Jäck, Müller, Roßberg, Bergmann, Heinrigs ꝛc.

Kalliope, die vorzüglichſte der neun Muſen (ſ. d. Art.). Mit dem Oeagrus, König in Thracien, zeugte ſie die berühmten Dichter Orpheus und Linus. Letzterer wird jedoch von andern auch für einen Sohn Apollo's und der Muſe Urania, erſterer auch für einen Sohn Apollo's und der Kalliope gehalten. Außerdem zeugte Kalliope mit dem Strymon den Rheſus, mit dem Apollo den Galmenus und Hymenäus,

mit dem Oeagrus den Eymothus, und mit dem Achelous die Sirenen. Unter den Abbildungen der Muſen kennt man die Kalliope an der Tuba, welche ſie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches ſie in der andern Hand hält, ſo wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ihr Haupt geſchmückt iſt. Doch iſt die Beziehung dieſer Muſe auf das Epos oder Heldengedicht ſpätern Urſprungs.

Kalliſto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arcadiſchen Königs Lykaon. Jupiter liebte ſie, daher ſie von der eiferſüchtigen Juno in eine **Bärin** verwandelt, von jenem aber unter die Sterne verſetzt wurde, wo ſie noch als großer Bär glänzt.

Kallugier (aus dem Griech.), ein frommer Alter, iſt die gemeine Benennung der griechiſchen Mönche. E.

Kalmar, kalmariſche Union, ſ. **Margaretha** und **Calmar**.

Kalmäuſer, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (ſ. den Art. **Geißelungen**) hatte den Einſiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine ſtrengere Diſciplin gegeben, wodurch dieſer Orden in den Ruf beſonderer Heiligkeit kam. Wie dieſe Heiligkeit ſelbſt, artete in der Folge auch das, der deutſchen Volksſprache minder geläufige, Wort **Camaldulenſer** in **Kalmäuſer** aus. E.

Kalmücken (**Oelöt, Eluths, Eluthen**) machen den merkwürdigſten Zweig des mongoliſchen Völkerſtamms aus. Sie ſelbſt behaupten, ihre älteſten Wohnſitze zwiſchen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dſchingis-Chan ſoll dieſes Volk, der größte und mächtigſte Theil von Oelöt, gegen Weſten bis nach Kleinaſien einen Heereszug gethan, und ſich dort und um den Caucaſus verloren, der Ueberreſt aber, welcher in der großen Tartarei zurückgeblieben war, von ſeinen tartariſchen Nachbarn den Namen **Chalimik** (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen ſich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Oelöt, welches Wort daſſelbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung iſt. Sie theilen ſich, wenigſtens ſeit der Zerrüttung der mongoliſchen Monarchie, in vier verſchiedene Hauptzweige, die ſich **Choſchot, Derbet, Soongar** und **Torgot** nennen. Der größte Theil der **choſchotiſchen Kalmücken** hat ſich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten, und ſoll nach der Zerſtörung der ſoongariſchen Kalmücken unter chineſiſchem Schutze geblieben ſein. Der kleinere Theil dieſes Stammes war ſchon lange zuvor an den Irtiſch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrſchaft der ſoongariſchen Horde, mit welcher er gemeinſchaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derſelben zerſtreut wurde. Die unter chineſiſcher Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Caſchoten wird auf 50,000 Köpfe geſchätzt. Ihren Namen Caſchoten (Krieger, Helden) ſollen ſie durch ihre Tapferkeit unter Dſchingis Anführung erworben haben. Da auch ihr Fürſtenſtamm ſeinen Urſprung unmittelbar von des großen Dſchingis Bruder ableitet, ſo behaupten ſie aus beiden Gründen den erſten Rang unter den kalmückiſchen Stämmen. Ein geringer Theil derſelben, etwa 18,000 Familien, hat ſich 1759 an der Wolga niedergelaſſen und freiwillig die ruſſiſche Oberherrſchaft anerkannt. Die **ſoongariſchen Kalmücken** machten bei der Zerſplitterung der mongoliſchen Monarchie mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der ſich ſpäterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürſtenfamilie theilte. Dieſe Horde iſt es, die ſich im 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der übrigen kalmückiſchen

Stämme, beſonders die Choſchot, Derbet und Choit, unterwürfig machte und mit den Mongolen ſowol, als mit dem chineſiſchen Reiche blutige Kriege führte, welche ſich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerſtreuung endigten. Sie galten für die tapferſte, reichſte und mächtigſte Horde. Die derbetiſchen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongoliſchen Unruhen gegen den Irtiſch, und theilten ſich hierauf in zwei Haufen. Einer derſelben vereinigte ſich mit den Soongaren, und wurde mit dieſen am Ende aufgelöſet; der andere ließ ſich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derſelben vereinigte ſich daſelbſt mit den Torgoten, trennte ſich aber nachmals wieder von denſelben. Die torgotiſchen (wolgaiſchen) Kalmücken ſcheinen ſich ſpäter, als die übrigen kalmükkiſchen Zweige, zu einer beſondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten ſie ſich von den unruhigen Soongaren und ließen ſich an der Wolga nieder, von welcher Zeit ſie von den Ruſſen, denen ſie ſich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaiſchen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der ruſſiſchen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen ſie 1770 in die Soongarei zurück und begaben ſich unter chineſiſchen Schutz, wo man aber gleich anfangs ſtrenge Maßregeln gegen ſie nahm. Alle dieſe verſchiedenen Stämme ſtanden ehemals, oder ſtehen noch jetzt, unter ihren eigenen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan ſind. Auch gibt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die ruſſiſche Regierung beſonders im orenburgiſchen Gebiete der Statthalterſchaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebſt der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Dieſe Colonie hat ſich in der letzten Zeit ſehr vermehrt. Noch iſt in eben der Statthalterſchaft eine kleine Colonie mohammedaniſcher Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proſelyten, welche die Kirgiſen gemacht und unter ſich aufgenommen haben, entſtanden iſt.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entſteht, wenn uns Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unſer eigener Körper, und die daher letzterm einen größern oder geringern Grad von ſeiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte iſt alſo blos relativ: ſo iſt z. B. unſer Eis für uns kalt, warm hingegen iſt es in Vergleich mit dem Eiſe der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte nur für etwas Negatives genommen. Wenn die Wärme die Körper ausdehnt, und zum Theil auf einen gewiſſen Grad erhoben, in den Zuſtand der Flüſſigkeit verſetzt, oder den Zuſammenhang ihrer Theile trennt, ſo bewirkt die Kälte hingegen Zuſammenziehung des Volumens, und verwandelt flüſſige Körper in feſte Maſſen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar ebenfalls in einen engern Raum zuſammengedrängt, verlieren aber nie ihre elaſtiſche Form. Von der Kälte der Atmoſphäre iſt noch zu bemerken, daß ſie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen, obwol ſie dem zu Folge den Sonnenſtrahlen in gleichem Maße ausgeſetzt ſind, von gleicher Stärke iſt. Im Allgemeinen iſt ein Ort deſto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; daher die hohen Gebirgsgipfel in Peru, ſelbſt unter der Linie mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Dieſe Erſcheinung erklärte man ehemals, und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen lockere, alſo auch wärmende Luft verurſache,

und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil ſie durch jenes Zurückprallen nicht locker gemacht werden kann, kalt bleiben müſſe. Jetzt aber will man beobachtet haben, daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftſchichten, ſo wie von der Menge der Feuermaterie, welche in denſelben enthalten iſt, abhängt. Künſtliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflöſung oder Vermiſchung gewiſſer Subſtanzen, ingleichen durch Ausdünſtung (oder denjenigen Zuſtand, wo die tropfbare Flüſſigkeit in Dampf übergeht) hervorgebracht iſt. Wenn man Kochſalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Waſſer auflöſet; ſo wird das Gemiſch während der Auflöſung merklich kälter, und ein hineingeſetztes Thermometer ſinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Waſſer nämlich vorher bereits hinreichend kalt war. Die Auflöſung ſelbſt aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derſelben unter dem Gefrierpunkte ſteht; ſetzt man aber ein Gefäß mit reinem, kalten Waſſer hinein, ſo gefriert daſſelbe leicht. Iſt das Salz in dieſer Maſſe völlig aufgelöſet, ſo hört der Erkältungsprozeß auf. Fügt man noch Schnee oder geſchabtes Eis zu jener Miſchung; ſo kann darin, ſelbſt im Sommer und ſogar über dem Feuer, reines Waſſer in Eis verwandelt werden. Man erklärt dieß folgendermaßen: Bei Verwandlung eines feſten Körpers in einem tropfbar flüſſigen (wohin die Auflöſung des Salzes im Waſſer offenbar gehört) oder eines flüſſigen in einem luftförmigen, wird viel freier Wärmeſtoff gebunden, und den benachbarten Körpern, Behufs dieſer Verwandlung, entzogen; daher die auffallende Erkältung. (S. Wärme.) Nach gleichen Grundſätzen kann auch durch Ausdünſtung künſtliche Kälte hervorgebracht werden. Auf dieſe Weiſe kühlt man die Zimmer durch Beſprengen mit kaltem Waſſer ab, ſo wie auch nach dieſem Grundſatz zu Benares, Calcutta und andern Orten in Oſtindien Flüſſigkeiten kühl erhalten werden, indem man ſie in ſehr poröſen Gefäßen der allmähligen Verdünſtung ausſetzt. Auch die mechaniſche Ausdehnung der zuſammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künſtlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hierzu taulichen Maſchinen, in welchen die Luft ſehr ſtark zuſammengedrückt iſt, worin ſich aber zugleich etwas Waſſer befinden muß, dieſe Luft entweichen läßt; ſo reißt ſie mit einem lauten Geräuſche etwas Waſſer mit ſich heraus, und verwandelt denjenigen Theil deſſelben, welcher am Hahne hängen bleibt, in Eis.

Kalypſo, eine Tochter des Atlas (nach Andern des Nereus und der Doris, oder des Oceanus und der Tethys). Sie bewohnte die tief im Ocean liegende waldige Inſel Ogygia. Obgleich Göttin, lebte ſie dennoch einſam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menſchen. Als Ulyſſes an ihrer Inſel Schiffbruch litt, nahm ſie ihn gütig auf, pflegte ihn und verſprach ihm die Unſterblichkeit, wenn er ſich mit ihr vermählen wollte. Allein ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach ſeiner Gattin überwand die Reize der Göttin. Sieben Jahre mußte er bei ihr bleiben. Endlich ſandte Jupiter den Mercur vom Olymp, welcher der Kalypſo den Befehl bringen mußte, den Ulyſſes in ſeine Heimath zurückkehren zu laſſen. Dem Befehle des Donnerers durfte ſie nicht widerſtreben; Ulyſſes reiſete ab, Kalypſo aber, welche zwei Söhne mit ihm erzeugt hatte, den Nauſinous und Nauſithous, ſtarb vor Gram. Vielfach iſt dieſer Stoff bearbeitet worden, zuletzt in einer Oper dieſes Namens mit Muſik von Winter.

Kammer, Kameralwiſſenſchaft u. ſ. w. ſ. Cammer, Cameralwiſſenſchaft u. ſ. w.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reiſender, ward am 16ten Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von ſeinem Vater, der ein Geiſtlicher daſelbſt war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg ſtudirt hatte, machte er 1683 als Secretär einer ſchwediſchen Geſandſchaft eine Reiſe zu Lande durch Rußland nach Perſien, beſuchte darauf Arabien, Indoſtan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im Jahre 1692 kehrte er zurück, wurde in ſeiner Vaterſtadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und ſtarb darauf am 2ten November 1716. Unter ſeinen Schriften verdient beſonders genannt zu werden: Geſchichte und Beſchreibung von Japan, Lemgo 1774. Dieſes Werk war ſchon 1727 aus der Handſchrift in das Engliſche überſetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck beſorgt, in deutſcher Sprache erſchien. Der größte Theil ſeiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handſchriften iſt noch nicht gedruckt. Hans Sloane kaufte ſie von Kämpfers Erben; ſie befinden ſich jetzt in dem aus der Sloaneſchen Verlaſſenſchaft entſtandenen brittiſchen Muſeum.

Kamtſchatka eine 4014 Q. M. große Halbinſel, die ſich von der öſtlichen Küſte Sibiriens aus 180 deutſche Meilen lang und in der höchſten Breite von 50 Meilen, ſüdwärts in den Ocean hinein bis an die kuriliſchen Inſeln erſtreckt. Dies nordöſtliche Ende der alten Welt wurde erſt 1696 durch einen gewiſſen Moſosko, der mit 16 Koſaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der ruſſiſchen Krone zinsbar. Es iſt für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awatſcha-Bay vortreffliche Häfen, und iſt es durch ſein Klima (zwiſchen dem 51. und 63. Grad n. Br.) keineswegs der jetzt faſt noch ganz vernachläſſigten Cultur unfähig; ſo daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Kruſenſtern Vorſchläge gethan hat, dort Handelsniederlaſſungen ſehr gut gedeihen werden. Beſonders wäre nöthig, ſtatt der Soldaten und Zuchtmeiſter eine Colonie von Ackerleuten hinzuſenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtſchatka als ein Botany-Bay für Officiere von ſchlechter Aufführung anzuſehen. — Kamtſchatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchſchnitten, von welcher rechts und links kleine Flüſſe dem kamtſchatkiſchen und ochozkiſchen Meere zulaufen, und die an der ſüdlichen Spitze das Vorgebirge Lopatka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eiſenwerke, und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtſchatka iſt außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Ruſſen, beläuft ſich jetzt nicht viel über 1000 Köpfe. Vor hundert Jahren war ſie vielleicht 20 bis 30 Mal ſo groß. Urſachen dieſer Entvölkerung ſind die mörderiſchen Kämpfe bei verſchiedenen, zur Befreiung vom ruſſiſchen Joche, gemachten Verſuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenſchliche Druck der Ruſſen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidniſchen Kamtſchadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtſchadalen, ein häßliches Mongolengeſchlecht, nennen ſich ſelbſt Itelmen. Sie ſind gutmüthig und gaſtfrei, aber voll der gröbſten Sinnlichkeit, welches ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuſchen Tänze ſattſam beurkunden. Am widrigſten macht ſie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtſchadaliſche Dorf (Oſtroſchok) wird von einer

Familie bewohnt, und beſteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut ſind, ſo daß man auf gekerbten Baumſtämmen hinanſteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa ſechs Balaganen zuſammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verſchloſſenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornſtein, mitten im aufſteigenden Rauch hinabſteigt. Die kamtſchadaliſche Kleidung beſteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Ruſſiſches angenommen. Die Kamtſchadalinnen ſind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belaſtet, während der Mann faullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fiſchen, die Geräthſchaften für beides zu verfertigen, oder Schlitten und Häuſer zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfiſche und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Ruſſen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtſchadalen beſteht in Fiſchen, mit Wallfiſch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebſtes Getränk iſt Birkenſaft. Das wichtigſte und unentbehrlichſte Hausthier iſt den Kamtſchadalen der Hund. Dieſer gibt ihm nicht nur ſeine Kleidung, ſondern er iſt auch ſein Zugthier. Die Hunde werden zu dieſem Zwecke caſtrirt, und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten geſpannt, der 16 Pfund ſchwer iſt, und einen Menſchen trägt. Mit dieſem legen ſie jede Stunde faſt eine deutſche Meile zurück. Der größte Vortheil iſt, daß dieſes Geſpann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fiſche finden, die Flüſſe und Meere auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtſchadale gar nicht, wiewol es alle benachbarte Völker thun. Die Religion der Kamtſchadalen war, und iſt noch bei den Wenigen, die das Chriſtenthum nicht angenommen haben, die ſchamaniſche. Aber auch die chriſtlichen Kamtſchadalen haben ſich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen laſſen. Indeß findet man bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen ſchamaniſchen Fetiſche ſie nicht dazu kommen laſſen. Sie glauben die Unſterblichkeit der Seele, die ſie jedem, auch dem unbedeutendſten Thierchen, zuſchreiben. Sie ſchreiben den Thieren Sprache und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten ſich nach den Fremden, wenn ſie dieſelben anbellten. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberſchwemmung, aus der nur ein Paar Menſchen ſich gerettet, erzählen ſie. Solche Gedanken ſind bei ſo rohen verwilderten Menſchen klare Beweiſe einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus beſſern Climaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum geweſen, und auf welche Verwilderung und kindiſche Furchtſamkeit, die Tochter der Unwiſſenheit, den Schamanismus pfropften. K.

Kanonen, ſ. Canonen.

Kant (Immanuel) war geboren zu Königsberg den 22ſten April 1724, wo er auch anfangs, durch dürftige Umſtände genöthigt, Theologie ſtudirte, ferner als akademiſcher Lehrer (1755) auftrat, ſeit 1770 als Profeſſor der Logik lebte und bis zu ſeinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienſte der Wahrheit unabläſſig wirkſam war. Sieht man aber auf die

Art und Größe ſeiner Wirkſamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philoſophiſchen Wiſſens eine heilſame Revolution bewirkt, und durch ſie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; ſieht man ferner auf das ausgebreitete Wiſſen und die Mannichfaltigkeit der Kenntniſſe, welche der Geiſt dieſes Mannes, der nach Joh. Fr. Reichhardt's Schilderung (ſ. Urania, Taſchenbuch f. d. J. 1812. S. 260.) nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernſt ſeines ſittlichen Charakters, mit welchem ſich bei ihm auf die ſeltenſte Weiſe die heiterſte Geſelligkeit verband, ſo dürfen wir mit Stolz und Recht behaupten: Kant gehörte der Welt und Menſchheit an. Zu ſeiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von dem zuletzt genannten Schriftſteller folgendes: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als ſein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer exiſtirt; kälter, reiner in ſich abgeſchloſſen, wol nie ein Weiſer gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Naſe und helle, klare Augen, zeichneten ſein Geſicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil deſſelben war dagegen auch der vollkommenſte Ausdruck grober Sinnlichkeit, die ſich bei ihm beſonders im Eſſen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt dieſe Eigenſchaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büſte von Schadow), und iſt das ähnlichſte, welches man von ihm hat. Er liebte ſehr eine gute Tafel in fröhlicher Geſellſchaft, und war ſelbſt ein angenehmer Geſellſchafter, der durch ſehr ausgebreitete Beleſenheit und einen unerſchöpflichen Vorrath von unterhaltenden und luſtigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei ſelbſt zu lachen, erzählte, und durch ächten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Geſellſchaft aufheiterte und unterhielt. Kant's Geſellſchaft wurde um ſo mehr von den beſten Häuſern und angeſehenſten Familien geſucht, da er ſich durch die vollkommenſte Rechtlichkeit und durch den ächten Stolz, der ihm nicht nur als dem geiſtreichſten Manne des Orts, ſondern als einem der tiefſten Denker, die je die Menſchheit geehrt haben, wol anſtand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur ſtets ſauber, ſondern ſehr ſtattlich erſchien. Er paßte auch um ſo mehr in jede große und kleine Geſellſchaft, da er das Kartenſpiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne ſeine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieſes für das einzige, ſtets ſichere Mittel, den Kopf vom angeſtrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künſte hatte er nie geübt, und liebte ſie auch nicht beſonders. Er war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verſtand, neben welchem man ſelten ein ſo gränzenloſes Gedächtniß antreffen wird, als Kant beſaß. Seine Vorleſungen wurden auch dadurch äußerſt intereſſant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags ſelten, und ließ ſich zwiſchen jeder Vorleſung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Methaphyſik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechſelnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Phyſik und phyſiſche Geographie. Letzteres waren beſonders angenehme und lehrreiche Vorleſungen für junge Leute, durch die unermeßliche Beleſenheit in Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wiſſenſchaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte ſich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor ſich liegen hatte, ſah er doch ſelten hinein, und ſagte oft

ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Aber auch ſeine Vorleſungen über abſtracte Philoſophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beiſpielen, die ſein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und ſeine Schriften ſind Vielen wol immer dadurch ſo lange dunkel und ſchwierig geblieben, weil er den beſten philoſophiſchen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten ſollen. Was aber ſein innerſtes Weſen ausſpricht, ſeine Philoſophie, oder vielmehr die philoſophiſche Methode, welche er übte und durch ſein Beiſpiel empfahl, ſo werden die folgenden Grundſätze derſelben zu unſerm Zwecke hinreichend ſein. In der Periode, welche Kant's philoſophiſchen Unterſuchungen kurz vorherging, hatte ein ſchlaffer Eklecticismus die Herrſchaft erreicht, welcher ſich mehr mit Bearbeitung einzelner abgeriſſener Theile, als mit dem Ganzen der Philoſophie und ihren Principien beſchäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philoſophiſchen Erkenntniß, voll Zuverſicht des Gelingens, die demonſtrative Methode der Mathematik anzuwenden ſuchte. Die Blößen dieſes Dogmatismus, wie aller dogmatiſchen Verwirrungen der frühern Zeit mit ſcharfem Auge entdekkend, und durch Hume's feinen Skepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphyſik den denkenden Köpfen ſeiner Zeit enthüllen, den philoſophiſchen Schein entdecken, und den Weg anzeigen, auf welchem der philoſophiſche Forſcher gehen müſſe, wenn er ſich nicht über die Gränzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verluſtig werden wolle. Er führte daher mit äußerſter Gründlichkeit und eminentem Scharfſinn die philoſophiſche Unterſuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspuncte zurück, weil dadurch allein wahre Wiſſenſchaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor allem die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was iſt es, das ich urſprünglich weiß? Die Beantwortung dieſer Fragen führten ihn zu einer Kritik und Unterſuchung der Grundüberzeugungen des menſchlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er ſie ſelbſt nannte und anſah, zu einer Kritik der reinen Vernunft, (wobei vorausgeſetzt wurde, daß die philoſophiſche Erkenntniß die von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unſerer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden; iſt alſo ſubjectiv. Die Nothwendigkeit in unſern Urtheilen, oder die objective Beziehung unſerer Vorſtellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden iſt, iſt nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß ſelbſt. Die Gränzen des Wiſſens liegen mithin im Gemüthe, oder vielmehr der einzige Gegenſtand der philoſophiſchen Erkenntniß iſt das Gemüth nach ſeiner erſcheinenden Thätigkeit. Zu dieſem beſchränkenden Reſultate gelangte er auf folgendem Wege. Zuerſt ſchied er, was der Sinnlichkeit und dem Verſtande in unſern Vorſtellungen angehört, und was im Geiſte ungetrennt iſt, durch pſychologiſche Analyſe. Die theoretiſche Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anſchauung), und Verſtand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen ſelbſt im Anſchauen und Denken beſteht. In der Anſchauung unterſcheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung

gegeben wird, von der Form, welche unſerer Sinnlichkeit ſelbſt angehört, und hiernach auch das ſinnliche Object, von den urſprünglichen und nothwendigen Bedingungen des ſinnlichen Anſchauens (d. i. Zeit und Raum nebſt ihren mannichfaltigen Beſtimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transſcendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns ſelbſt liegen, unabhängig von und vor aller Erfahrung. Sie ſind es, nach welchen wir die Welt und ihre Erſcheinungen vorſtellen. Der Verſtand iſt das ſelbſtthätige Vorſtellungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff verbinden, und er iſt bei dieſer Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an urſprüngliche Bedingungen gebunden, die Kategorien, oder Formen des Verſtandes, welche Kant meiſterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen nun werden die Gegenſtände der Erfahrung von uns beſtimmt; wir erkennen alſo die Dinge nur wie ſie uns erſcheinen, und wie wir ſie nach den Geſetzen unſeres Geiſtes denken müſſen, keineswegs wie ſie ſind, überhaupt nur die Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich (wegen letzterer Anſicht hat man auch Kant's Lehre den kritiſchen — den auf Kritik des Geiſtesvermögens beruhenden — Idealismus genannt). Durch alle jene Formen aber, heißt es, ſchreibt der Verſtand der Natur Geſetze vor, ſo nämlich, daß ſie überall nach ihnen gedacht werden müſſe, und in ihnen beſtehe die einzige theoretiſche Erkenntniß a priori, oder philoſophiſcher Art. Denn die theoretiſche Vernunft iſt ſelbſt das höchſte Denkvermögen (ein höherer Verſtand), welcher nach abſoluter Einheit durch Ideen ſtrebt. Aber dieſe Ideen, die Erzeugniſſe derſelben, haben kein ihnen entſprechendes Object in dem Kreiſe der Erfahrung, und es darf von ihnen kein conſtitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenſtände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transſcendentale Gegenſtände), durch ſie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widerſprüche, wenn ſie einen conſtitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch ſeine ſogenannten Antinomien zu zeigen ſich bemühte. Die reine Vernunft erhält in ihnen alſo nur regulative Principien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erſcheinungen hinaus nie zu einer gewiſſen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit ꝛc. ausſagen, denn dieſes ſind bloße Ideen. Allein die Vernunft iſt auch practiſch, in ſo fern ſie den Willen ſelbſtthätig zur Tugend beſtimmt, welche zur Glückſeligkeit würdig macht. Was nun die theoretiſche Vernunft nicht zu leiſten vermag, leiſtet die practiſche. Denn durch das practiſche Vermögen der Vernunft (moraliſche Freiheit) ſtrebt der Menſch weit über die Erfahrung hinaus zu einer überſinnlichen Vollkommenheit, und dieſes Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligibeln Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgeſetz a priori geboten wird, nur mit Glückſeligkeit verbunden, das höchſte Gut macht, für welche Verbindung, da ſie nicht von uns abhängig iſt, wir eine höchſte Urſache annehmen müſſen, welche nur das vollkommenſte Weſen, die Gottheit, ſein kann. Dieſe Ueberzeugung aber iſt kein theoretiſches Wiſſen, ſondern ein practiſcher Vernunftglaube, und ſomit nun die Philoſophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unſerer moral. Natur und jener urſprünglichen Verſtandesformen beſchränkt und verwieſen. Es gibt mithin keine eigentliche ſpecu-

lative Philoſophie, oder Metaphyſik, ſondern nur eine Kritik derſelben. Aber wodurch erkennen wir denn die practiſche Vernunft und ihr Vermögen? wirft hier der Denker unwillkürlich ein. Antwort: Nur durch die theoretiſche Vernunft, die mit der practiſchen doch nur ein Vermögen iſt. Darum ſagte ein neuerer philoſophiſcher Forſcher: Kant laſſe den Glauben gleichſam in ſeiner erſten Inſtanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und ſuche die Gültigkeit der Ideen durch moraliſche Beweiſe oder Poſtulate zu ſtützen, anſtatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philoſophie hinaus, um ſie durch die Hinterthür wieder einzuführen. Die Richtung, welche hier Kant's Unterſuchungen nahmen, führte ihn hauptſächlich zur Ausbildung der practiſchen Philoſophie (hieher gehört ſeine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphiloſophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practiſche gründete) verwies, namentlich aber zur ſtrengern und reinern Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moraliſchen Begriffe von Pflicht und Sittengeſetz, welches er den kategoriſchen Imperativ nannte (vergl. auch ſeine metaphyſiſchen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei ſich ſein ſtrenger, dem erſchlaffenden Eudämonismus entgegengeſetzter, moraliſcher Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß die von ihm beſchriebene Tugend nur ſtrenge Geſetzmäßigkeit (Handlungsweiſe um des Geſetzes willen) iſt. Dieſes ſind die Grundzüge ſeiner Anſicht, welche er in ſeiner Kritik der reinen Vernunft, (5. Aufl. Leipz. 1799) und in ſeiner Kritik der practiſchen Vernunft (zuerſt Riga, 1787), ſeinen beiden Hauptwerken, niedergelegt hat: denn was ſeine übrigen Behauptungen über einzelne philoſophiſche Gegenſtände anlangt, ſo ſind dieſe nur untergeordnet, wie z. B. ſeine Unterſuchungen über die Natur (in den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft, Riga 1786, 8.; Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Riga 1771: S. auch d. Art. Aeſthetik); ferner ſeine Rechtslehre (metaphyſiſche Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), — eine formale Entwickelung juriſtiſcher Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatiſcher Hinſicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum feiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menſchenkenntniß, mehr in der populären Form eines Leſebuchs; ſeine phyſiſche Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.) und ſeine von Jäſche herausgegebene Logik aber ſind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meiſten kleineren, aber größtentheils ſehr ſcharfſinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen Kants, ſind in ſeinen kleineren Schriften (Königsberg und Lpz., 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle, 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philoſophiſche Grundanſicht Kants, wegen des Ganges, welchen ſeine Unterſuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerſt aufſtellte, und ſelbſt durch den Titel ſeiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritiſche (prüfende) Philoſophie genannt. Weil jedoch die kritiſche Methode zu philoſophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von einer, nach gewiſſen allgemeingültigen Principien angeſtellten Prüfung und Unterſuchung des Erkennt-

nißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortſchreitet (dahingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung ſeiner Behauptungen aus gewiſſen willkürlich angenommenen Principien — ungeprüften Erkenntnißſätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt oder doch mit Einſchränkung läugnet) auch von andern Philoſophen angewendet werden, und zu andern Reſultaten führen kann: ſo iſt der Ausdruck kritiſche Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantiſcher Philoſophie, und kritiſche Philoſophen ſind nicht blos die Kantianer, oder alle Kantianer kritiſche Philoſophen zu nennen; ja jene Methode ſollte von jedem ſelbſtthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philoſophen überall angewendet werden. Darin aber beſteht das Hauptverdienſt Kant's, daß, obwol er dieſe Methode nur auf beſchränkte Weiſe angewendet, er doch zuerſt auf ſie aufmerkſam gemacht, und in dieſer Hinſicht der Erfinder derſelben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieſer Erfindung zeigte ſich auch in der That. Denn obgleich die erſten Schriften Kant's anfangs faſt unbemerkt blieben (ſo ſeine Abhandlung de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4, in welcher er die Grundidee zu ſeiner Kritik der reinen Vernunft aufſtellt), und ſelbſt dieſe Kritik (erſchien zuerſt Riga, 1787), als das Product eines ächtphiloſophiſchen Geiſtes, wegen ſeiner Neuheit und ſeines eminenten Scharfſinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philoſophiſchen Publikum erzeugen mußte, auch die bei dieſem Werke gebrauchten Terminologien viele zurückſtießen: ſo ſchien doch zu einer lebendigeren Regſamkeit im Gebiete der deutſchen Philoſophie durch Kant's Kritik der erſte und kräftigſte Antrieb gegeben zu ſein (ſ. d. Art. Deutſche Philoſophie). Viele Gegner traten gegen dieſe Anſicht mit verſchiedenen Waffen auf; die vorzüglichſten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und beſonders G. E. Schulze (als Aenesidemus, 1792, und in ſeiner Kritik der theoretiſchen Philoſophie, Hamb. 1801, 2 Thle). Bald aber ſammelte ſich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größern Theil derſelben anlangt, faſt geſtehen, daß jene ſich durch ihre freieren Unterſuchungen um die Kantiſche Philoſophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer ſelbſt, welche den großen Meiſter in unzähligen Schriften oft ſehr geiſtlos commentirten, und durch leeres Geräuſch mit ſeinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernſtlicher beſtrebten, als aus ſeiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein Syſtem zu bilden, welches bei dem gegebenen negativen Reſultate derſelben, und weil nur die Verſtandesformen nebſt den practiſchen Geſetzen der Vernunft, als das eigentlich Philoſophiſche der Erkenntniß zurückblieben, conſequent durchgeführt nothwendig verunglücken, und in pſychologiſche Unterſuchungen über philoſophiſche Gegenſtände (Subjectivitäts-Philoſophie) ausſchlagen, oder ſich in logiſchen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach ſeiner zum Grunde gelegten pſychologiſchen Anſicht den Verſtand zu ſehr erhoben hatte, ſo viele gehaltleere und blos logiſche Bearbeitungen der einzelnen Wiſſenſchaften in der Kantiſchen Schule, welche dadurch entſtanden, daß man den gegebnen Stoff der Wiſſenſchaften, und die vorgefundenen Begriffe derſelben, über den Leiſten der aufgeſtellten Kategorien ſchlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entſtehen; daher jener geiſtloſe Formalismus, welcher kaum in einer an-

dern Schule ſo proſaiſch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das ſcharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun." Konnte aber ſelbſt in der Kantiſchen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um ſo mehr mußte jenes negative Reſultat der Kantiſchen Lehre außer ſeiner Schule das Bedürfniß philoſophiſcher Syſteme erwecken, welche durch dieſe Unterſuchungen Kant's auf verſchiedene, wenn auch nur negative Weiſe vorbereitet, zahlreicher, verſchiedener und bedeutender als vorher erſchienen. So war es auch das Beſchränkende der Kantiſchen Unterſuchungen, was die größten der neueren Philoſophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufſtellung ihrer Anſichten erweckte. Wenn alſo auch der Trieb nach ſyſtematiſcher Anſicht (Philoſophie) über das Weſen der Dinge, und ſomit auch in gewiſſem Sinne der Dogmatismus, durch die Kantiſche Philoſophie nicht vertilgt werden konnte, ſo daß das Bedürfniß darnach vielmehr nur immer dringender ſich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politiſchen Welt, einen feſten Standpunkt in dem Gebiete des Geiſtigen ſuchte: ſo wird doch Kant's ſcharfſinniger und feinerer Unterſuchung das große Verdienſt bleiben, durch dieſelbe den zu ihrer Zeit herrſchenden rohen Dogmatismus in ſeine Schranken verwieſen, und einen kräftigern Ton in der Philoſophie angeſtimmt zu haben; auch wird ſie künftig jeden philoſophiſchen Denker an eine ſorgfältigere und umfaſſendere Prüfung der Principien ſeiner Anſicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbſterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eigenen Vernunft) gegründeten Philoſophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche ſich ſchon auf mehrere Weiſe würdig geäußert hat, ſo z. B. bei ſeiner am 22. April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beſchrieben, mit einem Kupfer und Bildniſſe Kant's, Königsberg 1811, 8.), bei welcher man ſeine aus carariſchem Mormor von Schadow gearbeitete Büſte, in einer offenen Halle der königsberger Dom- und Univerſitätskirche, wo bereits die Gebeine des großen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufſtellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludw. Ernſt Borowski, Darſtellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8); Waſianski, Im. Kant in ſeinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8); Jachmann's Im. Kant geſchildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordiſchen Miſcellen (1804, 3. Hft. p. 172 u. 184), auch Prof. Herbarts (welcher gegenwärtig den Kantiſchen Lehrſtuhl in Königsberg einnimmt) Rede über Kant's Verdienſte in der angeführten Beſchreibung ſeiner Gedächtnißfeier. Uebrigens ſind die Verſuche, Kant's Philoſophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen) und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat dieſe Anſicht in Holland und in den nördlichen Reichen gefunden. T.

Kanzlei iſt eigentlich ein von Schranken (cancellis) umgebener, eingeſchloſſener Ort, wo ſich ein Gericht, ein Collegium ꝛc. abgeſondert von den Parteien verſammelt, dann das Collegium ſelbſt (beſonders bei kleinen Dicaſterien kleinerer Fürſten,) und der Vorſitzende deſſelben heißt Kanzlei-Director. Ferner auch der Ort, wo öffentliche Schriften und Urkunden Einer Art ausgefertigt, oder aufbewahrt werden, (z. B. die Hofkanzlei, Kriegskanzlei,) und

das dazu angeſtellte Perſonale, deſſen oberſter Vorſteher der Kanzler iſt, eines der höchſten Aemter. Indeſſen hatten auch die Stifter und Klöſter, hohe Schulen und Univerſitäten ehemals ihren Kanzler. — Kanzleiſchreiben iſt ein ſolches, das aus einer Kanzlei erlaſſen wird, und ſich durch gewiſſe Förmlichkeiten (z. B. das Wir ſtatt ich) unterſcheidet. Die dabei ſonſt gebräuchliche deutſche Schriftart, welche zwiſchen Fractur und Current ſteht, nennt man Kanzleibuchſtaben. Hierauf beruht auch der Kanzlei-Styl, d. i. der Styl, deſſen man ſich bei Abfaſſung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzleien, beſonders in den deutſchen, bedient. Er iſt die höhere Gattung des Geſchäftsſtyls und wird eingetheilt in den Hofſtyl und in den Gerichtsſtyl. Der Hofſtyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältniſſe, in welchen der Staat, als eine moraliſche Perſon, theils gegen andere Staaten, theils gegen ſeine eignen Bürger ſteht. Er betrifft alſo die ausländiſchen und inländiſchen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber ſowohl die öffentlichen Verhandlungen und gegenſeitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündniſſe, Manifeſte, Kriegserklärungen, Friedenſchlüſſe u. ſ. w.) als auch die geheimen Negatiationen. Der Hofſtyl für die innern Staatsangelegenheiten faßt in ſich theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eigenen Staates zur Begründung und Sicherſtellung der Rechte derſelben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Receſſe, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Feſtſetzung von Steuern und Abgaben, Reſcripte, Beſtallungen, Decrete, Privilegien u. ſ. w.) theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung (Bittſchriften, Geſuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Anhaltungsſchreiben u. ſ. w.). Im Gegenſatze des Hofſtyls enthält der Gerichtsſtyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter ſich ſelbſt unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsſtyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander beſtimmt, und die ſtreitigen Rechte gegen einander entſchieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Juſtiz und Polizei (Citationen, Protokolle, Relationen, Klagſchriften, Proteſtationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Atteſtate, Conſenſe, Contracte, Steckbriefe, Kundſchaften, Geburtsbriefe, Teſtimonia, Vollmachten, Teſtamente, Trauſcheine, Todtenſcheine u. ſ. w.). Im Allgemeinen ſoll der Kanzlei-Styl bei aller Würde, mit welcher eine Regierung ſpricht, auch die vernünftige Klarheit beſitzen, welche vor allen den Ausſprüchen einer Regierung, als höchſter Intelligenz, gebührt, und ihnen einen innern Vorzug vor dem gemeinen Geſchäftsſtyl geben kann. Statt deſſen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutſcher Regierungsſchriften (einige Regierungen haben auch darin den Geiſt der Zeit erkannt) ſo ſteif, ſchleppend, weitſchweifig und verworren iſt, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, deſſen klares Verſtändniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig iſt, und der Unterthan, um den Willen ſeiner Obrigkeit zu treffen, ſich unzuverläſſigen Mittelsperſonen anvertrauen muß, die nicht immer ſein Intereſſe berückſichtigen; ſondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenſtand des Spottes geworden iſt, indem man durch den Ausdruck Kanzlei-Styl ſprichwörtlich

jeden ſteifen, durch abgeſchmackte und verworrene Phraſeologie ſchwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Der deutſche Kanzlei-Styl, wie er noch jetzt herrſchend iſt, ſtammt aus dem 17. Jahrhundert, einer Zeit, wo die lateiniſche oder Gelehrtenſprache, und die franz. (die Hof- und Galanterieſprache) die Freiheit und Ausbildung der deutſchen auf jedem ihrer Schritte hemmten. Da nun der Kanzleiſtyl, mittelſt der Dicaſterien, welche ſich die Regierungen natürlicher Weiſe zum Muſter nahmen, zum ſtehenden Muſter des öffentlichen Geſchäftsſtyls überhaupt (Kanzleiſtyl im weitern Sinne) wurde, eine gebildete Proſa aber ſich durch die größtentheils dem Mittelſtande entſproſſenen deutſchen Schriftſteller und Dichter allmälig unter allen Ständen verbreitete: ſo zeigt ſich, wie weit der öffentliche Geſchäftsſtyl der Deutſchen, bei allen Abänderungen im Einzelnen, hinter der Proſa des gemeinen Lebens zurück iſt, ſo daß derſelbe mit dem unverſtändlichen Lallen des Kindes verglichen werden könnte, deſſen ſich der Mann, ohne kindiſch zu ſcheinen, nicht bedienen darf. Dieſe Erſcheinung aber, welche den ſeltſamſten Contraſt der höchſten Bildung und Mißbildung unter einem Volke zeigt, iſt aus der übertriebenen Anhänglichkeit der Deutſchen und ihrer Regierungen an dem Hergebrachten, vorzüglich in öffentlichen Formen, zu erklären, und die Gewandheit, Kürze und zweckmäßige Präciſion der uns hierin ganz entgegengeſetzten Franzoſen übertrifft uns in dem öffentlichen Geſchäftsſtyl, wenn nicht überhaupt in dem Geſchäftsſtyl, weit. Vergebens haben unſere Schriftſteller über den Geſchäftsſtyl dieſen Gebrechen entgegen zu wirken geſucht; eine Reformation kann hier nur allmählig entſtehen, und von oben ausgehen. Unter den Schriften über den Kanzleiſtyl ſind vorzüglich: Biſchoffs Lehrbuch des deutſchen Kanzleiſtyls (Helmſt. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Links neuer Catechismus des Kanzleiſtyls (Coburg 1798); von Brenſens Verſuch einer ſyſtematiſchen Entwickelung der Lehre von den Staatsſchriften 2c. (Erlangen 1800 — 1802, in 2 Bdn.) und einige andere ſeiner Schriften zu empfehlen.

Kapital (Nationalökonomie) iſt der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welcher den gegenwärtigen Bedarf des Beſitzers überſteigt, und beſtimmt iſt zur Erfüllung von Zwecken in der Zukunft. Je nachdem dieſe Güter entweder geiſtig oder ſinnlich ſind, heißt der Vorrath derſelben geiſtiges oder ſinnliches Kapital. Der Vorrath von geiſtigen ſowol, als von ſinnlichen Gütern im Beſitze einzelner Bürger heißt Privatkapital, der Gütervorrath ſämmtlicher Bürger im Staate heißt Volks- oder Nationalkapital (ſ. d. Art.) und derjenige Gütervorrath, in deſſen Beſitz ſich die Volks- oder Nationalgeſammtheit befindet, macht das Staatskapital aus. Der Gütervorrath beſitzt entweder die Eigenſchaft, daß er augenblicklich gegen andere Güter umgeſetzt werden kann, oder er beſitzt dieſelbe nicht, im erſten Falle nennt man jenen Vorrath lebendiges Kapital (ſ. d. Art.) oder Kapitalſtoff, im letzten todtes Kapital. — Mit Unrecht wird gewöhnlich das Kapital als eine unmittelbare Quelle von neuen Gütern betrachtet, und demſelben in dieſer Hinſicht ein hoher Werth beigelegt: aber Güter können nie Güter ſchaffen, ſchaffende Kraft beſitzen blos die Natur und der menſchliche Geiſt. Wie ſehr daher immerhin die Maſſe von Kapitalien bei einem Volke ſich vermehrt haben mag, ſo kann doch ſein Vermögen und ſein Einkommen dadurch allein nicht zunehmen, eben ſo wenig als das Vermögen

und das Einkommen eines Münzkapitaliſten wachſen kann, der ſeine Münzvorräthe nicht auf Zinſen leiht, ſondern müſſig im Kaſten liegen läßt. Unendlich groß aber iſt der Einfluß, welchen Kapitale mittelbar auf Hervorbringung neuer Güter äußern, wenn der menſchliche Geiſt ſich ihrer bedient als Mittel zur Aeußerung ſeiner ſchaffenden Kraft. Hier erſcheint das Kapital recht eigentlich als Reſultat früherer Gütererzeugungen, welches der gegenwärtigen Gütererzeugung zu Hülfe kommt, und wodurch der Menſch eine ungeheure Kraft in einen einzelnen Punkt zuſammenzudrängen in den Stand geſetzt wird. Dieſer Einfluß des Kapitals kann auf doppelte Weiſe ſich äußern, einmal, wenn der menſchliche Geiſt ſich ſeiner bedient, um dem Schooße der Natur Dinge zu entlocken, welche er demnächſt zu Gütern erheben will, und zweitens, wenn das Kapital angewandt wird zur Unterſtützung und Belebung der ſchaffenden Kraft des menſchlichen Geiſtes. — Die Mitwirkung des Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter kann auf doppelte Weiſe ſich äußern; entweder geſchieht dieſelbe ſo, daß das Kapital noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert und im Beſitze deſſen bleibt, der denſelben zu dieſem Behufe verwandte, dieſe Gattung heißt ſtehendes Kapital (ſ. d. Art.); oder die Mitwirkung auf Hervorbringung neuer Güter geſchieht auf ſolche Weiſe, daß, um dieſen Zweck zu erreichen, der Beſitz des Kapitals aufgegeben werden muß, dieſe Art von Kapital heißt umlaufendes Kapital (ſ. d. Art.) K. M.

Kapitalrente (Nationalökonomie) iſt der Ertrag, welcher aus der Anlegung eines Kapitals hervorgeht, der Antheil an der Hervorbringung eines Guts, welcher der Mitwirkung des Kapitals zu verdanken iſt. — Die Anwendung eines Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter geſchieht entweder von dem Eigenthümer des Kapitals ſelbſt oder von einem Zweiten, welchem jener daſſelbe vorgeſchoſſen hat zur Belebung und Unterſtützung ſeiner ſchaffenden Kraft. Im erſten Falle fließt dem Benutzer oder Anleger des Kapitals der ganze Ertrag der mit Hülfe deſſelben hervorgebrachten Güter, alſo die ganze Kapitalrente, zu, im andern muß gewöhnlich der Anwender des Kapitals einen Theil der Kapitalrente dem Eigenthümer des Kapitals (dem Kapitaliſten) abtreten, von welchem er das Kapital als Darlehn bekommen hat. Der auf ſolche Weiſe abzutretende Theil der Rente heißt Kapitalzins. Sowol das ſtehende als das umlaufende Kapital, jenes jedoch nur in ſo fern es ſinnlich iſt, kann Andern zur Benutzung überlaſſen werden, daher kann auch bei dem einen wie bei dem andern ein Zinsertrag Statt finden. Wird die Gattung von umlaufenden Kapitalen, welche man unter dem Ausdruck Münze begreift, Andern zur Benutzung dargeliehen, ſo dient dieſelbe dem Empfänger als allgemeines Tauſchmittel, wodurch er ſich diejenigen Dinge verſchafft, durch deren Bearbeitung oder Verwendung er die Rente gewinnen will, welche er dem Kapitaliſten als Zins zu entrichten hat; dieſe Dinge beſtehen z. B. in Nahrungsmitteln, welche ihm und den Arbeitern, deren ſchaffende Kraft die ſeinige unterſtützt, zum Unterhalte während der Gütererzeugung dienen, oder in rohen Stoffen, woran ſich dieſe ſchaffende Kraft äußern ſoll. — Die Höhe des Kapitalzinſes richtet ſich zunächſt lediglich nach den Bedingungen, durch welche der Preis aller in den Tauſch kommenden Waaren geleitet wird. Je größer die Anzahl derer iſt, welche fremde Kapitale ſuchen, und je ungleicher die Größe der Nachfrage im Verhältniß gegen die

Größe des Angebots iſt, um ſo höher muß auch der Zins ſein, welchen der Kapitaliſt von ſeinem, Andern zur Benutzung dargeliehenen Kapitale erwarten kann, und umgekehrt muß dieſer Zins um ſo niedriger ſein, je ſchwächer die Nachfrage nach Kapitalen iſt und je mehr das Angebot die Nachfrage überwiegt. Hoch muß daher ſelbſt bei einer großen Anzahl von Kapitaliſten die Zinsrente ſein, wenn dieſe größtentheils ſelbſt zugleich Anleger ihrer Kapitale ſind und mit denſelben fremde Kraft für eigene Rechnung miethen, niedrig hingegen, wenn der größte Theil der Kapitaliſten es vorzieht, die Kapitale Andern zur Benutzung zu überlaſſen, und ſich bloß mit dem Zinſe zu begnügen. Der Zinsfuß kann daher nie als ein Gradmeſſer des Reichthums eines Volks betrachtet werden. Aus dem Sinken des Zinsfußes läßt ſich eben ſo wenig auf Vermehrung des Nationalwohlſtandes ein Schluß ziehen, als ſich aus dem Steigen deſſelben auf Verminderung des Nationalwohlſtandes ſchließen läßt. In den an Kapital reichſten Ländern muß der Zinsfuß wachſen, wenn der Handelsverkehr und der Umſatz der Kapitale lebhaft iſt, und in den ärmſten muß derſelbe ſinken, fehlt es dem Volke an Betriebſamkeit oder an Stoff oder an Gelegenheit zu Anlegung von Kapitalen; ſoll daher aus dem Steigen oder Sinken des Zinsfußes im Lande irgend eine Folgerung für die Erhöhung oder Verminderung des Volkswohlſtandes gezogen werden, ſo kommt es lediglich darauf an, die Urſachen zu ergründen, welche jenes Steigen oder Sinken veranlaßt haben. Ohne genaue Kenntniß dieſer Urſachen muß jedes Urtheil der Art als gewagt und ſchwankend erſcheinen (ſ. Kapital). K. M.

Kapitalſtoff, ſ. Lebendiges Kapital.

Kapitalſteuer. Man verſteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögensſteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapital-Rente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verſchafft. Die erſtere Gattung von Steuern widerſpricht den Grundſätzen einer guten Finanzwirthſchaft, wornach das National-Kapital von aller Beſteuerung befreit bleiben muß, die letztere hingegen, die Kapitalrenten-Steuer iſt, in ſo fern ſie richtig angelegt worden, jenen Grundſätzen vollkommen angemeſſen. (S. Abgaben). Es erfordern jedoch wenige Steuern hinſichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine ſolche Vorſicht und Sorgfalt wie dieſe, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnſt iſt, (S. Kapitalrente) muß auch die Art und Weiſe, daſſelbe zu beſteuern, verſchieden ſein, und während der Kapitalzins überall im Lande faſt gleich, alſo der Ertrag deſſelben leicht auszumitteln iſt, ſind die Gewinnſte, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchſt verſchieden und ungleich. 2. Es iſt ganz unmöglich, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Kapital beſitzet, ſtrenge Nachforſchungen ſind tyranniſch und führen nur theilweiſe zum Zweck; es muß nämlich hierbei nicht bloß das ſichtbare, ſinnliche, Kapital in Anſchlag gebracht werden wie, z. B. Häuſer, Waaren, Maſchinen ꝛc. ſondern auch das unſichtbare, geiſtige Kapital, nämlich die erworbenen Geſchicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, denn zu deren Erwerbung hat ein Kapital angewendet werden müſſen, welches productiv wirkt und Gewinnſte abwirft. 3. Eine ſtarke Abgabe dieſer Art und ſtrenge Nachforſchungen von Seiten der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigſtens der beweglichen

und umlaufenden wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Production ungemein ſchwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine ſolche Wegſendung der Kapitale ins Ausland zu verhüten, die Beſteurung auch auf die aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen, ſo würde ſie immer nur höchſt unvollkommen in dieſer Hinſicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr ſtets an der dazu nöthigen Kontrolle fehlen müßte, theils weil ſie doch nie das Auswandern der Kapitaliſten ſelbſt ganz zu hindern vermöchte. K. M.

Kapudan-Paſcha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er iſt ein Mitglied des Divans und bekleidet ſeine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Sein Hauptgeſchäft beſteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkiſchen Flotte nach dem Archipel ſegelt, theils um dieſelbe im Seedienſte zu üben, theils um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei bis drei Roßſchweife.

Karamſin, ein gelehrter Ruſſe und einer der vorzüglichſten Schriftſteller ſeiner Nation. Er iſt Verfaſſer einer Geſchichte ſeines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun erſten Bände erſchienen, die bis 1560 reichen. Seine Briefe eines reiſenden Ruſſen ſind von Richter ins Deutſche überſetzt worden (Leipz. 1799 — 1800, 4 B.); deßgleichen ſeine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaja zu nennen (Moskau, 1794, 2 B.). Kaiſ. Alexander hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt und für die Herausgabe ſeines großen Werks 60000 Rubel, dem Verfaſſer aber in einem Luſtſchloß der Kaiſerin Catharina II. freie Wohnung angewieſen.

Karat, ein kleines Gewicht, deſſen ſich die Münzmeiſter, Wardeine und die Goldarbeiter bei Beſtimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, ſo wie die Juweliere bei Abwegung und Schätzung der Perlen und Edelſteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelſteinen aber nur 4) Gran, und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes rechnet man nach Gran. Man nimmt nämlich an, daß der Gegenſtand von Gold, den man abwägen will, in vier und zwanzig Theile, welche man Karat nennt, getheilt iſt. Enthält dieſer Gegenſtand nun gar keinen Zuſatz von einem andern Metalle, das heißt, iſt er ganz reines Gold, ſo ſagt man, es ſei vierundzwanzigkaratiges Gold. Finden ſich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenſtande nur zwanzig Karat reines Gold, und ſind die übrigen vier Karat fremdartiger Zuſatz, ſo ſagt man, es ſey zwanzig-karatiges Gold, ꝛc. Bei den Edelgeſteinen wird das Karatgewicht auf 4 Gran, jeder ſo ſchwer, als das As des Ducatengewichts beſtimmt. Auch wird die Verſetzung des Goldes mit Silber oder Kupfer zum Bearbeiten Karatirung, und zwar im erſten Falle die weiße, im zweiten die rothe Karatirung genannt.

Karfunkel ſ. Carbunkel.

Karlſtadt, eigentlich Andreas Bodenſtein und nur nach ſeinem Geburtsorte Karlſtadt in Franken ſo genannt, iſt in der Geſchichte der Reformation durch ſeine Hitze und Schwärmerei, wie durch ſein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und Profeſſor der Theologie zu Wittenberg wurde er ſchon durch ſein Anſehn und ſeine Gelehrſamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei ſeinen erſten Schritten zur Reformation. Das berühmte

Religionsgeſpräch, das er zur Vertheidigung der ſtrengauguſtiniſchen Lehre von der Gnade (ſ. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, ſeine Streitſchriften gegen dieſen und den Papſt, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als deſſen Anhänger bezeichnete, ſeine kühne Appellation vom Papſte an ein allgemeines Concilium, worin er das erſte Beiſpiel gab, und ſeine bald wirkſame Erklärung für die Ehe der Kleriker waren deutliche Beweiſe ſeines Eifers für die Reformation. Während aber Luther auf der Wartburg ſaß, erlaubte ſich Karlſtadt noch ſtärkere und ſogar tumultuariſche Ausbrüche dieſes Eifers. Am Weihnachtsfeſte 1521 fing er an, in der Schloßkirche die Meſſe in deutſcher Sprache zu leſen, das Abendmahl mit Weglaſſung der Beichte unter beiderlei Geſtalt auszutheilen, und führte Volk und Studenten mit Ungeſtüm zur Zerſtörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der dieſe unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, ſtellte gleich nach ſeiner Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlſtadt, obwol dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch dieſe ſchnelle Vernichtung eines Werks, von dem er ſich nicht weniger Ruhm für ſeine Perſon, als Segen für die gute Sache verſprochen hatte, nicht verſchmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daſelbſt, nach Vertreibung des Pfarrers, dieſelben gewaltthätigen Auftritte, und warf ſich, als eben Luther zu Jena gegen dieſe Unruhen predigte, öffentlich als deſſen Gegner auf; ſo daß ſelbſt Churfürſt Friedrich durch ſeine heftige Klagſchrift wider Luthern gereizt und, (zumal da Karlſtadt ſich ſchon früher mit den zwickauiſchen Bilderſtürmern und den mühlhauſiſchen Aufrührern, ja ſelbſt mit Münzern in Verbindung eingelaſſen hatte,) für die öffentliche Ruhe beſorgt, ihn im Sept. 1524 aus ſeinen Landen verwies. Karlſtadt wich, begann aber nun den unſeligen Sacramentsſtreit, in welchem er gegen Luthern die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle leugnete, einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da ſich Zwingli, wiewol mit beſſern Gründen, für Karlſtadts Meinung erklärte, der erſte Anlaß des Kampfes der ſchweizeriſchen Theologen mit den Wittenbergern und der daraus erfolgten Trennung der reformirten von der lutheriſchen Kirche wurde. Er ſelbſt irrte inzwiſchen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, in Deutſchland unſtät umher und ſuchte endlich, zum äußerſten Elende herabgeſunken, bei Luthern Hülfe, der ihn auch, nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er ſeine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort in Kemberg verſchaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, von Feldbau und einem Handel beinahe drei Jahre. Sein unruhiger Geiſt verleitete ihn jedoch ſchon im J. 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (ſ. d. Art.), ja ſelbſt durch Machinationen gegen Luthers Perſon zu brechen. Um dem verſchuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er ſich zu Ende deſſelben Jahres nach der Schweiz. Hier fand er die beſte Aufnahme, wurde zuerſt Pfarrer zu Altſtädt im Rheinthal, 1530 Diaconus zu Zürch, und endlich 1531 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Baſel, wo er ruhig und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes ſtarb. Seine Verirrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfes als des Herzens, und

wenn man auch den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, ſeine Schwärmerei, Unbeſonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterungen gegen Luthern mißbilligen muß; ſo iſt doch die Beſchuldigung, daß er ſich ſelbſt an deſſen Stelle zum Haupte der Reformation habe aufwerfen wollen, keineswegs erwieſen. E.

Karnieß, ſ. Säule.

Kärnthen, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Oeſterreich.

Karſchin (Anne Louiſe), geborne Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf einer adelichen Meierei unweit Schwibus an der ſchleſiſchen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ihr Talent und die Fortſchritte, die ſie in den Wiſſenſchaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzuſehr beſtätigte, daß ſie einſt die Hauswirthſchaft darüber vernachläſſigen würde. Sie wurde alſo von ihrem Oheim weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein ſie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung nachzuhängen; denn ſie machte Bekanntſchaft mit einem Hirtenknaben, der ſie mit verſchiedenen, meiſtens ſchlechten Büchern verſorgte. Durch dieſe Lectüre, die ſie nur heimlich treiben konnte, ſo wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantaſie, wurden ihre erſten, ohne alle Anweiſung gemachten Gedichte veranlaßt, die man, ungeachtet ihrer Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung leſen kann. Ihre Mutter, die ſie nur zu einer guten Hausmutter bilden wollte, beſtimmte ſie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirſekorn, zur Gattin. Die Tochter, obwol ſie den Bräutigam nie geſehen, willigte gehorſam ein. Aber die Ehe mit dieſem geizigen, zänkiſchen und mürriſchen Manne ſtürzte ſie in unabſehbare Qualen, die ſich erſt nach elf Jahren durch Scheidung endigten. In die äußerſte Armuth dadurch verſetzt, begab ſie ſich auf ein nahes Dorf, und lebte hier faſt ein Jahr ganz hülflos. Ihre Lage zu verbeſſern, beſchloß die zur Unzeit ſorgſame Mutter, ſie mit einem Handwerker, Karſch, zu verheirathen, den die Tochter wegen ſeiner beſtändigen Trunkenheit ſogar haßte. Allein die Mutter drohte, und unſere Dichterin verehelichte ſich zum zweiten Male. Nun erſt ward ſie in eine wahrhaft traurige Lage verſetzt. Ihr Mann verſchwendete durch Trunk ſein ganzes Vermögen: und ſie wurde gezwungen, ſich durch ihre Muſe den nöthigſten Unterhalt zu verdienen. Sie verfertigte daher Gelegenheitsgedichte und Glückwünſche, reiſete ſogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreife Verſe, erwarb ſich auch dadurch allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann ſogleich wieder verſchwendete. Nun wandte ſie ſich mit ihrem Manne von Frauſtadt nach Großglogau; aber ihre Armuth nahm immer mehr zu. Endlich entfernte ſie ſich von ihrem Manne, und der Baron von Kottwitz war ſo großmüthig, ſie 1761 in Berlin bei ſich aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfniſſen reichlich zu verſehen. Hier begann die glänzendſte Periode ihres Lebens. Man zog ſie in die erſten Geſellſchaften, und ergötzte ſich an ihrer ungemeinen Fertigkeit zu improviſiren, und Gedichte ſogleich niederzuſchreiben. Hierdurch bekam ihr Geiſt einen neuen Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterſtützten ſie; Gleim, welcher ſie die deutſche

Sappho nannte, gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verſchaffte ihr dadurch 2000 Thaler; ſie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern anſehnliche Jahrgelder; allein alles reichte doch nicht zu, ſie ſelbſt, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den ſie ſich mehrmals gewendet hatte, nahm wenig Intereſſe an ihr und gewährte ihr die verſprochene Penſion nicht. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. dagegen ließ ihr in Berlin ein einträgliches Haus bauen. Allein ſie konnte dieſes Glück nicht lange genießen, denn ſie ſtarb bereits am 12. Oct. 1791. Zwar hat ſie die muſterhaften neuern oder auch gleichzeitigen Dichter unſerer Nation nicht erreicht; viele Stellen in ihren Gedichten ſind alltäglich und proſaiſch; jedoch muß man, um gerecht zu ſein, bedenken, daß ſie ſich im Anfange bloß durch ſich ſelbſt und nach ſchlechten Muſtern bildete, und drückende Armuth ſie nöthigte, mit der größten Geſchwindigkeit Tag und Nacht zu verſifiziren. Ihre beſſern Geiſteswerke hat nach ihrem Tode 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, ſehr vermehrt und zum zweiten Male 1797 nebſt ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenſpiel, wahrſcheinlich eine Erfindung der Morgenländer, wie aus den Namen, welche die Karten anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen ſcheint. Man findet nämlich, daß ſie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugieſen und Spaniern Naipes genannt worden, welches Wort in den morgenländiſchen Sprachen ſo viel als Vorausſehung oder Wahrſagung bedeutet. Wenn noch erwieſen werden könnte, daß die Zigeuner, welche offenbar ein indiſches Volk ſind, die Karten zuerſt in Aſien und Afrika bekannt gemacht haben, ſo wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel geſetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letzteren den Gebrauch derſelben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenſpiel bei ſeiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen ſein muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die älteſten hiſtoriſchen Spuren vom Gebrauche der Karten finden ſich in Italien, dann in Deutſchland, Frankreich und Spanien. Die erſten Karten wurden gemalt, und für ſolche werden die ital. Karten vom J. 1299 anerkannt. Die Kunſt, Karten zu drucken, ward zwiſchen 1350 und 1360 von den Deutſchen erfunden. Außerdem haben die Deutſchen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, ſo wie die Namen Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweiſen dieß. Das Landsknechtsſpiel, welches man für das erſte deutſche Kartenſpiel hält, iſt ebenfalls eine deutſche Erfindung. Von dieſem Spiele finden wir ſchon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche ſich daſelbſt bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erſte ſichere Spur vom Kartenſpiele in Frankreich fällt in das Jahr 1361; ſpäterhin ſoll ſich Karl IV. am Ende des 14. Jahrhunderts in ſeiner Krankheit mit demſelben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung derer, welche das Kartenſpiel für eine franzöſiſche Erfindung halten, irrig iſt: auch bedarf ſie keiner Widerlegung, da man in Italien und Deutſchland weit ältere Spuren von demſelben findet.

Die neuern franzöſiſchen Figuren ſollen in Frankreich zwiſchen 1430 — 1461 erfunden ſein. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten ſchon 1332 in Spanien bekannt geweſen ſeien: indeſſen kann dieſelbe durch nichts begründet werden. Das älteſte bekannte Zeugniß vom Kartenſpiele in Spanien iſt das Verbot der Karten, welches der König von Kaſtilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

Kartoffeln, ſ. Erdäpfel.

Kaſſiopeja, die Gemahlin des Cepheus, Königs von Aethiopien, dem ſie die Andromeda gebar. Vom Jupiter ward ſie Mutter des Atymnius. Vergl. Andromeda, Perſeus und Sternbilder, von denen eins der nördlichen dieſen Namen führt.

Kaſtenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürſt oder Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Kloſters übertragen war. Seine Geſchäfte beſtanden hauptſächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Kloſters, und in Anführung derſelben, in ſofern ſie heerbannspflichtig oder ſpäter lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten ſetzte der Kaiſer die Kaſtenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten ſich die Stifter an, ſie ſelbſt zu wählen und belehnten ſie mit der Kaſtvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieſer über ſie durchs ganze Mittelalter ſehr häufig waren.

Käſtner, (Abraham Gotthelf), einer der berühmteſten Mathematiker und witzigſten Epigrammatiſten, wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er beſuchte nie eine öffentliche Schule, ſondern ward theils von ſeinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von ſeinem zehnten Jahre an benutzte er die juriſtiſchen Lehrſtunden ſeines Vaters, welcher Profeſſor in Leipzig war, und trat bereits im elften einem Collegio disputatorio mehrerer die Rechte ſtudirender Jünglinge bei. Eigentlicher Student ward er erſt 1731. Als ſolcher legte er ſich mit großem Eifer auf Philoſophie, Phyſik und Mathematik; beſonders hatte, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, die Methaphyſik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig iſt, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch ſchwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortſchritte gemacht hatte. Uebrigens ſetzte Käſtner das Studium der Jurisprudenz eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieſer Wiſſenſchaft examinirt, ob er gleich von nun an dieſes Fach zu Gunſten der früher genannten zurückzuſetzen anfing. Im J. 1739 disputirte er, um ſelbſt öffentlich leſen zu können, von welcher Zeit an er mathematiſche, philoſophiſche, logiſche und juriſtiſche Vorleſungen zu halten begann. Außer der Mathematik beſchäftigte er ſich auch mit den ſchönen Wiſſenſchaften. Nachdem er im J. 1746 eine außerordentliche Profeſſur nebſt einer Penſion erhalten hatte, ward er 1756 unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Profeſſor der Naturlehre und Geometrie angeſtellt. Im J. 1765 ward er zum großbritanniſchen Hofrathe ernannt und ſeine glänzendſte Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Beſten der Academie waren die ſechziger und ſiebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Durch ihn ward das mathematiſche Studium ſehr befördert. Unter ſeinen vielen Schriften, die in Meuſels gelehrtem Deutſchland allein neun Seiten füllen, und welche nach und nach die Wolfiſchen Lehrbücher verdrängten, bleibt ſeine Geſchichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von welchem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme ſeines Verfaſſers ſtehe,

ſo wie denn überhaupt ſein Scharfſinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu ſein ſchien, als daß er das Ganze der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften hätte glücklich umfaſſen und darſtellen können. Eben ſo ſehr, wie durch den Anbau ernſter Wiſſenſchaften, ward er durch ſeinen unerſchöpflichen Witz berühmt, der ſich oft in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch ſie zog er ſich aber auch manche Fehde in ſeinem literariſchen und bürgerlichen Leben zu. Er ſtarb am 20. Juni 1800.

Katafalk, ſ. Castrum doloris.

Katharer, ein Ketzername, der ſeit der Mitte des elften Jahrh. bis in das 13. Jahrh. mehreren, erſt in der Lombardei, dann auch in andern Ländern des Occidents entdeckten und wegen manichäiſcher Lehren und Gebräuche als Feinde der Hierarchie heftig verfolgten Separatiſtenhaufen und Secten beigelegt wurde. Man nannte ſie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren, woraus das franzöſiſche Schimpfwort, „Bougres" entſtand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menſchen aus der niedrigſten Volksklaſſe, nach der Pataria, einer übelberufenen Gegend bei Mailand, Patarener oder Patariner, bald Publicaner oder Popelitaner und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinſte Namen aber, mit dem das Mittelalter dieſe und ähnliche Ketzer bezeichnete, war Katharer, der entweder aus dem griechiſchen Worte καθαροί, die Reinen, wofür ſie ſich ſelbſt hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil ſie aus der Gazarei, der heutigen Krimm, gekommen ſein ſollten, gebildet und in dem deutſchen Ausdrucke „Ketzer" erhalten wurde. Die Religionsanſicht und Uebung der unter dieſem Namen begriffenen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin ſie auftraten und nach dem Geiſte ihrer Anführer ſehr mannichfaltig modificirt; doch in der hartnäckigen Oppoſition gegen den Catholicismus ſtimmten ſie alle überein und trafen in folgenden Punkten der Lehre und des religiöſen Lebens zuſammen. Den Widerwillen gegen das Jüdiſche im Chriſtenthum, den in bibliſche Redensarten gekleideten Dualismus, der den Teufel neben Gott ſtellt, und den Dünkel einer höheren ſittlichen Vollkommenheit hatten ſie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Propheten zu verehren. Der Einfluß Arianiſcher Vorſtellungen und Platoniſcher Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Trinitätslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos ſein erſter Gedanke und der Geiſt die gemeinſame Wirkung ſein ſollte. In jedem guten Menſchen ſahen ſie einen Chriſtus und unterſchieden daher in ihren Gemeinen Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienſt des Erlöſers fanden ſie mehr in ſeinem Beiſpiele, als in ſeinem Verſöhnungstode und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferſtehung der Leiber ihnen nicht nöthig ſchien, auf das Maaß ihrer eignen Tugend. Im religiöſen Leben des Menſchen hielten ſie die Erhebung des Geiſtes über das Irdiſche bis zur myſtiſchen Beſchauung für die höchſte Stufe; als leeres Gepränge verachteten ſie Meſſe, Altardienſt und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien ſammt allen willkürlichen Bußübungen und ſogenannten guten Werken. Die tägliche Einſegnung ihrer Speiſen und Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geiſtes als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim

Gebet und reiner, durch Enthaltung vom Beiſchlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Uebung der Frömmigkeit. Die Satzungen der Hierarchie und das Prieſterthum der Catholiſchen, wie es damals war, hielten ſie für ganz unchriſtlich und verderblich; dagegen drangen ſie auf Rückkehr zur apoſtoliſchen Einfachheit und auf buchſtäbliche Erfüllung der Vorſchriften des neuen Teſtamentes, das ſie fleißig laſen, aber freilich oft mißverſtanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchſtabenweſen, kalte Dialectik, mechaniſche Verwaltung des Cultus und ärgerliche Sitten des Klerus die Religion immer mehr aus der herrſchenden Kirche entfernten, mußten ſolche Lehren und Grundſätze ſchon um des Gegenſtandes willen Beifall finden. Die lebendige Religioſität und Sittlichkeit, deren ſich die meiſten dieſer Separatiſten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblichen höheren Einſicht, die Wärme ihrer Myſtik und die rührende Kraft ihres einfachen Cultus verſchafften ihnen viele Anhänger und zwar nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedene aller Art, auch Kleriker und Edelleute ſchloſſen ſich an ſie an, daher ſie in Frankreich bons hommes, gute d. h. adeliche Leute hießen und bei dem rohen Zuſtande der Staatsverfaſſungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit konnten ihre wenig mit einander zuſammenhängenden, politiſch nicht gefährlichen Gemeinen oft lange Jahre ſtraflos ihr ſtilles Weſen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei dieſen Secten: die nächtlichen Zuſammenkünfte, die Gemeinſchaft der Güter, die heimathloſe, herumſchweifende Lebensart, wegen der mehrere derſelben Paſſageren, Paſſagini genannt wurden, die urſprünglich aſcetiſche Geringſchätzung des Eheſtandes Mancher von ihnen machte, da ſie doch das Zuſammenleben beider Geſchlechter geſtatteten, Gelegenheit zu groben Unſittlichkeiten und das Geheimniß, in das ſie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verwirrungen einer ſich ſelbſt überlaſſenen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sectennamen durch ſolche Flecken übel berüchtigt wurden, ſo gaben neue Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Secten Daſein und Namen und dem einmal beliebten Geiſte des Separatismus friſchen Schwung. Verſuche dieſer Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Heinrich und Arnold von Brescia im 12. Jahrh. verurſachten und dadurch die Parteinamen Petrobruſianer, Henricianer und Arnoldiſten aufbrachten. (Vergl. d. Art. Arnold v. Brescia). Nun wurden zugleich die geiſtlichen Obern eifriger im Aufſpüren und Beſtrafen der Ketzer, ſo daß dieſe neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloſchen. Zwar brauchten jetzt jene ältern Katharer, Publicaner, Patarener u. ſ. w., wo ſie anſäſſig waren, die Vorſicht, ſich öffentlich zu den katholiſchen Kirchen zu halten und ihre Privatverſammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch geſtatteten ſie den bedrängten Gliedern, ſich vor den geiſtlichen Gerichten durch ſcheinbaren Widerruf zu helfen. Die Aufmerkſamkeit dieſer Behörden war aber einmal rege, und da die Päpſte die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben und im 13. Jahrh. das furchtbare Inſtitut der Inquiſition errichteten, ſo gab auch das unbeſcholtenſte bürgerliche Leben und die tiefſte Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schickſal der Albigenſer, (ſ. d. Art.),

welche groſsentheils Katharer waren, brachte endlich im 13. Jahrh. dieſer ganzen Sectenfamilie den Untergang. Nur die Waldenſer (ſ. d. Art.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechſelt hat, erhielten ſich. Später entſtandene Secten führten nicht mehr dieſen allgemeinen Ketzernamen. E.

Katalecticus, ein unvollzähliger Vers, der am Schluſſe um eine Sylbe verkürzt iſt.

Katapult, ſ. Geſchütz.

Kataract, Waſſerfall, Waſſerſturz (z. B. des Nil), ſ. Art. Waſſerfall.

Kataſtrophe, eine beſonders entſcheidende Veränderung, welche eine Sache nimmt, beſonders in Schauſpielen und Erzählungen eine überraſchende Wendung, welche die Geſchichte nimmt, Auflöſung des Verwickelten; — daher auch der Entſcheidungspunkt.

Katt, ſ. Friedrich II., König von Preuſsen.

Katzbach, (Schlacht an der) 26. Auguſt 1813. Der Waffenſtillſtand zwiſchen Napoleon und den Verbündeten hörte mit dem Morgen des 17. Aug. auf. Blücher ſtand ſeit dem 14. am rechten, der Feind am linken Ufer der Katzbach (einem Fluſſe im preuſs. Regierungsbezirk Liegnitz in Schleſien). Letzterer zog ſich aber gegen den Bober zurück, und wich nach blutigen Poſtengefechten am 19. u. 20. von Bunzlau, wo Ney die Boberbrücke abbrechen lieſs, bis hinter Löwenberg. Doch auf Napoleons Befehl rückte den 21. das franzöſiſche Heer unter Ney, Macdonald, Lauriſton und Sebaſtiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebſt allen Garden geſtoſsen waren, 130,000 Mann ſtark, wieder an das linke Boberufer vor. Denſelben Tag kam der Kaiſer in Löwenberg an. Sofort überſchritten die franzöſiſchen Heerhaufen hier und bei Bunzlau, wo Sacken vor Ney weichen muſste, den Bober, und drängten in drei blutigen Tagen die Verbündeten bis hinter Goldberg. Blücher ſollte jedes Haupttreffen gegen überlegene Macht vermeiden. Er ſtellte daher das Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend auf, und nahm den 23. ſein Hauptquartier zu Jauer. Das feindliche befand ſich zu Goldberg an der Katzbach. Aber ſchon am 23. Nachmittags eilte Napoleon mit ſämmtlichen Garden und den Heerhaufen unter Marmont und Mortier, nebſt den Marſchällen Berthier und Ney, nach Dresden zurück, um dieſe Stadt gegen das aus Böhmen hervorgebrochene Heer der Verbündeten zu behaupten. In Schleſien ſtanden jetzt zwei Heere einander gegenüber, jedes etwa 80,000 Mann ſtark; unter Blücher: Sacken, York und Langeron mit ihren Heermaſſen; unter Macdonald: auſser ſeiner Heerſchaar, die von Ney und Lauriſton, nebſt der Reiterei unter Sebaſtiani. Als nun der Kampf mit gleicher Streitkraft beginnen ſollte, regnete es fünf Tage und Nächte, (24. bis 28. Auguſt) faſt ohne Aufhören, daſs alle Bergſtröme aus ihren Ufern traten. Doch Neys Heerhaufen rückte am 25. bis an die Katzbach vor, und ſtand den 26. bei Liegnitz; Lauriſton ſtand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Angriff beſchloſſen, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurückdrängte. Da ward er am 26. von den Verbündeten zwiſchen Eichholz und Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Souham auf dem rechten, Langeron gegen Lauriſton auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war Lauriſton auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom ſiegenden rechten Flügel her, an der

Spitze der ruſſiſchen Reiterei mit Geſchütz und Fußvolk auf Macdonald ſtürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man ſchlug ſich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck franzöſiſcher Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 Mann verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geſchlagen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei den vorgedrungenen Lauriſton in die Flanke fiel, miſchte ſich im furchtbaren Todeskampfe preußiſche und franzöſiſche Reiterei, 8000 Mann. Nach einer Viertelſtunde entſchied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft ſeiner begeiſterten Schaaren den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann in die wüthende Neiſſe, und unter dem Rufe: Drauf und dran! in die Katzbach geſtürzt. Am folgenden Tage ſchlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28. ward es bei Löwenberg geſchlagen. Durch die angeſchwollenen Bergſtröme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24. von Löwenberg aus über Schönau marſchirt war, um der verbündeten Armee bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu ſpät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er ſich nun nicht bei Hirſchberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier ſtieß er auf Langeron. Zwar ſetzte er ſich auf den Höhen von Plagwitz, aber ſein 8000 M. ſtarker Haufe ward zertrümmert, und er entkam den 30. mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieſer den 29. mehrere Brücken über den Bober ſchlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch entfloh Macdonald in der Nacht vom 29. auf den 30. mit etwa 12,000 Mann über den Bober nach Görlitz. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere Verfolgung. Dieß war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldſchmieden und Mehlvorräthe; dabei machten ſie 18,000 Gefangene, nebſt einem Diviſions- und 2 Brigade-Generalen. Schleſien war befreit. Darauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7. Sept. über den Queiß und die Neiſſe. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neiſſeufer ſtehen, und vereinigte ſich mit den Oeſterreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht; und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte ſich den 17. September in die feſte Stellung bei Stolpen zurückziehen. K.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) iſt ein gegenſeitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenſtand, der ihm zugehört, gegen einen beſtimmten Preis dem Andern zu überlaſſen verſpricht. Beſteht dieſer Preis in Gelde, ſo nennt man ihn Kauf und Verkauf im Sinne des römiſchen Rechts. Dabei hängt es, wie ſich von ſelbſt verſteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen ſoll. Iſt der Kauf unter einer ſucceſſiven Bedingung geſchloſſen worden; ſo geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden iſt. Iſt jedoch die Sache überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine beſondere Verbindlichkeit Statt gefunden hat; ſo geht das Eigenthnm ſogleich an den Käufer über. Iſt der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geſchloſſen worden; ſo geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der **Kaufſchilling** oder das **Aufgeld** bezahlt iſt. Nach dem römiſchen Rechte ſoll ein Vertrag

nicht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen, ſondern es wird überdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Uebergabe (traditio) genannt wird und darin beſteht, daß der Verkäufer den Käufer perſönlich in den Beſitz der verkauften Sache ſetzt, oder dieſe ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Beſitz Statt finden kann; ſo ſcheint es, wie man behauptet, ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einen Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen iſt, ſo trägt auch dieſer die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine ſuſpenſive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte perſönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, ſondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören ſcheint; ſo dürften dabei dennoch, nach Pufendorf, einige Einſchränkungen zu machen ſein. Wenn nämlich nach vollkommen abgeſchloſſenem Contracte eine Verzögerung eintritt, ſo fragt es ſich, ob dieſelbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im erſten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden ſollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweiſen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld geweſen iſt, auf den Käufer über, und die Sache ſelbſt fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über ſich genommen haben; ſo ſchiene es unbillig zu ſein, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entſteht, tragen ſollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er verſäumt hat, die Sache zur beſtimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verſchiedene Perſonen zwei oder mehrere Male verkauft worden iſt, derjenigen Perſon angehören müſſe, welcher ſie überliefert worden iſt; ſo ſtimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, in ſofern Letzterer ein ſtärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachſtehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte ſcheint obiger Grundſatz nicht anwendbar zu ſein. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den erſten Vertrag, wenn derſelbe mit keiner ſuſpenſiven Bedingung geſchloſſen worden iſt, ſein Eigenthum einem Andern überlaſſen, und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erſte Vertrag alle Eigenſchaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erſte Abkäufer nichts unternommen hat, was dieſem Vertrage entgegenſtehen kann; ſo muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weiſe dem erſten Käufer angehören. Denn es iſt nicht ſeine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, ſondern Schuld des Verkäufers. Eben ſo kann es aus der Natur eines ſolchen Verkaufs nicht bewieſen werden, daß der Verkäufer die Eviction leiſten müſſe, am wenigſten, wenn er bonae fidei iſt, obgleich dieſe Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens iſt Alles, was in ſeinem Werthe geſchätzt, und auf einen Andern übertragen werden kann, ein Object des Kaufvertrags. Folglich laſſen ſich auch alle Hoffnungen, die ein Menſch zu gewiſſen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrſcheinlichen Gewinnes hat, alle Foderungen des Einen an den Andern, ſo wie alle Verſicherungen gegen einen ungewiſſen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen. (Vergl. Vertrag.)

Kauffahrteiſchiff (von Kauffahrdei, Seehandel,) iſt ein ſolches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Perſonen über das Meer führt. Dergleichen Schiffe ſind ſowol in der Bauart als in der Größe verſchieden, und führen auch verſchiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Galliaſſen, Briggs, Jachten, Paketboote, Tarten, Oſtindienfahrer u. ſ. w. Laufen viele Handelsſchiffe, welche auch Kauffahrer heißen, zuſammen und zu einerlei Zwecke aus, ſo nennt man ſie zuſammengenommen eine Kauffahrtei-Flotte, und ſetzt den Ort ihrer Beſtimmung hinzu, z. B. die oſtindiſche, die braſilianiſche, die Silber-Kauffahrteiflotte u. ſ. w.

Kaufmann, der, welcher den Handel (ſ. d. Art.) zu ſeinem Hauptgewerbe gewählt hat. Er muß den Zweck haben, an dem einen Orte ſo wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte ſo theuer als möglich zu verkaufen. Die Nebenbenennungen erhält derſelbe von der Art des Handels, die er zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht, z. B. Wechſelkaufmann oder Wechsler, Banquier, Waarenkaufmann, Aſſecuradeur ꝛc. Ein Kaufmann, der ſein Geſchäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender Mann ſein, ſondern außer dem Schreiben, Rechnen und den lebenden Sprachen auch noch eine große Summe der mannichfaltigſten andern Kenntniſſe beſitzen; mithin paſſen unordentliche und ſtumpfſinnige Köpfe überhaupt nicht für den Stand eines Kaufmanns. Um nur einige dem Kaufmanne höchſtnöthige Kenntniſſe zu erwähnen, nennen wir die Geld- Wechſel- und Waarenkenntniß, die Technologie, die Erdbeſchreibung, Statiſtik und fortgeſetzte Vertrautheit mit den laufenden politiſchen Verhältniſſen, die Groß-Aventur und Averei, die Aſſecuranz und Bodmerei, die Schiffahrtskunde ꝛc. Bloß unter Vorausſetzung dieſer Kenntniſſe kann man ein wahrer Kaufmann ſein, und den Handel mit möglichſter Sicherheit treiben. — Alle an einem Orte neben einander lebende oder in einer Provinz abgeſondert von einander wohnende Kaufleute nennt man entweder den Kaufmannsſtand oder die Kaufmannſchaft, z. B. von Hamburg, von England ꝛc., und dieſer Stand gehört zu den nützlichſten und nothwendigſten in jedem Staate, der zu irgend einem Nationalwohlſtande gelangen will. — Kaufhaus heißt in Handelsſtädten ein Ort, wo die Güter der Kaufleute theils aufbewahrt, theils zum Verkauf ausgelegt werden, z. B. in Venedig das deutſche, das türkiſche Kaufhaus. An einigen Orten wird es auch Packhof genannt.

Kaufmann (Angelica), eine berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu Chur in Bünden geboren und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber biſchöflicher Hofmaler war, den erſten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete ſich ihre Neigung zu allem Schönen: ſie liebte die Muſik, beſonders aber die Malerei, in welcher Kunſt ſie unter ihrem Vater, der ſelbſt nur ein mittelmäßiges Talent beſaß, die bedeutendſten Fortſchritte machte. Mit dem angeſtrengteſten Fleiße erwarb ſie ſich bald eine nicht gewöhnliche Kunſtfertigkeit, und bald hatte ſie ihren Vater und Meiſter übertroffen. Kaum dreizehn Jahre alt, machte ſie ihre erſte Reiſe nach Italien, wo ſie ſich abwechſelnd bis 1769 zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in dieſen, den Künſten geweihten Städten ihre Kunſtfertigkeit zur Meiſterſchaft erhob.

Im angezeigten Jahre verließ ſie Italien und begab ſich nach London, wo ſie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen. Dieſer Umſtand gründete ſowol ihren Ruf, als ihre Glücksumſtände: beide wuchſen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward ſie zum Mitgliede der königlichen Academie der Künſte aufgenommen. Hier ging ſie auch ihre erſte unglückliche Ehe ein, von welcher gewöhnlich ſo erzählt wird: Während ihres Aufenthaltes in London bewarb ſich ein engliſcher Künſtler um ihre Hand, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Dadurch erbittert, ſann er auf Rache. Ein ſchöner, aber aus den Hefen des Volks gewählter Menſch ward in den Stand geſetzt, in Angelica's Hauſe erſcheinen und ſich um ihre Liebe bewerben zu können. Dieſe ließ ſich täuſchen, reichte dem Abenteurer ihre Hand und der verſchmähte Künſtler entdeckte den ihr geſpielten Betrug. Angelica ward nun zwar geſchieden, mußte jedoch ihrem Manne, der aber bald darauf ſtarb, eine jährliche Penſion geben. Nach ihrer Rückkehr nach Rom (1782) verheirathete ſie ſich zum zweitenmal mit einem venetianiſchen Maler Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Aber auch dieſer ſtarb lange vor ihr, und Angelica lebte ſeitdem einzig der Kunſt und ihren Freunden bis zu ihrem Tode den 5ten Nov. 1807. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms, und ihre Büſte ward 1808 im Pantheon aufgeſtellt. Sie hinterließ eine ausgeſuchte Bibliothek und ein anſehnliches Vermögen. Sie hat viele Porträts und hiſtoriſche Gemälde, letztere beſonders nach Antiken gemalt; ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geſchätzt, welche darin herrſcht, wenn auch dem wahren Kenner ſowol die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung nicht entgehen kann. Daher dürfte ſie recht eigentlich eine Künſtlerin für Dilettanten ſein.

Kaufmann (Johann Gottfried und Friedrich), Vater und Sohn, berühmt als Akuſtiker, Mechaniker und Tonkünſtler. Der Vater war 1752 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachſen von armen Aeltern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam darauf zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entſagte jedoch nach drei Jahren dieſer Profeſſion und ging, um ſeiner Neigung zu mechaniſchen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der ſich mit Repariren von Uhren uud ähnlichen Arbeiten beſchäftigte. Wie ſchnelle Fortſchritte er hier machte, beweiſet der Umſtand, daß er, als nach 1½ Jahren ſein Lehrmeiſter ſtarb, das Geſchäft allein für Rechnung der Witwe und der Kinder fortzuſetzen im Stande war. Im J. 1779 heirathete er die jüngſte Tochter des Hauſes, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, verſuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Muſik genoſſen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er ſich in das Gebiet der Orgelbaukunſt und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht ſtehen: er war in Sachſen der Erſte, der beides mit einander verband und im J. 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit ſogleich von dem damaligen Churfürſten von Sachſen zum Geſchenk für ſeine Gemahlin beſtimmt wurde. Dieſe Aufmunterung ſpornte ſeinen Fleiß immer mehr an, und ſo brachte er es durch raſtloſen Eifer und durch den Grundſatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß ſchon 1800 ſeine Arbeiten in Italien, Oeſterreich und Rußland als Meiſter-

werke geſucht und dahin verſendet wurden. Um dieſe Zeit fing auch ſein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Muſik hatte unterrichten laſſen, an, ihn bei ſeinen Arbeiten zu unterſtützen. Im J. 1804 ſah er zum erſtenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich verſuchte er ein ähnliches Werk, und was er leiſtete, beweiſet ſein Belloneon. In den J. 1807 und 8 projectirte er eine Vorrichtung, wodurch an ſeinen Spieluhren die ſ. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß ſie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinſchaftlich wurden dieſe Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerſt ausgeführt. Beide Künſtler erfanden darauf auch das Harmonichord, über deſſen außerordentliche Eigenſchaften nur Eine Stimme iſt. Der Sohn gab dazu die erſte Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die originelle Art der Stimmung aber iſt die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künſtler ſchon früher mehrere Städte Deutſchlands mit ihren Inſtrumenten beſucht, unternahmen ſie 1816 eine Reiſe über Hamburg nach London und Paris. Ueberall erwarben ſie eben ſo viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente als Hochachtung und Zuneigung durch ihren perſönlichen Charakter. Im J. 1818 waren ſie in Frankfurt, wo am 10. April der Vater ſtarb.

Kaufmänniſches Syſtem, ſ. Merkantilſyſtem.

Kaufungen, ſ. Kunz von Kaufungen.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürſt von), zuletzt Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des heil. Stephans-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Miniſter, geheimer Hof- und Staatskanzler, ſtammte aus einem altgräflichen Hauſe, deſſen Stammhaus die Herrſchaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, iſt. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes und mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erſter Botſchafter bei der Friedensverſammlung zu Ryswick und ſtarb 1705. Der Sohn deſſelben, Maximilian Ulrich Joſeph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Geſandter am römiſchen Hofe und an einigen Kreiſen des deutſchen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und ſtarb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Oſtfriesland und Rietberg brachte er die Grafſchaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozeſſe mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafſchaft Oſtfriesland. Aus dieſer Ehe entſprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war, und zu Wien am 2ten Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter ſeinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngſte war, ſo wurde er dem geiſtlichen Stande gewidmet, auch ſchon im dreizehnten Jahre ſeines Alters mit einer Domherrnſtelle zu Münſter bekleidet. Als aber ſeine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette geſtorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter ſeines Hauſes wurde, verließ er wiederum den geiſtlichen Stand, und beſchloß, ſich den Staatsgeſchäften zu widmen. Seine geiſtigen Fähigkeiten, unterſtützt durch einen ſchönen und ſtarken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesbewegungen, entwickelten ſich nach Wunſch. Er ſtudirte anfangs

zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des öſterreichiſchen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an dieſen Orten erhielt, mit Ernſt. Im J. 1732 trat er ſeine Reiſen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für ſeinen wißbegierigen Geiſt reichlichen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiſer Carl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters, zum zweiten kaiſerlichen Commiſſarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieſer Kaiſer ſtarb, und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab ſich dieſer auf ſeine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Thereſia eröffneten ſich ihm glänzende Ausſichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papſt Benedict XIV., und von da nach Florenz geſchickt, und entledigte ſich ſeiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenſeitigen Parteien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Geſandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Sardinien gegen die Bourboniſchen Höfe deſto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er dieſe verſchiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine ſolche Meinung von ſeinen Miniſtertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geſchäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum öſterreichiſchen Miniſter am Hofe Herzogs Carl von Lothringen und der Erzherzogin Maria Anna, des General-Gouverneurs der öſterreichiſchen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Erzherzogin ſtarb, ſo übernahm er, in Abweſenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der öſterreichiſchen Niederlande, welche damals um ſo bedenklicher zu führen war, als Frankreich ſchon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den franzöſiſchen Einfällen am erſten ausgeſetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Miniſter daſelbſt ernannt, und verwaltete dieſen ſchwierigen Poſten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die franzöſiſchen Waffen allzumächtig vordrangen. Als ſich im Februar 1746 Brüſſel den Franzoſen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandenen öſterreichiſchen Truppen eine beſondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch dieſe Stadt ſich den Franzoſen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen, die Kaiſerin wiederholt um ſeine Entlaſſung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erſchien Kaunitz ſchon wieder als k. k. Geſandter bei dem Friedenscongreſſe zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daſelbſt nur zwiſchen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und ſo eifrig betrieben, daß die übrigen Miniſter, und auch Kaunitz ausgeſchloſſen wurden. Letzterer proteſtirte daher gegen die Präliminarien und trat denſelben ſpäter, als die übrigen Miniſter, bei. In dieſer ganzen Unterhandlung erwarb er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Offenheit die Achtung der verſchiedenen Geſandten, und legte hier den Grund zu ſeinem nachher ſo großen Ruhme als Diplomatiker. Nach geſchloſſenem aachner Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminiſter ernannt und 1749 mit dem Orden des goldenen Vließes belohnt. Zugleich beſtimmte ihn die Monarchin zum Geſandten am franzöſiſchen Hofe. Dieſe Geſandtſchaft dauerte von 1750 — 1752, während welcher er durch ſein kluges, einſchmeichelndes Weſen den Grund zur Ausſöhnung des öſterreichiſchen und franzöſiſchen Hofes legte und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erſt 1756 bekannt wurde. Im Jahre 1753 wurde

er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdieß 1756 zum niederländiſchen und italieniſchen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geſchäfte dieſer Provinzen in ſeine Hände fiel. Seit dieſer Zeit hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oeſterreichs unter Maria Thereſia geleitet, auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. Im Jahre 1764 wurde er darauf vom Kaiſer Franz I. mit ſeinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erſtgeburt in den Reichsfürſtenſtand erhoben. So lange Maria Thereſia lebte, war das Vertrauen dieſer Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiſer Joſeph allein regierte, beehrte er zwar den greiſen Miniſter mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer deſſen Rathſchläge. Der mißlungene Verſuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungene Austauſch von Baiern, und der noch ungleich mißlungenere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch ſchwächer ward Kaunitzens Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme ſeiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II., die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. — Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verſtand. Seine Beurtheilung war langſam, aber deſto reifer, und daher ſeine endliche Entſcheidung faſt immer richtig. Voltaire war ſein Lieblingsſchriftſteller, und Rouſſeau, der ſogar einige Wochen lang ſein Privatſecretär in Paris geweſen war, wurde ſehr von ihm geſchätzt. Die dramatiſche Literatur der Franzoſen liebte er leidenſchaftlich; weniger kannte er die deutſche Literatur, ob er gleich derſelben in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerkſamkeit ſchenkte. Der deutſchen Sprache war er kundig; in der franzöſiſchen aber lebte er. Er ſprach Franzöſiſch, Italieniſch und Deutſch; das Lateiniſche las und verſtand er; auch war ihm in ſeiner Jugend die engliſche Sprache nicht fremd geweſen. Die große Encyclopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für ſeine geſellſchaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen, und um einen Faden zu haben, an den er ſeine und ſeiner Freunde Ideen anreihen konnte. Auch hinterließ er den Ruhm eines Freundes der Wiſſenſchaften und Gönners der Gelehrten. Er ſchuf in der Lombardei und in den Niederlanden ſehr anſehnliche Academien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt und Aufnahme. Er war es, der den verdienſtvollen Geſchichtſchreiber der Deutſchen, den würzburgiſchen Hofrath Schmid, nach Wien brachte. Noch entſchiedener war ſeine Neigung für die ſchönen Künſte und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunſtſchule zu Wien iſt faſt ganz ſeine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der berühmte Kupferſtecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach ſeiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrſchule der Kupferſtecherkunſt wurde, aus welcher ſo viele ſchätzbare Künſtler hervorgegangen ſind. Mit Mecheln aus Baſel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, beſonders aber mit dem Hiſtorienmaler Caſanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, faſt vertrauten Umgange. Doch hatten ſie dieſe Auszeichnung wol eben ſo ſehr ihrer feinen Lebensart, als ihrem Kunſttalent zu verdanken: denn der Künſtler, wenn er nicht die Geſchmeidigkeit des Hofmannes hatte, galt ihm wenig. Kaunitz war in ſeinen jungen Jahren ein ſchöner Mann geweſen und hatte eine von jenen Phyſiognomien, die Ehrfurcht einflößten. Man hat ihn einer weiter getriebenen Putzliebe beſchuldigt,

als einem Manne ſonſt wol geziemen möchte. Unter ſeinen moraliſchen Eigenſchaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von ſeinem Stande, dagegen gütig und herablaſſend gegen Niedere; ernſt aber gegen Alle, und immer, beſonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert ſich Niemand, ihn, beſonders in ſeiner ſpätern Zeit, lachen geſehen zu haben. Nie hat wol ein Miniſter an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genoſſen, als Kaunitz an dem ſeinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenſte Ueberzeugung von ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeinen Einſichten gegründet. Unter Joſephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, ſondern der Kaiſer ging, wenn er ihn ſprechen wollte, zu ihm, und dieß geſchah ſehr oft. An den kirchlichen Reformen Joſephs nahm Kaunitz den thätigſten Antheil. Zu Rom war man ſogar überzeugt, daß alle dieſe Reformen von ihm allein ausgingen; deßwegen wurde er in der Miniſterial-Correſpondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzeriſche Miniſter) genannt. Als der Papſt in Wien war, reichte er dem Fürſten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, ſondern das Innere derſelben zum Küſſen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeugung galt. Der Fürſt aber that, als ob er nichts von dieſer Etiquette verſtände, nahm die ihm von dem Papſte dargebotene Hand und drückte ſie nach altdeutſcher Sitte. Obgleich ſein Einfluß unter Leopold II. aufhörte, ſo fuhr man dennoch fort, ihm mit der ausgezeichnetſten Achtung zu begegnen. Er ſtarb am 27ſten Juni 1794 an Entkräftung mit dem bleibenden Ruhme eines vielerfahrnen, um Oeſterreich hochverdienten Miniſters und dem noch ſchönern eines edeln Menſchen.

Kauſcher, (Koſcher) heißt bei den Juden was rein und ihnen nach ihrem Geſetz zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt iſt. — Kauſcher-Wein, der zum Gebrauch der Juden gekoſcherte und deßhalb verſiegelte Wein.

Kauſticität, ſ. Aetzkraft. Kauſtik, ſ. Aetzkunſt. Kauſtiſch, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ickari, Störrogen) wird in Rußland aus dem Rogen der Störe, der Hauſen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man ſtreift nämlich den Rogen von der daran klebenden Haut ab, ſalzt ihn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeſchnittene Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und als eine delicate Speiſe auf geröſteter Semmel oder Butterſchnitten genoſſen. Der beſte Kaviar iſt der krimmiſche (tauriſche), von welchem aus Kerſch und Jenikale jährlich auf anderthalbtauſend Tonnen in die Moldau- und die Donau-Gegenden ausgeführt werden.

Kayſter (Kayſtros), ein Fluß bei Epheſus in Kleinaſien, berühmt durch ſeine vielen Schwäne, deren Geſang man pries.

Kegel (mathematiſcher) wird in der Stereometrie derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisebene hat, und mit dieſer kreisförmigen Rundung ſpitzig zuläuft; auch die runde Pyramide, — Conus. Die Kegel ſind entweder gerade- oder ſchiefſtehende. Schneidet man einen geradeſtehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch, ſo muß die dadurch entſtehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und da dieſe ein Kreis iſt, ebenfalls ein Kreis ſein. Geſchieht aber der Schnitt ſchief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern, ſo entſteht keine kreisförmige, ſondern eine läng-

lich-runde Fläche, welche man eine Ellipſe nennt. Geſchieht dieſer Schnitt nicht ſchief durch, ſondern neben der Spitze ſenkrecht herab auf die Grundfläche, ſo entſteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeſchnittene Fläche. Dieſe heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geſchehen, wodurch eine andere, ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeſchnittene Fläche entſteht, welche Parabel genannt wird. Dieſe drei letztern aus Zerſchneidung eines Kegels entſtehenden Figuren oder Flächen nennt man Kegelſchnitte. Die Eigenſchaften derſelben ſind ſchon von den Griechen mit bewundernswürdigem Scharfſinne entwickelt worden. Das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden iſt, iſt von Apollonius Pergäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derſelben haben ſich dann insbeſondere die Engländer verdient gemacht. — In der Buchdruckerkunſt heißt Kegel die Dicke, welche die Lettern (nicht in die Breite, ſondern in die Länge gerechnet) nach den verſchiedenen Schriftgrößen haben. Bei den Kanonen heißt Kegel das Viſir. M. L.

Kehl, Dorf und Feſtung am Ausfluſſe der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem, eine halbe Stunde davon gelegenen, Straßburg führt. Im ryswicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden-Baden, doch behielten ſich Kaiſer und Reich das Beſatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais daſelbſt angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges ſtellte man die Feſtungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten, (die merkwürdigſte 1796) war abwechſelnd in deutſchen und franzöſiſchen Händen, brannte zu drei verſchiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Baden zurückfiel Im J. 1815 wurden die Feſtungswerke abgetragen.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes ſo häufig gebraucht wird, iſt ein viereckiger, in Verhältniß zu ſeiner Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe ſeiner Wirkung hängt von der Neigung ſeiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes ſelbſt, und von dem Widerſtand der geſpalteten Flächen ab, und ihre Beſtimmung gehört zu den ſchwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig iſt die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber. In der Baukunſt wird auch der Schlußſtein Keil genannt.

Keilſchriften hat man einige morgenländiſche Schriftarten auf alten Denkmälern in Perſien und Babylonien genannt, weil ihre Charaktere aus einer Verbindung mehrerer oder weniger keilförmigen Striche in allerlei Richtungen beſtehen. Man erkennt leicht ihre Beſtimmung zu einer heiligen Steinſchrift, die von keinem der bekannten Alphabete abſtammt. Nach äußern und innern Merkmalen kann man zwei Hauptgattungen der Keilſchrift, die perſiſche und die babyloniſche oder mediſche und chaldäiſche unterſcheiden, wovon jene wieder drei, dieſe zwei Unterarten hat. Die perſiſche Keilſchrift findet ſich, ein paar Kleinigkeiten aus Aegypten ausgenommen, nur in den Ruinen von Paſargadä und Perſepolis, und zwar ſtehen hier gewöhnlich alle

drei Schriftarten, faſt Wort für Wort ſich entſprechend, unter einander; die babyloniſche hingegen findet ſich immer nur einfach, auf allerlei Ziegel- und andern Steinen des alten Babylons, wie auch auf Gemmen und cylinderförmigen Amuleten. Alle dieſe Schriftarten ſtimmen darin überein, daß ſie wagerecht von der Linken zur Rechten geleſen werden und eine Lautſchrift, zum Theil mit beſondern Worttheilen und einzelnen Monogrammen ſind. Ohne bei den verſchiedenen Meinungen und Entzifferungsverſuchen zu verweilen, wozu dieſe Schriften Veranlaſſung gegeben, führen wir nur an, daß, nach der wahrſcheinlichſten Auslegung, die perſiſchen Inſchriften Titel der perſiſchen Könige und Glückwünſche für ihr und ihrer Völker Wohl, die babyloniſchen aber magiſche Formeln für Talismane und zur Sicherung gegen den Einfluß böſer Geiſter enthalten.

Keim iſt die Grundlage zu jedem organiſchen Körper, aus welchem ſich dieſer unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Beſonders bedient man ſich dieſes Ausdrucks bei den Gewächſen, und hier kann man eine dreifache Gattung derſelben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Samen). Daß die Augen (Knospen) Keime ſind, ſieht man daraus, daß ſich vermittelſt des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden ſich ſogar wie Samen ausſäen laſſen, wenn ſie nicht in der Erde der Fäulniß zu ſehr ausgeſetzt wären. Im Samenkorne oder in der Frucht iſt der Keim derſelbe, aber nur anders eingehüllt, und von der Natur beſtimmt, ſich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keiſer (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daſelbſt auf der Thomasſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Univerſität bezogen hatte, entwickelte ſich ſein nachher ſo ausgezeichnetes muſikaliſches Talent um ſo mehr, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerten dieſer Stadt, ihm Vorbilder jeder Muſikgattung zum Studium darſtellen konnte. Bald zeichnete er ſich ſo ſehr aus, daß der braunſchweigiſche Hof, der noch zu Wolfenbüttel reſidirte, ihn zur Compoſition zweier Opern berief, welche großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er ſich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die ſich damals in ihrem höchſten Glanze befand. Auch hier gefielen ſeine Opern ſo ſehr, daß er, eine Reiſe nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir haben, außer ſeinen übrigen Concert- und Kirchenmuſiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen ſämmtlich eine ſo geniale Erfindung, eine ſolche Neuheit der Gedanken und beſonders ein ſo edler, melodiſcher Geſang herrſchen, daß man ihn, beſonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer war, ſondern faſt Alles aus ſich ſelbſt erfand, für einen der größten Componiſten, die je gelebt haben, erklären muß. Er ſtarb am 12ten Sept. 1739 im 66ſten Jahre ſeines Alters.

Keith (Jacob von), königlich preußiſcher Feldmarſchall, und einer der ausgezeichnetſten Feldherren des vorigen Jahrhunderts, jüngſter Sohn Georg Keiths, Marſchalls von Schottland, wurde 1696 zu Freterreſſa in der ſchottiſchen Grafſchaft Kincardin geboren, und zeigte ſchon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zum Militärſtande. In einem Alter von achtzehn Jahren trat er auf Antrieb ſeiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler von Schottland geweſen war, zu der Partei des Prätendenten

über, und wohnte der Schlacht von Sherifmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Armee des Prätendenten zerſtreut worden war, floh Keith nach Frankreich und legte ſich daſelbſt, unter Maupertuis Anleitung, mit ſo vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung ſeines Lehrers in die Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, ſich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreiſet war, bot ſich ihm Gelegenheit dar, dem Czaar Peter I. 1717 zu Paris vorgeſtellt zu werden. Dieſer trug ihm Dienſte an, welche Keith ablehnte, um nicht in die Lage geſetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, fechten zu müſſen. Er reiſete darauf nach Madrid, wo der Herzog von Leyria ihm eine Stelle als Oberſt des irländiſchen Regiments verſchaffte. Als bald darauf der Herzog, welcher ihn zu ſeinem Schützlinge ernannt hatte, zum außerordentlichen Geſandten nach Petersburg ernannt worden war, begleitete ihn Keith, und trat darauf (1728) in den Dienſt der Czaarin, welche ihn zum Brigadegeneral, und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des Andreasordens ernannte. Hier zeichnete ſich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieſer Kaiſerin gegen die Türken (1737) geliefert wurden, durch ſeinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otſchakow der erſte, der die Breſche erſtieg, wobei er an der Ferſe verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden (1741 — 1743) ſtritt er in Finnland, und er war es, der ſowol den Gewinn der Schlacht von Wilmanſtrand entſchied, als auch die Schweden von den Alandsinſeln in der Oſtſee vertrieb. In dem Frieden zu Abo (1743) ward er von der Kaiſerin als Geſandter an den Hof von Schweden geſandt, wo er ſich durch Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, ſchmückte ihn die Kaiſerin mit dem Marſchallsſtabe. Da aber dennoch ſeine Einkünfte in Rußland immer ſehr mäßig blieben und er überdieß von Beſtuchef beleidigt worden war, begab er ſich an den Hof des Königs von Preußen, welcher darauf bedacht war, talentvolle Männer in ſeine Dienſte zu ziehen. Dieſer ſchenkte ihm ſein unumſchränktes Vertrauen, und machte ihn zum Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin (1749). Keith durchreiſete mit ihm einen großen Theil Deutſchlands, Polens und Ungarns. Als im Jahre 1756 der ſiebenjährige Krieg ausgebrochen war, ging er als Feldmarſchall mit einem preußiſchen Armeecorps nach Niederſachſen. Er war es, der nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz (1758) den merkwürdigen Rückzug des Belagerungscorps deckte, aber auch in dem nämlichen Jahre (14ten Oct.), als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde geriſſen, auf dem Schlachtfelde ſtarb, nachdem er im Dunkel der Nacht dreimal die Oeſterreicher zurückgetrieben hatte. Keith war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit und ſtrenger Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marſchall, ſein Bruder, ſchrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie ſich, welch' eine große Erbſchaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandſchatzt, und ich habe ſiebenzig Dukaten bei ihm gefunden!“ Friedrich der Große ließ ihm zur Anerkennung ſeiner Verdienſte in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Statue von Marmor errichten.

Keith, (Lord Viscount George Elphinſtone) Admiral, geboren 1747, aus einer alten berühmten ſchottiſchen Familie, diente von

ſeiner erſten Jugend an zur See, und ward 1775 Schiffscapitän. Zum Parlamentsglied (i. d. J. 1779, 1780 und 1786) erwählt, bemühte er ſich 1780 vergeblich, Pitt mit Fox und dem Herzog von Portland zu verſöhnen. Im Kriege mit Nordamerika befehligte er mit Auszeichnung ein Schiff von 74 Kanonen. Im Kriege gegen Frankreich 1793, diente er unter dem Admiral Hood, und beſetzte mit demſelben Toulon im Auguſt; beim Abzuge ward ihm die Einſchiffung der franzöſiſchen Royaliſten, welche auswandern wollten, übertragen. Im J. 1794 erhielt er den Bathorden. Darauf ward er zum Contreadmiral, und als er im J. 1795 mit ſeiner Flotte das Cap genommen, 1797 zum Pair von Irland ernannt, mit dem Titel Baron Keith von Stone-Haven-Mariſhal. Im J. 1799 commandirte er die Canalflotte, und kreuzte als Viceadmiral mit dem Admiral S. Vincent im mittelländiſchen Meere, wo er Genua 1800 mit bombardirte. Er übernahm hierauf im J. 1801 als Admiral den Oberbefehl über die Flotte, welche das Heer unter Abercrombie nach Aegypten führte. Hier trug er weſentlich bei zum Gelingen des ganzen Unternehmens. Als die Franzoſen nach dem Vertrage zu El Ariſch Aegypten räumen wollten, beſtand Lord Keith darauf, daß ſie ſämmtlich kriegsgefangen würden. Hierüber aufgebracht, griffen die Franzoſen wieder zu den Waffen, und Kleber ſchlug die Türken völlig. Nach Lord Keiths Rückkehr bezeugte ihm das Parlament ſeinen Dank. Er wurde Pair; die Stadt London ertheilte ihm das Bürgerrecht, und der Großherr gab ihm den Orden des Halbmondes. Im Sept. 1804 beobachtete er die franzöſiſchen Küſten, wo man ſich zu einer Landung in England rüſtete. Auch im J. 1814 commandirte er die brittiſche Seemacht von Finisterre bis Bayonne. Der Prinz Regent erhob ihn darauf zum Viscount. Lord Keith vermählte ſich 1787 mit Johanne, der einzigen Tochter und Erbin Williams Mercer, die 1789 ſtarb, und ihm eine einzige Tochter hinterließ, Margarethe Marie Elphinſtone, welche 1816 die Gemahlin des Grafen Flahault wurde.

Kelano, eine der Harpyen. (ſ. d. Art.)

Keller (Johann Balthaſar), ein ausgezeichneter Erzgießer, ward zu Zürich geboren, und widmete ſich dieſer Kunſt zu Paris in der blühendſten Periode der Regierung Ludwigs XIV. Bald zeichnete er ſich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendſten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterſtatue Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrich IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegoſſen worden; Keller unternahm es zuerſt, jene Statue in einem einzigen Guſſe zu gießen. Dieſes Werk machte unſtreitig Kellern eben ſo viel Ehre, als Girardon; ja, man könnte ſagen, daß die Schönheiten des Modells der Kühnheit des Guſſes keineswegs gleich kamen. Der König ließ ihn durch ſeine Miniſter belohnen, und übertrug ihm auch die Aufſicht über die Stückgießerei des Zeughauſes. Er ſtarb im Jahre 1702. Sein Bruder Johann Jacob Keller, welcher 1700 im 65. Jahre zu Colmar ſtarb, war ebenfalls ein geſchickter Künſtler im Gießen.

Kellermann, (Franz Chriſtian) Herzog von Valmy, Marſchall und Pair von Frankreich ꝛc. geb. d. 30. Mai 1735 in Straßburg, trat 1752 als gemeiner Huſar in die Legion von Conflans, zeichnete ſich im ſiebenjährigen und im polniſchen Föderationskriege

aus, und ward ſchon 1788 Maréchal-de-camp. Im Anfang der Revolution bemühte er ſich im Elſaß die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzuſtellen. Eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieſer Anſtrengungen. Im Aug. 1792 gab man ihm das Commando über die Moſel-Armee. Als er darauf im September ſeine Vereinigung mit Dumouriez bewerkſtelligt hatte, hielt er in der Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, am 19. Sept. den Angriff des Herzogs von Braunſchweig aus, welchen man die Kanonade von Valmy nennt. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen legte ihm Cüſtine zur Laſt, daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe. Kellermann ſchrieb deßhalb d. 6. Nov. an den Convent, daß dieſe Beſchuldigung nichts ſei, als die Wirkung: ou de la folie ou du vin. Er ward darauf an der Moſel, bei der Belagerung von Lyon angeſtellt, welche letztere er jedoch nicht raſch genug betrieb, ſo daß man ihn zur Alpen-Armee verſetzte, wo er die ſüdliche Grenze gut vertheidigte. Allein er ward der Verrätherei beſchuldigt, abgeſetzt, aus dem Jacobiner-Club geſtoßen, und im Sept. 1793 in die Abtei gebracht, woraus ihn erſt nach Robespierre's Sturz, ein Ausſpruch des Revolutions-Tribunals, am 6. Nov. 1794 befreite. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und ital. Armee, mußte jedoch Bonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italieniſchen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungsſtand zu ſetzen, und die Gendarmerie zu organiſiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inſpection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er ſogleich den conſtituirenden Autoritäten überſandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, und nach dem 18. Brumaire in den Erhaltungsſenat, von welchem er am 2. Aug. 1801 zum Präſidenten ernannt wurde. Am 3. Juli 1803 erhielt er den Titel eines Großofficiers der Ehrenlegion, ward darauf zum Reichsmarſchall, dann zum Commandeur der eiſernen Krone erhoben und mit der Senatorie von Colmar belehnt. Im J. 1805 organiſirte er die Nationalgarden am Oberrhein; im Juli 1806 ſchlug er vor, Napoleon ein Denkmal zu errichten.* Darauf organiſirte er die neuen Regimenter in Mainz. Napoleon ſchenkte ihm dafür den Johannisberg, und ernannte ihn im J. 1808 zum Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Canalküſten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oeſterreich 1809, ward ihm die Organiſation der Neuconſcribirten im Elſaß übertragen. Dieſen Wirkungskreis behielt er auch in den Feldzügen von 1812, 13 und 14. Nach der Wiederherſtellung des Königthums in Frankreich, für welches ſich Kellermann ſchon den 1. Apr. 1814 erklärte, ward er von Ludwig XVIII. zum königl. Commiſſär für die Militär-Diviſion Metz, und d. 4. Juni zum Pair des Reichs, Großkreuz des St. Ludwigs-Ordens und Gouverneur der 5ten Militär-Diviſion ernannt. Auch Napoleon hatte ihn bei ſeiner Uſurpation (1815) zum Pair gemacht; allein er nahm keine Stelle an, und behielt deßwegen nach Ludwigs XVIII. Zurückkunft ſeine Aemter und die Pairswürde. Er ſtarb den 13. Sept. 1820 zu Paris im ſ. 80. Jahre. Sein Herz wurde, wie er verlangt hatte, auf dem Schlachtfelde vom 19. Sept. 1792, begraben. Sein Sohn, (geb. 1770), Graf von Valmy, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigsritter, General-Lieutenant und General-Inſpector der Cavallerie, zeichnete ſich 1796 als General-Adjutant bei der Armee von Italien, und am 16. März beim Uebergange über den Taglia-

mento aus. Im J. 1800 trug er als Brigade-General, nebſt Deſaix, zum Siege von Marengo bei. (S. d. A.) In der Schlacht bei Auſterlitz ward er verwundet. In Portugal unterzeichnete er, in Jünot's Namen, die Capitulation von Cintra, 30. Auguſt 1808. Darauf erkämpfte er 1809 in Spanien mehrere Vortheile; zeichnete ſich 1813, 20. Mai, in der Schlacht bei Bautzen aus; vorzüglich aber 1814 in den Treffen bei Nangis (17. Febr.) und bei Provins. Den 6. Apr. erklärte er ſich für Ludwig XVIII., der ihm ſeine jetzigen Würden ertheilte. Napoleon erhob ihn 1815 zum Pair, was er aber nach der Rückkunft des Königs nicht blieb.

Kemble (John Philipp), eine der erſten Zierden der engliſchen Bühne, iſt zu Preſton in Lancaſhire im J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der ſich als Schauſpieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine ſorgfältige Erziehung. Zum geiſtlichen Stande beſtimmt, ſtudirte er im College zu Douay in Flandern; allein er verließ die Schule, und ward, wider den Willen ſeiner Familie, Schauſpieler. Er trat zuerſt zu Wolverhampton als Theodoſius in Rowe's Tragödie dieſes Namens mit großem Beifall auf, beſuchte dann Mancheſter, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er ſeitdem ohne Nebenbuhler glänzte. Nicht mit gleicher Auszeichnung verſuchte er ſich in komiſchen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin geweſen, kam er 1783 nach London, wo er zuerſt als Hamlet auf dem Theater Drury-Lane auftrat. Zehn Jahre ſpäter ward er Regiſſeur, und blieb es bis 1796. Er hatte in dieſem Zeitraume, als ein feiner Kenner der dramatiſchen Werke ſeiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England beſitzt, manches treffliche ältere Stück wieder aufs Repertorium gebracht. Dagegen fanden ſeine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakſpeare häufig veränderte, nicht den Beifall der Kritiker. Nach manchen Verdrießlichkeiten nahm er ſeinen Abſchied, und beſuchte in den J. 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach ſeiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pf. einen Antheil am Covent-Garden Theater, und trat hier in Lewis Stelle. In heroiſchen Rollen, deren Charakter mehr in Kraft und Würde, als im Pathos beſteht, in philoſophiſcher Declamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht ſeines Gleichen nicht. Als Schriftſteller hat ſich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Panuel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er bald nach ihrer Erſcheinung unterdrückt. Von Shakſpeare hat er 24 Schauſpiele für die Bühne bearbeitet. Seine Hauptrollen waren Hamlet, Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello. Im J. 1817 verließ Kemble die Bühne. Er trat zum letzten Male als Coriolan auf. Mit der größten Bewunderung ſeiner Kunſtleiſtung ward dieſer Abſchied vom Hauſe und ſeinen Freunden gefeiert. Lord Holland überreichte ihm bei dem feſtlichen Male eine prächtige Vaſe mit der Inſchrift, daß Kemble 34 Jahre lang die Würde des Drama und Shakſpeare's Ruhm auf der Nationalbühne behauptet habe. Die Geſchichte ſeiner Kunſt hat Kemble gründlich ſtudirt. Moliere'n bewunderte er als den Mann der Natur, der nicht Frankreich allein, ſondern allen Nationen angehöre. Kembel's Schweſter iſt die berühmte Siddons. Sein Bruder Charles Kemble, geb. im Nov. 1775, ſtudirte ebenfalls in Douay, und ward dann bei der Poſt angeſtellt; aber auch ihn trieb ſeine

Neigung auf die Bühne. Er trat zuerſt 1792 als Roland in dem Stück von Shakſpeare: As you like it, mit Beifall in Sheffield auf; dann 1794 als Malcolm im Macbeth auf dem Drurylane Theater. In der Folge ſpielte er auf Haymarket bis 1802, in welchem Jahre er auf das feſte Land reiſte. Nachher vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder beim Coventgarden Theater. Er hat einige Luſtſpiele geſchrieben. Seine Gattin, Marie Thereſe Kemble, geb. zu Wien 1774, wo ihr Vater Ge. Ludw. von Camp Tonkünſtler war, trat ſchon als Kind in Noverre's Balleten auf. Sie ſpielte und tanzte auf mehreren Bühnen mit Beifall; vorzüglich auf dem Drurylane Theater als Julie in der Oper Richard Löwenherz. Im Jahr 1799 wurde ein von ihr verfaßtes Luſtſpiel: die erſten Fehler, auf derſelben Bühne mit Beifall gegeben. Im J. 1806 heirathete ſie Hrn. Charles Kemble, und ſpielt jetzt auf dem Coventgarden Theater. Von ihr iſt noch 1808 ein Zwiſchenſpiel: der Tag nach der Hochzeit, erſchienen. Eine umſtändlichere Biographie und Charakteriſtik John Philipp Kemble's (von Hüttner) findet ſich im IX. Heft der Zeitgenoſſen.

Kempelen, (Wolfgang von) ein berühmter mechaniſcher Künſtler, zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, ſtarb am 22. März 1804 in ſeinem 71ſten Jahre. Um welche Zeit dieſer erfinderiſche Mann die berühmte Schachmaſchine zu Preßburg bekannt gemacht hat, iſt unbekannt; doch wird derſelben ſchon 1771 gedacht. Sie ſtellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkiſch gekleidet iſt, und vor einem Tiſche ſitzt, auf welchem ein Schachbrett ſteht. Der Tiſch ſelbſt hat an den Füßen Rollen, um ihn deſto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und ſomit den Verdacht, als ſei ein Menſch unter dem Tiſche verborgen, um ſo mehr vermeiden zu können. Dieſe Maſchine ſpielte mit den geſchickteſten Spielern, und war ihnen faſt immer überlegen. In wiefern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tiſche ſtand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tiſche befindliches mit dem Schachſpieler ſelbſt in keiner Verbindung ſtehendes, Käſtchen ſah, das Spiel des Schachſpielers leitete, oder ob in der Maſchine ſelbſt ein Menſch verborgen war, hat nicht entdeckt werden können. Der Erfinder war ſtets bereit, das Innere der mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maſchine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachſpiels indeß nur durch ein denkendes Weſen hervorgebracht werden können; ſo war nur ein denkendes Weſen im Stande, den gethanen Zügen entſprechende entgegenzuſetzen, und folglich mußte, auf welche Weiſe es auch bewerkſtelligt wurde, ein denkendes Weſen mit ihr in verborgener Verbindung ſtehen. Demnach lag das Verdienſtliche der Maſchine in dem Mechanismus, nicht in der Kunſt, mit welcher ſie ihrem Gegenſpieler die Partien abzugewinnen wußte. Im Jahre 1778 erfand Herr von Kempelen die noch künſtlichere Sprachmaſchine, welche 1 1/2 Fuß breit und 1/2 Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blaſebalge verſehenen Kaſten beſtand. Wenn der Blaſebalg nebſt ſeinen Klappen, nach Verhältniß der zu ſprechenden Wörter, bewegt wurde, ſo ſprach die Maſchine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Er erfand auch eine Dampfmaſchine, die ſich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterſchied, aber bald wieder zerbrach.

Kempis (Thomas a) ſ. Thomas a Kempis.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Profeſſor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonſhire geboren, wo ſein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küſter war. Er hat ſich

durch ſeine weitläufige und koſtbare Sammlung von Leſearten aus 253 Handſchriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräiſchen Bibel, und durch den Abdruck derſelben unter dem hebräiſchen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieſes Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tomi Oxon. 1776 — 1780 fol. Dem zweiten Bande iſt eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) beſonders herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen hat. Kennicott war bei dieſer mühſamen und koſtſpieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehrern tauſend Pf. St. unterſtützt, und ſomit in den Stand geſetzt worden, mehrere Gelehrte, unter andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutſchland u. ſ. w. zu ſchicken, welche Handſchriften und Ausgaben vergleichen ſollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht ſo bedeutend, als man ſich anfangs geſchmeichelt hatte. Im Ganzen hat man der Schreibfehler viele, der brauchbaren Leſearten hingegen ſehr wenige in dem Werke ſelbſt gefunden. Auch fehlte Kennicott theils ſelbſt im Plane, theils war er weder mit den morgenländiſchen Sprachen, noch mit den ächten Grundſätzen der Kritik vertraut genug. Nach ſeinem Tode erſchien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Teſtaments, nebſt acht Predigten). Er ſtarb 1783.

Kent (Prinz Eduard Auguſt, Herzog von), vierter Sohn des Königs von England, geb. d. 2. Nov. 1767, K. Großbrit. Feldmarſchall, lebte ſeit 29. Aug. 1816 zu Brüſſel, als Graf von Dublin, von 24000 Pf. jährl. Eink. Im J. 1802 war er Gouverneur zu Gibraltar, wo ſich ein Theil der Beſatzung gegen ihn empörte, weil er die Abgeordneten derſelben, die ihn um Erlaubniß baten, die Weihnachtsnacht feiern zu dürfen, hatte in Verhaft bringen laſſen. Die Aufrührer wollten den General Barnet an ſeine Stelle ſetzen. Nach vier und zwanzigſtündigem Tumult ward der Aufſtand mit Gewalt unterdrückt, indem der Prinz an der Spitze des ihm treu gebliebenen Regiments mit Kanonen ausrückte, und die Rebellen nach einem zweiſtündigen Kampfe zurückſchlug. Die Schuldigen wurden geſtraft. Im folgenden Jahre gab der Prinz ſeinen Poſten auf, und kehrte nach England zurück. Hier nahm er im Juli 1816 an der Verſammlung in der Londoner Taverne Theil, welche über Mittel dem geſunkenen Manufacturſtande aufzuhelfen berathſchlagte. Der Prinz ſchlug vor zu erklären, daß die Urſache der Noth in dem plötzlichen Uebergange aus dem Kriegs- in den Friedensſtand liege; was aber Lord Cochrane beſtritt. Darauf ward eine beträchtliche Summe zur Unterſtützung der Nothleidenden unterzeichnet. Der Prinz begab ſich bald nachher nach Brüſſel, und hat ſich 1818 mit der verwittweten Fürſtin von Leiningen vermählt. Er ſtarb zu London den 25. Jan. 1820 und hinterließ eine Tochter.

Keppler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Aſtronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Aſtronomie den Grund der Höhe, zu welcher ſie in den neuern Zeiten gelangt iſt. Er war d. 27. Dec. 1571 zu Wiel im Wirtembergiſchen geboren, und ſtammte aus einem adelichen Geſchlechte. Armuth und das immer wandelbare Schickſal ſeines Vaters (eines Gaſtwirths) war der Grund der Vernachläſſigung ſeiner Erziehung und der vielen trüben Tage ſeiner Jugend. Obgleich ſein Unterricht in den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften bisweilen durch ökonomiſche Geſchäfte unterbrochen wurde, ſo brachte er es doch in ſeinem 18ten Jahre dahin, daß er nach ſeines

Vaters Tode die Kloſterſchule Maulbrun verlaſſen, und die Univerſität Tübingen beziehen konnte. Hier ſtudirte er, nach dem damals vorgeſchriebenen Gange, zuerſt Philoſophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er ſeiner Lieblingsneigung zur Aſtronomie, wo ihn insbeſondere die Unterſuchung der phyſikal ſchen Gründe der Bewegung der Weltkörper beſchäftigte. Von Tübingen wurde er als Profeſſor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er ſeine aſtronomiſchen Unterſuchungen fortſetzte. Aus Furcht, ſeine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdeſſen war der berühmte Aſtronom Tycho de Brahe nach Deutſchland gekommen, deſſen Bekanntſchaft auf Kepplers Schickſal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entſchloß ſich nämlich ſein Amt zu verlaſſen, und ſich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die Rudolphiniſchen Tafeln zu verfertigen. Durch des Letztern Empfehlung wurde er zwar hier vom Kaiſer Rudolph II. als kaiſerlicher Mathematikus angeſtellt; allein da ihn ſein Amt und ſeine Wiſſenſchaft nicht hinlänglich nährten, ſo ſtudirte er noch Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiſer hatte ihm ein Jahrgeld beſtimmt; allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieſes immer aus. Selbſt, da er auf Befehl des Kaiſers Matthias in Linz angeſtellt war, wurde ſeine Hoffnung, das Rückſtändige zu erhalten, getäuſcht. Streitigkeiten mit den Geiſtlichen, ſo wie überhaupt die damaligen Unruhen in den öſterreichiſchen Landen, hatten ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſeine Lage. Er verließ Linz, begab ſich nach Regensburg, ſchlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiſer Ferdinand II. zum kaiſerlichen Mathematiker beſtätigt und ging darauf nach Ulm, wo er die Rudolphiniſchen Tafeln drucken ließ. Im Jahre 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiſer 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albert von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatrecht über die Univerſität Roſtock hatte, eine Profeſſur daſelbſt, erhielt aber die verſprochene Beſoldung nicht. Er reiſete deßhalb nach Regensburg, wo er den 15. November 1630 im 59ſten Lebensjahre ſtarb. Keppler war klein, hager und ſchwach von Körper, kurz von Geſicht, nicht ſelten munter und ſcherzhaft; mit Liebe hing er an ſeiner Wiſſenſchaft, mit Eifer ſuchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit. Sein Schickſal hatte ihm die Freuden des Lebens ſparſam zugemeſſen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Hauptſächlich beſchäftigte ſich ſein ſcharfſinniger Geiſt mit der Beſtimmung der Bahn des Mars. Die wichtigſte ſeiner Entdekkung war: daß die Cubikzahlen der mittlern Abſtände der Planeten von der Sonne ſich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte ſie den 15ten Mai 1618. Die von ihm entdeckten Geſetze des Planetenlaufs (die ſogenannten drei Kepplerſchen Regeln, ſ. d. Art. Naturgeſchichte) gaben Newton die nähere Veranlaſſung zu ſeinen Entdeckungen. Es war ihm überdieß eine gewiſſe Geheimnißſucht eigen. Seine unſterblichen Verdienſte um die Aſtronomie fanden aber in unſern aufgeklärten Zeiten, bei einer dankbaren Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Zu Regensburg ward ihm von Karl Theodor von Dalberg 1808 ein Denkmal errichtet. Es beſteht in einem doriſchen Tempel, in welchem Kepplers von Doll gearbeitete Büſte ſteht.

Kerguelen Tremarec (Ives Joſeph von), ein berühmter

Seeheld, zu Quimper in Bretagne geboren, zeichnete ſich in der königlichen Marine aus und ſtarb 1797. Während die tapferſten und erfahrenſten Seehelden Englands, gegen welche er geſtritten hatte, ſeinen vorzüglichen Talenten und ſeinen ausgebreiteten Kenntniſſen die größte Gerechtigkeit widerfahren ließen, bezeigte ihm derjenige Staat, dem er ſo glorreich gedient hatte, eine ſeltene Undankbarkeit. Selbſt während der Revolution verfuhr man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutſcenen von 1793 nur, um drei Jahre ſpäter ſeinen wirklichen Abſchied zu erhalten. In dieſer unglücklichen Zeit dankte man einen der tapferſten Seehelden ab, der zwei weite und gefährliche Reiſen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reiſen, welche durch die Entdeckung einer in der Südſee gelegenen, hundert Meilen großen Inſel (welcher Capitän Cook den Namen Kerguelen beilegte) gekrönt wurden. Nachdem Kerguelen im Miniſterium der Marine angeſtellt geweſen, gab man ihm das Commando über eine Diviſion Seetruppen, die für den Ocean beſtimmt waren. Aber noch vor der Abreiſe ward er zu Breſt arretirt und nach Paris geführt, aber bald wieder in Freiheit geſetzt. Er hat folgende Werke geſchrieben: Geſchichte der Seekriege, und Darſtellung der Urſachen, welche den Ruin der franzöſiſchen Seemacht herbeigeführt haben, ſo wie der Mittel, dieſelbe wieder herzuſtellen, 1796. Dieſem Werke geht voraus: Nachricht von den Gefechten und den Ereigniſſen des Seekrieges von 1778 zwiſchen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reiſe in die Nordſee, nach den isländiſchen Küſten, Grönland, Ferro, Schettland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reiſen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Auffindung eines neuen Weges nach China. Paris, 1781.

Keſſelsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, berühmt durch die Schlacht, welche zwiſchen dieſem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15ten Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürſten Leopold von Deſſau, die ſächſiſche Armee (unter Rutowski) ſchlugen. S. **Friedrich** II.

Kette, ſ. **Meſſungen**.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunſt ein ſolcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl iſt, ſondern noch einen Bruch bei ſich hat. Beiſtehendes Beiſpiel zeigt einen ſolchen:

$$\frac{1}{2} + \frac{1}{5} + \frac{1}{7} + \frac{1}{1} + \frac{1}{9}$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zuſammenhängt, gemeiniglich 1 ſind, wie auch das Beiſpiel zeigt. Eben ſo kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $\frac{1}{1+\frac{1}{9}}$) auf die gewöhnliche Form $\frac{9}{10}$ bringt und eben ſo bis zum erſten fortfährt. Das beigeſetzte Beiſpiel gibt den Bruch $\frac{405}{889}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichſt genaue Art abzukürzen. Den erſten Gebrauch derſelben hat Lord Brounker gemacht, und die beſte Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunſt das künſtliche Verfahren, zwei verſchiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie iſt daher, in ſo fern das Rechnen ein Denken oder Schließen iſt, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einſchiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemſelben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauſcht die Größen ſo mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man ſucht. Ein Beiſpiel wird dieß deutlich machen. Will man wiſſen, wieviel eine engl. Krone Conventionsgroſchen macht, ſo ſchließt man ſo: 1 engl. Krone iſt 573 As fein Troys, 4864 As fein Troys machen 1 cöln. Mark fein, 1 cöln. M. f. giebt 20 Conventionsgulden und 1 Conventionsgulden 16 Conventionsgroſchen. Wenn man nun die Producte der gegenſeitig in Verhältniß ſtehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times$ d. i. nach der Reduction $28\frac{65}{76}$), ſo gibt d. Quotient die Summe der Conventionsgroſchen, die auf eine Krone gehen. Die Urſache dieſes Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zuſammenſtellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieſer Rechnung, welche Aufmerkſamkeit und Genauigkeit erfordert, nennt man einen Kettenſatz, und die Vorſchrift dieſes kunſtreichen Verfahrens Kettenregel, Regula multiplex (weil oft ſehr viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch Reeſiſche Regel (von ihrem Erfinder R. F. de Rees). Dieſe Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr häufige Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maße, Gewichte, Geldſorten u. dgl. und iſt daher Geſchäftsleuten ſehr wichtig. M. L.

Ketzer gibt es nur in ſo fern, als eine ſich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehört, dafür erklärt. Als das Chriſtenthum in Paläſtina entſtand, war daſſelbe in den Augen der Juden eine Ketzerei (Häreſie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe und Cultus des Judenthums. Seit ſich aber das Chriſtenthum förmlich von ihm trennte, ſich auch unter den Heiden Bekenner ſammelte und ſeinen, vom Judenthum weſentlich verſchiedenen Grundcharakter durch ein eigenes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Chriſten von den Juden, noch die Juden von den Chriſten mehr Häretiker genannt werden; eben ſo wenig ſind Heiden und Mohammedaner in den Augen der Chriſten Ketzer, ſondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom orthodoxen Chriſtenthume, das ſie nicht angenommen hatten, beſchuldigt werden können. Aber in der Chriſtenheit ſelbſt entſtand der Gegenſatz zwiſchen den Rechtgläubigen und Ketzern, ſobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrſchaft gewiſſer, durch Uebereinkunft der Mehrzahl für orthodox erklärter ſtatutariſcher Lehrſätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtſein kam. Der Streit über ſolche Lehrſätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häreſiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Chriſtenthumes zur Staatsreligion nur mit Ausſchließung aus der Kirchengemeinſchaft, ſeit Conſtantin d. G. aber von der weltlichen Macht, außer den Bann, den die Biſchöfe verhängten, auch mit dem Exil, der Verbrennung ihrer Bücher und dem Verluſte ihrer bürgerlichen Rechte beſtraft. Das erſte Beiſpiel einer Lebensſtrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 ſpaniſche Biſchöfe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquiſition den Biſchöfen überlaſſenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensſtrafen über Ketzer ver-

hängen; ſeit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden aber faſt in allen Ländern der Chriſtenheit eigene Ketzermeiſter mit unumſchränkter Vollmacht beſtellt, die ſich durch zahlloſe Confiscationen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um dieſe Zeit gegen die Albigenſer, eine aus Manichäern, Katharern und Waldenſern beſtehende, im ſüdlichen Frankreich, beſonders um Toulouſe und Albi, weit verbreitete Secte, anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te Jahrh. durch häufige Ketzerverfolgungen verheert und erſteres noch im 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Beichtväter Ludwigs XIV. ſeiner fleißigſten Einwohner beraubt. Seit dem 11ten Jahrh., wo einer unter dem Namen Katharer oder Gazarer beſonders in der Gazarey (Krim) herrſchende Secte nach Weſten vordrang, ſcheint durch dieſe Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Chriſten, die vom orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutſchen in Gebrauch gekommen zu ſein. Auch in Deutſchland trieben Ketzermeiſter, deren erſter Conrad von Marburg von 1214 — 1233 am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Weſen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitiſche Fanatismus einiger deutſchen Fürſten ſich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungsſucht nie ſo weit um ſich greifen, als in den Staaten von Weſt- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem ſie den religiöſen Werth des Menſchen mehr nach ſeinem Wandel als nach ſeinen Meinungen ſchätzen lehrte, in und außer Deutſchland Grundſätze der Toleranz verbreitet, die auch den unverſöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre des Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenoſſen jeder Art an gegenſeitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Keuchhuſten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem Kindesalter angehört, jedoch zuweilen auch Erwachſene überfällt. Der ächte Keuchhuſten beſteht aus heftigen, öfters hintereinander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichſam kleinen Lungenconvulſionen, die endlich, wenn die Lungen beinah luftleer ſind, durch ein tiefes, pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf ſogleich wieder die vorigen Huſtenanfälle folgen. Dieſes convulſiviſche Aushuſten und ſchreiende Einathmen wechſeln ſo lange mit einander ab, bis der die Lungen zuſammenſchnürende Krampf den höchſten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrſucht und Stillſtand des Athems, mit Naſenbluten, dunkel- ſogar blaurothem Angeſicht, unwillkürlichem Abgang der Winde und des Urins, geräth, oder zum Brechen kommt, wonach der Anfall für dießmal gelöſet iſt. Läßt der Huſten ohne Brechen nach, ſo iſt der Anfall noch nicht beendigt, ſondern ſetzt bald von neuem an. Huſten, welche die obigen weſentlichen Zufälle nicht haben, ſind blos Krampfhuſten. Der ächte Keuchhuſten iſt eine fremde, aus andern Welttheilen (nach Roſenſtein aus Afrika) zu uns gebrachte Krankheit, herrſcht jederzeit epidemiſch, entwickelt ein anſteckendes Gift, durch welches er ſich nach Art der Maſern, des Scharlachs u. ſ. w. von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und wahrſcheinlich den Menſchen nur einmal befällt. Der regelmäßige Verlauf der Krankheit kann wahrſcheinlich eben ſo wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der jener Krankheiten, ſo lange wir kein gewiſſes Mittel haben, den Anſteckungsſtoff zu zerſtören. Gewöhnlich braucht der Keuchhuſten 4 bis 6 Wochen zu ſeinem

Verlauf. Sich ſelbſt überlaſſen, kann er mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern, und, wenn er nicht früher tödtlich wird, endlich in Auszehrung und Lungenſucht übergehen. Gefährlich wird er durch Convulſionen, Stickfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entſtehung von Brüchen u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Erſticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig eſſen dürfen, und das baldige Erbrechen befördert werden muß. Auch iſt es rathſam, die Kinder bei Zeiten durch Bandagen vor der Entſtehung eines Bruchs zu ſchützen. Als Schutzmittel hat man Verſchiedenes verſucht. Das Sicherſte iſt, Kinder vor der Anſteckung zu bewahren. Man hat vorzüglich ſolche Mittel empfohlen, deren Ausdünſtung krampfſtillend iſt, z. B. das Anhängen von Kampfer und Moſchus. H.

Kew, Dorf und königl. Luſtſchloß in der Grafſchaft Surry an der Themſe, zwiſchen London und Windſor, wegen des vortrefflichen Gartens berühmt, in welchem ſich alle in Europa bekannten Pflanzen, Geſträuche und Bäume befinden. Der Garten wird mit dem größten Fleiße in dem beſten Zuſtande erhalten.

Kiel, eine anſehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Buſen der Oſtſee, im däniſchen Herzogthum Holſtein, bis 1773 die Hauptſtadt der großfürſtl. holſtein-gottorpiſchen Länder in Deutſchland, welche in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorſt an Dänemark vertauſcht wurden. Die daſige Univerſität ward 1665 vom Herzoge Chriſtian Albrecht von Holſtein geſtiftet (daher ihr Name Christiana Albertina), und zählte im J. 1811 über 100 Studirende. Unter ihren Lehrern nennt ſie den Philoſophen Reinhold, die Theologen Eckermann und Kleuker, unter den Juriſten die Etatsräthe Reitemeier und Cramer, ferner den Philologen Heinrich, den Hiſtoriker Hegewiſch, die Docenten Naſſer, den Bibliothekar und Literator B. Kordes u. a. Der große Jahrmarkt, genannt der kieler Umſchlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, iſt berühmt, weil auf demſelben eine große Menge Fremder zuſammenkommen, um Geld zu leihen oder einzucaſſiren und umzuſetzen. Auch befindet ſich in Kiel ein Seminar für Schullehrer und mehrere treffliche Anſtalten. Die daſige kleine Gemeine von der griechiſchen Religion hat ihren eigenen Geiſtlichen und ſteht ſeit 1773 in geiſtlichen Sachen unter der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Copenhagen. Die Stadt enthält 800 Häuſer mit 7000 Einw., die Handel und Schifffahrt treiben. In Kiel ſchloß Schweden d. 14. Jan. 1814 den Frieden mit Dänemark, durch den letzteres Norwegen abtrat.

Kiel. Dieß Wort hat ſehr verſchiedene Bedeutungen, beſonders in ſeinen Zuſammenſtellungen. Wir führen deren einige, der Converſation nicht fremde, hier an. Kiel, Spuhle, Poſe, der feſtere, unten hohle, ſpannkräftige Theil der Feder, wird oft in der ernſten wie in der ſcherzhaften poetiſchen Sprache für Schreibfeder gebraucht. „Mein Kiel ſoll dich erheben." — Kiel nennen die Gärtner die Zwiebel der Blumengewächſe. Daher Kielwerk für Zwiebelgewächſe. — Kiel heißt ferner der unterſte lange Grundbalken eines Schiffes, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Gebäudes iſt. Dichter brauchen es daher zuweilen für Schiff, wenn damit vornehmlich der Begriff des Tragens verbunden werden ſoll. „Mich trug kein Kiel durch die Wogen" (Voß). — Kielwaſſer iſt die ziemlich lange ſich erhaltende, ſichtbare Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs

im Waſſer hinter ſich läßt, und die, ſelbſt bei hoher See faſt ganz eben und ruhig iſt, ſo daß ab- und zugehende Böte ſie gern benutzen. — Kielrecht werden die Abgaben genannt, welche Schiffe zahlen müſſen, wenn ſie zum erſten Male in einem Hafen ankern. — Kielherr iſt ſo viel als Schiffer. — Kielen heißt ein Schiff mit einem neuen Kiele verſehen, iſt auch mit kielholen (das Schiff auf die Seite legen) gleichbedeutend; dann ſagt man es von Vögeln, welche Kiele bekommen; und endlich von einem Flügel (das Muſikinſtrument), den man ganz oder zum Theil mit neuen Kielſpitzchen verſieht, wo man auch bekielen, befiedern gebraucht. — Kielholen oder kielen heißt ein Schiff ſo auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und dieſen ausbeſſern, oder den untern Theil des Schiffbauchs kalfatern, oder mit Kupfer beſchlagen, oder eine andere Reparatur daran vornehmen kann. — Kielholen, Kielhaalen iſt auf den Schiffen eine Strafe, welche zunächſt auf die Todesſtrafe folgt, und wobei das Leben immer auf dem Spiele ſteht. Sie iſt von den Holländern zuerſt gebraucht, jetzt aber allgemein abgeſchafft worden. Der Verbrecher wird in einen bleiernen Bruſtharniſch geſteckt. An dieſem ſind hinten zwei ſtarke Seile befeſtigt. Ueber dem Kopfe hängt er an einem andern Seile, welches durch Körbe an der Seite des Schiffs ſo tief ins Waſſer läuft, daß der Mann, ohne anzuſtoßen, unter dem Kiel durchgehen kann, welches man an einem Zeichen erkennt. Er erhält in die linke Hand eine, mit etwas Luft gefüllte Blaſe an einem Federkiel, den er zum Athemholen in den Mund nimmt, und in die rechte wird ihm ein mit Oel getränkter Schwamm gebunden, den er vor die Naſe hält, damit ihm kein Waſſer in den Leib dringe. An die Füße werden ſchwere Gewichte gehängt. Nun läßt ihn die am Seil kommandirte Mannſchaft bis auf die gehörige Tiefe ins Waſſer hinunter. Dann ergreifen ihn die unten in 2 Schaluppen haltenden Leute an den Stricken am Rücken und ziehen ihn daran dreimal unter dem Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurück. Hier iſt die Hauptgefahr; denn, wenn die Soldaten ihn nicht tief genug unter dem Kiel hinwegziehn ſo ſtößt er an dieſen und zerſchmettert ſich den Kopf; was beſonders bei zu großer Schnelle leicht geſchieht. Darauf wird er rücklings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus gelabt. Dieß Verfahren muß er dreimal ausſtehen. Zum Beſchluß wird er an den hintern Maſtbaum gebunden, und erhält noch, nach Beſtimmung der Sentenz, eine Anzahl Geißelhiebe, welche bis auf 100 ſteigen können. Kielkropf heißt der Kropf an der Kehle, vorzüglich wenn er ſchon bei der Geburt vorhanden iſt. Auch nennt man ein damit behaftetes Kind Kielkropf.

Kienlong (Kjän Lun), Kaiſer von China, eben ſo groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiſer aus dem durch ſeine Helden- und Regententugenden berühmten tatariſchen Geſchlecht Tſim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode ſeines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieſer Zeit an aber war er immer mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er faſt immer glücklich führte. Unter andern Eroberungen, die er in denſelben machte, nahm er die ganze Kalmuckei in Beſitz, ſo daß das chineſiſche Reich unter ihm nach dem ruſſiſchen das weitläufigſte aller jetzigen Reiche geworden iſt. Sein Charakter war voll Menſchenliebe und Sanftmuth; ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grauſamkeit und Tyrannei verſchrieen. Er hat

mehrere Millionen an ſeine durch Mißwachs und Ueberſchwemmungen ins Elend geſtürzten Unterthanen vertheilt. Die chriſtliche Religion wurde aus politiſchen Urſachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünſtigt; er verhängte ſogar einige Chriſtenverfolgungen, entweder in Rückſicht auf das Volk, oder weil er die zu große Verbreitung des Chriſtenthums zu verhindern wünſchte. Doch duldete er zu Peking vier Miſſionshäuſer oder Kirchen, behandelte auch die Miſſionäre ſehr gut, und nahm mehrere davon in ſeine Dienſte. Er war nicht nur ſelbſt Gelehrter, ſondern auch Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Von ſeinen poetiſchen Aufſätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptſtadt Mukden (überſetzt von Amiot), ingleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmukkei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künſten ſchätzte er beſonders die Malerei und Kupferſtecherkunſt. Er wollte das Andenken ſeiner Siege durch dieſe Kunſt verewigen, und trug franzöſiſchen Meiſtern die Copie der Gemälde auf, welche ſie vorſtellten; Ludwig XV. ließ ſie für ihn in Kupfer ſtechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abſchriften nützlicher Bücher. Auf ſeine Veranſtaltung kam die im 14ten Bande des Büſchingſchen Magazins befindliche Beſchreibung des chineſiſchen Reichs heraus. Er ſtarb zu Peking 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

Kieſel, ein weitläufiges Geſchlecht von Mineralien, hat ſeinen Namen von der Kieſelerde, welches eine primitive oder Grunderde iſt, die den Hauptbeſtandtheil der Kieſelarten ausmacht. Dieſe Erde iſt für ſich allein im Feuer nicht ſchmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineraliſchen Subſtanzen. Sie bleibt an der Luft und im Waſſer unveränderlich, wird nur von der Spathſäure angegriffen, ſchmilzt mit beiderlei feuerfeſtem Laugenſalze, der Soda und Pottaſche, zu Glas, und wird daher auch glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieſelerde den Sand, welcher rauh und ſcharf anzufühlen iſt und zwiſchen den Zähnen knirſcht. Alle kieſelartige Steine ſind härter, als thonige und kalkige; ſie geben, mit dem Stahle geſchlagen, Funken, und ſind größtentheils mehr oder weniger durchſichtig. Ganz reine Kieſelarten findet man nicht; denn ſelbſt der Bergkryſtall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieſelerde haben, ſo ſchmelze man ſie mit Weinſteinſalz. Hierdurch erhält man eine durchſichtige, an der Luft zerfließende Maſſe, welche man Kieſelflüſſigkeit nennt. Aus dieſer ſchlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß iſt die reine Kieſelerde. Gewiſſe Kieſelgattungen ſind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieſelſteine finden ſich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derſelben. Einzelne Gattungen dieſes Geſchlechts ſind der Quarz, der Kieſelflinter, der Chalcedon, der Opal u. ſ. w. Zu dem Kieſelgeſchlechte gehören die meiſten Edel- und Halbedelſteine. Auch wird der reine durchſichtige Kieſel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelſteine geſchnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetſchaften u. ſ. w. verarbeitet.

Kilogramm, ſ. Gramme.

Kind, Kindheit, ſ. Alter.

Kind (Johann Friedrich), Dichter in Dresden, Herz. S. Gothaiſcher Hofrath, geb. den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 ſtarb, iſt unter

andern auch durch ſeine Ueberſetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unſer Dichter, der unter dem Namen **Friedrich Kind** allen gebildeten deutſchen Sprachgenoſſen lieb und bekannt iſt, ſtudirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat; legte aber im J. 1816 die juriſtiſche Praxis nieder. Das Capitel zu Wurzen hat ihn 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine Erzählungen haben ihm unter den Lieblingsſchriftſtellern unſerer Nation eine Stelle angewieſen, die er auch bei der Nachwelt behaupten wird. Er gehört im Reiche der Kunſt ganz unſerem Volke an. Sein Genius hat nie in den Luſtrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeſchweift; wol aber hat er romantiſche Stoffe des Mittelalters in friſche, blühende Geſtalten verwandelt, oder den Ernſt der Geſchichte durch die Darſtellung erheitert. Unter ſeinen Schriften nennen wir: Die Novelle **Carlo** (Züllichau, 1801. 8.), Natalia (Züllichau, 1802. 3 B.), Leben und Liebe Ryno's und ſeiner Schweſter Minona (Züllichau, 1804. 8. 2 B.), die von ihm herausgegebenen Sammlungen von Erzählungen, Gedichten und kleinen Theaterſtücken, die **Malven** (Züllichau, 1805. 2 B.), die **Tulpen** (Leipzig, 1806—1810. 7 B.), **Roswitha** (Leipz., 1811 bis 1813. 3 B.), deren Fortſetzung: die **Lindenblüthen** (bis 1819. 3 Bde) und die **Harfe** (1814 bis 1819. 8 Bde). Eine Sammlung ſeiner Gedichte erſchien in Leipzig 1808. 8. (2te verb. Aufl. Lpz. 1817—19. 4 B.) Kleine Erzählungen und Gedichte findet man in den beliebteſten Taſchenbüchern und Journalen. **Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen**, zu welchem er ſeit 1807 Beiträge geliefert, wird, nach dem Tode des Hofraths Becker (im J. 1813) ſeit 1815 von ihm herausgegeben. Auf das J. 1821 iſt von Kind der 7te Jahrg. erſchienen. Sein Schauſpiel, **Vandyks Landleben**, welches er 1816 auf die Bühne brachte, erhielt den größten Beifall und ſchien eine neue Gattung der ſceniſchen Darſtellung begründen zu wollen. Auch ſein **Nachtlager von Granada** ward in Dresden und Wien 1818, ſo wie ſein **Weinberg an der Elbe**, ein Feſtſpiel, mit plaſtiſchen Darſtellungen nach der Antike, 1817 mit großem Beifall aufgenommen. Seit 1817 gibt Theodor **Hell** (Carl **Winkler**) mit ihm gemeinſchaftlich die **Abendzeitung** heraus. **Vandyks Landleben** und **der Weinberg an der Elbe**, beide mit Kpf., erſchienen in Leipzig bei Göſchen 1818. Von jenem die 2te Aufl. 1820.

Kinderkrankheiten ſind ſolche, zu denen die Anlage in der Natur des kindlichen Alters gegründet iſt, welche daher entweder bloß Kinder überfallen, oder doch vorzüglich bei denſelben gewöhnlich ſind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters ſind in dem Artikel: **Alter**, dargeſtellt, und es iſt daſelbſt gezeigt, welche Theile vermöge derſelben vorzüglich von Krankheiten befallen werden und der Entwickelung derſelben günſtig ſind. Die vorzüglichſten Kinderkrankheiten ſind: Aſphyxie der Neugebornen, Gelbſucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes (Elephantiaſis), Kinderroſe, Skropheln, Atrophie (Darrſucht), Rhachitis (engliſche Krankheit), Keuchhuſten, Maſern, Blattern, Scharlachfieber, Rötheln, Würmer, Waſſerkopf, häutige Bräune (Croup) u. a. m. H.

Kindermord, ſ. **Mord**.

Kings-Bench, ſ. **Bench**.

Kinsbergen, (Ritter van) holländiſcher Admiral, hatte in dem Seetreffen gegen die Engländer unter Parker, bei der Doggersbank (5. Aug. 1781) den alten Ruhm der holländiſchen Tapferkeit behauptet; daher ihn König Ludwig von Holland 1806 zum Grafen von Doggers-

bank erhob. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ernannte ihn Napoleon 1811 zum Mitgliede des Erhaltungs-Senats. Im J. 1814 trat er in die Dienſte ſeines Vaterlandes zurück, wo er eine der erſten Stellen in der Admiralität bekleidete. Er hat eine gute Charte von der Crim in 4 Bl. herausgegeben. Er ſtarb 1819.

Kingſton (Eliſabeth, Herzogin von), mit Schönheit und Geiſt gleich verſchwenderiſch ausgeſtattet, war eine Tochter des Oberſten Thomas Chudleigh, nach deſſen frühem Tode ſie (1743) Hofdame bei der Prinzeſſin von Wallis wurde. Bald darauf warb der Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieſelbe: die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reiſe durch Europa. Indeſſen wurden die Briefe des Herzogs an ſeine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Briſtol, Hervey, der ſie ſchon lange ins geheim geliebt hatte, aufgefangen, und Miß Chudleigh ſuchte den Herzog zu vergeſſen, weil ſie ſich von ihm vergeſſen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben dieſen Hervey, ging aber ſchon nach einigen Tagen in ihren Dienſt zurück, während ihr Gemahl, mit dem ſie ſich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Weſtindien ſegelte. Indeſſen war ein Kind die Folge dieſer kurzen Verbindung: es ſtarb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie ſelbſt ging nach Deutſchland, und fand die ſchmeichelhafteſte Aufnahme ſowol am preußiſchen als am ſächſiſchen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte ſie durch Liebreiz und Geiſt Aller Herzen. Da ſie die angeſehenſten Partien ausſchlug, ſo glaubte man ſie ins geheim mit Lord Howe vermählt; und dieſes Gerücht war die günſtigſte Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demſelben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieſer Zeit an den ungeheuerſten Aufwand machte. Das Gerücht gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünſtigung des Staatsminiſters vertilgte ſie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Acten. Als dieſer jedoch im J. 1759 Graf von Briſtol ward, und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich ſchien, ſo reizte ſie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben ſo eifrig bekannt zu machen, als ſie dieſelbe vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Miniſter ihren Wünſchen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergeſtellt wurde, zeigte ſie plötzlich eine andere Geſinnung. Ihre Abſichten gingen nun auf den Herzog von Kingſton. Im Jahr 1765 ſchlug ihr der Graf von Briſtol, der ſich in eine andere Dame verliebt hatte, die Eheſcheidung vor; ſie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete ſie der Herzog von Kingſton. Fünf Jahre hatte ſie in dieſer Ehe gelebt, als ihr Gemahl ſtarb. Vermöge ſeines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller ſeiner Güter und Beſitzungen zu; nach ihrem Tode fiel die ganze Erbſchaft an einen jüngern Neffen des Verſtorbenen, mit Ausſchließung eines ältern. Voll Unwillen hierüber, ſuchte dieſer die letzte Ehe ſeines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwittwete Herzogin eine Reiſe nach Italien machte, klagte er ſie der Bigamie an. Sobald ſie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog ſie zu ihrem Banquier Jenkins, ſetzte ihm eine Piſtole auf die Bruſt, und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Bei ihrer Rückkunft in England verbürgten ſich der Herzog von Newcaſtle, der Lord Mont Stuart und Glover für ſie. Ihr Prozeß, der vor dem Oberhauſe

geführt wurde, begann am 15. April 1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Die Herzogin wurde verurtheilt; allein ſie wich der Strafe, mit einem glühenden Eiſen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein Privilegium, welches den Adel von dieſer Strafe ausnimmt, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anſchlag, ſie einſperren zu laſſen; ſie aber rettete ſich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte ſie bald in Rom, bald in Petersburg, immer auf einem glänzenden Fuß, da das Teſtament des Herzogs von Kingſton in ſeiner erſten Kraft geblieben war. Endlich begab ſie ſich nach Frankreich, wo ſie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie ſtarb an letzterem Orte im Sept. 1787.

Kiosk iſt bei den Türken eine Art Pavillon, welcher aus einigen Säulen von mittler Höhe beſteht, deren Stellungen einen gevierten Raum bilden. Er iſt mit einem Zeltdache verſehen, welches unten einen Gang rund um das Gebäude enthält. Die Türken bedienen ſich dieſer offenen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um friſche Luft zu genießen, oder um eine angenehme Ausſicht zu haben.

Kiow (**Kioff**, **Kiew**), die Hauptſtadt der Ukraine. S. **Ukraine**.

Kirche, wird zuerſt die Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums genannt, in wiefern ſie eine moraliſch-religiöſe, d. h. eine Geſellſchaft ausmachen, deren Zweck es iſt, ſittliche und religiöſe Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in dieſem Sinne war Jeſus Chriſtus. Denn, obgleich ſeine Bekenner erſt nach ſeinem Tode von der Gemeinſchaft der Synagoge ſich trennten und in eine beſondere Geſellſchaft zuſammentraten, ſo hatte er doch durch ſeine eigenthümliche, von dem Judaismus weſentlich verſchiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um ſich verſammelte, den Grund zu einer ſolchen Vereinigung gelegt, und da er ſeinen Jüngern bei ſeinem Abſchiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, die Heiden zu lehren und ſie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterſcheidungsmerkmale ſeiner Bekenner ſein ſollten: ſo läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in ſeinem Plane lag. Eine die chriſtliche Kirche vorbereitende Anſtalt war das religiös-politiſche Inſtitut des Judenthums, von welchem aber die chriſtliche Kirche ſich dadurch weſentlich unterſcheidet, daß ſie theils gar keine politiſche, ſondern blos eine religiös-moraliſche Tendenz hat, theils nicht auf **ein** Volk ſich beſchränkt, ſondern ein Inſtitut von univerſeller Beſtimmung iſt. Weſentlich unterſcheidet ſich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates iſt Erhaltung der Selbſtſtändigkeit eines Volkes und Realiſirung des Rechts; der Zweck der Kirche iſt Beförderung ſittlich-religiöſer Bildung. Ueber das Verhältniß der Kirche und des Staates gibt es ein dreifaches Syſtem, das **hierarchiſche**, nach welchem der Staat der Kirche ſubordinirt wird, das **Territorialſyſtem**, nach welchem das entgegengeſetzte Verhältniß Statt findet, und das **Collegialſyſtem**, nach welchem Staat und Kirche als coordinirte Geſellſchaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte iſt das zweckmäßigſte. Die aus dem hierarchiſchen Syſteme fließenden Anſprüche kann der Staat nicht dulden; durch die Befugniſſe aber, welche das Territorialſyſtem dem Staate zugeſteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar tritt der Staat aus der, durch ſeinen Zweck beſtimmten Sphäre hinaus, wenn er ſich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche beſtimmen

und ihren Gottesdienſt anordnen zu wollen. Auch iſt es nicht gut, daß, wie in den meiſten proteſtantiſchen Ländern geſchieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angeſtellt werden; weit zweckmäßiger iſt es, wenn der Kirche ſelbſt, d. h. den ſie repräſentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlaſſen bleibt, wie dieß auch in einigen reformirten Ländern der Fall iſt. Die Entſtehung der Kirche, ihre allmälige Ausbreitung, ihr in verſchiedenen Zeiten verſchiedenes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Geſellſchaftsverfaſſung, ſo wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt ſind, beſchreibt eine höchſt lehrreiche und intereſſante Wiſſenſchaft, die Kirchengeſchichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Geſammtheit der Bekenner des Chriſtenthums gebraucht. Oft hat dieſes Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Chriſtenheit, welcher ſich durch eigenthümliche Lehren, Verfaſſungen und Gebräuche von andern Chriſten unterſcheidet. Seit dem eilften Jahrhunderte trennten ſich die griechiſchen oder morgenländiſchen Chriſten von den lateiniſchen oder abendländiſchen, und es entſtand dadurch der Unterſchied zwiſchen der griechiſchen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Conſtantinopel war, und der lateiniſchen, an deren Spitze der römiſche Biſchof ſtand. Im ſechszehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländiſchen Chriſtenheit, indem ein Theil derſelben von der Verbindung mit dem römiſchen Biſchofe ſich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieſer Verbindung beharrte, und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entſtand der Unterſchied zwiſchen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerweſentliche Punkte ſich nicht vergleichen konnten, ſich wieder in die lutheriſche und reformirte theilte. Das Verhältniß dieſer drei Kirchen zu einander hat ſich zwar im Laufe der Zeiten weſentlich verändert; die lutheriſche und reformirte Kirche haben ſich einander ſo genähert, daß faſt gar keine dogmatiſche Verſchiedenheit mehr Statt findet, und obgleich der Katholicismus und der Proteſtantismus ſich nicht in einander verſchmelzen konnten, ſo haben doch die Grundſätze der Toleranz unter den Katholiken, wie unter den Proteſtanten Eingang gefunden. Die Gränzen der drei Kirchen des Abendlandes aber ſind ſeit dem ſechszehnten Jahrhunderte, wo ſie entſtanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Geſellſchaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entſtanden, wie die Socinianer und die Taufgeſinnten, oder die ſpäter, beſonders in England, ſich bildeten, wie die Quäker und die Methodiſten, pflegt man nicht Kirchen, ſondern Secten und Parteien zu nennen. — In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man daſſelbe drittens von den Chriſten eines Landes braucht, und von einer deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienſte der Chriſten beſtimmtes Gebäude, und in dieſer Bedeutung unterſcheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moſchee, wo Muhamedaner ihren öffentlichen Gottesdienſt halten. Die Chriſten im erſten Jahrhunderte hielten ihren Gottesdienſt, da ſie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäuſern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem dritten Jahrhunderte erſt konnten ſie es wagen, ihrem Cultus mehr Publicität zu geben und

Kirchen zu erbauen. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden die Kirchen der Chriſten große und prachtvolle Gebäude. Conſtantin, beſonders Theodoſius und Juſtinian erbauten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man viele heidniſche Tempel in chriſtliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen beſonders verſuchte ſich die Baukunſt der mittlern Zeit. Die berühmteſten Kirchen ſind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Iſaakskirche zu Petersburg, der Münſter zu Strasburg und der Dom zu Cölln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Verſammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man ſagt, daß man zur Kirche gehe, oder daß an dieſem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. — Ueber den Urſprung des Worts Kirche übrigens ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es Einige von dem griechiſchen Worte κυριακον, welches ein dem gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, Andere aber annehmen, daß es die wörtliche Ueberſetzung des lateiniſchen ecclesia ſei, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl, des auserwählten Volks andeute. N.

Kirchenagende iſt das, von der über die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes geſetzten Behörde autoriſirte Buch, welches die bei kirchlichen Handlungen (bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. ſ. w.) zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Conſiſtorien die Prediger verpflichten, ſich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen, ſo beſchränken ſie die Amtsthätigkeit derſelben, und hindern die Wirkſamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein ſein können, die Wirkſamkeit der Amtsreden aber vornehmlich auf ihre Angemeſſenheit zu den jedesmaligen Umſtänden und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher ſollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweiſung zu ſeinen Amtsverrichtungen geben und ihn in ſolchen Fällen unterſtützen, wo ihm eine Vorbereitung auf ſein Geſchäft nicht möglich iſt. N.

Kirchenbann iſt die Ausſchließung entweder von der Gemeinſchaft einer kirchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weßhalb der Kirchenbann in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er iſt das Mittel, durch welches eine kirchliche Geſellſchaft ihre Disciplin aufrecht erhält, und da jede Geſellſchaft das unſtreitbare Recht hat, Mitglieder, welche ſich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Geſetze übertreten, von ihrem Vereine auszuſchließen, und durch die Entziehung der ihnen zuſtehenden Geſellſchaftsrechte zu beſtrafen, ſo iſt der Kirchenbann ein rechtliches Inſtitut. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur ſo lange haben die kleinen kirchlichen Geſellſchaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen ſich ausgezeichnet, als ſie ſtreng über die kirchliche Disciplin hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die geſammte Gemeinde das Recht aus, über die Ausſchließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entſcheiden; ſpäter kam dieß Recht an die Biſchöfe. Wie alle menſchliche Inſtitute, ſo iſt auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römiſche Biſchof insbeſondere hat ſich deſſelben oft bedient, ſeine hierarchiſchen Anſprüche durchzuſetzen. Auch

nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche iſt der Kirchenbann zuläſſig, und der kleine Kirchenbann wenigſtens in frühern Zeiten nicht ſelten gegen Perſonen, die einen anſtößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, ſteht nicht dem Pfarrer, ſondern dem Conſiſtorium zu. Mit dem Umfalle der kirchlichen Disciplin aber iſt auch die Anwendung des Kirchenbanns außer Gebrauch gekommen. Vergleiche Interdict. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinſchaft Ausgeſchloſſenen der Geſellſchaft, wegen des ihr gegebenen Aergerniſſes, leiſten mußten, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft derſelben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden ſtanden in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Abſolution erfolgte und ſie wieder in die Kirchengemeinſchaft aufgenommen wurden. Dieſer Kirchenbuße mußten ſich theils ſolche, welche während der Verfolgungen vom Chriſtenthume abgefallen waren, theils ſolche, welche durch unſittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, unterziehen. Bei ſchweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der proteſtantiſchen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche beſonders denen, die ſich fleiſchlicher Vergehungen ſchuldig gemacht hatten, auferlegt ward, und darin beſtand, daß die büßende Perſon während des Gottesdienſtes vor dem Altare knieete und der Geiſtliche im Namen derſelben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengeſang, iſt eins der wirkſamſten Mittel der Erbauung, da ſich in ihm Dichtkunſt und Muſik vereinigen, das menſchliche Herz auf religiöſe Weiſe zu rühren. Er war ſchon in der früheſten Kirche gebräuchlich, welche ſich anfangs der Pſalmen, bald auch anderer religiöſer Geſänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Geſänge ſind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhunderte aber haben ſich mehrere von Ambroſius, Prudentius u. a. für dieſen Zweck verfaßte Geſänge erhalten. Um das Muſikaliſche des Kirchengeſanges machte ſich der römiſche Biſchof Gregor der Große, welcher im ſechſten Jahrhunderte lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengeſänge nicht von der Gemeinde, ſondern von dem Chore, oder von dem Chore und den adminiſtrirenden Geiſtlichen geſungen. Doch gab es auch Wechſelgeſänge, an denen die Gemeinde Theil nahm (Antiphonien). Viel verlor der Kirchengeſang im Mittelalter dadurch, daß er durchaus lateiniſch und mithin den Laien unverſtändlich war. Ein großes Verdienſt erwarb ſich daher Luther durch die Einführung des deutſchen Kirchengeſanges, welcher nirgends mehr als in der deutſchproteſtantiſchen Kirche vervollkommnet worden iſt. Luther ſelbſt dichtete kraftvolle Kirchenlieder; ſpäter verſuchten ſich viele Andere, unter denen beſonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poeſie, und in der neuern Zeit haben die erſten Dichter der Nation, Gellert, Klopſtock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengeſang vervollkommnet. Zu beklagen iſt, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für dieſen Zweck gedichtet haben. Nicht zu berechnen iſt der Einfluß, welchen der Kirchengeſang auf die Bildung des deutſchen Volks gehabt hat. N.

Kirchengeſchichte. Ueber den Begriff und die Behandlung dieſer hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ſ. d. Art. Geſchichte. Einen Umriß

von dem Inhalte der Geſchichte der chriſtlichen Kirche giebt der Art. Chriſtenthum.

Kirchengeſetze ſind die das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Geſellſchaft beſtimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche ſelbſt oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die erſten Kirchengeſetze gingen von der Kirche ſelbſt aus und wurden auf den Synoden gegeben, wo die Repräſentanten mehrerer Gemeinden zu gemeinſchaftlicher Berathung verſammelt waren. Dieſe Kirchengeſetze heißen canones. (S. den Art. Canoniſches Recht.) In der katholiſchen Kirche heißen Kirchengebote insbeſondere, zum Unterſchiede von den ſogenannten 10 Geboten Gottes, ſechs von der Kirche oder deren ſichtbarem Oberhaupte gegebene ſittliche Gebote. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Geſellſchaft zuſammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Geſetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele ſolche Geſetze werden in dem Codice Theodosiano und Justinianeo auch in den Capitularibus der fränkiſchen Könige gefunden. Nachdem das hierarchiſche Syſtem ſich ausgebildet hatte, kam die geſetzgebende Macht in die Hände des Papſtes, und die von ihm erlaſſenen Bullen erhielten in der ganzen Chriſtenheit geſetzliche Kraft. Nach dem Territorialſyſteme, welches in den proteſtantiſchen Ländern gilt, gehen die Kirchengeſetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr. Es fängt in Deutſchland und in den meiſten katholiſchen und proteſtantiſchen Ländern mit dem erſten Adventſonntage an. Daß es nicht mit dem 25ſten December, als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jeſu Chriſti angenommen wird, beginnt, muß allerdings befremden. Der Grund hiervon liegt unſtreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es ſollten in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jeſu Chriſti einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feſte der Verkündigung Mariä (25. März), als mit dem Tage an, an welchem die Entſtehung der menſchlichen Natur in dem Leibe ſeiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenmuſik. Wie alle ſchöne Künſte in ihrem reinſten Aufblühen mehr oder weniger dem religiöſen Leben huldigen, ſo auch die Muſik. Faſt alle Nationen, die einen öffentlichen, feſtlichen Gottesdienſt hatten, haben die Tonkunſt zu einem wichtigen Beſtandtheile deſſelben gemacht. Aber auch dem Herzen, das in der Einſamkeit ſein friſches Gefühl ausſtrömte, mußte die Erfindung der Kunſt zur Veräußerung religiöſer Stimmungen um ſo willkommner ſein, je lebendiger in der Jugendzeit der Völker das Verhältniß des Menſchen zu der überall umgebenden Gottheit iſt. Hier war die Kunſt mehr dem Gefühl überlaſſen; dort bildete ſich die Kunſt in regelmäßigen Gattungen den jedesmaligen Forderungen des Gottesdienſtes gemäß zur Darſtellung gemeinſamer religiöſer Stimmungen aus. In dieſem allgemeinen Sinne könnten wir nun auch die bei den gottesdienſtlichen Feſten der vorchriſtlichen Völker, namentlich der Aegypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Muſik, nicht minder auch die religiöſen Feſtgeſänge der Barden und Skalden Kirchenmuſik nennen. Da jedoch die religiöſe Muſik der Chriſten, welchen wir ausſchließend eine Kirche zuſchreiben, ſich dem Character ihrer Religion gemäß eigenthümlich entwickelt hat, ſo nennen wir richtiger und beſtimmter nur die für den chriſtlichen Gottesdienſt beſtimmte Muſik Kirchenmuſik, und wollen nur kürzlich die Bedingungen andeuten, unter

welchen dieſelbe entſtanden iſt. Die unvollkommene Muſik der Griechen und Römer war durch den Luxus des ſinkenden Heidenthums noch mehr in Verfall gerathen. Die Chriſten, die zu religiöſem Geſang in ihren Gemeinden ſchon durch viele Stellen ihrer heiligen Schriften aufgefordert waren, verpflanzten die Geſänge der Pſalmen und Hymnen zum Theil aus dem jüdiſchen Gottesdienſt in ihre Gemeinden; vorzüglich die morgenländiſchen. Die abendländiſche Kirche erhielt durch Ambroſius, Biſchof von Mailand, (ſ. d. Art.) einen geregelten und der morgenländiſchen ähnlichen Kirchengeſang, den man den Ambroſianiſchen Kirchengeſang nennt. Wahrſcheinlich war dieſer nicht blos ein declamatoriſch freier Vortrag, ſondern mit beſtimmter Modulation und beſtimmtem Rhytmus bekleidet, nur daß beide durch Mangelhaftigkeit damaliger Muſik noch ſehr unvollkommen, und letzterer auf bloße lange und kurze Töne beſchränkt geweſen zu ſein ſcheint, erſtere ſich auf die in Italien damals noch üblichen griechiſchen Tonarten ſtützte und ſehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandenen Melodien griechiſcher und römiſcher Hymnen chriſtlich=religiöſe Texte untergelegt. Die Zeugniſſe der Kirchenväter beweiſen den Gebrauch des Geſangs in den chriſtlichen Gemeinden der erſten Jahrhunderte, und viele derſelben, wie eben Ambroſius und Auguſtinus ſelbſt, waren hohe Verehrer deſſelben und von der Würde der Tonkunſt überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den erſten Gemeinden betrifft, ſo war ſie bald Sologeſang, bald Wechſelgeſang (Antiphonien), bald Chorgeſang der ganzen Verſammlung, die in einen vorgeſungenen oder vorgeleſenen Spruch einfiel, wovon wahrſcheinlich erſt ſpäter das weibliche Geſchlecht ausgeſchloſſen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Geſangs wurden aber bald (im 4ten Jahrhundert) beſondere Vorſänger angeſtellt, die zu den niedern geiſtlichen Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigene Singſchulen aber findet man erſt ſpäter und nur an wenig Orten. Beſonders hat ſich Papſt Gregorius der Große im 6ten und 7ten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung als Stifter einer neu entſtandenen Singſchule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römiſchen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muſter vieler anderer Anſtalten dieſer Art. Durch die Bildung beſonderer künſtlicher Sänger aber, welche auch in verſchiedene Claſſen getheilt wurden, wurde der Geſang nicht nur künſtlicher und daher bald ausgeartet, ſondern auch dem Volke aus den Händen geriſſen, um ſo mehr da er lateiniſch war. Gregor ſammelte in ſeinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengeſänge, die er nach den beſten alten Melodien auserwählte, verbeſſerte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianiſche Geſang ſchritt einſtimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch ſoll er ſich von dem Ambroſianiſchen hauptſächlich unterſchieden haben. S. Forkel Geſch. der Muſ. 2. Th. S. 182), aber mit umfaſſenderer Modulation fort. Und dieſer Geſang iſt es, der durch Gregor und ſeine Nachfolger auf dem päpſtlichen Stuhle im ganzen Orient verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen chriſtlichen Kirchenmuſik geworden iſt. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor geſungen wurde. Und in der That war ſeine beſchriebene Beſchaffenheit nicht nur dem Geſange einer großen Volksmaſſe, welcher ſich ſchwer und in weniger beſtimmt abgemeſſenen Zeiträumen fortbewegt,

ſondern auch dem feierlichen einfachen Ausdruck eines allgemeinen chriſtlich=religiöſen Liedes ſehr geeignet, ſo daß man ſich nicht wundern darf, warum der Choral, ſo viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechſel der übrigen Muſik ſich behauptet und unverändert erhalten hat. Zuerſt verbreitete ſich der Gregorianiſche Geſang nach England und nach Frankreich. Karl der Große, der vorzüglich zu ſeiner Verbreitung wirkte, ließ mehrere Singſchulen in Frankreich errichten, und verband ſie mit den Klöſtern. Nach Deutſchland kam der Gregorianiſche Geſang zuerſt, wahrſcheinlich durch Bonifaz; aber erſt zu Karls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutſchland verbreitet. Durch den Choral mochte ſich wol der vierſtimmige Geſang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, ſo wie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, die muſikaliſchen Inſtrumente noch mehr beigetragen, unter dieſen aber vorzüglich die Orgel, die in der Kirche bald den Vorrang behauptete (ſ. d. Art.). Nun entwickelte ſich die Figuralmuſik und der figurirte Geſang (Cantus figuratus), welcher im 15ten Jahrhunderte anfing allgemeiner zu werden, indem man zuerſt nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausſchmückte, wogegen die Hauptſtimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie enthalten war, unverändert blieb (daher ſie cantus firmus, canto firmo, plein chant genannt wurde), doch ſo daß die Hauptſtimme ſehr oft in die Unterſtimme verlegt wurde. Dieß geſchah jedoch nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung der Menſuralmuſik bewirkte, daß auch der Choral im beſtimmteren Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Geſang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze des religiöſen Cultus angewendet (ſ. Italieniſche Muſik). Die Orgeln wurden ſeit dem 15ten Jahrhundert immer vollkommener und auch andere Inſtrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, ſo wie überhaupt gegen die neue Figuralmuſik, die in der Inſtrumentalmuſik eine vorzügliche Stütze fand, ſich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch gingen ſie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural= und Inſtrumentalmuſik, und vermochten dieſe nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmuſik wurde nun immer glänzender, und immer mehr durch weltliche Muſik verfälſcht, dagegen Luthers Verdienſt um den guten deutſchen Kirchengeſang in Ehren bekannt iſt. Forkel, der in der Einleitung zum zweiten Theile ſeiner Geſchichte der Muſik von dem Verfalle des geſammten kirchlichen Muſikweſens in den neuern Zeiten ſpricht, führt als Haupturſachen an, den allzuhäufigen Gebrauch der Muſik, wodurch dieſelbe, möchten wir ſagen, profanirt wird, ferner Mißbräuche in der Anwendung der Muſik, Mangel an hinlänglicher Kenntniß derſelben, und Sparſamkeit in Hinſicht des zu einer guten Muſik erforderlichen Aufwandes, wobei man die Vermögensumſtände der meiſten Kirchen, ſo wie die zu großen Anforderungen der neuen Componiſten auch in Betracht ziehen muß. In Hinſicht auf den letztern Punkt betrachtet er die Beſchaffenheit der Cantorate, deren geringe Einkünfte mit den Forderungen an gute Kirchenmuſik in großem Mißverhältniſſe ſtehen, ferner die Organiſten, Stadtmuſikanten und Singchöre, welche zur Kirchenmuſik erforderlich ſind, und redet dann von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der Kirchenmuſik, und von den Mitteln, dieſe Verbeſſerung zu bewirken, mit Rückſicht auf die vorher berührten Forderungen und

Mängel. Indeſſen muß die Klage über die unvollkommene Ausführung der Kirchenmuſik, welche man beſonders in den proteſtantiſchen Kirchen häufig wahrnimmt, von der Klage über Ausartung der Kirchenmuſik überhaupt unterſchieden werden. Da es der Zweck der Kirchenmuſik iſt, religiöſe Gefühle zu erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feierlicher Andacht und Frömmigkeit ſtimmen ſollen, ſo muß ſich der Kirchenſtyl durch Ernſt, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künſteleien und Manieren, ſchwieriger Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich ſüßer üppiger oder ſcherzender Melodien, von dem freiern und ungebundenern Style der weltlichen Muſik, beſonders vom Theaterſtyl, welchen man dem Kirchenſtyl entgegenſetzt, unterſcheiden. In dieſer Hinſicht darf man von der Ausbildung des religiöſen Geſangs in unſern neuern Schulen und der wieder erwachten Liebe für den alten Kirchengeſang viel Gutes erwarten. In Rückſicht des Technischen und Akuſtiſchen erfordert die Kirchenmuſik große Einſicht, weil größre Gattungen der Harmonie und zu ſchnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römiſchkatholiſchen Kirche hat übrigens die Kirchenmuſik ihre beſtimmten Formen des Textes, an welche ſie ſich feſter anſchließt, (z. B. der Text der Meſſe oder Miſſa, die Offertorien, Te deum, Salve, Requiem, Pſalmen); bei den Proteſtanten hingegen haben ſich Dichter und Tonſetzer neue Formen erlaubt, und es wechſeln bei dem gewöhnlichen Gottesdienſt zum Theil jene genannten Stücke lateiniſch geſungen mit deutſchen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, beſonders wenn ſie dramatiſch ſind, ſehr oft der Uebergang in die Opernmuſik bemerkt worden iſt. Die größten neuern Kirchencomponiſten ſind: Paleſtrina, Allegri, Durante, Leo, Pergoleſi, Händel, Bach, Graun, Haſſe, Jomelli, Rolle, Naumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich. und Joſ. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini, doch ſind die letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer dem galanten Styl der weltlichen Muſik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuſter, Doles, Hiller, Schicht, Faſch, Weinlig, Himmel, Zumſteg, Abt Stadler, Danzi, Winter, G. und L. W. Weber, Fr. Schneider (Vocalmiſſen) u. a. — Schriftſteller über die Kirchenmuſik ſind: Gerbert de musica sacra (geſchichtlich) St. Blasii 1774 2 Vol. 4., Hiller, was iſt wahre Kirchenmuſik? ꝛc. Leipzig. 1789 4. und Voglers deutſche Kirchenmuſik ꝛc. München 1807. T.

Kirchenraub, iſt im engern Sinne der nach gewaltſamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Koſtbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebſtahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgeſetzen der meiſten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter, als der an andern Orten und Gegenſtänden verübte Raub beſtraft.

Kirchenrecht, ſ. canoniſches Recht.

Kirchenſatzungen ſind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche ſich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen.

Kirchenſpaltung, ſ. Schisma.

Kirchenſtaat. So nennt man die Beſitzungen des Papſtes in Italien. Er hat ſeinen Urſprung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Biſchofe von Rom, mit den Beſitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchate entriſſen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römiſche Kaiſerwürde. Die conſequente Politik der Päpſte erzog ſich, durch die Begünſtigung der Normänner in Unteritalien, in dieſen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchem darauf die Normänner den Lehnseid leiſteten. Die künſtliche Gründung des Papſtthums gedieh 1075 unter Gregor VII zur höchſten Vollendung. Die Kreuzzüge, welch 1096 begannen, förderten die Abſichten des römiſchen Stuhls im Anfange mehr, als im Fortgange. Die Mathildiſche Erbſchaft vergrößerte die Macht der Päpſte und ſie behielten ſie, ſo oft auch von den Deutſchen der Verſuch gemacht wurde, ſie denſelben zu entreißen. Der päpſtliche Stuhl befreite ſich von ſeinen gefährlichen Nachbarn aus dem hohenſtaufiſchen Stamme dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Die ungezähmte Herrſchſucht der Päpſte, verbunden mit ihrem regelloſen Wandel, erregte am Ende die innern Kämpfe der unzufriedenen Römer gegen den päpſtlichen Stuhl, und die Päpſte ſelbſt ſahen ſich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Reſidenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einfluſſe des franzöſiſchen Königs ſtehenden Päpſte ſelten oder nie die Zuſtimmung der Römer und Deutſchen erhielten: ſo entſtand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpſte, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats Beſtes befördert wurde. Die Rückkehr der Päpſte nach Rom war, obgleich die deutſchen Kirchenverſammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpſtlichen Beſitzungen nicht anders als ſehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 Ancona an ſich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modeneſiſchen Erbſchaft entriſſen, und Urbino von ſeinem letzten Herzoge, Franz Maria, aus dem Hauſe Navarra, dem päpſtlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchſten Gipfel der weltlichen und geiſtlichen Macht erhoben, verloren die Päpſte von 1517 an durch den ſchnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres weltlichen und geiſtlichen Einfluſſes. Sixtus V. weiſe Oeconomie gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ſteuerte dem Uebel; aber die Verſchwendung und der Nepotismus der folgenden Päpſte erzeugte wiederum verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) ſah ſich genöthigt, 1773 den Jeſuitenorden aufzuheben. In den neuern Zeiten hob Neapel 1788 ſeine alten Verbindlichkeiten gegen den päpſtlichen Stuhl auf, und ſelbſt die Reiſe Pius VI. konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joſeph II. in den geiſtlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzoſen in Italien ſah ſich der Papſt im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die ciſalpiniſche Republik abzutreten. Ein Aufſtand in Rom gegen die Franzoſen, am 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenſtaats zur römiſchen Republik. Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu

Valence ſtarb. Die Siege der Ruſſen und Oeſterreicher in Italien begünſtigten die neue Papſtwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14ten März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der öſterreichiſchen Waffen von Rom wiederum Beſitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem erſten Conſul der franzöſiſchen Republik, Bonaparte, abſchloß, ging dem päpſtlichen Stuhle abermals ein großer Theil ſeiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1807 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen, den Code Napoleon einzuführen und England feierlich den Krieg zu erklären. Der Papſt weigerte ſich. Da rückte 1808 den 2. Febr. ein franzöſiſches Corps von 8000 Mann in Rom ein, und da auch jetzt noch der Papſt widerſtrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papſte im Kriege ſei, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papſte blieb faſt nur das Gebiet von Rom. (Man ſehe die Actenſtücke, z. B. die Correſpondenz des Papſtes Pius VII. mit Napoleon betreffend, in Stäudlins kirchenhiſtoriſchem Archiv 1. Bd. 1815). Ein Decret vom 17ten Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenſtaat ganz. Die noch übrigen Beſitzungen des Papſtes wurden zu Frankreich geſchlagen und dem Papſte, deſſen geiſtliche Hoheit fortdauern ſollte, 2 Mill. Franken jährlich angewieſen. Der Papſt wurde genöthigt, ſeinen Aufenthalt in Frankreich zu wählen, bis ihm die Ereigniſſe des J. 1814 erlaubten, von dem Kirchenſtaate wieder Beſitz zu nehmen. (S. d. Art. Pius VII.) — Der Kirchenſtaat (Stato della Chiesa) beſtand vor dem franzöſiſchen Revolutionskriege aus folgenden zwölf Provinzen: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Caſtro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Jetzt enthält er 18 Delegationen: Rom, Froſinone, Rieti, Civita Vecchia, Viterbo, Perugia, Spoleto, Macerata, Camerino, Fermo, Ascoli, Ancona, Urbino und Peſaro, Forli, Ravenna, Bologna, Ferrara, die Fürſtenthümer Benevent und Ponte-Corvo. Dieſe Länder liegen mitten in Italien zwiſchen der ſogenannten Lombardei, dem Königreiche Neapel und dem toscaniſchen und adriatiſchen Meere. Die Apenninen erſtrecken ſich mitten durch dieſelben und die merkwürdigſten Flüſſe ſind der Tiber und der Po. Die Volksmenge iſt 2,424,150 Seelen auf 714 3/4 Q. M. Die Einkünfte rechnet man auf circa 8 Mill. Gulden. Die Kriegsmacht, welche 1791 etwa unter Pius VI. aus 5000 Mann Landtruppen, einigen Galeeren und Kriegsfahrzeugen beſtand, iſt jetzt höchſtens 4000 Mann Landſoldaten ſtark, wozu 60 Cüraſſiers, 60 Chevauxlegers und 40 Schweizer gehören. Eine Marine exiſtirt nicht mehr. Die Producte des Landes ſind: alle Arten von Getreide, feines Obſt, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch ſchönen Marmor; Spuren von Metallen finden ſich an mehrern Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daſelbſt nicht. Die Cultur des Rindviehs und der Schafe wird ziemlich ſorgfältig betrieben. Der Ackerbau iſt vernachläſſigt; Manufacturen gedeihen nicht und die Bevölkerung iſt verhältnißmäßig unter allen Staaten Europa's, Rußland ausgenommen, die geringſte.

Kirchenſtrafen ſind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Geſellſchaft die geſetzgebende und ausübende Ge-

walt beſitzt, den die Geſetze der Geſellſchaft übertretenden Mitgliedern derſelben auferlegt werden. Beſtehen ſie bloß in der Entziehung der Geſellſchaftsmahle, in der Zurückweiſung von den gottesdienſtlichen Verſammlungen, in der Verſagung des heil. Mahls, in der Verweigerung des Begräbniſſes nach dem Gebrauche der Geſellſchaft, und in der Ausſchließung von der kirchlichen Gemeinſchaft, ſo läßt ſich gegen die Zuläſſigkeit der Kirchenſtrafen nichts einwenden, da jede Geſellſchaft die unbeſtrittene Befugniß hat, denen, die ihre Geſetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zuſtehenden Rechte zu verſagen. Hierher gehören die Kirchenbuße, der Kirchenbann (ſ. d. Art.). Erſtrecken ſie ſich aber auch auf den Verluſt der bürgerlichen Rechte, ſo müſſen ſie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholiſche Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß beſtrafte, da es hingegen ein völlig rechtliches Verfahren iſt, wenn die proteſtantiſche Kirche Selbſtmördern oder Perſonen, welche ſich ſchon lange der Theilnahme an dem Gottesdienſte und der Abendmahlsfeier entzogen haben, ein Begräbniß nach chriſtlichen Gebräuchen und eine Ruheſtätte an dem Orte verſagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N.

Kirchenväter (patres ecclesiae) ſind die Lehrer und Schriftſteller der alten Kirche, welche nach den Apoſteln und apoſtoliſchen Vätern (ſo nennt man die unmittelbaren Schüler der Apoſtel), mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das ſechſte Jahrhundert herab blüheten. Von Einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftſteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholaſtikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften iſt erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke machte ſonſt den Inhalt einer eigenen Wiſſenſchaft, Patriſtik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechiſche und römiſche Wiſſenſchaft in das Chriſtenthum ein, und viele von ihnen waren eben ſo geiſtvolle und originelle, als gelehrte Männer. Die meiſten der frühern Kirchenväter waren, ehe ſie ſich zum Chriſtenthume wendeten, Rhetoren und Sachwalter geweſen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Disputirmethode ſowohl, als ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beſchäftigen ſich entweder mit der Vertheidigung der chriſtlichen Religion und der Geſellſchaft der Chriſten, oder mit Beſtreitung des Heiden- und Judenthums, oder der Ketzer, oder mit der Erklärung der heiligen Bücher, oder mit Darſtellung der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit der Geſchichte des Chriſtenthums und der chriſtlichen Kirche, oder mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und ſie ſind daher entweder apologetiſchen, oder exegetiſchen, oder dogmatiſchen, oder moraliſchen, oder hiſtoriſchen, oder polemiſchen, oder endlich aſcetiſchen Inhalts. Die Kirchenväter theilen ſich in 2 Hauptclaſſen, in die griechiſchen und in die lateiniſchen. Die berühmteſten unter den griechiſchen ſind Clemens von Alexandrien, welcher zuerſt über das Chriſtenthum philoſophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Euſebius, welcher die erſte Geſchichte der chriſtlichen Kirche ſchrieb; Athanaſius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entſchiedenen Einfluß hatte, und Chryſoſtomus, der bewundertſte Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigſten lateiniſchen Kirchenväter aber ſind Tertullian, einer der originellſten Schriftſteller;

Auguſtin, ebenfalls ein Mann von originellem Geiſte, welcher das Orakel der abendländiſchen Kirche ward; Ambroſius, welcher ſich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, welcher zwar viel Gelehrſamkeit beſaß, und beſonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war, aber auch den Fortgang des Aberglaubens, namentlich die Bewunderung des eheloſen Lebens und die Entſagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenverſammlung, ſ. Concilium.

Kirchenzucht, begreift die Zwangsanſtalten, durch welche eine kirchliche Geſellſchaft das Anſehn ihrer Geſetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derſelben ſ. den Artikel Kirchenſtrafen.

Kirchſprengel, ſ. Dioces.

Kirchweihe iſt die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Beſtimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entſtand ſeit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Biſchöfe, bei den Proteſtanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche ſchon ward der Tag der Kirchweihe als ein Feſt gefeiert; welche Sitte bis auf dieſen Tag in einem großen Theile der chriſtlichen Welt herrſcht. Man pflegt dies Feſt das Kirchweihfeſt, auch die Kirchmeſſe, und im gemeinen Leben, in wiefern man beſonders die an dieſem Feſttage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zuſammengezogen, die Kirmſe zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich iſt, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Meſſe (Kirchmeſſe) zu halten.

Kircher, (Athanaſius) ein Jeſuit, geb. 1601 zu Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Profeſſor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daſelbſt genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, ſich nach Frankreich zu begeben, woſelbſt er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf 1635 nach Avignon und von dort nach Rom ging, wo er 6 Jahre Mathematik lehrte, über die hebräiſche Sprache las und ſich mit dem Studium der Hieroglyphen beſchäftigte. Er ſtarb daſelbſt 1680 in einem Alter von neun und ſiebzig Jahren. Unter ſeinen Werken ſind die berühmteſten: Praelusiones magneticae. Romae, 1654 (1658), in fol. Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Primitiae gnomonicae catoptricae in 4to. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Obeliscus Aegyptiacus, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1655, 4 Vol. in fol. Dieß ſeltene Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man ſie von einem Gelehrten erwarten konnte, der voll ſonderbarer Grillen und abenteuerlicher Vermuthungen war. In dieſem Werke ſo wie in ſeinem Prodromus coptus (Rom 1636, 4.) und ſeiner Lingua aegyptiaca restituta (Rom, 1644. 4.) ſtellte er Forſchungen über die coptiſche Sprache an. Iter exaticum coeleste, sive mundi opificium, quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur. Romae, 1656 in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: Iter extaticum terrestre, in 4to, in welchem Werke er die Geſtalt der Erdkugel beſchreibt. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata, Amstelod.

1667, in fol. Dieß Werk iſt in das Franzöſiſche überſetzt worden. Arca Noë, in fol. Turris Babel, in fol., Amstelod. 1679. Dieſes ſeltſame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerſtreuung der Nationen. Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas, 1673, in fol. Ars magna sciendi, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr geſuchte Subtilitäten, als wahrhaft nützliche Nachforſchungen. Uebrigens iſt es mit einer Menge mühſam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt. Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico-medicum contagiosae luis, Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß iſt eine Abhandlung über die Peſt, welche ſehr kenntnißreich und gut geſchrieben iſt. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargeſtellt wird. Magia catoptrica, in welcher von den Brennſpiegeln des Archimedes gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Phyſikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheil iſt es ihm gelungen, auf mehrere ſpätere Erfahrungen vorzubereiten. Nur gereicht ihm zum Nachtheil, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile ſeiner Zeit und ſeine eigenen zuſammenſtellte. Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio, 1671. in fol., ein Werk, welches ſehr gelehrt iſt und viele Nachforſchungen gekoſtet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erſchöpfendes enthält. Historia Eustachio-Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665. in 4to, cum fig. Dieſe Lebensbeſchreibung des heiligen Euſtachius iſt ein ſehr ſeltenes Werk. — Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erſchöpfende Gelehrſamkeit, zeichnen ſich aber auch durch gehäufte Sonderbarkeiten aus. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Cabinet, welches von Bonanni (Rom, 1709) eigends beſchrieben worden iſt. Er wird mit Recht für einen der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit, ſo wie für einen der fruchtbarſten Schriftſteller der Geſellſchaft Jeſu gehalten. Er beſaß ein ungemeines Wiſſen in der Philoſophie, Mathematik, Phyſik, Kosmographie, Naturgeſchichte, Philologie, Geſchichte und Alterthumskunde, hatte Alles ſtudirt und ſchrieb über Alles. Am geſchätzteſten ſind ſeine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch ſeine Turris Babel, ſo wie ſeine Arca Noë ausnehmen wollen. Zu ſeinen Erfindungen gehört der von ihm genannte Kircherſche Brennſpiegel, aus 5 Planſpiegeln (ebenen Spiegeln) von gleicher Größe beſtehend, welche ſämmtlich die Stralen auf Einen Punkt, der über 100 Fuß entfernt iſt, werfen und von ſehr ſtarker Wirkung ſind. Kircher machte damit den erſten Verſuch auf der Inſel Malta, daher dieſer Spiegel auch der malteſiſche Spiegel genannt worden iſt. Auch erfand er einen künſtlichen Springbrunnen (der Kircherſche Brunnen), wo ein Vogel ſo viel Waſſer ſchluckt als eine Schlange in ein Becken ausſpeit.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchſal (nach Einigen zu Waghäuſel) geboren, und verrieth ſchon als Kind ihr großes Talent für die Muſik, welches durch den Verluſt ihres Geſichts, den ſie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als ſich vermindert zu haben ſchien. In einem Alter von ſechs Jahren ſpielte ſie bereits das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck.

Sie ward darauf von dem badiſchen Capellmeiſter Schmittbaur zu Carlsruhe in der Muſik, und beſonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher ſie ſchon in ihrem zehnten Jahre ſo außerordentliche Fortſchritte gemacht hatte, daß ſie ſich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören laſſen konnte. In Geſellſchaft des Raths Boßler, ihres nachherigen Biographen, machte ſie zu Anfange des Jahrs 1791 eine Reiſe durch ganz Deutſchland, wo ihr allenthalben der enthuſiaſtiſche Beifall zu Theil wurde, und begab ſich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunſt, zur Erfindung einer Harmonica mit Reſonanzboden nützlich; ſondern ihr ward auch daſelbſt das Glück, einigermaßen ihr Geſicht wieder zu erhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging ſie über Deutſchland nach Copenhagen, von wo ſie ſich, abermals über Deutſchland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen dieſen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, 1799 das Dorf Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte ſie eine Reiſe in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo ſie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daſelbſt in Geſellſchaft des Raths Boßler bis 1807 lebte. In dieſem Jahre unternahm ſie eine neue Reiſe in ihr Vaterland, wo ſie jedoch zu Schaffhauſen von einem Bruſtfieber befallen wurde, an welchem ſie daſelbſt am 9. Dec. in ihrem 38ſten Jahre ſtarb.

Kirgiſen (Kirgis-Kaiſaken) nennen ſich ſelber Sara-Kaiſaki (Steppenkoſaken). Den Namen Kirgiſen haben ſie wahrſcheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält ſie gewöhnlich für Nachkommen der älteſten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chineſiſchen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongoliſcher Stämme, in weſtlichere Gegenden gezogen ſind. Als man zur Zeit der ruſſiſchen Eroberung Siberiens zuerſt von dieſem Volke etwas vernahm, nomadiſirten die Kirgiſen in der Gegend des obern Jeniſei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem ruſſiſchen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben ſie ſich als ein ſehr unruhiges, treuloſes, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen ſie die ungeheure Wüſte zwiſchen dem Ural und Irtiſch, welche von den Ruſſen die kirgiſiſche Steppe genannt wird, die 31681 Q. M. groß iſt. Dieſe Wüſte gränzt weſtlich an das kaſpiſche Meer und die Statthalterſchaft Caucaſien, nördlich an die ufaiſche und tobolskiſche, und öſtlich an die koliwaniſche Statthalterſchaft. So lange die Kirgiſen bekannt ſind, haben ſie ſich ſtets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erſte war lange, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen ſie wohnt, unabhängig, bis ihr Sultan 1819 Rußlands Hoheit anerkannte; die mittlere und kleine Horde erkennen ſeit 1731 die ruſſiſche Schutzherrſchaft an, haben ſich aber ſtets als treuloſe Bundesgenoſſen, und als ein ſehr räuberiſches Volk gezeigt, weßhalb auch längs den Grenzflüſſen Linien von kleinen Feſtungen gegen ſie angelegt ſind. Man ſchätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrſcheinlich ſind ſie jedoch weit ſtärker.

Kirnberger (Johann Philipp), ein berühmter Contrapunctiſt in der Muſik, wurde am 24ſten April 1721 zu Saalfeld im Thüringiſchen geboren. Nachdem er hier die erſten Anfangsgründe der Violine und des Claviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organiſten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringiſchen. Im J. 1738 begab er ſich nach Sondershauſen, wo er

unter Anleitung des Kammermuſikus Meis ſich dem Violinſpiele widmete. Hier benutzte er jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ſeinen Geſchmack zu bilden, hörte unausgeſetzt die Capelle des Fürſten, und ſuchte ſich mit der Spielart des Organiſten Gerber, eines Schülers von Bach, deſſen Bekanntſchaft er fleißig ſuchte, vertraut zu machen. Erſter hatte ihm dieſen großen Componiſten ſo ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Luſt, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntſchaft deſſelben in eigner Perſon zu machen, nicht widerſtehen konnte. Er führte dieſen Vorſatz im J. 1739 aus, und genoß in Dresden während zweier Jahre ſowol auf dem Clavier, als in der Compoſition, den Unterricht jenes großen Meiſters. Im J. 1751 ſtudirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermuſikus Fickler die Geige. Von dort begab er ſich nach Berlin, und trat daſelbſt als Violiniſt in die Capelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zuſtimmung deſſelben, wieder verließ, um Kammermuſikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch dieſe Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermuſikus in die Dienſte der Prinzeſſin Amalie von Preußen. Hier ſtarb er in der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten Juli 1783 nach einer langen und ſchmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich blos mit der Theorie der Kunſt, ob es ihm gleich zur practiſchen Ausführung weder an Geſchicklichkeit, noch an Geſchmack gebrach. Seine theoretiſchen Werke ſind: Conſtruction der gleichſchwebenden Temperatur, 1760; die Kunſt des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundſätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, ſondern von Schulz verfaßt ſeyn ſoll); Grundſätze des Generalbaſſes, als erſte Linien zur Compoſition, mit vielen Kupfern, 1781; Gedanken über die beſondern Lehrarten der Compoſition, 1782; Anleitung zur Singeompoſition, mit Oden in verſchiedenen Sylbenmaßen, Berlin, 1782. Außerdem hat er die meiſten muſikaliſchen Artikel verfaßt, welche in dem erſten Bande der Sulzeriſchen Theorie der ſchönen Künſte befindlich ſind. Auch iſt hier, unter ſeinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem er den Namen J gab. Das Verhältniß deſſelben iſt 4: 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötenſonate von dieſem Intervalle Gebrauch; ſondern veranlaßte auch, das es einer berliniſchen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garniſonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm Niemand davon Gebrauch machen wollte oder konnte; ſo iſt es wieder weggenommen worden. Daß dieſes Intervall keine bloſe nutzloſe Speculation Kirnbergers war, beweiſet der Gebrauch, den in neuern Zeiten Faſch davon zu machen gewußt hat.

Kiſlar-Aga, das Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen am Hofe des Sultans, und Oberaufſeher über den Harem, nicht minder Vorſteher der Moſcheen und milden Stiftungen — welcher am Hofe des Kaiſers eine ſehr wichtige Rolle ſpielt.

Klafter (toise, Faden; Orgyia) iſt ein Holzmaß, 6 Fuß oder 3 Ellen lang, und eben ſo breit, ſo weit ein Mann klaftern, d. h. mit ausgeſpannten Armen reichen kann, ungefähr 6 pariſer Fuß oder 3 Ellen. Sie wird auch zur Ausmeſſung der Tiefe des Meeres, der Flüſſe, der Bergwerke, der Seile und Taue ꝛc. angewendet. Eine Kubikklafter hat 3 Ellen in der Breite, und ebenſoviel in der Höhe und Länge.

Klagen und Einreden. Beide ſind gerichtliche Mittel, ſeine Rechte gegen Andere zu verfolgen, und Haupthandlungen der ſtreitenden Theile im bürgerlichen Prozeſſe; und zwar iſt die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge deſſen man dem Richter ein von Andern beſtrittenes Recht oder erlittenes Unrecht vorſtellt, und ihn auffordert, daſſelbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Forderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage ſoll daher eine Geſchichtserzählung, einen Klagepunkt und eine beſtimmte Anzeige der Forderung (Bitte) enthalten. Sie iſt eine mündliche bei Gegenſtänden von geringerm Belange; eine ſchriftliche bei wichtigern Gegenſtänden, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (ſ. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageſchrift, Libell, auch oft ſelbſt die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, deſſen Gerichtsbarkeit ſich ſowol über den Beklagten, als über den Gegenſtand der Klage erſtreckt. Wer aber die Klage anſtellt (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Geſetzen beſtimmten Erforderniſſe eines Klägers haben, ſondern öfters ſchon bei Einreichung der Klage ſogleich mit erweiſen, in wiefern ihm ein Unrecht geſchehen ſei (z. B. wenn er wegen einer Erbſchaft klagt; in welchem Falle er ſein Erbrecht aus dem Teſtamente darthun muß) öfters auch wegen der durch Anſtellung des Prozeſſes verurſachten Koſten Sicherheit leiſten (damit weder der unſchuldige Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen beſtimmten Zeitpunkt, innerhalb deſſen ſie allein angeſtellt werden kann, und nach deſſen Verluſt ſie als erloſchen betrachtet wird; dieſes nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen ſelbſt ſind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenſtand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weiſe, wie ſie angeſtellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — ſummariſche Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefodert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, ſo wie in Rückſicht auf die Vererbung verſchieden. Hat Jemand mehrere Klagen gegen eine und dieſelbe Perſon anzuſtellen, ſo entſteht ein Zuſammenlauf der Klagen (concursum actionum), welche entweder einen oder verſchiedne Gegenſtände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht ſein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderuug, welche dadurch in den Verhältniſſen der Partheien vorgehen ſoll. Ihr entgegen ſteht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlaſſung auf die Klage gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieſer die Exception), durch welchen ſich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers ſchützt. Sie hat mithin den entgegengeſetzten Zweck. Die Einreden ſind verzögerliche (dilatoriſche), welche die Anklage wenigſtens eine Zeitlang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerſtörliche, welche die Klage ganz unwirkſam machen, oder den Prozeß verhindern; ſchriftliche oder mündliche (nach Beſchaffenheit der Klagen). Es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewiſſe Friſt geſtattet; eben ſo dem Kläger zur Replik u. ſ. f., doch ſo, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlaſſung des Beklag-

ten auf die Klage darf der Kläger ſeinen Klaggrund nicht eher ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anſtellen und die Koſten des erſten tragen wollen; eben ſo ſind nach geſchehener Einlaſſung auf die Klage Einreden, welche man zur Zeit der Einlaſſung ſchon kannte, unzuläſſig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juriſtiſche Lehre von den Klagen und Einreden iſt ſeit Böhmer und Menken am beſten von J. L. Schmidt, in ſeinem practiſchen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg. von Weber, 1803, wozu deſſen Sohn einen Commentar geliefert hat (Lpz. 1792), und Weber in ſeinem Beitrage zu dieſer Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehrs, Mößler u. A. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Prozeß nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Prozeß verwechſelt werden, welche ganz anderer Natur iſt. S. Peinliches Verfahren und Prozeß.

Klang iſt ein Schall, bei dem ſich die Geſchwindigkeit und die übrige Beſchaffenheit der Schwingungen beſtimmen läßt. Siehe Acuſtik.

Klangfiguren. Wenn man eine gläſerne, metallene oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer paſſenden Stelle gehalten oder unterſtützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Materie beſtreut und am Rande mit einem geharzten Violinbogen ſtreicht: ſo wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klang der Sand oder die aufgeſtreute Maſſe durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrſten Stellen ab- und fortgeſtoßen werden, an andern aber zurückbleiben und ſich anhäufen, ſo daß ſich lineariſche Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältniſſen immer auf gleiche Weiſe wieder erſcheinen, ſondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe und dem darnach hervorgelockten Tone in einem gewiſſen übereinſtimmenden Verhältniß ſtehen. Es liegt dabei folgendes Geſetz der ſchwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in ſeiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) ſchwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ ſich ſcheiden, die in entgegengeſetzten Richtungen ſchwingen, während die zwiſchen dieſen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche ſich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein ſolches Verhältniß der Größe, als erforderlich iſt, um in gleicher Geſchwindigkeit ſchwingen zu können. Mehrere Arten der ſchwingenden Bewegung und alſo auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben, ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, ſind es, wo die aufgeſtreute Maſſe auch in Ruhe bleibt, während ſie von den übrigen Stellen abgeſtoßen wird und ſich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig ſeyn, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befeſtigt werden, auch die geſtrichenen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem proportionirten Verhältniß ſtehen. Chladni hat zuerſt dieſe Erſcheinung beobachtet und erklärt und dadurch die Acuſtik weſentlich bereichert.

Klaproth (Martin Heinrich), königl. preuß. Profeſſor, Obermedizinal- und Sanitätsrath, Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klaſſe, Mitglied der beiden Akademien der Wiſſenſchaften und der Künſte zu Berlin, der Akademie zu Paris, und mehrerer andern in und außerhalb Deutſchland ꝛc. ꝛc., geb. den 1. Dec. 1743 in Wernigerode, erlernte die Apothekerkunſt, durch welche er, bei ſeinem Forſchungsgeiſte und Fleiße, auf das Studium der Chemie geführt ward. Seine Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft ſind bleibend; er hat ſie theils durch Entdeckungen, namentlich mehrerer einfachen Stoffe, theils durch ſeine mit der höchſten Genauigkeit angeſtellten Experimente erweitert und bereichert. Unter ſeinen vielen Entdeckungen nennen wir die Circonerde, das Tellurium, Titanium, Uranium und ſeine Zergliederung der Meteorſteine. Seine Größe als Chemiker beſtand theils in einer glücklichen Combinationsgabe, theils in einem ſchnellen Ueberblick und in der Diagnoſe der Körper, theils, und dieß vorzüglich, in einer unglaublichen Fertigkeit und Sicherheit im Experimentiren. Dadurch hat er Vielen vorgearbeitet. Abgeneigt der Speculation wies er allenthalben auf den Weg der Erfahrung hin. Ihm gebühret mit Recht der Name des deutſchen Fourcroy. Bis ein Jahr vor ſeinem Tode hielt er unausgeſetzt Vorleſungen über Chemie u. ſ. w. Von ſeinen Schriften nennen wir Beitr. z. chemiſchen Kenntniß d. Mineralkörper, 6 Bde., und ſein mit Fr. Wolff gemeinſchaftlich bearbeitetes Chemiſches Wörterbuch, 5 Bde., nebſt 2 ſpäter erſchienenen Supplementbänden. Auch bearbeitete und ſupplirte er die Werke eines Green, John u. ſ. w. Abhandlungen ſtehen von ihm in vielen Sammlungen. — Nachdem er lange der Beſitzer einer Apotheke in Berlin geweſen, verkaufte er ſelbige und lebte ſeitdem allein der Wiſſenſchaft und ſeinen Aemtern. Seine mineralogiſchen Sammlungen gehören zu den vorzüglichſten in ihrer Art. Dieſer verdienſtvolle Gelehrte und ächt deutſche Biedermann, ohne Dünkel und Falſch, ſtarb den 1ſten Januar 1817.

Klaproth (Heinrich Julius von), des Vorigen Sohn, geb. zu Berlin 11. Oct. 1783, ein ausgezeichneter Sprach- und Geſchichtsforſcher. Er bildete ſich auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium. Aus Neigung beſchäftigte er ſich mit den aſiatiſchen Sprachen, beſonders der chineſiſchen, ſchon ſeit 1797; er fand die beſten Hülfsmittel für dieſe Studien auf der königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufſätze über die Geographie von Aſien in den geographiſchen Ephemeriden abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Univerſität Halle. Hier eröffnete er im J. 1802 das aſiatiſche Magazin. (Weimar 1802 flg. 12 H.) In der Mitte deſſelben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und im Jahre 1804 nach Berlin zurück. Im April 1805 folgte er einem Rufe der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg für das Fach der aſiatiſchen Literatur. Er begleitete die nach Peking beſtimmte ruſſiſche Geſandtſchaft, unter dem Grafen Golowkin, über Kaſan, Perm, Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, bis nach Kiächta, und kehrte, da die Geſandtſchaft nicht angenommen wurde, im Febr. 1806 nach Irkutzk zurück. Hier verfaßte er, nach einem japaniſch-chineſiſchen Originale, und mit Hülfe des Japaners Nicolai Kolotichin, ein japaniſches Wörterbuch in Originalcharakteren, mit deutſcher Ueberſetzung. Im J. 1806 verließ er Irkutzk, ging über Tomsk und Barnaul nach der Gränzfeſtung Uſt Kamenogorsk am Irtiſch, von wo er eine Reiſe über Buchtarma und

das Altaigebirge nach der chineſiſchen Feſtung Tſchingiſtai machte, ging dann den Irtiſch aufwärts, bis zum See Dſaiſan, im Lande der Dſungaren, dann nach Uſt Kamenogorsk zurück, und über Omsk, Iſchim, Kaſan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1806 wieder eintraf. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiſeplan nach dem Kaukaſus und Georgien. Nachdem derſelbe von der Akademie genehmigt worden, reiſte Klaproth im Sept. deſſelben Jahres über Moskwa, Tula, Charkow, Tſcherkask, Georgiewk und Mosdok, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verſchiedene Reiſen, ging dann durch das Terektual nach Mosdok zurück, und von da über die Schneegebirge der Dagunen nach Imereti. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demſelben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die aſiatiſche Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Urſprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im J. 1810 arbeitete er einen vollſtändigen raiſonnirenden Catalog aller chineſiſchen und mandſchuriſchen Bücher der akademiſchen Bibliothek aus, und hatte eine kurze literariſche Fehde mit dem Dr. Antonio Montuci in Berlin, welche eine enge Freundſchaft zwiſchen beiden Streitenden knüpfte, die nebſt Remuſat die einzigen gründlichen Kenner des Chineſiſchen im außerruſſiſchen Europa ſind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daſelbſt mehrere tauſend chineſiſche Buchſtaben zum Druck ſeiner Werke in Holz ſchneiden zu laſſen. Er gab heraus: Leichenſtein auf dem Grabe der chineſiſchen Gelehrſamkeit des Dr. Hager, 1811, 8., und die Inſchrift des Yu, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrſamkeit, welche zugleich Hagers Charlatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erſchien die Beſchreibung ſeiner Reiſen nach dem Kaukaſus und nach Georgien, in drei Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzuſtellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erſchienen von ihm eine Beſchreibung des öſtlichen Kaukaſus, eine Beſchreibung der ruſſiſchen Provinzen zwiſchen dem caſpiſchen und ſchwarzem Meere, und Güldenſtädts Reiſe in Georgien und Imereti, u. a. Schriften mehr; auch gab er ſchätzbare Abhandlungen in den Fundgruben des Orients, und Beitr. zur Fortſ. des Mithridates von Adelung. So verdanken wir ihm ſchon jetzt eine vollſtändige Kenntniß der kaukaſiſchen Länder, und dürften von ſeiner Gelehrſamkeit noch größere Reſultate erwarten, da er im Beſitz einziger Materialien für die Geſchichte der aſiat. Völker des Mittelalters iſt. Er beſuchte darauf Italien und Frankreich, wo ihn in Paris ſeine Exécution de l'Automne, eine polemiſche Schrift, in Händel mit Langlès verwickelte. Er hält ſich ſeit einigen Jahren in Paris auf, läßt dort verſchiedene Werke drucken und giebt ſeine kaukaſiſche Reiſe neu bearbeitet franzöſiſch heraus.

Kleanthes, ein Schüler und Nachfolger Zeno's des Stoikers und einer der berühmteſten Philoſophen dieſer Sekte im 3ten Jahrh. vor Chr., gebürtig aus Aſſus in Kleinaſien. Noch haben wir von ihm einen trefflichen Hymnus, auf Zeus, der ein merkwürdiges Ueberbleibſel aus dem Alterthum iſt. Er iſt einzeln herausgegeben mit Anmerk. von Sturz (Leipzig 1785) und griechiſch und deutſch nebſt einer Darſtellung der wichtigſten Lehrſätze der ſtoiſchen Philoſophie von Claudius (Göttingen 1786).

Kleiſt (Ewald Chriſtian von) ward am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern aus einem durch mehrere Helden berühmten Geſchlechte geboren. Seine Eltern gaben ihm eine vortreffliche Erziehung: im neunten Jahre ſchickten ſie ihn in eine Jeſuitenſchule nach Cron in Großpolen, im funfzehnten auf das Gymnaſium zu Danzig, und im ſiebenzehnten ging er auf die Univerſität nach Königsberg, um die Rechte zu ſtudiren. Hier gewann er die Liebe zu den Wiſſenſchaften, die ihn nachher vor Männern ſeines Standes ſtets ausgezeichnet hat; hier erwarb er ſich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philoſophie, der Mathematik und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen. Von hier reiſete er, um ſich Kenntniß der großen Welt zu verſchaffen, zu ſeinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald ſo lieb gewannen, daß ſie ihn für immer an ihr Vaterland zu feſſeln wünſchten. Er bewarb ſich daſelbſt vergeblich um einige Civilſtellen. Daher wählte er, auf Anrathen ſeiner Anverwandten den Militärſtand, und wurde 1736 däniſcher Offizier. In dieſer Laufbahn ſtudirte er Alles, was in das Gebiet der Kriegswiſſenſchaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den däniſchen Dienſt bald, ging gleich bei dem Antritte der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgeſtellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regimente ernannte. Die Feldzüge, die der König in den erſten Jahren ſeiner Regierung unternahm, verſchafften ihm Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente auszubilden. Im Grunde ſcheint er jedoch nie wahre Neigung für den Soldatenſtand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch ſich nur durch die Vorſtellung ſeiner Pflicht, und die Bewunderung ſeines großen Königs mit demſelben verſöhnt zu haben. Dieſer Streit ſeines Schickſals mit den Wünſchen ſeines Herzens, welche nur Ruhe beabſichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die ſich ſeit 1738 entſpann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder doch ſeinen Gedichten den Hauptcharakter der ſanften Schwermuth, der in ihnen herrſcht, aufgedrückt. Sein älteſtes Gedicht iſt an ſeinen Schulfreund, den Rittmeiſter Adler, 1739 geſchrieben. Nicht leicht machte ein deutſches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfaſſer, ein ſo ſchnelles Glück, als ſein Frühling, welcher zuerſt 1749 blos für die Freunde des Verfaſſers gedruckt wurde. Kleiſt hatte ein ſehr glückliches Talent, Gegenſtände der ſichtbaren Natur zu ſchildern, wozu ſeine einſamen Spaziergänge viel beitrugen, die er (nach Göthe, aus meinem Leben 2 Th.) ſeine poetiſche Bilderjagd nannte. Im J. 1757 wurde Kleiſt Obriſt-Wachtmeiſter bei dem Hauſenſchen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garniſon kam. In Leipzig verſchaffte er ſich Gellert's und Weiße's vertrauten Umgang. Nach der roßbacher Schlacht übertrug der König Kleiſten die Aufſicht über das leipziger große Lazareth. Im J. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunnersdorfer Schlacht, erhielt zwölf ſtarke Contuſionen, und wurde in die beiden erſten Finger der rechten Hand verwundet, ſo daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit ſeinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieſer letzten Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätſchenſchuß das rechte Bein zerſchmettert wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldſcheer wollte ihn eben verbinden, als dieſer in den Kopf geſchoſſen wurde. Bald dar-

auf kamen die Koſaken, zogen ihn nackt aus und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige ruſſiſche Huſaren, zogen ihn aufs Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleiſt weigerte ſich, ihn anzunehmen; aber der Huſar warf das Geld mit edlem Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Koſaken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein ruſſiſcher Offizier, der vorbei ging, und dem ſich Kleiſt entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Elf Tage nach der Schlacht trennten ſich die zerſchmetterten Knochen und zerriſſen eine Pulsader, worauf er am 24ſten Aug. 1759 an einer Verblutung ſtarb. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied geſungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm ſchrieb, das erſte Beiſpiel einer guten deutſchen Biographie gegeben. Durch ſeine Talente und ſeinen vortrefflichen Charakter hatte ſich Kleiſt nicht nur die Freundſchaft der beſten Köpfe ſeiner Nation erworben, ſondern auch jeder gebildete Deutſche zollte ihm Bewunderung; und ſein Name wird in der deutſchen Literatur, welche er zuerſt mit bilden half, unvergeßlich ſein. Seine Schriften ſind zuletzt unter folgendem Titel erſchienen: Ewald Chriſtian von Kleiſt's ſämmtliche Werke. Von Wilh. Körte. 2 Thle. Berl., 1803. gr. 8.

Kleiſt (Heinrich von), dieſer Dichter war d. 10. Oct. 1777 zu Frankfurt a. d. O. geb., trat in königl. preuß. Kriegsdienſte, wurde Lieutenant, dann Aſſeſſor der Kammer zu Königsberg, und privatiſirte ſeit 1807 zu Dresden. In dem Feldzuge am Rhein bildete ſich ſeine Freundſchaft mit Fouqué. Späterhin lebte er zu Berlin, wo er ſeine Geliebte Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, und ſich am 21ſten Nov. 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegenen Gehölze am heiligen See erſchoß. Man muß ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um ſich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantaſie, ein tiefes zartes Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit ſich den Gegenſtänden hingibt, und liebend auf ihnen verweilt, eine ſeltene Kraft und Geſundheit der Charakteriſtik, die des Plaſtiſchen ſich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine ſprudelnde Lebensfülle verrathen ſeine Werke. Dieſe ſind: die Familie Schroffenſtein, ein Trauerſpiel; Pentheſilea, ein Trauerſpiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug, ein Luſtſpiel; das Käthchen von Heilbronn oder die Feuerprobe, ein hiſtoriſches Ritterſpiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. Die Familie Schroffenſtein iſt ein Werk, das bei manchen kleinen Flecken doch zu den beſſern gehört, die aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz ſchlackenlos, ſich hervorgehoben. — Noch tiefer aus den Abgründen des Geiſtes iſt das Käthchen von Heilbronn gegriffen. Wol iſt die Symmetrie des Baues hier zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht ſcharf und ſtetig eingreifende oder umriſſene Figuren. Dafür aber ſind auch viele an und in der Handlung ſich entwickelnde eigenthümlich und ſcharf gezeichnet, und der Styl ſo frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen iſt der tiefe, dunkle Abgrund der Liebe mit tief geheimen ſeelenvollem Zauber erſchloſſen. — In der früher erſchienenen Pentheſilea iſt die Liebe in der Bruſt der Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer

ſchickſalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemiſcht mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerſtolz, in weicher Frauenbruſt, und mit ihrem milden Koſen dargeſtellt. — Auch für das Luſtſpiel zeigte Kleiſt einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unſern, für das Komiſche nicht empfänglichen Zeiten nicht zuſagen ſollte, enthält einen Schatz von Laune und Witz. Alles iſt ſcharf und keck gezeichnet und greift raſch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünſchen, denn jeder offenbart des Dichters überſprudelnden, regen, friſchen Geiſt. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen ſich bewegt, wird wol Niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komiſche überhaupt das Widerſpiel des Schönen iſt. — Amphitryon, die bekannte Mythe, iſt von Kleiſt mit gutmüthiger Treue dem Molieriſchen Luſtſpiele nachgebildet; nur iſt einerſeits der lockere franzöſiſche Frevel verwiſcht, andererſeits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Das Ganze beurkundet einen, zu heiligem, innigem Ernſt, wie zu leichtem, geiſtreichem Scherze gleich aufgelegten und mit Liebe ſich hinneigenden Geiſt. — Unleugbar hatte ſich in ihm ein vorzüglicher dramatiſcher Genius unſerm ſchlaffen, und in trüber, mit moraliſchen Floskeln behangenen Empfindſeligkeit dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch ſeine Erzählungen zeichnen ſich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raſchen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich ſich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, ſcharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine ſeltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch ſie zieht nicht ſelten etwas Myſtiſches hin, welches in der Darſtellung wunderbar erſchüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor Allem iſt wol die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleiſt immer mit kühnem Pinſel gab, iſt hier unnachahmlich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampfe kann man die Bewunderung nicht verſagen. Die Verlobung in St. Domingo iſt durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutſches Volksthums gefallenen Jünglinge, bekannter geworden, unter dem Titel Toni. Wa.

Kleiſt von Nollendorf. Emil Friedrich Graf Kleiſt von Nollendorf, Königl. Preußiſcher General der Infanterie und commandirender General in der Provinz Sachſen, ward zu Berlin im J. 1762 geboren. Früh dem Kriegsdienſt gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward dann ſpäter Adjutant des Feldmarſchalls von Möllendorf, dann im Generalſtabe angeſtellt, in welchem er zum Capitain aufgerückt die Rheincampagnen mitmachte, und durch ſeltene Entſchloſſenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. October 1792 beitragend, den Verdienſtorden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang als Commandeur eines Grenadier-Bataillons bewieſen, daß auch damals ſchon Humanität gegen den Soldaten weiter führe als ſtrenger Deſpotism, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß dieſen Poſten trotz des Tadels des Herrn von Maſſenbach ſehr zur Zufriedenheit ſeines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und ſchied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerſtädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demſelben an Napoleon (im Hauptquartier Oſterode) abgeſchickt, um auf

die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorſchläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländiſchen Truppen als General-Major und Chef der Weſtpreußiſchen Brigade in Frankfurt an der Oder angeſtellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens ſeines Monarchen, indem ihn dieſer, als nach Schills bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin Chazot dieſe Stelle niederlegte, dazu beſtimmte: wer die damaligen Verhältniſſe kennt, wird wiſſen, welches Maaß von Fähigkeit, Energie und Gewandheit erfordert wurde, um in dieſem Poſten allen Anſprüchen der Regierung zu genügen. Er hat das Problem vollkommen befriedigend gelöſt. Der Krieg von 1812 rief auch ein Preußiſches Armee-Corps ins Feld, bei welchem der G. M. von Kleiſt angeſtellt ward und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen dieſe ganz gegen ihre Wünſche fechtenden Truppen eben ſo ſichre Beweiſe der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Convention, welche General York ſchloß, iſt bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muſe zu den eifrigſten Rüſtungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held ſich das ewige dankbare Andenken ſeines Vaterlandes erringen ſollte. Wir finden den Generallieutenant von Kleiſt am Ende des Monats März vor Wittenberg wieder, welches damals bloquirt ward. Als die große verbündete Armee die Elbe überſchritt, folgte das Corps des Generallieutenants von Kleiſt dieſer Bewegung über Deſſau und beſetzte den Saalübergang bei Halle, deſſen patriotiſche Bewohner die langerſehnten Befreier mit Jubel aufnahmen. Am 28. April mit Uebermacht angegriffen, hielt der General den Poſten mit großem Verluſt den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelſcenen eines Sturms zu erſparen, und zog ſich darauf über Schkeuditz zurück. Es iſt wohlthuend zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle das was damals für ſie geſchehen würdigend, ſich bei erſter Gelegenheit beeilten, ihrem Retter ſo rührende als achtungswerthe Beweiſe ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand der Generallieutenant von Kleiſt zuerſt Gelegenheit, ſeinen Feldherrnberuf auf das glänzendſte zu bewähren. Unter den Augen des Kaiſers Alexander und ſeines Königs ſo wie der ganzen Armee vertheidigte er den ganzen 20ſten May mit geringen Kräften den Spree-Uebergang bei Burg, und zog ſich erſt zurück, als der General Miloradowitſch Bautzen verlaſſen hatte, auf das ſchmeichelhafteſte von Alexander belobt, der ſeinen General auf dieſes ruhmwürdige Beiſpiel aufmerkſam gemacht haben ſoll. Es iſt bekannt, daß der General von Kleiſt es war, der als Preußiſcher Bevollmächtigter den Waffenſtillſtand mit abſchloß; er commandirte nach Ablauf deſſelben das Corps, welches nebſt den Garden zur großen Oeſterreichiſchen Armee in Böhmen ſtieß. Nachdem ſein Corps an der Schlacht von Dresden Antheil genommen hatte und dem allgemeinen Rückzuge folgte, trat die Cataſtrophe ein, in welcher dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwiſchen Tod oder Gefangenſchaft zu bleiben ſchien; Vandamme war bereits auf nähern Wegen mit 40,000 M. in Böhmen eingedrungen, der Rückzug abgeſchnitten. Da faßte der General ganz von ſelbſt den kühnen Entſchluß, ſich das Gebürge herab gerade in den Rücken des Feindes zu werfen. Die Lage der Dinge ward den Truppen nicht verheimlicht, ein Theil blieb zur Sicherung des eignen Rückens auf den Höhen von Peterswalde ſtehen, der Reſt ſtürmte (am 30. Auguſt) in das Thal von Culm hinab, die Schlacht entſcheidend, die Böhmen und einen großen Theil der verbündeten

Armee rettete. So ließ die kalte Entſchloſſenheit des Generals und ſeiner Truppen Muth das ihnen zugedachte ſchmähliche Geſchick auf den Gegner zurückfallen und erwarb dem Helden einen Namen, den die Erinnerung an dieſen ruhmvollen Tag auf ſpäte Geſchlechter fortpflanzen wird. Wir übergehen die übrigen Gefechte in den Böhmiſchen Grenzgebirgen, um ſogleich des Antheils zu erwähnen, den der General von Kleiſt an der Schlacht bei Leipzig nahm, wo er auf dem linken Flügel der großen Armee bei Markkleberg, Goſſa und Wachau ſich aufs neue Anſprüche auf den Dank des Vaterlandes und einen Ehrenplatz in ſeiner Geſchichte erwarb. Das Corps des Generals bloquirte ſodann Erfurt und folgte, als die franzöſiſche Garniſon ſich in die Citadellen zurückgezogen, dem Heer nach Frankreich, wo es bei der Schleſiſchen Armee eben noch ankam, um die Reihe von Unfällen, die ſie raſch nach einander trafen, durch das Gefecht bei Joinvillers (am 14. Febr. 1814) zu beſchließen. Die großen Vortheile, welche der linke Flügel der Armee bei Laon am 9. May erfochten, wurden durch den Entſchluß der Generale von York und von Kleiſt, den Feind am Abende zu überfallen, errungen. Daß ſie nicht zu noch glänzendern Reſultaten führten, lag wenigſtens nicht an dieſen Männern. Nach dem Gefecht bei Claye (29. März), wo der General perſönlich eine Brigade zum Sturm eines Vorwerks führte, rückten die Armeen bekanntlich vor Paris, wo der Friede eine beſſere Ordnung der Dinge herſtellte und befeſtigte. Von dem Könige zum Grafen Kleiſt von Nollendorf erhoben, mit einem Infanterie-Regimente (1ſtes Weſtpreußiſches das 6te in der Armee) beliehen, folgte er dem Monarchen nach England und übernahm ſpäter das Commando der am Rheine ſtehen bleibenden Armee. Es war ihm bei Napoleons Rückkehr gewiß mit weiſer Auswahl das Norddeutſche Bundes-Corps, ſo wie das 2te Preußiſche Corps übergeben worden. Ehe er es indeß vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die jede Theilnahme an den nachherigen Ereigniſſen hemmte. Bei der neuen Eintheilung der Preußiſchen Monarchie in Provinzen und Militärabtheilungen, vernahmen die Bewohner der Provinz Sachſen mit hoher Freude, daß der König ihnen in dem General von Kleiſt einen Mann zum commandirenden General gegeben, dem der Ruf ſo vieler menſchlichen und geſelligen Tugenden vorherging. Das dabei bewieſene Vertrauen des Königs iſt eben ſo ſehr als die frohen Hoffnungen der Unterthanen gerechtfertigt worden, und wenn das Gefühl geehrt und geliebt zugleich zu ſein, etwas Beglückendes hat, ſo wird der Held bei einem Rückblicke auf ſein thatenreiches Leben gewiß auch gern bei dem Gedanken verweilen, daß in dieſer ganzen Provinz nur ein Gefühl, der dankbaren Verehrung und Liebe, für ihn herrſcht. L.

Klerus, iſt die aus der griechiſchen Sprache ſtammende Benennung des geiſtlichen Standes, mit welcher derſelbe im Gegenſatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechiſche Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geiſtliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem beſondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil ſei. Der Klerus (man ſagt auch die Kleriker) ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem erſten gehörten die Biſchöfe, Presbytern (Aelteſte) und Diakonen; zu dem letztern alle übrige geiſtliche Perſonen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung

Kleriſei her, mit welcher man die die geſammte Geiſtlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. S. d. Art. Geiſtlichkeit. N.

Klinger (Friedrich Maximilian von), geb. zu Frankfurt a. M. im J. 1753, gehört zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unſerer Literatur geſchaffen wurde, welche man nach dem Titel eines Klingerſchen Schauſpiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeiſterte der Genius Shakſpeare's, und ſeine Jugendkraft gefiel ſich im Excentriſchen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, ſo durfte er das ſchon wagen, und das kühne Wagſtück wurde vom glücklichſten Erfolge gekrönt. So hatte noch kein deutſcher Dichter alle Leidenſchaft in Bewegung geſetzt, als er in ſeinen Zwillingen, ſo gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantaſie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publicums ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit ſeiner Kraft ſich ſelber bändigte, und durch ſeine Virtuoſität ſich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, ſagt er ſelbſt, hätten ihn von überſpannten Idealen zurückgebracht und ihn in Geſinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müſſe Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen wären, mit denen man an das Herz anſchlagen müſſe, wenn es ertönen ſolle. Wie ſehr macht uns ein ſolches Geſtändniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieſes Mannes zu wiſſen. Zum Glücke hat Göthe, ſein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand geſetzt, den Mangel einigermaßen zu erſetzen. „Klingers Aeußeres, ſagt er, war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen; er, nebſt einer eben ſo ſchönen und wackern Schweſter, hatten für eine Mutter zu ſorgen, die, als Witwe, ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedene natürliche Anlagen, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber Alles ſchien er weniger zu achten, als die Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten. Einem ſolchen Jünglinge mußten Rouſſeau's Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bei ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr, als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen; Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hätten ihn nie beengt: und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Naturevangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Beſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wol ausrufen: Alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch den Nachſatz: Alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf.

Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat. In ſeinen Productionen zeigt ſich ein ſtrenger Verſtand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannigfaltigkeit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frei und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Männer ſchlicht und verſtändig, die Figuren, die er ungünſtig darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben, ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſeyn, wenn er ſich uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem, was er iſt, uud dadurch wird ja die Gattnng der Lebenden und Schreibenden ſo mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretiſch, zwiſchen Erkennen und Irren, practiſch, zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüth und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um deſto würdiger, wenn es ſich durch das Welt- und Geſchäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem ſchroff, ja gewaltſam ſcheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am ſicherſten zum Ziele führt. Dieß geſchah bei ihm, da er ohne Biegſamkeit, aber deſto tüchtiger, feſter und redlicher, ſich zu bedeutenden Poſten erhob, ſich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade ſeiner höchſten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder ſeine alten Freunde, noch den Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er ſuchte die vollkommenſte Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abweſenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer **Willigis**, in ſeinem durch Ordenszeichen geſchmückten Wappen, Merkmale, ſeiner früheſten Zeit zu verewigen nicht verſchmähte." Man ſieht aus dieſem Letzteren, daß Klinger bürgerlicher Herkunft iſt, und ſeine Eltern durch keinen hohen Stand ausgezeichnet waren; deſto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigene Kraft emporſtig. Er war in der Zeit ſeiner erſten Blüthe Theaterdichter bei der ſeilerſchen Geſellſchaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um ſein Glück zu ſuchen. In Petersburg begünſtigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiſerin früher bekannt ward. Seit 1780 trat er als Offizier in ruſſiſche Dienſte, wurde nachher Vorleſer bei dem Grosfürſten Paul, ging im Generalſtabe des Prinzen von Wirtemberg mit nach Taurien, und wurde bei ſeiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angeſtellt. Auf der ſchlüpfrigſten Laufbahn, umgeben von einer luxuriöſen Welt, unter mißlichen Verhältniſſen, zu einer Zeit, wo feſter Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohte, ſtand er feſt in Behauptung hoher moraliſcher Kraft, und erhielt ſich ſtets ein unwandelbares Vertrauen. Selbſt Kaiſer Paul ver-

zieh ihm ſeine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Wirkſamkeit hervorgezogen. Er wurde General, Ritter des St. Annen-Ordens, Curator der Univerſität Dorpat, Präſident zweier wichtigen Departements, Director der Cadettenſchule, und wirkte in allen dieſen Beziehungen mit dem erfreulichſten Erfolge. Im J. 1820 nahm er ſeine Entlaſſung, behielt jedoch ſeinen vollen Gehalt. Bei allem dieſem Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetiſche Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Anſicht von der Poeſie und dem Dichten gewonnen hatte, von der ſich unſere Aeſthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moraliſche Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beſchäftigten Geiſt, eine durch den Charakter beſtimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beſchränkten Lebensweiſe, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der ſchleichenden Mörderin des Beſten im Menſchen, wer hätte denn die von dem Dichter gefodert? Wie eine ſolche Theorie in ihm entſtand, wie erſt die wirkliche Welt blos durch den dichteriſchen Schleier ſich ſeinem Geiſte darſtellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erſchüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, ſelbſtſtändige, moraliſche Sinn Licht durch die Finſterniß verbreitete, die des Dichters Geiſt ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtſame Leſer manches Bekenntniß in dieſes Dichters intereſſanten Betrachtungen und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in dieſem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geſchichte Giafars, des Barmeciden; Geſchichte Raphaels de Aquillas; die Reiſen vor der Sündfluth; der Fauſt der Morgenländer; Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinſicht ſein gelungenſtes Meiſterwerk); Sahir, Eva's Erſtgeborner im Paradieſe. Dieſe Werke umfaſſen alle natürliche und erkünſtelte Verhältniſſe des Menſchen, deſſen ganzes moraliſches Daſein, und berühren alle Punkte deſſelben, Geſellſchaft, Religion, hohen idealen Sinn, die ſüßen Träume einer andern Welt, die ſchimmernde Hoffnung auf reineres Daſein über dieſer Erde. Natürlich iſt der Ton ſeiner verſchiedenen Romane verſchieden, und eben ſo verſchieden der Eindruck, den ſie im Gemüthe des Leſers hinterlaſſen. Das Herz, das im Fauſt ſich zerriſſen fühlt, wird im Giafar und Raphael ſtark und erhoben. Will der kalte Verſtand die Blüthe des Lebens vertrocknen, ſo wird ſie im Fauſt der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann, der Dichter und die Geſchichte eines Deutſchen eine milde Trauer, ſo wird Sahir dieſe mild verſcheuchen. Es iſt unmöglich, die Werke dieſes Geiſtes zu leſen, ohne reicher an Welt- und Menſchenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Geſinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für ſie, hingegebener der Natur und ihren einfachen reuelosen Genüſſen von der Lectüre zurückzukehren. Es iſt daher ſo dankenswerth als erwünſcht, daß Klinger ſich entſchloß, in einer neuen Sammlung ſeiner Werke das Reinſte, was er empfunden, das Edelſte, was er gewollt, das Beſte, was er gedacht, in möglichſter Vollendung der Nachwelt zu hinterlaſſen. (Klingers Werke, in zwölf Bänden, Königsberg, 1809. 8. Vergl. Leipziger Literatur-Zeitung, Nr. 186. Jahrgang 1815.) dd.

Klippfiſch, ſ. Kabeljau.

Klockenbring (Frdr. Arn.) Geh. Canzlei-Secretär in Hannover, geb. 31. Juli 1742, im Lüneburgiſchen Flecken Schnackeburg, geſt. d. 12. Juni 1795 in Hannover. Weder die Schickſale noch die Schriften dieſes übrigens gewandten und geiſtreichen Mannes würden ihm einen Platz in unſerem Lexicon verſchaffen, da erſtere weder außerordentlich ſind, noch dieſe ihr Zeitalter überlebten. Es thut dieß allein der merkwürdige Umſtand, daß er über die pasquillantiſchen, niedrig obſcönen Verunglimpfungen, welche ſich Kotzebue in dem berüchtigten Buch: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, (1790) wegen ſeiner Verbindungen mit Nicolai und ſeines Antheils an der Allg. deutſchen Bibliothek mit eigener eiſernen Stirn gegen ihn erlaubte, mehrere Jahre wahnſinnig wurde, bis ihn der bekannte Arzt Hahnemann wieder heilte.

Klopſtock (Friedrich Gottlieb), einer der größten Dichter der Deutſchen, ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgiſcher Commiſſionsrath, ein ſehr origineller Mann, der ſich oft mit Ahnungen und Teufelserſcheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldiſchen gepachtet, wo unſer Klopſtock im ländlichen Aufenthalte ſein Knabenalter glücklich verlebte, und hernach das Gymnaſium zu Quedlinburg beſuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwikkelte ſich zuerſt ſein Charakter als Menſch und als Dichter. Unter dem hieſigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er ſich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die claſſiſchen Schriftſteller, machte ſelbſt mehrere poetiſche Verſuche, und faßte ſchon hier den Entſchluß, irgend ein großes epiſches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit ſich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Kaiſer Heinrich der Vogler, als würdiger Gegenſtand einer Epopee vorſchwebte. Im Jahre 1745 verließ er Pforte, ging dann nach Jena, ſtudirte hier Theologie, und entwarf ſchon im Stillen die erſten Geſänge der Meſſiade. In Leipzig, wohin er ſich ſchon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die damals die bremiſchen Beiträge herausgaben, in welchen dann zuerſt die drei Geſänge ſeines Meſſias erſchienen. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Leipzig unangenehm, da mehrere ſeiner Freunde die Akademie verließen, und ſo ging auch er 1748 nach Langenſalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über deſſen Kinder er die Aufſicht übernahm, und wo er Schmidts Schweſter, die in ſeinen Oden ſo oft beſungene Fanny, perſönlich kennen lernte, und mit der heißeſten Zärtlichkeit liebte, deren Gegenliebe er aber nicht fand. Die Erſcheinung ſeiner Meſſiade erregte damals außerordentliches Aufſehen, und zog ihm eben ſo viel Bewunderung als Tadel zu. Ein Theil verehrte den Sänger des Meſſias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man ſah ſein Werk als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andere, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch ſeine verwegenen Dichtungen entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernſte, „er möchte um Gottes und um der Religion willen den Abadonna (einen abgefallenen Engel) ja nicht ſelig werden laſſen.“ Daß auch tadelnde Kritiken erſchienen, war wol um ſo weniger zu verwundern, je weniger damals das richtige Verſtändniß dieſes Gedichtes zu erwarten war. Klopſtocks Ruhm wurde dadurch nur noch

mehr erhöht. Den ſtärkſten Eindruck hatte ſein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und ſeine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopſtock nahm es an, und reiſete mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo Alles aufgeboten wurde, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm, und wo möglich zu ſeinem immerwährenden Wohnorte zu machen. Man bewunderte ihn hier mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch fand er es hier und in mehreren Kantonen, in welche er eine Luſtreiſe machte, äußerſt reizend, und auf ſchweizeriſchem Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Herrmann. Auch in Dänemark hatte man die drei erſten Geſänge ſeines Meſſias, hauptſächlich durch Bernſtorf kennen gelernt, und Klopſtock wurde, mit einem Gehalte von 400 Thalern, nach Copenhagen eingeladen, um ſeinen Meſſias zu vollenden. Er reiſete 1751 ab, machte ſeine Reiſe über Braunſchweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich ſtrenge Leſerin ſeiner Geſänge empfohlen, in dieſer ſelbſt das geiſtreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller, kennen, über welche er Fanny bald vergaß. In Copenhagen, von wo er mit ihr Briefe wechſelte, wurde er von Bernſtorf mit Freundſchaft und hoher Achtung aufgenommen: er blieb den Winter über in Copenhagen, wurde dann im folgenden Sommer durch ſeinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgeſtellt. Da dieſer im Sommer 1752 eine Reiſe nach Holſtein machte, benutzte Klopſtock die Gelegenheit, zu ſeiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er ſich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Könige zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiſete, und am 10ten Juni ſich mit Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß ſie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter (1758), an dem ſie mit der reinſten, innigſten Liebe hing; er begrub ſie in dem Dorfe Ottenſen bei Hamburg, und ſetzte ihr dort die einfache ſchöne Grabſchrift:

Saat geſäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

In den J. 1759 — 1763 war er abwechſelnd in Braunſchweig, Quedlinburg und Blankenburg. Am letztern Orte entſpann ſich zwiſchen ihm und einem Mädchen, das er poetiſch Done nennt, eine neue Liebe; doch widerſtrebte der Vater derſelben ihrer Verbindung. Im J. 1764 dichtete er ſeine Hermannsſchlacht, und ſendete ſie dem Kaiſer Joſeph zu. Später beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache. Von 1770 an lebte er, mit dem Charakter eines königl. däniſchen Legationsraths und markgräfl. badenſchen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Churfürſt Friedrich von Baden nebſt einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg in der Stille, wo er nun ſeinen Meſſias vollendete. Im Winter fand er ſein höchſtes Vergnügen am Schlittſchuhlaufen, wobei er aber ſelbſt einmal in die höchſte Lebensgefahr kam. Darauf bezieht ſich eine Stelle am Schluſſe des Meſſias:

Du gabſt mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopſtocks Ende war wie ſein Leben. Mit voller religiöſer Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung ſtarb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er ſelbſt im zwölften Geſange ſeiner Meſſiade

beſungen hat, am 14. März 1803 ſanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eines der feierlichſten, das einem Gelehrten Deutſchlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme ſeiner Mitbürger, die ſie im Namen aller fremden Verehrer des Entſchlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Geſandten und Geſchäftsträger, alle angeſehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künſtler u. ſ. f. begleiteten in hundert ſechs und zwanzig Wagen die Leiche, welcher unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der ſechs Hauptthürme von Hamburg, durch Zuſtrömen vieler Tauſende und unter mehrern angemeſſenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottenſen neben ſeiner Meta eingeſenkt wurde, wo er ſchon bei ihrem Tode ſich ſein Grab beſtellt hatte. Klopſtock war von Seiten ſeines Charakters munter und aufgeweckt, ſein nicht ſparſamer Scherz ſtets mit einer gewiſſen Würde verbunden, ſein Spott nie bitter. Eine gewiſſe Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntſchaft mit Vornehmern zurück, denn die kalte Herablaſſung der Großen ſah er mehr als Beſchimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien ſeiner Freunde aufs Land, und war immer gern unter Kindern. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke ſeiner Freunde nahm er den innigſten Antheil; aber beſonders angenehm war ihm die Rückerinnerung an ſeine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint geweſen, und von denen er einen nach dem andern ins Grab ſinken ſah. Auch Ebert überlebte er; mit Faſſung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von ſeinem Tode. Vier und zwanzig Tage vor ſeinem Tode ſtarb ihm Gleim. Beide waren ſich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er abſichtlich zu ſprechen, und ſo ſehr er auch Freiheit des menſchlichen Geiſtes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte, ſo iſt doch die ihm zugeſchriebene Revolutions-Ode an Rochefoucaulds Schatten als untergeſchoben zu betrachten. Zu ſeiner Biographie dient: Klopſtock und ſeine Freunde. Briefwechſel der Familie Klopſtock unter ſich und mit Gleim, Schmidt, Fanny. Aus Gleims briefl. Nachlaſſe herausgegeben von Klamer Schmidt, 2 Theile, Halberſtadt, 1810. 8. Als Odendichter gehört wol Klopſtock zu den größten Dichtern aller Zeiten. Man kann ihn den Pindar der neuern Poeſie nennen, aber er übertrifft dieſen an Fülle und Tiefe der Empfindung, ſo wie die Seelenwelt, die er ſchildert, die von dem griechiſchen Dichter dargeſtellten Gegenſtände der Sinnenwelt übertrifft. Seine geiſtlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Pſalmiſten, und zeigen ſelbſt in der Freiheit des Metrums die Sicherheit ſeines lyriſchen Geiſtes. Die erſten Oden an Fanny, Ebert ſind wegen der darin herrſchenden Melancholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leſer unbekannt. Und auch im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am Zürcher See, ſelbſt wenn er beinahe anakreontiſch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie ſeine hohe Würde und die hohe, Platoniſche Richtung ſeiner Liebe. Die ſpätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit, namentlich an der franzöſiſchen Revolution nimmt, und worin deutſches Vaterland und deutſche Sprache die gefeierten Hauptgegenſtände ſind, zeichnen ſich durch das Feuer des Patriotismus und neue ſchöpferiſche Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztere, wie auch durch die gewählte nordiſche Mythologie wird er freilich mehrern Leſern oft dunkel; aber auch eben dieſes größere Publi-

rum wird Klopſtock als geiſtlichen Liederdichter verſtehen und dankbar verehren, wenn es ſich an die Lieder: Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du ꝛc. Wenn ich einſt von jenem Schlummer ꝛc., die ſich beſonders durch den von Klopſtock ſonſt vermiedenen Reim unterſcheiden, mit Rührung erinnert. Den größten und ſchnellſten Ruf erwarb ſich aber Klopſtock durch ſeine Epopee, der Meſſias, deren erſte Geſänge gleich bei ihrer Erſcheinung durch den erhabenen Prophetenſchwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchaliſchen Idyllenton den glücklichen Nebenbuhler Miltons verkündigten. Wenn der Britte auch als epiſcher Dichter durch die Charaktere ſeiner Helden, beſonders des Satans, und durch Klarheit des epiſchen Styls den Vorzug verdient, ſo übertrifft ihn auf der andern Seite Klopſtock durch lyriſchen Gehalt, muſikaliſchen Wohllaut und den Glanz der Darſtellung. Ein einziger Vers von Klopſtock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; aber freilich ermüdet auch zuweilen der fortgeſetzte Hymnenton. Klopſtocks Bardiete ſind mehr dramatiſirte Heldengedichte und lyriſch-theatraliſche Scenen, als Trauerſpiele: die Chöre, von denen auch Gluck mehrere meiſterhaft komponirt hatte, die aber leider! da ſie Gluck mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren ſind, ſind vom höchſten lyriſchen Schmuck und athmen den kühnſten Patriotismus und Freiheitsſinn. Er hat den deutſchen Charakter idealiſirt, wie Keiner. Ueber Klopſtock als vaterländiſchen Dichter hat kürzlich Morgenſtern eine Vorleſung mitgetheilt (1814, Dorpat), ſo wie früher eine andere über Klopſtock (Dorpat, 1807. 4). Um die Sprache hat Klopſtock ein großes grammatiſches Verdienſt. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, ſeine Gelehrten-Republik und ſeine grammatiſchen Geſpräche klärten viele Gegenſtände der deutſchen Grammatik und Poeſie auf, wenn auch ſeine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüſſigen Buchſtaben wegwarf, ſo wie überhaupt mehrere Grundſätze ſeines Styls, nicht allgemeinen Beifall finden konnten.

Kloska (Gloska) war, nebſt ſeinem Gefährten Horiah, der Anführer einer räuberiſchen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und beſonders alle Edelleute in der Gegend zittern machte. Horiah hatte ſich von Joſeph II. für den Flecken Brad in zarandiſchen Kreiſe das Marktrecht ausgewirkt. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es ſei ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden; ja auf einen beſtimmten Tag ſollten alle Adelige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verſchwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde, ſo glaubte nun die Rotte, zu ihrer eigenen Sicherheit nicht länger zögern zu müſſen, und fing an, gegen Adel und Geiſtlichkeit mit unerhörter Grauſamkeit zu wüthen. So verloren über 400 Perſonen, größtentheils unter den entſetzlichſten Martern, ihr Leben. Der Kaiſer gab die geſchärfteſten Befehle, um die Ruhe wieder herzuſtellen. Aber die Rebellen leiſteten den hartnäckigſten Widerſtand, und konnten nur mit der größten Anſtrengung zerſtreut werden. Die beiden Anführer wurden erſt am 3. Januar 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöſter wurden zuerſt im 4ten Jahrhundert im Morgenlande,

namentlich in den Wüſten Oberägyptens gegründet. (S. den Artikel Mönchsweſen.) Antonius, der insgemein der Große genannt wird, ſammelte hier um 305 eine Anzahl Einſiedler, die, um die Vortheile der Einſamkeit in Geſellſchaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinſchaftlich hielten, wie ſpäter die paläſtinenſiſchen und noch jetzt die abyſſiniſchen Mönche pflegen. Genauer als dieſe Verbindung, welche man Laura nannte, war die von ſeinem Schüler Pachomius gegen die Mitte des 4ten Jahrhunderts geſtiftete. Dieſer baute auf Tabenna, einer Nilinſel in Oberthebais, mehrere Häuſer in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi) zu drei bis vier in Zellen beiſammenwohnten und unter einem Prior ſtanden. Dieſe Priorate machten zuſammen das Cönobium oder Monaſterium (daher Münſter) aus, wurden von einem Vorſteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer beſtimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 beſtand die Mönchcolonie auf Tabenna aus 50,000 Perſonen. Aber nicht nur in Aegypten hatte dieſe Einrichtung einen ſchnellen Fortgang, auch in Paläſtina, Syrien und Armenien fand ſie bald Nachahmung. Die Wüſten und Wälder füllten ſich mit Cönobien von verſchiedener Größe; ſelbſt in und bei den Städten entſtanden ſolche Inſtitute, in denen, wegen der Nähe der Verſuchung, die Strenge der Clauſur, d. h. des Verbots hinauszugehen und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeſchiedener Wüſteneien erſetzen ſollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verſchloſſene Oerter, Klöſter zu nennen. Das Kloſterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andere Geſetze eingeſchränkt, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einſamkeit gemäß, ſich ſelbſt gab, erhielt, da ſeit der Mitte des 4ten Jahrhunderts auch Frauenmünſter oder Nonnenklöſter (Nonne ſoll in der koptiſchen Sprache die Reine bedeuten) geſtiftet wurden und Menſchen jedes Alters und Standes ſich zudrängten, beſtimmte Regeln vom heiligen Baſilius, durch welche eine gewiſſe Gleichheit der Verfaſſung und Diſciplin in den Klöſtern des Orients hergeſtellt wurde. Doch gab es im 4ten und 5ten Jahrhunderte (außer daß der Eintritt ins Kloſter für eine ſtillſchweig nde Verpflichtung zur Keuſchheit und Enthaltſamkeit von allen Weltfreuden, und zum Gehorſam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt), noch keine eigentliche Kloſtergelübde und ſolenne Profeſſionen. Erſt im 6ten Jahrhundert brachte ſie der heil. Benedict von Nurſia auf. Seiner ſtrengen und zweckmäßigen Regel, die zuerſt in dem, von ihm 529 erbauten Kloſter zu Montecaſino bei Neapel und nachher in allen Klöſtern des Abendlandes als eine gemeinſame Geſetzgebung angenommen wurde, iſt es vornehmlich zuzuſchreiben, daß die Häuſer nun Wohnſitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der, bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrſamkeit zu werden anfingen. Miſſionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitſamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um die Cultur des Bodens, und um die Bekehrung und Civiliſation der germaniſchen und ſlaviſchen Völker erwarben ſie ſich vom 6ten bis ins 9te Jahrhundert weſentliche Verdienſte. Freilich veränderten dieſe, im Zeitalter der Rohheit ſo gemeinnützigen Inſtitute allmählig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Anſehn wuchs. Müßiggang und Schwelgerei ſchlich mit allen Laſtern

der Welt in ihre Mauern ein, und ihr Verfall war unvermeidlich, da ſie theils durch die, unter den fränkiſchen Königen eingeriſſene, und von andern Fürſten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöſter wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verſchenken, unter die Aufſicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Biſchöfen, welche die urſprünglichen Aufſeher und Viſitatoren der Klöſter waren, aber den Sinn für das kanoniſche Leben meiſtens ſelbſt verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zugeſtandenen Privilegien und Exemtionen ſich ſelbſt überlaſſen wurden. Nur durch die von Carl dem Großen zur beſſern Bildung des Clerus geſtifteten Kloſterſchulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Cöln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. ſ. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9ten und 10ten Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfniſſe einer Reform ſuchte zuerſt das Kloſter zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der faſt vergeſſenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und ſie noch durch einige ſtrengere Zuſätze verſchärfte. Eine Menge Klöſter in Frankreich, Spanien, Italien und Deutſchland ließen ſich nach dieſem Muſter reformiren; andere gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Geſtalt und ſtifteten im 11ten und 12ten Jahrhunderte mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöſtern, die als Zweige des Hauptſtammes der alten Benedictiner eben ſo viele, durch einen ſtolzen und eiferſüchtigen Conföderationsgeiſt eng verbundene Mönchsſtaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergeſtellten Heiligkeit gewannen die Klöſter neues Anſehn und neue Schätze; viele wußten ſich die Exemtion von aller, außer der unmittelbaren päpſtlichen, Gerichtsbarkeit zu verſchaffen (exemte Klöſter) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß ſie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöſtern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugeſtand, brachte überhaupt unſäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zuſtande der Juſtiz und Polizei nicht beſſer ſicherſtellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbeſſerungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befeſtigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöſtern ein, und es kam, da der landesherrliche und biſchöfliche Einfluß durch tauſend Exemtionen geſchwächt war, und gegen den, durch die Politik der Päpſte geſchützten, Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meiſt nur auf die Perſönlichkeit der Aebte an, welcher Geiſt in ihnen herrſchen ſollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlaſſenen Klöſter in den proteſtantiſch gewordenen Staaten von den Fürſten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanſtalten, die unter dem Namen Kloſterſchulen, Fürſtenſchulen u. ſ. w. beſtehen, oder in Univerſitäten und Akademien verwandelt worden ſind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen (wie die Abteien in Niederſachſen und im Würtembergiſchen) vorbehalten wurden, mußte ſich die Zahl der Klöſter beträchtlich verringern. In katholiſchen Län=

dern erhielten ſie zwar ihre Verfaſſung bis ins 18te Jahrhundert, fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeiſtes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpſtlichen Macht auch von katholiſchen Fürſten manche Beſchränkung ihrer alten Rechte erdulden, oder was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was ſie ehedem als Depots literariſcher Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrloſe, als Erziehungsanſtalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrſame und Beſſerungshäuſer für verirrte und gefährliche Glieder der menſchlichen Geſellſchaft geleiſtet hatten, verſchwand in den Augen der ſtatiſtiſchen Berechnung und philantropiſchen Philoſophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den ſie durch die Beförderung der Eheloſigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläſſiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlſtande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner der Induſtrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religioſität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Intriguen, deren Greuel ſich nicht länger verbergen ließen und jedes menſchliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren dieſe veralteten Inſtitute, als Freiſtätten der Faulheit, der Heuchelei und des geiſtlichen Despotismus, ſchon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, als Joſeph II. 1781 die Klöſter einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er beſtehen ließ, auf eine beſtimmte Zahl von Religioſen einſchränkte, und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern ſetzte. In Frankreich wurde 1790 die Abſchaffung aller Orden und Klöſter decretirt, welchem Beiſpiele ſowol die dieſem Reiche incorporirten Länder, als auch im 19ten Jahrhundert unter Napoleons Aegide alle katholiſche Staaten des Continens, außer Oeſterreich, Spanien, Portugal, Neapel, Polen und Rußland, folgten. Die Abſicht dieſer Aufhebung ſchien indeß mehr eine wohlberechnete Finanzſpeculation, als ein Werk der Humanität zu ſein. Nur in Preußen wurde leidlich für die vertriebenen Religioſen geſorgt, und, nach Joſephs Beiſpiele, der durch die Seculariſationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulweſens zugewendet; wo aber das franzöſiſche Syſtem galt, fielen die Kloſtergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und die Religioſen ſahen ſich, weil die ihnen verſprochenen Penſionen oft ausblieben, aus einem müßigen Wohlleben in die kümmerlichſte Dürftigkeit verſetzt. Die neueſten Zeitereigniſſe haben indeß ihr Schickſal in Italien und Spanien ſehr verbeſſert, und während Pius VII. die Wiederherſtellung der eingegangenen Klöſter beabſichtigt und in ſeinen mit Frankreich, Baiern und Neapel geſchloſſenen Concordaten die Errichtung neuer Klöſter und die Erhaltung der noch beſtehenden geſichert hat, wird die bei jenen gewaltthätigen Seculariſationen aufgeworfene Frage: ob es nicht gerathener geweſen ſei, einige dieſer reich dotirten Inſtitute als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künſtler, als Ruheſtätten einer beſchaulichen Muße, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaiſung und Unglück mit der Welt zerfallen ſind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den öſterreichiſchen Staaten iſt zur allmäligen Abſchaffung der unnützen Klöſter der milde Weg eingeſchlagen worden, ſie ausſterben zu laſſen. Diejenigen aber, welche ſich durch die Erziehung der Jugend, beſonders der weibli-

chen, und durch Krankenpflege verdient machen, ſollen auch in Zukunft beibehalten werden. E.

Kloſtergelübde ſind die drei das Kloſterleben bedingenden Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des Gehorſams. Die Armuth beſteht darin, daß der Kloſtergeiſtliche kein Eigenthum haben darf; wol aber können die Klöſter Eigenthum beſitzen und hier unterſcheidet die Kirche eine hohe, höhere und höchſte Armuth. Die hohe Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter zwar etwas von liegenden Gründen beſitzen darf, jedoch nicht mehr als zur Erhaltung des Lebens nöthig iſt, wie die Carmeliter und Auguſtiner. Die höhere Armuth beſteht darin, daß ein Kloſter gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenſtände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speiſen und Getränken, Renten u. ſ. w. beſitzen kann, wie die Dominicaner. Die höchſte Armuth endlich beſteht darin, daß ein Kloſter weder bewegliches noch unbewegliches Beſitzthum hat, wie die Franciscaner und vornemlich die Capuciner. Die Keuſchheit beſteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geſchlecht; der Gehorſam endlich beſteht in der Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgeſetzten.

Klotz, (Chriſtian Adolph). Dieſer berühmte, gegen das Ende ſeiner literariſchen Laufbahn aber durch ſeine literariſchen Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Leſſing, berüchtigte Gelehrte wurde d. 13. Nov. 1738 zu Biſchofswerda in der Lauſitz geboren, wo ſein Vater Superintendent war. Den erſten Unterricht genoß er von dem Rector Baumeiſter in Görlitz, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateiniſchen Styl verdankte, welcher ſo viel zu ſeinem Rufe beitrug. Er ſtudirte darauf in Leipzig und Jena. Im Hörſaale ſah man ihn jedoch wenig: deſto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente ſich ihres Büchervorraths; auch empfahl er ſich wenig durch regelmäßige Lebensart. Im J. 1762 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor in Göttingen ernannt und 1764 erhielt er daſelbſt eine ordentliche Profeſſur. Bald aber mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch ſeinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath und Lehrer der philoſophiſchen Beredſamkeit nach Halle erhielt. Friedrich d. Gr. achtete ihn als einen ſeiner vorzüglichſten Gelehrten ſo ſehr, daß, als er einen Ruf nach Warſchau mit 1200 Thlr. Gehalt erhielt, und deßhalb um ſeinen Abſchied bat, und der Curator der Univerſität bei dem Könige anfragte, ob man ihm die erbetene Dimiſſion ausfertigen ſollte, er antwortete: nein, man muß ihn flattiren mit einer Zulage. Dieſe und der Titel eines Geheimenraths beſtimmten Klotz zu bleiben. Klotz hat viel geſchrieben, und ſich vorzüglich durch ſeine lateiniſchen Gedichte, ſeine Historia nummorum contumeliosorum et obsidionalium, ſeine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geſchnittener Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztere Werk aber, das er 1768 herausgab, erweckte ihm harte Widerſprüche, welche ſeinen Ruhm ſehr ſchmälerten. Am meiſten war er als Recenſent in ſeinem Wirkungskreiſe; er arbeitete auch an der allgemeinen deutſchen Bibliothek, unter der Chiffer E. Weil aber in dieſer Zeitſchrift vieles nicht nach ſeinem Willen ging, auch hin und wieder Einiges an ſeinen Schriften getadelt wurde, ſo ging er ab, und errichtete in ſeinen Actis litterariis eine Oppoſition gegen die Bibliothek, wo-

durch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er verwickelte ſich mit vielen der angeſehenſten Gelehrten in Streitigkeiten. Der ſcharfſinnigſte und witzigſte ſeiner Gegner, der ſeinen Fall am meiſten beſchleunigte, war Leſſing, der, wie Herder in ſeinem Aufſatze über Leſſing ſich ausdrückt, in ſeinen beiden Bändchen von Briefen antiquariſchen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und ſeine Brut abſchickte. Klotz war ohnſtreitig ein feuriger und genialer, aber auch ungeſtümer und wilder Kopf, welcher eine Idee, die ſich ihm darbot, ſchnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hatte er gute Kenntniſſe und erwarb ſich als Lehrer derſelben entſchiedene Verdienſte; von neuern Sprachen wußte er wenig. Bei allen ſeinen eingeſchränkten Kenntniſſen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, dieſe Kenntniſſe in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er feurig und einnehmend, doch etwas veränderlich und ſarkaſtiſch. Selbſt ſein Buſenfreund Schirach mußte ihm oft zur Zielſcheibe ſeines Witzes dienen. Ein regelloſes Leben beſchleunigte ſeinen Tod. Er ſtarb den 31. Dez. 1771 am Schluſſe ſeiner Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und des Zeitungs-Jahrgangs.

Kluft, ſ. Gang.

Klugheit iſt die durch Uebung erlangte Unterſcheidungskraft, durch welche der Menſch den Werth und die Wichtigkeit ſeiner Zwecke, ſo wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieſelbe iſt der Menſch nicht im Stande, mit ſich übereinſtimmend, ſtandhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguſon ſagt: die Klugheit ſoll den Menſchen lehren, was er für ſich ſelbſt, für ſeine Freunde, für ſein Vaterland und für das menſchliche Geſchlecht wünſchen und thun ſoll. In eingeſchränkterer Bedeutung bezieht ſich die Klugheit nur auf diejenigen Pflichten, die des Menſchen eigenen Zuſtand betreffen, nämlich: Anſtand, ſchickliches Betragen, Beſcheidenheit, gute Wirthſchaft, Entſchloſſenheit und Behutſamkeit. Sie heißt insbeſondere Weltklugheit, wenn ſie die auf Menſchenkenntniß geſtützte Geſchicklichkeit iſt, durch den Einfluß auf Andere ſeine Abſichten zu befördern. Durch ſie richtet der Menſch mehr aus, als durch ſeine Macht. Sie wird, wie die Erfahrung lehrt, als die nothwendigſte Eigenſchaft des geſellſchaftlichen Lebens anempfohlen und ohne ſie kein Glück im bürgerlichen Leben für möglich gehalten. Wenn aber Weltklugheit in der Fähigkeit beſteht, andere Menſchen ſo geſchickt als möglich für die Erreichung ſeiner Endzwecke zu gebrauchen, ſo geht daraus hervor, daß eine ſolche Weltklugheit auf eigenen Charakter und auf eigene Meinungen oft Verzicht leiſten, und ſich den Geſinnungen Anderer unterordnen müſſe. Denn es läßt ſich begreifen, wie eine ſolche Fertigkeit, nie das eigene Ich, ſondern ſtets eine fremde, künſtlich angenommene Geſinnung zu zeigen, nur auf Koſten eigener Charakterfeſtigkeit, oder gar der Sittlichkeit, erlangt werden könne. Auch iſt es faſt unmöglich, daß derjenige, der ſtets nur ſeine Zwecke vor Augen hat und die möglichſt vortheilhafte Erreichung derſelben beabſichtigt, nicht endlich dahin gelangen müſſe, dieſe Zwecke auf Koſten ſeiner eigenen Hochherzigkeit und fremden Wohls zu befördern. Und dieß iſt denn auch die Geſchichte aller ſogenannten weltklugen Leute; ſie betrachten ſich ſelbſt nur als Perſon, alle übrigen Menſchen aber als Sachen, deren ſie ſich zu ihren Endzwecken bedienen und ſie bei Seite legen, ſobald ſie ihnen nicht mehr nützlich ſind. Und dieſe

Weltklugheit ſollte die vornehmſte Tugend des bürgerlichen Lebens ſein? Nein, wir glauben im Gegentheile, ſie iſt das vornehmſte Laſter deſſelben. Denn man laſſe jeden Menſchen weltklug ſein, und was würde daraus entſtehen? Auch lehrt die Geſchichte aller Zeiten und Völker, daß wahrhaft große Männer (wir meinen ſittlich- und nicht politiſch-große Männer) nie weltklug geweſen ſind, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eigenes. Brauchen wir, um unſere Behauptung zu begründen, aus der alten Geſchichte mehrere Beiſpiele anzuführen, als Sokrates, und aus der neueren Rouſſeau? Soll man nun aber niemals weltklug ſein, ſelbſt wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabſichtigt und erreicht werden könnte? Darauf antworten wir, ein wahrhaftiges, hochſinniges Gemüth wird ſich nie der Weltklugheit bedienen, ſondern ſich ſtets mit Geradheit und Offenheit zeigen, ſelbſt auf die Gefahr hin, verkannt und verfolgt zu werden. Der Weltklugheit, ſo wie der Klugheit überhaupt, muß die **ſittliche Klugheit** vorangehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Dieſe beruht auf der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine ſittliche Ordnung vorhanden ſei, daß mit derſelben alle Fähigkeiten und Kräfte der menſchlichen Natur in Beziehung ſtehen müſſen, und daß dazu endlich noch eine Geſchicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere dieſem höchſten Endzwecke unterzuordnen, erfodert werde. Derjenige Theil der practiſchen Philoſophie, welcher lehrt, was der Wille des Menſchen zu thun habe, um die geſchickteſten Mittel zur Erreichung menſchlicher Endzwecke zu erwählen, heißt die **Klugheitslehre**.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende, heftige Schall. Er wird entweder durch eine ſtarke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verſchloſſenen Raume bewirkt, welche ſich plötzlich einen Ausweg verſchafft, oder auch durch einen plötzlich entſtandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft ſchnell einzudringen ſucht. Von den vielen detonnirenden Subſtanzen explodiren viele bei Entzündung, Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, folgende: Das **Knallgold** (Platzgold), ein Niederſchlag des Goldes aus ſeiner Auflöſung in Königswaſſer mittelſt des Ammoniaks oder des flüchtigen Laugenſalzes. Es hat das Anſehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieſer Knall, der bisher noch nicht hat erklärt werden können, wird wahrſcheinlich vom Ammoniak hervorgebracht. Die Antiphlogiſtiker, welche das Knallgold als eine Ammoniak-Goldhalbſäure betrachten, erklären das Phänomen, indem ſie ſagen, der Waſſerſtoff des Ammoniaks verbinde ſich mit dem Sauerſtoffe der Goldhalbſäure, während ſich der Stickſtoff des Ammoniaks, mit dem Wärmeſtoffe verbunden, als Stickſtoffgas entwickele. **Knallkugeln** ſind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbſe, mit etwas Waſſer, Weingeiſt oder Luft in ihrer Höhlung verſehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerſpringen ſie mit einem heftigen Knalle. Dieſe Erſcheinung iſt leicht zu erklären. Das im Innern befindliche Waſſer wird durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um ſich auszudehnen, die Kugeln zerſprengen. Dadurch können zugleich die Elaſticität und die bewundernswürdige Kraft der Dämpfe bewieſen werden. Eine andere Art dieſer Kugeln, die von größerem Umfange ſind, werden an der Lampe geblaſen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man ſie, ſo entſteht ebenfalls ein heftiger Knall, aber aus einem andern Grunde: die äußere Luft

bringt nämlich plötzlich in den leeren Raum. **Knallpulver** iſt ein Gemenge, welches, auch ohne eingeſchloſſen zu ſein und ſelbſt in geringer Quantität, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühende Kohlen allmählig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem ſich Schwefel entzündet. Das Knallpulver beſteht aus 3 Theilen Salpeter, 2 Th. getrocknetes Weinſalz und 1 Th. Schwefel. Wahrſcheinlich wird durch das allmählige Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein ſchwefelhaltiges Waſſerſtoffgas, und aus dieſem wiederum mit der aus dem Salpeter entbundenen Lebensluft (Sauerſtoffgas) eine Knalluft gebildet. **Knallqueckſilber** wird durch Auflöſung des Queckſilbers in Salpeterſäure und Niederſchlagung dieſer Auflöſung durch Alkohol in Geſtalt eines Pulvers gebildet, welches ſich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht ſo ſtark knallt wie Knallgold, aber doch im Stande iſt, einen Flintenlauf zu zerſtören. Selbſt unter der Luftpumpe bei 368 Grad Fahrenheit entzündet es ſich; ſehr laut blitzt es auf durch einen electriſchen Funken, noch lauter durch Reiben, am lauteſten aber durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1½ Kubikzoll Salpeterſäure mittelſt der Hitze auflöſet, die Auflöſung kalt in einem Glaſe auf zwei Kubikzoll waſſerfreien Weingeiſt gießt, bis zum Aufbrauſen erhitzt, dann den Niederſchlag auf Fließpapier bringt, denſelben mit deſtillirtem Waſſer wol abwäſcht und bei einer Wärme des ſiedenden Waſſers trocknet. **Knallſilber** iſt ein ſchwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpeterſäure aufgelöſetes Silber mit Kalkwaſſer niederſchlägt, mit diſtillirtem Waſſer wäſcht, mit ätzendem Salmiakgeiſte im Sonnenſcheine ſo lange digerirt, bis es eine ſchwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpunkte, Druck und Reibung entzünden das Knallſilber mit einer ſtarken Exploſion. Die Urſache des Knallens ſowol dieſes, als des Knallqueckſilbers, iſt dieſelbe wie bei dem Knallgolde. **Knalluft** iſt eine Vermiſchung von Waſſerſtoffgas mit atmosphäriſcher Luft. Andere Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Th. hyp. oxygenirt ſalzſaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; noch andere bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Waſſerſtoffgas, und beſonders eine neuerlich entdeckte Subſtanz, das oxygenirt ſalzſaure Salpeterſtoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. Y.

Knappe, ſ. **Schildknappe**.

Knechtſchaft, Sclaverei. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtſchaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Menſch in ſeiner Perſönlichkeit verletzt, nicht als eine ſelbſtſtändige Perſon, ſondern nur als eine Sache angeſehen und behandelt wird, und wo er, mit einem Worte, ſeiner perſönlichen Freiheit entbehrt. Die Modificationen dieſes Verhältniſſes ſind unzählig. Von der Sclaverei des Negers in den weſtindiſchen Colonien der Europäer, bis zu der milden beinahe unmerklichen Eigenhörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutſchland, ſelbſt in neueren Zeiten, beſtand, findet bei allen Schmälerung der perſönlichen Freiheit Statt. Zwei Fragen ſind es, die bei der Unterſuchung, ob Knechtſchaft überhaupt zuläſſig ſei, berückſichtigt werden müſſen, nämlich: 1) kann ſie überhaupt je rechtlich ſein? und 2) iſt ſie dem, der ſie übt, iſt ſie dem Berechtigten ſelbſt zuträglich? Iſt es für ihn vortheilhafter, wenn

er über unfreie, als wenn er über freie Menſchen zu gebieten hat? Was die erſte Frage betrifft, ſo kann darüber nicht leicht Streit entſtehen, ſobald man bedenkt, daß der Menſch ein vernünftiges Weſen, eine Perſon iſt, nicht aber eine Sache, ein unvernünftiges Werkzeug, daß er alſo von Natur die Rechte ſeiner Perſönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein ſelbſtſtändiges Weſen fodern kann. Jede Behandlung eines Menſchen als eine Sache iſt unnatürlich, was aber gegen die Natur ſtreitet, kann nicht rechtlich ſein. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene ſich oft freiwillig in ein eigenhöriges Verhältniß geſetzt habe, daß er ſelbſt, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft ungern verlaſſen wolle. That er dieß, ſo that er es unwiſſend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit ſeines Schrittes in ſeiner Blödſinnigkeit nicht einſah. In einem ſolchen Falle iſt er dem Kinde gleich zu achten, das über ſein Vermögen Verträge ſchließen wollte. Was in keinem gut geordneten Staate in Rückſicht des Vermögens rechtlich iſt, das ſollte in Rückſicht der Perſon und der Rechte der Perſönlichkeit, des höchſten Gutes, das der Menſch beſitzt, rechtlich ſein können? Nimmermehr! Der Menſch, der einen ſolchen unnatürlichen Vertrag eingehen könnte, iſt ein Blödſinniger, der durch die Geſetze gegen die Folgen ſeiner Thorheit, die er nicht begreift, geſchützt werden muß; aus dieſer Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchſt widerrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die Knechtſchaft, gleichviel unter welcher Form, in Schutz nehmen, berufen ſich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß ſie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß dieſe durch ihre Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verluſt erleiden würden. Es kommt alſo hier hauptſächlich auf die Entſcheidung der Frage an, ob der unfreie Gezwungene eben ſo viel und gut, oder vielleicht noch beſſer und mehr arbeite, als der Freie, und ob der Lohn, der dem Letztern für ſeine Arbeit allerdings gereicht werden muß, mit den Koſten im Verhältniſſe ſtehe, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verurſacht. Der erſte Punkt wird durch die Vernunft und Erfahrung auf vollkommen gleiche Weiſe beantwortet. Erſtere ſagt, es ſtreite gegen die menſchliche Natur, daß derjenige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens keinen Vortheil zu hoffen habe, ſo viel beſchicken ſolle, als der, deſſen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, und der von ſeiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm deſto mehr auferlegt werde, daß er daher das Intereſſe habe, ſo wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengeſetzten Triebfedern wirken. Die Furcht iſt ein ungleich ſchwächeres Motiv, als das eigene Intereſſe; gegen die Strafe ſelbſt wird der unfreie, rohe Menſch abgeſtumpft. Noch ungleich mehr aber muß ſich dieſer Unterſchied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Gezwungene arbeitet jederzeit ungern, wird nie auf die Vervollkommnung ſeiner Arbeit bedacht ſein. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder ſchlecht ausfällt, ſobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur, was ihm aufgegeben iſt; ſelbſt auf Verbeſſerungen zu ſinnen, fällt ihm nicht ein; theils iſt er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, ſtumpft ſeine äußern und innern Sinne ab, theils würde er

auch dadurch ſelbſt nicht den geringſten Vortheil haben. Nicht ſo der Freie: je vollkommener er arbeitet, deſto mehr wird ſeine Arbeit geſucht werden; jede Vereinfachung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, gereicht ihm zum Vortheile und er allein hat den Gewinn davon zu erwarten. Wann ward auch je eine Arbeit, die etwas mehr als die einfachſten Handgriffe, die irgend Nachdenken erfoderte, durch Unfreie vollendet? — Aus dem Vorhergegangenen beantwortet ſich auch die zweite aufgeworfene Frage beinahe ſchon von ſelbſt, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Koſten in Verhältniß ſtehe, die der Unterhalt des Unfreien erfodert. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier auch zugleich mit in Anſchlag gebracht werden muß, daß der Freie erwieſener Maßen mehr und beſſer arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei ſeiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthſchaften u. ſ. w. ſchonen wird, da ja doch Alles ſeinem Zwingherrn allein gehört, dieſen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorgloſigkeit, die man an den Leibeigenen wahrnimmt. Er ſorgt nicht für die Zukunft, ſelbſt wenn er mit leichter Mühe könnte; warum ſollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er ſich nicht ſelbſt den größten Schaden zufügen will. Alles, was er beſitzt, gehört entweder durchaus ſeinem Herrn, oder ſein eigener Beſitz iſt wenigſtens ſchwankend, hängt von den Launen ſeines Gebieters ab: wie mag man da Sorgſamkeit und Sparſamkeit erwarten? Sich einige viehiſche Genüſſe zu verſchaffen, im vorübergehenden Rauſche der Zuchtruthe zu vergeſſen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf ſinnt er allein. — Fragt man endlich die Erfahrung, ſo beſtätigen die unverwerflichſten Zeugniſſe das, was ſchon eine oberflächliche Unterſuchung als vollkommen einleuchtend darſtellt. Wo das Verhältniß der Eigenhörigkeit oder der Leibeigenſchaft, verſteht ſich mit der nie zu vergeſſenden, höchſt nöthigen Vorſicht, aufgehoben wurde, da geſchah es jedesmal auch zum größten Vortheile der Berechtigten und des Staats. Cz.

Knees (**Knäzi**) bedeutet in Rußland eine Perſon von hohem **Adel**, oder auch einen **Fürſten**. Sie können in alte und einheimiſche, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimiſchen Knäzi ſind Familien, welche von den alten Großfürſten abſtammen, z. B. Dolgorucki und Repnin. Die Kneeſen Golitzin und Kurakin leiten ihren Urſprung von den alten Großherzögen von Litthauen ab. Die tartariſchen Kneeſen in Rußland ſtammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils nur von tartariſchen Murſen ab. Dieſe letztern haben mit den ruſſiſchen Kneeſen bei weitem nicht gleichen Rang. Da die Kneeſen über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute, ſo kommen ſie mit den regierenden deutſchen Fürſten in keine Vergleichung.

Kneller (Gottfried), einer der berühmteſten Porträtmaler, ward 1648 zu Lübeck geboren, und, weil ihn ſeine Aeltern für den Militärſtand beſtimmt hatten, nach Leyden auf die Univerſität geſandt, um ſich daſelbſt der Mathematik und Feſtungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entſchiedene Neigung für die Malerei zeigte, ſo ließen ihn ſeine Aeltern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole ſtudiren. In Geſellſchaft ſeines Bruders, Johann Zacharias, der ſich der Baukunſt gewidmet hatte, begab er ſich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetſten Gemälde Titians und Hannibal Carracci's copirte und nebenbei auch den freundſchaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Auf-

enthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Hiſtorienmalerei trieb, ſich aber nachher faſt einzig der Porträtmalerei widmete, durch deren Werke er daſelbſt einen großen Ruhm erlangte. Von Venedig begab er ſich 1672 nach Deutſchland zurück, arbeitete in Nürnberg, München und Hamburg, und ging von da 1674 mit großen Empfehlungen nach London. Hier erregten ſeine Arbeiten allgemeine Bewunderung. Auch Karl II. ließ ſich von ihm mahlen, ſchenkte ihm ſeine Gunſt und ernannte ihn 1680 zu ſeinem Hofmahler. Im J. 1684 machte Kneller, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reiſe nach Paris, wo er den König und die ganze königl. Familie mahlte. Dort erhielt er die Nachricht von dem Tode Karls II., ſeines Beſchützers. Doch brachte dieß keine Aenderung in ſeiner Lage hervor: denn Jacob II. hegte daſſelbe Wohlwollen gegen ihn. Auch Wilhelm bewies ſich gegen den Künſtler ſehr gnädig. Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte, auf Befehl des Königs, eine Reiſe nach Brüſſel machen, um daſelbſt den Churfürſten von Baiern zu mahlen, wofür er von dieſem eine Medaille, nebſt goldener Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geſchenk erhielt. Kneller ſchien vom Schickſale auserſehen zu ſein, im Beſitze der Gunſt der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derſelben erfahren zu müſſen: ſelbſt nicht die politiſchen Stürme hatten Einfluß auf ſein günſtiges Schickſal. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch in ſtetem guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs, Jacobs II.; ja, Kneller ſetzte ſogar ſeinen vorigen Umgang mit demſelben fort. Georg I. ernannte ihn am 24ſten Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafſchaft Middleſex, und der deutſche Kaiſer Joſeph I. machte ihn um eben dieſe Zeit zum römiſch-deutſchen Ritter. Was den wahren Werth ſeiner Porträts betrifft, ſo behaupten gleichzeitige Schriftſteller, er habe nie ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ſowol, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, den Mangel der Aehnlichkeit erſetzt. Uns ſcheint jedoch, als hätte Kneller, als Porträtmaler, keinen ſo ungemeinen Ruf erlangen können, wenn ihm das Talent zu treffen von der Natur verſagt geweſen wäre. Kneller ſtarb am 19. Oct. 1723 in ſ. 75. Jahre, und hinterließ ein großes Vermögen. Nach ſeinem Tode ward ihm in der Weſtminſter-Abtei ein Monument ereichtet, mit einer übertrieben lobpreiſenden Inſchrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künſtlers, fünfhundert Pfund empfangen haben ſoll. Vergl. Spence's Anecdotes, by Singer. Lond. 1820.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) geb. d. 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute ſeines Vaters, nicht weit von Hannover, ward daſelbſt bis in ſein vierzehntes Jahr ſehr ſorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reiſen mit ſeinem Vater, auf welchen dieſer den Ueberreſt ſeines Vermögens verzehrte, ſo daß er dem Sohne bei ſeinem Tode (1766) nebſt anſehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769 in ſeinem ſiebzehnten Jahre die Univerſität Göttingen. Auf einer Reiſe nach Caſſel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Aſſeſſor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indeſſen ward er, ehe ſeine dortigen vortheilhaften Ausſichten ſich verwirklichen konnten, durch ökonomiſche Verhältniſſe genöthigt, ſeine Stelle in

Caſſel niederzulegen und auf ſeine Güter zu gehen. Aber ſchon 1777 trat er als Kammerherr in Dienſte des weimariſchen Hofes, machte nachher mehrere Geſchäftsreiſen und privatiſirte dann mit ſeiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er bereits am 6. Mai 1796 im 44ſten Jahre ſein ziemlich unruhiges Leben endigte. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftſteller; beſonders erhielten ſeine Romane, durch leichte, gefällige Erzählung, und durch einen Anſtrich von Satire, beſonders aber durch eine Art populärer Lebensphiloſophie, die ſtets im Bereiche der Menge lag, den Beifall der Leſewelt. Seine Reiſe nach Braunſchweig, die man lange für einen komiſchen Roman hat gelten laſſen, in welcher aber nur einige luſtige Situationen anzutreffen ſind, zeigt, daß Knigge, wenn er nicht ſtets in ſeiner eigenen Perſönlichkeit befangen geweſen wäre, ſich vielleicht zu rein-komiſchen Producten hätte erheben können. Ein großes Glück hat ſein Werk Ueber den Umgang mit Menſchen gemacht, welches auch, aus dem beſchränkten Standpunkte angeſehen, von welchem aus der Verfaſſer den Menſchen betrachtet, allerdings viel Gutes enthält, welches aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweiſe erhoben werden ſollte, das Leben, wie der Detailhändler ſeine Waare, in einzelnen Quentchen auswägen würde. Einen ſolchen Handel können aber nur arme und armſelige Menſchen treiben. Daß übrigens Knigge's Laune keine natürliche, ſondern nur erkünſtelt war, daß ſein Charakter ſich in einiger Befangenheit erhielt, ſehen wir ſchon aus ſeiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, deſſen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Dieſe Verbindung verwickelte ihn in viele unangenehme Verhältniſſe, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den angeſtellten Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denſelben heraus, ſo wie er ſeinen Unwillen in der Geſchichte der Aufklärung von Abyſſinien, in Wärmbrands politiſchem Glaubensbekenntniſſe und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Einen Antheil an Bahrdt mit der eiſernen Stirn hat er hinlänglich von ſich abgelehnt. Seine übrigen Schriften ſind: der Roman meines Lebens; Geſchichte Peter Clauſens, und Geſchichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight, auf engliſch ein Ritter, kömmt von dem deutſchen Knecht, welches ehemals eine Perſon männlichen Geſchlechts überhaupt, dann die den Fürſten oder hohen Adligen dienenden Perſonen, welche ebenfalls Edelleute waren, bedeutete, und erſt nach und nach ſeine heutige niedere Bedeutung erhalten hat. In England iſt der Knight die Stufe des niedern Adels, welche dem gemeinen Edelmann vorangeht. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterſtand vom Könige dadurch, daß ihnen dieſer eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knight-Batchelor hingegen iſt perſönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künſtlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder eines Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt. K. B., welches man häufig bei engliſchen Titeln findet, heißt: Ritter des Bath-Ordens.

Knipperdolling, ſ. Wiedertäufer.

Knittelverſe heißen kurze jambiſche Verſe (am gewöhnlichſten acht= oder neunſylbige) welche ſich paarweis reimen, übrigens aber keine ſtrenge Meſſung beobachten, wodurch ſie gewöhnlich etwas Rauhes, Ungeebnetes erhalten, und weßhalb ihr Gang mit dem über einen Knitteldamm verglichen worden; daher ihr Name. Es läßt ſich nicht beſtimmt nachweiſen, wann und von wem dieſe Art Verſe zuerſt gebraucht worden iſt: ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie ſehr alt und ſchon lange vor Martin Götz im Gebrauche geweſen ſind. Ihr Alter geht ſchon daraus hervor, daß unſere älteſten Sprichwörter in Knittelverſen abgefaßt ſind. Da das Geſetz des Reims in den neuern Sprachen das erſte Erforderniß bei Ausbildung derſelben zur Poeſie geweſen iſt (denn ein noch ungeübtes Ohr iſt am empfänglichſten für den Reim); ſo ſcheint mit dem ſogenannten Knittelverſe auch der erſte Schritt zur Verskunſt gethan zu ſein. Jetzt bedient man ſich ihrer nur in der burlesken Poeſie, wo ſie durch ihren freien Charakter oft von großer Wirkung ſind.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architectoniſches Genie. Er wurde 1697 geboren, trat in königlich preußiſche Kriegsdienſte, und ſtieg bis zum Hauptmann. Im J. 1730 nahm er ſeinen Abſchied, um ſich ganz der Malerei und Baukunſt zu widmen, und machte eine Reiſe nach Italien und Frankreich, durch die er ſeinen Geſchmack bildete. Hierauf begab er ſich nach Rheinsberg zu Friedrich II., damals Kronprinzen, dem er an Malerei und Baukunſt Geſchmack beibrachte. Als dieſer auf den Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufſeher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er ſtarb im J. 1753 zu Berlin. Unter ſo manchen unter ſeiner Direction aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt beſonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal ſeines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritte der Regierung Friedrichs II. ungemein ſchön angeordnet. Man hat auch gute Bildniſſe und Landſchaften von ihm. Von dieſem Manne, der mit einem großen Geiſte Treue und Redlichkeit verband, ſagte ein Zeitgenoſſe, daß, wenn er den Verſtand als Perſon malen ſollte, Knobelsdorf ihm dazu ſitzen müſſe. Sein Freund Friedrich II. ſchrieb ſelbſt ſein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie T. VIII. gedruckt iſt.

Knochen (Gebeine) ſind die härteſten und feſteſten Theile des thieriſchen Körpers. Sie machen die Grundlage ſolcher Körper aus, die nicht von außen, wie die Körper der meiſten Inſecten, durch einen feſten hornartigen Ueberzug gedeckt ſind. Die weichen feſten Theile ſchließen ſich an die Knochen an. Dieſe ſind bei ihrem Entſtehen weich und biegſam und heißen dann Knorpel. (Viele Thiere haben ſtatt der Knochen nur Knorpel, ſie heißen daher Knorpelthiere — z. B. die Knorpelfiſche). Der urſprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, iſt der Knochenſaft, welcher aus phosphorſaurer Kalkerde und thieriſcher Gallerte beſteht und von der die Knorpel und ſpäterhin die Knochen umgebenden Haut abgeſondert wird und dahin ſtrömt, wo nach der Abſicht der Natur ein Knochen gebildet werden ſoll. Zuerſt fließt der Knochenſaft nach dem Mittelpunkte dieſer Stelle (dem Verknöcherungspunkte) und häuft daſelbſt immer mehr Knochenmaterie zuſammen, bis der Knochen ſeine durch den Knorpel beſtimmte Gewalt gewonnen hat. Leidet er irgend eine Zer-

ſtörung, ſo erſetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochenſafts ſogleich wieder. Der Knorpel, an welchem ſich die Knochenſubſtanz abſetzt, wächſt ſelbſt durch den, ihm von den Arterien zugeführten Stoff. Knorpel bemerkt man ſchon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden ſich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdſtrichen beim Menſchen zwiſchen dem 15ten und 20ſten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum 50ſten Jahre verändern ſie ſich nicht ſonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieſelbe Form bleibt. Nach dieſer Zeit verſchlechtern ſie ſich, und werden ſogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden erſten Klaſſen ſind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und feſter, nach innen zu lockerer. Ihre Subſtanz iſt, die Zähne ausgenommen, faſt einerlei, und nur die Zuſammenfügung oder Verbindung der feinſten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen iſt zellig; und alle ſind, außer den Zähnen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellſtoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern beſteht. Dieſe Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens. Bei den Knochen, welche inwendig hohl ſind, trifft man eine andere Materie, nämlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgeſondert wird, die wahrſcheinlich dazu dienen, die Knochen ſtets in einem geſchmeidigen Zuſtande zu erhalten. Durch anhaltendes ſtarkes Kochen im Waſſer, beſonders im Papianiſchen Topfe, oder durch Auflöſung des erdigen Theils in einer mit vielem Waſſer verdünnten Salpeterſäure kann man die Knochengallerte abſcheiden. Die Knochenerde erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen. Die Lehre von den Knochen wird nach dem griechiſch-lateiniſchen „Osteologia“ Oſteologie genannt.

Knorpelthiere ſ. Amphibien.

Knoten (in der Aſtronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der ſcheinbaren Himmelskugel durchſchneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden ſie ſich ſelbſt in der Ekliptik und haben daher keine Breite. Die ſcheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über der Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun einer der Himmelskörper bei ſeinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere Hälfte, ſo iſt dieß der aufſteigende Knoten, weil der Himmelskörper ſich dann uns, Bewohnern der nördlichen Hemiſphäre, nähert; tritt er in die untere Hälfte, ſo iſt dieß der niederſteigende Knoten. Alle Knoten der Himmelskörper haben eine langſame rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge bedeutend wird. Davon iſt die gegenſeitige Anziehung der Planeten Urſache. Bei dem Monde iſt der Rückgang ſo beträchtlich, daß die Knoten deſſelben binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen.

Knotenlinie: die gerade Linie, welche man in Gedanken von einem Knoten zum andern zieht.

Knox (Johann), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland, auf der Akademie St. Andrews zum ſcholaſtiſchen Philoſophen und gewandten Dialektiker gebildet und ſchon vor 1530 Lehrer dieſer Philoſophie und ordinirter Prieſter, kam durch das Studium der Kirchenväter, beſonders des Hieronymus und Auguſtinus, ſeit 1535 in nähere Bekanntſchaft mit der Bibel und durch dieſe zu proteſtantiſchen Anſichten. Schottland, um hundert Jahre hinter der Cultur des Continents zurück, trug damals die Feſſeln eines Klerus, der roher als irgendwo, aber durch Reichthum und Volksglauben übermächtig, ſeit 1524 mehrere Anhänger der deutſchen Reformation den Flammen geopfert hatte. Erſt 1542 nach Jacobs V. Tode gewann das neue Licht einigen Raum, da der Regent, Graf Arran, ihm anfangs ſelbſt huldigte und 1543 das Leſen der engliſchen Bibel frei gab. Knox, ſeit 1542 erklärter Proteſtant, predigte um dieſe Zeit im Süden des Reichs gegen das Papſtthum und fand unter den neuen Verfolgungen, welche die 1543 erfolgte Umſtimmung des Regenten nach ſich zog, einen ſichern Aufenthalt im öſtlichen Lothian als Hauslehrer bei dem Laird Douglas. Im Jahre 1547 wurde er Prediger bei den Verſchwornen, die nach Ermordung des Cardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten. Hier veranſtaltete er die erſte öffentliche Communion unter beiderlei Geſtalt, kam aber noch in demſelben Jahre mit der Beſatzung in Gefangenſchaft und nach Frankreich auf die Galeeren. Nach ſeiner Befreiung im Febr. 1549 wurde er von der Regentſchaft in England als Miſſionsprediger des Evangeliums in der Provinz Berwick gebraucht, 1551 mit Beibehaltung dieſes Geſchäfts zum Capellan des Königs ernannt und ein vorzügliches Werkzeug der engliſchen Reformation. Beſonders denkwürdig machte er ſich der engliſchen Kirche dadurch, daß er bei Berathungen mit der Regentſchaft die Abſchaffung der Brodverwandlungslehre und der Hoſtienverehrung bewirkte. Doch immer unzufrieden mit den papiſtiſchen Gebräuchen, die man in England noch ſtehen ließ, ſchlug er 1553 ein Pfarramt in London und bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals predigte, ihm angetragenes Bisthum aus. Durch den Tod dieſes Königs verlor er 1554 ſeine Bevollmächtigung zum Miſſionsgeſchäft und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch ſeine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundſchaft aufnahm. Hier befeſtigte ſich ſeine ſchon entſchiedene Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfaſſung der presbyterianiſchen Reformirten, daher er auch das im Nov. 1554 übernommene Predigtamt bei den engliſchen Exulanten in Frankfurt am Main wegen innrer Spaltungen dieſer zum Theil der engliſchen Liturgie geneigteren Gemeine nach wenigen Monaten aufgeben mußte und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In dieſem Reiche hatten inzwiſchen die Freunde der Reformation ſich zwar vermehrt, aber von der katholiſchen Kirche noch nicht förmlich losgeſagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärtigen, vor denen er in Privatverſammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umherzog. Vom Klerus nach Edinburgh citirt, erſchien er daſelbſt den 15. Mai 1556; aber ſtatt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erſchrockenen Biſchöfe ihn 10 Tage in einem Privathauſe ungeſtört predigen und die Königin Regentin be-

gnügte ſich, ſeine Rechtfertigung nicht zu leſen. Denn nach ihrem Wunſche ſollten entſcheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden, und daß Katholiken und Proteſtanten in Schottland verträglich neben einander leben könnten, hielt weder die katholiſche Geiſtlichkeit, noch die proteſtantiſche Parthei für räthlich oder nur möglich. Ohngeachtet Knox mehrere bedeutende Männer vom hohen Adel für dieſe Parthei gewonnen hatte, ſchien ihm ſein Vaterland zu einer allgemeinen Reformation doch noch nicht reif und noch im Sommer 1556 folgte er mit ſeiner Gattin, Miß Bowes, die er ſchon in England gewählt, aber wegen ſeines unſtäten Lebens bis jetzt nicht bei ſich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der engliſchen Gemeine in Genf, während die ſchottiſchen Biſchöfe ihn nach ſeiner Abreiſe wieder citirten und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieſes Urtheil an ein allgemeines Concilium mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland und wußte überhaupt den Mangel ſeiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrſchreiben zu erſetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundene Congregation Chriſti (ſo nannte ſich die proteſtantiſche Parthei in Schottland) ſeine Rückkehr; er übergab auch ſein Predigtamt einem Andern; doch ihre Unentſchloſſenheit nöthigte ihn, von Dieppe nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich wieder nach Genf zu gehn, wo er nicht nur ſeine theologiſchen Studien, vorzüglich der hebräiſchen Sprache fortſetzte, ſondern auch mit einigen Freunden die engliſche Bibelüberſetzung beſorgte, die unter dem Namen der Genfer Bibel bekannt iſt. Auch gab er hier ſein Schreiben an die Königin Regentin zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation und ſeinen Zuruf und Ermahnung an den Adel und die Reichsſtände von Schottland heraus, worin er dieſen ihre Pflicht für die Kirchenverbeſſerung zu ſorgen einſchärfte und den Proteſtanten eine Liturgie für ihre Verſammlungen vorſchrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbeſſern, ſchadete er nur ſich ſelbſt durch die 1558 erſchienene, eigentlich blos gegen die grauſame Maria von England gerichtete höchſt bittre und heftige Schrift: Erſter Trompetenſtoß gegen das monſtröſe Weiberregiment, die ihm die perſönliche Feindſchaft der Königin Eliſabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung ſeiner theologiſchen Kenntniſſe ſehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen und, das Vorbild der Genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der proteſtantiſchen Lehrer beſchloſſen hatte. Sogleich erklärte ſie ihn beſonders in die Acht und befeſtigte dadurch ſeine nun unverholen ausgeſprochene Ueberzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorſam zu leiſten ſei. Das Volk nahm ihn mit Begeiſterung auf und drängte ſich zu ſeinen Predigten; aber wider ſeine Abſicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienſt hielt, in eine Zerſtörungswuth aus, die ſeine Worte gerechtfertigt zu haben ſchienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein nach der Predigt des Reformators Meſſe leſender Prieſter die Neckereien eines Knaben beſtrafte, das Signal dazu war. Altäre und Bilder wurden niedergeriſſen und zerſchmettert, Klöſter der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter

die Armen vertheilt; dieß geſchah erſt zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einem Fanatismus ergriffen, den weder Lehrer noch Obrigkeiten mehr bändigen konnten. Freilich gehörten dieſe Bilderſtürmer zum niedrigſten Pöbel und Knox ſelbſt äußerte laut ſeinen Unwillen über ihre Ausſchweifungen. Dennoch brachte ſie die katholiſche Parthei auf ſeine Rechnung, und die Congregation der proteſtantiſchen Lords mußte ſie vertreten. Man ſchritt daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Proteſtanten ſiegten, reformirten ſie auf eigne Hand. Knox, die Seele ihrer Parthei, predigte zu St. Andrews und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Katholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerſchaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem franzöſiſchen Heere der Regentin weichen und unternahm eine Predigerreiſe durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den franzöſiſchen Hülfstruppen der Regentin engliſche entgegen zu ſtellen; vergebens ſetzte ſie einen Preis auf ſeinen Kopf, ſeine Parthei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzoſen. So wurde der Proteſtantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament geſetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rückſicht der Lehre und des Cultus ſeine (die presbyterianiſch reformirte) Anſicht die allgemeine Zuſtimmung gewann und den Charakter der Schottiſchen Kirche beſtimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habſucht des Adels zerſplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu ſehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen ſeines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, ſobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den ſchottiſchen Boden betrat, ein Gegenſtand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens ſuchte ſie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen ſie ihn berief, bald zu ſchrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künſte ſcheiterten in der Gradheit und ſittlichen Strenge dieſes Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Aerger über ſeine Unbiegſamkeit ihr auspreßte und weder ſo unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen ſie, als ihm das Gewiſſen gebot, ſeinem Unwillen über ihre leichtſinnige Lebensweiſe und papiſtiſche Denkungsart ſelbſt auf der Kanzel freien Lauf ließ. Da ſie endlich für ihren Hof den katholiſchen Cultus öffentlich einführte, berief er, um die ſeiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Verſammlung. Der Brief, worin er dieß that, wurde aufgefangen und Knox von der Königin des Hochverraths beſchuldigt und vor ein Gericht der Lords geſtellt, bei dem ſie nur das rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdruſſe ſprachen die Richter ihn frei und „an dieſem Abende,“ ſo ſchreibt er ſelbſt, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt.“ Seine bittern Aeußerungen über ihre Heirath mit dem katholiſchen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erſt, da ſie 1566 ſelbſt dahin kam und kehrte ſogleich nach ihrer Abſetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu deſto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er ſtimmte ſelbſt für ihr durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem ſie ſich aber durch die Flucht entzog

(ſ. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr ſeines Lebens wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den ihre Anhänger 1571 erregten; ſie vertrieben ihn von Edinburgh und als die Wiederherſtellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er ſo ſchwach, daß ſeine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Arbeiten und Kämpfe aller Art hatten ihn aufgerieben, am 24. Nov. 1572 ſtarb er. Im Augenblicke der Einſenkung ſeines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der ſich nie vor einem Menſchen fürchtete. Er hinterließ von ſeiner erſten 1560 verſtorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt ſtarben, von der zweiten, ihm 1564 verbundenen Gattin, einer Tochter des Lord Ochiltree drei Töchter, die ſich an Prediger verheiratheten; die jüngſte derſelben zeigte ſich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geiſt und Kraft ihrem Vater ähnlich. — Knox nimmt unter den Reformatoren des 16. Jahrh. eine ehrenvolle Stelle ein. Er beſaß mehr Verſtand als Gelehrſamkeit, mehr Kraft als Milde. Eifrig und unerſchrocken, wie Luther, im Kampfe faſt noch heftiger, aber verſchloſſen in ſeinem Weſen und tiefer in die politiſchen Händel der Parthei, die er beſeelte, hineingezogen, leitete er die Reformation planmäßiger, als dieſer. Eine hinreißende, gewaltige Beredſamkeit, eine ehrfurchtgebietende Perſönlichkeit, eine tiefe Religioſität gab ſeinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther feſſelt. In Schottland wurde er von allen Partheien gefürchtet, von der ſeinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die Verfaſſung der presbyterianiſchen Kirche, wie ſie in Großbritannien noch beſteht, iſt ſein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertſon nur ſchwach vertheidigt und die Lobredner der ſchönen Maria Stuart der Rohheit und Säure beſchuldigt haben, mußte in der Periode, wo es unter den Schriftſtellern Mode ward, die Parthei dieſer Königin zu nehmen, ſeinem Andenken allerdings ſchaden. Dieſe Tadler vergaßen aber, welche Rückſicht die Sitte ſeines Volks und ſeiner Zeit, die Bitterkeit ſeiner Erfahrungen und Schickſale, ſeine Stellung als Verfechter einer bedroheten Parthei und das unaufhaltſame Treiben ſeines thatendurſtigen Geiſtes bei der Beurtheilung ſeines Verfahrens erheiſcht. Rauh, ja zum Trübſinn geneigt war er freilich bisweilen, doch in Schottland, wo Privatintereſſen oft noch ſtärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zuſammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre, bedurfte die Reformation gerade eines ſolchen ſtrengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie, 3 ed. Edinbgh. 1814, im Auszuge überſetzt unter dem Titel: Leben des Schottiſchen Reformators ꝛc. mit einer Vorrede herausg. von Plank. Göttingen 1817. 8. E.

Kobalt (Kobold) iſt ein Mineral, welches ein eigenes Geſchlecht ausmacht, und deſſen Erze Kobaltſpeiſe genannt werden. Es hat eine eiſen- oder ſtahlgraue, ins Röthliche ſpielende Farbe. Der Kobalt iſt ſchwer, ſpröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken, und zeigt nur im Stande der höchſten Reinheit einen geringen Grad von Dehnbarkeit. Gewöhnlich iſt er mit Arſenik, Nickel und Eiſen vermengt. Er ſoll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, ſondern auch ſelbſt anziehend ſein. Im Feuer iſt der Kobalt ſehr ſchwer flüſſig zu machen, ſo daß dazu die Hitze des ſchmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arſenik frei iſt, deſto ſchwerer fließt er und deſto ſchwerer läßt er ſich verkalken. Ja, er zeigt ſich in dem ſtärk-

ſten Grade von Hitze feuerfeſt. Er löſet ſich in allen Säuren auf, im Waſſer bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbſäuren, aber nicht er ſelbſt, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von ſeinen Zuſätzen geſchiedene Erz heißt Kobaltkönig, von welchem man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, weßhalb man ihn nur in kleinen Maſſen zu chemiſchen Verſuchen ſcheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermiſcht iſt, und das Kobaltglas ſind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durchs Schmelzen mit Kieſel und Potaſche, oder einem andern Laugenſalze zu einem dunkelblauen, ja ſchwarzen Glaſe, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) gibt. Die Anſtalten, wo dieſe Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke. (S. d. Art.) Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man ſie als unnütz, ja wegen ihrer giftigen Eigenſchaften, ſogar als ſchädlich, weg. Die vornehmſten Artren von Kobalterzen ſind: Weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (ſtahlderber Kobalt); Glanzkobalt und ſchwarzer Erdkobalt. In Sachſen, wo der vorzüglichſte im Erzgebirge gefunden wird, iſt die Ausfuhr dieſes Halbmetalls bei hoher Strafe verboten.

Kobold iſt in der Geiſtertheorie des Volks dadurch vom Geſpenſt verſchieden, daß dieſes, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geiſt eines vorhin lebendigen menſchlichen Weſens, jener hingegen eine für ſich beſtehende, an irgend ein Haus, oder an eine Familie geknüpfte körperloſe Erſcheinung iſt. Die Kobolde necken und ängſtigen nach dieſer Theorie gewöhnlich nur die Menſchen, und fügen ihnen nur dann einen eigentlichen Schaden zu, wenn ſie dazu gereizt werden. In den Bergwerken heißen die Kobolde Bergmännchen, Berggeiſter, und erſcheinen daſelbſt in der Geſtalt kleiner Kinder, oder blauer, ſchwebender Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand ſchadenfrohe Neckereien ausüben, wenn ſie von den Bergknappen in ihrem Beginnen geſtört werden. Vielleicht daß auch von hier die erſten Erzählungen von ſolchen Geiſtern ausgingen. Kobold (Kobalt) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. Pq.

Kochkunſt. Sie kam zuerſt in Aſien auf und wurde in den älteſten Zeiten blos von Männern betrieben; bei den Griechen war ſie das Geſchäft der Frauen, beſonders der Sclavinnen. Bei den Römern wurde ſie anfangs ſehr vernachläſſiget, und nur von Leibeigenen geübt. Die Mahlzeiten der Römer beſtanden meiſtens aus drei Gängen, deren erſter leichte Speiſen, worunter beſonders Eier, Auſtern und andere den Appetit reizende Gerichte waren, enthielt, dann kamen die Hauptſpeiſen — die wirkliche Schlacht wie es die Alten nannten, welche aus Gebratenem und Geſottenem aller Art beſtand, und dann folgte die Nachkoſt, das Deſert (mensae secundae), aus Obſt, Confect und Backwerk beſtehend. Der Tafelluxus ſtieg aber, als die Römer mit der aſiatiſchen Ueppigkeit bekannt wurden, ſo, daß er endlich ſogar durch Geſetze eingeſchränkt werden mußte. Ein Lieblingsgericht reicher Römer war das trojaniſche Schwein, alſo genannt, weil es in ſeinem Bauche eine Menge anderer Braten oder Gerichte enthielt. Lucullus trieb den Tafelluxus, aller einſchränkenden Geſetze ungeachtet, vielleicht am höchſten. Er ließ in ſeinen Wohnungen immer mehrere Speiſeſäle einrichten, deren jeder den Nahmen einer Gottheit führte, der zugleich dem Haushofmeiſter zur Beſtimmung der Etikette und der Koſten des Mahles diente. Eine Mahlzeit (coena)

im Saale des Apollo koſtete gewöhnlich 50,000 Drachmen, oder 6250 Thaler Sächſiſch. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mäſten der Pfauen und hatte in kurzem 60,000 Seſtertien mit dieſer Kunſt verdient. In dieſer Zeit ließ ein Schauſpieler bei einem Gaſtmahle eine Schüſſel auftragen, welche 10,000 Franken koſtete. Sie beſtand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekoſtet hatte. Der Sohn jenes Schauſpielers trieb die Verſchwendung noch weiter, er bewirthete ſeine Gäſte ſogar mit Perlen, die er in Eſſig auflöſete. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunſt; unter ihm zeichnete ſich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speiſen, z. B. ein ſalziges Gericht aus der Leber der Fiſche, manche Küchengeſchirre, und die Kunſt, die Schweine mit trockenen Feigen zu mäſten, erfand. Ein anderer dieſes Namens ſchrieb ſogar ein Kochbuch, welches das älteſte iſt, das wir beſitzen, und erfand die Kunſt, die Auſtern friſch zu erhalten. Der Kaiſer Vitellius ward einſt von ſeinem Bruder mit 2000 auserleſenen Fiſchen und 7000 Vögeln bewirthet: Vitellius ſelbſt ließ einmal in einer einzigen Schüſſel die Lebern, die Zungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fiſchen auftragen. In den neuern Zeiten iſt vorzüglich die franzöſiſche Küche, beſonders ſeit Ludwig XIV., in ganz Europa verbreitet worden, am meiſten fand ſie an Höfen Beifall. Man ſtrebt hier vorzüglich darnach, durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Maſſengehalt der Speiſen den Gaumen zu vergnügen, dahingegen die engliſche Küche mehr für feſtere, nahrhafte, ſtärkende Speiſen ſorgt, und beſonders in Bereitung von Mehlſpeiſen und des Fleiſches, vornehmlich des Rindfleiſches ſich auszeichnet. Die Brühen oder Saucen ſpielen in England wie in Frankreich eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die ſich eigens mit Bereitung des Salats beſchäftigten, und zur Zeit des Eſſens aus einem Hauſe ins andre gingen, um dieſes Geſchäft zu beſorgen. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, erſtere ſind ganz vorzüglich mäßig im Eſſen. Die Deutſchen ſtehen wie in vielem andern auch hier in der Mitte. Ihre Küche iſt durch nichts ausgezeichnet, obgleich ſichs alle Völker bei ihnen recht wol ſchmecken laſſen, wie die Zeitgeſchichte lehrt. Wer ſich über die Küche der Alten gründlich unterrichten will, leſe das 25ſte Kapitel der Reiſe des jüngern Anacharſis durch Griechenland Theil 3, oder den Nonius de re cibaria Veterum. Das Kochbuch des Apicius iſt ſchon oben angeführt worden.

Kochſalz ſ. Salz.

Kohle, dieſe Subſtanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, iſt durch die neuern Fortſchritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Der Rückſtand, welchen unter der Glocke vollkommen ausgeglühete, vegetabiliſche oder animaliſche Subſtanzen zurücklaſſen, wird Kohle genannt. Bei der Stahliſchen Theorie werden in dem Prozeß des Verbrennens die in den thieriſchen und vegetabiliſchen Körpern enthaltenen öhlichten Theile durch die Wirkung des Feuers zerſetzt, worauf ſich alsdann der Brennſtoff (Phlogiſton), welcher wegen Mangels an freier Luft nicht verloren gehen kann, mit dem erdigen Grundſtoffe verbindet und mit dieſem einen feſten, trocknen, ſchwarzen und zerreibbaren Körper bildet. Das Verbrennen der Kohle ſetzt in der umgebenden Luft viel Phlogiſton ab, weßwegen auch der ſogenannte Kohlendampf tödtlich werden kann. Ohne den Zutritt

der freien Luft verändert das Feuer die Kohle nicht. Nach Lavoiſiers Theorie verbindet ſich während des Verbrennens der Sauerſtoff mit dem Kohlenſtoffe (ſ. unten) zu Kohlenſäure. Der vorher mit dem Sauerſtoffe verbundene Wärmeſtoff wird dadurch frei. Daher entſteht bei dem Verbrennen eines Körpers zu Kohle Licht und Wärme. Die Kohle und der Sauerſtoff werden durch einen Theil des Wärmeſtoffs, den ſie aufnehmen und binden, gasförmig, und bilden das kohlengeſäuerte Gas. (S. Gas). Kohlenſtoff iſt nach der neuen franzöſiſchen Theorie ein einfacher, ſehr häufig in der Natur verbreiteter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle ausmacht. Das Daſein deſſelben erweiſen die Antiphlogiſtiker durch die Erklärung des nachſtehenden Verſuchs. Man bringe eine beſtimmte Quantität gepulverter Holzkohlen auf einer kleinen Schale unter eine auf Queckſilber ſtehende und mit Sauerſtoff angefüllte Glocke, zünde dann, vermittelſt eines Brennglaſes, den Kohlenſtaub unter der Glocke an; ſo wird er anfangs mit einer hellen Flamme brennen, und es wird ſich viel Wärmeſtoff entwickeln. Allmälig aber werden Licht und Wärme abnehmen, und die Kohle wird verlöſchen. Nach geendigtem Verſuche wird man finden, daß das Gas unter der Glocke an Umfange ein wenig abgenommen hat, und daß es nunmehr aus reinem Sauerſtoffgas in eine Miſchung von vier Fünftel fixer Luft (was wir oben kohlenſaures Gas nannten) und ein Fünftel unveränderten Sauerſtoffgaſes verwandelt worden iſt. Die Kohle hat an Gewicht abgenommen, und um eben ſo viel hat das Gas unter der Glocke daran zugenommen. Kohlenſtaub (Kohlenpulver) entfärbt gefärbte Salz-Laugen und andre braune und ſchwarze Körper und macht ſie weiß. Die dunkle Farbe dieſer Körper rührt nämlich von dem ihnen beigemiſchten Kohlenſtoffe her. Vermiſcht man ſie nun mit Kohlenpulver, ſo vereinigt ſich der in ihnen enthaltene Kohlenſtoff mit der Kohle, und ſie werden entfärbt. Faulem Fleiſche benimmt das Kohlenpulver ſeinen widrigen Geruch. Denn dieſes entſteht von dem ſich bei der Fäulniß entwickelnden, geſchwefelten und gekohlten Waſſerſtoffgas, welches ſich mit dem Kohlenpulver verbindet und dieſes daher auch ſchwer macht. Auf gleiche Weiſe kann man durch das Kohlenpulver auch andern ſtinkenden Körpern, faulem Waſſer, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, beſonders aber den heimlichen Gemächern den übeln Geruch benehmen. — Kohlenbrennerei iſt die Kunſt, Holz bei verſchloſſenem Feuer zum völligen Glühen zu bringen und dann verlöſchen zu laſſen. Das Alter dieſer Kunſt erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und ſie von dem gewöhnlichen Brennholze unterſcheidet. Bei den Römern war dieſe Kunſt ſogar geehrt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophraſt beſchreibt ſchon das Verkohlen des Holzes, und Plinius gedenkt ſchon eines Kohlenmeilers.

Kolon, ſ. Interpunctionszeichen.

Kollyridianerinnen ſ. Maria, Mutter Jeſu.

Kolontay, H., ein polniſcher Patriot, aus einer adeligen, aber nicht ſehr begüterten Familie, ſtudirte in Rom, und wurde Rector der Univerſität Krakau. Nachdem er 12 Jahre lang Vorleſungen gehalten hatte, ward er Mitglied des Reichstages von 1788, und wirkte auch als Schriftſteller, um die öffentliche Meinung für die Conſtitution vom 3ten Mai 1791 zu gewinnen, deren Entwurf er vorzüglich bearbeitete. Man ernannte ihn zum Kron-Vicekanzler. Allein nachdem die Ruſſen jene Conſtitution umgeſtoßen hatten, begab

er ſich mit dem Grafen Ignaz Potocki nach Dresden. Hier ertheilte ihnen Kosciuszko Nachricht von der Inſurrection, die man 1793 in Polen vorbereitete; allein beide hielten das Unternehmen für zu gewagt, und es ſcheint, daß ſie an dem Aufſtand im J. 1794 keinen Theil hatten; doch ſchloſſen ſie ſich an, als er einmal — nach ihrer Meinung zu früh, — ausgebrochen war. Kolontay wurde Mitglied des von Kosciuszko in Warſchau errichteten Nationalraths, im Finanzfache. Sein unbiegſamer Charakter, der nicht ohne Härte war, und ſeine kühnen Anſichten machten ihn den Royaliſten verhaßt. Man warf ihm vor, er habe als Vicekanzler die Sache der Leibeigenen geführt, und wolle jetzt den Adel ſtürzen; er ſtrebe nach der Rolle eines Robespierre und ſei, nebſt ſeinem Amtsgenoſſen Potocki, Schuld an dem Tode einiger Gefangenen, welche das Volk, als der ruſſiſchen Partei verkauft, aufgehangen hatte. Einige Umſtände ſchienen allerdings dieſe Behauptungen zu beſtätigen. Wenigſtens war Kolontay einer von den Inſurgentenhäuptern, die am eifrigſten der Revolution eine demokratiſche Richtung gaben. Nach Kosciuszko's Niederlage und Gefangennehmung, entzweite er ſich mit ſeinem Freunde Ignaz Potocki, der ihm Ueberſpannung vorwarf. Doch fuhren beide fort, gemeinſchaftlich zu handeln bis zu der Einnahme von Warſchau. Noch am Schluſſe ſeiner politiſchen Laufbahn ward er von ſeinen Feinden heftig angegriffen. Sie beſchuldigten ihn und den General Zajonczek, daß er den König, deſſen Familie und Anhänger, ſo wie die ruſſiſchen Gefangenen habe ermorden wollen, um das Volk und die Armee in die Lage zu bringen, ſich auf das Aeußerſte vertheidigen zu müſſen, indem ſie keine Schonung erwarten durften. Er entfloh nach Galizien, ward aber hier verhaftet und nach Olmütz gebracht, bis man ihn auf Alexanders Verlangen wieder in Freiheit ſetzte. Seitdem lebt er zurückgezogen von öffentlichen Geſchäften in ſeinem Vaterlande, wo er ſich einiger jüngern Officiere von ſeiner Familie, die für die Sache des Vaterlandes gekämpft haben, thätig annimmt.

Kolophon, eine der mächtigſten und reichſten Städte Joniens, berühmt durch das ſchwelgeriſche Leben und die ausſchweifende Prachtliebe ihrer Einwohner, die ſich allen Vergnügungen überließen. Doch war ſie auch die Vaterſtadt des Philoſophen Xenophanes, des Stifters der eleatiſchen Schule.

Komiſch iſt einer von den Begriffen, in deren Erklärung die größte Verſchiedenheit bei den Aeſthetikern geherrſcht hat. Der Grund davon liegt in dem ſpielenden Wechſel, in welchem ſich das Komiſche uns offenbart. In der That ſcheint die Theorie des Komiſchen nur die Frucht einer gänzlich freien, vom einſeitigen Beiſpiel abſtrahirenden Speculation zu ſein. Das Komiſche gehört der Darſtellung des Lächerlichen (ſ. d. Art.) an, beſonders der dramatiſchen und iſt daher der Darſtellung des Ernſten oder Tragiſchen entgegengeſetzt. Seinen Namen führt es daher, weil eine ſolche Darſtellung in demjenigen Producte der Poeſie, welches wir Komödie (Luſtſpiel) nennen, den weiteſten Spielraum hat, indem ſie hier in einer durch mehrere komiſche Charaktere und Situationen bewirkten Handlung beſteht. Die poetiſche Darſtellung des Lächerlichen will aber nicht das Gemeine nachahmen, ſondern ſoll als kunſtmäßige Darſtellung daſſelbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erſcheinen laſſen. Sie ſoll es, in charakteriſtiſchen Formen ausgedrückt, als fröhliches Spiel des Geiſtes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menſchen dahinſchwebt und ſich mit freier Luſt und Phantaſie in

die niedern Regionen der Menſchenwelt herabläßt, um ungebunden, obwol in ſich ſelbſt das Maaß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken und das edle Selbſtgefühl des geiſtig Geſunden ſcherzend zu erregen und über das Nichtige ſpielend zu erheben. Die komiſche Darſtellung erhebt das Lächerliche zu einem ſinnreichen Ganzen und obwol ſie ſcheinbar dem Schönen entgegengeſetzt iſt und alle Form aufzulöſen ſcheint, die in dem Schönen als ideal dargeſtellt iſt, ſo ſchafft ſie doch ihre eignen Formen; nur iſt das Ideal, welches ſie zunächſt zeigt, das umgekehrte und die Form demſelben angemeſſen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anſchaulich und charakteriſtiſch vollendete Darſtellung zu dem Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komiſche Dichter läßt in den lächerlichen Gegenſtänden, je mehr er ſie in einem mit ihnen und in ſich ſelbſt vollkommen übereinſtimmenden, durch Phantaſie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal ſchauen, und in den luſtig erſonnenen, der Wirklichkeit verwandten Ungereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menſchlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Luſt und den Witz des geiſtvollen Beobachters zu genießen. Hieraus erhellt, daß auch nicht ein jeder witzige Einfall, oder eine zuſammenhangsloſe Darſtellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen komiſch zu nennen ſei. Zugleich erhellt, in wiefern wir auch im täglichen Leben von komiſchen Lagen, komiſchen Einfällen und komiſchen Menſchenreden, und dieſe von den lächerlichen Einfällen und Menſchen unterſcheiden. Wir halten nämlich dieſe vergleichend an die komiſche Darſtellung und urtheilen, daß dieſelben einer ſolchen ähnlich ſind, oder in dieſelben zu gehören ſcheinen, und daher gleichſam ein höheres, poetiſches Lachen erregen. Die neueſte Schrift von Gehalt über dieſen Gegenſtand iſt St. Schütze's Verſuch einer Theorie des Komiſchen. Leipzig, 1817, 8vo.

Kommerzielle Production (in der Staatswirthſchaft), iſt diejenige Kraftäußerung, wodurch Güter oder Genußmittel von deren Erzeuger an den Verbraucher gelangen. Der Kommerz oder Handel befördert weder genießbaren Stoff, oder dem Stoffe entrißene Güter in ihrer urſprünglichen Geſtalt zum Genuß, wie es die Urproduction thut, noch gibt derſelbe dem ungenießbaren Urſtoffe die Form und damit die Eigenſchaft der Genießbarkeit, wie es bei der induſtriellen Production der Fall iſt, aber er befördert einen genußfähigen Stoff zu einem Genuſſe, der außer der zu dieſer Beförderung verwandten Kraft nicht Statt gehabt haben würde, und eben darum iſt derſelbe in nationalwirthſchaftlichem Sinne wahre Production. Der Urproducent nämlich ſo wie der induſtrielle Producent hört in dem Augenblicke auf, das Eine oder Andere zu ſein, wo er Andern ſein Product mittheilt, und er kann es auch ohne Stillſtand ſeiner Arbeit höchſtens nur ſeinen nächſten Umgebungen mittheilen, daher muß eine dritte Kraftäußerung zur Austheilung und Verbreitung der Genußmittel Statt finden, welches die **kommerzielle** iſt. Der Sinn des Handels iſt kein anderer, als die Erzeugniſſe der Natur und der menſchlichen Arbeit allen Völkern und Menſchen gemeinſam zu machen, d. h. einem jeden Menſchen Gelegenheit zu geben, die ganze Sinnenwelt, in ſofern ſie dem Menſchen überhaupt zugänglich iſt, in ſoweit zu gebrauchen, als die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens ihrer bedarf. Gewöhnlich wird der Umſatz oder Umtauſch der Genußmittel als das Princip des

Handels dargeſtellt, jedoch nicht ganz mit Recht; denn die Austauſchung der Waaren iſt ja nur das Mittel, nicht das Weſen des Handels. Nicht der Tauſch an ſich producirt und vermehrt den Reichthum, ſondern der Zuwachs an Werth, welchen die Genußmittel durch die Verpflanzung von dem einen Orte zum andern erhalten, iſt es, was dieſe wohlthätige Wirkung hervorbringt. Auf doppelte Weiſe trägt der Handel zur Vermehrung des Nationalreichthums bei, unmittelbar und mittelbar. Die unmittelbare Wirkung deſſelben beſteht in der Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel, die mittelbare hingegen in der Hervorbringung neuer Genußmittel durch Unterſtützung und Belebung der Urproduction und des induſtriellen Gewerbfleißes. Was zuerſt jene unmittelbare Wirkung auf den Nationalreichthum betrifft, ſo beſteht die durch den Handel hervorgebrachte Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel theils aus dem Lohne aller mit der kommerziellen Production beſchäftigten Arbeiter, alſo auch der Schiffer und Fuhrleute, welche den Waarentransport beſorgen, theils aus den Zinſen und Gewinnſten der im Handel angelegten ſtehenden und umlaufenden Kapitale. Geblendet von dieſen in der That nicht unbedeutenden Vortheilen, welche der unmittelbare Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum dem Staate gewährt, waren von jeher die meiſten Regierungen hauptſächlich darauf bedacht, nur dieſen Einfluß auf alle mögliche Weiſe zu befördern und beachteten kaum die weit wichtigere und ſegenreichere Wirkung, welche der Handel durch Unterſtützung der Ur- und induſtriellen Production mittelbar auf den Nationalreichthum äußert, ja ſie gingen oft in ihrem Irrthume ſo weit, daß ſie durch unpolitiſche Maßregeln und Geſeſetze zu Gunſten jenes mindern Vortheils dieſen wichtigern aufopferten. Das Kapital des Kaufmanns gibt nämlich den Urproducenten ſo wie den induſtriellen Producenten, von denen er die rohen oder verarbeiteten Waaren, mit welchen er handelt, bekommen hat, ihre Kapitale mit dem gehörigen Gewinnſte wieder und ſetzt Jeden derſelben dadurch in den Stand, ſein Gewerbe fortzuſetzen; es unterſtützt auf dieſe Weiſe die werthſchaffende Arbeit der Geſellſchaft und vermehrt die Quantität ihres jährlichen Erzeugniſſes. Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und verarbeiteten Erzeugniſſe von den Orten, wo ſie überflüſſig ſind, dahin zu ſchaffen, wo es daran fehlt, ſo könnte an keinem jener Orte mehr hervorgebracht werden, als der Ort ſelbſt und die nächſte Umgebung verbrauchen kann, denn nur da werden Kapitale auf Erzeugung eines Ueberfluſſes von Genußmitteln verwandt, wo Hoffnung vorhanden iſt, daß der Handel dieſen Ueberfluß abnehmen und Genußmittel anderer Art dagegen zuführen werde. Die kommerzielle Production iſt gleichfalls das Rad, welches die beiden Endpunkte des Nationalwohlſtandes, der Production und der Conſumtion, in die nöthige Berührung bringt; indem ſie zunächſt und unmittelbar nur den Kreislauf des Rades der Conſumtion zu fördern ſcheint, fördert ſie zugleich mittelbar auch den Umlauf des Rades der Production. Wäre kein Kaufmann da, welcher dem Producenten ſeinen Ueberfluß abnähme und ihn in die Hände des Conſumenten förderte, ſo würde die Thätigkeit des Erſtern oft eine lange Zeit hindurch ſtocken müſſen und der Producent würde oft mitten im Ueberfluſſe ſeiner Erzeugniſſe an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen Mangel leiden. (S. Handel.) KM.

Komödie, ſ. Schauſpiel.

Komorn, Hauptſtadt der Geſpanſchaft gl. N. in Ungarn,

2000 Schritt davon zwiſchen der Waag und Donau liegt die neu gebaute Feſtung, welche Natur und Kunſt beinahe unüberwindlich machen.

König (regulus), heißt in der Sprache der Mineralogen jedes metalliſche Weſen, das ſich bei Schmelzung der Erze im Tiegel zu Boden ſetzt, oder beim Abtreiben zurückbleibt — der reine, von allen unmetalliſchen Theilen befreite Beſtand, z. B. Bleikönig, Kobaltkönig ꝛc. Man glaubt, daß dieſer Ausdruck von den Alchymiſten herrühre; welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle, zu finden wähnten.

König — Römiſcher König — König von Rom. Dieſer Titel ſoll aus dem Fränkiſchen Chunig entſtanden ſein. So nannten die Franken Chlodowig wegen ſeiner Tapferkeit, welche im Fränkiſchen Chune geheißen haben ſoll. Andere leiten dieſen Titel, den Chlodowig unter allen Fürſten deutſcher Abkunft zuerſt führte, von dem katariſchen Chan oder Khan ab. Nächſt dem kaiſerl. Titel wird in Europa der königliche als der vornehmſte geachtet. Den Königen gebührt, ſo wie den Kaiſern, ausſchließlich der Titel Majeſtät, auch ſind noch andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Dieſe königlichen Ehren beſitzen jedoch auch zuweilen ſolche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; ſo beſaß ſie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, ſo noch jetzt die Schweiz, die Großherzoge, wenigſtens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche hat durch die ſeit der franzöſiſchen Revolution erfolgten Umwälzungen mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor der franzöſiſchen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutſchland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien (oder beide Sicilien), Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution verſchwand zuerſt Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, ſeitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich ſtand, mehrere neue Königreiche geſchaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Exiſtenz erhielten. So entſtand zuerſt ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toscana, ſo bald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, ſo bildeten ſich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland und mit dem Anfange des J. 1806 die Königreiche Baiern und Würtemberg, worauf 1807 die Königreiche Sachſen und Weſtphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich ſelbſt, Weſtphalen in unſern Tagen durch die Befreiung Deutſchlands von fränkiſcher Oberherrſchaft als Königreiche vernichtet. Dagegen entſtanden nach Napoleons Sturz das Königreich der Niederlande und das Königreich Hannover. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch ſolchen, welche es geweſen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, ſeitdem Bonaparte den Kaiſertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall geweſen war. Dieſer neue König von Rom war jedoch nicht mit dem römiſchen Könige zu verwechſeln. Der Titel eines römiſchen Königs bezeichnete in dem vormaligen deut=

ſchen Staatsrechte den noch bei Lebzeiten des römiſchen Kaiſers von den Churfürſten erwählten Nachfolger deſſelben, der jedoch als ſolcher durchaus keinen Antheil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen ſollte, nach der Einverleibung Roms mit dem franzöſiſchen Reiche, vermöge eines Senatusconſults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteſte Prinz des Kaiſers von Frankreich führen. Dieſer Titel verſchwand mit dem Kaiſerthume ſelbſt. Man unterſchied ſonſt zwiſchen gemeinen Königen und zwiſchen geſalbten Königen. Dieſe letztern beſaßen die prieſterliche und königliche Gewalt, und hatten in ihrem Titel das Dei gratia, welches auch nachher die gemeinen Könige annahmen. (S. d. Art. Staatsverfaſſung, wo ausführlich über das Königthum geredet und ſein Verhältniß zu den beiden übrigen Elementen der conſtitutionellen Monarchie, dem ariſtokratiſchen (in der Pairs-Kammer) und dem demokratiſchen (in der Kammer der Gemeinen) entwickelt worden.) Cz.

Königsberg (Krolewiez, Karalanzus), Regierungsbezirk und Hauptſtadt der Provinz Oſtpreußen, im ſchaakener Kreiſe, 1ſte Militärabtheilung, mit 4,550 Feuerſtellen und 64,000 Einw., darunter eine franzöſ. Colonie, die 1780 aus 369 Köpfen beſtand, und über 1000 Juden. Sie iſt die zweite Reſidenzſtadt der preußiſchen Monarchie, und eine berühmte Handelsſtadt, ehemals zum hanſeatiſchen Bunde gehörig, liegt am Einfluſſe des Pregel, über welchen hier ſieben Brücken gehen, in das friſche Haff, und hat, die dreizehn Vorſtädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreiſe, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeſchloſſen ſind. Das dortige Schloß iſt prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar iſt. Die Stadt hat 23 Kirchen, und iſt der Sitz der hohen Landescollegien von Oſtpreußen, des Staatsminiſteriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. ſ. w. Beſonders ſchöne Häuſer enthält die Königsſtraße (neue Sorge). Der vornehmſte Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieſer liegt auf einer Inſel im Pregel und iſt auf Pfählen erbaut. In dem ſehenswürdigen Dome iſt die Orgel zu bemerken, die 1721 vollendet worden iſt. Die dortige Univerſität, welche vom Markgrafen Albrecht dem Erſten, Herzoge von Preußen (daher Academia Albertina), 1544 geſtiftet iſt, und deren Rector Magnificentissimus ſeit 1809 der jetzige Kronprinz von Preußen iſt, zählt zwiſchen 300 und 350 Studenten. Auf dieſer Univerſität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet ſie einen Reidenitz (ihren Kanzler), Schweigger, Herbart, Gaſpari, Wrede, Burdach zu ihren Lehrern. Sie hat eine Sternwarte, einen botaniſchen Garten, und eine Bibliothek, die ſeit kurzem mit der Schloßbibliothek und einigen andern kleineren Bibliotheken vermehrt worden iſt, ſo daß ſie aus 50,000 Bänden beſtehen kann. Noch befinden ſich daſelbſt 7 Gymnaſien, unter welchen das Collegium Fridericianum das wichtigſte iſt, 3 Lyceen, 1 Seminarium, Taubſtummen-, Blinden- und a. Anſtalten. Auch hat Königsberg mehrere gelehrte Geſellſchaften. Die Feſtung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholiſche Kirche iſt 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, ſo kann doch, wegen einiger ſich darin befindlichen ſeichten Stellen, kein großes beladenes Seeſchiff auf demſelben zur Stadt kommen. Die Schiffe müſſen alſo in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Fabriken und Handel ſind von der größten Bedeutung.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), zuletzt Propſtin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Auguſts II., Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, ward um das J. 1678 geboren und ſtammte aus einer der älteſten Familien der Mark Brandenburg her. Sie iſt, ſowol wegen der geiſtigen und körperlichen Reize, mit welchen ſie von der Natur verſchwenderiſch ausgeſtattet war, als auch wegen der politiſchen Verhältniſſe, in welchen ſie lebte, als eine der berühmteſten und ausgezeichnetſten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts, anzuführen, um ſo mehr, als ihr noch überdem das Glück werden ſollte, einem der größten Helden ſeiner Zeit, dem berühmten Moritz, Marſchall von Sachſen (ſ. d. Art.), das Daſein zu geben. Kaum war ſie 18 Jahr alt, und ſchon redete und ſchrieb ſie, meiſtens mit Reinheit und Eleganz, die ſchwediſche, deutſche, franzöſiſche, italieniſche und engliſche Sprache, verſtand Latein, las die alten claſſiſchen Schriftſteller, beſaß ausgebreitete hiſtoriſche und geographiſche Kenntniſſe, und war Dichterin in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache. Auch war ſie Tonkünſtlerin, ſang vortrefflich, ſpielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für dieſe Inſtrumente. Ueberdem malte ſie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden ſind. Mit dieſen mannichfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband ſie den feinſten Witz und die reizendſte Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam ſie in Begleitung ihrer beiden Schweſtern, im Jahre 1694 nach Dresden, um daſelbſt in einer Erbſchaftsangelegenheit, welche ſie in Hamburg hatte, die Verwendung des Churfürſten zu ſuchen. Dieſer ſah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und wandte alles an, um ſie ſich geneigt zu machen. Nach tauſend vergeblichen Bemühungen gelang ihm ſein Vorhaben, und Aurora erſchien öffentlich als die Geliebte des Churfürſten. Sie ſchenkte ihm darauf einen Sohn, den der Vater Moritz nannte, man ſagt, zum Andenken der Moritzburg, auf welcher der Churfürſt den Beſitz ſeiner Geliebten, und dieſer Sohn ſein Daſein erhalten hatte. Bald aber erloſch die Leidenſchaft des Churfürſten für die Gräfin und machte der Liebe zu einem andern Gegenſtande Platz. Die Gräfin ertrug ihr Schickſal mit Würde und flößte ſelbſt noch als verſtoßene Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, ſondern auch dem Hofe und dem Publicum, Achtung und Ehrerbietung ein. So geſchah es, daß ſie mit dem Churfürſten in dem innigſten Freundſchaftsverhältniſſe blieb, nachdem ſie ſchon längſt aufgehört hatte, ſeine Geliebte zu ſein. Auf ſein Verwenden ward ſie vom wiener Hof zur Propſtin des Stifts Quedlinburg erhoben und daſelbſt am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieſer Zeit an hielt ſie ſich abwechſelnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie ſehr ſie ſich die Achtung und Freundſchaft des Churfürſten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß deſſen Begriffe von ihrer Klugheit und Einſicht ſein mußten, erhellt daraus, daß er ſie 1702 zu Carl XII. ſandte, um mit dieſem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Da dieſer ſich jedoch weigerte die Gräfin vor ſich zu laſſen, mußte ſie unverrichteter Sache wieder zurückreiſen. Sie ſtarb den 18ten Februar 1728 in ihrem fünfzigſten Jahre. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreſte von den Reizen der Gräfinn erkennen ſoll, ward in der fürſtlichen Gruft zu Quedlinburg beigeſetzt.

Königsſtuhl hieß bei den alten Deutſchen ein erhabener Raſenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder oberſten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbeſondere aber ein ſteinernes Gebäude bei Rheims, wo ehedem der neugewählte röm. König und Kaiſer jedesmal öffentlich ausgerufen wurde.

Königſtein, berühmte und vielleicht unüberwindliche Bergfeſtung im meißner Kreiſe, Amt Pirna des Königreichs Sachſen, nebſt einem Städtchen gl. N., an der Elbe, nahe an der böhmiſchen Gränze. Der Sandfelſen, auf welchem die Feſtung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreiſe. Der Bau der Feſtung ſelbſt hat 1589 unter dem Churfürſten Chriſtian I. begonnen, iſt aber 1731 erſt gänzlich vollendet worden. Sie hat einen einzigen, ſehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beſchoſſen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene iſt, um die kleine Beſatzung hinlänglich zu verſorgen. Außerdem hat ſie einen 586 Ellen tiefen Brunnen, und kann ſowol das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen beſtreichen. Sie hat an 600 Bewohner, wovon 400 zum Militär gehören, die ſämmtliche Handwerke zu treiben im Stande ſind. Unter ihre Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das ſogenannte Pagenbette (ein ſchmaler Abſatz der Mauer, auf welchem einſt ein Page, ohne herunterzufallen, geſchlafen haben ſoll), das große Weinfaß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberſtehende, 36 Fuß höhere Berg, der **Lilienſtein**. In der **Georgenburg** werden die Staatsgefangenen verwahrt, und im Kriege Archive u. a. Koſtbarkeiten auf den Königſtein geſchafft.

Königswaſſer, ſ. **Scheidewaſſer**.

Konopka (Johann), geb. zu Slonim in Litthauen den 27. Dec. 1777, diente anfangs in der polniſchen, dann ſeit 1795 in der franzöſiſchen Armee. Im J. 1807 ward er Brigade-General der polniſchen Lanzenreiter bei der Garde, und zeichnete ſich in mehrern Feldzügen aus, vorzüglich in Italien, in der Schlacht bei Friedland, und mehrmals in Spanien, z. B. bei Ciudad Real und Badajoz. In der letzteren Schlacht **entſchied er** den Sieg, indem er mit ſeinen Lanzenreitern drei engliſche Regimenter, welche den linken Flügel des franzöſ. Heeres umgangen hatten, gänzlich ſchlug, und ihnen 900 Gefangene nebſt 5 Fahnen und 3 Kanonen abnahm. Im J. 1812 ſollte er im Herzogthum Warſchau ein zweites Regiment Lanzenreiter für die Garde errichten. Er hatte kaum 500 Mann beiſammen, ſo ging er mit ihnen den Ruſſen entgegen, wurde aber mit dem ganzen Regiment, der Kaſſe und dem Gepäck, am 3. Oct. um 3 Uhr früh in Slonim, ſeinem Geburtsorte, gefangen genommen.

Konſtanz, ſ. **Coſtnitz**.

Kopf (phyſiſch), derjenige Theil des thieriſchen und menſchlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervenſyſtems, das Gehirn in ſich enthält, und die vorzüglichſten Sinneswerkzeuge an ſich trägt. Aus dieſer Erklärung ſchon ſieht man, daß, wenn ja unter den organiſchen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er phyſiſch beim Menſchen einnimmt, die oberſte, mit Recht behauptet, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweiſen können. Der Kopf des Menſchen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und zeigt den Vorzug des Men-

ſchen in Hinſicht ſeiner äußern Bildung. Der Menſch trägt den Kopf aufwärts, und ſchaut gen Himmel; bei den Thieren ſteht er horizontal, oder gar unterwärts; der vordere, glatt heruntergehende Theil bildet das Geſicht, mit vollkommen und ſchön ausgebildeten Theilen; bei den Thieren ſind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorſtehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menſchen iſt mit Haaren bewachſen, der vordere und die beiden Seitentheile ſind größtentheils glatt und ſymmetriſch geordnet. Das Knochengebäude des Kopfes beſteht aus acht einzelnen Knochen, die aber ſo feſt in einander gefügt ſind, daß ſie alle aus einem Stücke zu ſein ſcheinen, und den Schädel ausmachen (ſ. Schädel). Das Geſicht ſelbſt beſteht wieder aus mehreren andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung ſtehen. Die ganze Kopflänge wiederholt ſich in der Regel ſechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes iſt mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich iſt. Unter derſelben iſt noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen ſelbſt haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes iſt vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieſes hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um ſich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirne ſelbſt zunächſt liegenden, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, welches auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut erhält. Daher iſt auch der Kopf bei vermehrtem Zuſtrömen des Blutes verſchiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopf vorzüglich erſcheinen. Unter dieſen ſind die Kopfſchmerzen die gewöhnlichſten, weil beinahe jede Kopfkrankheit ſich durch Schmerz bemerklich macht, daher aber auch die Kopfſchmerzen von verſchiedenen Urſachen herrühren, und ein Symptom mannichfaltiger Krankheiten ſein können. So können von Rheumatismus, von einer Art Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über dem Knochen, ſelbſt von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfſchmerzen entſtehen, welche ſehr heftig und hartnäckig ſind; ferner können ſie von zu ſtarkem Zuſtrömen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entſtehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anſtrengung des Kopfes durch Geiſtesarbeiten, oder von zu ſtarken, das Gehirn zu ſehr reizenden Ausdünſtungen und Gerüchen. Nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſind beſonders Kopfſchmerzen unterworfen, noch mehr wenn ſie vollblütig ſind. Jede geringe Blutwallung verſetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zuſtand. Man hat ſonſt, wie alle Schmerzen, auch dieſe mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfſtillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfſchmerzen. Da die Kopfſchmerzen ſo verſchiedenen Urſprung haben können, ſo iſt es beſſer, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als aufs Ungefähr verſchiedene Mittel zu brauchen, die oft mehr ſchaden, als helfen. Indeſſen ſind im allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronenſaft in Waſſer mit Zucker, Weinſteinſäure mit Zucker, ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaſter, noch am meiſten zu empfehlen. Hypochondriſche und hyſteriſche Perſonen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber ſehr empfindlich iſt (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes

einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meiſtens von Rheumatismus herrührt. Man ſollte bei Kopfſchmerzen, mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil dieſe in den meiſten Fällen die größte Erleichterung verſchaffen. H.

Kopfſteuer, Perſonenſteuer, Perſonalſteuer iſt diejenige Abgabe, welche von der Perſon als ſolcher, gleichſam alſo wegen der perſönlichen Exiſtenz, erhoben wird. Dieſe Abgabe, der eine vernünftige Grundlage gänzlich fehlt, indem ſie das Einkommen der Beſteuerten der Regel nach völlig unberückſichtigt läßt, iſt entweder auf ſämmtliche Unterthanenen gelegt oder nur auf einen Theil derſelben. In Rußland z. B. ſind ganze Stände davon ausgenommen, in Holland und Dänemark waren die Städter davon verſchont, in Polen hingegen ſind alle Klaſſen der Bürger damit belegt worden. Von jedem Kopfe kann ein gleich ſtarker Beitrag gefodert werden, der Beitrag der Beſteuerten kann aber auch ſehr verſchieden ſein. Trifft die Steuer einen jeden Kopf auf gleiche Weiſe, ſo iſt dieſelbe höchſt ungerecht, weil das Einkommen der Einzelnen ſo ſehr verſchieden iſt. Iſt dieſelbe aber nach Klaſſen eingerichtet, ſo iſt es entweder der Rang oder das Einkommen, was die Klaſſe beſtimmt. Im erſten Fall wird die Steuer ungerecht, weil der Rang an ſich kein Einkommen gewährt, und im letzten iſt dieſelbe nichts anders als eine **Einkommenſteuer** (S. d. Art.) unter einem andern Namen. Zur Empfehlung dieſer Abgabe wird angeführt: 1. die Leichtigkeit, ſie zu heben, 2. die Schwierigkeit, ſie zu umgehen und 3. die Sicherheit ſo wie der hohe Belauf ihres Ertrags. Deſſen ungeachtet iſt die Kopfſteuer von jeher den meiſten Völkern verhaßt geweſen, insbeſondere aber der brittiſchen Nation; ein Verſuch, dieſelbe einzuführen, veranlaßte ſogar in England unter Richard II. eine Inſurrection, die in eine Revolution überzugehen drohte. Um über den Werth oder Unwerth dieſer Abgabe ein richtiges Urtheil zu fällen, hat man zuvor jedesmal zu prüfen, in welchem Lande und unter welchen Verhältniſſen ſie eingeführt worden. Wird dieſelbe Unterthanen aufgelegt, die durch andere Abgaben wenig belaſtet ſind, die Nebenverdienſte ſich verſchaffen und das Product ihres Fleißes vermehren können, ſo muß ſie ganz andere Folgen haben als da, wo bereits ſtarker Druck der Abgaben Statt hat und der Erwerb ſich nicht vergrößern läßt. Auch iſt das, wornach der Staat die Abgabe benennt, oft nur die Richtſchnur, welche ihm das Geſchäft der Erhebung erleichtert; die Quelle, woraus die Abgabe wirklich bezahlt wird, kann er ſelten genau erforſchen. So iſt die Kopfſteuer freilich eine ſchlechte Steuer, wenn man ſie zur einzigen machen wollte. Wenn aber einmal die nothwendigen Lebensmittel beſteuert werden müſſen, ſo wird es in manchen Fällen vielleicht, da Jeder ohngefähr gleich viele ſolcher Lebensmittel verzehrt, beſſer ſein, die Abgabe davon durch eine Kopfſteuer (direct) als durch eine weitläufige Accis-Anlage (indirect) zu heben. Und ſo genommen treffen ſie alle die Vorwürfe nicht, welche ihr ſonſt gemacht werden. KM.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinſchaftlichem Gebiete.

Koppelwirthſchaft, ſ. **Ackerbau**.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig ſind, und Löcher oder Zellen bilden. Es gibt **Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punktkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen** u. ſ. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden ſie jedoch zu

dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächſe ſind es nicht, ſondern Gehäuſe, worin lebendige Thiere wohnen. Dieſe aber ſind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, ſondern ſie entſtehen ungefähr wie die Muſcheln und Schneckenſchaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit ſeinem kalkigen Gehäuſe von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und ſich daher, beim ſchnellen Wachsthume und bei der ſtarken Vermehrung dieſer ſonderbaren Geſchöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derſelben erklären läßt. Wie ſchnell ſich Korallen irgendwo anhäufen, ſieht man aus manchem Schiffswrack in Weſtindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt iſt, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkaniſche Inſeln in der Südſee und in Weſtindien, z. B. Barbados, ſind ganz von einer Rinde von Korallen überzogen. An manchen Küſten der Südländer und einiger Südſeeinſeln ragen ungeheure Korallenſtämme aus einer erſtaunlichen Tiefe vom Grunde des Meers empor; man nennt dieſe auch Korallenbäume. — Es gibt weiße und rothe oder Blutkorallen. Aus den letztern beſonders dreht man kleine Kügelchen zu Halsbändern, Paternoſtern ꝛc. Die künſtlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) iſt die dicke, leichte und ſchwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieſer Baum unterſcheidet ſich, dem äußern Anſehn nach, faſt gar nicht von der immer grünen Eiche: nur iſt ſeine Rinde nicht glatt, ſondern riſſig und ſchwammig. Er wird in Italien, im ſüdlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutſchland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäuſern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte ſind ſüßer, als unſere Eicheln, und werden in Spanien wie Kaſtanien gebraten und gegeſſen. Vielen Thieren und Vögeln ſind ſie eine nahrhafte Koſt. Das Merkwürdigſte an dieſem Baume iſt jene Rinde, welche den Kork liefert. So lange der Baum noch jung iſt, darf man ſeine Rinde, wenn er im Wachsthume nicht geſtört werden ſoll, nur alle ſieben bis acht Jahre abſchälen; im höhern Alter kann man dieß ohne Schaden alle vier Jahre thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch ſorgfältig geſchont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abſchälung iſt die beſte. Außer zu Stöpſeln und Sohlen, dient der Kork auch, ſeiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamiſol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachſenen Menſchen über dem Waſſer. Aus verbranntem Kork wird eine feine ſchwarze Farbe, das ſpaniſche Schwarz, gemacht. Korkbildnerei, ſ. Phelloplaſtik.

Kornbrantewein. Die Erfindung, aus mehlartigen Subſtanzen geiſtige Getränke zu bereiten, iſt für die nordiſchen Völker ſehr wichtig, denen die Natur den Wein verſagt, und denen bei der Rauhheit des Clima, bei den dicken Nebeln und bei der harten Seeluft der Genuß geiſtiger Getränke ein ſo großes Bedürfniß iſt. Man mag über den Mißbrauch des Brantewein ſo viel reden als man will, ſo iſt doch ſicher, daß dieſe Völker ſeit der Erfindung deſſelben an Wohlbefinden und Geſundheit gewonnen haben. Beſonders gilt dieſes in theuerer Zeit, wo die Menſchen ungewohnte und ſchlechte Nahrungsmittel zu ſich nehmen, und wo der Genuß des Branteweins den Magen ſtärkt und erwärmt. Vielleicht muß man es zum großen

Theile dem Brantweine zuſchreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, ſo wie in früherer Zeit z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Peſt ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau ſehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Abſatz bekommt und einen größern Markt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen iſt, wird als Brantewein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehſtandes ſehr gewonnen, die immer eine Folge der Branteweinbrennereien iſt. In neueren Zeiten haben ſich die Branteweinbrennereien aus Kartoffeln ſehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrſcheinlich gewinnen dieſe zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es ſo weit gebracht, daß man aus 200 Pfund Kartoffeln ſo viel Brantewein zieht als aus 100 Pfund Korn. Auch wachſen viel mehr Centner Kartoffeln auf einem Morgen als Centner Korn. Man rechnet, daß auf einem Morgen, mit Kartoffeln beſtellt, ſo viel Brantewein wächſt als auf 5 Morgen mit Korn beſtellt. Dieſes iſt ein großer Vortheil für die Geſellſchaft, denn es werden nun viel mehr Kartoffeln gebaut, die jetzt in Brantewein verhandelt Abſatz finden, und die nicht würden gebaut worden ſein, weil ſie keinen Abſatz gefunden. Das Korn bleibt alſo mehr in der Mehlconſumtion und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter iſt als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt: ob das Branteweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten ſei? — Wenn dieſes überall geſchähe, nemlich in ganz Europa, ſo könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantewein verwandelt wird, muß in der Mehlconſumtion bleiben, allein da ſolches nicht überall geſchieht, ſo kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslaſt Roggen in Riga, oder in Amſterdam, oder in Cölln in Brantewein verwandelt wird, ſie verſchwindet auf gleiche Weiſe aus der Mehlconſumtion. In Hinſicht der Kartoffeln iſt es anders, da dieſe kein Gegenſtand des Welthandels ſind, und auch immer da conſumirt werden, wo ſie liegen, weil ſie keine Landfracht ertragen, da dieſe ſie zu ſehr vertheuert. Wenn das Branteweinbrennen verboten wird, ſobald ſie das doppelte des gewöhnlichen Mittelpreiſes koſten, ſo müſſen ſie in der Mehlconſumtion der Gegend bleiben, wo ſie liegen. Da man bei einer Hungersnoth ſehr die öffentliche Meinung zu berückſichtigen hat, damit die Geſellſchaft nicht in Schwankungen gerathe, und da dieſe ſich immer gegen die Branteweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil ſie ihres Vortheils wegen die Nahrungsſtoffe in Getränk verwandeln, die es ſelber ſo große Luſt hat zu eſſen, wenn der Hunger in ſeinen Eingeweiden wüthet — ſo iſt es weiſe, durch ein Geſetz feſtzuſtellen: daß das Branteweinbrennen aus Korn ſo wie aus Kartoffeln aufhört, ſobald der Preis über das doppelte des Mittelpreiſes geht. Durch dieſes Geſetz werden die Gewerbe nicht geſtört, weil jeder es vorher weiß und ſich alſo darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen iſt, dem Landmann ſo große Vortheile gibt, daß er im nächſten Jahre doch wieder möglichſt viel Korn und möglichſt viel Kartoffeln baut. Bg.

Körner (Theodor), ein deutſcher Tyrtäus im heiligen Kriege (1813). Er ſtammte aus einer angeſehenen und kunſtliebenden Familie in Dresden und war den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daſelbſt, jetzt königl. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiſerl. ruſſ. Wladimirordens, in Berlin, als Schriftſteller im

Fache der Staatswiſſenſchaft und Aeſthetik (er iſt Verfaſſer der äſthetiſchen Anſichten, Leipzig 1808), ſo wie durch die Herausgabe von Schillers Werken, vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe ſeine Freunde und ſah ſie oft in ſeinem Hauſe. Zu ſeinen Lehrern gehörte der in ſeinen beſten Hoffnungen geſtorbene Profeſſor Dippoldt in Danzig, und der Conrector Küttner an der Kreuzſchule zu Dresden. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunſt und Poeſie. Dabei war ihm ſein würdiger Vater der beſte Freund und Lehrer. Er beſuchte zuerſt die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus ſeinen Gedichten ſieht, viel Intereſſe für den Bergbau. Im Jahre 1810 bezog er die Univerſität Leipzig. Schon hier entwickelte er ein ungemeines Talent poetiſcher Improviſation und Verſification. Die durch Uebung ſchon erworbene Politur und äußere Harmonie ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe (damals erſchienen die Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göſchen 1810) widerſprachen ſeinem eignen nachläſſigen Aeußern auf ſeltſame Art. In den meiſten ſeiner damals bekannt gewordenen Verſuche zeigte ſich das Talent, einzelne poetiſche Momente ſchnell und leicht in gebildeten Verſen zuſammenzuſtellen; aber meiſtens ergriff er nur romantiſche Schatten und Klänge, ſtatt des poetiſchen Geiſtes. Eine Erinnerung deßhalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen, da er theils in jenen glänzenden, doch unſtäten Jünglingsträumen und poetiſchen Bildern noch ſelbſt zu ſehr verſunken war, theils dem ungebundenen frohen Umgange ſeiner Freunde faſt ganz gewidmet, ſchon die Meinung zu hegen ſchien, man müſſe, um genial zu ſein, ſich jedes tiefern Studiums entſchlagen und ſeinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dieß nicht ſehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunſche der für ihn beſorgten Seinigen zufolge die Univerſität beſuchte, damit er ſich, gleichſam von den Wiſſenſchaften umgeben, für ein beſtimmtes Studium entſcheide, und dadurch ſeine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu ſehr hatte ihn der Zauber der Poeſie gefeſſelt. Seine akademiſchen Verbindungen riſſen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre ſchwerer entgeht: ſo daß er bald genöthigt wurde, die Univerſität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlaſſen. Ein Glück für ihn: denn er ſchwebte in Gefahr, in ſeinem Streben nach dem Höheren durch wüſtes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte ſich bei längerem Aufenthalte in dieſem plan- und zielloſen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poeſie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Geſtalt der Wahrheit gewonnen. Auch Berlin verließ er nach einem kurzen Aufenthalte, ohne jenen Zweck erreicht zu haben. Aus Wien hörte man nach einiger Zeit mit rauſchendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatiſche Producte, welche er ſchnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerkſamkeit des Publicums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfehlen ſich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern geſehene grüne Domino, die Braut und der Nachtwächter. Von andern z. B. Toni (nach einer Erzählung von Kleiſt) und Zriny (die hier angeführten Stücke erſchienen zuerſt in den dramatiſchen Beiträgen, deren erſten Theil Körner ſelbſt herausgab, Wien, 1813. 8. Wir haben davon drei Bände, letzteren in der zweiten Auflage 1815 geſehen), glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatiſches Pathos

mit Kotzebue's gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen ſeiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche ſein Talent hier ſo leicht nehmen konnte. Aufgefodert von einem großen, nach dem Neuen und Glänzenden ſo ſehr begierigen Publicum, thätig zu ſein, und von Zeit zu Zeit neue Producte für die Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyriſchen einheimiſch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den ſcharf beobachtenden Blick in die verſchiedenen Kreiſe der Menſchen und in den weiten Umkreis der Geſchichte war, in welche der dramatiſche Dichter ſeine magiſche Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geiſter mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere ſchafft: alles dieſes ſchien für ſeinen Ruhm mehr als bedenklich zu ſein. Beſtätigt wurden dieſe Beſorgniſſe durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem vieles Aufſehn erregenden dramatiſchen Werke Körners nur ſein lyriſches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatraliſchen Kothurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunſt auffliegen ſahen. Allein die Scheinbilder poetiſchen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein ſtetes Herumſchweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geiſt zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung ſeiner ritterlichen Ideale aufregen. Körner hatte den feſten Zielpunkt ſeines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darſtellen, in welchem er ſelbſt noch nicht einheimiſch geworden? Wie leicht wäre der hochaufſtrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publicums herabgeſunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Oſten über Deutſchland an. Mächtig und herrlich klang der Ruf von Preußens Söhnen, die ſich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch in ſeine Bruſt der Ruf; und der hochgeſinnte Jüngling ſäumte keinen Augenblick, die deutſche Leier mit dem deutſchen Schwerte zu vertauſchen. Wie dieß ſein freiheitathmender Sinn für ſeine ernſte Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jünglinge und am Manne verabſcheute, das ſprachen mehrere ſeiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen ſeiner Brüder und Kampfgenoſſen hoch beſeelte. Kurz er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe ſeine ſo glücklichen Verhältniſſe, ſo manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutſchen Schaar, die ſich unter Lützow's Anführung in Breslau ſammelte. Jetzt, in der Laufbahn des Kriegers, fand er das Ziel des thatendurſtigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd ſich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernſte Beſchäftigung, hier den Stoff lebendiger Geſänge, den wahren Sinn der Poeſie, welche die ernſte Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauſete, den er ſelbſt erlebte, ſtrebte hoch zum männlichen Liede an. Die beſten, kräftigſten, wahrſten und tiefſinnigſten ſeiner Lieder hat er in dieſer Periode hervorgebracht. Früher hatte er ſich zu den Lützowſchen Büchſenjägern geſellt, aber die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavallerie deſſelben zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen, den Feind ſo ſehr erbitternden, Streifzug in dem Rücken des letztern

mit. Faſt wäre es franzöſiſchem Verrathe gelungen, ihn bei der berüchtigten Affaire bei Kitzen, wo er ſtark verwundet wurde, zu fangen; er wurde aber durch menſchenfreundliche Hülfe ſeiner Kameraden und einiger Bauern aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, unter Mitwirkung deutſchgeſinnter Herzen, noch während des Waffenſtillſtandes über Töplitz zu ſeinem Corps zurück, für welches ſich eine treue Anhänglichkeit in allen ſeinen Liedern ausſpricht. Nach geendigtem Waffenſtillſtande kämpfte er in mehreren Gefechten gegen die Franzoſen unter Davouſt mit kühnem — faſt allzukühnem Muthe. In einem ſolchen verlor er auch am 26ſten Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebuſch, nah an einem Gehölze, eine halbe Stunde weſtlich von Roſenberg, ſein jugendlich kräftiges Leben. „Eine Flintenkugel, berichtet einer ſeiner Freunde, welche zunächſt durch den Hals ſeines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte ſeinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrat waren verletzt; die dadurch entſtandene Nervenerſchütterung benahm ihm gleich die Sprache, und wahrſcheinlich auch den Schmerz. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen.“ Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarſche das im Anhange zu den von ſeinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutſchen Gedichten, 1813. 8. befindliche Schwertlied in dem oben erwähnten Holze beendigt und ſeinen Freunden vorgeleſen. Körners Leiche wurde, wie die des nach ihm gefallnen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, in einen Sarg gelegt, von ſeinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militäriſchen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen ſeinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name ſchmückt die Rinde dieſes Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabſtätte geſchenkt, in deren Mitte ſich ein nach des Vaters Idee in Eiſen gegoſſenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schweſter iſt ihm im März 1815 nachgeſtorben und ruht an ſeiner Seite. Körners trauernder Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 ſeiner ausgewählten kriegeriſchen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwert (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), ſo wie ſeines poetiſchen Nachlaſſes, (in zwei Bänden, deren erſter Zriny und Roſamunde, der zweite aber noch ungedruckte lyriſche Gedichte und Erzählungen nebſt einem großen Theile der in den Knospen erſchienenen, begleitet von biographiſchen Notizen und einer Charakteriſtik von Tiedge, nebſt dem in Kupfer geſtochenen Bildniſſe Theodors enthält, Leipz. 1814 und 1815) ein unvergängliches Denkmal geſtiftet. In den Zeitgenoſſen, 2te Abtheil. des erſten Bandes befindet ſich eine umſtändliche Charakteriſtik Körners.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die Cerealien die große Ausdehung erreicht, iſt der Kornhandel mächtig geworden, ſo wie die Gewerbe. Denn bei der Leichtigkeit der Waſſerfracht auf den großen Waſſerſtraßen der Erde kann der Gewerbtreibende in ſeiner Werkſtätte Ackerbau auf einem Acker treiben, der 1000 Stunden von ſeiner Hausthür entfernt iſt. Die Natur des Kornhandels wol zu erkennen, iſt beſonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwiſſenheit auf falſche Maaßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den

beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine ſolche Fehlerndte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnlichen Lebensmitteln gewachſen iſt, ſo verhungert noch Niemand, weil die Erndte nicht überall mißrathen iſt, ſo wie auch im Jahr 1816, wo das Regenwetter ſich an der Weichſel geſchieden, und der Oſten ein trockenes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können ſich nun nicht mehr alle Leute ſatt eſſen, ſondern viele müſſen mit einer geringern Portion vorlieb nehmen, denn es können nicht mehr Lebensmittel gegeſſen werden als gewachſen ſind, und bis zur nächſten Erndte werden auch keine neuen erzeugt. Die Geſellſchaft befindet ſich alſo in der Lage wie die Garniſon in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandenen Lebensmitteln von einem Monath nun zwei Monath auskommen ſoll. Jeder muß auf halbe Portion geſetzt werden, und es muß eine möglichſt große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeſchafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Geſellſchaft nicht bevormundſchaften wie eine Garniſon, wo jedem täglich ſeine halbe Portion Lebensmittel zugewieſen wird, und dadurch die andere Hälfte erſpart, die er nicht verzehrt, weil er ſie nicht hat. In der Geſellſchaft ſtellt ſich dieſe Erſparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thaler auf den Ankauf des Brotes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt ſo theuer iſt, für ſeinen Thaler nur die Hälfte — und er ißt alſo nur die Hälfte, und die andre Hälfte, die er nicht ißt, wird in dem allgemeinen Magazine der Geſellſchaft geſpart. Ein anderer, dem es nichts verſchlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3, oder 10 Thaler auf Brot verwendet, holt ſich aus dieſem Magazin immer ſeine ganze Portion und bezahlt dieſe um ſo viel theuerer. Dieſer trägt alſo zum Sparen nichts bei. Indeß je theurer das Brot wird, deſto höher hinauf reicht in der Geſellſchaft das Sparen, deſto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein feſtes Verhältniß zwiſchen dem was vorhanden iſt und dem was verzehrt wird eintritt, wo dann der Preis nicht mehr ſteigen kann. Denn dieſer richtet ſich beim Korn, ſo wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältniſſe, welches zwiſchen dem Vorhandenen und zwiſchen dem Bedarf ſtatt findet. Die Theurung iſt alſo dasjenige, was der Conſumtion eine gewiſſe Grenze ſetzt. Sie iſt die erſte Bedingung, daß die Geſellſchaft mit dem, was ſie in ihrem Magazine hat, bis zur Ernte ausreicht, und indem die Theurung eine Folge der Fehlerndte iſt, ſo iſt ſie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem ſie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch die Conſumtion vermindert, welches für das geſtörte Verhältniß eben ſo gut iſt wie jenes, da es auf dieſelbe Weiſe wieder dadurch hergeſtellt wird. Durch die Theurung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun ungeachtet der Fracht das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil iſt, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer iſt. Beſonders gilt dieſes von der Seefracht und von der Stromfracht, da dieſe ſo wohlfeil iſt in Verhältniß gegen die Landfracht. Eine Schiffslaſt Korn koſtete im Jahr 1817 von Riga oder Archangel bis Amſterdam (alſo 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieſelbe Laſt koſtete von Amſterdam bis Düſſeldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde ſie nachher auf der Achſe 6 Meilen weit auf preußiſcher Chauſſee gefahren, ſo koſtete ſie ebenfalls 30 bis 35 Gulden.

Die Laſten ſind etwas verſchieden: die Amſterdammer iſt 55 Berl. Scheffel. Der Berliner Scheffel wird alſo bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur zwei Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa ſitzen um das Weltmeer als um eine große Tafel, und führen ſich ihre Lebensmittel zu. Die See iſt der große Markt, und ob ein Sack mit Getreide an dem einen Ende zu Riga oder an dem andern Ende zu Amſterdam ſteht, das macht nur einen kleinen Unterſchied — da das Meerſchiff ihn für einen Gulden herüberhohlt. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man den Kornhandel anſehen, und nach den angegebenen Zahlen beurtheilen. Man ſieht dann, daß der Landhandel zwiſchen viel engern Grenzen eingeſchloſſen iſt, als der Stromhandel und dieſer wieder zwiſchen engern als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn ſchenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Geſellſchaft, und iſt daher äußerſt wohlthätig. Denn jemehr an der allgemeinen Erſparniß Theil nehmen, je gleichförmiger die Theurung verbreitet, deſto beſſer iſt es, da es offenbar daſſelbe iſt, ob einer ſich in Riga halb ſatt ißt, oder einer in Cölln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getreidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine ſchwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Oſtſee, eine große Menge Korn vorhanden iſt, die nicht gebraucht wird, ſo ſinkt es unter ſeinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem Seeſchiffe und holt es weg, ſo wirkt dieſes auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun iſt auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr Korn vorhanden, als ohne dieſes nicht ſein würde. (S. den Art. Kornmangel.) Der Kornhandel iſt demnach äußerſt wohlthätig für die Geſellſchaft und darf auf keine Weiſe durch Ausfuhrverbote geſtört werden, auf welche unrichtige Maxime öfter ſchwache und wenig aufgeklärte Regierungen kommen, weil ſie nicht einſehen, daß in Hinſicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und demſelben Verbande liegen. Bg.

Korn=Magazine. Die Anlegung von Getraide=Magazinen wird häufig als eins der vorzüglichſten Mittel gegen Theurung empfohlen, aber nur ſelten mit Grund. Allerdings ſind dergleichen Anſtalten fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn ſie groß genug ſind, das Land eine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu verſehen. Sie entfernen dann die Furcht vor möglichem Mangel und ſchützen das Land vor Entblößung von dem zum Bedarfe nöthigen Getraide. Allein der Errichtung und Unterhaltung ſo bedeutender Land=Magazine ſtehen große, faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1. ſie können nur in ſehr wohlfeilen Zeiten und bei größerm Getraideüberfluß angelegt werden; geſchieht die Anlegung in theuern Jahren, ſo wird dadurch nicht allein die Staatskaſſe großen Verluſten ausgeſetzt, ſondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Getraides noch mehr in die Höhe getrieben; 2. ungeheuer iſt der Koſtenaufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung ſolcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verluſt, welchen theils die Untreue, die Unterſchleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jährliche Einbuße durch Schwand, Mäuſefraß, Kornwurm, Brandſchaden ꝛc. herbeiführen. — Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung dieſer Maaßregel das Beiſpiel Preußens unter Friedrich

dem Großen angeführt. Friedrich II. erlebte gerade ſolche Zeiten, in welchen ergiebige Erndten und faſt in allen mit Preußen concurrirenden Ländern ſehr niedrige Kornpreiſe die Einmagazinirung ausnehmend begünſtigten. England erbaute faſt während der ganzen Dauer ſeiner Regierung weit mehr Getraide, als es ſelbſt bedurfte und wurde durch die Prämie (bounty) in den Stand geſetzt, alle Märkte mit ſeinem Ueberfluſſe zu überſchwemmen. In Frankreich war zwar zuweilen das Getraide theuer, aber die deutſchen Häfen fanden doch ſelten ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte ſtets Mittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß ſie ihren Getraide=Ueberfluß preußiſchen Ländern zuführten. Auf ſolche Weiſe hatte er es in ſeiner Gewalt, wohlfeiles Getraide in ſeinen Magazinen aufzuſchütten und damit zuweilen ſogar einen für ſeine Finanzen vortheilhaften Handel ins Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel ſehr eingeſchränkt hatte, mithin nur wenige Privat=Capitale demſelben gewidmet werden konnten, ſo blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten faſt der einzige Käufer des Ueberfluſſes und die Producenten geriethen oft in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Dieſe Umſtände haben ſich ſeit dem Tode Friedrichs ſehr geändert. Englands Getraide=Ausfuhr hatte ſchon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach demſelben iſt es faſt die ganze Zeit hindurch ein ſtarker Käufer auf deutſchen Märkten geworden. Deutſchlands Bevölkerung hat zugenommen und dadurch iſt der Verbrauch im Innern vermehrt worden, ohne daß der Ackerbau wegen der mannichfaltigen ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe in gleichem Verhältniſſe fortgeſchritten. — Unter den zahlloſen Entwürfen, welche in der neueſten Zeit zum Vorſchein gekommen, um mittelſt Getraide=Magazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen für viele Klaſſen der Staatsbürger unerſchwinglichen Preis derſelben zu ſchützen, ſcheint die vom Grafen von Soden zuerſt auf die Bahn gebrachte und in mehrern Ländern bereits praktiſch ausgeführte Idee eines Ideal=Getraide=Magazins (S. deſſen Schrift: Zwei national=ökonomiſtiſche Ausführungen, 1) das idealiſche Getraide=Magazin, 2) die National=Hypothekenbank. Leipzig bei Barth 1813) am meiſten Aufmerkſamkeit zu verdienen. Dieſe Anſtalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats=Polizei=Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund=Eigenthum oder Getraide=Gefälle aus Grund=Eigenthum beſitzt, verpflichtet, einen beſtimmten Theil dieſes ſeines Getraide=Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitſchaft zu halten; 2. um die Maſſe des aufzubewahrenden Getraides zu beſtimmen, muß die Regierung das jährliche ungefähre National=Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein beſtimmtes Quantum z. B. die Hälfte dieſes jährlichen National=Bedürfniſſes, nach Beſchaffenheit der Erndte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grund=Eigenthümer und Natural=Renten=Beſitzer aus; 4. dieſe Austheilung geſchieht im abnehmenden progreſſiven Verhältniß d. h. a., jeder Grund=Eigenthümer oder Natural=Renten=Beſitzer, der nur ſein und ſeiner Familie eigenes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei; b. in dem Grade als die Quantität des nicht zum eigenen Bedarf erforderlichen Ertrags und Beſitzes ſteigt, erhöht ſich auch die aufzuhebende Maſſe; 5. die Regierung viſitirt nicht die Getraide=Böden, ſie enthält ſich inquiſitoriſcher Maßregeln, ſie verlangt nur

den jedem Einzelnen nach jenen Grundſätzen zugetheilten Betrag und 6. dieſen Betrag verlangt ſie nur dann, ſie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo der Zweck des Inſtituts ſich ausſpricht, wo nämlich wirklicher Mangel eintritt, wo alſo z. B. dieſer durch das drei- oder vierfache des unter gewöhnlichen Verhältniſſen Statt findenden Getraide-Preiſes ſich verkündet; 7. die Regierung verlangt dieſen Betrag nicht in einem andern, als dem höchſten zu beurkundenden Ausfuhr-Preiſe; 8. ſie verlangt zwar zunächſt den Natural-Vorrath, aber ſie ſtellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Beſitzer frei, den ihn treffenden Betrag um dieſen ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuſchaffen; zu dieſer Beiſchaffung und zu nichts weiter verbindet ſie ihn. — Die Vorzüge eines ſolchen idealiſchen Getraide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anſtalten beſtehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getraides bei einem reellen Magazin iſt erſpart, alſo ſind auch die Zinſen dieſes Kapitals gewonnen; 2. der ſehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getraide-Magazine ſo anſehnliche Vorräthe dem Verkehre entzogen werden, iſt vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskoſten, die Verwaltungskoſten, der bei großen Getraidevorräthen unvermeidliche Verluſt iſt gänzlich erſpart. — Praktiſch ausgeführt iſt dieſe Idee worden im Herzogthum Sachſen-Gotha, in Baiern und in verſchiedenen andern Ländern. — Uebrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anſtalten dieſer Art, welche für beſondere Zwecke, z. B. für das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbeiter ꝛc. beſtimmt ſind. Dergleichen Anſtalten ſind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung iſt in der Regel höchſt verdienſtlich. KM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten ſtark geworden und das Eigenthum geſichert, und die Geſetze mächtig, hat ſich die Menge der Lebensmittel ſehr vermehrt, uud mit dieſer die Bevölkerung. Da wo ſonſt nur 300 Menſchen auf der Quadratmeile wohnten, wie jetzt noch in Nordamerika, wohnen in Europa jetzt 3000 darauf. Eine Folge hiervon iſt, daß wenn Fehljahre eintreten, dieſe auch um ſo viel ſtärker gefühlt werden. Die Bevölkerung kann ſich nie über die vorhandenen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Erndten immer eben ergiebig wären oder wenn ſie zum Theil aufgeſpeichert würden, ſo daß reiche Erndten und arme Erndten immer durcheinander wirkten. Allein eine ſo große Magaziniꝛung iſt nicht wol möglich, da ein Volk von 10 Millionen (ſo wie Preußen) jährlich 20 Millionen Scheffel an Korn verbraucht. Am meiſten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet, (ſ. dieſen Artikel) weil doch in ganz Europa nie in demſelben Jahre das Korn mißräth und alle Völker um denſelben Markt ſitzen, das Meer, wo ſie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln ſo allgemein geworden, hat ſich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen dieſe ebenfalls (ſo wie es 1816 der Fall war, wo dieſelbe Näſſe, die die Kornerndte am Rheine zerſtörte, auch die Kartoffelerndte zerſtörte) ſo entſteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht ſo ein Gegenſtand des allgemeinen Welthandels ſind wie das Korn, theils weil ſie ſchwerer an Gewicht und geringer an Werth ſind — theils weil ſie dem Erfrieren ausgeſetzt ſind, und ſich nicht ſo leicht magaziniren wie das Korn. In ſo fern haben die Kartoffeln wirklich zum Kornmangel in ſchlechten Jahren

beigetragen, als ſie die Volksmenge vermehrt und mehr Magen hervorgerufen haben, die geſättigt ſein wollen. Von der andern Seite haben ſie ihn aber auch wieder vermindert, ſeit man angefangen, Brantwein aus ihnen zu machen, und man eine große Menge Kartoffeln zieht, nicht um gegeſſen, ſondern um in Getränk verwandelt zu werden. Dieſe Ausdehnung, die hiedurch der Kartoffelbau erhält, bewirkt, daß auch ſelbſt in Fehljahren eine verhältnißmäßige große Menge vorhanden ſind, die nun aus der Getränkeconſumtion in die Mehlconſumtion gehen können. (S. den Art. Kornbrantewein.) Um dem Kornmangel in ſolchen Jahren wie die von 1816 und 17 abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (ſ. dieſen Art.), unter denen der von Elberfeld einer der berühmteſten geworden. Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine ſolche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn geſtiftet werden, um in theuern Jahren ſich gegen Hungersnoth zu ſichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben, als ſie ohne dieſes nicht hätten haben können. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang ſo viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo ſie theuer iſt, ſondern in entfernten Gegenden, wo ſie wohlfeil iſt. Im J. 1816 und 17 wurden viele ſolcher Kornvereine geſtiftet. In Elberfeld ſtifteten 153 Bürger eine ſolche Kornhanſa (an deren Spitze der Banquier Abers ſtand,) welche ein Capital von 74000 Thlr. zuſammenſchoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem ſie 455,416 Thlr. umſetzte. Sie kaufte das Korn in Amſterdam und an der Oſtſee. Hierdurch wirkte ſie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit ſeinen 20000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verſchwand, und weil ſich die Gegend immer nach den Preiſen richtete, die die Kornhanſa wöchentlich für ihr Kornhaus feſtſetzte. 15 Schöffen beſorgten die Geſchäfte der Hanſa. Dieſe ließen eine Münze prägen, auf der die Worte ſtanden: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, ſo habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeiſtern dieſe Münzen nach einer Liſte an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Dieſe Münze galt beim Brotkauf für 5 Stüber. Das Brot hatte nun ſeine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger der eins holte, bekam es 5 Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Becker für 5 Stüber anrechnete. Der Becker kaufte nun das Korn im Kaufhauſe zu dem feſtgeſetzten Preiſe, und brachte 50 ſolche Münzen mit, die ihm für 4 Thlr. 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf dieſe Weiſe konnte nur ein Elberfelder Bürger Brot beim Becker holen, und nur ein Elberfelder Becker Korn im Kaufhauſe. Durch dieſe einfache Einrichtung wurde allem Verſchleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnſüchtige Becker gethan. Die Bürgerſchaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um 5 Stüber wohlfeiler als die Taxe, und gewann gegen die Preiſe der umliegenden Gegend 65000 Thlr. Dabei hatte die Kornhanſa unter ſo glücklichen Umſtänden gekauft und verkauft, daß ſie noch 10000 Thlr. Ueberſchuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an dieſe Zeit immer zu erinnern, in der verſtändiger Bürgerſinn Elberfeld vor Hungersnoth ſchützte. Dieſes beſteht in einem allgemeinen Krankenhauſe, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geſchenkt, um ſein Wohlgefallen an dieſer bürgerlichen Vorſorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt ſtifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornhanſa. Sie ſchoſſen 128305 Gulden zuſammen, mit de-

nen ſie für 300649 Fl. Geſchäfte machten. Sie gingen von dem Grundſatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preiſe von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wohingegen die Elberfelder Kornhanſa dem Preiſe folgte, ſo wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer 5 Stüber unter dem Satze blieb. Die Frankfurter Kornhanſa bildete ſich nicht ſchon im Juli 1816 wie die Elberfelder, ſondern erſt im Nov. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preiſen. Indeß hat ſie es doch durchgeſetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hanſa von ihren 128000 Gulden Capital 74000 Fl. einbüßte, wohingegen die Elberfelder Aktionärs ihr Capital nebſt 5 pr. Cent Zinſen zurückerhielten. Dieſe Kornvereine ſind ſo wie die Hülfsvereine am Rhein dadurch beſonders merkwürdig geworden, daß ſie ſich ganz von ſelber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß ſie in der Wirklichkeit mehr geleiſtet, als die großen Regierungsapparate der Behörden. Sie ſind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verſtändiger Bürgerſinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wol zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Reſultat gab noch der Elberfelder Kornverein in Hinſicht der Größe des Capitals, das in ſolchen theuren Jahren in der Brotconſumtion umgeht. In Elberfeld hatte jeder Menſch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegeſſen. Danach waren in dieſem Jahre in den preußiſchen Provinzen am Rheine und in Weſtphalen, die eine Bevölkerung von 2 Mill. 800000 Seelen haben, 56 Millionen Thaler in der Brotconſumtion geweſen. Bg.

Kornbill, d. i. das Geſetz in England, nach welchem die Einfuhr fremden Getraides entweder erlaubt oder verboten iſt. Dieſe, nicht nur für England, ſondern ſelbſt für ganz Europa und beſonders für das nördliche Deutſchland, wichtige Parlamentsacte kam im Jahr 1814 und 1815 mit heftigen Debatten und gründlichen Unterſuchungen zu Stande. Ihres großen Einfluſſes wegen wird folgende Erörterung nicht am unrechten Orte ſtehen. Vor allererſt iſt nicht außer Acht zu laſſen, daß man in Deutſchland von einem andern Standpunkte als in England ausgeht. Die Deutſchen leiten die allgemeine Noth von der Theurung des Getraides her, die Engländer dagegen von der Wohlfeilheit deſſelben. Dieſe ſtreben darnach, durch Verbot der Einfuhr das Getraide im Lande in höhern Preis zu bringen, die Deutſchen wollen dagegen Geſetze haben, durch welche die Preiſe der Lebensmittel möglichſt niedrig gehalten werden. Wenn nun auch die Standpunkte, von welchen beide ausgehen, nicht nur verſchieden, ſondern einander ſelbſt entgegen geſetzt ſind, ſo ſind doch die männlich gemachten Unterſuchungen, ehe die Bill durchging, von der größten Wichtigkeit für uns. Denn nirgends iſt ſcharfſinniger und gründlicher über dieſen Gegenſtand geredet worden, als in den Jahren 1814 und 1815 im engliſchen Parlamente, und in mehrern auf dieſe Debatten Bezug habenden Flugſchriften. Viel unvernünftiges Reden über die Noth und die Verhältniſſe der Gewerbe entſteht dadurch, daß man in den Tag hineinredet, ohne Zahlen zu nennen, — ohne zu beſtimmen, welche Gewerbe eigentlich in Noth ſind — und wie groß die Anzahl der Menſchen iſt, ſo von jenem leben, und wie groß die von dieſem? Die Reden werden unklug geführt, ſie ſind gemeiniglich weiter nichts als Declamations-Uebungen. Die Gemüther werden erhitzt, aber der Geiſt wird nicht zur Unterſuchung des Wahren und deſſen Verhältnißkenntniß geführt. Man möchte den Kärner ſteinigen, welcher am nächſten Markttage ſeinen Scheffel Roggen

um einige Groſchen theurer als am vorigen ausbietet, und wagt ſich kaum im Stillen zu fragen, ob dieſer Mann denſelben auch um einen niedrigen Preis ſelbſt erbauet oder angekauft hat. Niemand will erwägen, daß das Getraide zu erzeugen unter gewiſſen Umſtänden um ein, zwei oder mehr Mal ſo viel koſtet, als unter andern Verhältniſſen. Es wird überſehen, daß ein Acker, der am Ende eine Mißernte gibt, eben ſo viel Auslage erfoderte, als wenn man darauf eine gute Ernte macht. Nur dem Städter, nicht aber dem Getraideproducenten will man die für ſein Erzeugniß gemachten Auslagen, ein billiges Arbeitslohn und endlich einen mäßigen Gewinn zugeſtehen. Man will dem Getraideproducenten ſelbſt die gemeinſten Gewerbsgrundſätze nicht zugeſtehen, und darum verfiel man, wenn Nothfälle eintraten, auf die ſonderbarſten Hülfsmittel. Es iſt darum ein wahres Glück, daß die Engländer zuerſt die merkantiliſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Verhältniſſe des Ackerbaues in helles Licht ſtellten. Ihre Unterſuchungsreſultate ſind für uns höchſt lehrreich. Sie mögen darum hier im Auszuge ihren Platz haben. Zuvor iſt der Zuſtand in Erinnerung zu bringen, worin ſich England hinſichtlich des innern Getraideverkehrs im Jahr 1815 befand. Die allgemeine Verſchließung der europäiſchen Küſten, welche die Tyrannenmacht Napoleons bewirkte, konnte Großbritannien nicht, wie doch manche glaubten, durch die Verminderung der Ausfuhr ſeiner Fabrik- und Colonialwaaren gefährlich werden, wol aber durch die Sperrung aller nordeuropäiſchen Häfen, woraus es bis dahin den beträchtlichſten Theil ſeines fremden Kornbedarfs zog. Allein auch dieß war nicht der Fall, ſondern vielmehr ein höchſt wohlthätiges Ereigniß für die engliſche Nation. Denn von dem Augenblicke, wo die engliſchen Pächter, d. h. die Landwirthe überhaupt, ſich von der läſtigen Concurrenz des auswärtigen Getraides, mit deſſen Preiſe ſie nicht auskommen konnten, befreit ſahen, wandten ſie die größte Anſtrengung an, machten viel in Gemeinheit wüſt liegendes Land nach der Theilung urbar, brachen vieles zur Weide liegende Land, das ſchon früher zum Getraidebau beſtimmt war, auf. Man vermehrte den Getraidebau eben ſo im Allgemeinen, wie es bisher nur an den öſtlichen Küſten geſchehen war. Dieß hatte die wohlthätige Folge, daß England ſeit 1806, der um 2 1/2 Millionen ſeit 20 Jahren vermehrten Bevölkerung und der Verſorgung der großen Flotten und auswärtiger Armeen ungeachtet, kein fremdes Getraide brauchte, ſondern reichlich auskam. Nach merkantiliſchen Anſichten gewann die Nation durch dieſe Verminderung des Paſſivhandels unbezweifelt mehr, als ſie durch die Beſchränkung des Activ- und Zwiſchenhandels verlor, und ihr Reichthum vermehrte ſich gerade durch das, wodurch man ihren Ruin zu bewirken vorgab. Freilich ſetzten ſich die Marktpreiſe mit den Erzeugungspreiſen mehr ins Gleichgewicht und das irreguläre Schwanken der erſtern hörte auf. Das Getraide galt ſo viel als es gelten mußte, um den höhern Aufwand des Landwirths bei höherer Kultur nebſt den Gewerbszinſen und billigem Gewinn zu bezahlen. Arbeit und Kapital, die bisher bei dem landwirthſchaftlichen Gewerbe ausgelegt waren, ſtanden in einem äußerſt geringen Verhältniſſe gegen die Fabriken und Handel; ſie wurden und konnten nun vom Landwirthe ſtärker angezogen werden. Und ſo ward Großbritannien in kurzer Zeit vom Auslande in ſeinem Getraidebedarf unabhängig. Selbſt ein Mißwachsjahr, wie das von 1812 für England war, erzeugte kaum wahren Mangel.

So wie nun aber im J. 1813 und 14 nach der wiedererrungenen Freiheit von Europa fremdes Getraide in brittiſche Häfen kam, ward die Konkurrenz des Angebots ſo ſtark, daß die Marktpreiſe auf einen Standpunkt fielen, wofür alle Landwirthe, unter den ihnen aufgebürdeten Laſten und Abgaben, es nicht produciren zu können verſicherten. Dieſe Angelegenheit ward daher ſchon im Sommer 1814 im Parlamente ausführlich behandelt, und der Grund einer in Vorſchlag gebrachten Bill, daß Getraideeinfuhr zum inländiſchen Verkauf ſo lange verboten ſein ſolle, bis die Preiſe über einen gewiſſen Standpunkt hinausgingen, der durch das, wofür der engliſche Landwirth im allgemeinen produciren könne, beſtimmt ſein müſſe. Natürlicher Weiſe theilte ſich das Unterhaus gleich in zwei Partheien, je nachdem die Mitglieder von Anſichten und Intereſſen geleitet wurden. Das Intereſſe der Manufakturen und des Handels ſchrie, warum man die Nation von Einer Klaſſe abhängig machen, um dieſe zu bereichern, das Brot allen übrigen vertheuern und dadurch den Manufakturbetrieb außer Stand ſetzen wolle, mit dem Auslande Preis zu halten. Das Landbauintereſſe übernahm es, zu erweiſen, daß ohne dieſe Maßregel die Getraideproduktion aufhören, oder doch ſo beträchtlich vermindert werden müſſe, daß der Nation ihr Bedarf nicht geſichert bleibe, weil bei den Laſten, die mittel- und unmittelbar den Ackerbau träfen, und bei dem jetzt beſtehenden Silberwerthe er nicht mit Profit, ſondern nur mit eminentem Verluſte betrieben werden könnte. — Dieß geſchah durch die Vernehmung einer beträchtlichen Anzahl der berühmteſten Landbaukundigen, *) die von beiden Theilen vorgeſchlagen, und von der ernannten Committé auf eine ſehr ſcharfſinnige Art befragt wurden. Die Ausſagen, zu welchem Preiſe unter den gegenwärtigen Verhältniſſen das Quarter Weizen von 400 Pf. mindeſtens producirt werden könne, ſchwankte zwiſchen 76 und 86 Schilling, und als das Mittlere wurden 80 Schillinge ($26\frac{2}{3}$ Thlr.; ein Berliner Scheffel zu 90 Pf. angenommen käme auf 5 Thlr. 1 gl. 4 pf. zu ſtehen) in dem Bericht der Committé angenommen. Es kam aber in dieſer Parlamentsſitzung die Sache zu keiner Entſcheidung, ſondern ward auf die nächſte vertagt. Sie erregte neben den politiſchen Angelegenheiten von Europa das allgemeine Intereſſe der Nation, und es erſchienen eine Menge Schriften für und gegen die vorgeſchlagene Bill, zumal bei Anfang der neuen Parlamentsſitzung. Unter dieſen zeichnet ſich die von William Spence durch Gründlichkeit und Nachdrücklichkeit aus, und mag vielleicht viel dazu beigetragen haben, daß die in Rede ſtehende neue Kornbill — welche nicht den Eingang, wol aber den Verkauf des fremden Korns, ſo lange der Durchſchnittspreis im Reiche nicht über 80 Schillinge fürs Quarter ſteht, verbietet — in der nächſt folgenden Parlamentsſitzung mit einer entſchiedenen Mehrheit der Stimmen in beiden Häuſern durchging. Die ausgemittelten Wahrheiten ſind nicht nur für England, ſondern für ganz Deutſchland von zu groſem Intereſſe, als daß wir hier nicht die weſentlichen Reſultate im Auszuge zu geben verſuchen

*) Land-Surveyers, d. h. Leute, die in der Regel das Gewerbe nicht mehr ſelbſt betreiben, aber die Einrichtung und Abſchätzung der Güter übernehmen, bei Käufen und Pachtungen zu Rathe gezogen werden und ihr ökonomieverſtändiges Gutachten bei Rechtsangelegenheiten abgeben. Ungefähr das, was wir bei uns Oekonomie-Kommiſſäre oder Oekonomieräthe zu nennen pflegen. (In Frankreich experts.)

ſollten, wozu uns Spence's Schrift wol die beſte Gelegenheit gibt. Wir werden hier unter andern unmittelbar von einer Menge irriger Vorſtellungen und Vorurtheile über engliſche Manufacturen und Handel befreit und mittelbar belehrt, unſere eigenen Angelegenheiten gründlicher zu erwägen, als die Verwöhnung bisher zugelaſſen hat. Zwar war ich ſeit Anfang der Verhandlungen, ſagt Spence, ſo überzeugt von der Erbärmlichkeit der Gründe, die man der Kornbill entgegen ſetzte, und fühlte einen ſolchen Ekel gegen die engherzigen und ſelbſtſüchtigen Gegenvorſtellungen derer, die ſonſt mit Monopolien über und über geharniſcht, das Reich in Flammen ſetzen würden, wenn nur der leiſeſte Wink gegeben würde, daß es wohlthätig ſein könne, unſere Manufakturen der Konkurrenz der ausländiſchen auszuſetzen, und nun die geringſte Annäherung zu ähnlichen Grundſätzen zu Gunſten ihrer Landbautreibenden Mitbürger als die höchſte Ungerechtigkeit verſchreien, — daß ich es für unnöthig hielt, dem über die Sache ſchon Geſagten noch etwas hinzuzufügen. Jetzt aber wird die Sache dringender und ich muß meine Stimme mit denen vereinigen, welche die geſetzgebende Macht auffodern, den drohenden Ruin von der Nation abzuwenden. Ich bin weder Pächter noch Eigenthümer eines Ackerlandes; meine Gründe, welche ich vorbringe, können nur aus der innern Ueberzeugung und der Wahrheit des Satzes hervorgehen: daß ſo anſcheinend oft National- und Privatintereſſe einander entgegen ſtehen, ſie doch am Ende immer zuſammentreffen. Welches iſt eigentlich der Standpunkt der Frage? Der brittiſche Landwirth, der ſein Getraide mit den ſchwerſten Auslagen jeder Art erbauet — hohe Arbeitspreiſe, Armentaxe, Wegetaxe, und andre Auslagen ohne Ende, — bittet, man möge ſeine auswärtigen Mitbewerber mit ihm in gleiche Verhältniſſe ſetzen. Wenn der Pohle für etwas mehr als 30 Schilling, der Franzoſe für 40 Schilling hier mit Vortheil verkaufen kann, was unſerm Landwirth unbedingt 70 Schillinge hervorzubringen koſtet, ſo möge man ihn ſichern, daß ihn jene Nation nicht von ſeinem Markte ausſchließe, weil er ſonſt aufhören müßte, zu produciren; woraus ſich die Folge von ſelbſt ergäbe. Man ſollte kaum denken, daß hiergegen ein Widerſpruch möglich ſei, und doch iſt er laut und allgemein vernommen worden. Ich werde jedoch nur diejenigen Einwürfe, welche einiges Gewicht zu haben ſcheinen, beantworten, und dann einige ſolcher Beobachtungen über die Frage hinzufügen, die man bis jetzt wenig beachtet zu haben ſcheint. Erſter Einwurf, daß die Kornbill den allgemein anerkannten richtigen Grundſätzen der Nationalwirthſchaft entgegen ſtehe. — Man beruft ſich auf den von Adam Smith aufgeſtellten Grundſatz, daß vollkommne Freiheit der Ein- und Ausfuhr, ohne alle Belaſtungen, den Wohlſtand jeder Nation am meiſten befördere. Daß dieſer Satz in ſeiner Allgemeinheit wahr ſei, werden wol wenige jetzt noch leugnen, und ich gehöre gewiß nicht zu dieſen. Wenn alſo die Gegner der Bill (hauptſächlich die Manufakturiſten) dieſen Grundſatz beſtändig vor Augen hätten, ſo würde Niemand ihre Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit in Zweifel ziehen können. Erklärten ſie ſich, daß es der Nation vortheilhaft ſei, die wollnen, ſeidnen und leinenen Waaren ausländiſcher Fabriken ohne hohe Auflagen einzulaſſen, weil ſie alsdann zu weit wohlfeileren Preiſen zu haben ſein würden, ſo wären ſie allerdings conſequent. Aber welchen Lärm würde es geben, wenn Jemand nur einen leiſen Wink gäbe, daß Smiths Grundſatz in dieſen Stücken bei uns zur Ausführung kommen ſollte. Es iſt darum lächerlich, wenn

dieſe Leute die Autorität des großen Mannes vorſchieben wollen. Unter beſondern Umſtänden erleiden alle im Allgemeinen richtige Grundſätze der Staatswirthſchaft eine Ausnahme. Beſchränkungen und Verbote, die bei der Bildung eines neuen Staats unſinnig ſein würden, können zur Erhaltung eines ſolchen nothwendig werden, der einmal auf eine künſtliche unnatürliche Baſis begründet, und aus ſolchen Regulirungen aufgebaut iſt. Wenn ein Arzt einen Patienten, welcher durch Uebermaß von ſtarken Getränken zu einem ſolchen hohen Grade der Schwächung gediehen wäre, daß ſeine Erhaltung von einer mäßigen Portion abhängt, zu behandeln hätte und zu ihm ſagte: Mein Freund, es iſt ein anerkannter Grundſatz der Arzneikunde, daß der anhaltende Gebrauch des Alkohols in jeder Geſtalt nachtheilig ſei; ihr ſagt nun zwar, daß ihr augenblicklich ſterben würdet, wenn man euch euren gewohnten Trunk nicht erlaubte. Das mag wohl ſein, aber man kann doch nicht von dem erſten Grundſatze abgehen. Der Doctor iſt ein Narr! würden wir ſagen und daſſelbe müſſen wir auch von einem Staatswirthe ſagen, der eine bisher durch künſtliche Maßregeln gehobene Induſtrie, aus Anhänglichkeit an abſtracte Grundſätze, ihrem natürlichen Gang überlaſſen wollte. Wer A. Smith recht verſteht, der weiß auch, daß er hier den Gegnern gar nicht zur Autorität dienen kann. Es erfordert, ſagt er, große Ueberlegung, in wiefern und auf welche Weiſe man die Einfuhr fremder Waaren wieder frei geben dürfe, nachdem ſie eine Zeitlang unterbrochen worden und ſich auf die Einfuhrverbote und Beſchränkungen eine Menge Hände beſchäftigen. Der jetzige hohe Stand des Ackerbaues iſt aber allein durch die Unterbrechung der auswärtigen Zufuhr bewirkt und beſchäftigt nicht Tauſende, ſondern Millionen. Wenn, ſagt er weiter, eine Taxe auf irgend ein Product der inländiſchen Induſtrie gelegt iſt, ſo muß billig eine gleiche Taxe auf das Product der ausländiſchen Induſtrie gelegt werden, indem hierdurch nur ein Gleichgewicht im Wetteifer zwiſchen dieſer und jener erhalten werden kann. Kann etwas mehr paſſen, als dieſe Ausnahme, auf den engliſchen Ackerbau, der mit unendlichen mittel- und unmittelbaren Abgaben belaſtet iſt, die der ausländiſche nicht trägt. Er gab dem Landbaue vor jedem andern Gewerbszweige den Vorzug. Zu ſeiner Zeit wurden jährlich 25,728 Quarter aller Getreidearten eingeführt und jetzt mehr als das doppelte in einer Woche. Zweitens behaupten die Widerſacher der Kornbill, daß man den engliſchen Landwirth gegen die Concurrenz der Fremden deswegen nicht ſchützen könne, weil das beim Brodte eine andere Sache ſei, indem es die Hauptnahrung der ärmern Klaſſe wäre und es müſſe ein wohlfeiler Preis deſſelben alle Rückſichten überwiegen. — Darauf erwidert W. Spence ſehr richtig, daß hoher Arbeitslohn und niedrige Preiſe auf die Dauer nie beſtehen können und führt genügliche Thatſachen an. Wenn drittens die Gegner der Kornbill vorbringen, das ganze Uebel rühre von dem hohen Pachtgelde her und die Pächter, d. h. in England die Landwirthe, würden beſtehen können, wenn die Grundeigenthümer die Pachtgelder herunter ſetzten: ſo iſt dagegen zu erweiſen, daß dennoch die Pächter bei den jetzigen Preiſen nicht beſtehen würden, wenn ſie auch gar kein Pachtgeld gäben. Die Data ſind öffentlich vorgelegt, auf welchen die Koſtenberechnung des Landbaues beruht und die Gegner aufgefodert, ihre Einwendungen dagegen zu machen. Keiner hat das vermocht, ſie iſt darum als völlig begründet und unwiderruflich angenommen. Nun aber kann der Landwirth für guten Weizen nicht mehr als 50 Schilling erhalten, an manchen Orten nicht einmal das. Wir wollen aber, um alle Ein-

würfe zu vermeiden, den Mittelpreis durchs ganze Reich zu 60 Schillingen annehmen. Da nun die Productionskoſten einſchließlich der Bodenrente, wie von dem Parlamente erwieſen worden, 80 Schillinge ſind, ſo verliert der Landwirth — den Ertrag nur zu 2½ Quarter angenommen — auf jedem Acker, den er cultivirt, zwei und ein halb mal die Differenz zwiſchen 60 und 80 Schillinge oder auf das Product des Ackers 50 Schilling. — Der Verluſt dürfte aber, nach Statuirung einiger Ausnahmen, im Durchſchnitte um 10 Schillinge größer ſein. Daraus ergibt ſich, daß, wenn auch das Land gar nichts gälte, der Producent doch verlieren müſſe. Die Auflagen, wirft man viertens ein, die den Landwirth drücken, und der hohe Arbeitslohn ſind Schuld und dieſe müſſen herunter. — Die Einkommentaxe, auf den Acker im Durchſchnitt 2 Schillinge 6 Pence, wenn ſie auch aufhört, hilft dem nicht auf, der 50 Schillinge auf den Acker verliert. — So lange 38 Millionen Pfund St. erhoben werden müſſen, blos um die Zinſen unſerer Nationalſchuld zu decken, iſt es nicht denkbar, daß die Auflagen ſo weit verringert werden können, daß unſere Landbauer auf einen Fuß mit dem polniſchen Edelmann kommen, dem ein Quarter Weizen nicht 2 Schillinge koſtet, der es alſo für 30 Schillinge mehr ſehr gut nach Danzig hinliefern kann. — Was die Erniedrigung des Arbeitslohns betrifft, ſo würde deſſen Herabſetzung dem Landwirthe wenig helfen; denn was er auf der einen Seite gewönne, verlöre er auf der andern. Wenn die arbeitende Klaſſe ihren Unterhalt nicht verdient, ſo muß ſie aus der Armenkaſſe erhalten werden, und folglich die Armentaxe ſteigen. Der fünfte Einwurf, daß die Engländer mehr eine fabricirende als ackerbautreibende Nation ſind und daß der Handel ſchrecklich leiden würde, wenn die Manufacturen ihre Arbeiter, wegen des hohen Kornpreiſes, viel theurer als ihre ausländiſchen Mitbewerber bezahlen müßten, und darum das geringe Intereſſe des Ackerbaues dem höhern Intereſſe des Handels billig weichen müßte — widerlegt er, indem er ſich vorerſt auf das gemachte Experiment bezieht, daß Britannien ohne fremden Handel wohl beſtehen könne. Wenn das Intereſſe der handeltreibenden und der landbautreibenden Klaſſe unvereinbarlich verſchieden wäre, ſo müſſe vernünftiger Weiſe unterſucht werden, welche Klaſſe die zahlreichſte und die weſentlichſte ſei; die dies am wenigſten iſt, müſſe nachſtehen. Bei der Ausmittelung ergab ſich, daß der Theil der Manufacturiſten, welche für den auswärtigen Handel, (der Theil, welcher für den inländiſchen Gebrauch arbeitet, kann hier nicht in Betracht kommen), z. B. im J. 1811 arbeiteten, nach H. Colquhoum, der dieſem Zweige ſelbſt eine hohe Wichtigkeit gibt, auf 406,350 Perſonen oder 101,587 Familien, der Theil der Landbauenden 895,998 Familien betrug. Wenn wir aber eine jede andere Berechnung annehmen, die im Quaterly Review gegeben wird, ſo wollen wir zugeſtehen, daß die Manufacturiſten für auswärtigen Handel ⅕ der ganzen Zahl betragen, was gewiß weit über die Wahrheit iſt. Und ſo bleibt doch die landbauende Klaſſe viermal ſo ſtark; folglich müßte das Intereſſe von 895,998 Familien (zu 4 Perſonen) nicht dem von 225,809 Familien aufgeopfert werden. Aber der Reichthum, den der auswärtige Handel bringt! — Der Betrag unſerer ausgeführten Manufacturwaaren überſteigt im Durchſchnitte nicht den Werth von 45 Millionen Pf., wir wollen aber 50 Mill. annehmen. Der reine Profit iſt höchſtens 15 p. C.; der Einwendungen wegen mög es 25 p. C. ſein, wodurch bei den ausgeführten Waaren jährli 12,500,000 Pf. gewonnen würden. Dagegen gewinnt Großbritanni

durch ſeinen Ackerbau ſiebenmal ſo viel. Die Bodenrente nebſt dem Zehnten beträgt mindeſten 50 Millionen. Nun iſt es bekannt, daß der Profit des Wirthſchaftbetriebes 3 Viertel der Rente oder Pacht betragen müſſe, wie er auch in der Einkommentaxe berechnet worden iſt. Hieraus ergibt ſich ein Einkommen von 87 Millionen vom Landbaue oder ſiebenmal ſo viel als der Gewinn bei den ausgeführten Manufacturwaaren. Alſo weg mit der unſinnigen Behauptung, die unſre Augen gegen die einfachſten Sätze der Rechenkunſt verſchließen will, daß ein Gewerbszweig, der nach der höchſten Annahme nur 13 Millionen einbringt, von größerer Wichtigkeit ſei, als einer der auf das mindeſte 87 herausgibt. Man würde einen Privatmann verlachen, der eine Herrſchaft von 87000 Pf. Einkommen beſäße und ſie verkaufte, um ſich in einen andern Gewerbszweig zu begeben, der ihm jährlich 13000 Pf. eintragen könnte. Durch alle dieſe Ausmittelungen wurden die Engländer und mit ihnen wir Deutſchen zu richtigen Urtheilen über den Werth des Landbaues geführt. Ob ſie gleich viele Gegner fanden, ſo konnten dieſe doch nicht verhindern, daß eine Menge Vorurtheile verſchwanden. Indeß ging die Bill im Parlamente durch; aber wenn dies auch nicht geſchehen wäre, ſo hätte es auch nichts zu bedeuten gehabt. Denn als das Getreide unter dem Koſtenpreiſe verkauft werden mußte, beſchränkte man deſſen Anbau, zog die Capitalien, die man auf den Ackerbau angelegt hatte, immer mehr ein, und ſo kam es, daß als die Bill zu Stande kam, der Quarter Weizen über den Normalpreis hinaufſtieg, Und ſo iſt denn die Einfuhr bis jetzt ungeſtört geblieben und wird es bei der großen Bevölkerung Englands immer bleiben müſſen. Pl.

Körper heißt jede Materie in der Natur, in ſo fern wir ſie nicht als geſtaltlos, ſondern als einen beſtimmten Raum einnehmend betrachten. In der Geometrie heißen dieſe beſtimmt begrenzten Räume ſelbſt, ohne alle Rückſicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper von ebenen, oder krummen Flächen eingetheilt werden. Unter den erſten ſind die merkwürdigſten die Prismen, Pyramiden, vollkommen und bedingt regulären; unter den andern beſonders die Kugel und das elliptiſche Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzuſtand ihrer Materie ein in feſte oder flüſſige; letztere in liquide oder tropfbarflüſſige, und in expanſible oder elaſtiſchflüſſige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den feſten unterſcheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, ſpröde und elaſtiſche u. ſ. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organiſirte, die vermittelſt gewiſſer innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig ſind, ſich ſelbſt zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganiſirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechaniſche Kräfte entſtehen und verändert werden. Wir verweiſen wegen dieſer Eigenſchaften auf die einzelnen darauf Bezug habenden Artikel. L.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactyli, bei den Römern Galli, unter welchem Namen ſie in Rom eine eigene Prieſterſchaft ausmachten) ſollen von Korybas, einem Sohne der Cybele und des Jaſion, abſtammen. Sie waren Prieſter, welche von Korybas zum religiöſen Dienſte ſeiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Inſel Creta und in Phrygien eingeſetzt waren. Nach einer andern, bei mei-

tem ältern Sage, waren ſie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöſe, das ſie mit den Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geſchrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach Andern Apollo's und der Rhetia.

Kos oder Koos, eine berühmte Inſel des ägeiſchen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinaſiatiſchen Küſte, den Städten Halicarnaß und Keidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aeſculap und ſie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Beſonders berühmt waren die feinen halbdurchſichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

Koſacken (Kaſacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerſtämme, welche die ſüdlichen und öſtlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. ſ. w. bewohnen, und die unermeßlichen Grenzen des ruſſiſchen Reichs, nach dieſer Seite hin, bewachen, weswegen ſie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, ſondern dafür den Kriegsdienſt verſehen. Faſt alle bekennen ſich zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinweſens iſt jedoch gänzlich unabhängig von der ruſſiſchen Regierungs-Verfaſſung, und durchaus kriegeriſch: denn der Krieg hat ſie erzeugt, und erhält ſie auch. Sie müſſen ſowohl in Betreff ihrer Abſtammung, als ihrer gegenwärtigen Verfaſſung, in zwei Hauptſtämme eingetheilt werden, in die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen), und in die doniſchen Koſacken. Beide Hauptſtämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, beſonders der doniſche. Von dieſem, dem gebildeteren, ſtammen ab die wolgaſchen, terekſchen, grebinskiſchen, uralſchen und ſibiriſchen Koſacken. Zu jenen gehören auch die ſaporogiſchen oder Haydamacken, die zügelloſeſten und wildeſten. Was den Urſprung dieſes Volks und die Herleitung ſeines Namens anbetrifft, ſo iſt man darüber nicht einig. Es iſt möglich, daß ſich beides auf die Landſchaft Kaſchia, von Conſtantin Porphyrogeneta alſo benannt, zurückführen läßt. Im Türkiſchen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tartariſchen aber einen herumſtreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Koſacken in der That aus den großen Gefilden jenſeits der Wolga herſtammen, ſo können ſie allerdings Ueberbleibſel von verſchiedenen Türken und Tartarhorden ſein, welche ſich zu verſchiedenen Zeiten daſelbſt niedergelaſſen haben. Nach Einigen aber ſind ſie ruſſiſchen Urſprungs. Auch ihre Sprache iſt eigentlich die ruſſiſche, ob ſie gleich durch ihre Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von dieſen aufgenommen haben. Wahrſcheinlich iſt jedoch die Vermuthung, daß ſowohl die doniſchen, als die kleinruſſiſchen (maloroſſiſchen) Koſacken von zuſammengelaufenen verwegenen ruſſiſchen Abenteurern der nowogorodiſchen Provinzen entſtanden ſind. Ihre Abſicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tartaren auf den Grenzen des ruſſiſchen Reichs. Da ſie durch dieſe Beſtrebung zu einer ſichern Bedeckung der Grenzen deſſelben wurden, ſo gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann dieſem gleichſam immer ſtehenden Freicorps, beſonders als man demſelben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verſchafft wurde. Dadurch gewannen ſie nun nicht allein an Stärke, ſondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Beſtande. Dieſe Vorrechte ſind aber ſeit 1804 ſehr eingeſchränkt worden. Im J. 1597 machten 3000 doniſche Koſacken den erſten Feldzug mit den Ruſſen nach Liefland. Dann erober-

ten ſie Sibirien, drängten die Tartaren aus vielen ruſſiſchen Provinzen zurück und trugen zur Beſiegung der Türken bei. Die doniſchen Koſacken wiederſetzten ſich auch öfters den Befehlen der ruſſiſchen Regierung: ſo lebten ſie unter der Anführung des furchtbaren Pugatſcheff im offenbarſten Aufruhre gegen Rußland. Aus dieſen Empörungen entſtanden nothwendige Spaltungen unter den Koſacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmſten bereits oben namhaft gemacht haben. Unter dieſen ſind die ſibiriſchen Koſacken die eigentlichen Eroberer und erſten ruſſiſchen Coloniſten der ſibiriſchen Wüſtenei. Dieſer Zweig des großen doniſchen Familienſtammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann ſtark, um der Strafe für mehrere begangene Verbrechen zu entgehen, im J. 1577 nach der Kama und nach Permien, ſpäter ſogar bis an den Ob. Dort verjagten ſie die anſäſſigen Wogulen, Oſtjaken und Tartaren. Als ſie jedoch bei dieſen immerwährenden Kämpfen mit den daſigen Einwohnern am Ende ſelbſt bis auf ein kleines Häuflein zuſammengeſchmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können, unterwarfen ſie ſich der ruſſiſchen Regierung, baten um Verſtärkung, und erhielten ſie auch. Dadurch iſt nun dieſer Stamm der Koſacken gleichſam zum Herrn von Sibirien geworden. Ueber die Stärke der Koſacken im Allgemeinen ſind verſchiedene Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich ſtreitbaren Männer unter denſelben auf 7,000,000 an. Man darf aber dreiſt behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienſte iſt. Zwei Drittel von dieſer Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienſte gebraucht, und kommen nie nach Europa, ſo daß alſo nicht viel mehr als 100,000 Mann der ruſſiſchen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote ſtehen möchten. Während des ſiebenjährigen Krieges hatte die ruſſiſche Armee nicht mehr als 10,000 Mann Koſacken. Nach der ſeit 1804 erhaltenen Organiſation ſind gewöhnlich von 3 Regimentern 2 zu Hauſe, das dritte verſieht den Dienſt an der Grenze. Bei einem Aufgebote aber müſſen ſie alle ins Feld rücken, und erhalten dann von der ruſſiſchen Krone Sold und Ration. Jetzt bilden ſie größtentheils (beſonders der doniſche Stamm, der überhaupt noch am unabhängigſten iſt) die irreguläre fliegende Reiterei der ruſſiſchen Armee, in eigene, abgeſonderte Haufen eingetheilt. Die Verfaſſung der kleinruſſiſchen Koſacken iſt jedoch ſchon beſchränkter: letztere ſind mehr nach europäiſcher Sitte organiſirt, und können faſt für reguläre Truppen gelten. Die Koſacken haben keinen Adel unter ſich: alle ſind gleich und können, ohne ſich herabzuſetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgeſetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; blos die Oberbefehlshaber werden von der Regierung beſtätigt, und können auch nur mit Genehmigung derſelben wieder abgeſetzt werden. Die Befehlshaber ſtehen ſämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Koſacken aber nur ſo lange, als ſie im Dienſte ſind. Stets auf eigene Koſten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen ſie vom achtzehnten bis zum funfzigſten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) ſind nach Verhältniß der Größe des Kreiſes von 500 bis 3000 Mann ſtark, und werden von einem Oberſten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sprache Ataman) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber ſämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Oberſten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) ſind ohne Rang, und können im Entſtehungsfalle Unteroffizieren der regulären Armee

untergeordnet werden. Jeder Koſack muß ſein eigenes Dienſtpferd haben, und ſich polniſch oder orientaliſch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsſtücke gänzlich ſeiner Willkühr überlaſſen bleibt. Ihre Hauptwaffe iſt die 10 bis 12 Fuß lange Pike; nebenbei führen ſie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Piſtolen, auch wohl nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelſt eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenſchützen tragen einen Köcher über die Achſel, und die Lanzen ſind meiſtens mit bunten Fähnchen geſchmückt. Auch der Kantſchu, ihre aus Leder dick geflochtene Karbatſche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde, ſo wie zum Regieren ihrer Pferde. Weniger geſchickt zu eigentlich taktiſchen und regelmäßigen Bewegungen, thun ſie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerſtreuter Corps. Ihre Pferde ſind meiſtens klein und ſehen elend aus, ſind aber dauerhaft, gut zugeritten und ſo ſchnell, daß ſie, da ſie nicht in geſchloſſenen Haufen zu reiten brauchen, und nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne ſonderliche Beſchwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 16 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere ſeidene Fahnen, welche größtentheils mit Heiligenbildern geziert ſind. Alle übrige kriegeriſche Geräthſchaften, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, ſind ihnen fremd. Die Taktik der Koſacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, beſteht vorzüglich darin, daß ſie ſich in kleinen, getheilten Haufen aufſtellen, und mit ſolchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fürchterlichen Hurrah-Geſchrei, mit gefällten Piken in dem ſtärkſten Laufe angreifen. Iſt es ihnen gelungen, durch einen ſolchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen, ſo laſſen ſie die Pike fallen, die an einem Riemen nachſchleppt, greifen zum Säbel oder zur Piſtole, und richten dadurch große Verwüſtungen an. Finden ſie Widerſtand und iſt die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden, ſo ſtäuben ſie gleich aus einander, fliehen eiligſt zu einem beſtimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe ſo lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht iſt. Dies iſt dann der entſcheidende Augenblick, wo ſie unter die Zerſtreueten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Die offenbare phyſiſche Verſchiedenheit, welche zwiſchen ihnen und den eigentlichen, beſonders den nördlichen Ruſſen Statt findet, von denen ſie ſich durch regelmäßigere Geſichtszüge, einen beſſern Wuchs, durch große Reinlichkeit, und beſonders durch eine Art von luxuriöſer Cultur auszeichnen, liegt wahrſcheinlich darin, daß jene Abenteurer, die natürlich keine Weiber mit ſich führen konnten, tartariſche und circaſſiſche Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Phyſiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbaueten ſie ihre Hauptſtadt Tſcherkaskoi, 70 Werſt oberhalb Aſow, auf einigen Inſeln mitten im Don. Sie kann das tartariſche Venedig genannt werden, denn ihre Häuſer ruhen auf hohen hölzernen Pfeilern, und ſind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander geſetzt. Zur Zeit der hohen Gewäſſer ſcheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuſerſpitzen hervorragen, auf dem Waſſer zu ſchwimmen. Die Stadt hat anſehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelſteinen ausgeſchmückt iſt. Es iſt daſelbſt ſogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig geſpielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieſer Stadt, ferner eine Lehranſtalt, in welcher der Koſacken-Jugend Franzöſiſch, Deutſch, Geo-

metrie, Geſchichte, Geographie, Phyſik ꝛc. gelehrt wird. Die Stadt beſitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Koſacken-Weiber daſelbſt zeichnet ſich insbeſondere aus. Da die Stadt wegen der Ueberſchwemmungen eine ungeſunde Lage hat, wodurch nicht ſelten verheerende Krankheiten entſtehen: ſo hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tſcherkaſk zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Koſtenaufwand entſchädigt werden ſollen, ziehen werden, ſo daß vielleicht in funfzig Jahren von der alten Stadt keine Spur mehr übrig ſein wird.

Koſegarten (Ludwig Theobul), als Dichter und Prediger rühmlich bekannt, geb. d. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburgiſchen Städtchen, drei Meilen von Wismar nach Lübeck zu, erhielt daſelbſt ſeine erſte Bildung, ſtudirte zu Greifswalde, war eine Zeit lang Erzieher in einer adeligen Familie, und wurde darauf Rector der Schule zu Wolgaſt in Schwediſch-Pommern. Im J. 1792 erhielt er die Stelle eines Probſtes auf der Inſel Rügen, und wurde im folgenden Jahre Doctor der Theologie. Auf dieſer patriarchaliſchen Inſel lebte er im Genuſſe der Natur, ſeiner Familie, der Poeſie, der Wiſſenſchaften, und in achtungswerther Ausübung ſeines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er im J. 1807 einen Ruf nach Greifswalde annahm, wo er als Profeſſor der Theologie und Pfarrer d. 26. Oct. 1818 ſtarb. Die Früchte ſeiner Muße, ſeine Romane, (z. B. Ida von Pleßen, 2 Thle.), ſeine Poeſieen, ſeine Rhapſodieen, ſeine Legenden, ſein brittiſches Odeum, ſeine epiſch-idylliſchen Gedichte, Jukunde und die Inſelfahrt, ſeine vaterländiſchen Geſänge, mehrere Ueberſetzungen, unter denen Richardſons Clariſſa ſich vortheilhaft auszeichnet, u. a. m. haben ihm viele Freunde erworben. Indeſſen ſind die Stimmen über ſein Verdienſt doch ſehr getheilt, denn während Einige ihm einen bedeutenden Rang unter unſern vaterländiſchen Dichtern zugeſtehen, möchten Andere ihm lieber alle Anſprüche auf den Namen eines Dichters verweigern. Alles, ſagen ſie, iſt bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühſames Flattern in das Wilde, pathetiſcher Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, überſpannte Bilder, leere Declamation, und um ſo leerer, jemehr auf Fülle Anſpruch gemacht und von derſelben geredet wird. Hier wie dort iſt Uebertreibung. Mit welcher Zartheit ſind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere ſeiner Uferpredigten, ſeine Reden an Serena von dem Abendmahle des Herrn, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeſchminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen mehrere ſeiner Gedichte das Herz! Dagegen trifft viele andere allerdings der oben berührte Tadel. dd.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelſten Männer ſeines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Cadettenſchule zu Warſchau erzogen, wo der Fürſt Adam Czartoryski ſeine Talente und ſeinen Fleiß bemerkte. Er ſchickte ihn deshalb auf eigene Koſten nach Frankreich, wo er die Kriegskunſt ſtudirte, und ſich in den zeichnenden Künſten übte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den ſeine Neigung zu der Tochter des Marſchalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlaſſen. Einſame Studien, vorzüglich in

Geſchichte und Mathematik, und ſeine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf der Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Waſhington (als deſſen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte ſich in Amerika bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Sir, bemerkbar. Waſhington wurde ſein Freund. Die Armee, die franzöſiſchen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. Mehrere Jahre nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte ſich für die Conſtitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joſeph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er ſich gegen die Ruſſen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er ſich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Ruſſen auf einem Poſten, den zu befeſtigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, ſechs Stunden lang, und zog ſich ohne großen Verluſt zurück. Dieſe That gründete ſeinen militäriſchen Ruf. Als der König Stanislaus ſich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Offiziere ihren Abſchied. Darauf mußte er Polen verlaſſen. Er begab ſich nach Leipzig. Um dieſe Zeit ertheilte ihm die geſetzgebende Verſammlung in Frankreich den Titel eines franzöſiſchen Bürgers. Bald rief ihn ſein Vaterland zurück. Dieſes wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaßungen des ruſſiſchen Geſandten Grafen von Sievers und des Generals Igelſtröm, der zugleich die ruſſiſchen Truppen in Warſchau befehligte und Geſandter war, von Rußland ſo abhängig, daß es ohne deſſen Einwilligung die ihm aufgedrungene Verfaſſungsform nie ändern oder verbeſſern ſollte. Da beſchloſſen insgeheim einige edle Polen in Warſchau das Joch abzuwerfen. Sie wählten Kosciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte daſſelbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontai (ſ. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab ſich Kosciuszko an die Grenze, nebſt Zajonczeck, den er nach Warſchau ſandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber die polniſche Armee theils unter die ruſſiſche geſteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden ſollte, brach der Aufſtand vor der Zeit aus. In Poſen widerſetzte ſich Madalinski der Auflöſung ſeines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Kosciuszko kam in Krakau an, als eben die ruſſiſche Beſatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau, vom 24. März 1797, an deren Spitze Kosciuszko die Polen aufrief, die Conſtitution vom dritten Mai wiederherzuſtellen. Seume nennt das Manifeſt unklug, weil es perſönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton deſſelben war auf die polniſche Nation berechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und ſtrengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennen, als üppige Fürſten nach Willkühr ein armes, gedrücktes Volk, die Polen, jacobiniſcher Grundſätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deshalb dem geſetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, ſich eine dauerhafte Verfaſſung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treuloſe Aufhebung ſeines mit Polen geſchloſſenen Schutzbündniſſes möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden

Polen, der ein Herz für ſein Vaterland hatte, empören. Als Kosciuszko hörte, daß die Ruſſen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geſchütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Senſen und Piken bewaffnet, ſchlug er bei Raclawice, den 4. April 1794, 12,000 Ruſſen. Darauf brachte er ſein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte ſich mit dem General Grochowski. Unterdeſſen hatten Warſchau und Wilna die ruſſiſchen Beſatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volkswuth Einhalt, ſandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warſchau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann ſtark vorrückten. Kosciuszko griff ſie bei Sczekociny den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapferſten Widerſtande geſchlagen. Er zog ſich in das verſchanzte Lager vor Warſchau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warſchau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermordete einen Theil der Gefangenen, und henkte einige von den Ruſſen erkaufte Polen auf. Allein Kosciuszko beſtrafte die Schuldigen und ſtellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte ſich der König von Preußen mit den Ruſſen, und belagerte Warſchau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten ſchlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich trat unter Dombrowski ganz Großpolen gegen die Preußen unter die Waffen. Dies und der Verluſt eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen, die Belagerung von Warſchau aufzuheben. So behauptete ſich der kühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 ſchlechtbewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zuſammen gegen 150,000 Mann ſtark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen ſeiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einſt ſein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an ſeiner Bürgertugend, welche durch ächte Religioſität das Volk begeiſterte. Kosciuszko verwaltete die Republik mit unumſchränkter Gewalt, aber er bediente ſich ihrer mit Waſhingtons Rechtsſinn und mit Cäſars Thätigkeit. Er ſorgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anſchaffung der Kriegsbedürfniſſe, er leitete die Einnahmen und Ausgaben ſelbſt, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und ſeine Nächte, alle ſeine Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich ſicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenſchaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach jacobiniſchen Grundſätzen frei ſein wolle, und gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchſte Gewalt zurück. So ein Ariſtides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die dem Biſchofe von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Geſetze zuerkannte Todesſtrafe, auf Verwenden des päpſtlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das der Geiſtlichkeit ergebene Gemüth des Volks ſchonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorſam und Ordnung nichts wiſſen wollten, bewieſen! Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er dieſem verdächtigen und gehaßten Schwächling eine Theilnahme an der Gewalt geſtatten, welche die Nation allein ihm übertragen hatte. Indeſſen handelte er zu mild gegen die Verdorbenen unter ſeinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken laſſen, wo

nur der Strang die Feigen und Verräther ſchrecken könnte. Hätte die Nation zu ihm ſich erhoben, ſie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm verzweifelte, Kosciuszko zu beſiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! Endlich entſchied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow ſchlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sieralowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Litthauen vor, und vereinigte ſich mit jenem; der ruſſiſche General Ferſen ſollte mit 12,000 Mann zu ihnen ſtoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warſchau mit 21,000 Mann entgegen. Poninski ſollte mit ſeiner Diviſion zu ihm ſtoßen; allein die Ruſſen fingen die Botſchaft auf. Nun griffen die vereinigten Ruſſen, welche dreimal ſtärker waren, unter Ferſen, den 10. October bei Maczicwice das polniſche Heer an, (12 Meilen von Warſchau); dreimal zurückgeſchlagen, durchbrachen ſie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kosciuszko ſank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor ſein Vaterland Alles. Suwarow ſtürmte Praga den 4. November. Warſchau unterwarf ſich den 9. November. Madalinski verließ Großpolen. Ein öſterreichiſches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. So ging Polen unter. Hätte Polen Kosciuszko's Geiſt erfüllt, ſein Vaterland würde nicht zu Grunde gegangen ſein. Aber unnütz für ihr Vaterland waren die, welche ihm ſich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung Europa's war durch die edle Anſtrengung der Beſiegten für die unglücklichen Polen gewonnen; und Kaiſer Alexander hat die theuerſte Hoffnung der Nation, mit welcher ſie von Napoleon grauſam hingehalten ward, — die Wiederherſtellung des Königreichs Polen mit einer freien Verfaſſung, — im J. 1815 großmüthig erfüllt. Eine Nation, die ſolche Männer erzeugte, wie Kosciuszko war, konnte nicht untergehn. Catharina ließ den Helden und ſeine edlen Genoſſen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab perſönlich dieſe Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweiſe ſeiner Achtung aus. Er beſchenkte ihn mit 1500, und ſeinen Freund, den Dichter Niemcewicz mit 1000 Bauern. Beide begaben ſich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, im J. 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikaniſchen Freiheitskriege in ſein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit ſeinen braven Genoſſen in Amerika Schutz und Achtung. Im J. 1798 ging er nach Frankreich. Alle Parteien nahmen den Helden der Freiheit feſtlich auf. Seine Landsleute in der italieniſchen Armee überſchickten an ihn den Säbel Johann Sobieski's, welchen ſie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherſtellung Rußland wehe zu thun, und ſich die Herrſchaft über das öſtliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht blos durch Krankheit, ſondern vielmehr durch ſein Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Ruſſen zu dienen gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowski's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte ſelbſt auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er dieſem Lande eine freie Nationalverfaſſung und ſeine alten Grenzen geſichert ſähe. Fouché ſollte alles verſuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, ſogar mit Gensd'armerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Feſtigkeit: „Gut, ſo

werde ich allen Polen ſagen, daß ich nicht frei bin." Einen Aufruf an die Polen, den man unter ſeinem Namen den 1. Nov. 1806 im Pariſer Moniteur las, hat er für unächt und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte ſich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiſte Kosciuszko im J. 1815 mit Lord Stewart nach Italien. Im J. 1816. ließ er ſich in der Schweiz, zu Solothurn, nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf ſeinem Gute Siecnowicze in Polen die Leibeigenſchaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthſchaft ſeine liebſte Beſchäftigung. Er lebte einſam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlaſſung ſeines Todes. Er ſtarb mit ruhiger Faſſung den 15. Octob. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahr alt. Sechs Greiſe trugen den Sarg. Er war nie verheirathet. Von ſeiner Familie lebt nur ein Neffe. Im J. 1818 hat Fürſt Jablonowski, auf Koſten des Kaiſers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, deſſen Beiſetzung in Krakau der Kaiſer auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmahl errichtet. K.

Kothe heißt im Niederſächſiſchen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und deſſen Beſitzer deshalb blos zu Hand- und Fußdienſten verbunden iſt. — Daher heißen Kothſaſſen, Koſaſſen, (Köther, auch Hinterſaſſen) zum Unterſchiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh noch Länderei beſitzen. Oft werden auch die ſogenannten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hinterſaſſen belegt. Ehemals waren die Kothſaſſen (adscriptitii) eine Art von Leibeigenen, welche an ein gewiſſes Gut gebunden waren, mit dem ſie auch anderweitig verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), beſonders in Halle, ſind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz geſotten wird.

Köthen (Anhalt-), ein zum deutſchen Bunde gehöriges Herzogthum. Als nach Joachims I. Tode 1586 (ſ. Anhalt) deſſen vier Söhne — der fünfte ward anderweit abgefunden, — ſich in die anhaltiſchen Länder theilten, erhielt Ludwig Köthen. Seine Regierung zeichnete ſich durch wohlwollendes Intereſſe für Künſte und Wiſſenſchaften aus: ſo hatte er z. B. den bedeutendſten Antheil an der 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft, oder dem Palmenorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch ſeinem Lande geſchlagen hatte, ſuchte er durch weiſe Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach ſeinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam ſein Sohn, Wilhelm Ludwig, zur Regierung. Dieſer ſtarb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenſchaft. Jetzt fielen laut des Theilungsvertrags (ſ. Anhalt) die köthenſchen Länder an die Söhne Auguſts, des ältern Bruders Ludwigs, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau beſeſſen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7 Nov. 1669 ohne Erben ſtarb, ſo vererbte der ganze köthenſche Ländertheil auf ſeinen Bruder Emanuel. Dieſer ſtarb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung ſeinem noch ungebornen Sohne, Emanuel Lebrecht, welcher dieſelbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 ſtarb. Er ſtiftete zuerſt das Recht der Erſtgeburt in ſeinem Hauſe, welches aber, da der Kaiſer ſeine Zuſtimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und Auguſt Ludwig, einen Streit erregte, der

bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da dieſer aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen geſtorben war, ſo gelangte der zweite Bruder Auguſt Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen ſehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der in öſterreichiſchen Dienſten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17. Oct. 1789 zu Semlin ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Auguſt Chriſtian Friedrich, am 18. Nov. 1769 geboren, war ſein Nachfolger. Er trat als ſouveräner Herzog am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organiſirung ſeines Landes, namentlich mit der Einführung des franzöſiſchen Geſetzbuchs beſchäftigt, als er im J. 1812 ſtarb. Seitdem führte Deſſau die Adminiſtration für den am 20. Sept. 1802 gebornen, unmündigen Herzog, Ludwig Auguſt Carl Friedrich Emil, einen Brudersſohn des letztverſtorbenen Herzogs. Als dieſer aber in Leipzig, wo er ſtudirte, 1818 geſtorben und das Haus mit ihm erloſchen war, gelangte die Seitenlinie Anhalt-Pleß (Fürſt Ferdinand, geb. 1768) zur Regierung. Die Geſammtbeſitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Das ganze Land enthält 4 Städte, 7 Aemter und 94 Dörfer. Die Hauptſtadt Köthen zählt 700 Häuſer und 6000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derſelben iſt der Saal, in welchem die Wappen und Denkſprüche der von Ludwig 1617 geſtifteten fruchtbringenden Geſellſchaft befindlich ſind.

Kotzebue (Aug. Fried. Ferdinand von), geb. 3 Mai 1761 zu Weimar, wo ſein Vater herzogl. Legationsrath war, und ſeine Mutter noch lebt. Durch Lebhaftigkeit und Gefühl zeichnete er ſich ſchon als Kind aus, und noch nicht ſechs Jahre alt, wagte er die erſten poetiſchen Verſuche. Seine Neigung zur Schauſpielkunſt wurde früh durch die damalige ſehr gute Schauſpieler-Truppe in Weimar, bei welcher ſich die Familien Seiler, Brandes, Böck, und Eckhof befanden, geweckt. Kotzebue beſuchte um dieſe Zeit das Gymnaſium, wo Muſäus, nachmals ſein Oheim, durch Unterricht und Beiſpiel vorzüglich auf ihn wirkte. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Univerſität nach Jena ging, wo ſeine Liebe für die Schauſpielkunſt in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu ſeiner Schweſter, die ſich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf dieſe Univerſität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte, und ſich auf die Jurisprudenz legte, ohne darum aufzuhören, für das Theater zu leben und Mancherlei zu dichten. Ein kleines Luſtſpiel: die Weiber nach der Mode, hatte einige wirklich komiſche Züge. Bald hierauf wurde er examinirt und Advocat. Jetzt genoß er ganz die Freundſchaft des redlichen Muſäus, und verſuchte, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Muſäus nachzuahmen, wovon ſein Ich, eine Geſchichte in Fragmenten, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging darauf 1781 nach Petersburg, wohin er durch den preußiſchen Geſandten daſelbſt, den Grafen Görz, berufen wurde. Er wurde Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieſer die Direction des deutſchen Theaters erhielt, ſo kam Kotzebue wieder in ſein Element. Nach zwei Jahren aber ſtarb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiſerin empfohlen hatte, ſo wurde dieſer zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Aſſeſſor des Oberappellationstribunals in Reval

angeſtellt. Im J. 1785 wurde er Präſident des Gouvernementsmagiſtrats der Provinz Eſthland, und als ſolcher in den Adelſtand erhoben, einen Stand, den er wahrſcheinlich durch ſein Werk: über den Adel, verſöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter ſo oft preis gegeben hatte. Zu Reval war es, wo es ſeinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche ihn zum Liebling des Publicums machten. Seine Leiden der ortenbergiſchen Familie (1785 fg.) und ſeine kleinen geſammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerſt ſeine gefällige und mannigfaltige Darſtellungsgabe auf eine glänzende Weiſe: vorzüglich waren es aber doch ſeine beiden Schauſpiele, Menſchenhaß und Reue uud die Indianer in England, welche dem Dichter in ganz Deutſchland den größten Beifall erwarben. Seine erſchütterte Geſundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reiſe nach Pyrmont, wo er durch ſeinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eiſernen Stirn, den er ſogar unter Knigge's Namen erſcheinen ließ, einen großen Theil der Achtung verſcherzte, die das Publicum ihm zugewendet hatte. Nach dem Tode ſeiner Gattin ging er nach Paris, und dann eine Zeitlang nach Mainz. Er nahm hierauf ſeine Entlaſſung, und zog ſich 1795 auf das Land zurück, wo er ſich 8 Meilen von Narva in Eſthland den kleinen Landſitz Friedenthal erbaute. Die jüngſten Kinder meiner Laune und über 20 Schauſpiele gehören in dieſen Zeitraum. Darauf ward er nach Wien als Hoftheaterdichter an Alxingers Stelle berufen. Hier erſchien ein ziemlicher Theil ſeiner Neuen Schauſpiele, die jetzt 23 Bände anfüllen. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm ſeine Stelle in Wien verleideten, ſuchte er nach zwei Jahren um ſeine Entlaſſung an, und erhielt dieſelbe mit 1000 Gulden jährlicher Penſion. Er lebte jetzt wieder in Weimar; entſchloß ſich aber nach Rußland zurückzukehren, wo ſeine Söhne im Cadettenhauſe zu Petersburg erzogen wurden. Der ruſſiſche Geſandte in Berlin, Bar. v. Krüdener, gab ihm den nöthigen Eingangspaß; allein an der ruſſiſchen Grenze ward er (April 1800) verhaftet, und, ohne zu wiſſen warum, nach Sibirien geſchleppt. Ein günſtiger Zufall rettete ihn. Ein junger Ruſſe, Namens Krasnopulski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutſcher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Ruſſiſche überſetzt. Dieſe Ueberſetzung wurde dem Kaiſer Paul in der Handſchrift vorgelegt, welchen das Stück dergeſtalt entzückte, daß er ſogleich Befehl ertheilte, den Verfaſſer aus ſeiner Verbannung zurück zu holen, und dem Zurückgekehrten ſeine vollkommene Gnade zuwendete. Unter andern beſchenkte er ihn mit dem ſchönen Krongute Worokull in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutſchen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Herr v. Kotzebue hat jenes Exil ſelbſt romanhaft genug beſchrieben. (S. von ihm: Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. Er gerieth darüber in Streit mit H. Maſſon, dem Verf. der Mém. secrets sur la Russie.) Nach dem Tode Pauls I. bat Kotzebue um Entlaſſung, und erhielt dieſelbe mit dem Titel eines Collegienraths. Er wendete ſich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte: dann aber zog er nach Jena. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald ſo verdrießlich, daß er im J. 1802 nach Berlin ging, wo er, vereinigt mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Kotzebur und Merkel machten nun Partei gegen Göthe und deſſen Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel; und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für

die elegante Welt, Partei für dieſe genommen hatte, ſo gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Beluſtigung des Publicums. Eine ernſtere Folge jener Irrungen zwiſchen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaiſchen Literaturzeitung nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Außer mehrern größern dramatiſchen Werken, fing er in dieſer Zeit den Almanach dramatiſcher Spiele an, der bis jetzt fortgeſetzt wird. Seine Erinnerungen aus Paris, ſo wie die aus Rom und Neapel (wohin er in den J. 1803 und 1804 gereiſet war), enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falſche. Hierauf begab er ſich, um die Geſchichte Preußens zu ſchreiben, im J. 1806 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verſtattet war. Sein Werk: Preußens ältere Geſchichte (4 Thle. Riga 1809), iſt zwar kein hiſtoriſches Kunſtwerk, verdient aber beſonders wegen der darin abgedruckten Urkunden ausgezeichnet zu werden. Das für die preußiſche Monarchie ſo unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete nach Rußland, wo er ſeitdem nie aufhörte, die Franzoſen und ihren Kaiſer mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftſteller zu Gebote ſtehen, (z. B. in der Zeitſchrift die Biene) zu bekämpfen. Das deutſche Publicum griff um ſo begieriger nach ſeinen confiscirten Blättern, je weniger in Deutſchland vor der franzöſiſchen Polizei ein freies oder gar kühnes Wort verlautbaren konnte. Da nun unter ſolchen Umſtänden ſeine politiſchen Aeußerungen die Aufmerkſamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, ſo ſchien er bei der großen Wendung der politiſchen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die den Franzoſen ſo ungünſtige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem ruſſiſchen Hauptquartiere, und gab in Berlin eine Zeitlang ein ruſſiſch-deutſches Volksblatt heraus. Im J. 1814 ging er als ruſſiſcher General-Conſul in die preußiſchen Staaten nach Königsberg, wo er nebſt mehreren politiſchen Flugſchriften, größern und kleinern Luſtſpielen, auch eine ſehr einſeitige Geſchichte des deutſchen Reichs geſchrieben hat. Im J. 1816 wurde er als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angeſtellt und erhielt im J. 1817 mit einem Jahrgehalte von 15000 Rubel den Auftrag, ſich nach Deutſchland zu begeben, um über den Zuſtand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiſer Alexander unmittelbar einzuſenden. Er that dies in Weimar, ſpäter in Mannheim, und ſchrieb zugleich ein literariſches Wochenblatt, in welchem er ſich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth ſchienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeiſt höchſt einſeitig abſprach. Man ſah, daß ihm Deutſchland und die neue Zeit fremd geworden war. Indeß fand ſeine „Koſackentaktik", mit der er die liberalen Ideen, vorzüglich das Verlangen der Völker (die er ſämmtlich für unmündig erklärt) nach ſtändiſchen Verfaſſungen, Preßfreiheit u. ſ. w. im Namen des geſunden Menſchenverſtandes, für deſſen Repräſentanten er ſich anſah, angriff, bei einer gewiſſen Claſſe von Leſern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen eines nicht kleinen Theils der Nation, und man glaubte in dem durch den Volksfreund von Ludwig Wieland bekannt gewordenen franzöſiſchen Bülletin, das Kotzebue an den Kaiſer Alexander über die politiſche Literatur der Deutſchen eingeſandt, eine leichtſinnige, in dieſem Falle ſtrafbare Flüchtigkeit zu

bemerken, mit der er Stellen aus Schriften ausgehoben und franzöſiſch überſetzt hatte, ohne den Sinn der Verfaſſer, deren politiſche Anſichten er verketzerte, einmal zu treffen. — Man ſieht aus dieſer ganzen Schilderung, daß Kotzebue in gleichem Maſſe ein Mann von ungemeinen Talenten und ein Schooßkind des Glücks iſt. Beinahe möchte man ihn in mancher Hinſicht den deutſchen Voltaire nennen, denn beide haben ſich in denſelben Fächern verſucht als Dichter, als Philoſophen, als Hiſtoriker, als Kritiker, beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, verwandte Senſibilität und Wärme, ſich ähnelnden Geiſt, Witz und Ton, ſich gleichende Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, ſo wie denſelben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftſteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Correctheit, Eleganz und Univerſalität wird Kotzebue von Voltaire unendlich übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, ſo lange es eine franzöſiſche Sprache giebt. Die Kotzebueſchen Schriften ſind ſchon jetzt größtentheils vergeſſen. Voltaire war dabei bis zu ſeinem letzten Athemzuge der eifrigſte Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Willkühr der Fürſten, und der Zuſtand Europens vor der franzöſiſchen Revolution iſt ihm der Typus des höchſten Völkerglücks. Dadurch reizte er einen ſchwärmeriſchen Jüngling, Sand, (S. d. A. Bd. X, 956.) bis zum Fanatismus; er fiel unter den Dolchſtichen deſſelben in Mannheim den 23. März 1819. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter und 13 Kinder. S. d. Leben A. v. K. nach ſ. Schriften und authent. Mittheil. Lpz. Brockhaus 1819.

Kotzebue (Otto von) der Sohn des vorigen, ruſſiſcher Seecapitän, unternahm, auf Koſten des Grafen Romanzow, im Auguſt 1814 mit der Brig Rurik eine Reiſe um die Welt. Er umſegelte das Cap Horn, und ſuchte eine Durchfahrt im nördlichen Eismeere nach dem nordatlantiſchen Meere, von Kamtſchatka aus, das er im Juli 1816 verließ, worauf er durch die Beringsſtraße, an der Küſte von Amerika hin bis zum 67° fuhr, und nach Oſten zu ein großes Land entdeckte. Auch in der Südſee hat er mehrere Inſelgruppen, denen er die Namen Romanzow, Spiridow, Kutuſow u. ſ. w. beilegte, entdeckt, und intereſſante Nachricht von ſeiner Reiſe bekannt gemacht. Er kam gegen die Mitte des Jahres 1818 von ſeiner Reiſe nach Europa zurück; ſeinen Reiſebericht läßt jetzt (1819) der Graf Romanzow drucken. — Ein Bruder von ihm, der ebenfalls ruſſiſcher Offizier iſt, befand ſich im Gefolge des ruſſiſchen Generals Yermaloff, auf der Geſandtſchaftsreiſe in Perſien.

Kotzeluch (Leopold), wurde 1792 als kaiſerlicher Hofkapellmeiſter an Mozarts Stelle berufen, und ſtarb am 8. Februar 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, ſtudirte in dieſer Stadt die Muſik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen ſo allgemeinen Beifall erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebſt drei Pantomimen ſetzen mußte. Er verließ darauf Prag und begab ſich nach Wien, welche Stadt er nachher zu ſeinem immerwährenden Aufenthaltsorte wählte. Kotzeluch iſt einer unſrer geſchätzten Tonkünſtler, deſſen Compoſitionen, (beſonders ſeine Werke für das Pianoforte,) ſich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, ſo wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie ſehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Dieſe Eigenſchaften laſſen den Dilettanten, für welchen er vorzugsweiſe zu

ſchreiben ſchien, vergeſſen, daß ihm Tiefe der Kunſt, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle abgehen. Außer einigen Opern, von welchen keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehrern Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehrern Sinfonien und Inſtrumentalſachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, herausgegeben.

Kraftmehl, ſ. Mehl.

Krahn, Kran, Kranig, Cran, iſt ein Hebezeug, Laſten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Dieſe Maſchine beſteht aus einem ſchräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen ein anderer Balken (Krahnbalken) dergeſtalt gelegt iſt, daß die ganze Maſchine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben iſt eine Rolle angebracht, über welche das Zugſeil läuft, an deſſen einen Ende die Laſt angehängt, das andere aber um eine Welle geſchlagen wird, welche ſich durch Räder (Krahnräder) umtreibt. Dieſe Maſchinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuſe verſehen zu ſein. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Laſten aus den Schiffen oder in die Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieſer Maſchine ſtammt offenbar von dem Vogel Kranig, Kranich, ab, weil die Maſchine einige Aehnlichkeit mit dem Baue dieſes Vogels hat. — Das Krahnrecht iſt das Recht, einen ſolchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verſtanden, die Schiffer zu zwingen, an einem beſtimmten Orte ihre ſämmtlichen Waaren auszuladen und ſie daſelbſt zu verzollen.

Krain, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Oeſterreich.

Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) ſoll ein Seeungeheuer von dem Geſchlechte der Polypen, der Sage nach, das größte Thier unſerer Erde und einer ſchwimmenden Inſel gleich ſein. Nach dem fabelhaften Berichte des Pontoppidan, welcher, als der erſte Schriftſteller, in ſeiner norwegiſchen Naturgeſchichte dieſes Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt ſich daſſelbe dann und wann in den norwegiſchen Gewäſſern ſehen, trägt eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf ſeinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt ſich nur bei ſtiller Witterung über das Meer, um ſich daſelbſt auf ein ganzes Jahr ſatt zu freſſen, und dann, bei erhobenem Winde, wieder langſam in die Tiefe zu ſinken. Bei dieſem Unterſinken ſoll es einen ungeheuern Seeſchlund verurſachen, der Alles mit ſich fortreißt. Dieſe offenbar mährchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftſtellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Ausſage einer engliſchen Heringsbuyſe, welche dieſes Ungeheuer im Auguſt 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. Auguſt 1786 geſehen zu haben beſtätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß entweder dicke, niedrigſtehende Nebel, welche zuweilen, ſelbſt von erfahrnen Seeleuten, für Küſten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei ſtiller See ſichtbar werden, bei ſtürmiſchem Wetter aber wieder verſchwinden, oder endlich Wallfiſche Veranlaſſung zur Erzählung von dieſen Kraken gegeben haben. Nach einer nordiſchen Sage ſoll das ſogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken ſein.

Krampf, ein krankhafter Zuſtand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zuſammenziehung der Muskeln beſteht. Die Muskelbewegung iſt an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkührlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen, des Kopfes, des Geſichts u. a. m., theils unwillkührlich, nach Beſtimmung gewiſſer Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. ſ. w.; andere Bewegungen der Muskeln gehen unwillkührlich vor ſich, gehorchen aber auch dem Einfluſſe des Willens, z. B. die Muskeln des Bruſtkaſtens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht ſich der Muskel zuſammen, verkürzt ſich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befeſtigt iſt. Geſchieht bei den der Willkühr unterworfenen Muskeln dieſe Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern aber heftiger, anhaltender und dem Zwecke nicht angemeſſen, ſo entſteht eine unwillkührliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, ſchmerzhaften Gefühle von Spannung und Anſchwellung des Muskelfleiſches, welche die Zeichen des Krampfes ſind. Die Krämpfe ſelbſt ſind ſehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf dieſe oder jene Muskelpartie anhaltend oder abwechſelnd wirkt. Toniſche Krämpfe ſind anhaltend; cloniſche, abwechſelnd; Convulſionen ſind heftig, ſtoßweiſe; Catalepſie, Epilepſie (ſ. dieſe Art.), Herzklopfen, Stammeln, Bruſtkrämpfe, St. Veitskrampf, Starrkrampf, das ſardoniſche Lachen u. ſ. w. gehören hierher. Menſchen, deren Nervenſyſtem beſonders empfindlich und deren Muskelſyſtem ſchwach iſt, ſind den Krämpfen am meiſten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, und kränkliche, hypochondriſche Männer. Krampfſtillende Mittel ſind ſolche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Grenzen ſetzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit deſſelben überhaupt herabgeſetzt, regulirt und beſchränkt oder die Stärkung des Muskelſyſtems bewirkt. Wenige Mittel wirken jedoch nur allein und unmittelbar auf die Nerven, die meiſten zugleich erhitzend auf das Blutſyſtem. Der Gebrauch derſelben erfodert daher Vorſicht. H.

Krankenhäuſer ſind zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken, zuweilen auch noch zum Unterricht und zur Uebung angehender Aerzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäuſern in Berlin (Charité), in Wien, Würzburg u. a. m. beſtimmt. Obgleich mit den Krankenhäuſern mehrere Nachtheile verbunden ſind, die nicht allemal vermieden werden können, ſo haben doch die Vortheile, welche ſie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Urſache zur Entſtehung der meiſten Krankenhäuſer war, konnten viele Mangelhaftigkeiten bei der erſten Stiftung und Errichtung derſelben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbeſſerungen den meiſten Mängeln abgeholfen wurde, ſo konnten doch ſelten die Fehler der erſten Anlage ganz vertilgt werden. Daher findet man, ſo viele Krankenhäuſer es auch giebt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erforderniſſen derſelben vollkommen entſprechen. Es müſſen aber bei der Anlage eines Krankenhauſes beſonders folgende Regeln beobachtet werden: Es muß an einem freien, luftigen, trockenen und hinlänglich großen Platze gebaut werden, der fließendes Waſſer in der Nähe oder wenigſtens Brunnenwaſſer in Ueberfluß hat. Kranken-

häuſer, die in Plätzen, vom beſtändigen Luftwechſel abgeſchnitten, ſumpfig ſtehen, oder Mangel an Waſſer leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten mit ſich, ſondern werden auch durch verderbte Luft, Mangel an Reinlichkeit, die ſchlimmſten Brutneſter fauliger, bösartiger, anſteckender Krankheiten. Bei dem Baue ſelbſt muß Alles vermieden werden, was dem Zwecke des Krankenhauſes zuwider wirkt. Die Steine müſſen trocken und feſt, nicht dem Salpeterfraß unterworfen ſein, welches die Mauern feucht und kältend macht. Die Koſten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglicher Raum ſein, damit die Kranken nicht zu enge beiſammen wohnen, und die gehörige Lüftung möglich bleibt. Die Oefen müſſen zur gleichmäßigen Erwärmung gehörig vertheilt, die Krankenſtuben nicht nach der Wetterſeite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig, die Geräthe von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eiſen ſein, und bei der übrigen Möblirung alle wollene Stoffe vermieden werden, weil in wollenen Zeugen ſich die Anſteckungsſtoffe leichter feſthängen. Die verſchiedenen Abtheilungen der Kranken müſſen von einander gehörig abgeſondert, die anſteckenden getrennt, die Kranken ſelbſt nicht zu ſehr angehäuft ſein, und die Zahl der Aerzte, Chirurgen und Krankenwärter mit der Menge der Kranken in Verhältniß ſtehen; auch müſſen alle gehörig belohnt werden, damit der Staat die ordentliche Beſorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu verſorgenden Kranken nicht zu verſchieden ſein, weil eins das Andere ſtört. So taugt es nicht, wenn ein und daſſelbe Krankenhaus, noch dazu von beſchränktem Raume, auch Wahnſinnige, oder wohl gar Schwangere und Geſunde zur bloßen Verſorgung aufnehmen ſoll. Es iſt beſſer, dafür verſchiedene Anſtalten abgeſondert zu errichten, und ſelbſt unter den Kranken die blos chirurgiſchen, die veneriſchen und krätzigen, abgeſondert zu verſorgen. Einige der vornehmſten Krankenhäuſer in Europa ſind: das Friedrichshoſpital in Copenhagen, geſtiftet im Jahre 1756 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernſtorf; in Stockholm das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hoſpital; in Turin das Hoſpital vom heiligen Johannes; in Mailand das große vom Herzoge Franceſco Sforza geſtiftete Hoſpital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt a. M. das Senkenbergiſche Hoſpital; in Würzburg das Juliushoſpital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m. H.

Krankheit, iſt derjenige Zuſtand des lebenden Organismus, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen geſtört iſt. Jede Krankheit trübt alſo die reine Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung von derſelben in der Wirklichkeit erſcheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Geſundheit), ſondern es wird dazu erfodert, daß dieſelbe das Organ in ſeiner Verrichtung ſtöre. Man kann daher die Krankheit auch als eine Abweichung von der relativen Geſundheit beſtimmen. Die Gefahr der Krankheit für das Leben hängt davon ab, in wiefern ſie in einem zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Organe oder Syſteme Statt findet, die geſtörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung ſelbſt anhaltend oder vorübergehend iſt. So iſt z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchſt wichtiges Organ, und die Ver-

letzung deſſelben, oder eine anhaltende Hemmung ſeiner Verrichtungen erſcheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen iſt beſtimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher dieſe bald zu verlöſchen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher iſt ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit des Sinnorgans, doch für das Leben an und für ſich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann, ſeiner Blindheit ungeachtet, ſo alt werden als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, in ſo fern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Organe und an einer beſtimmten Stelle des Organismus zu bemerken iſt, oder das Ganze deſſelben leidet. Da jedoch alle einzelne Organe mit den andern in Verbindung ſtehen, die einzelnen Syſteme des Körpers ſich allenthalben zeigen, und ihre Verrichtungen wechſelſeitig einander beſtimmen, ſo iſt es nothwendige Folge, daß, wenn das eine angegriffen, und deſſen Verrichtung geſtört iſt, auch bald die Verrichtung eines andern, und zwar zuvörderſt des zunächſt mit ihm verbundenen, darunter leiden muß. Iſt alſo das urſprünglich ergriffene Organ ein wichtiges, auf viele andere Einfluß habendes, ſo werden bald auch in mehrern andern Krankheitserſcheinungen zu bemerken ſein. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchſaftes, von der Beſchaffenheit des Milchſaftes die Qualität des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Iſt alſo der Magen in ſeiner Verrichtung geſtört, ſo kann zwar anfangs dieſe Krankheit blos örtlich ſein, allein bald wird die Beſchaffenheit des Blutes ſchlechter werden, weil der Nahrungsſtoff, ſchlecht bearbeitet, einen ſchlechten Milchſaft für das Blut liefert, welcher als roher fremdartiger Stoff die Lebensluft aus der Atmoſphäre (das Sauerſtoffgas) wenig aufnimmt. Daher wird der ganze Körper ſchwach, die Lebenskräfte ſinken, die Ernährung des Körpers leidet, und ſo wird die Krankheit allgemein. Die Krankheiten werden ferner eingetheilt nach der Länge ihrer Dauer in hitzige und langwierige (acute und chroniſche). Unter die erſten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchſtens 4 Wochen beendigen. (Vergl. d. Art, Chroniſch). So macht man ferner einen Unterſchied zwiſchen innerlichen Krankheiten, welche einen inneren Theil, oder ein ganzes Syſtem des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber und dergleichen, und äußerlichen, welche blos auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Krankheitsanlage iſt die hervorſtechende Neigung zu irgend einer beſondern Abweichung von der relativen Geſundheit. Sie iſt alſo auch nicht Krankheit ſelbſt, kann aber bei gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in dieſe übergehen, als bei einem andern Menſchen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine ſchwache Bruſt und reizbare Lungen hat, kann ſich immer dabei relativ geſund befinden, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft von Catarrh oder einer andern Bruſtkrankheit eher befallen werden, als bei einem Andern der Fall ſein würde. — Krankheitsurſachen ſind diejenigen, welche den Grund der wirklichen Ausbildung und Erſcheinung der Krankheit enthalten. Man unterſcheidet dabei die nächſte Urſache, welche in derjenigen Veränderung in dem Organismus beſteht, die den voll

ſtändigen Grund aller andern darauf folgenden in ſich enthält und die entfernten Urſachen, welche in ſolchen ſchädlichen Einwirkungen auf den Körper beſtehen, die theils die erſte Abweichung ſetzen, theils zum Uebergang aus der Krankheitsanlage in die wirkliche Krankheit Veranlaſſung geben. — Krankheitserſcheinungen (Symptome) ſind die ſinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform iſt die Reihe von Erſcheinungen in und an dem Körper, wodurch ſich eine beſtimmte Krankheit äußerlich offenbart und von allen andern unterſcheidet. Dieſe ſind theils zugleich vorhanden, theils folgen ſie in beſtimmter Ordnung auf einander (ſucceſſive Symptome) nach den Geſetzen des Organismus, nach dem Zuſammenhange der Organe und Syſteme in demſelben, und ihrer Wechſelwirkung auf einander. — In ſo fern die Krankheitsform bei jedem Menſchen durch deſſen individuelle Conſtitution, Anlage und eigene Verhältniſſe modificirt wird, entſteht der einzelne Krankheitsfall. Unter Kränklichkeit verſteht man den Zuſtand der zwiſchen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne ſchwebt. H.

Kraſinski, (Vincenz Graf), polniſcher General, aus einer in den Jahrbüchern ihrer Nation berühmten Familie. Er war Napoleons Kammerherr, und Oberſter des erſten franzöſ. Ulanen-Regiments leichter Pferde. Im J. 1812 ging er zuerſt mit ſeinem Regimente, ſchwimmend, über den Niemen, und nahm an allen Treffen Theil; das Jahr darauf ward er Brigade- und 1814 Diviſions-General. Den 13ten März d. J. entſchied er den Sieg bei Rheims, indem er den Feind von der Straße nach Berry au Bac abſchnitt, ſo daß derſelbe 22 Kanonen 5000 Gefangene und 100 Wagen verlor. Nach Napoleons Fall wandten ſich, mit Bonaparte's Erlaubniß, die Polen in ſeinem Heere an den Kaiſer Alexander, der ihnen ihre Adler und Waffen ließ. Darauf führte der General Kraſinski die Ueberreſte des polniſchen Heeres nach Polen zurück, und hielt in Poſen den 25. Auguſt 1814 ſeinen feierlichen Einzug.

Krater, ſ. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überſtreicht und auf Papier abdruckt. Dieſe Kunſt ward zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von dem pſeudonymen Schriftſteller Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jac. Wecker, welcher 1586 ſtarb, für eine und dieſelbe Perſon hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 ſtarb, ſoll dieſe Kunſt gelehrt haben, und der nun verſtorbene Profeſſor Baier beſaß eine Sammlung ſolcher Pflanzenabdrücke aus dem 16ten Jahrhunderte. Heſſel, der 1707 in Amerika die Pflanzen ſelbſt zu den Typen oder Abdrücken in botaniſchen Werken gebrauchte, iſt alſo nicht der erſte Erfinder dieſer Kunſt. Der Profeſſor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erſte ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier ſchwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Dieſe Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunſt die Beſitzungen Kniephofs 1736 in Aſche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbeſſerte darauf mit Hülfe des Profeſſors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. Im J. 1728 verfertigte der Engländer Kirnhals die erſten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunſt 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, faſt alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) ſo abzudrucken, daß ſie mindeſtens den

Kupferſtichen an die Seite geſetzt werden können, vor denen ſie den Vorzug der größern Wohlfeilheit und Natürlichkeit haben.

Kräuterkunde (mediciniſche) gehört als Hülfswiſſenſchaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterſcheiden deßwegen die beſondere Kräuterkunde, in mediciniſcher Rückſicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik, Pflanzenkunde laſſen wollen, und rechnen zu jener blos die Summe von botaniſchen Kenntniſſen, deren der Arzt, als ſolcher, zu ſeiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profeſſion muß den ganzen Umfang dieſer Wiſſenſchaft inne haben; dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derſelben, ein Menſchenleben beinahe ausſchließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu ſeinem Hauptſtudium machen wollte, würde daher ſeiner Ausbildung ſehr ſchaden, da die Arzneikunde ſelbſt für ſich eben ſo viel Zeit erfodert. Die mediciniſche Kräuterkunde beſteht in der hiſtoriſchen Kenntniß derjenigen Pflanzen, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, in der Kenntniß der Phyſik der Pflanzen, in ſoweit ſie dazu dient, den organiſchen Bau derſelben mit dem der Thiere zu vergleichen, und die Geſetze des organiſchen Lebens zu erläutern. So können wir auch eine ökonomiſche, eine Forſt-Kräuterkunde u. ſ. w. unterſcheiden. H.

Krebs, Krebsſchaden, ein höchſt bösartiges Geſchwür, deſſen Entſtehung in einer Drüſe, oder in drüſigten Theilen Statt findet, von da aber auch auf andere Theile ſich fortpflanzen kann. Der Urſprung des Krebſes iſt meiſtens in verhärteten (ſcirrhöſen) Drüſen, doch darf man deßwegen nicht jede Drüſengeſchwulſt als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, welche ohne Nachtheil ſind, und ſich leicht wieder zertheilen laſſen. Entſtehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, ſo iſt der Uebergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den **verborgenen Krebs**. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebene Adern um die Geſchwulſt herum, welche von ihrem Anſehn (beſonders auf einer Bruſt) wahrſcheinlich zu dem Namen Veranlaſſung gegeben haben. Bricht die Geſchwulſt auf und bildet ein um ſich freſſendes, ſehr ſchmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchſen, welche ſchnell emporkommen, verſehenes, übelriechendes Geſchwür, ſo heißt dies der **offene Krebs**. Zur Entſtehung des verborgenen Krebſes gibt oft äußere Verletzung der Drüſen, ein Stoß, Druck oder Reiben, die erſte Veranlaſſung, doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Abſatz deſſelben Statt finden. Im letztern Falle iſt die Heilung ſehr ſchwer, wo nicht ganz unmöglich; im erſtern Falle iſt das Ausſchneiden der Verhärtung das ſicherſte Mittel. Oft wird ein Geſchwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebſe nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der Beſtimmung der neuen Chemiker zu den kohlenſauren Kalkerden, und beſteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und ſich daher leicht an fremde Körper anſetzen. Dieß iſt der Grund, warum Kreide ſo leicht abfärbt. Sie beſitzt im Allgemeinen die Eigenſchaften der Kalkerden. Die reinſte iſt ſchneeweiß, fällt aber ins Graue, je mehr ſie mit Thon und Kieſelerde vermiſcht iſt. Ihr Name kommt wahrſcheinlich von **Creta** (jetzt Candia) her, welche Inſel ſie nicht nur in großer Menge, ſondern auch in beſonderer Güte liefert. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutſchland, Dänemark und andern Ländern iſt ſie ſehr gemein, und bildet daſelbſt oft ganze Berggebirge, zumalen

den Seekuͤſten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen ſie zum Schreiben, mit Leim vermiſcht zum Anſtreichen, und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglaſes, des Reaumurſchen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Duͤngmittel auf thonigen Aeckern und noch zu anderm Behufe gebraucht. Durch ſie kann man ſaures Bier verbeſſern. Fettflecke aus dem Papiere bringen, und in Verbindung mit Alaun ranzige Oele wieder herſtellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Daͤnemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballaſt nach Hamburg, Bremen und andern Seeſtaͤdten.

Kreis, circulus, in der **Geometrie**, die in ſich ſelbſt geſchloſſene krumme Linie, in welcher alle Puncte von einem innerhalb gelegenen Punct, dem Mittelpuncte, gleich weit abſtehen; welcher Abſtand Radius oder Halbmeſſer genannt wird. — **Figuͤrlich** heißt Kreis jede Ruͤckkehr zu dem Puncte, wo man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel (ſ. d.) im Beweiſe, wenn man den Schluß des Beweiſes ſchon im Anfange deſſelben vorausgeſetzt hat. — Aus der geometriſchen Erklaͤrung des Kreiſes folgt, daß die Groͤße ſeines **Umfangs** (Peripherie) allein von der Groͤße ſeines Durchmeſſers abhaͤngt, und es iſt daher eine hoͤchſt wichtige Aufgabe, das Verhaͤltniß des Durchmeſſers zur Peripherie zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreiſes ſich in eine gerade verwandelt denken muß. **Inhalt** des Kreiſes aber heißt der Flaͤcheninhalt der vom Kreiſe begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich iſt. Gaͤbe es ein rationales Verhaͤltniß (d. i. ein Verhaͤltniß in ganzen Zahlen,) der Kreisflaͤche zu einer Quadratflaͤche, ſo haͤtte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhaͤltniß des Durchmeſſers zur Peripherie. Weil nun dieſes Verhaͤltniß haͤufig aus jenem Flaͤcheninhalt iſt geſucht worden, ſo wurde die Rectification des Kreiſes gewoͤhnlich **Quadratur** (Quadratur des Cirkels) genannt. Aus geometriſchen Gruͤnden aber iſt kein rationales Verhaͤltniß des Durchmeſſers zum Umfange moͤglich, ſondern es kann daſſelbe nur naͤherungsweiſe gefunden werden, doch ſo genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke noͤthig iſt. Indeß hat es in den neueſten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die ſich ihr ganzes Leben damit beſchaͤftigt und in ihrer Unwiſſenheit am Ende ein Reſultat gefunden haben, das ſich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmeſſer = 1, ſo iſt naͤmlich der Umfang = 3, 141 592 6535 u. ſ. w. So weit hat ſchon Franz Vieta dieſe Zahl gefunden. Nachher iſt ſie weiter beſtimmt worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Koͤlln (von ihm wird ſie auch die Ludolphiſche Zahl genannt) bis auf 35, von Scharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet ſie ſich in einem oxfordiſchen Manuſcript bis auf 156 Decimalſtellen berechnet. Zuerſt fand Archimedes das Verhaͤltniß des Durchmeſſers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142... nachher Metius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, alſo ſchon bis auf 6 Decimalſtellen richtig, was zu den meiſten Zwecken hinlaͤngliche Genauigkeit gibt. L.

Kreml (**Kremlin**) das kaiſerliche Reſidenzſchloß in der Stadt Moscau. Es macht gleichſam eine kleine Stadt aus und iſt mit dreifachen dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geſchuͤtz verſehen. Es befinden ſich in dieſem Schloſſe, außer zwei Kloͤ-

ſtern, viele ſteinerne Kirchen, inſonderheit die Cathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiſerliche Krönung geſchieht. In der Kirche zum Erzengel Michael iſt das Begräbniß der ruſſiſchen Monarchen, und hinter derſelben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem ſich jetzt die geiſtliche Synode verſammelt und eine an griechiſchen und ruſſiſchen Handſchriften reiche Bibliothek vorhanden iſt. Im Schloſſe ſelbſt haben die kaiſerlichen Collegien ihren Sitz; auch befindet ſich das Zeughaus in demſelben. Als am Ende des J. 1812 bei dem Vordringen der franzöſiſchen Armee die Stadt von den ruſſiſchen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber ſprengte der Marſchall Mortier, auf Napoleons Befehl, als die franzöſiſche Armee Moscau hatte verlaſſen müſſen, ſo daß nur noch einzelne Ringmauern ſtehen blieben. Alexander hat den Kreml wiederhergeſtellt.

Kretinen, Kreidlinge, eine eigene Menſchenart, die ſich durch Mißgeſtalt des Körpers und Geiſtesſchwäche auszeichnet. Sie haben nämlich einen dicken, unförmlichen, oben platten Kopf, plumpe, grobe Geſichtszüge, ſchlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geiſt und ohne den geringſten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht ſelten bis über die Bruſt herabhängt. Sie ſind fühllos und keiner höhern Bildung fähig, dabei äußerſt träg, unreinlich und gefräßig. In den Thälern des Walliſerlandes, der Schweiz und Savoyens kommen ſie am häufigſten vor. Sie machen wohl auf 1000 Familien aus und pflanzen meiſtens den Kretinismus unter ſich (ſo nennt man dieſe krankhafte Verunſtaltung ſelbſt) fort; doch können auch geſunder Eltern Kinder Kretinen werden. Manche Menſchen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren ſie aus Aberglauben. Man ſchreibt die Entſtehung des Kretinismus der ungeſunden, feuchten und eingeſchloſſenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen verſehenen Waſſer, der Unreinlichkeit der Straßen, der Trägheit, dem Schmutz und dem Mangel an Cultur der Einwohner ſelbſt zu. Das Uebel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Krentinen unter einander verboten würden, anſtatt daß der Aberglaube ſie hie und da befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Anſatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe; wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geiſtescultur der Bewohner jener Thäler mehr beförderte. H.

Kretſchmann (Carl Friedrich), ein bekannter deutſcher Dichter, namentlich ein geiſtvoller Epigrammatiſt, wurde am 4ten December 1738 zu Zittau in der Oberlauſitz geboren, woſelbſt ſein Vater Oberamtsadvocat war. Auf dem Gymnaſium daſelbſt erhielt er die erſte wiſſenſchaftliche Bildung, worauf er 1757 die Univerſität zu Wittenberg bezog, um daſelbſt die Rechte zu ſtudiren. In demſelben Jahre verlor er, außer ſeinem Vater, auch noch ſein ganzes Vermögen durch das Bombardement der Stadt. Im Jahre 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius zu Zittau. Im Jahre 1797 ſetzte ihn der Magiſtrat als Emeritus in den Ruheſtand, in dem er den 16ten Januar 1809 ſtarb. Kretſchmann hat ſich in mehrern Arten der Dichtkunſt nicht geringe Verdienſte erworben: er bearbeitete das Bardenlied, das epiſche Gedicht, die Hymnen,

die Ode, das ſchmerzhafte Lied, die Elegie, das Sinngedicht, die Fabel und Erzählung, ſo wie das Drama. Auch als Proſaiker und Ueberſetzer hat er ſich zu ſeinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen Rhingulf der Barde zog er zu einer Zeit, wo die deutſche Poeſie noch im Werden befangen war, durch ſeine Bardiete allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Unter ſeinen lyriſchen und epigrammatiſchen Gedichten zeichnen ſich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, ſo wie durch geſchmackvolle Sorgfalt und ſtrenge Politur aus. Seine ſämmtlichen Werke ſind Leipzig 1784 — 1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreutzer, (Rudolf), ein berühmter Tonſetzer, und einer der erſten Violinſpieler in Europa, geb. zu Verſailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 J. alt, ſpielte er im Concert ſpirituel ein von ihm geſetztes Concert mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern geſetzt, die dem Hofe ſo gefielen, daß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten mit auswählte. In der Folge machte er Kunſtreiſen in Italien, Deutſchland und Holland; darauf wurde er erſter Violiniſt bei Napoleons Capelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conſervatoriums. Gegenwärtig iſt er Profeſſor des Violinſpiels bei der königl. Schule für Muſik und Declamation. Er hat an der von Baillot für den Unterricht im Conſervatorium herausgegebenen Violinſchule Theil genommen, und ſelbſt mehrere Concerte, Symphonien, Duos, Sonaten u. ſ. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Aſtyanax (mit ſchönen Chören), Ariſtipp und den Tod Abels, auf einige Ballette geſetzt: und für die komiſche Oper 9 Opern, darunter Lodoiska, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orcheſter der großen Oper, iſt ebenfalls ein ausgezeichneter Violinſpieler.

Kreuz. Der Umſtand, daß Jeſus am Kreuze geſtorben iſt, hat dies bei den Römern übliche Werkzeug der ſchimpflichſten Todesſtrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, deſſen ſich die Chriſten als Unterſcheidungs- und Erinnerungsmerkmahl bedienen. Der Gebrauch, ſich zum Andenken des Todes Jeſu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrhundert zurück. Conſtantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Paläſten und Kirchen Kreuze aufſtellen, und ſchon damals bemahlte man damit den Eingang der Häuſer, um ſie als chriſtliche zu bezeichnen, auch wurden ſpäterhin die meiſten Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenſtande der Verehrung wurde es aber erſt, nachdem die Kaiſerin Helena, Conſtantins Mutter, das Kreuz, an dem Jeſus geſtorben ſein ſollte, in Jeruſalem fand und einen Theil davon nach Conſtantinopel brachte. Daher ſchreibt ſich das Feſt der Kreuzeserfindung in der cathol. Kirche, welches den 3ten Mai gefeiert wird. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigſten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geſchmückt und der Kaiſer Heraclius glaubte das Palladium ſeines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jeruſalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Perſern 616 in die Hände gefallen war, 631 von ihnen wiedergewann. Zum Andenken an dieſe Wiedergewinnung wurde das Feſt der Kreuzeserhöhung geſtiftet, weil Heraclius das Kreuz zu Jeruſalem auf der Schädelſtätte aufrichten ließ. Es fällt den 14ten September. Wunderbar vervielfältigte ſich dieſe heilige Reliquie; unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweiſen, deren wunderthätige Kraft ſich durch die erſtaunungswürdigſten Tha-

ſachen bewährt haben ſollte, und man glaubte im Ernſt, daß es ſich theilen laſſe, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderſtürmer auch die Anbetung des Kreuzes an; man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des ſterbenden Erlöſers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung ſchuldig zu ſein, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7ten Jahrhundert in den Kirchen des Orients förmlich adorirt. Daß auch der Occident ſeiner Geſtalt geheime Kräfte zuſchrieb, beweiſet die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht, (ſ. Ordalien). Die Feldzüge, welche die Chriſtenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, ſind ebenfalls vom Kreuze benannt, weil ſich jeder Theilnehmende mit einem auf ſein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldenem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen Kreuzbrüder im Anfange des 15ten Jahrhunderts nach Art der Geißler herumſchweifenden Rotten, die nur ſchwärmeriſche Bußübungen und Abſonderung von den kirchlichen Mißbräuchen beabſichtigten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1414 zu Sangerhauſen in Thüringen verbrannt. E.

Kreuzbulle, ſ. Cruzada.

Kreuzen (in der Schifferſprache) heißt, ſich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daſelbſt Schiffe zu erwarten, Caper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuſchneiden, Flotten zu beobachten, oder ſonſt aus andern Abſichten (wie oft die Caper ſelbſt) in einer Gegend des Meers hin und her fahren. Die kreuzenden Schiffe ſperren die Häfen, ſichern vor Landungen und ſuchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in ſofern ſie dieſe als feindlich zu betrachten haben, den möglichſten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt ſteht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, ſind bewaffnet und führen den Namen Kreuzer, ſo wie die Gegend, wo ſie ſich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzes (Orden des eiſernen), ſ. Preußen.

Kreuzfahrer, ſ. Kreuzzüge.

Kreuzherren, Kreuzträger, ein urſprünglich zum Hoſpitaldienſte geſtifteter, ſpäter zum Kloſterleben übergegangener Orden regulirter Chorherren, welcher ſich durch ein rothes Kreuz auf der ſchwarzen Kleidung auszeichnet. Noch jetzt ſind die Kreuzherren Beſitzer anſehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meiſt Kirchenämter und Profeſſuren an der Univerſität zu Prag. E.

Kreuzzüge, ſind die von den chriſtlichen Völkern des Abendlandes ſeit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Paläſtina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden ſie genannt, weil alle in dieſe heiligen Kämpfe ziehende Krieger (Kreuzfahrer genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen. Längſt befanden ſich die chriſtlichen und mohammedaniſchen Völker im Kriegsſtande, in Aſien nicht nur, ſondern auch in Europa, wo die dem mohammedaniſchen Glauben ergebenen Mauren oder Mohren ſich in der pyrenäiſchen Halbinſel feſtgeſetzt hatten, und das Chriſtenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden war. Tief ſchmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß ſie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlöſers ſich befand, nach welchem fromme Pilgrimme wallfahrteten, in der Gewalt der

Ungläubigen wiſſen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pilgrimme konnten die Gefahren, denen ein frommer Wallfahrer ausgeſezt war, nicht genug ſchildern, beſonders ward der fatimiſche Kalif Hakem als ein Nero beſchrieben, welcher, der Sohn einer Chriſtin, den Verdacht, daß er ſelbſt geheimer Chriſt ſei, in dem Blute der Chriſten abwaſchen wolle. Dazu kam der kriegeriſche Unternehmungsgeiſt, welcher im Mittelalter die fränkiſch-germaniſchen Völker beſeelte, und der Vortheil, welchen ſich die Menſchen jedes Standes und Verhältniſſes von dieſen Unternehmungen verſprachen. Der Papſt betrachtete ſie als das Mittel, das Chriſtenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürſten hofften Sieg und Erweiterung ihrer Herrſchaft; die Völker erwarteten rühmliche Abentheuer zu beſtehen, und der in den meiſten Gegenden Europa's verarmte Landmann zog willig nach dem Lande, welches man ſich als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigſten Segnungen verheißen. Die Hoffnung, die heiligſten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewiſſen Ausſicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod ſeine Schrecken. Aus dieſen Urſachen muß man die Kreuzzüge und den Enthuſiasmus der Völker für dieſe Unternehmungen erklären. Die Veranlaſſung zum erſten Kreuzzuge gab Peter von Amiens oder Peter der Einſiedler, welcher im Jahre 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jeruſalem gereiſet war. Nach ſeiner Rückkehr ging er zu dem Papſte Urban II., ſchilderte ihm auf das Beweglichſte den traurigen Zuſtand der Chriſten im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem, in welchem er die abendländiſchen Chriſten flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizuſtehen. Der Papſt eröffnete die im Jahre 1095 zu Piacenza wegen der zahlreichen Menſchenmenge unter freiem Himmel gehaltene Kirchenverſammlung mit dem, was ihm Chriſtus durch Peter den Eremiten habe ſagen laſſen, ließ die Geſandten des griechiſchen Kaiſers Alexius den traurigen Zuſtand der Chriſtenheit im Morgenlande ſchildern und bewog viele zu dem Verſprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der im Jahre 1096 zu Clermont veranſtalteten Kirchenverſammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Denn er begeiſterte die ganze Verſammlung ſo für ſeinen Plan, daß ſie, nachdem er ihr das Elend der morgenländiſchen Chriſten geſchildert hatte, einſtimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heeresſcharen auf verſchiedenen Wegen aus. (Man rechnet dies als den erſten Kreuzzug.) Viele dieſer Scharen aber, welchen alle Diſciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg ſie führte, aufgerieben, ehe ſie noch Conſtantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze beſtimmt hatte, erreichten. Ein wohldiſciplinirtes, auserleſenes Heer von 80.000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouſe, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit dieſem Heere zogen dieſe kriegserfahrenen Führer durch Deutſchland und Ungarn, ſetzten über die Meerenge von Gallipoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edeſſa und endlich im J. 1099 Jeruſalem ſelbſt. **Gottfried von Bouillon** ward zum König von Jeruſalem ernannt, ſtarb aber ſchon

J. 1100. Der Ruf von der Eroberung Jeruſalems entflammte den Enthuſiasmus aufs neue; im J. 1102 brach eine Maſſe von 260,000 Menſchen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genueſern und andern ſchifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug veranlaßte der Verluſt von Edeſſa, welches die Saracenen im J. 1142 einnahmen. Die Nachricht von dieſem Verluſte erregte große Beſtürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Beſitzungen und Jeruſalem ſelbſt würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papſt Eugen III., unterſtützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiſer Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII., das Kreuz zu nehmen. Beide Fürſten zogen im Jahre 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg, und ſie mußten das Königreich Jeruſalem in einem ſchwächern Zuſtande, als ſie es gefunden hatten, verlaſſen. Als der Sultan Saladin im Jahr 1187 den Chriſten Jeruſalem wieder entriſſen hatte, flammte der Enthuſiasmus in Europa höher auf, als ſelbſt zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrſcher der drei europäiſchen Hauptreiche, der Kaiſer Friedrich I., Philipp Auguſt, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entſchloſſen ſich, perſönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man rechnet dies als den dritten Kreuzzug. Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolemais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Chriſten im Oriente blieb. Den vierten Kreuzzug führte der König von Ungarn, Andreas II., 1217 zu Waſſer an. Dem deutſchen Helden, Friedrich II., welcher im Jahre 1228 genöthigt war, von dem Papſte, der ihn verderben wollte, um ein in ſeiner Jugend gegebenes Verſprechen zu löſen, einen fünften Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jeruſalem wieder zu erobern, ob er ſich gleich den dauernden Beſitz des Landes nicht zu ſichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche die Unternehmungen führten, ſchließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weiſe (ſechſter Kreuzzug von 1248 an), obgleich das Schickſal ſeinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrſcher von Paläſtina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete ſich hier eine Revolution, welche für den Beſitz des heiligen Landes entſcheidend war. Saladins Haus wurde geſtürzt, und es bildete ſich die Herrſchaft der Mamelucken und Sultane. Dieſe wurden Eroberer, und die Beſitzungen der Chriſten in Paläſtina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolemais fiel im Jahre 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Reſt des chriſtlichen Reichs auf dem Continente von Aſien. Ward nun gleich der eigentliche Zweck dieſer Unternehmungen nicht erreicht, und wurden Millionen Menſchen das Opfer derſelben, ſo waren ſie doch von der größten Wichtigkeit für die europäiſche Menſchheit. Denn durch dieſe Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäiſchen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerſtandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch dieſe koſtſpieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa ſich bildete, mithin den Städten große Reich-

thümer zuführte, ward der Geſichtskreis des menſchlichen Geiſtes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntniſſe und Künſte nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zuſtand der europäiſchen Welt iſt größtentheils eine mittelbare Folge dieſer Unternehmungen. Von den neuern Schriften über dieſe merkwürdigen Begebenheiten iſt beſonders die Geſchichte der Kreuzzüge nach morgenländiſchen und abendländiſchen Berichten, von Friedrich **Wilken**, Leipzig 1807 — 19, 3 Theile, **Hakens** Gemälde der Kreuzzüge (Frankf. a. d. O. 1808) und die **Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge**, Leipzig bei Brockhaus (1ſter Band 1821). Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäiſche Welt aber findet man in der Schrift von **Heeren**: Verſuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808; ſehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg iſt im Allgemeinen der Zuſtand der Gewaltthätigkeit unter unabhängigen Menſchen. Im völkerrechtlichen Sinne derjenige Zuſtand unter unabhängigen Nationen, wo dieſe ihre Rechte mit Gewalt verfolgen, oder der Zuſtand der öffentlichen Feindſeligkeit zwiſchen Völkern. Dieſen Zuſtand pflegt man auch öffentlichen Krieg im engern Sinne zu nennen, zur Unterſcheidung vom **Bürgerkriege**, d. i. von dem Kriege eines Theils des Volks gegen den andern. Eine gewöhnliche Eintheilung iſt die in **Angriffs-** und **Vertheidigungs-** (Offenſiv- und Defenſiv-) **Krieg**, wobei man ſich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offenſiv-Krieg führe, der zuerſt zu Feindſeligkeiten ſchreitet, denn oft kann der, der ſich nur zu vertheidigen ſcheint, der wirkliche Angreifer ſein, wenn er entweder vorher die Rechte des andern Theils verletzte, oder eine bis zur moraliſchen Gewißheit geſteigerte Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der kriegführenden Theile ſich gern das Anſehn zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, die, wiewohl nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündniſſen ſteht, unter dem Vorwande der eingetretenen Bedingung, die tractatenmäßige Hülfe in Anſpruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, ſo ſteht daſſelbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieſes Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden iſt; ein Fall, der ſich z. B. bei den großen Handelsgeſellſchaften nicht ſelten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindſeligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber beſtraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn ſie offenſiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Kriegsſchiffe, ſondern auch die Caper, ſobald ſie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats verſehen ſind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angeſehen, und nur diejenigen, die ohne eine ſolche Autoriſation ſich Feindſeligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber beſtraft.

Kriegsbaukunſt, ſ. **Ingenieurkunſt**.

Kriegsgefangene. Durch den ausgebrochenen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Individuen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzuſehen und zu behandeln, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch civiliſirter Nationen auf die

Befugniß beſchränkt, die feindlichen Individuen auf jede Art außer Stand zu ſetzen uns zu ſchaden. Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangene zu machen, ſo wie das, die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerſtand leiſten. Diejenigen aber, die ohne Waffen zu führen der Armee folgen, ſollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, ſo wenig als dies bei den übrigen Unbewaffneten rechtlich iſt, in ſofern ſich dieſelben keine Widerſetzlichkeit zu Schulden kommen laſſen. Als Kriegsgefangene ſind vielmehr allein anzuſehen und zu behandeln, ſowohl diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und ſich ſelbſt für Kriegsgefangene erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, aber durch Wunden entkräftet, nicht ferner ſich zu vertheidigen im Stande ſind, wo es alſo eine Barbarei ſein würde, ſie zu tödten oder zu verwunden. In die Claſſe derjenigen aber, die zwar der Armee folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, alſo nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden ſollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeiſter, Pfeifer, und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen beſondern Umſtände an, in wiefern die genannten Perſonen in ihrer bürgerlichen Eigenſchaft reſpectirt werden können. Die Kriegsgeſetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verletzen; nur ihrer Habe ſich zu bemächtigen, iſt dem, der ſie gefangen nimmt, geſtattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechſelung ſie in Gefangenſchaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödten, kann nur mit der ſeltenen Nothwendigkeit der Repreſſalien, oder dem noch ſeltenern Falle, wo die Kriegsraiſon ein ſolches Verfahren entſchuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter, oder Marodeurs, das heißt, ſolche Soldaten, die einzeln oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Offiziere, ſich Gewaltthätigkeiten, Feindſeligkeiten und Plünderung gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anſpruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode beſtraft. Eben ſo, wie es nicht erlaubt iſt, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben ſo hat auch der völkerrechtliche Gebrauch die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sclaven zu machen oder zu transplantiren, längſt unter cultivirten Nationen verbannt; höchſtens gegen die Türken und Barbaresken hat man ſich dieſes noch zuweilen als Retorſion erlaubt. Jede Nation iſt in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die ſie gemacht hat zu unterhalten; doch pflegen nicht ſelten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute ſelbſt unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechſelſeitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden ſie noch während der Dauer deſſelben entlaſſen oder ausgewechſelt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu geſtatten, ſich ſelbſt gegen ein zu zahlendes Löſegeld wieder in Freiheit zu ſetzen, iſt in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Offiziere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis ſie förmlich ausgewechſelt worden, und ſo oft es gefodert werden wird, ſich zu ſtellen: und jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloſer Deſerteur beſtraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Verſprechen, nur während einer beſtimm-

ten Friſt, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfriſt nicht weiter zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfange des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechſelſeitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geſchloſſen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt ſind, und die entweder auf eine beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus ſich erſtrecken. Ueber die Art der Auswechslung ſ. d. Art. Auswechſelung der Kriegsgefangenen.

Kriegsgeſetze heißen im weiteſten Sinne alle ſich auf den Krieg beziehenden Geſetze; insbeſondere die Kriegsartikel (ſ. Kriegsrecht) und militäriſchen Geſetze, ferner alles, was im Kriege zwiſchen Nationen üblich und gebräuchlich iſt. In einem engern Sinne verſteht man unter dem Ausdrucke Kriegsgeſetze nur die Kriegsmanier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civiliſirten Nationen übereingekommen ſind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weiſe zu vermehren. Dadurch ſind manche Maßregeln als völlig unzuläſſig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzuläſſig, aber durch außerordentliche Umſtände und durch die höchſte Noth zu entſchuldigen. Die Befugniß, zu dergleichen in der Regel durch die Kriegsmanier verbotenen Maßregeln in außerordentlichen Fällen ſeine Zuflucht zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraiſon bezeichnet. Unter die wichtigſten, durch allgemeine, ſtillſchweigende ſowohl als ausdrückliche, Uebereinkünfte der civiliſirten Nationen feſtgeſetzten Kriegsregeln gehören hauptſächlich folgende: Es dürfen keine Feindſeligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt ſeit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derſelbe nicht durch beiderſeitig erlaſſene Manifeſte erklärt war; dahingegen aber iſt in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botſchaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der beſtehenden Verträge zwiſchen zwei Mächten iſt noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzuſehen. In der Regel, und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft ausdrücklich beſtimmt, die Abreiſe der wechſelſeitigen Geſandten als den Anfang des eingetretenen Kriegsſtandes anſehen zu wollen. Wäre es gleich den ſtrengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des ausbrechenden Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindſelig zu behandeln, ſo ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur dieſen, ſondern auch ſelbſt denjenigen, die nach ſchon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wiſſen, ins feindliche Land kommen mochten, die Rückkehr in ihr Vaterland geſtattet. Erſt Frankreich gab in dieſer Rückſicht in unſern Tagen ein Beiſpiel, welches uns in die barbariſchen Zeiten des Mittelalters zurückſetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreiſe des engliſchen Geſandten, für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgeſetze theils die Perſonen, theils die Güter des Feindes. Was dieſelben in Rückſicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde beſtimmen, iſt oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt iſt, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewiſſer Arten dem Feinde zu ſcha-

den, wie z. B. einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewiſſer Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasſtücke und des gehackten Bleies, ſo wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden iſt. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man ſich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denſelben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundſatze ausging, daß durch den Krieg die perſönlich freundſchaftlichen Verhältniſſe der Fürſten unter einander nicht geſtört werden dürften, wogegen leider gleichfalls von Frankreich ſeit dem Revolutionskriege ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden iſt. Was die Güter des Feindes betrifft, ſo kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die proviſoriſche Souveränität des Eroberers, der dadurch, ſtreng genommen, zur Ausübung aller Souveränitätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunſten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, ſo lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, reſpectirt werden ſoll. Freilich wird dabei vorausgeſetzt, daß die Requiſitionen und Contributionen nicht, wie dies in unſern Tagen von Frankreich geſchah, ſo ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugeſicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch dieſen Unterſchied zwiſchen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide ſind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welcher die Beute Eigenthum desjenigen wird, der ſie machte, nach welcher Friſt alſo jedes Recht des frühern Beſitzers daran für erloſchen angeſehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie ſchon bemerkt worden, der Eroberer proviſoriſcher Eigenthümer des eroberten Landes, doch äußert dieſes Verhältniß in der Regel erſt dann ſeine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden iſt. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Perſonen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; ſo hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geiſeln in neuern Zeiten mildere Grundſätze eingeführt, indem man ſich damit begnügt, ſie bis zur Erfüllung der Foderungen, für deren Sicherheit ſie geſtellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenſchaft zu halten. C z.

Kriegsgott, Kriegsgöttin, ſ. Mars, Bellona und Minerva.

Kriegskunſt. Die neuere Kriegskunſt datirt ſich von der Einführung des Feuergewehrs und der ſtehenden Truppen, wodurch nothwendig die geſammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen verändert werden mußte. So lange es hauptſächlich perſönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entſchieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz, als nachher; er war damals die Lieblingsbeſchäftigung der höheren Claſſen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn Jeder unterhielt ſich ſelbſt während des Krieges; nur die Aermeren, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deßhalb aber mußte auch die Kriegskunſt, nach unſern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit blei-

ben. Erſt während des Kampfes Carls X. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks ſchätzen, und die Schweizer, damals das beſte dieſer Art, entſchieden nicht ſelten das Schickſal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich groben Geſchützes (ſ. Canonen), verlor der perſönliche Muth und die körperliche Kraft an Werth, die Kunſt mußte erſetzen, was dieſen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil ſeiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer ſeltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigſten Volksclaſſen ſeine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberſtellen zu bekleiden, ließen ſich höchſtens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erfoderte das Kriegsweſen eine größere Uebung, größere erlernte Fertigkeiten und ſo mußten nothwendig allmälig ſtehende Heere (ſ. d. Art.) ſich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im ſpätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen, beinahe unbeweglichen Maſſen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich ſowohl, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dies Syſtem der ſtehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derſelben im Verhältniß zu den Heeren der ſpätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb. Auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrichs IV., eines Prinzen Moritz von Naſſau und des Herzogs Alexander von Parma Fortſchritte; vorzüglich aber war es die Belagerungskunſt, die in dem ſpaniſch-niederländiſchen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der dreißigjährige Krieg. Zwar beſtand noch immer der größte Theil der Heere aus Menſchen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallenſteins Scharen; allein dagegen ward durch Guſtav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik hervorgebracht. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbeſſerungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erſt ſchnelle und künſtliche Bewegungen möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Syſtems vor der alten Kriegskunſt, der ſelbſt noch Wallenſtein huldigte. Das geſammte Kriegsweſen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminiſter le Tellier und deſſen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunſt insbeſondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherrn, eine vollkommen veränderte Geſtalt. Das Syſtem der ſtehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht geſehene Weiſe ausgedehnt. Statt der 14,000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. ſeit dem nymweger Frieden ſchon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beiſpiel gegeben, alle andere Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seeſtaaten England und Holland ſträubten ſich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der ſtehenden Heere, die man dort immer als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten dieſe großen Maſſen auch auf die Kriegskunſt einen wichtigen Einfluß haben. Es war eine Kunſt, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches ſeine Grenzen auf jede Weiſe durch Erbauung neuer Feſtungen zu ſichern ſuchte, und die franzöſiſchen Kriegsbaumeiſter galten bis auf die neueſten Zeiten für unerreichbare Muſter in Europa. Im Anfange des 18. Jahrhunderts begann für das geſammte Kriegsweſen und die Kriegskunſt eine neue wichtige

Epoche nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäiſche Art disciplinirtes und exercirtes ſtehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiſerin Anna auch in ſeiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäiſchen Staaten gleich gemacht ward, ſondern auch Preußen trat unter Friedrich Wilhelm I., gegen die Mitte des Jahrhunderts, als anſehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußiſchen Monarchie ward das ſtehende Heer die Hauptſache; die Zahl deſſelben ſtand bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und ſo gab Preußen vor allen zuerſt das Beiſpiel fremder Werbungen, woraus nothwendig ein gewaltiger, für den gemeinen Krieger äußerſt drückender Zwang hervorgehen mußte. Nur zur Maſchine ſollte das Heer werden, und wie hätte ein Heer, zum Theil aus geworbenen Fremden dem Auswurfe aller Länder beſtehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch dieſe Idee, das Heer zur kunſtfertigen Maſchine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Anſehn geſetzt. In ſeinem Zeitalter ward die Kriegskunſt in vollem Sinne des Worts ausgebildet; Friedrich ſelbſt ward ihr vollkommenſtes Muſter, und das Beiſpiel des großen Königs wirkte auf alle, ſelbſt die kleinſten Staaten. Das Syſtem der ſtehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es noch nie gehabt; preußiſche Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber ſchlichen ſich auch ſchon jetzt Fehler ein, die in der Folge nothwendig ihre nachtheilige Wirkung vollkommen äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden, angeworbenen Geſindels führte immer mehr zu einer entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchſt elend machte; alle Ausſicht auf Beförderung, und damit jeder Ehrgeiz, ward durch die ausſchließliche Beſetzung der Offizierſtellen mit Adeligen, welche ſich überdies (eine natürliche Folge des langen Friedensſtandes ſeit dem ſiebenjährigen Kriege) nach der Anciennität richtete, erſtickt; man fing an mit dem Heere zu ſpielen, ſtatt es zu gebrauchen. So ſchien das Syſtem des Kriegsweſens auf die höchſte Stufe der Ausbildung erhoben zu ſein, als die franzöſiſche Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in ſeinen Grundfeſten erſchütterte und die Blößen des bisherigen Syſtems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Syſtems der ſtehenden Heere hatte ſich eine weite Kluft zwiſchen ihnen und den Nationen allmälig befeſtigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, dieſe war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geſchlagen, ſo war auch die Nation unterjocht; zugleich waren die Heere ſo über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß ſie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung ſtrafte ſich wie immer, ſo auch hier! Man hatte die Heere zu Maſchinen gemacht und alle moraliſche Triebfedern waren zerbrochen; was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geſchah, ein Volk in fanatiſcher Ueberſpannung den Kampf gegen die veralteten, gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward gegen die verroſtete Maſchine der ſtehenden Heere? Eine neue, einfache Taktik, durch junge militäriſche Genies gegründet, entſtand. Sie blieb unbeſiegt, ſo lange ſie ihrem urſprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrſcher von Frankreich, wiederum in den alten Wahn verfallend, ſein Heer immer mehr als Maſchine für ſeine ehrgeizigen Abſichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache

geſtützt, endlich die Nationen ſelbſt für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen: da bewährte es ſich von neuem, daß keine auch noch ſo gerühmte Kunſtfertigkeit, keine noch ſo vollkommene Maſchine der moraliſchen Kraft und dem Enthuſiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerſtehen vermag. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslaſten, Kriegsſchäden. Das Wort **Kriegsrecht** wird in verſchiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraiſon (ſ. **Kriegsgeſetze**). So iſt es Kriegsrecht oder Kriegsraiſon, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, deſſen Einwohner ſich Feindſeligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repreſſalien nicht zu reſpectiren, oder daſſelbe zu zerſtören, wenn die Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerſtörung dem Feinde entriſſen werden kann, deſſen Operationen es erleichtern würde. Dagegen pflegt man auch oft die Kriegsgeſetze (ſ. d. Art.), insbeſondere die Kriegsreglements und die Anwendung derſelben, oder das Kriegsgericht, mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieſer Rückſicht ſind die Truppen allgemein **beſondern Kriegsgerichten** unterworfen, doch nicht eben ſo allgemein iſt die Obſervanz **darin**, ob dieſelben auch **in nicht** militäriſchen Angelegenheiten einen beſondern Gerichtsſtand beſitzen, oder ob ſie den gewöhnlichen Tribunalen unterworfen ſind. Erſteres war z. B. in den mehrſten deutſchen Staaten der Fall, letzteres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Die **Kriegsartikel**, oder die Geſetze für die Soldaten im Krieg und Frieden, werden denſelben gewöhnlich, ehe ſie zur Fahne ſchwören, vorgeleſen. — Das Kriegsrecht unterſcheidet ſich durch ein höchſt ſummariſches Verfahren, bei dem die mehrſten bürgerlichen Formen wegfallen, — eine Procedur, die allerdings wohl im Kriege und bei dem Armeen zu entſchuldigen iſt; allein ein heilloſer Mißbrauch bleibt es, dieſelbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dies in Frankreich der Fall war. Die Greuel der franzöſiſchen Specialtribunäle, Militärcommiſſionen, und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten ſpottweiſe belegten Anſtalten noch weiter heißen mögen, ſind leider auch in Deutſchland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke **Kriegslaſten** werden überhaupt alle die außerordentlichen Beſchwerden begriffen, welche der Kriegszuſtand für die Bürger mit ſich führt, wie Einquartierungen, Militärfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte **Kriegsſchäden** dagegen gewöhnlich die Verluſte bezeichnet, die durch den Krieg ſelbſt verurſacht worden, wie z. B. Verwüſtungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehſtandes, Brand u. ſ. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsſchäden verurſachten Verluſtes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenerſatzes iſt allerdings ein ſehr ſchwieriger Punct, der vorzüglich in unſern Tagen, wo die Kriegsſchäden ſo häufig und anſehnlich waren, oft zur Sprache gekommen iſt. Cz.

Kriegsſchiffe, die für den Seekrieg beſtimmten Schiffe, im Gegenſatz der Handels- der Kauffarteiſchiffe. Sie werden nach ihrer Größe und Bauart eingetheilt. Die erſte Claſſe nehmen die **Linienſchiffe**, die zweite die **Fregatten** ein. (S. beide Art.) Auf dieſe folgen die kleinern Kriegsfahrzeuge, als Corvetten, Schebecken, Brigantinen, Briggs, Kutters, Kanonenböte, Bombardiergallioten u. ſ. w. Schweden und Rußland beſitzen außerdem noch eine aus

flachen Schiffen, die allein in den Klippen des finniſchen Meerbuſens gebraucht werden können, beſtehende Scheerenflotte; auch pflegten einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu unterhalten. Die Kriegsſchiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, beſtehend zum Theil aus Matroſen, die nur durch eine lange Uebung gebildet werden, und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsſchifffahrt haben, in hinlänglicher Menge gefunden werden können, und aus Seeſoldaten, die ein beſonderes, in Regimenter, gleich wie die Landtruppen getheiltes ſtehendes Corps bilden, wogegen die Matroſen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlaſſen und nur beim Ausbruch eines Krieges, durch Werbung oder Conſcription, von neuem zuſammengebracht werden. Die Seeſoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militäriſchen Polizeidienſte auf den Schiffen ſelbſt gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe iſt jedoch der Befehlshaber der Seeſoldaten dem Commandeur des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verſchiedene Titel, die bei den meiſten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre= oder Rear Admirale, Capitäne, Lieutenants und Fähnriche (Ensigns, Enseignes de vaisseau); dann kommen die Cadetten (Midshipmen, Aspirans de Marine). Verſchieden von den Kriegsſchiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannſchaft im Dienſte des Staats ſteht, ſind die Käper. (S. d. Art.) Cz.

Kritik. Mit dieſem griechiſchen Worte bezeichnet man die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenſtandes, beſonders wenn ſie gründlich und ausgeführt iſt; dann die Fähigkeit oder Kunſt der Beurtheilung gewiſſer Gegenſtände, und endlich auch die Wiſſenſchaft für die Beurtheilung derſelben, oder die wiſſenſchaftliche Darſtellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenſtandes hervorgehenden Regeln, nach welchen ſeine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik ſetzt alſo einen Gegenſtand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunſt aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenſtandes entwickelt wird, denn die vollkommenſte Beurtheilung kann nur aus wiſſenſchaftlich klarer Einſicht in das Weſen eines Gegenſtandes entſpringen. Daher ſetzt alſo z. B. eine Kunſtkritik eine Aeſthetik voraus, und ohne eine ſolche Theorie iſt die Beurtheilung nur ein fragmentariſches, und deshalb unſicheres Raiſonement, keine Kritik. Vorzüglich aber in Beziehung auf das Freie und Willkührliche, weniger in Beziehung auf Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweckmäßigen (eigentliche Kritik) Statt. So verſchiedene Arten freier Thätigkeit es nun gibt, ſo verſchieden iſt die Kritik ihrem Gegenſtande nach; beſonders aber bezieht ſie ſich auf die höchſten Gegenſtände menſchlicher Thätigkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt im weitern Sinne. 1) In Beziehung auf die erſtere iſt ſie philoſophiſche oder hiſtoriſche Kritik. Der erſtere Ausdruck hat verſchiedene Bedeutungen. Philoſophiſche Kritik im weiteſten Sinne kann ſein eine wiſſenſchaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenſtandes und ihr Verhältniß zur Darſtellung betrachtende Kritik, dahingegen die hiſtoriſche eine ſolche, welche nur das Aeußerliche eines Gegenſtandes oder Werks und ſeine Beziehung auf Zeit und Raum, ſo wie das daraus entſpringende Verhältniß deſſelben betrifft. So iſt z. B. die äſthetiſche Kritik einer Antike (und dieſes ſoll ja eine philoſophiſche ſein) von der techniſchen und antiquariſchen Kritik derſelben verſchieden; obgleich dieſe mit jener wie

Form und Gehalt innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich iſt. Dann bedeutet philoſophiſche Kritik im engern Sinne die Kritik philoſophiſcher Werke, welche auf die Haupterfoderniſſe der logiſchen und materiellen Wahrheit gerichtet iſt. Endlich gaben Kant und ſeine Schüler dem Namen Kritik noch eine bisher ungewöhnliche Bedeutung, dadurch, daß ſie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Unterſuchung deſſen, was dem Menſchen zu erkennen möglich ſei, bezogen. Auch unterſcheidet man in der Philoſophie die kritiſche Methode (den Kriticismus) von der dogmatiſchen (ſ. d. Art.) und von der ſkeptiſchen. (Vergl. darüber die Art. Philoſophie, Methode, Kantiſche Philoſophie.) Die hiſtoriſche Kritik bezieht ſich auf die Wirklichkeit äußerer Thatſachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beſchaffenheit, und iſt die Unterſuchung der Aechtheit (Authenticität) gewiſſer (beſonders ſchriftlicher) Zeugniſſe. Sie iſt wiederum ſo verſchieden als die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Hierher gehört vorzüglich die geſchichtliche, oder hiſtoriſche Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beſchaffenheit gewiſſer Angaben der Geſchichtſchreiber u. ſ. w. nach beſtimmten, aus dem Zwecke der Geſchichte abſtrahirten, aus den logiſchen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erfoderniſſen der hiſtoriſchen Gewißheit hervorgehenden, und auf die verſchiedenen Arten der hiſtoriſchen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Beſtandtheil der hiſtoriſchen Kunſt im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Hiſtorikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung ſteht die philologiſche Kritik (ſ. Philologie), die Prüfung der ſchriftlichen Denkmäler vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Unterſuchung der Aechtheit des Ganzen in Beziehung auf einen genannten Verfaſſer (ob es ihm mit Recht oder fälſchlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Abſicht zugeſchrieben wird), oder des Einzelnen, d. i. auf die Aechtheit und Unverfälſchtheit einzelner Stellen, und wenn ſie abſichtlich oder durch Irrthum verdorben worden ſind, auf ihre Wiederherſtellung und Verbeſſerung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet iſt. Erſteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei einer Unterſuchung von äußern Umſtänden, von Ueberlieferung ꝛc., oder von innern und weſentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalte, Geiſt, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieſes mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfaſſers, und beſtimmt darnach, ob ſie demſelben, oder welchem andern Verfaſſer, und welcher andern Zeit ſie zuzuſchreiben ſei. Im erſtern Falle heißt ſie äußere, im letztern innere Kritik. Dieſe philologiſche Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunſt oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, iſt vorzüglich unter den Deutſchen in neuerer Zeit auf einen ſehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, ſagt ein deutſcher Denker, die Sicherheit der Reſultate unſerer hiſtoriſchen Forſcher und die Feſtigkeit, mit welcher philologiſche Kritik uns die claſſiſche Literatur gereinigt hat. Freilich ſind die Unterſuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an ſehr leiſe Andeutungen der Wahrſcheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten ſo viele hat, ſo bewährt es die Erfahrung doch, daß ſie, wenn ſie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichen Scharfſinn, umfaſſender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angeſtellt werden, meiſtentheils eine beſtimmte Entſcheidung mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unſerer neueren Philologen,

ein Wolf, Hermann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Verſuch, dieſe Kritik auch auf die altdeutſche Literatur anzuwenden, hat kürzlich A. W. Schlegel (im deutſchen Muſeum) abgelegt. Uebrigens iſt zu bemerken, daß wenn von Kritik ſchlechthin die Rede iſt, gemeiniglich die philologiſche Kritik vorzugsweiſe, beſonders aber die gewöhnlichere, niedere Kritik, welche ſich mit Beurtheilung der verſchiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftſteller und mit Feſtſetzung der richtigen beſchäftigt, zu verſtehen iſt. Was aber 2) die Kunſtkritik anlangt, ſo unterſucht ſie, wie wir oben andeuteten, den inneren, idealen, oder äſthetiſchen Werth des Kunſtwerks, und heißt in ſo fern äſthetiſche Kritik, oder ſie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechaniſche Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darſtellungsmittel der Kunſt oder eines Gewerbes, und heißt in ſofern techniſche oder technologiſche Kritik. So wie jede wahre Kritik ſich endlich von der unächten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterſcheidet ſich auch der Kritiker (Kritikus), Beurtheiler, Kunſtrichter, von dem Kritikaſter, Krittler oder Afterkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende ſtreng beurtheilt, ſondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder deſſen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — ſei ſie auch noch ſo zuverſichtlich ausgeſprochen, — oder immer nur ein Tadel iſt, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid ꝛc. entſprungen, oder ſich auf willkührliche und conventionelle Geſetze, welche hier nichts entſcheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anſcheinende Fehler gründet. Das Gefühl menſchlicher Beſchränktheit und die Einſicht, daß das Vollkommenſte nur Ideal iſt, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menſchlicher Producte human und nachſichtig ſein, ja ſelbſt um ſeines eigenen Genuſſes willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze ſetzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, der in dem Mißbrauche der Kritik liegt, iſt die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geſchäft, das ſie betreiben, ſei es ſo hoch und wichtig, als es wolle, nur ſich ſelbſt ſehen und ihre perſönlichen Anfoderungen geltend zu machen ſuchen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche ſich lediglich ihrem Gefühle, ſei es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlaſſen und anvertrauen. Dieſe ſehr herrſchenden Motive menſchlicher Denk- und Beurtheilungsweiſe haben freilich ſelbſt dem Namen Kritik, Kritikus und Kritiſch (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, unterſuchend, ſondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet), ſo wie dem Geſchäfte des Kritiſirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß iſt es, daß, ſo lange der Menſch ein verſtändiges Mittel und Zwecke vergleichendes Weſen ſein wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung ſeiner Werke, wie viel mehr der geiſtvollen und umfaſſenden Kritik, einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einſeitigen Productivität und beſchränkten Manier, über welche ſich die Kritik durch die Idee erhebt. Dieſen Werth belegt auch die Erfahrung und Geſchichte, welche uns zeigen, wie oft die wahre Kritik vor Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wiſſenſchaft und Kunſt verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe ſich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritik der reinen Vernunft, ſ. Kant.

Kritiſche Philoſophie, ſ. Kant und Philoſophie.

Krone, eiſerne Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldenen Stirnreif, das Merkmahl und Abzeichen der höchſten Gewalt. Die Kronen ſelbſt ſind nach der verſchiedenen Würde derer, die ſie tragen, verſchieden; ſo ſpricht man in der Wappenkunde von Kaiſer-, Königs-, Großherzogs-, Herzogs-, Fürſten und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Ausgezeichnet war die ſogenannte eiſerne Krone, welche aus einem bloßen drei Finger breiten, goldenen, reich mit Perlen und Edelſteinen geſchmückten Ring beſteht, und inwendig einen dünnen eiſernen Reif hat; (daher ihr Name). Theudelinde, eine königlich baierſche Prinzeſſin, ließ ſie verfertigen, um mit derſelben ihren Gemahl Agiluff (590) zum Könige der Lombardei krönen zu laſſen (daher auch lombardiſche Krone genannt). Carl der Große wurde 774 damit gekrönt, als er zugleich zum Könige von Italien geſalbt wurde. Napoleon ſetzte ſich dieſelbe 1805 ſelbſt auf. Außer jenem eigentlichen und vornehmſten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird daſſelbe nicht ſelten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man ſpricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man vorzüglich in den neu entſtandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als ſich einander geradezu entgegengeſetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung, oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge verſteht, die dem Regenten, als eine beſondere, vom Staate verſchiedene moraliſche Perſon betrachtet, zukommen. So ſpricht man von Krondomänen, Krongütern (auch Kammergütern, Domänen), im Gegenſatze von Staatsgütern, indem man mit den erſtern einen ähnlichen Begriff wie vormals in Deutſchland mit dem Worte Chatoullengüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterſchied zwiſchen Kron- und Privatdomainen gemacht, indem erſtere in der Regel unveräußerlich ſind und jedem Beſitzer der höchſten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen gleich andern Privatbeſitzungen anzuſehen ſind. Dieſer Eintheilung zufolge kann daher der Kronſchatz noch von der Privatchatoulle des Fürſten im engſten Sinne verſchieden ſein. In ſolchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumſchränkt ſind, findet natürlich der Unterſchied zwiſchen Krone und Staat nicht Statt. — Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemahls gleichfalls ein von dem neueſten zum Theil ſehr verſchiedener Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, ſo z. B. in dem ehemaligen deutſchen Reiche, ſo noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der beſondere Umſtand zu bemerken iſt, daß dieſe Aemter gewöhnlich in beſondern Familien erblich waren. Dagegen ſind die in verſchiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausſchließlich Hofdienſte, die einen beſondern hohen Rang geben; nur hin und wieder ſind auch mit einigen militäriſchen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militäriſche Großoffiziere der Krone gab (ſ. Dignitarien). Erblichkeit dieſer Aemter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht Statt; dagegen aber ſind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Tituläre verſehen höchſtens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geſchäfte. In dieſen alten Staaten wird auch der Unterſchied zwiſchen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet,

wogegen dieſelben in den neuern Staaten allerdings ſtreng getrennt ſind; ſo hat man z. B. in Frankreich beſondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derſelben angeordnet; denn man hat ſich ſorgfältig gehütet, den Inhabern derſelben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu geſtatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geſchäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, ausſterben laſſen, ſo z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich ſchien, einem Einzelnen eine ſolche ausgebreitete Macht zu überlaſſen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaiſern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweiſe gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig ſo nennt, für durchaus nothwendig geachtet; jedoch iſt in neuern Zeiten dieſer Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich, und hat in andern allmählig aufgehört. Cz.

Kronion, ſ. Jupiter.

Kronus, ſ. Saturnus.

Kronwerk, ſ. Außenwerk.

Kropf, eine Geſchwulſt am vordern Theile des Halſes, in der Gegend der Schilddrüſe. Man belegt zwar im gemeinen Leben ſelbſt die Anſchwellung und Vergrößerung der Schilddrüſe mit dem Namen des Kropfes, allein genau genommen ſind beide verſchiedene Uebel. Der wahre Kropf entſteht außerhalb, wiewohl in der Gegend der Schilddrüſe, von Antreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatiſchen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuren Größe wachſen, wie man an den Kretinen ſieht. Die Geſchwulſt der Schilddrüſe entſteht langſam, kann zwar auch ſehr anwachſen, iſt jedoch ſeltner als der Kropf. Sie bildet eine genau umſchriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterſcheidende Geſchwulſt; der wahre Kropf entſteht ſchnell, meiſtens aus mechaniſchen Urſachen, nach Anſtrengung, heftigem Huſten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, iſt im Anfange eine mehr bewegliche, ſchwammige Geſchwulſt, die dem Drucke des Fingers leicht nachgiebt. In der Folge erſt, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichſam knorpelig. Die häufige Veranlaſſung zum Kropfe iſt das ſchwere Tragen bergan, wenigſtens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Claſſe von Menſchen, die von ſolchen Beſchäftigungen ſich ernähren, am meiſten. Mehr als das Trinken des Schneewaſſers trägt wahrſcheinlich der häufige Genuß ſehr kalkreicher Waſſer zur Entſtehung des Kropfes und der Anſchwellung der Schilddrüſe bei. Der Kropf iſt leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden; ſpäterhin, wenn die vielen Blutgefäße ſich in die Geſchwulſt fortgeſetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten ſich verhärtet haben, wird es immer ſchwerer. H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), vorher Profeſſor an der Univerſität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg, ein religiöſer Volkslehrer, der ſich durch ſeine gemüthvollen, kindlich anſprechenden Schriften, z. B. ſeine Parabeln (2 Bändchen, 4te Aufl. 1814. 8.), Apologen, der Sonntag (oder das Feſtbüchlein, 1ſter Bd., 3te Aufl., Duisburg 1813), das Chriſtfeſt (2te Aufl. ebend. 1814), den Bibelkatechismus (2te Aufl. ebend. 1813), durch ſein neueſtes Gedicht Johannes (Leipz. 1815 bei Göſchen) u. a. eine würdige Stelle

in der neuern deutſchen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit ſeiner Schriften mehr ſtärkende Kraft wünſchen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher eigenthümlicher Anſichten (über den Geiſt und die Form der evangeliſchen Geſchichte in hiſtoriſcher und äſthetiſcher Hinſicht, Leipz. 1805) bereichert.

Krüdener (Juliane Freifrau von). Dieſe berühmte Frau iſt um das J. 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hauſe ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichſten Gutsbeſitzer in Kurland, von altdeutſchem Rittergeſchlecht, eine ſorgfältige Erziehung. Sie war neun Jahr alt, als ſie mit ihren Aeltern nach Paris ging. Hier war das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der ſchönen Geiſter Frankreichs. Man bewunderte den Witz und die Kenntniſſe der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie beſaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen, dabei ein weiches Herz und eine dem Himmel der Unſchuld und des Glaubens offene Phantaſie, aber auch, wie jemand ſagte: un penchant irrésistible aux rêveries mélancoliques. Man vermählte ſie ſchon in ihrem 14ten Jahre mit einem durch edle Geſinnung und gründliches Wiſſen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von **Krüdener**, welcher damals ungefähr 36 Jahr alt war. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als ruſſiſcher Geſandter mehrere Jahre lebte. Hier wie in Petersburg durch Stand und Vermögen den Erſten gleich geſtellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmſten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten ſah ſie ſich von Verehrern umringt, aber — von Gefühlen und getäuſchten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, war ſie nicht glücklich. Sie gebahr ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiſerl. ruſſ. Geſchäftsträger bei der Eidgenoſſenſchaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Mürſinna in Berlin erſchoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badiſchen Miniſters. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie ſie ſelbſt in einem Briefe an ihren Schwiegerſohn es andeutet, hatte ſie, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, ſich zu vielen Verirrungen hinreißen laſſen, welche ihre häuslichen Verhältniſſe ſo zerrütteten, daß es endlich zur Eheſcheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Eltern zurück. Hier galt ſie im allgemeinen für eine der liebenswürdigſten Frauen, die Welt und Geiſt mit freier Bildung, anmuthigen Formen und allen Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbildungskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging ſie wieder nach Paris. Sie ſuchte das Glück außer ſich in dem mannichfachen Wechſel glänzender Verhältniſſe, fand es aber nicht, und begab ſich im Jahr 1798, in Geſellſchaft eines Franzoſen, der ihr aus Paris gefolgt war, nach Leipzig, wo ſie einige Zeit ſehr eingezogen lebte. Hierauf ging ſie nach Rußland, und im Jahr 1801 abermals nach Paris. Ihr Hang nach Zerſtreuung verwickelte ſie hier wie in Petersburg in tauſend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte ſie in Paris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um ſie war ein Kreis von Gelehrten und Dichtern verſammelt, und der wilde, leichtſinnige Garat ſoll damals ihr Herz beherrſcht haben. Indeß arbeitete ſie mitten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens an einem ſchon früher entworfenen Roman: Valérie, ou

lettres de Guſtave de Linar à Erneſte de G., in welchem ſie ein Verhältniß ſchilderte, das ihr ſelbſt einſt theuer geweſen war. Valerie iſt eine liebenswürdige junge Frau, in welche ein ſchwärmeriſcher Jüngling, der Verwandte und Pflegeſohn ihres Mannes, ſterblich verliebt iſt, und ſich in dieſem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, dieſem Roman, in welchem ſich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausſpricht, claſſiſche Vollendung zu geben, und ſich einen Ruf als Schriftſtellerin dadurch zu gründen. Der Sturz der preußiſchen Monarchie erweckte bald nachher den nordiſchen Ernſt aufs Neue, welchen bisher ſüdlicher Leichtſinn umgaukelt und mit Farbenbilder bethört hatte. Sie befand ſich damals bei der Königin Louiſe, und das klare reine Gemüth dieſer hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Natur der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfaſſerin der Valerie durch ihr geiſtreiches Geſpräch über die Tröſtungen der Religion auf jenen unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krüdener fühlte ſich damals auch ſehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen. Sie begab ſich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen viele ſich an ſie anſchloſſen, darauf als der große nordiſche Krieg ausbrach, ging ſie nach Genf und im Jahr 1813 nach Deutſchland, überall beſchäftigt mit dem Enthüllen der unſichtbaren Welt in ſich, indem ſie von der äußern ſich abgeſtoßen, und derſelben ſich immer mehr entfremdet fühlte. In Karlsruhe ging ſie viel mit Jung=Stilling um. Schon jetzt glaubte ſie ſelbſt berufen zu ſein, den Armen das Evangelium zu predigen. Daher begab ſie ſich in Heidelberg in den Gefängniß=Thurm, um die zum Tode verurtheilten Verbrecher mit dem Troſte des göttlichen Worts zu erquicken. Als ſie darauf im Herbſt 1814 wieder nach Paris kam, hielt ſie in ihrem Hauſe religiöſe Verſammlungen, bei welchen die bedeutendſten Perſonen ſich einfanden, und wo man ſie im Hintergrunde mehrerer dunkeler Zimmer in dem Koſtum einer Prieſterin auf den Knien betend erblickte. Hier in ihrem Betſale ſoll auch, ſagt man, die Idee des heiligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monarchen, deſſen Religioſität übrigens von jeder Schwärmerei frei iſt, entwickelt worden ſein. Bei Gelegenheit des Feſtes, das die ruſſiſchen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab ſie eine Beſchreibung deſſelben heraus (Le Camp de Vertus. Paris chez Normand), worin ſie ihre Anſicht von der Zeitgeſchichte darlegt. Indeß ſah Frau von Krüdener bald, daß ihr Bekehrungseifer auf die Dauer auf die Pariſer weniger Eindruck machte, ſie begab ſich daher im Herbſte 1815 nach Baſel, wo der Pietismus bereits eine ſtille Gemeinde verſammelt hatte. Hier ſchloß ſich ein junger Geiſtlicher aus Genf, Namens Empeytas, an ſie an, welcher in der Erbauungsſtunde, die Frau von Krüdener alle Abende, in einem Gaſthofe hielt, über religiöſe Gegenſtände ſprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu, wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben, tiefer ergriffen, und ſpendeten reichere Opfer, als die Ordnung des Haushaltes geſtattete. Bald entſtanden darüber mehrere Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fäſch auf, und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf Befehl der Obrigkeit Baſel verlaſſen. Eben ſo ging es ihr an andern Orten, in Lörrach, Aarau u. ſ. w. Doch wuchs überall die Zahl ihrer Verehrer, beſonders unter der Jugend. Dabei führte ſie einen ausgebreiteten Briefwechſel. Von weitem her brachten ihr Boten Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm ſie nebſt ihrer Tochter ihren Aufenthalt nicht

weit von Baſel im Badenſchen auf dem Grenzacher Horn. Ihr Begleiter war außer Empeytas und dem Prof. Lachenal ein Herr Kellner, ein geborner Braunſchweiger, der unter der weſtphäliſchen Regierung Poſtbeamter war, als politiſch verdächtig ins Gefängniß kam, und hier, wo er weder Schreibmaterialien noch andere Bücher erhielt, durch das Leſen der Bibel, die man allein ihm geſtattete, vom Syſtem des Materialismus zu einer chriſtlichen Geſinnung bekehrt wurde. Auf dem Grenzacher Horn verſammelten ſich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende, aber noch mehr Landſtreicher, welche bei ihr Obdach und Speiſe fanden. Mit gedankenloſer Begier griff der Arme, ohne ſich zur Arbeitſamkeit, Sparſamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigen Ausharren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten gnädigen Frau“ ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die Schuld alles Uebels vorwarf. So ſtörte ohne es zu wollen das ſchwärmeriſche Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der bürgerlichen Verhältniſſe. Daher ließ die Obrigkeit den 23. Jan. 1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach Lörrach abführen. Frau von Krüdener ſchrieb deshalb an den Miniſter von Berkheim zu Carlsruhe einen merkwürdigen Brief vom 14. Febr. 1817, in welchem ſie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes, ſich der Hülfloſen anzunehmen, entgegenſetzte, für welches ſie, „durch die Wüſte der Civiliſation wandernd,“ bereit ſein müſſe, ihr Leben dahin zu geben. — Als ſie hierauf im Mai das Grenzacher Hörnlein verließ, theilte ſie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erſchienen iſt) aus, worin ſie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und klar Gedachtes ſagte, und ſtatt das einfache: „Bete und arbeite, und bleibe im Lande und nähre dich redlich“ einzuſchärfen, vielmehr dem Irrthum und falſcher Auslegung überall die Hand bot. Da die Frau von Krüdener da, wo ſie hinkam, die Einbildungskraft des großen Haufens in unruhige Bewegung ſetzte, — oft umgaben ſie mehr als 3000 Menſchen — und durch die reichen Almoſen, die ſie ausſpendete, mehr Aufſehn erregte, als Nutzen ſtiftete, ſo konnte ihr die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt geſtatten. Auch von Luzern wurde ſie am Ende des Juni von der Polizei abgeführt. Von dieſem Zeitpuncte an blieb ſie ſtets unter polizeilicher Aufſicht, ward von einem Ort zum andern verwieſen, und endlich, da man ihr den Eintritt weder in das Oeſterreichiſche noch in den Elſaß geſtattete, zu Ende des Auguſts aus der Schweiz nach Deutſchland, wo Empeytas und Lachenal ſie verlaſſen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten ſie hierauf aus dem Badenſchen, Würtembergiſchen und Baierſchen durch Franken bis nach Sachſen. So kam ſie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man ſie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu ſtellen, und den Umgang mit ihr zu beſchränken. Nach des Prof. Krug Geſpräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener, (Leipzig 1818. 22 S.) zeigte ſie ſich ſelbſt in ihrer ſchwärmeriſchen Befangenheit als eine achtungs- und liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausſtrömungen ihres religiöſen Gemüths äußerte ſie mit prophetiſcher Anmaßung wunderliche Gedanken. Uebrigens ſprach ſie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuverſicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz ſich wie das Geſicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunſch

nach Deſſau oder Berlin zu gehen ward nicht erfüllt. Die Polizei führte ſie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo ſie ein preußiſcher Polizei-Commiſſär übernahm, der ſie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über ſie machten Brescius und Spieker bekannt. Als ſie über die ruſſiſche Grenze kam, ward ihr angedeutet, daß ſie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfte. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und 9 andere Perſonen ihrer Begleitung von ihr und brachte ſie auf die preußiſche Grenze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mitau beſchloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß ſie ſich in das Innere von Rußland begeben würde, um daſelbſt eine chriſtliche Beſſerungsanſtalt für einzelne verirrte Perſonen zu gründen, ſo daß ſie aus jener regelloſen Oeffentlichkeit in ein beſtimmtes und beſchränktes Verhältniß frommer Wirkſamkeit zurückgetreten zu ſein ſcheint. In den Zeitgenoſſen (X. S. 107 — 174) ſteht ein reichhaltiger, aus ihren eigenen Aeußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, beſonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Charakteriſtik dieſer pſychologiſch merkwürdigen Frau, der mit vorſichtiger Milde abgefaßt iſt. Nach dem was Krug, Brescius und Spieker über die Aeußerungen der Fr. von Krüdener berichtet haben, ſind Einſeitigkeit und Ueberſpannung, bei ſich ſelbſt täuſchender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem Heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Weſen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zuſammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Aeußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und abſprechende oder halbwahre Urtheile eines aſcetiſchen Dünkels vor. Frau von Krüdener beſtätigt die Wahrheit, daß guter Wille all in den Menſchen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger ſie ſind, um ſo eher auf Abwege führen, wenn ſie nicht unter der Herrſchaft des Verſtandes und der Vernunft ſtehen, die doch auch herrliche Gottesgaben ſind. In jedem Falle iſt der Eindruck, den dieſes Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem ſie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzloſen Unglauben gefröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geiſt und in der Wahrheit anzubeten, zurückkehre, ſondern zur myſtiſchen Schwärmerei und zum verſtandloſen Aberglauben hinübertaumle. R.

Krümmung heißt jede Abweichung von einer geraden Linie oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung in jedem Puncte der Curve wird in der Geometrie beſtimmt durch den Krümmungshalbmeſſer, d. i. durch den Halbmeſſer des Kreiſes, deſſen Krümmung der Krümmung der Curve in dieſem Puncte am nächſten kommt. L.

Krünitz (Johann Georg), Doctor der Medizin zu Berlin ward daſelbſt am 28. März 1728 geboren und ſtudirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete ſein ganzes Leben literariſchen Geſchäften und ſtarb am 20. Dec. 1796. Eine Menge nützlicher mediciniſcher, naturhiſtoriſcher, geographiſcher und anderer Werke, welche er aus verſchiedenen Sprachen überſetzte, eigene Arbeiten und Abhandlungen, Regiſter zu mehrern Schriften u. ſ. w. ſind die Früchte ſeiner unermüdet thätigen Betriebſamkeit. Sein Hauptwerk aber iſt die ökonomiſch-technologiſche Encyklopädie, welche er 1773 be-

gann. Er kam mit dieſem unförmlichen, rieſenhaften Werke bis zum 73. Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod ereilte. Krünitz hat in dieſem ſehr ſchätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigſten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleiſtet, was man von einer ſolchen Arbeit erwarten kann; indeſſen ſind in demſelben die verſchiedenartigſten Gegenſtände mit unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit ausgeführt. Nach Krünitz's Tode ſetzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, ſtarb aber ſchon 1799. Seitdem beſorgte deſſen Bruder, H. G. Flörke, und ſeit 1815 J. W. D. Korth die Fortſetzung, und das Werk iſt bereits auf 125 Bände (koſtet über 400 Rthlr.) angewachſen Der Auszug des großen Werks beſteht bis jetzt aus 32 Bänden.

Kruſemark (Baron von), königl. preuß. General-Lieutenannt und mehrerer Orden Ritter, preußiſcher Geſandter in Wien, iſt bekannt durch wichtige diplomatiſche Sendungen in Petersburg und Paris. Er war königl. Generaladjutant und Oberſtlieutenannt, als er im Jan. 1806 den Herzog von Braunſchweig nach Petersburg begleitete, wo eine allgemeine Friedensunterhandlung, oder ein entſcheidender Kriegsplan verabredet, insbeſondere aber das freundſchaftlichſte Verhältniß zwiſchen Rußland und Preußen wieder hergeſtellt werden ſollte. Beide kehrten den 24. März nach Berlin zurück. Als hierauf der preuß. Generalmajor von Knobelsdorf als außerordentlicher Geſandter, im Sept. deſſelben Jahres, dem Cabinet von St. Cloud das Ultimatum des preußiſchen Hofes überbrachte, und England nach Fox's Tode ſich Preußen wieder näherte, ward Kruſemark nach Petersburg geſchickt, um auf den Fall des Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich den gemeinſchaftlichen Kriegsplan und die zu beeilenden Märſche der ruſſiſchen Heere gegen Frankreich zu verabreden. Im J. 1809 ging der Oberſte von Kruſemark als außerordentlicher Geſandter nach Paris, um die nach dem tilſiter Frieden noch ſehr verwickelten Angelegenheiten Preußens mit dem Cabinet von St. Cloud zu ordnen, und dem franzöſiſchen Kaiſer die Nachricht von der Entbindung der Königin zu überbringen. Er kehrte mit freundſchaftlichen Verſprechungen den 15. Nov. nach Königsberg zurück, worauf der König ſeine Rückkehr nach Berlin beſchloß. Im J. 1812 unterzeichnete der Generalmajor von Kruſemark, als preußiſcher Geſandter in Paris, den mit Baſſano unterhandelten Hauptvertrag zur Feſtſtellung einer Allianz zwiſchen Frankreich und Preußen vom 24. Febr., ſo wie die Spezial-Convention über die Mitwirkung Preußens auf den Fall eines Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland. Er begleitete hierauf als preußiſcher Geſandter den Kaiſer Napoleon nach Rußland, von wo er den 4. Dec. 1812 nach Berlin zurück kam. Den 7. Jan. 1813 begab er ſich wieder auf ſeinen Geſandſchaftspoſten nach Paris. Dieſer ward jetzt noch ſchwieriger, nachdem der König im Januar ſich mit den Garden nach Schleſien begeben und den Aufruf an die Freiwilligen erlaſſen hatte. Endlich übergab Kruſemark den 27. März die Kriegserklärung ſeines Hofes an Frankreich. Der damalige Schriftenwechſel zwiſchen Kruſemark, dem Staatskanzler Hardenberg und dem Herzog von Baſſano (Maret) enthält wichtige Actenſtücke zur Geſchichte unſerer Zeit. Der Herzog von Baſſano antwortete den 1. April, und Kruſemark traf am 3. Mai von Paris wieder in Berlin ein. Im J. 1817 war der Generallieutenant Baron von Kruſemark als außerordentlicher Geſandter und bevollmächtigter Miniſter am kaiſerl. öſterr. Hofe zu Wien angeſtellt.

Kruſenſtern (Adam Johann Ritter von), Capitän der kaiſerl. ruſſiſchen Marine, hat der Wiſſenſchaft, ſeinem Kaiſer, dem ruſſiſchen Reiche und ſeinem eigenen Verdienſte, in ſeiner Reiſe um die Welt in den J. 1803 bis 1806, ein Denkmahl geſtiftet, das ſeinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Schon vor ihm hatte Rußland mehrere Entdeckungsreiſen ausgeführt. Zu Berings Reiſe und zu Tſchirikoffs dritter Reiſe dauerten die Zurüſtungen 9, zu Billings Reiſe 10 Jahre. Außer dieſen nennt die ruſſiſche Geſchichte folgende denkwürdige Reiſende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteſſkoy, Synd, Krenitzin, Lewaſcheff, Laxmann, Sarytſcheff. Aber Kruſenſterns Reiſe übertraf die ſeiner Vorgänger nicht blos durch ihren Umfang, ſondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte ſich die ruſſiſche Schiffahrt im atlantiſchen Ocean nie bis zu den Wendekreiſen erſtreckt. Kruſenſtern fuhr vom 60° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemiſphäre; und auf dieſer mehr als 3jährigen Reiſe ſtarb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wiſſenſchaftlicher Hinſicht war, beweiſen 3 im Drucke erſchienene Beſchreibungen dieſer Endeckungsreiſe, welche Alexanders Regierung verherrlicht. Der Kaiſer kaufte nicht nur die beiden Schiffe für 17,000 Pf. Sterl. und wies zu ihrer Ausbeſſerung 5000 Pf. St. an; ſondern er that auch Alles, um das wiſſenſchaftliche Gelingen dieſer Nationalunternehmung zu ſichern. So ließ er z. B. die beſten Inſtrumente von Troughton, Arnold und Pennington ankaufen. Er belohnte die Seefahrer mit kaiſerlicher Freigebigkeit. Kruſenſterns Gattin wies er die Einkünfte eines Guts an, welche ſich auf 1500 Rubel jährl. beliefen, um ihren Mann, während der Abweſenheit, wie er ſich ausdrückte, über den Wohlſtand ſeiner Familie zu beruhigen. Alle Offiziere beider Schiffe wurden um einen Grad befördert, und erhielten lebenslängliche Penſionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährl. 300 Dukaten. Aber der Ruhm der Unternehmung gebührt dem beſcheidenen Kruſenſtern. Kein Seefahrer hat ſo viel Menſchenfreundlichkeit, Sorgfalt und Aufopferung ſeiner eigenen Bequemlichkeit, mit einer umfaſſendern Kenntnis ſeines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz ſich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntniſſen eines Mannes nur ſein moraliſcher Charakter den wahren Werth ertheilt, ſo zeigt es der Erfolg dieſer Reiſen. Man kannte den Capitän von Kruſenſtern ſchon in der gelehrten Welt durch einen Aufſatz in Storchs Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inſeln und Küſten von Amerika gezeigt und bewieſen hatte, daß dieſer Handel nur dann erſt, wenn Schiffe aus der Oſtſee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordweſtküſte von Amerika gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen ſollte, mußte es der indiſchen Gewäſſer kundige Seeleute beſitzen. Kruſenſtern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingeſammelt, als er im Kriege von 1793 bis 1799 auf der engl. Flotte diente. Jetzt verſchaffte ihm der ruſſ. Geſandte am engl. Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem britt. Chinafahrer ſelbſt nach Indien zu gehen. Er hielt ſich in den J. 1798 und 1799 zu Canton auf, und lernte daſelbſt die Vortheile kennen, die den ruſſ. Beſitzungen auf der amerik. Küſte aus einem unmittelbaren Abſatze ihres Rauchwerks erwachſen könnten. Indeß fand ſein Plan, welchen er nach ſeiner Rückkunft dem Commerzminiſter, H. von Soimonoff überreichte, das nämlich außer den 600 adeligen Seecadetten noch 100 Nichtadelige, aber blos zum Kauffarteidienſte erzo-

gen, daß ferner Schiffsbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Inſtrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Oſtſee den ruſſ. Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küſte von Amerika zugeführt werden ſollten, damit die Ruſſen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlaſſen dürften, ſondern ihre Pelzwaaren unmittelbar in Canton abſetzen und dadurch, außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiſerl. Marine erhalten könnten, kein Gehör. Erſt Alexander faßte, durch den Miniſter Grafen Romanzoff und den Adm. Mordwinoff auf Kruſenſterns Vorſchläge aufmerkſam gemacht, dieſen Plan wieder auf, und übertrug dem wackern Seemanne, nach einer von dem damaligen Commerzminiſter, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Inſtruction, die nähere Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika. Später verband man damit den Nebenzweck, die ſeit Laxmanns Reiſe nach Japan zerriſſenen Handelsverbindungen in Nangaſaky wieder anzuknüpfen. Kruſenſtern trat willig aus ſeiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um ſeinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Perſonals beider Schiffe war ihm überlaſſen. Außer dem Aſtronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforſchern Tileſius aus Leipzig, Langsdorff und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Lieut. Liſanskoy, übergab er die Führung der Newa. Nachdem er für den Zweck der Reiſe Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehete zum erſten Male die ruſſiſche Flagge jenſeits des Aequators, und den 19. Aug. 1806 kehrte die Nadeshda nach Kronſtadt zurück. Man muß über dieſe Reiſe die verſchiedenen Beſchreibungen nachleſen. Das Hauptwerk iſt: Reiſe um die Welt in d. J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. Maj. K. Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Commando des Capit. von der kaiſerl. Marine, A. J. von Kruſenſtern. St. Petersburg. Auf Koſten des Verf. I. II. III. Thl. 4. 1810 — 1812. Die beiden erſten Theile enthalten die Erzählung der Reiſe und koſten 15 Rthlr.; der dritte Theil enthält naturhiſtoriſche und phyſikaliſch-nautiſche Abhandlungen vom Hofr. Tileſius, Dr. Carl Espenberg, Hofr. Horner und dem Capit. Kruſenſtern. Der Atlas in 6 H. enthält 16 Bl. über Japan und naturhiſtoriſche und ethnographiſche Abbildungen vom Hofr. Tileſius. Eine 2te Aufl. dieſes Werks iſt mit Bewilligung des Verf. in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811 — 1812 erſchienen, geſchmückt mit dem Bildniſſe des Verfaſſers und mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern. Eine engl Ueberſetzung der Kruſenſternſchen Reiſe von Göppner iſt unvollſtändig und durch eine Menge Fehler entſtellt. — Auch Capit. Liſanskoy hat die auf der Newa gemachten Reiſe um die Welt in ruſſ. Sprache beſchrieben (St. Petersburg 1813, 2 Thle. 8), vom Hofr. Dr. Pansner deutſch überſetzt. Das dritte Hauptwerk über dieſe Reiſe hat der kaiſerl. ruſſ. Hofr. G. H. v. Langsdorff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt in den J. 1803 bis 1807, 2 B. 4, m. Kupf. Frankfurt a. M. b. Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erſte Band die Kruſenſterniſche Reiſe betrifft, da der Verfaſſer im J. 1805 die Expedition in Kamſchatka verließ, und ſeine Reiſe von den Aleuten aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieſes Werk iſt ins Engliſche überſetzt. — Ueber den wiſſenſchaftlichen Werth der Kruſenſternſchen Reiſe iſt nur eine Stimme. Kru-

ſenſtern entdeckte die Orlowsinſeln, und durch ihn wurden die neuen Marqueſas- oder Waſhingtonsinſeln, beſonders Nukahiwa, und die Meerenge von Sangaar bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Auſtralien, die der japaniſchen Küſte und der Inſeln des chineſiſchen Meeres. Die öſtlich von Japan gelegene Inſel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben ſollten, konnte Kruſenſtern ſo wenig finden, als vor ihm Vries und La Peyrouſe. Dagegen unterſuchte er genau die Weſtküſte der J. Jedſo, die Straße la Peyrouſe und die Küſten der J. Sachalin. Von Nukahiwa brachte er den Franzoſen Kabris (ſ. d. Art.) nach Petersburg. Eben ſo mißlang der Wunſch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen. Der dahin beſtimmte ruſſ. Geſandte, Kammerherr von Reſanoff, ward nicht angenommen. Was Kruſenſterns Reiſe aber vor allen ähnlichen auszeichnet, iſt der Umſtand, daß er ſeine ganze Mannſchaft, die auf der Nadeshda aus 85 Perſonen beſtand, nach einer mehr als 3jährigen, faſt durch alle Zonen gemachten Seefahrt, geſund und vollzählig heimführte. Für den ruſſiſchen Handel wird dieſe Reiſe erſt in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen in der Verwaltung der ruſſiſchen Niederlaſſungen auf den Aleuten und auf der Nordweſtküſte von Amerika, auf deren Mißbräuche Kruſenſtern mit edler Wahrheitsliebe aufmerkſam gemacht hat, ausgeführt ſind. Dann ſteht auch dem ruſſiſchen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müſſen die ruſſiſchen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, ſonſt werden ſie, von den Japaneſen und Chineſen verabſcheuet, keinen Zutritt in dieſem Theile von Aſien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Abſichten ihres Kaiſers vereitelt, und eine ſtrenge Gerechtigkeit, die Kruſenſtern fodert, iſt nöthig, um das Anſehn der Geſetze unter jenem öden Himmelsſtriche zu gründen. Das neueſte Beiſpiel, wie verhaßt ſich die Ruſſen im öſtlichen Aſien gemacht haben, enthält der officielle Bericht des Ritters von Kruſenſtern über des Capit. Golownin Reiſe zur Unterſuchung der kuriliſchen Inſeln. So greift die Kruſenſternſche Reiſe auf mehr als einer Seite in die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs ein. Möge dieſer beſcheidene, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für ſein Vaterland wirkſam bleiben. Von ſeinen literariſchen Arbeiten, welche vorzüglich die nautiſche Geographie bereichern, enthalten die A. Geogr. Ephemeriden mehrere Proben, u. a. den Aufſatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckung einer nordweſtlichen Durchfahrt im J. 1588, und ſein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia. Auch hat er Wörterſammlungen aus den Sprachen einiger Völker des öſtlichen Aſiens und der Nordküſte von Amerika Petersburg 1813. 68 S. in 4. und Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane ꝛc. Lpz. 1819 4. herausgegeben. In ſeiner Schule hat ſich der Capit. von Kotzebue gebildet, der mit dem Rurik eine Reiſe um die Welt unternahm, von welcher er, im J. 1818, ebenfalls glücklich zurückgekehrt iſt. (S. d. eigenen Art.)

Kteſiphon, am Tigris in Babylonien, die Hauptſtadt des alten parthiſchen Reichs und in ſpätern Zeiten des neu-perſiſchen, bis die Araber ſie in 7ten Jahrhundert zerſtörten. Sie lag nicht weit von Seleucia und wurde zu einer ſtarken Feſtung gemacht. Vorher war ſie ein offener, aber ſehr volkreicher Ort, der von Trajan und Severus mehrmal eingenommen und verwüſtet wurde.

Kuff, Kuffſchiff, die **Kufe,** eine in Niederſachſen gebräuchliche Art Schiffe, mit einem großen und kleinen Beſanmaſte, zuweilen auch mit Schwertern an den Seiten verſehen.

Kugel, nennt man einen Körper, auf deſſen Oberfläche alle Puncte gleich weit von einem Puncte innerhalb (dem Mittelpuncte) abſtehen. Ihr körperlicher Inhalt verhält ſich zu dem eines Cylinders (ſ. d. Art.) von gleicher Baſis und Höhe genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematiſchen Kegel von gleicher Baſis und Höhe wie 2 zu 1. Dieſes Verhältniß hat zuerſt Archimedes gefunden. Es zeigt, daß die Kugel in Rückſicht ihres Inhalts zwiſchen den beiden andern Körpern mitten inne ſteht; ſie erhebt ſich aber durch ihre Geſtaltung als die vollkommenſte über dieſe empor. Merkwürdig iſt es, wie die Natur, von dem Eie des kleinſten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es ſich wiegt, von dem kleinſten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen, ungeachtet der mannichfaltigſten Verſchiedenheit ihrer Bildungen, nach dem Ideale der Kugelgeſtaltung ſtrebt. Hiernach iſt es kein Wunder, wenn viele weiſe Männer in den Zeiten des Alterthums, wo man ſich das Ueberſinnliche vermittelſt der Gegenſtände der Sinnenwelt vorſtellte, ſelbſt die Gottheit als Kugel dachten, da ſich die vollkommenſten Erzeugniſſe der vegetabiliſchen und thieriſchen Natur nach ihrer Geſtalt gleichſam als Muſter bilden. Solche Bemerkungen drängen ſich uns auf, wenn wir auf unſerer Erdkugel, mit dem vollkommenſten Werkzeuge unſerer Sinne, dem Auge, das ſelbſt eine Kugel iſt, herumblicken. Künſtliche Erd- und Himmelskugel ſ. den Art. **Globus.**

Kugeldreieck, ſphäriſcher Dreieck, iſt ein von drei Bogen größter Kreiſe eingeſchloßnes Stück einer Kugelfläche. Da unſere Erde auch eine Kugel iſt, ſo müſſen 3 Oerter auf derſelben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Straßburg, die Spitzen eines ſolchen Kugeldreiecks ſein. **Kugelzirkel** iſt ein ſolcher, welcher entſteht, wenn eine Kugel durchſchnitten wird.

Kügelgen (Gerhard von), Hiſtorien- und Porträtmahler, Mitglied der Akad. von St. Petersburg und Berlin, und Prof. an der Akad. zu Dresden, und **Carl von Kügelgen,** Landſchaftmahler, Mitgl. der Akad. von St. Petersburg und Berlin, Zwillingsbrüder, ſind im J. 1772. den 6. Jan. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Aeltern (der Vater war churkölniſcher Hofkammerrath) eine chriſtlich fromme Erziehung. Beide zog ſchon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Mahlerei hin; dies und ihre ſeltene Aehnlichkeit im Aeußern, in welcher ſich die Aeltern oft ſelbſt irrten, erregten Aufſehn. Aber die Mahlerei galt in jener Gegend nur als ein Handwerk, und die berühmteſten Meiſter dieſer Kunſt ſtanden im Rufe eines etwas lüderlichen Lebens. Kein Wunder alſo, daß der Vater der Zwillinge dieſe Kunſt unter die loſen zählte, welche ſogar dem Seelenheile ſeiner Söhne gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Neigung entſagen, und in einem matten Schulunterrichte ſich zu einer wiſſenſchaftlichen Bildung vorbereiten. So wurden ſie, 14 Jahre alt, in das Jeſuiten-Gymnaſium zu Bonn gebracht. Zwei Jahre darauf ſtarb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling **Gerhard,** von ſeiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er ſich der Kunſt ganz widmen konnte. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der Hiſtorienmahler Januarius

Zick in Coblenz übernahm, gegen ein jährliches Lehrgeld, ſeinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Carl, daß er unmöglich etwas Anderes als ſein Bruder treiben könnte. Da er ſchon in der früheſten Jugend Häuſer und Bäume mit derſelben Luſt gezeichnet hatte, wie ſein Bruder Geſichtsbildungen, ſo ward er in Frankfurt am Main dem Landſchaftsmahler Schütz übergeben. Nach einer Uebung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder ſeines Meiſters ſo treu, daß man ſie für Originale anſehen konnte; allein die etwas eigen geſinnte Mad. Zick glaubte, dies ſchade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Luſtreiſe nach Mainz den Hiſtorien- und Portraitmahler Feſel aus Würzburg kennen. Dieſer freundlich geſinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeldlich. Aber nach einem halben Jahre ſchrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joſeph auf der Univerſität Bonn erhalten werden müſſe, ſo falle es ihr ſchwer, die Zwillinge in dem koſtſpieligen Studium der Mahlerkunſt zu unterſtützen; ſie möchten daher ſelbſt auf Mittel zu ihrem Fortkommen denken. Beide beſchloſſen, ſich an den Churfürſten von Cölln, Maximilian, Erzherz. von Oeſterreich, zu wenden. Gerhard mahlte zu dieſem Endzwecke ſein eigenes Bild mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinſel zu einer auf Wolken thronenden Minerva empor ſtrebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Carl mahlte die Gegend von Würzburg und die Stadt. Der Kammerpräſident Freih. Spiegel zum Dieſenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes als Vorſteher des Gymnaſiums in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Churfürſten. Dieſer Fürſt unterhielt ſich lange ſcherzhaft mit ihnen, und ließ ihnen noch denſelben Abend die Zuſicherung ertheilen, daß ſie eine Reiſepenſion von 200 Dukaten jährlich drei Jahre lang in Rom beziehen ſollten. — Den 4. Mai 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutſchland größtentheils zu Fuße. Die reiche Schönheit Roms feſſelte bald den Landſchaftsmahler ſo, daß ihm das Copiren nach andern Meiſtern nicht zweckmäßig ſchien. Den Hiſtorienmahler aber zogen die Idealgeſtalten der Antiken und das wunderſam Rührende in Raphaels Gemählden ſo an, daß er ausſchließlich nur dieſes und jene nachzubilden bemüht war. Indem ſich alſo keiner von den beiden Brüdern auf die Autorität eines Meiſters oder einer Schule ſtützte, war ihr künſtleriſches Streben frei, und in Jedem entfaltete ſich das Eigenthümliche ſeines Genius. So iſt in den landſchaftlichen Darſtellungen des jüngern Bruders die üppige oft ſogar etwas überreiche italieniſche Natur, wie in den hiſtoriſchen Bildern des ältern jener nach dem Antiken ſtrebende Schönheitsſinn, mit gemüthvollen Affecte verbunden, nicht zu verkennen. Der franzöſiſche Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern; und es konnte den Brüdern kein Geld überſchickt werden. Gerhard reiſete den 14. Febr. 1795 mit einem jungen Liefländer, der ſein Freund war, von Rom zu Fuße nach München, um ſich durch Porträtmahlen Unterſtützung zu verſchaffen. Hier fand er bei ſeiner Ankunft Briefe von ſeinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdeſſen die Bekanntſchaft des Lord Briſtol gemacht, welcher mehrere Bilder von ihm gekauft und andere beſtellt habe, auch war die Penſion nebſt andern

Geldern angekommen. Allein Gerhard zog es vor, bis zur Rückkehr ſeines Bruders aus Italien die Galerie zu München zu ſeinem Studium zu benutzen. Hier ſah er eines Morgens einen kleinen, ſchwarz gekleideten Mann, der ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Es war der Lord Briſtol, der nicht wenig ſtaunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelaſſen hatte, hier auf einmal vor ſich zu ſehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anſpricht, ſo verſchafte dieſe Ueberraſchung dem ältern Zwilling ſogleich die volle Zuneigung des brittiſchen Sonderlings. Er kaufte mehrere ſeiner Bilder, wollte ihm Aufträge über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängerung der Reiſepenſion von 100 Ducaten auf unbeſtimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künſtler dieſen Antrag ſeinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutſchland gewandert war, und der ſich damals in Lauſanne aufhielt. Allein derſelbe kam ihm mit dem dringenden Wunſche entgegen, er ſollte mit ihm nach Riga reiſen, wo er als Kind in ſeiner Aeltern Hauſe alles Liebe erfahren werde. Ja es lag dieſer Plan dem jungen Liefländer ſo ſehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit ſeinem Freunde, oder nie, ſeiner Aeltern Haus wieder betreten. Der junge Künſtler ſtand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn ſein Bruder und Italien, hier ein Freund in ein unbekanntes Land. Aber dieſer Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm ſein Reiſegeld brüderlich getheilt, er entſchloß ſich daher, ihn in ſeine Heimath zu begleiten. Da er während ſeines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturporträts gemahlt hatte, ſo fehlte es ihm nicht an den Mitteln. Im Sept. 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die erfreulichſte Aufnahme fand. Unterdeſſen hatte ſein Bruder Carl in Rom die Aufträge des Lord Briſtol vollendet; da ihm aber die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten, ſo folgte auch er der Einladung Gerhards nach Riga, bei deſſen kunſtſinnigen Bewohnern er ebenfalls eine liebevolle Aufnahme und viel Beſchäftigung fand. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren beſuchten die Zwillinge im J. 1799 St. Petersburg. Hier beſchäftigten den Porträtmahler ehrenvolle Aufträge vom daſigen Kaiſerhofe, und der Landſchaftmahler wurde vom Kaiſer Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angeſtellt. Nach wenig Jahren ſahen ſie ſich in der Lage, um die Hand von zwei Schweſtern anzuhalten, welche ſie auf der Reiſe nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da dieſe aus adeligem Geſchlecht waren, ſo hielt man es für anſtändig, daß auch die Brüder den Adel ihrer Familie wieder herſtellten. Als hierauf Carl von Kügelgen im J. 1803 eine Reiſe nach der Krimm machte, um in der daſigen ſchönen Natur ſeiner Kunſt zu leben, beſuchte Gerhard von Kügelgen die noch lebende Mutter in Coblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den, aus aller Welt zuſammengeraubten, Kunſtſchätzen in dem pariſer Muſeum zu verweilen. Bald nach ſeiner Rückkehr von Paris ſtarb ſeine Mutter. Betrübt durch dieſen Verluſt verließ der Künſtler ſein, ihm durch das franzöſiſche Leben fremd gewordenes Vaterland, und wählte zu ſeinem Aufenthalte das kunſtreiche Dresden. Hier lebte er mit ſeiner Familie ſeit dem Mai 1805. Die daſigen Kunſtſammlungen gaben ihm Veranlaſſung zur fernern Entwickelung ſeines Kunſtſtrebens, aber auf der Mitte ſeiner ſchönen Bahn, fiel er unter den

Händen eines Raubmörders, eines ſächſ. Artilleriſten, auf freier Straße nahe bei Dresden, den 27. März 1820. — Der Landſchaftmahler lebt in Petersburg, oder auf dem Gute ſeines Schwagers, des Freih. v. Manteufel zu Kurkel in Liefland. Ideale Formen, dichteriſche Compoſition der innigſte Ausdruck des innerſten Lebens, künſtleriſche Darſtellung, und ein ſchönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es iſt ſchwer, die beſten darunter zu nennen. Seine Magdalena und ſein Johannes möchten wohl jedem Nachbildner unerreichbar ſein. Sein Amor und ſeine Porträts von Göthe, Schiller, Herder und Wieland, erſchienen in Kupfer geſtochen zu Wien bei Artaria; und mehrere Umriſſe wird ſein Leben enthalten, das Prof. Haſſe herausgibt. Die Werke ſeines Bruders Carl von Kügelgen ſind größtentheils in dem Beſitze des ſeitdem verſtorbenen Lords Briſtol, in Berlin, Riga, und in den Kunſtſammlungen von Petersburg. Ein großer Atlas von Zeichnungen und Anſichten aus der Krimm iſt noch in des Künſtlers Beſitz, der eine Krimmſche Galerie in 30 Bl. für den ruſſ. Kaiſer gemahlt, und jetzt von ſeinem Monarchen den Auftrag erhalten hat, eine ähnliche landſchaftliche Galerie von Finnland zu mahlen. Auch beſchäftigt ihn die Herausgabe einer mahleriſchen Reiſe in die Krimm, für das Publicum. Eine treue und vollſtändige Erzählung von dem Leben und von den Werken beider Brüder (vom Prof. Haſſe) findet man in den Zeitgenoſſen. St. XI.

Kuh (Ephraim Moſes) wurde 1731 zu Breslau von jüdiſchen Aeltern geboren, und zeigte ſchon frühzeitig ein ungemein ſtarkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes und immer rege Wißbegierde. In der Folge beſtimmte ihn ſein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdiſche Gelehrſamkeit und das theologiſche Studium des Moſaismus. Doch entſprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim das Wiſſenſchaftliche des Judenthums mit ſeltener Begierde erlernte; ſo war doch Niemand im Stande, ihm für die ſcholaſtiſche Dogmatik, für die ſophiſtiſchen Hypotheſen und für die erkünſtelten Subtilitäten der jüdiſchen Theologie Geſchmack beizubringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieſer Sprachen gewann er Geſchmack an der Lectüre, und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poeſie. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er nach Berlin, wo er als erſter Commis in die Handlung ſeines Onkels trat. Hier war es, wo er ſich durch ſeine Talente die Bekanntſchaft und Freundſchaft Mendelsſohn's, Ramler's, Leſſings und anderer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang ſich ſein poetiſches Talent zu entwickeln begann. Da er, außer ſeinem bedeutenden Gehalte, ein anſehnliches Vermögen beſaß, ſo hätte er in Berlin in angenehmen Verhältniſſen leben können; aber eine zu weit getriebene Gutherzigkeit, welche oft die Beute des liſtigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verſchwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatte in wenigen Jahren ſowohl ſein Vermögen, als ſeinen übrigen Erwerb, faſt gänzlich erſchöpft. Er verließ Berlin, durchreiſete Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutſchland, und gerieth am Ende in eine ſo hülfloſe Lage, daß ihm ſeine Familie ein Capital zu ſeinem Unterhalte ausſetzen mußte. Dieſe Umſtände veranlaßten bei ihm eine gewiſſe Schwermuth, die nach und nach in wirklichen

Wahnſinn ausartete, von dem er nur durch die raſtloſe Thätigkeit eines geſchickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwiſchenräumen jenes Zuſtandes war es gerade, wo ſeine beſten Gedichte ihre Entſtehung erhielten. Nach ſeiner Wiederherſtellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und ſogar der Sprache beraubt, worauf er am 5. April 1790 ſtarb. Seine Gedichte erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel: Hinterlaſſene Gedichte von Ephraim Moſes Kuh. 2 Thle. Zürich, 1792.

Kuhblattern, Kuhpocken, Schutzblattern, eine bei den Kühen vorkommende Krankheit, bei welcher ſie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterſcheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, ſchwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derſelben kommt zuweilen bei ſtiſchmelkenden Kühen, beſonders im Holſteiniſchen, in England, epizootiſch vor, und iſt durch ihre Eigenſchaft, ſich bei den Menſchen durch örtliche Anſteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Anſteckung der Menſchenblattern zu ſichern, beſonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation und Jenner. H.

Kuhlmann, (Quirinus), ein religiöſer Schwärmer und Abentheurer, geb. 1651 zu Breslau, verließ die Rechtsſtudien zu Jena, um Projecten zur Umkehrung aller Dinge nachzuhängen, worauf die Träumereien der Fanatiker und Chiliaſten ſeiner Zeit und ſein eigner Stolz, zum Theil auch wirkliche Verrücktheit in Folge einer ſchweren Krankheit, (1670) ihn geführt hatte. Er trieb ſich als wandernder Prophet und eingebildeter Prinz Gottes, dem die Welt unterworfen ſei, im ganzen proteſtantiſchen Europa herum, ſtreute ſeine Orakelſprüche in verworrenen Verſen (Kühlpſalter und andre wunderliche Schriften) allenthalben aus, wollte in Conſtantinopel und Kleinaſien die Türken bekehren und kam endlich ganz verarmt nach Moskau, wo er auf Befehl des Patriarchen als Ruheſtörer nebſt einem Anhänger 1689 lebendig verbrannt wurde. Eine Secte zu ſtiften, war ihm nicht gelungen. E.

Kulichan (Tahmaſp) auch Shah Nadir genannt, geboren im Jahre 1687, einer der größten und ausgezeichnetſten Männer, aber auch der abſcheulichſten Monarchen, welche die Geſchichte alter und neuerer Zeiten aufzuweiſen hat. Er hieß eigentlich Nadir und war anfänglich perſiſcher Feldherr, verließ aber bald den Militärdienſt, und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Der König von Perſien, Tahmaſp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn wegen ſeiner großen militäriſchen Talente nach und nach zum oberſten Feldherrn aller perſiſchen Truppen. Bald aber empfand er die Folgen dieſes unvorſichtigen Schritts. Denn Nadir, der ſich nun auf ſeinen Befehl ſelbſt Tahmaſp Kuli (Sclav des Tahmaſp) mit dem Zuſatze Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, und das ganze Heer für ſich gewonnen hatte, entthronte ſeinen Wohlthäter, als dieſer ohne ihn mit den Türken Friede geſchloſſen hatte, bemächtigte ſich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als Vormund der Regentſchaft, und ward im J. 1735, nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem ſein Mündel geſtorben war, zum Könige von Perſien erwählt. Seit dieſer Zeit ward er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall ſiegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, ließ einen Haufen

Ueberwundener hinrichten und ihre Länder in Einöden verwandeln. Ja er wüthete ſelbſt gegen ſeine eigene Unterthanen mit der empörendſten Grauſamkeit. Seine Soldaten waren durch die vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und ihm daher ſo ergeben, daß es Niemand wagen durfte, dem blutdürſtigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbſt der Haß der Geiſtlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu ſtoßen, wurden ſchon in ihrer Entſtehung vereitelt. Sein größter, aber auch abſcheulichſter Feldzug war derjenige, welchen er im J. 1739 gegen den Großmogul von Hindoſtan unternahm. Schah Nadir wußte ſich theils durch ſeine überall ſiegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Beſitz aller Länder deſſelben zu verſchaffen, plünderte und brandſchatzte, ließ die Hauptſtadt Delhi einäſchern und über zweihunderttauſend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Bosheit beging, ſich ſelbſt für eine von Gott geſandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geſchlagen, die ſeinen Gräuelthaten ein Ziel ſetzen ſollte. Es ward eine Verſchwörung gegen ihn geſtiftet, an deren Spitze ſein Neffe und noch ein anderer Statthalter ſtanden. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in ſeinem Leben Gnade ertheilt, auch keine zu empfangen werth ſei. Und ſo hauchte dieſer Wütherich unter den Streichen der Mörder im Jahre 1747 ſeinen Geiſt aus.

Kuma oder Kyme, die größte und vornehmſte Stadt Aeoliens und zugleich eine der älteſten, am Aegeiſchen Meer. Von ihr hat die kumaiſche oder kumaniſche Sibylle den Namen, und Heſiodos war hier geboren. Uebrigens galten nach Strabon die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäiſche Colonie war die ebenfalls ſehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten ſie, der Sage nach, die Phocäer angelegt, und die Bewohner Italiens verſetzten ſpäterhin die aſiatiſche Sibylle hieher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrſagerin lag in dem der Göttin Trivia geweihten Haine und in ihrer Nähe war der Acharuſiſche See. In dieſer Gegend beſaß Cicero ein Landgut, das daher das kumaniſche hieß.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches entweder Frauen verliehen iſt, oder auf Frauen forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht: denn ſobald männliche Erben da ſind, fällt das Lehn auf dieſe. In demſelben Sinne heißt Kunkeladel ein ſolcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herſtammt.

Kunſt. I. Im weiteſten Sinne. Alle Kunſt iſt etwas Practiſches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-ſinnlicher Weſen in der Sinnenwelt Beruhendes, denn ſie iſt (ſubjectiv) die Geſchicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-ſinnlicher Weſen, gewiſſe, nach freien Zwecken beſtimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das ganze Gebiet der äußern Wirkungen und ſelbſtſtändigen Erzeugniſſe dieſer freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Aeußerungen aber, und mithin dieſe Wirkſamkeit ſelbſt, ſind um ſo vollkommener, je mehr durch ſie etwas fürſ ſich Beſtehendes, d. i. ein ſelbſtſtändiges, zu jenen Zwecken in allen ſeinen Theilen übereinſtimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir in ſo fern Werk der Kunſt im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunſtwerk nennen; unterſchieden von Kunſtſtück, welches ſeinem innern Werthe nach von weniger

Bedeutung iſt, und gewöhnlich nur den Zweck hat, eine überraſchende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenſchein und Täuſchung gegründet (Blendwerk), an den Tag zu legen. Durch jene Beſtimmung iſt nun die Kunſt von der Natur und ihren Erzeugniſſen (Naturproducten) unterſchieden, welche wir nur uneigentlich, und durch gewiſſe auffallende Aehnlichkeiten an den äußern Erſcheinungen geleitet, Künſtlerin und künſtlich nennen (ſ. d. Art. Kunſttriebe): denn die Natur wirkt, ob ſie gleich wie die Kunſt hervorbringt, nach nothwendigen Geſetzen bewußtlos ihre Erſcheinungen. Von der andern Seite iſt jedoch die Kunſt durch die Natur begründet, und durch ſie allein möglich gemacht. Sie ſezt einen Stoff voraus, den ſie geſtaltet, und der ſich auf die Erſcheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Menſch kann nämlich, wie ſchöpferiſch auch ſeine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erſchaffen. Seine Schöpfung bezieht ſich alſo auf Formgebung; die höchſte iſt eine originelle Combination. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geſchichte, und dieſer Stoff muß eben ſowohl der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Menſch für die Auffaſſung, Wahrnehmung und Bearbeitung deſſelben empfänglich gedacht werden. In Hinſicht auf deſſen Kunſtfähigkeit insbeſondre iſt die Kunſt ſchon dadurch von der Natur abhängig, daß der Menſch zugleich Naturweſen iſt, und die Natur in ihm die höchſte, und bekannte Stufe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelſt lezterer faßt er die Natur auf, lernt die Geſetze kennen, und auf dieſelbe zur Erreichung ſeiner Zwecke geſetzmäßig einwirken. Die Geſetze, nach welchen er Werke der Kunſt hervorbringt, ſind daher zugleich Naturgeſetze, d. h. in ſeiner Anſchauung der Natur gegründet, aber er verfolgt ſie mit Bewußtſein und Willkühr. Von der Wiſſenſchaft aber iſt die Kunſt hauptſächlich dadurch verſchieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zuſammenhanges der Dinge iſt, und als höchſte Wiſſenſchaft (Wiſſenſchaft ſchlechthin, oder Philoſophie) die nothwendigen Geſetze des Denkens und Seins aufſucht, und über die Erſcheinung hinausgehend, den Grund der Erſcheinungen und ihren Zuſammenhang zu erforſchen ſtrebt. Die Wiſſenſchaft alſo beruht auf dem Wiſſen, oder beſteht in deſſen Ausbildung, und iſt mithin auf die theoretiſche Thätigkeit des Geiſtes gegründet. Die Kunſt aber hat es zu thun mit Etwas, das weder ſelbſt ein Wiſſen iſt, noch blos oder unmittelbar durch das Wiſſen um einen Gegenſtand, ohne äußere Fertigkeit und Kraftübung, hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtſein, und ohne Anwendung des Verſtandes hervorzubringen möglich iſt. Darum war es falſch, wenn man ſonſt einige ſchöne Künſte, z. B. die Poeſie, weil ſie die geiſtigſte iſt, und ſich, wie die Wiſſenſchaft, zu ihrem Darſtellungsmittel der Sprache bedient, ſchöne Wiſſenſchaften nannte. Dadurch aber ſind Wiſſenſchaft und Kunſt wiederum verbunden, daß leztere, wie eben angedeutet wurde, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wiſſenſchaft im weiteſten Sinne), bei aller Kunſtübung vorausſezt, daß ferner auch die Wiſſenſchaft, als Product und Reſultat der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewiſſe Fertigkeit oder Geſchicklichkeit (Kunſt im weitern Sinne), den Zuſammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen, erfodert, daß endlich auch die Wiſſenſchaft, in ſofern ſie ſich in ſelbſt-

ſtändigen, und von dem Innern, worin ſie erzeugt worden, ſich abſondernden Werken darzuſtellen und mitzutheilen ſtrebt, in dieſen *Darſtellungen* Kunſt iſt, wenn gleich dieſe Kunſtform nicht die Form der *ſchönen Kunſt* iſt, der ſie ſich jedoch in verſchiedenen Gattungen wiſſenſchaftlicher Darſtellung mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunſt äußert ſich vorzüglich als die vom Geiſte ausgehende Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas Selbſtſtändiges hervorzubringen, oder für Andre darzuſtellen. Wiederum wird auch die Kunſt durch Wiſſenſchaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die *Kunſtphiloſophie* und alle Theorie der Künſte. Wir ſprechen daher das Verhältniß der Kunſt zur Wiſſenſchaft in der Kürze alſo aus: Die Kunſt iſt, ihrem Weſen nach, *Darſtellung*, will etwas Inneres zur Erſcheinung bringen, und nicht das Wiſſen iſt bei ihr die Hauptſache, ſondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wiſſenſchaft weilt im Kreiſe des Allgemeinen, der Geſetze und des Zuſammenhanges der Dinge, bei ihr iſt alſo die Darſtellung nicht die Hauptſache, ſondern das Bewußtwerden geiſtiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das *Weſen der Kunſt* genauer betrachten, ſo müſſen wir auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menſchen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs, und Umbildung vorhandener Formen, Veränderungen in der Erſcheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu ſeinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, iſt die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erſcheinungen der Natur und des Menſchenlebens, mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinſchaftlichen Zwecken, nicht immer übereinſtimmen. In wiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in ſich fühlt, theils die Natur nach ihren Geſetzen erkannt, und mithin auf ſie geſetzlich zu wirken, ſie zu bilden und behandeln gelernt hat; in ſofern ſucht er auch den ſelbſtthätig vorgeſetzten, oder ihm gegebenen Zweck, und die vorhandenen Mittel zur Erreichung deſſelben vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in ſich die Vorſtellung von etwas Aeußerm, das als Mittel, die Foderung des Gedankens und ſeiner innern Welt überhaupt mit den äußern und vorhandenen Erſcheinungen zu verbinden, eintreten ſoll: er *erfindet* und *dichtet*. Herrſchaft des Geiſtes über die Natur iſt ſomit aller Kunſt Weſen und Kennzeichen, und aller Kunſtbeſtrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachſenden geiſtigen Bedürfniſſe des Menſchen die Natur und ſeine Umgebungen zu ſeinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. *Künſte. Freie Künſte.* Durch ihre nächſten Zwecke, und durch das nächſte Bedürfniß, worauf ſich die Werke der Kunſt gründen, ſo wie durch die herrſchenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirkſam ſind, und die Art, wie ſie dabei in Wirkſamkeit geſetzt werden, unterſcheidet man *Gebiete* oder Claſſen der Kunſt, oder *Künſte*. Jene Zwecke ſind aber, in Beziehung auf die Idee der Humanität, *niedere* oder *relative*, d. h. ſie finden nur in Beziehung auf die höchſten Statt, und ſind ihnen in Hinſicht auf die Beſtimmung des Menſchen näher oder entfernter untergeordnet (ſolche ſind z. B. Vergnügen, Nutzen), oder *höhere* und *abſolute* und ſomit ſind auch die *Bedürfniſſe niedere* oder *höhere*; *äußere*, welche ſich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder *innere*, aus dem Gemüthe ſelbſt hervorgehende. Einige ſetzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere

mehr die geiſtigen Kräfte, und zwar einſeitig (z. B. den Sinn, den Verſtand ꝛc.), oder allſeitig in Bewegung. Endlich, die Wirkſamkeit dieſer Kräfte iſt mehr mechaniſch und mit Anſtrengung verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung ihren eigenen Genuß findet, und ſich ſelbſt zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach ſind die Künſte gebundene (mechaniſche), oder freie Künſte. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künſte (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntniſſe und Fertigkeiten nannte, welche bei den Alten zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengeſetzt den Beſchäftigungen der Sclaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechaniſche Arbeiten verſtand. Man nahm dabei den Ausdruck Kunſt nicht ſo ſtreng, und rechnete daher auch Wiſſenſchaften hinzu. Gewöhnlich redet man von ſieben freien Künſten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie, nach dem bekannten alten Gedenkverſe:

Gram loquitur, *Dia* verba decet, *Rhe* verba ministrat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *As* colit astra.

Dieſe Gegenſtände machten den allgemeinen Lehrcurſus in der Erziehung der Alten aus. In ſpätern Zeiten wurden freie Künſte auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengeſetzt. Die freien Künſte in unſerm Sinne nun, ſelbſt die, welche auf edleren Bedürfniſſen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem ſie Verſtand oder Willen hinleiten wollen, und zu deſſen Erreichung alſo dieſe nur Mittel ſind, weshalb ſie auch nicht rein für ſich ſelbſt gefallen — (ſie können daher relative Künſte genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. ſelbſt die Redekunſt); oder ſie ſind ſolche, deren Werke nur die Erſcheinungen des begeiſterten Gemüths darſtellen, und als ſolche Darſtellungen durch ſich ſelbſt gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunſch zum Grunde, die Momente innerer Anſchauungsfülle, die Ideale der Phantaſie, ſo wie die Momente der vollkommenſten, idealſten Wirklichkeit gleichſam für die Ewigkeit feſtzuhalten, und in ſelbſtſtändigen, in ſich abgeſchloſſenen, der Anſchauung durch ſich ſelbſt würdigen Formen auszuprägen. Dieſe Künſte werden wir daher abſolute Künſte, oder vorzugsweiſe Künſte, und ihre Werke Kunſtwerke nennen. Denn die Darſtellung, welche der Kunſt Kennzeichen iſt, wird hier auf das Höchſte gebracht, zu etwas Abſolutem erhoben, indem in der Darſtellung ſelbſt das Ideale auf eigenthümliche Weiſe und in allen ihren Theilen zur vollkommenſten Anſchauung gebracht wird, oder zur Erſcheinung kommen ſoll. Dieſes geſchieht dadurch, daß die Idee ſich mit der dargeſtellten Form unzertrennlich verbindet, ſo daß dieſe gleichſam um ihrer ſelbſt willen da iſt. Nun aber beſteht die Schönheit, welche nebſt der Wahrheit und Güte zu den höchſten Ideen der Menſchheit gehört, in der Uebereinſtimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als deſſen vollendete Form es erſcheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erſcheinung. Die abſoluten Künſte ſind alſo keine andern, als die ſogenannten ſchönen Künſte; und darum werden dieſe eben vorzugsweiſe Künſte, ihr Inbegriff Kunſt ſchlechthin, ſo wie ihre Werke Kunſtwerke genannt. In ihnen herrſcht die Schönheit, die durch ſich ſelbſt gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in ſich

ſelbſt trägt, dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunſt dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, auch nicht einzeln und für ſich, ſondern nur in ihrer Geſammtheit, und auf ihren höchſten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortſchreitenden Bildung der Menſchen immer mehr ſich mit dem Gefälligen und durch ſeine Form Bedeutſamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerſtande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menſchen in demſelben überall leichter, freier und geiſtiger wird. III. Schöne Kunſt, oder Kunſt vorzugsweiſe; Kunſtwerk: deſſen Erfoderniſſe; Künſtler. Die Kunſt, von welcher wir hier ſprechen, iſt alſo die freie Darſtellung des Schönen in ſelbſtſtändigen, anſchaulichen Werken, und das Kunſtwerk eine einzelne Darſtellung (ein Werk) dieſer Art. Man hat oft die Kunſt Nachahmung der Natur genannt; in wiefern wir aber unter Natur wie dieſer Ausdruck am gewöhnlichſten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erſcheinungen und Veränderungen der Natur verſtehen, inſofern ſteht die Kunſt, als Eigenthum des freien Weſens, höher als dieſe, und die Schönheit iſt dem Kunſtwerke, das nach Ideen erzeugt wird, weſentlich und nothwendig, d. h. ſie gehört zu ſeinem Begriffe, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunſtwerke die Rede ſein: den einzelnen Naturerſcheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entſtehen, iſt hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Menſch, als höheres Naturweſen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerſcheinung weit übertreffen. Die Kunſt kann alſo auch in dieſem Sinne nicht Nachahmerin der Natur ſein. Aber in einem höhern Sinne iſt die Natur ſelbſt, oder die Welt, die höchſte lebendige Schönheit; indem ſie als allumfaſſende Mannichfaltigkeit ſinnlicher Erſcheinungen in Wechſelwirkung mit dem Geiſte, der ſich in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenſte Ganze bildet, in welchem die höchſte Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchſte Ruhe und Bewegung ſich verbinden, und alle ſtreitenden Gegenſätze vereinen. In dieſem Geiſte gedacht, und als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung ſtehen bleibende, bildende Kraft, als raſtloſe Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Geſtalten, ſchwebt ſie als Vorbild über dem menſchlichen Kunſtwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußeren Erſcheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allſeitig berührt zu werden, welche an ein beſonderes Syſtem fein gebildeter Organe geknüpft iſt, und indem ſich im Menſchen die Elemente der ganzen uns ſichtbaren Welt ſo innig vereinen, daß die beſeelte Menſchengeſtalt uns ſelbſt als das vollkommenſte Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erſcheint, ſpiegelt ſich im Geiſte gleichſam die Natur: und wie der Menſch ſich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, ſo iſt auch das anſchauliche Werk, das in dieſem Geiſte empfangen wird, Nachſchöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeſchloſſen und ſelbſtſtändig wie ſie, und die mannichfaltigen Geſtalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn ſie in geiſtiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Menſch den Sinn und die Idee der Naturerſcheinungen aufzufaſſen, und die Veränderungen der Natur ſelbſt auf denjenigen Puncte zu ergreifen, wo ſie am meiſten der Idee ſich nähern. Und in dieſem Sinne kann man von Nachah-

mung der **Natur**, — nicht ihrer einzelnen ſinnlichen Erſcheinungen, — reden, da ohnehin nicht letztere **allein**, ſondern auch das innere Leben der Menſchheit, und deſſen Einwirkung auf die äußere Umgebung, ſofern es ſich der Einbildungskraft anſchaulich vorſtellbar, als abgeſchloſſenes Bild in mannichfaltigen Charakteren, Gruppen, Thaten und Schickſalen der Menſchen, überſchauen läßt, mithin als Geſchichte zu einem Gegenſtande der Kunſt erhoben wird. Die freie Darſtellung des Schönen, wie wir die Kunſt nannten, iſt aber zugleich Darſtellung des Lebens; denn das Schöne iſt etwas Lebendiges, und darſtellen läßt ſich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunſtwerk ſoll aber vollendete Darſtellung ſein, mithin das vollendete Leben, oder die Erſcheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, (d. i. eines ſolchen, in dem die höchſten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantaſie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte ſtehen, und das von einem höheren Geiſte, dem Geiſte der Welt, gleichſam bewegt wird,) mithin zugleich die **Idee** des menſchlichen Lebens in ſeinen verſchiedenen Geſtalten und Aeußerungen in einem organiſchen Bilde zur äußern Anſchauung bringen. Das Kunſtwerk iſt alſo gleichſam das Zeichen, durch welches dieſes innere Leben feſtgehalten werden ſoll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) **Leben ſelbſt** (dadurch ſteht es auch in gewiſſer Hinſicht hinter der Naturerſcheinung zurück), ſondern nur **Schein**, oder die vollkommenſte Erſcheinung **deſſelben** (wodurch es ſich über die Naturerſcheinung erhebt). Aber der Künſtler muß das Leben in ſich tragen, und es darzuſtellen wiſſen als den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerks: und ſo wird er auch das Schöne darſtellen. Ferner iſt das Kunſtwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit **Idee**; die nähere Beſtimmung iſt alſo: 1) die Schönheit iſt das Geſetz des Kunſtwerks, die Beziehung auf dieſelbe dem Kunſtwerke weſentlich; aber 2) das Kunſtwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, ſchließt nicht die höchſte Schönheit ein (denn dieſe iſt unendlich, Aufgabe **aller** Kunſtwerke, und wird nur durch die ganze Kunſt, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunſtwerke aller Zeiten und Völker fortſchreitend realiſirt), ſondern es ſtellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenſtande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Geſtalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunſtwerke, wie die Naturerſcheinungen, nach der Verſchiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichſam des männlich Schönen; ſ. d. Art **Erhaben**), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernſtes und Scherzes) an, deren das innere Leben und ſeine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig iſt (ſ. d. Art. **Schönheit**). In erſterer Beziehung, oder in ſofern die Schönheit Geſetz und Aufgabe der Kunſt iſt, muß jedes Kunſtwerk **ideal** (von einer Idee belebt), **individuell** (dieſe Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewiſſe darzuſtellende Gegenſtände auch **charakteriſtiſch** genannt) und beides in inniger Durchdringung (mithin **harmoniſch** überhaupt, gegliedert in ſeinen einzelnen Theilen, und abgeſchloſſen wie eine eigene Welt, oder **organiſch**); in Beziehung auf den Künſtler und ſeine innere Anſchauung, welche als rein menſchliche Anſchauung zur äußern Erſcheinung gebracht werden ſoll, **objectiv** (keine zufällige, mit der rein menſch-

licher Anſchauung nicht beſtehende Subjectivität des Darſtellenden verrathend, ſondern gegenſtändlich und ſelbſtſtändig) frei und original (aus dem Innern ſelbſtthätig, ohne ſichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung oder bloßer Reflexion, ſondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menſchen entſprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darſtellungsmittel auch correct (ſ. d. Art. Correctheit) ſein. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erſcheinung, iſt ja in ſich ſelbſt die höchſte, vollkommenſte Harmonie des Idealen und Indviduellen in der Erſcheinung, die Offenbarung des Göttlichen in ſinnlich vollendeter Hülle; in welcher Anſicht die eben angegebenen Erforderniſſe des Kunſtwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Originalität, Correctheit u. ſ. w. eingeſchloſſen ſind, und das Geſetz der Kunſt: Idee und Form, ſollen in dem Kunſtwerke unzertrennlich eins ſein, ausgeſprochen iſt. Was wir von dem Kunſtwerke, der Idee der Kunſt gemäß, fodern, dazu muß der Künſtler die Fähigkeit in ſich tragen. Das Leben ſoll er darſtellen, was ſich im Gleichgewichte des Geiſtigen und Sinnlichen als vollendet zeigt. Die höchſten geiſtigen Lebensthätigkeiten alſo, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Darſtellung in anſchaulichen Sinnbildern des Lebens fähig ſind (Vernunft und Phantaſie), müſſen mit hoher Energie in unzertrennlicher Verbindung alſo wirkſam ſein, daß das innere Leben, als rein menſchliches, leicht ſeinen entſprechenden Ausdruck, die Idee ihre harmoniſch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieſer Wirkſamkeit das innere Gefühl ſein Ideal belebt. Eine ſolche Beſchaffenheit des Gemüths, deren herrſchendes Organ, (weil hier von Darſtellung, als dem Weſentlichen der ſchönen Kunſt, die Rede iſt,) die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantaſie ſein muß; eine ſolche glückliche Harmonie der höchſten Kräfte des Gemüths iſt nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anſtrengung, nicht durch Klarheit des Wiſſens erreichbar; jene Originalität des Kunſtwerks ſetzt vielmehr eine Originalität des Künſtlers, und zwar die Originalität der Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus, welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (ſ. Genie). Ja das wahre Kunſtwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunſtgenie auch vorzugsweiſe Genie genannt hat. In der Wirklichkeit giebt es aber unendliche Verſchiedenheiten der Genialität und Grade der Künſtlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunſttalente belegen, die ſie bald auf das Innere des Kunſtwerks, bald mehr auf das Aeußere beziehen, und dann techniſche Fertigkeiten genannt werden, die ſich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterſcheiden beim Bilden des Werks ſelbſt wiederum den Entwurf von ſeiner Ausführung, und von der Darſtellung im engſten Sinne (ſ. Darſtellung). Wie nun dem Künſtler, kraft der in ihm herrſchenden idealen Phantaſie, eine begeiſterte Weltanſchauung eigen iſt, welche ihm die Dinge von ihrer bedeutſamſten Seite zeigt, und durch welche er den Naturgeiſt ergreift, den Sinn des Menſchenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus ſeinem Innern hervorgehen läßt: ſo iſt auch die Stimmung ſelbſt, in welcher das vollendete Werk der Kunſt entſpringt, immer eine begeiſterte, — Begeiſterung (ſ. d. Art. Begeiſterung). In dieſer Begeiſterung offenbart ſich uns die höhere ausgezeichnete, gleichſam von der Gottheit angeregte Natur des Künſtlers dadurch, daß er mit einer faſt inſtinctmäßigen Nothwendig-

keit, bei welcher die Rückſichten auf das Aeußere, auf ſeine Perſönlichkeit und alle einſeitige Reflexion ganz verſchwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Beſonnenheit, und ungetheilte Aufmerkſamkeit auf das ihm vorſchwebende Ideal, etwas hervorbringt, was ſich nach ſeiner inneren Bedeutung dem einzelnen Naturproducte keck entgegenſtellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee iſt, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieſer ſeltenen Zuſammenſtimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtloſen Thätigkeit im Künſtler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künſtler das Geſetz lebendig übt, ohne an daſſelbe zu denken, das Ideale darſtellt, ohne ſich der Idee abgeſondert von der Geſtalt bewußt zu ſein: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthſelhafte des Genius. Nicht minder auch in deſſen geheimer und tiefer Entwickelung, ſo wie in ſeiner ſchnellen Aeußerung. Die Genialität des Künſtlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organiſation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, durch welche wir die vollendeten Formen der Erſcheinungswelt auffaſſen und darſtellen (Schönheitsſinne), auf deren Gegenſtände ſich die Phantaſie bezieht, und von welchen ſie gleichſam die Elemente ihrer Darſtellungen empfängt. Nächſtdem bedarf der Künſtler auch gewiſſer erworbener, wenn auch durch ſeine Natur ihm erleichterter techniſcher Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanſchauung, und im Gebrauche beſonderer Darſtellungsmittel (denn jede Kunſt hat als Darſtellung ihre beſonderen techniſchen Grundlagen, und folgt den durch die Natur beſtimmten Geſetzen, nach welchen ein beſonderer Stoff bearbeitet wird), und dieſes iſt das eigentliche *Erlernbare* in der Kunſt. Dieſer erwerblichen Fertigkeiten und Kenntniſſe bemächtigt ſich der geniale Geiſt bei der Darſtellung, und handhabt ſie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Geiſte Vollendete auch äußerlich vor die Anſchauung zu bringen. Der mechaniſche Künſtler aber beſitzt nur dieſe Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem inneren Drange, der blos talentvolle ſchafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, ſetzt leicht und glücklich Gegebenes zuſammen, bildet auch wohl originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes, organiſches Werk, von hoher Muſterhaftigkeit und unſterblicher Dauer.

IV. *Schöne Künſte, Eintheilung derſelben.* Die Kunſt iſt ihrem Weſen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darſtellungen. In dieſem unendlichen Gebiete unterſcheiden wir Claſſen der Darſtellungen, in welche wir die allgemeine künſtleriſche Thätigkeit unter gewiſſen Modificationen oder beſtimmten Beſchränkungen wirken ſehen. Die Eintheilung dieſer Claſſen iſt verſchieden, nach verſchiedenem Zwecke und Bedürfniß. Eine *äſthetiſche*, mithin wiſſchaftliche Eintheilung der ſchönen Kunſt in *ſchöne Künſte*, welche von Verſchiedenheiten handeln ſoll, die ſich auf die Schönheit der Kunſtdarſtellungen, oder das innere Weſen der Kunſt ſelbſt beziehen, muß von der nothwendigen Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel ausgehen, deren ſich der Menſch als vernünftig ſinnliches Weſen bedienen kann, auch muß ſie das ganze Kunſtgebiet leicht überſehen laſſen, und die Verwandtſchaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darſtellen, zur Erſcheinung bringen: die ihrem Weſen nach verſchiedenen Darſtellungsmittel beziehen ſich alſo auf die verſchiedenen Gebiete der Erſcheinungswelt, und die Organe für die Auffaſſung und Darſtellung derſelben. Wie wir daher eine innere und äußere Erſcheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterſcheiden, ſo unterſcheiden wir auch Künſte des *äußeren Sinnes* und Kunſt des *inneren Sinnes*.

Nur können die Darſtellungsmittel der ſchönen Künſte erſterer Art nur auf den Empfindungen der edleren oder der Schönheitsſinne, vermittelſt deren wir ſelbſtſtändige äußere Formen in ihrem Beſtehen, ſo wie in ihren Verhältniſſen zu einander, mit einem Gefühle der Luſt wahrnehmen, gegründet ſein. Dieſes ſind aber Geſicht und Gehör. Auf dieſe beziehen ſich alſo die bildende und die tönende Kunſt. Jene ſtellt unter der Form des Sichtbaren, dieſe unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelſt der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunſt alſo, welche das Leben durch Gegenſtände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorſtellungen der Einbildungskraft, zunächſt für die Einbildungskraft darſtellt, oder die Kunſt des inneren Sinnes, iſt die Poeſie ποιμοὶς, Dichtkunſt vorzugsweiſe). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft ſchöner Kunſtwerke iſt ihr eigenthümliches, und ſie bezieht ſich erſt mittelſt deſſelben auf die äußeren Sinne. Sie iſt daher die mittelbarſte und geiſtigſte Kunſt, bedarf daher aber auch für ihre Darſtellungsmittel noch beſonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für ſich, das Weſen der Poeſie, weshalb ſie auch fälſchlich zu den tönenden Künſten gerechnet worden iſt (ſ. d. Art. Poeſie). Dieſes aber ſind die drei Elementar- oder Stammkünſte. Andere ſind abgeleitete, und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Mahlerei, Bildhauerkunſt (Plaſtik, Sculptur), Baukunſt, und dieſen analog, jedoch mit Rückſicht auf die ſucceſſive Erſcheinung eines Kunſtgartens, auch die Gartenkunſt; oder zuſammengeſetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünſte nennen könnte. Letztere ſind die Declamation und Mimik, von denen die erſtere von der Poeſie zur tönenden Kunſt, dieſe von der Poeſie zur bildenden Kunſt den Uebergang macht; aus Declamation und Mimik entſpringt die Schauſpielkunſt; die Tanzkunſt aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunſt. (Andere Eintheilungen der ſchönen Künſte mag man in W. T. Krugs Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſchönen Künſte, Leipzig, 1802, §. 15. u. f. f. nachſehen). Wie nun die ſchönen Künſte unter einander verſchieden ſind, ſo weichen auch die Erfoderniſſe des Künſtlers, in Hinſicht auf dieſe verſchiedenen Gebiete der Kunſt, von einander ab, und es iſt dieſe Genialität (des bildenden Künſtlers, oder des Tonkünſtlers z. B.) durch das beſondere Darſtellungsmittel, durch die natürliche Anlage, welche der Gebrauch deſſelben vorausſetzt, und die vorwaltende Beziehung deſſelben auf gewiſſe Thätigkeiten des Geiſtes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer modificirt. V. Kunſtphiloſophie, Theorie der ſchönen Künſte. Die Wiſſenſchaft von der ſchönen Kunſt, und den beſonderen Gebieten derſelben (ſchönen Künſten), kann man die Kunſtwiſſenſchaft nennen. Handelt ſie von der ſchönen Kunſt, und den Künſten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch ſie verſchieden dargeſtellt wird, ſo iſt ſie Kunſtphiloſophie, und macht einen Haupttheil der Aeſthetik aus (ſ. d. Art. Aeſthetik). Als Kunſtphiloſophie handelt ſie von der ſchönen Kunſt überhaupt (allgemeine Kunſtphiloſophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen ſchönen Künſten in der angegebenen Beziehung. Letzterer Theil der Kunſtphiloſophie wird auch die äſthetiſche Theorie der ſchönen Künſte genannt, und macht die angewandte, oder beſondere Aeſthetik aus. Da aber jede Kunſt, wie oben geſagt worden iſt, ihre äußere Grundlage,

oder ihr eigentlich Techniſches hat, ſo gibt es auch eine technologiſche Theorie der ſchönen Künſte, oder eine Technologie der einzelnen ſchönen Künſte; dieſe iſt empiriſchen Urſprungs, und gibt Anleitung zur zweckmäßigen mechaniſchen Behandlung der jedesmaligen Kunſtmittel. VI. *Kunſtſinn*, *Kunſtgeſchmack*, *Kunſtkenntniß*, *Kunſtkritik*, *Kunſtrichter*, *Kunſtfreund*. Das Kunſtwerk, welches aus einem reichen Inneren entſprungen iſt, erfodert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geiſt, der den Sinn des Lebens verſteht, und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieſelben Kräfte alſo, wenn auch nicht in demſelben Maße, und mit derſelben Productivität, welche zum geiſtigen Hervorbringen des Werks erfodert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genuſſe deſſelben in Thätigkeit geſetzt. Gewöhnlich aber ſetzt man den Genuß des Kunſtwerks bald in das, durch die Anſchauung zunächſt erregte, oft ſehr unbeſtimmte Gefühl, ſo z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunſt; bald in die Beurtheilung nach beſtimmten Regeln, oder das Reflectiren über das Werk, wie der kalte Kunſtrichter. Bei der wahren Auffaſſung aber verbindet ſich beides, das Gefühl des Anſchauenden löſet ſich in Urtheil auf, und iſt dem ideemäßigen Urtheil ganz entſprechend. Es iſt daher einleuchtend, daß zur wahren Auffaſſung eines Werkes nicht blos der allgemeine Kunſtſinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunſt, Intereſſe für Kunſtwerke und Leichtigkeit, ſich in der Kunſt zu orientiren), ſondern vor allen Dingen, die individuelle, unbefangene Anſchauung deſſelben, und zu ſeiner wahren Würdigung *Kunſtgeſchmack*, (d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußt oder bewußtlos vorſchwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunſtſchöne von dem Kunſtwidrigen zu unterſcheiden,) und daher auch *Kunſtkenntniß*, d. i. Kenntniß des Weſens der Kunſt und der Künſte, insbeſondere auch des Techniſchen der Künſte, ſo wie der Geſchichte der Kunſt erfoderlich iſt: denn nur mit dieſen Eigenſchaften ausgerüſtet, wird man einem Kunſtwerke ſeinen wahren Platz in dem großen Gebiete derſelben, in Beziehung auf die in demſelben zu realiſirende Idee der Kunſt, anweiſen können, welches der letzte Zweck der Kunſtkritik iſt. Die *Kunſtkritik* (ſ. *Kritik*) ſetzt alſo in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangene Anſchauungskraft; 2) Kunſtſinn und Kunſtgeſchmack. Letzterer iſt nach ſeinem Umfange in den Künſten, ſo wie in Beziehung auf die Werke verſchiedener Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beſchränkt, ſeinem Urſprunge nach natürlich oder ausgebildet; durch Uebung im Anſchauen von dem Naturgeſchmack, (oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur,) immer aber durch höhere Bildung verſchieden, (ſ. den Artikel *Kunſtbildung* und *Geſchmack*); 3) wiſſenſchaftliche und geſchichtliche Kenntniß der Kunſt (Kunſtphiloſophie, Theorie der Künſte, Technologie, Kunſtgeſchichte, wozu auch Archäologie der Kunſt gehört): denn bei allen Urtheilen wendet man Geſetze auf die zu beurtheilenden Gegenſtände an. Alles dieſes ſind daher auch nothwendige Eigenſchaften des wahren *Kunſtrichters*. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenſchaft des Kunſtkenners noch nicht zum Kunſtrichter macht, indem dieſe Kennerſchaft bald mehr auf die Theorie des Inneren, bald mehr auf die Theorie des Aeußeren, oder das Geſchichtliche der Kunſt geht und der Beſitz dieſer Grundſätze noch nicht die Fähigkeit ſie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunſtkenner, ſo wie dem feinen Geſchmacke, oft das warme

und lebendige Intereſſe des Kunſtſinnigen, oder des Kunſtfreundes, welches uns das innere Leben des verwandten Kunſtwerks aufſchließt. T.

Kunſtausſtellung, ſ. d. Art. *Ausſtellung*.

Kunſtbildung heißt: 1) der *natürlichen* entgegengeſetzt, die durch Erziehung, Umgang und andere Verhältniſſe, vornehmlich aber durch methodiſche Einwirkung erlangte, oder abſichtlich erworbene Bildung, die man auch oft *Cultur* in einem engeren Sinne nennt. Zu dieſer gehört auch 2) die auf der *Kunſt*, vorzüglich auf der ſchönen Kunſt beruhende Bildung. Dieſe mag nun auf Kunſtausübung ſich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunſtgenuß und Kunſtanſchauung hervorgegangen (mithin mehr paſſiver Art) ſein; in beiden Fällen iſt ſie, wenn ſie gründlich iſt, eine Bildung, welche gemäß der Idee der Kunſt, die doppelte Anlage des Menſchen, die ſinnliche und geiſtige, in einen gewiſſen Einklang ſetzt, dieſelben gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menſchliche Bildung iſt, welche von Sinnlichkeit eben ſo weit, als von dem einſeitigen *Gedankenleben*, das uns der Welt entzieht, entfernt liegt; vielmehr das Ideale und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichſam verſöhnt. Kunſtbildung iſt daher nicht Kunſtſchwärmerei, obgleich der genielle Künſtler und der wahre Kunſtfreund ſich in das Werk ihrer Anſchauung ſo verlieren, daß ſie ihre äußere Perſönlichkeit darüber ganz vergeſſen, und obgleich die ungetheilte Aufmerkſamkeit und Energie, mit welcher der begeiſterte Künſtler ſchafft und der Kunſtfreund anſchaut, von dem für die hohe Bedeutung des Kunſtwerks Unempfänglichen nur für planloſes, willführliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angeſehen wird, ja davon oft den äußeren Anſchein hat. Kunſtbildung äußert ſich auch nicht durch Kunſtgeſchwätz, d. i. ein Räſonnement über Kunſtwerke, von der Oberfläche derſelben, oder ihrer Theorie abgeſchöpft; den ſelbſt der Kritiker erkennt es an, daß das Weſen der Kunſt und das Höchſte der Kunſtwerke unausſprechlich iſt. Sie ſetzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht Jedem eigenthümlich ſind (ſ. d. Art. *Kunſt* V.) Weil ferner die Kunſt Darſtellung des Schönen iſt; ſo gehört die Kunſtbildung, im angegebenen Sinne, zu der äſthetiſchen Bildung (ſ. d. Art); aber auch der Geſchmack an dem Schönen in der *Natur* gehört zu dieſer. Von letzterem unterſcheidet ſich die Kunſtbildung dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgeſetzte Erfoderniſſe, leicht von uns verſtanden wird; der Kunſt Verſtändniß aber eine gewiſſe Bildung, Erhebung eines an ſich geſunden Sinnes bis zur Fertigkeit der Anſchauung, ferner mannichfaltige Lebensanſichten und Reife des Urtheils erfodert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeſchmack beſitzt, noch nicht den Kunſtgeſchmack, noch weniger die Bildung, welche erſt durch Kunſt erworben wird; und es verhält ſich der Naturgeſchmack zur Kunſtbildung, wie der geſunde oder gemeine Menſchenverſtand zu dem wiſſenſchaftlich ausgebildeten Verſtande der Philoſophen und ſeiner tieferen Lebensanſicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es komme, daß es in der Kunſt ſo viele Naturaliſten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Uebung erworbene Kunſtbildung in dem Kreiſe der Kunſt producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik ſo ſehr in leeres Geſchwätz ausartet, ſo ſind die vornehmſten Urſachen dieſe. Die Kunſt hat eine ſinnliche Seite, welche Jedem leicht zugänglich iſt, der die unſichtbare Seite derſelben nicht wahrnimmt. Dieſe gleichſam populäre Seite zieht ſeine Sinnlichkeit, und was damit in

Verbindung ſteht, Luſtſucht, Eitelkeit ꝛc. vorzüglich an. Wem nun die Kunſt nur etwas Sinnliches iſt, der wird ſich in dem Gebiete, welches ihm durch Augen und Ohren zugänglich iſt, ferner in den Darſtellungen der Sprache, — weil er ſich letzterer von Jugend auf bedient, — und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, beſtimmt und eingerichtet einen verfeinerten Sinnenreiz hervorzubringen, oder in wechſelnde dunkele Gefühle der Luſt zu verſetzen, leicht den Verſuch, leicht ein entſcheidendes Wort erlauben. Das Gefühl an ſich fragt nicht nach Gründen, vor ihm gilt jedes Urtheil, die Foderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchſtens durch das geſellige Leben modificirt) ſind auszumeſſen; aber die Tiefe der Kunſt, die das Himmliſche und Irdiſche verbindet, und das Individuelle zur bedeutſamen Hülle des Idealen erhebt, erfodert tiefere Bildung und Einſicht, und das Leben iſt nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Kunſtfertigkeit, ſ. Virtuoſität.

Künſtler, ſ. Kunſt.

Kunſtreiſen ſind, wie ſich leicht verſteht, Reiſen, welche um der **Kunſt** willen gemacht werden. Hier kann ſowohl Zweck ſein, die eigene Kunſt zu üben, als auch die Kunſt anderer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reiſende kann mithin in beiden Fällen **ſelbſt Künſtler**, oder im letztern nur **Kunſtfreund** ſein. Da jedoch der **Fall** ſelten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künſtler iſt, blos der Kunſtanſchauung und Kunſtbildung wegen eine Reiſe anſtellt, wiewohl der Enthuſiasmus für die Kunſt und die Wichtigkeit eines Landes in Hinſicht auf eine beſondere Gattung derſelben dies leicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reiſe machen kann, ſo verſteht man gewöhnlicher und gleichſam vorzugsweiſe unter **Kunſtreiſen** Reiſen, welche von **Künſtlern um der Kunſt willen** gemacht werden. Aber da, wie wir eben ſagten, ſelten ein Nichtkünſtler die Kunſt zum **einzigen Zweck** ſeiner Reiſe macht, ſo könnte man mit Rückſicht auf die Menge und Beſchaffenheit der Kunſtreiſen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künſtler noch ſeltener die Kunſt zum **Hauptzweck** ihrer Reiſen machen, und ſich dieſes hochklingenden Ausdrucks meiſtens nur durch einen **Euphonismus** bedienen, um die ſchlechten Triebfedern zu verdecken, welche ſie bei dieſen Reiſen leiten. Sonach liegt doch den **Kunſtreiſen** an ſich eine ſchöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunſt iſt etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabenes. Es iſt die Schönheit ſelbſt, welche im Menſchengeiſte ſchaffend wirkt und beſeligt. An dieſer hat der Einzelne gleichſam nur ſeinen Antheil; und ſoll er etwas Lebendiges, dem Menſchen Angemeſſenes und Erfreuliches hervorbringen, ſo muß die Schönheit menſchlicher Werke ihn erfreut und mannichfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wiſſenſchaft **ebenfalls** nicht von dem **Einzelnen** erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menſchlicher Individuen unmöglich, weil ſich auch hier durch Prüfung und Vergleichung des **Verſchiedenen** die Anſicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur **Wiſſenſchaft**, die durch Literatur befördert wird, iſt die Kunſt doch mehr **nomadiſcher Natur**. Das Geiſteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte ferner Länder werden den Gelehrten leicht auf ſeiner Stube bekannt. Nicht eben ſo iſt es mit allen Werken der Kunſt, die keine Be-

ſchreibung vollſtändig kennen lehrt. Zwar die Poeſie ſchließt ſich hier zunächſt an die Wiſſenſchaft an, und wenn die Dichter reiſen (vorausgeſetzt daß ſie — es können), ſo geſchieht es mehr um ihren poetiſchen Geiſt durch erweiterte Lebensanſchauung anzuregen, als um auf dieſen Reiſen ihre Kunſt unmittelbar zu üben, und fremde Poeſie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauſpieler noch eine Perſon ausmachten. In den älteſten Zeiten der griechiſchen Cultur finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürſten, oder vor dem Volke ihre Lieder ſangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von Arion heißt, die Kunſt, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tauſende Luſt.“ So nennen uns die älteſten übrig gebliebenen Nationalgeſänge der Griechen ſchon wandernde Sänger. Die Rhapſoden trugen dieſe Nationalgeſänge vor, und viele dieſer reiſten ſpäterhin zu den muſiſchen Wettſtreiten in den Odeen, wo ſie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunſt war in Griechenland das Intereſſe der Nation. In der neuern Poeſie finden wir wandernde Troubadours und Minneſinger (ſ. d. Art.), aber ihre Wanderungen und Wettſtreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volkes berechnet. — Mehr als die Poeſie an ſich bedarf die bildende Kunſt der Reiſen zu ihrer Entwickelung. Der Baukünſtler findet am Orte ſeiner Geburt und Heimath ſelten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung ſeiner Kunſt, wie ſehr auch die Baukunſt durch climatiſche Verhältniſſe bedingt iſt. Daher finden wir ſchon Wanderungen der Baukünſtler in der älteſten Zeit. Zur Verſchönerung und Vergrößerung Jeruſalems wurden phöniciſche Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutſche Baumeiſter ausgeführt. — Was den Bildhauer anlangt, ſo iſt es anerkannt, daß ohne Anſchauung und Studium der Antiken in dieſem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leiſten im Stande iſt. Daher muß dieſer Künſtler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Muſeen aufgeſtellt ſind, noch dieſen reiſen, oder das vielgeprieſene Land ſehen, welches noch jetzt die meiſten bedeutendſten Werke der Baukunſt und Bildhauerkunſt des griechiſchen und römiſchen Alterthums aufbewahrt. — Der Mahler, der ſeine Phantaſie mit allem ſichtbaren Schönen, ſei es Werk der Natur oder der Kunſt, mithin auch der Bild- und Baukunſt, befruchten muß, bedarf zu ſeiner Ausbildung unter den bisher genannten Künſtlern des Mittels des Reiſens am meiſten, und nur zufällig oder untergeordneter Zweck (der Porträtiſt macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch ſeine Kunſt auf Reiſen ſein. Und dieſes iſt der Grund, warum der größte Theil der Kunſtreiſen in neuerer Zeit nach dem claſſiſchen Boden Italiens gemacht worden ſind, wo die neuere Kunſt ſich zuerſt über der alten, umgeben von einer ſüdlich romantiſchen Natur, üppig blühend erhob. Hier reiſt der Archäolog und Kunſtfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die ſchönen Denkmähler der alten, der Hiſtorienmahler, der die Heiligthümer der neuern Kunſt, und der Landſchaftmahler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigſten Schauplätzen, umgeben von der friſchanregenden Wirklichkeit, zu ſchauen begehrt. In Hinſicht der Muſik jedoch verhält ſichs beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Geſangs und der Melodie iſt, ſo leben und reiſen doch mehr italieniſche Virtuoſen in Deutſchland und in andern Ländern, als umgekehrt, der bildende Künſtler

aber würde Italien noch beſuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Muſeum außer dieſem Lande gäbe, als das Muſeum in Paris — war. Die ſ. g. ausübenden Künſtler (Muſiker und Schauſpieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reiſen noch aus beſondern Gründen. Der ausübende Künſtler bleibt auf einer ſehr beſchränkten Stufe der Kunſtbildung ſtehen, wenn er nur ſein Publicum kennt, und an den Künſtlerkreis, in welchem er ſteht, gefeſſelt bleibt. Der Geſchmack eines einzigen Publicums z. B. in einer Provinzialſtadt iſt ſehr partiell, und ſteht oft ſehr niedrig, je nach den Ständen und Claſſen, welche an einem ſolchen Orte den herrſchenden Ton angeben. Auch der ſchlechte Schauſpieler wird von einem ſolchen Publicum zuletzt ertragen, der mittelmäßige, (da man nichts Höheres geſehen hat) mit allen ſeinen Manieren heimiſch geworden, von ihm weit über ſeinen Werth geſchätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der talentvolle keine guten Vorbilder neben ſich, ſo roſtet das Talent in trauriger Verwöhnung und einſeitigen Mechanismus allmählig ein. Kunſtreiſen prüfen daher den Künſtler, können ihn aufmerkſam auf ſich ſelbſt und ſeine Verwöhnungen machen; ſie erhalten die Künſtlerfreiheit, wo Kritik ihm daheim mangelt, denn ſie zeigen ihm ſeine Kunſt in größrer Mannichfaltigkeit, als ſie gewöhnlich ſein Auge wahrnimmt, ſie ſchützen vor zu großer Einbürgerung und ſchädlichem Philiſterthum. Daher liebten auch die Schauſpieler von jeher gern das Wandern, und der Karren des Thespis iſt bekannt, wiewohl bei höheren Gagen heut zu Tage nicht ſehr gebräuchlich. Die eigentlichen Kunſtreiſen dieſer Art aber ſetzen voraus ein vielſeitig gebildetes Land, wo eine große Hauptſtadt, oder wie in den meiſten Ländern des cultivirten Europa eine reiche Cultur durch mehrere Haupt- und Provinzialſtädte vertheilt iſt, deren Wirkung ſich auch die Künſte durch vielſeitige Anregung erfreuen. — Aber es iſt auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künſtler vorzüglich das Reiſen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künſtler ſtellt oder ſendet ſein Werk in die weite offne Welt, das noch lange nach des Meiſters Tode, geſehen und erkannt von Vielen, in den entfernteſten Ländern das Andenken deſſelben erneuert. In der ausübenden Kunſt iſt das Werk mit dem Schöpfer aus, das Werk lebt und ſtirbt mit ſeinem Meiſter, und was Schiller vom Schauſpieler ſagt:

> Denn ſchnell und ſpurlos geht des Mimen Kunſt,
> Die wunderbare, an dem Sinn vorüber ꝛc.

läßt ſich leicht auch auf den Virtuoſen der Tonkunſt anwenden. Aber die Kunſt verlangt Anerkennung und ſie kann ſich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allſeitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künſtler mit Recht noch Anerkennung über ſeinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieſer edle Trieb nach Anerkennung wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallſucht, an welche ſich das Streben nach leidigem Erwerb anſchließt. Was einerſeits der Künſtler, der mit einem friſchen empfänglichen Gemüth mit ſteter Rückſicht auf die beſeelende Kunſt reiſt, durch Mannichfaltigkeit der Anſchauung, und durch Anregung des Lebens in abwechſelnden Verhältniſſen deſſelben, und was andrerſeits das in verſchiedenen Städten zerſtreute Publicum der Kunſtliebhaber durch Reiſen großer Künſtler, die ſelten eine Heimath feſthält und ernähren kann, an Ausbildung und Erweiterung des Geſchmacks zu

gewinnen vermag, läßt ſich nicht ſchätzen, und die Kunſtreiſen eines Ifflands, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermſtädt und anderer origineller Künſtler beweiſen dies zur Gnüge. Nur muß jeder, welcher der Kunſtübung wegen eine Reiſe unternimmt, vor allen auch wirklich Künſtler ſein, (d. h. eine originelle Darſtellungsgabe beſitzen) oder die Bürgſchaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunſtreiſende überhaupt nicht blos reiſen um zu reiſen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art luſtigem Müßigang, aller feſten Sitte und ernſtem Studium zu entſagen, mit Charlatanerie und Frechheit der Leute Beutel zu fegen, und eine Plage der Directoren und aller Menſchen zu ſein, die zu ernſter Thätigkeit ihre koſtbare Zeit brauchen. Und doch iſt die Anzahl der ſ. g. reiſenden Künſtler jetzt den Heuſchreckenzügen ſo ähnlich, daß man wenigſtens in Hinſicht der Schauſpieler faſt ſagen dürfte: die Kunſt ſelbſt ſei bei uns nicht mehr zu Hauſe, da ſo viel Künſtler auf Reiſen ſind. Wenigſtens erklärt ſich dadurch vielleicht, warum man auf den größten und berühmteſten Bühnen jetzt ſo viel mangelhafte Enſembles findet, weil ein Ganzes nur durch Ruhe und Beharren zu Stande kommt, welchem Zuſtande die unſtete Veränderlichkeit widerſtrebt.

Kunſtſtraßen. In der neueuropäiſchen Welt ſpielen die Kunſtſtraßen eine große Rolle bei dem Verkehr der Völker, da die Geſellſchaft ſo ſehr an Gütern und Austauſch der Güter gewonnen. Je beſſer die Straßen, deſto mehr kann der Fuhrmann laden, deſto geringer ſind die Frachten, deſto größer der Austauſch. In dem tiefen Sande der Mark fährt der Fuhrmann mit ſeinem kleinen Pferde nur 6 Centner. Auf den gepflaſterten Heerſtraßen Brabants fährt der Fuhrmann mit einem Pferde 35 Centner. Die Kohlenfuhrleute, die von Charleroi nach Brüſſel fahren, laden hinter ſechs Hengſte 22,000 Pf. Kohlen. In England werden auf den Eiſenbahnen, welche in einigen Gegenden angelegt, hinter ein Pferd 80 Centner geladen. An dieſen Zahlen ſieht man beſſer als an allem anderen den großen Einfluß, den die Kunſtſtraßen auf den inneren Verkehr der Geſellſchaft haben. In Frankreich werden die Pflaſterſteine auf den trefflichen Steindämmen 20 Stunden weit gefahren, um neue Steindämme zu bauen, und in Deutſchland klagt man ſchon, wenn man das Material zu den Chauſſeen 3 oder 4 Stunden weit holen ſoll, und nicht mit Unrecht. In Deutſchland fehlt der ſchöne Pflaſterſtein, der in Frankreich ſo allgemein iſt, und vorzüglich in der Gegend von Fontainebleau gebrochen wird. Von ihm iſt das pariſer Pflaſter. Er iſt ein feinkörniger Sandſtein, der ſich leicht in Parallelipipeda bricht. In England machen die trefflichen Wege, die Schnelligkeit des Fuhrweſens und die Wohlfeilheit deſſelben, daß in einem Kreiſe von 10 Stunden um London ein Sechstheil der Bevölkerung immer auf Reiſen iſt. Bei den Kunſtſtraßen iſt das die Hauptſache, daß ſie immer durch die Thäler geführt werden, auch wenn dieſe durch ihre Krümmungen Umwege machen; damit das Pferd blos die Friction zu überwinden habe, aber nicht genöthigt ſei, die Laſt zu heben. Muß man über Berge, ſo kann eine gepflaſterte Straße nicht helfen — eine gewöhnliche mit kurzgeſchlagenen Steinen iſt dann eben ſo gut, weil das Pferd die meiſte Kraft auf das Heben der Laſt und nicht auf die Ueberwindung der Reibung zu verwenden hat. — Noch mehr als

die Kunſtſtraßen befördern die Waſſerſtraßen den Verkehr unter den Menſchen. S. dieſen Artikel. Bg.

Kunſttriebe. Kunſt iſt nur da möglich, wo Freiheit iſt; ſie ſteht der Natur entgegen, und dieſe kann nur in ſofern Künſtlerin genannt werden, als wir in ihren Producten Zweckmäßigkeit ſuchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geſchöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt ſind, gewiſſe Erſcheinungen an, die wir den zweckmäßigen Wirkungen, welche der Menſch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß ſie den beſonderen Bedürfniſſen des Thieres vollkommen entſprechen, — Producte ihrer Wirkſamkeit, welche, gleichſam als menſchliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geſchicklichkeit (Kunſt) und Uebung erfodern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern urſprünglichen Bedürfniſſes organiſcher Körper Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Inſtinct, in ſofern hier die Triebe, durch Empfindung beſtimmt, und mit willkührlicher Bewegung verbunden, mächtiger ſich äußern); man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Producte wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunſttriebe, und ſie ſind Handlungsweiſen des Inſtincts, oder ihres durch Natur nothwendig beſtimmten Begehrens. So ſchreiben wir z. B. dem Biber bei dem Bau ſeines Hauſes einen Kunſttrieb zu, und nennen dieſen Bau auch künſtlich. Abgeſehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieſer Art Statt zu finden ſcheint, offenbart ſich die mechaniſche Nothwendigkeit des Inſtincts, durch welche ſie ſich von den Kunſtwerken des Menſchen unterſcheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieſer Producte, an welchen die Wahl, und mithin die Willkühr keinen Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Theile, und die Art. Inſtinct und Thier T.

Kunſtwerk, ſ. **Kunſt**.

Kunſtwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jedes Wort, womit ein Gegenſtand, oder eigner Begriff in einer Kunſt, Wiſſenſchaft, in einem Gewerbe, einer Beſchäftigung auf eine auszeichnende, kurze und den Kunſtgenoſſen verſtändliche Art bezeichnet und ausgedrückt wird. Das Studium der Kunſtwörter (Terminologie, worunter man aber auch ein Syſtem ſolcher Kunſtwörter verſteht, z. B. die juriſtiſche Terminologie,) iſt von großer Wichtigkeit, und um ſo unerläßlicher, als durch den Mißbrauch eines Kunſtworts, beſonders im abſtracten Wiſſen, nicht ſelten auch in den materiellen Wiſſenſchaften und Künſten große Irrthümer und Verwirrungen entſtehen können. Kunſtwörter ſind ganz unentbehrlich, weil man, um eine genaue Beſchreibung eines Gegenſtandes oder Begriffes zu geben, ohne deren Hülfe immer zur Verſchwendung von mehr oder weniger Worten ſeine Zuflucht nehmen müßte. So wie aber einerſeits denjenigen, die eine Wiſſenſchaft ſtudiren, die Pflicht obliegt, ſich mit dem eigentlichen Sinne der in derſelben vorhandenen Kunſtwörter ſo vollkommen als möglich bekannt zu machen: ſo iſt es von der andern Seite auch Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wiſſenſchaft, die Terminologie derſelben ſo beſtimmt als möglich aufzuſtellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichſt ſtreng von einander zu trennen, und nichts Heterogenes in ein und daſſelbe Kunſtwort zu faſſen, zweitens den Begriff dieſes Kunſtwerks mit der höchſten Klarheit zu entwickeln und in keinem Falle Ausnahmen in demſelben zu geſtatten. Nur dann, wenn dieſe Regeln mit ſteter Umſichtigkeit

beobachtet ſind, kann es den Leſern möglich werden, das aufgeſtellte Syſtem von allen Seiten zu verſtehen und gründlich zu durchſchauen.

Pq.

Kunz von Kaufungen, deſſen Geburtsjahr und frühere Jugendgeſchichte völlig unbekannt ſind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht, wie von vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich ſchon im Huſſitenkriege mit Auszeichnund gefochten haben ſoll, ſo wird ſeiner doch erſt bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert 1449 hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, ſtatt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Löſegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Churfürſten von Sachſen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienſte und ward, als er in dem Kriege, den dieſer gegen ſeinen Bruder führte, zum Entſatz von Gera abgeſchickt worden, nebſt dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den böhmiſchen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide ſich um 4000 Goldgülden loskaufen mußten. Kunz foderte den Erſatz dieſes Löſegeldes, aber der Churfürſt verweigerte ihn, weil Kunz nicht ſein Lehnsmann ſei, ſondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein anderer Umſtand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihm zu dem Entſchluß einer höchſt frevelhaften Rache zu treiben. Der Churfürſt hatte ihm nämlich zur einſtweiligen Entſchädigung bis zum Frieden, für ſeine verwüſteten Beſitzungen in Thüringen, verſchiedene Vitzthumſche in Meißen gelegene Güter gegeben, und foderte ſie nach geſchloſſenem Frieden zurück. Auch aus dieſem Grunde machte Kunz große Anſprüche an den Churfürſten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entſcheiden laſſen wollte. Ohne jedoch dieſe Entſcheidung abzuwarten, entwarf er einen Plan, ſich ſelbſt Hülfe oder mindeſtens Rache zu verſchaffen. Er beſchloß, die beiden Söhne des Churfürſten zu rauben, um im Beſitz dieſer koſtbaren Unterpfänder dem Vater Bedingungen vorzuſchreiben. Nachdem er ſich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Churfürſten, Namens Schwalbe, ein Einverſtändniß angeknüpft hatte, erſchien er, eine Reiſe des Churfürſten nach Leipzig benutzend, von mehreren Rittern und Reiſigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schloſſe zu Altenburg, auf welchem ſich außer der Churfürſtin und den beiden Prinzen nur wenige Perſonen befanden, indem die meiſten bei einem Schmauſe in der Stadt waren. Durch Schwalbens Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenſter Strickleitern befeſtigt, auf welchen Kunz nebſt neun ſeiner kühnſten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem ſie die Gemächer der Churfürſtin und ihrer Frauen von außen verſchloſſen hatten, drangen ſie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Churfürſtin ſchliefen. Kunz entführte den älteſten Prinzen Ernſt, und trug Wilhelm von Moſen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieſer aber hatte Zeit gefunden ſich zu verſtecken. Statt ſeiner bemächtigte ſich Moſen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in einem Bette ſchlief. Man war ſchon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab ſogleich den Prinzen Ernſt ſeinen Gefährten, und holte ſelbſt den Prinzen Albert. Unter-

des war im Schloſſe Lärm geworden, und die Churfürſtin, welche aus dem Fenſter Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung, und begleitete ihre Bitten mit den größten Verſprechungen. Allein ſie fand kein Gehör. Ihrer Verabredung gemäß trennten ſich die Verſchwornen, um auf verſchiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzeſten Wege der böhmiſchen Grenze zu, während Schönfels und Moſen mit dem Prinzen Ernſt auf einem Umwege dahin zu gelangen ſuchten. Mit Schnelligkeit verbreitete ſich jetzt die Nachricht von dem geſchehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte ſeine Flucht. Er war durch die rabenſteiner Wälder und die Gegend des in der obern Grafſchaft Hartenſtein gelegenen Schatzenſteins in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen. Kaum war er noch eine kleine Meile von ſeinem Ziele entfernt. Dieſe Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war ſchon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durſt verſchmachten müſſe. Nachgiebig hielt Kunz, der außer ſeinem Knechte Schweinitz und noch einem andern ſeine übrigen Begleiter auf Kundſchaft vorausgeſchickt hatte, ſein Roß an, und Alle ſtiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe ſeinen Mittagsſchlaf in Geſellſchaft ſeines Hundes hielt, erwachte von dem Geräuſch. Dieſer hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte ſich daher mit ſeinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er ſei. Während des Geſprächs verwickelte ſich Kunz mit ſeinen Spornen im Geſtrippe und fiel. Dieſen Augenblick benutzte der Prinz, ſich dem Köhler zu erkennen zu geben, welcher mit ſeinem Schürbaume die Knechte niederſchlug, Kunzen, der ſich nicht ſo ſchnell aufraffen konnte, feſt nahm, und ſich mit Hülfe herbeigerufener Köhler ſämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht ſelbſt für Kunz gebeten, ſo würde der Köhler ihn unfehlbar todt geſchlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brot und Waſſer gelabt, die Gefangenen aber dem Abt Liborius in Grünheim übergeben, der ſie dem Voigt von Zwickau, Veit von Schönburg, zuſandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidts Anführung, von vielen Köhlern und Kloſterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Churfürſtin übergeben, welche ſogleich mit ihm und ſeinem Befreier zu ihrem Gemahle nach Chemnitz abreiſete. In ſeiner Erzählung, die der Köhler dem Churfürſten machte, ſagte er unter andern: daß er den Kunz mit ſeinem Schürbaum weidlich getrillt habe. Davon nahm der Churfürſt Gelegenheit, ihm und ſeiner Familie den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohne begehre, war des einfachen und beſcheidenen Mannes Verlangen nicht mehr, als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Churfürſt fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, welches die Familie bis auf die neueſten Zeiten erhoben hat. — Moſen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernſt über Callenberg bis in die Gegend von Hartenſtein gekommen, und hatten ſich hier in einer Höhle an der Mulde verſteckt, wo ſie ſo lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu ziehen. Aus dem Geſpräche von Holzhauern, die ſie behorchten, erfuhren ſie Kunzens Schickſal. Muthlos beſchloſſen ſie, für ihre Rettung zu ſorgen. In dieſer Abſicht ſchrieben ſie an den Amtshaupt-

mann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenſtein, und erboten ſich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugeſichert würde, im entgegengeſetzten Falle drohten ſie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Foderung. Dieß geſchah am 11. Juli, und ſchon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernſt ſeinen bekümmerten Aeltern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzens Genoſſen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; ſie hatten es jedoch verſäumt, und ſo wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen ſummariſchen Prozeß am 14. Juli daſelbſt mit dem Schwerte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von dieſem berühmten Ereigniſſe enthält Schreiters Geſchichte des Prinzenraubes (Leipz. 1804. 8.).

Kunzen (Fried. Ludw. Emil), einer der berühmteſten und gebildetſten Tonſetzer unſerer Zeit, ward 1763 zu Lübeck geboren, wo ſein Vater, Carl Adolph oder Johann Adolph, ſeit 1757 Organiſt und Muſikdirector war. Er ſtudirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verſtorbenen Cramer und mit Schulz zuſammen lebte. Schon damals zeichnete er ſich durch fertiges Clavierſpielen, brillantes und geſchmackvolles Phantaſiren und durch ſeine gründlichen Einſichten in der Compoſition aus, welche letztere er ſich durch eigenen Fleiß erworben hatte. In Copenhagen, wohin er von Kiel gegangen war, und wo 1787 Schulz mit ihm zuſammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erſte Accompagniſtenſtelle, um welche er ſich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er benutzte dort ſeine Zeit, um ſich immer größere Vollkommenheit in der Compoſition zu erwerben, ſtudirte fleißig Partituren und componirte verſchiedene Gelegenheitsmuſiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunſt und Fleiß hörbar war, als man in ſolchen Muſiken gewöhnlich zu ſuchen und zu finden pflegt. Sein erſter theatraliſcher Verſuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggeſen, welche 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und mit großem und immer gleichem Beifall aufgenommen wurde. Schon in dieſer Oper, in welcher das Pathetiſche und Lyriſche mit dem Hoch- und Niedrig Komiſchen abwechſelt, legte Kunzen einen Beweis von ſeinem richtigen Urtheile und Gefühle, von ſeiner Kenntniß des Theater-Effect und von ſeiner fruchtbaren Erfindung ab. Ein ſolcher Verſuch ließ den künftigen Meiſter ahnen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichard ihn mit offenen Armen aufnahm. Seine Begierde zu arbeiten war Urſache, das er ein Singſtück von einem dortigen Schauſpieler in Muſik ſetzte, welches aber, wahrſcheinlich wegen des geringen Gehaltes des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher fand er Gelegenheit, mit dem Gehalte von 900 Gulden bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angeſtellt zu werden. In dieſer Stelle hatte er Gelegenheit, ſich auf das genaueſte mit dem Geiſte der Mozartſchen Werke bekannt zu machen. Dieſem Vorbilde hatte er ſo viel zu verdanken, und er arbeitete demſelben mit ſo glücklichem Erfolg nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Muſikdirector bei der Schauſpielergeſellſchaft in Prag, ſein Winzerfeſt auf das dortige Theater brachte, das prager Publicum dieſe Arbeit mit dem lauteſten Beifalle aufnahm. Um dieſe Zeit geſchah es, daß Schulz in Copenhagen wegen Kränklichkeit um ſeinen Abſchied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim ſtellte, einen Nachfolger zu ernennen, ſo ſchlug dieſer Kunzen vor, der auch an ſeine Stelle 1795 zum königl. däniſchen

Capellmeiſter ernannt wurde und dieſem Poſten ſeit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publicums mit Ehren vorſteht. Nebſt mehreren däniſchen Opern, Cantaten und Oratorien ſind auch von ihm ein Hallelujah und mehrere Clavierſtücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer (in der Sprache der Alchymiſten Venus, von den Chemikern mit ♀ bezeichnet), ein unedles Metall von mannichfaltigem Nutzen. Es iſt von gelbrother Farbe, härter und elaſtiſcher, als das Silber, klingt auch ſtärker, iſt aber weniger geſchmeidig. Dem Eiſen ſteht es an Härte, Elaſticität und Zähigkeit nah. Es läßt ſich gießen, treiben, ſo fein wie ein Haar zu Draht ziehen und beinahe zu eben ſo dünnen Blättchen ſchlagen, wie das Silber. Nach Muſchenbroek trägt ein Kupferdraht von ein Zehntel Zoll Durchmeſſer ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Feſtigkeit oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es ſchmilzt nur bei einem ſehr hohen Grade von Hitze und iſt im Fluſſe mit einer grünlichen Flamme bedeckt; bei vermehrter Hitze verwandelt es ſich in Gas. Soda und Potaſche löſen bei gehöriger Temperatur das Kupfer auf. Mit dem Golde verbunden, liefert es den Semilor; mit dem Zinne das ſogenannte Glockengut (Glockenſpeiſe); mit dem Zink das Meſſing und den Tombach; mit dem Nickel den chineſiſchen Packfong und mit Arſenik diejenige Maſſe, die zu Teleſcopſpiegeln u. dergl. verarbeitet wird. In den Kupfergebirgen findet man das Kupfer theils gediegen, theils vererzt, theils kalkförmig. Gediegen iſt es roth, grau oder ſchwärzlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eiſen und anderen Subſtanzen vermiſcht. Dann und wann werden auch große feſte Maſſen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meiſtentheils aber zeigt es ſich entweder gekörnt, oder auch kryſtalliſirt. Nordamerika liefert ohnſtreitig das meiſte gediegene Kupfer; die Kupferinſel in der Nähe von Kamſchatka erhielt den Namen von der Menge gediegener Kupferkörner, die man an ihrem Geſtade fand. Vererzt wird das Kupfer unter mancherlei Geſtalt gefunden. Sibirien hat ſehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren feines Kupfer nur dem japaniſchen nachſteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Tyrol, Baiern, Schwaben, Franken, Böhmen, Schleſien, das Mannsfeldiſche und der Harz ſind mehr oder weniger reichlich damit verſehen. Da das Eiſen ſich nicht ſo leicht als das Kupfer bearbeiten läßt, ſo ſcheint man ſich des Kupfers früher und gewöhnlicher zu Geräthſchaften bedient zu haben, welche jetzt von Eiſen gearbeitet werden, z. B. Waffen. — **Kupfergeiſt** iſt der durch Deſtillation aus dem eſſigſauren Kupfer gewonnene concentrirte Eſſig. — **Kupferwaſſer**, der grüne oder Eiſenvitriol, auch als Waſſer, welches Kupfer bei ſich führt, z. B. Cämentwaſſer.

Kupferdruck iſt die Art und Weiſe, wie von der vom Kupferſtecher geſtochenen Kupferplatte mittelſt der Kupferpreſſe Abdrücke auf Papier gemacht werden. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu ſtark geleimt ſein, und wird angefeuchtet, doch nicht zu ſehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe beſſer aufnehme, miſcht man einige in warmem Waſſer aufgelöſete Loth Alaun in das zum Anfeuchten beſtimmte Waſſer. Die Schwärze der Kupferdrucker iſt feiner als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. bezogen, wo man

ſie aus Weinhefen bereiten ſoll. Sie wird auf einem Reibeſteine mit Firniß, oder dem noch beſſern Nußöl gerieben, und zuweilen mit etwas Maſtix erhöht. Iſt nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, ſo wird die Platte, wenn es kalt iſt, auf einem Roſt gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wiſcht man die Farbe mit einem Leinen behutſam ab, ſo daß die Oberfläche völlig gereinigt wird, und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem dieſen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und Maculatur auf die Tafel der Preſſe, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten ſoll, auf, bedeckt auch dieſes mit einigen Bogen Maculatur, und macht nun den Druck. Iſt die Tafel hinter die Preſſe gerückt, ſo nimmt man das Blatt mit dem Abdruck ab, und trocknet dieſen, wenn der Kupferſtich von Werth iſt, auf einer Tafel, ſonſt auf der Leine. Die Platte wird dann am beſten durch Potaſchenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den ſchwarzen Abdrücken gibt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lock, blaue, die mit berliner Blau gemacht werden. Auch kennt man die Kunſt, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und dieſe iſt beſonders von den Engländern ſehr verbeſſert worden. —

Kupferſtecherkunſt iſt die Kunſt, durch Striche und Puncte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenſtänden in Kupfer abzubilden, um dieſe Darſtellungen dann vermittelſt des Drucks zu vervielfältigen. Der Kupferſtecher verhält ſich zu dem Mahler, wie ein Ueberſetzer zu ſeinem Autor. So wie aber unmöglich iſt, von einem geiſtvollen Producte eine gute Ueberſetzung zu liefern, ohne ſelbſt Geiſt zu haben, ſo wird auch von einem guten Kupferſtecher erfodert, daß er die Compoſition in ihren feinſten Theilen verſtehe, in die Geheimniſſe der Zeichenkunſt eingeweiht ſei, und nicht kalte, leere Darſtellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten ſeines Gemähldes, ſondern Darſtellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenſtände in dem eigenthümlichen Geiſte ſeines Originals frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derſelben wiedergegeben, und zugleich die eigenthümliche Farbe derſelben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferſtecher zu dieſem allen kein Mittel hat, als Puncte und Striche, ſo wird man gewiß keinen Augenblick anſtehen, dem Talente eines guten Kupferſtechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, die daſſelbe verdient. Die Kupferſtecherkunſt war den Alten unbekannt. Sie wurde in Europa erſt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfunden; die Chineſen ſollen dieſelbe ſchon lange vorher gekannt haben. Unter den europäiſchen Völkern ſtreiten die Deutſchen, die Italiener, die Holländer um dieſe Erfindung; jedoch ſcheint bis jetzt die Sache für die Deutſchen entſchieden zu ſein. Der erſte nahmhafte Kupferſtecher iſt ein Deutſcher, **Martin Schön**, Goldſchmid und Mahler aus Kulmbach (geſtorben ums Jahr 1486), von welchem man noch viele Blätter hat. Aber es gibt noch eine Menge anderer Kupferſtiche, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen, aber doch älter als Schöns Blätter zu ſein ſcheinen. Die Kupferſtecherkunſt entwickelte ſich unſtreitig aus dem Formſchneiden, und die erſten Abdrücke ſind wahrſcheinlich von Arbeiten der Goldſchmiede und Silberſtecher gemacht worden. Unter den eigentlichen Kupferſtichen iſt die Arbeit mit dem Grabſtichel die älteſte; die andern Methoden oder Manieren der

Kupferſtecherkunſt ſind erſt nachher erfunden worden. Wir werden die vorzüglichſten dieſer Manieren anführen, und zwar in der Ordnung wie ſie nach und nach aufgekommen ſind, wobei wir jedoch bemerken, daß man oft mehrere dieſer Manieren mit einander zu verbinden pflegt. — I. Das Kupferſtechen mit dem Grabſtichel, oder die Kupferſtecherkunſt im engern Sinne des Worts. Man zeichnet die Umriſſe und Formen ſeines Stoffs mit einer ſpitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und ſchneidet nachher vermittelſt des Grabſtichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Dieſe Manier iſt der größten Nettigkeit und Präciſion fähig, auch iſt ſie die ſchwerſte unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin ſehr unangenehm ausfällt, ſo iſt auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derſelben nicht für alle Gegenſtände in der Natur paſſend. Bauſe, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. a. ſind vorzügliche Meiſter in derſelben. II. Das Aetzen oder Radiren. Dieſe Manier kam nach der eben beſchriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem ſogenannten Radirgrunde, welcher in einem gewiſſen Firniſſe beſteht, und den man am beſten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieſer Grund wird nach der darzuſtellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgeriſſen, auch wohl etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewaſſer darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieſelben vertieft, und ſo die Figuren in Kupfer darſtellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieſer Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewaſſer (welches Diderot ſehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künſtlers nennt) gut umzugehen, erfodert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabſtichel (welcher ſehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rückſicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier iſt die bequemſte Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rückſicht auf ihre Wirkung macht ſie zwar weniger Effect als andere Manieren, iſt aber doch überall, wo es auf treffende Darſtellung des Sujets, auf richtige Zeichnungen der Formen und auf Ausdruck der Charakter ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Weſentliche zu geben; beſonders können Landſchaften überhaupt und in allen ihren weſentlichen Beſtandtheilen in einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne ſich eigentlich mit der Kupferſtecherkunſt zu beſchäftigen, haben mehrere große Mahler Werke von ſich radirt; und dieſe Arbeiten werden vorzüglich hochgeſchätzt. Stephan della Bella, Callot, die Caracci, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Aetzkunſt hält, wiewohl es nicht ſo ausgemacht iſt, als daß er dieſe Kunſt ſehr vervollkommnet hat), Geyſer, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Roſa u. a. ſind diejenigen Künſtler, deren radirte Arbeiten am höchſten geſchätzt werden. III. Die Punctirmanier, mit dem Hammer oder Punſen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferſtecherkunſt von den Goldſchmiden ausging, ſo iſt zwar der Hammer der Goldſchmide gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im ſechzehnten Jahrhunderte auf, wo man mit einem

Spitzhammer feine Puncte in die Platte ſchlug, und ſo die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabſtichel nachhalf. Im engeren Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punctirte Manier diejenige Vervollkommung derſelben, an welcher Bartolozzi in England, wo nicht den erſten, doch den vorzüglichſten Antheil hatte. Sie iſt eine Zuſammenſetzung von Puncten und Schraffirungen, in welcher aber die Puncte der herrſchende Theil, und gewöhnlich in dem Fleiſchigen und in den Gründen angebracht ſind. Man kann ſich dazu des Scheidewaſſers bedienen, oder nicht. Dieſe Manier iſt, wie der Grabſtichel, mühſam und langwierig, gibt weniger Beſtimmtheit, als dieſer, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a. und unter den Deutſchen Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. a. in dieſer Manier gearbeitet. Uebrigens ſind in derſelben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrſcheinlich iſt die eben erwähnte punctirte Manier, die ſich vorzugsweiſe in den Händen der engliſchen Künſtler befindet, aus der ſogenannten Crayon-Manier entſtanden, welche auch zur Punctirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen ausgeübt wird, und Handriſſe von ſchwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte dieſes Jahrhunderts von Francois erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie iſt vorzüglich geſchickt, angehenden Künſtlern Muſter zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferſtichen zeichnet, gewöhnt ſich an eine harte und ſteife Manier. IV. Die ſchwarze Kunſt und V. die Tuſchmanier, welche in eignen Artikeln abgehandelt ſind. S. Schwarze Kunſt und Aqua tinta. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewohl nicht zum Vortheil der ächten Kunſt, in England ſo ſehr Mode geworden ſind, ſo muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterſcheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden ſchon im vorigen Jahrhunderte, beſonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond verſucht; ſeit 12 bis 15 Jahren aber hat man ſich vorzüglich in England mit bunten Abdrücken beſchäftigt, unter denen die mit einer Platte die beſten, aber auch die theuerſten ſind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole, dôme, [coupole heißt eigentlich der äußere und dôme der innere Theil der Kuppel] lat. tholus), Kugel- oder Keſſelgewölbe, iſt ein ſphäriſches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Oeffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offene Thürmchen erbaut wird, welches man die Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, ſind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheon, die jetzige Santa Maria Rotonda, zu Rom übrig iſt. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. ſ. w., oder auch mit Gemählden verziert, und ſind dazu beſtimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Anſehn zu geben, welches ſie durch hohe Thürme ſchwerlich erlangen dürften. Zu den berühmteſten gehören die Kuppel der St. Peterskirche in Rom, des Doms zu Florenz und der Paulskirche zu London.

Kurakin (Fürſt Alexander), ehemals ruſſiſcher Geſandter in Paris, Wien u. a. O., geb. 1752, wurde mit Paul I. erzogen, und war deſſen täglicher Geſellſchafter. Er begleitete ihn auf ſeiner Reiſe nach Preußen und Frankreich 1776 und 1782. Im J. 1796 wurde er Miniſter und Vicekanzler des Reichs, nahm aber ſeinen Abſchied 1802. Darauf ward er 1806 Ambaſſadeur in Wien, ſchloß 1807 den Frieden zu Tilſit ab, und erhielt zur Belohnung die Stelle eines Geheimen-Raths der erſten Claſſe mit dem Range eines Feldmarſchalls. Im J. 1808 ging er als Großbotſchafter nach Paris, wo er vier Jahre blieb. Bei dem Balle, den der Fürſt Schwarzenberg den 1. Juli 1810 gab, wo Feuer im Saale auskam, fiel er auf der Treppe, und wurde ſehr verwundet ohne Bewußtſein nach Hauſe getragen. Im Mai 1812, als der Krieg von Napoleon gegen Rußland ſchon beſchloſſen war, er ſelbſt aber durch diplomatiſche Weitläuftigkeiten noch hingehalten wurde, begab er ſich von Paris weg auf ſein Landhaus nahe bei Sevres. Der Schriftenwechſel, der zwiſchen ihm, dem Grafen Romanzow und dem Herzog von Baſſano, bis zum völligen Bruche Statt fand, gewährt ein hohes politiſches Intereſſe, und beweiſt die Talente wie die Klugheit des ruſſiſchen Botſchafters. Man verweigerte ihm die Reiſepäſſe, ſogar noch von Memel aus, ſo daß er ſich in der Nähe von Paris lange von aller Verbindung mit ſeinem Souverän abgeſchnitten ſah. Im J. 1814 überbrachte er dem Kaiſer Alexander die Glückwünſche des Senats wegen der in Deutſchland erfochtenen Siege. Kränklichkeit bewog ihn, ſich nun von allen Geſchäften zurückzuziehen. Er lebte ſeitdem in Paris, ſtarb aber auf der Rückreiſe, zu Weimar den 6. Juli 1818.

Küraß, Bruſtharniſch, (franz. cuirasse, von cuir Leder) iſt ein Panzer von Eiſenblech, welcher dem ſchweren Cavaleriſten zum Schutz gegen Säbelhiebe und Musketenkugeln gegeben wird. Da die älteſten Küraſſe von Leder waren, ſo erhielten ſie daher ihren Namen. Man hat ganze und halbe Küraſſe. Küraſſier (cuirassier) ſind eine Gattung Reiter, die mit einem Küraſſe und einer Sturmhaube bewaffnet und von Guſtav Adolph eingeführt worden ſind. Dieſer verwandelte die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harniſche der Reiter in bloße Bruſtharniſche und Sturmhauben. Nachher iſt der Name auch nach Abſchaffung der Küraſſe und Sturmhauben (welche jedoch wieder aufgekommen ſind) dieſer Truppengattung geblieben.

Kurbel, im Allgemeinen, eine krumm oder nach einem Winkel gebogene Handhabe, welche dazu dient, etwas damit herumzudrehen, z. B. an der Kaffeemühle. Kurbel (Sorbel an der Buchdruckerpreſſe) iſt die eiſerne Stange mit der Kurbel, welche durch die Walze läuft, vermittelſt deren Wendung das Laufbrett mit dem ſogenannten Karren (dem tiefen viereckigen Kaſten mit der feſt verkeilten Form oder geſetzten Schrift) rück- und vorwärts geſchoben wird.

Kuriliſche Inſeln, im 18. Jahrhunderte nach und nach von den Ruſſen entdeckt, erſtrecken ſich in geringer Entfernung von einander von Kamſchatka bis an Japan und die chineſiſche Küſte. Dieſe Inſeln (ohne Jeſſo 25, zuſammen 145 Q. M. groß) ſind, was ihre Beſchaffenheit anlangt, erſt ſeit Kruſenſterns Reiſe genauer bekannt. Die nördlichen tragen Lerchenbäume und Fichten; die ſüdlichen ſpaniſches Rohr, Bambus und Weinſtöcke. Die Bewohner derſelben, welche ebenfalls Kurilen genannt werden (unter denen man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küſte von Aſien und des

ſüdlichen Kamtſchatka verſteht), ſind Heiden, und einige derſelben kommen an Sprache, Geſtalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtſchadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamſchatka's durch die Ruſſen, ſich nach den kuriliſchen Inſeln flüchteten. Einige der Inſeln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die ſüdlichen Kurilen ſtehen unter japaniſcher Herrſchaft; viele davon ſind aber ganz unabhängig; die nördlichen hingegen (21) ſind nur einigermaßen dem ruſſiſchen Reiche unterworfen, und geben meiſtens nur wann ſie erſt gezwungen worden, Meerottern, Füchſe und anderes Pelzwerk als Tribut.

Kurzſichtig (myops, von dem Griechiſchen Mys, die Maus und ops das Geſicht), nennt man denjenigen, welcher beſſer in der Nähe als in der Ferne ſieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenſtand deutlich ſehen ſoll, ſo gehört dazu, daß die von jedem Puncte deſſelben kommenden, und im Auge ſich brechenden Lichtſtrahlen (ſ. den Art. Auge) genau auf der Netzhaut des Auges ſich wieder in einem Puncte ſammeln, und daſelbſt das deutliche Bild des Gegenſtandes darſtellen. Bei ſolchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut iſt, deren Feuchtigkeiten ſelbſt vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, und bei denen die Linſe ſehr convex iſt, werden die Lichtſtrahlen zu ſehr gebrochen, ſo daß ſie ſich ſchneller einander nähern, und der Vereinigungspunct vor die Netzhaut fällt, wodurch nun die Lichtſtrahlen erſt dann auf ſie kommen, wenn ſie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, ſo daß alſo von dem Gegenſtande kein deutliches, ſondern ein verworrenes Bild auf der Netzhaut entſteht. Dies geſchieht bei entfernten Gegenſtänden um ſo mehr, weil die einzelnen Lichtſtrahlen eines auf das Auge fallenden Strahlenkegels um ſo näher zuſammenfallen (convergiren), je entfernter der Punct, oder die Spitze des Kegels iſt, von dem ſie herkommen, alſo auch deswegen ihr Vereinigungspunct im Auge um ſo weiter vor die Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtſtrahlen ein um ſo undeutlicheres Bild auf der Netzhaut darſtellen. Ganz nahe befindliche Gegenſtände hingegen bilden aus entgegengeſetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich geſehen. Einem kurzſichtigen Auge kommt man alſo dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenſtand, welchen man deutlich ſehen will, dem Auge ſo nahe rückt, als ſeiner Fähigkeit, die Lichtſtrahlen zu brechen, angemeſſen iſt. Dieſe Entfernung, welche bei dem geſunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzſichtigen Auge oft auf ſechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dies nicht, ſo muß man dem Auge ein hohlgeſchliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtſtrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um ſo viel von einander entfernt, als ſie das Auge zu ſehr bricht. Wird dies Verhältniß richtig getroffen, ſo ſieht das kurzſichtige Auge alsdann eben ſo in der Ferne, als ein geſundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge paſſend iſt und man oft unter einer großen Menge derſelben ſuchen muß, um eins zu finden, durch welches man deutlich ſehen kann. — Uneigentlich nennt man auch diejenigen kurzſichtig, welche nicht im Stande ſind, mit den Augen des Geiſtes einen weiten Geſichtskreis zu umfaſſen, und auf einen höhern Standpunct geſtellt, den Zuſammenhang ganzer Begebenheiten zu überſehen, ſondern nur einen beſchränkten Kreis ihnen nahe liegender Umſtände und Begebenheiten aufzufaſſen vermögen. Wie ſoll man aber diejenigen nennen, welche bei voll-

liger Geſundheit der Augen aus Modeſucht mit der Brille auf der Naſe allenthalben herumſpazieren, ohne das, was doch gar ſo nahe liegt zu ſehen, daß die Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geſchmacke für ſchön gehalten werden kann? H.

Kutſche. Sie unterſcheidet ſich von andern Fuhrwerken am meiſten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kaſten. Schon in den älteſten Zeiten hatten die Könige und Fürſten beſondere Wagen, deren ſie ſich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren. In der Bibel werden deren bereits zu Joſephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch ſcheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu ſein. Denn ſchon zu Moſes Zeiten gab es bedeckte Laſtwagen, und die nomadiſchen Scythen hatten, nach Juſtinius, mit Leder bedeckte Wagen, um ſich vor Sonne und übler Witterung zu ſchützen; ſo auch die Spartaner, die einen ſolchen Wagen Kanathron nannten. Eben ſo iſt der Sitz des Kutſchers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Beſitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern ſchaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß, und deſſen Plinius zuerſt gedenkt, erfunden; dieſer wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold verfertigt, weswegen auch nur Magiſtratsperſonen und Vornehme beiderlei Geſchlechts ſich deſſelben bedienten. Er wurde von Mauleſeln gezogen. Bedeckte Wagen waren alſo den Alten bekannt; aber hängende Wagen oder Kutſchen nicht. Dieſe ſollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieſes Landes ſo viel als bedecken heißt, ebenfalls ungariſchen Urſprungs ſein. Andere leiten das Wort von Gutſche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Schon Carl V. ſoll ſich beim Podagra eines ſolchen fahrenden Ruhebetts bedient, und in demſelben ſogar geſchlafen haben. Die Erfindung der Kutſchen in Ungarn wird auf das J. 1457 geſetzt; doch ſoll ſchon Iſabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da ſich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten; ſo nannte man ſie aus dieſem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutſchen die gehörige Einrichtung, man nannte ſie carosses und verſah die Oeffnungen derſelben mit ledernen Vorhängen. Die erſte Mannsperſon, welche ſich einer ſolchen Karoſſe bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I. der ſo dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Mätreſſe Franz I., Kutſche waren gegen 1540 die erſten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre ſpäter zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1760 — 1574) ſuchte der erſte Parlamentspräſident, der ſich vergebens bei dem Könige für die Abſchaffung der Kutſchen verwandt hatte, den Gebrauch derſelben durch ſein eigenes Beiſpiel einzuſchränken, indem er, wenn er aufs Land reiſete, ſeine Gemahlin und Tochter in einem ſchlechten mit Stroh gefüllten Wagen fahren ließ und nebenher auf einem Maulthiere ritt. Unter Heinrich III. (1574 — 1589) ward die vierte Kutſche und zwar von einer Privatperſon gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauſes geweſen. Heinrich IV., der bekanntlich in einer Kutſche ermordet wurde, hatte nebſt ſeiner Gemahlin nur eine Karoſſe, deren ſie ſich gemeinſchaftlich

bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er ſein Ausbleiben bei einem Freunde damit entſchuldigt, daß ſeine Gemahlin die Kutſche gebraucht habe. Noch zu ſeiner Zeit pflegte Nicole von Aubeſpine, die Dame vom höchſten Range in Paris, wenn ſie Beſuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marſchall Baſſompierre brachte 1599 aus Italien die erſte Kutſche mit Glasfenſtern nach Frankreich. Ludwig XIV. (1642) hielt ſeinen Einzug in einem hängendem Wagen, und 1658 waren ſchon 320 Kutſchen in Paris, deren Zahl nun immer höher ſtieg. In Deutſchland bedienten ſich die Kaiſer und Fürſten bereits im 15. Jahrhunderte der Kutſchen; ſo kam Kaiſer Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Churfürſten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoiſin beſchlagene Kutſchen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutſchen, deren jede mit ſechs Pferden beſpannt war. In Spanien ſoll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts die erſte Kutſche geſehen haben. In England flüchtete ſchon 1360 die Mutter König Richard II. in einem Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte; aber erſt 1580 unter der Königin Eliſabeth kamen die eigentlichen Kutſchen aus Deutſchland nach England und waren daſelbſt 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren ſie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg ſchon im Anfange des 18. Jahrhunderts etwas ſehr Gewöhnliches.

Kutuſow, Fürſt von **Golenitſchef Smolenskoi**, ruſſiſcher Feldmarſchall, einer der berühmteſten Feldherrn der neuern und neueſten Zeit, deſſen Thaten um ſo größer erſcheinen, da ſich an ſie die Begebenheiten knüpfen, welche Europa von der ſchimpflichſten aller Unterjochungen gerettet haben. Er wurde im Jahre 1745 geboren, trat 1759 in Dienſt und war 1761 bereits Officier. Er focht in Polen in den Jahren 1764—69 und dann gegen die Türken unter Romanzow. Die Feſtung Schiumla wurde von ihm erſtürmt und er trug ſpäter bei der Rebellion Pugatſchews viel zu deſſen Bezwingung bei. 1788 war er nicht minder bei der Eroberung Oczakows, nachdem er ein Jahr früher ſchon zum General-Gouverneur in der Krimm war ernannt worden. Eine gefährliche Verwundung, die er bei Erſtürmung von Oczakow erhielt, beraubte ihn ſeines rechten Auges. Mit dem Prinzen von Coburg vereint half er den Sieg von Fockſchani erfechten und in dem merkwürdigen Kampfe von Rimnik (am 31. Dec. 1789) that er Wunder der Tapferkeit. Nach der Erſtürmung Ismails unter Suwarow, der überhaupt als Kutuſow's Vorbild zu betrachten iſt, wurde er von ſeiner von ihm angebeteten Kaiſerin zum Generallieutenant erhoben. Bei den nun bald erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte wurde er nicht minder gebraucht, und er erwarb ſich hier auch den Ruhm eines gewandten Diplomaten. Im Jahre 1793 ging Kutuſow als Geſandter nach Conſtantinopel und in dem bald darauf wieder eintretenden polniſchen Kriege finden wir ihn bei der ruſſiſchen Occupations-Armee unter Suwarow, und ſo auch bei dem blutigen furchtbaren Tage von Praga (ſ. den Art.). Nach hergeſtellter Ruhe erhielt Kutuſow erſt das Generalcommando von Finnland und ward dann von Paul zum General-Gouverneur von Litthauen ernannt, wo er mehrere Jahre in Wilna lebte und ein Studium nachzuholen ſuchte, das er in der ſtürmiſchen Jugend und als Mann hatte verſäumen

müſſen. Eine kurze Zeit war er nun auf dem wichtigen Geſandſchaftsposten zu Berlin, kehrte aber bald nach Wilna in ſein General-Gouvernement zurück. Im Jahre 1805 erhielt er, ſchon damals 60 Jahre alt, vom Kaiſer Alexander das Commando des erſten ruſſiſchen Armeecorps gegen die Franzoſen. Er führte ſein Corps gegen den Inn und traf daſelbſt nach der unvorhergeſehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine öſterreichiſche Corps des Generals Kienmayer an ſich und hielt den ganzen Andrang der franzöſiſchen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzoſen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Novbr. das glückliche bei Dürnſtein gegen den Marſchall Mortier beſtehen. Zur Belohnung ſeines Benehmens ſchickte ihm der deutſche Kaiſer bei dieſer Gelegenheit das Großkreuz des Maria-Thereſienordens. Nachdem er ſich hierauf mit den andern ruſſiſchen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiſer Alexander die alliirte Armee bei Auſterlitz, wo er verwundet wurde und zugleich ſeinen Schwiegerſohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiſer Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dies geſchehen und Kutuſow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, als Barclay de Tolly daſſelbe nach den erſten rückgängigen Bewegungen abgegeben hatte, jetzt ein ſiebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die ruſſiſche Armee in dem ruſſiſch-franzöſiſchen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Moſaisk (in der Barclay de Tolly und Bagration unter ihm befehligten), welche hartnäckig und mörderiſch mit abwechſelndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerſtandskraft der Ruſſen erſchöpft war, das Zeichen zum Rückzuge auf Moskau. Kaum hatte er dieſe Stadt den 13. Sept. geräumt, als ſein Gegner vor den Thoren derſelben erſchien. Kutuſow befolgte jetzt einen neuen Kriegsplan, und richtete, während Napoleon glaubte, er werde ſich nach Aſien wenden, ſeinen Marſch nach Süden, wo er ſich bei Tula und Kaluga in der Flanke der franzöſiſchen Armee aufſtellte. Unterdeſſen nöthigte der Brand von Moskau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, dieſen zum Rückzuge. Vorher wollte er noch verſuchen, welche Vortheile ihm betrügeriſche Verſchlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte; aber Kutuſow begegnete jeder von Napoleon angewandten Liſt mit ſcharfſichtiger Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe, und gewann dadurch den unſchätzbaren Vortheil, daß die Jahrszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Ruſſen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutuſow's rechter Flügel die franzöſiſche Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derſelben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutuſows linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzoſen auf Smolensk deſto gefahrloſer bewerkſtelligt werden könnte; allein Kutuſow leiſtete einen Widerſtand, der die Abſichten des franzöſiſchen Kaiſers vereitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoi anlangen konnte, dieſe Gegend bereits durch einen Flankenmarſch gewonnen, wo er mit Ungeduld ſeinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieſer angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutuſow

ſchlug an dem einen Tage die Armee des Fürſten von Eckmühl, am folgenden die Arriergarde des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maß, und unter dieſer mehrere franzöſiſche Adler, waren der Lohn von Kutuſows Anſtrengungen. Er ſtellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieſer Siege erhielt er vom Kaiſer Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schickſal den fliehenden Feind an den Ufern des Bereſina erwartete: ſo folgte er nur langſam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er ſeinen Kaiſer empfing. Dieſer Feldzug hatte Kutuſow's körperliche Kräfte erſchöpft, für die Fortſetzung deſſelben war er nicht geſtimmt; denn ihm, dem mehr als ſiebenzigjährigen Greiſe, ſchien es ein allzu kühner Gedanke, den Feind in dem Wohnſitze ſeiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch aus Kaliſch die merkwürdige ruſſiſche Proclamation, in welcher die Sache Europa's, Deutſchlands und der allgemeinen Menſchheit mit ſo eindringlicher Beredſamkeit geführt war, erlaſſen hatte, ſtarb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als derjenige Held betrauert, der durch den Charakter ſeiner Maßregeln und durch ſeinen Sieg bei Smolensk den entſchiedenſten Einfluß auf den Ausgang des franzöſiſch-ruſſiſchen Feldzugs, und auf die ſegensreiche Befreiung des ganzen Europa gehabt habe.

Kux, Kuxe, (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche [Schmelzhütte] eingetheilt wird) ſoll aus der ſklavoniſchen Sprache abſtammen, wo Kukus ein Theil, und Kukſen theilen heißt. Andere leiten dieſen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerſt aufgebracht haben ſoll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, oder ein Zweiunddreißigtheil, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundert acht und zwanzig Kuxe aus. Ein Erbkux (Erb- oder Ackertheil) iſt ein ſolcher, welcher von demjenigen, auf deſſen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen beſteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet iſt, das nöthige Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häuſern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeltlich zu liefern. Ein Kux wird, wenn das Ganze in Geſellſchaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt iſt (Bergantheil), in dieſem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Beſitzers gerechnet.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) erregte zu ſeiner Zeit durch ſeine unerſchöpfliche Laune viel Aufſehen, und hat ſich durch ſeine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberſtvohwalde geboren, diente von ſeinem 17. Jahre an unter der brandenburgiſchen Armee als Gemeiner, ſtieg erſt nach zehn Jahren zum Unteroffizier und Fähnrich, und war ſchon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt, allein eine verunglückte Poſſe zog ihm Arreſt in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Churfürſtin von Brandenburg losgelaſſen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Sachſen zu fliehen und Kriegsdienſte zu nehmen. Seine frohe und ſatiriſche Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Churfürſten von Sachſen, Auguſt II. beliebt; er ſtieg in kurzem bis zum Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beſtändig bei demſelben ſein; endlich erhielt er auf

ſeine auf eine ſchwankhafte Weiſe vorgetragene Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten des Königſteins, welchen er von da an ſeine ſteinere Frau (er war nie verheirathet) nannte, der er auch bis an ſeinen Tod, 1733, treu blieb. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Beluſtigung, und behauptete deſſen ungeachtet ſeine Würde, da er weniger ſich als Andere zum Gegenſtande des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindiſche oder unanſtändige Scherze trieb, ſo war dies theils Fehler ſeines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am ſicherſten ſeinen Zweck, ſich gegen den Muthwillen Anderer zu ſchützen; und Niemand fühlte ſeine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel ſtolz waren. Noch in den neueſten Zeiten hat man dieſen Mann einer beſondern Aufmerkſamkeit gewürdigt und zwei verſchiedene Lebensbeſchreibungen deſſelben geliefert, deren eine 1796 zu Freiſtadt, die andere von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erſchienen iſt.

L.

L, der zwölfte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher zu den Zungenbuchſtaben gehört und mit Anſtoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgeſprochen wird. Zugleich iſt er der erſte der ſ. g. Halblauter oder der fließenden Buchſtaben, welcher häufig mit r verwechſelt wird, beſonders von denen, die dieſen Buchſtaben nicht gut ausſprechen können.

Laar (Peter von) oder Laer, mit dem Beinamen il Bamboccio, ein Mahler, geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, ſtarb zu Harlem im J. 1675. Jenen Beinamen erhielt er bei ſeinem Aufenthalte in Rom, theils ſeiner ſonderbaren Geſichtsbildung, theils ſeiner fratzenhaften Darſtellungen wegen (Bambocciaden), welche er in Umlauf brachte. Schon in ſeiner früheſten Jugend war er ſtets damit beſchäftigt, alle Gegenſtände, die ihm zu Geſichte kamen, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leiſtete ihm dabei ſo treffliche Dienſte, daß er im Stande war, Gegenſtände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, geſehen hatte, mit der größten Aehnlichkeit darzuſtellen. Uebrigens war er auch einer der größten Muſiker ſeiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvermannes vor den ſeinigen den Vorzug gab, wurde die Urſache ſeines Todes. Er hat ſich nur in kleinen Gegenſtänden, als in Jahrmärkten, Kinderſpielen, Jagden, Landſchaften und dergleichen verſucht. Aber dennoch herrſcht in ſeinen Gemählden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geiſt und Annehmlichkeit. Das pariſer Muſeum beſaß mehrere ſeiner Arbeiten.

Labé (Louiſe), bekannt unter dem Namen der ſchönen Seilerin (la belle Cordière), wurde 1526 oder 1527 zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine ſorgfältige Erziehung geben; ſie lernte Muſik, mehrere Sprachen, und erhielt ſogar Unterricht im Reiten und andern

militäriſchen Uebungen. So kam es, daß ſie ſich für den Soldatenſtand beſtimmte, und ſchon im 16. Jahre (1543) mit der franzöſiſchen Armee der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war *Capitaine Loys*. Unter den Lobſprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller ertheilten, rühmen ſie beſonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegeriſchen Thaten. Aber ſchon der erſte Feldzug, an dem ſie Antheil nahm, fiel nicht glücklich aus; die Franzoſen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leiſtete Louiſe auf den Militärdienſt Verzicht, um ſich ganz dem Studium der Wiſſenſchaften, der Poeſie und nicht minder der Liebe zu widmen. Sie heirathete einen ſehr reichen Seiler, Ennemond Perrin, und konnte nun ihrer Neigung zur Literatur Genüge leiſten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband ſie eine nicht mittelmäßige Kenntniß der griechiſchen, lateiniſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Sprache. Ihr Haus war ein Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und ſchönen Geiſter. Die vornehmſten Perſonen fanden ſich bei ihr ein. Sie erregte die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, welche ſie unter die Muſen zählten; aber nicht minder auch den Neid der Frauen zu Lyon, welche ihr, um ſich dafür zu rächen, daß ſie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte, ihre Liebeshändel vorwarfen. Gleichzeitige Schriftſteller haben verſchiedene Meinungen über die Tugend der ſchönen Seilerin geäußert; einige haben ihre Keuſchheit gerühmt, andere ihr Ausſchweifungen vorgeworfen. Mehrere ihrer Poeſien, beſonders das achtzehnte Sonett, zeugen allerdings gegen ihre Keuſchheit. Sie ſcheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu ſein; anfangs treue und leidenſchaftliche Geliebte, hernach gefallſüchtige Coquette, ward ſie endlich zur Buhlerin. Doch gereicht es ihr zur Entſchuldigung, daß ſie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als Ehrenſache betrachtet wurde, und wo ſie ſelbſt von einem Schwarme liebenswürdiger Wüſtlinge umgeben war. Ihre Großherzigkeit, ihr Geſchmack für die Wiſſenſchaften, ſo wie ihre mannichfaltigen und für ihre Zeit ſehr ungewöhnlichen Talente, verwiſchen jedoch in den Augen der meiſten ihrer Zeitgenoſſen jene Flecken ihrer Lebensweiſe. Die großen und zahlreichen Beweiſe von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftſteller gegeben haben, ſo wie der Umſtand, daß die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war, ihren Namen erhielt, alles dies beweiſet die hohe Achtung, in welcher ſie zu ihrer Zeit ſtand. Die Annehmlichkeit ihres Umgangs, ihr Geiſt, ihr Wiſſen, ihre Talent, die Verſe, welche ſie dichtete und unter Begleitung der Laute ſang, feſſelten ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderſtehlichen Banden. Ihre Werke ſind folgende: *Epiſtel an Clementia von Bourges*, mit vielem Geiſte geſchrieben; *der Kampf der Liebe und der Thorheit*, in Proſa, worin Reiz und Erfindung herrſcht; *drei Elegieen*; *vier und zwanzig Sonette*, von denen das erſte in italieniſcher Sprache abgefaßt iſt. Die erſte Ausgabe dieſer Schriften erſchien im Jahre 1555.

Labédoyère wird dadurch, daß er als der erſte höhere Offizier nach Bonaparte's Rückkehr von Elba auf deſſen Zug von Cannes nach Paris bei Grenoble an der Spitze ſeines Regiments zu ihm überging, und hierdurch dem Uſurpator feſten Fuß machte, in der Geſchichte unvergeßlich bleiben. Von guter Familie in Paris geboren, warf er ſich früh in die militäriſche Laufbahn, zeichnete ſich durch Kenntniſſe und vorzügliche Tapferkeit aus, und war, noch nicht 30 Jahre alt,

Oberſt eines Infanteregiments, als Ludwig XVIII. nach Frankreich kam. Er huldigte ihm, wie alle anderen Chefs in der Armee. Bei Napoleons Rückkehr 1815 aber, da er mit ſeinem Regimente gegen denſelben nach Dauphiné geſchickt worden, war er der Erſte der bei Grenoble zu des Uſurpators Fahnen überging, und ſo der Lavine des darauf allgemein gewordenen Abfalls den erſten Stoß gab. Napoleon ernannte ihn zum Brigade=General und Pair von Frankreich. Von den Schlachtfeldern von Fleurus und Waterloo kehrte er nach Paris zurück, und ſprach, nach Bonaparte's Thronentſagung, noch heftig für die Anerkennung Napoleons II. Nach der pariſer Capitulation begab er ſich zur Loire=Armee, ward bald darauf arretirt, nach Paris gebracht, und vor ein Kriegsrecht geſtellt, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er ward am 19. Auguſt 1815 auf der Ebne von Grenelle erſchoſſen.

Labesnardiere (Chevalier de), Director der politiſchen Arbeiten im franzöſiſchen Miniſterio der auswärtigen Angelegenheiten, welchen wichtigen Poſten er durch Talent und Gewandtheit faſt bei allem Wechſel der eigentlichen Miniſter und bei den entgegengeſetzteſten Stellungen Frankreichs immer zu behaupten gewußt hat. Man darf ihn unbedenklich als einen der geübteſten und gewandteſten Diplomatiker unſerer Zeit nennen. Er war Mitglied des Oratorien=Ordens (wie Fouché) als die Revolution eintrat. Er umfaßte dieſe mit der Lebendigkeit der erſten Jugend, ging nach Paris und wurde hier als gemeiner Schreiber in der Canzlei des auswärtigen Miniſteriums angeſtellt. Er ſchwang ſich nun von einer Stufe zur andern bis zum eigentlichen Chef derſelben empor. Er war unter dem Directorio, unter Bonaparte, der ihn 1813 noch zum Staatsrath ernannte, eben ſo geachtet, als er es wieder unter Ludwig XVIII. iſt. Beim erſten wiener Congreſſe begleitete er die franzöſiſche Geſandtſchaft, und von ihm wurden die Noten derſelben entworfen, welche die ſanguiniſchen Hoffnungen und Projecte mehrerer Höfe und Geſandtſchaften gewaltig hemmten, und die alte Ehre der Kunſt und Gewandtheit der franzöſiſchen Diplomatik in einem Zeitpuncte aufrecht erhielten, wo dem franzöſiſchen Cabinet kaum eine Stimme zuzuſtehen ſchien. Nach der Schlacht bei Belle Alliance wurde er von der proviſoriſchen Regierung gebraucht, um mit Wellington und Blücher einen Waffenſtillſtand zu unterhandeln.

Labrador (Eſtotiland. Terra de Labrador, Neubritannien, das Land der Eskimos), eine (21,300 Q. M.) große Halbinſel des nördlichen Amerika, die der Portugieſe Caspar Cortereal im J. 1500 entdeckt, und wohin Martin Forbiſher 1576 die erſte Reiſe unternommen hat. Sie iſt gegen Norden durch die Hudſonsbay von den Ländern unter dem Nordpole abgeſondert, und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und gegen Weſten durch noch unbekannte Länder begrenzt. Sie gehört zu dem brittiſchen Gouvernement Newfoundland, und wird gegen Süden von den Eskimos (ſ. d. Art.), einer wilden Nation, (etwa 15,000 Seelen) bewohnt. Die Luft daſelbſt iſt überall kalt, und das Land wegen ſeiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küſten bekannt. Es giebt hier 6 Factoreien engliſcher Kaufleute von der Hudſonsbay=Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London iſt. Pelz= und Seethiere ſind nebſt dem bekannten Labradorſteine (einer Art Feldſpath, welcher der Hauptfarbe nach grau iſt, deſſen Fläche aber in verſchiedenen Richtungen gegen das Auge gewandt, die mannich=

faltigſten und ſchönſten Farben ſpielt) die einzigen Gegenſtände des hieſigen Handels. In der neuern Zeiten haben ſich auch Miſſionen von evangeliſchen Brüdern hier niedergelaſſen. 1786 ſind die meiſten dortigen Etabliſſements von dem franzöſiſchen Admiral Richery zerſtört worden, welcher darauf eine ähnliche Unternehmung auf Neufoundland ausführte.

Labyrinth (Irrgarten) nannte man bei den Alten ein großes künſtliches Gebäude, welches eine ſolche Menge gegen einander laufender Gänge und Zimmer enthielt, daß man ſich darin leicht verirren konnte. Es ſind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: das ägyptiſche Labyrinth, unter allen das berühmteſte, befand ſich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fejum heißt. Nach Einigen ſoll es von den zwölf Fürſten (650 vor Chr.), nach Andern von Pſammitichus, nach Andern von Ismandes, der daſelbſt auch begraben liegen ſoll, erbaut worden ſein. Es iſt allem Vermuthen nach nur ein Grabmahl geweſen. Das Gebäude, halb über halb unter der Erde, war eins der ſchönſten der alten Welt, und ſoll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren ganze Einrichtung eine architektoniſch-ſymboliſche Darſtellung des Thierkreiſes und des Sonnenſyſtems geweſen zu ſein ſcheint. Alle dieſe Säle waren von einer gemeinſchaftlichen Mauer eingeſchloſſen und ringsherum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Paläſten führten, ſo verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer ſich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium. In den untern Zimmern ſollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Crocodile aufbewahrt worden ſein, die obern Zimmer aber an Kunſt und Pracht alle andere menſchliche Werke übertroffen haben. Jetzt ſollen in dieſem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugänglich ſein, Schutt und Finſterniß aber den Eingang in die übrigen verbieten. Nächſtdem war das cretenſiſche Labyrinth bekannt, über deſſen Beſtimmung und innern Bau wir jedoch noch weniger wiſſen. Die alten Schriftſteller meinen, es ſei dieſe unterirdiſche Höhle von Dädalus nach einem verjüngten Maßſtabe des ägyptiſchen, auf Befehl des Minos, der den Minotaurus einſperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dies Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit ſeiner Zerſtörung. Das Labyrinth zu Cluſium endlich war vom Könige Porſenna, wahrſcheinlich zu ſeinem eigenen Grabmahle, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein, und hatte funfzig Fuß in der Höhe, dreißig auf jeder Seite in der Breite. An jeder Ecke ſtand eine Pyramide, und eine in der Mitte, jede hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und ſiebenzig breit. Uebrigens waren dieſe Gebäude nicht des Verirrens wegen erbaut ſondern hatten nur zufällig dieſe Eigenſchaft, weshalb man jede verworrene, ſchwer zu entwickelnde Mannichfaltigkeit von Dingen ein Labyrinth oder labyrinthiſch (irrvoll, verwickelt) nannte. Die Anatomen nennen die aus vielfach gewundenen Gängen beſtehende Höhle des Ohres ebenfalls Labyrinth.

Lacaille, ſ. Caille.

Lacedämon, ſ. Sparta.

Lacépède (Graf). Dieſer berühmte Naturforſcher, ein Zögling Buffon's und Daubenton's, war vor der Revolution Aufſeher des königlichen Cabinets in dem botaniſchen Garten zu Paris, und Mitglied mehrere Akademien. Bei dem Ausbruche der Unruhen ward er Mitglied des Departements von Paris, und 1791 deſ-

ſen Deputirter bei der Geſetzgebung, wo er nach einander zum Secretär und dann zum Präſidenten erwählt wurde. Nachdem er in das National-Inſtitut getreten war, nahm er am 20. Jan. 1796 im Namen der Deputation dieſes Corps das Wort, als ſie im Rathe der Fünfhundert dem Haſſe des Königthums den Eid ablegte. Im J. 1799 berief ihn Bonaparte in den Erhaltungsſenat. Er hielt darin die Gedächtnißreden auf Daubenton und Dolomieu, und wurde 1801 Präſident deſſelben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Paris und im Februar das rothe Band. Er unterſtützte lebhaft alle Conſcriptionsplane Napoleons, und beſonders noch die Aushebung von 350,000 Mann nach dem unglücklichen ruſſiſchen Feldzuge von 1812; flüchtete aber nach der Kataſtrophe von 1814 nach Blois, gab von dort ſeine Zuſtimmung zu Napoleons Thronentſetzung, und ward von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Als jedoch Napoleon 1815 wieder in Paris erſchien, nahm er auch von ihm die Pairwürde an, und wurde nach des Königs Rückkehr, durch die Ordonnanz vom 24. Juli, in die Verbannung geſchickt. Man geſteht Lacépède gründliche Kenntniſſe und die Kunſt zu, die trockenſten Gegenſtände ſeiner Wiſſenſchaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuſchmücken, durch welche Kunſt er auch als Präſident des Senats Napoleon zu ſchmeicheln wußte. Sein wichtigſtes Werk iſt ſeine Ausgabe des Buffon, den er mit der Histoire des Quadrupèdes Ovipares et Serpents fortgeſetzt hat. Mit Hinſicht auf Beides nannten ihn die Pariſer witzig Monsieur Reptile.

Lachen ſ. Lächerlich.

Lächerlich, urſprünglich das, was Lachen erregt. Das Lachen aber iſt eine convulſiviſche Aeußerung des Menſchen, welche im Zuſtand der Luſt und Freude, wie in dem der Verzweiflung und des bittern Spotts über Welt und menſchliche Verhältniſſe eintritt. Erſteres iſt ihr gewöhnlicher Urſprung; weshalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Luſt und Freude bezogen wird. Indeſſen unterſcheidet man noch das Belachte oder das, was einem oder dem andern Subjecte lächerlich iſt, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letzteres deutet auf eine beſondere Beſchaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unſern Verſtand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener convulſiviſchen Aeußerung entſprechend, in einem ſchnellen Zuſammendenken und Zuſammenwirken ſolcher Dinge ſeinen Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unſchädlichen Widerſpruche ſtehn, welchen man anſchaulich wahrnimmt. Hieraus iſt auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menſchen vorkommt, oder von dieſem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menſchen iſt unter allen uns bekannten Geſchöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das ſittliche Weſen des Menſchen nicht verletzen oder ſchädlich ſein, weil dann das reine Luſtgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung ſtehen ſoll. Wo alſo das Lächerliche eine ſittliche Handlung betrifft oder das Gebiet des Sittlichen berührt, da muß vielmehr diejenige Seite herausgehoben werden, wodurch die Handlung als unverſtändig und ungereimt erſcheint. Anſchaulich muß ſich jener Widerſpruch des Ungereimten zeigen, und auf Willkühr gegründet ſein, denn ſo tritt der Irrthum ſpielend hervor, auch liegen Irrthum und Wahnſinn außer der Sphäre des

rein Lächerlichen. Endlich iſt das Lächerliche um ſo beluſtigender, je überraſchender es hervortritt, weil es um ſo mehr und ſchneller den Geiſt thätigbeſchäftigt. Aber nicht immer und nicht bei jedem Individuum weckt das wahrhaft Lächerliche das Lachen, oft nur das ſanftere Lächeln der Fröhlichkeit, oder die innere ungeäußerte Freude, je nachdem es in ſeiner Darſtellung mit dem Sinnreichen und Witzigen verbunden iſt oder nicht. (Vergl. den Art. Komiſch.)

Lacheſis, ſ. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) iſt das Maß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemeſſen wird. Es beträgt ungefähr viertehalb meißniſche Ellen (etwa 7 bis 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 80 Zoll. Lachterſchnur oder Lachterkette iſt eine Kette aus meſſingenem, ungeglühtem Drahte (der ſich nicht zieht) geflochten, 5 bis 6 Lachter lang, welche den Steigern und Geſchwornen beim Bergbau zum Maße dient.

Lackington, Buchhändler zu London, war in ſeiner Jugend Schuhmachergeſell und verwandte ſeinen geringen Erwerb faſt ausſchließlich auf den Ankauf von Büchern. Dieſe Eigenheit ward am Ende bei ihm zur Leidenſchaft, welche weder durch ſeine Dürftigkeit, noch durch ſeine Verheirathung geſchwächt werden konnte. Endlich verließ er ſein Handwerk und eröffnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alte Bücher verkaufte. Da er ſich ſtets mit einem kleinen Gewinne behalf, und ſich den Ruf eines rechtſchaffenen und einſichtsvollen Mannes zu erwerben wußte: ſo ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und 1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu laſſen. So wuchs ſein Vermögen von Jahr zu Jahr; gegenwärtig iſt er einer der reichſten Buchhändler in Europa. Unter der Kupfermünze, welche dann und wann, bei einem Mangel derſelben, mit Erlaubniß der engliſchen Regierung, von Privatperſonen geſchlagen wird, zeichnet ſich die ſeinige dadurch aus, daß ſie, außer ſeinem Bildniſſe auf der einen Seite, auf der andern eine Fama darſtellt, mit der Unterſchrift: The cheapest Bookseller in the World (der wohlfeilſte Buchhändler in der Welt). Er gehört zu der Secte der Methodiſten und ihrer Unterſtützung verdankt er einen Theil ſeiner großen Erfolge.

Lackiren beſteht in der Kunſt, einen feſten Firniß auf allerlei Geräthe aufzutragen, der einer guten Politur fähig iſt und von verſchiedenen zum Theil glänzenden Farben gemacht werden kann. Wenn die öſtlichen Völker Aſiens, die Chineſen, Tunkineſen und Japaner auch nicht die Erfinder dieſer Kunſt ſind, ſo haben ſie es doch darin zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und im Engliſchen nennt man ſogar die ganze Kunſt das Japanen. Der Name Lackiren aber kommt von dem Worte Lack, welches urſprünglich perſiſch iſt, und eine jede beſonders glänzende und rothe Farbeſubſtanz bedeutet. Genau genommen aber bezeichnet man jetzt mit dieſem Worte eine zum Theil harzige zum Theil wachsartige Maſſe, die zwar ihre Farbe dem Waſſer mittheilt, aber vollſtändig nur in Weingeiſt aufgelöſt wird. Sie entſteht durch den Stich einer eigenen Art von Schildläuſen auf den Blättern verſchiedener indiſcher Bäume, beſonders der Ficus religiosa und indica, auch des Zizyphus Jujuba. Anfangs ein Milchſaft, wird dieſe Subſtanz durch Vermiſchung mit den Inſecten hochroth. Mit dieſer bereitet man in Europa gewöhnlich die Firniſſe, womit lackirt werden ſoll. Die Chineſen hingegen bedienen ſich zu ihrem Firniß des harzigen Saftes der Augia chinensis Lour., welcher natürlich glänzend ſchwarz iſt, aber

mit dem Oehl aus den Früchten der Vernicia montana Lour. vermiſcht wird. Noch weit mehr geſchätzt iſt der japaniſche Lack, nach Thunbergs ſichern Nachrichten aus Rhus Vernix durch Einſchnitte in die Rinde gewonnen, und zum Gebrauche mit dem Oele der Bignonia tomentosa vermiſcht. Zu dem gewöhnlichen Lack nimmt man den ſogenannten Körnerlack. Dieſer wird in Weingeiſt aufgelöſt und an einen warmen Ort geſtellt. Iſt er ganz aufgelöſt und völlig klar, ſo kann man ihn auf Holz oder andere Gegenſtände leicht auftragen. Man nimmt auch ſtatt des Weinſteines, wenn nämlich andere harzige Subſtanzen zum Firniß verwendet werden ſollen, weſentliches Terpentinöl, oder man bereitet den fetten Firniß aus Kopal, mit Weingeiſt aufgelöſt, und Terpentin hinzugethan. Auch ganz altes und völlig hellgewordenes Leinöl läßt ſich mit Bernſtein und Bleiweiß zu einem fetten Firniß verarbeiten. Je mehr Bleiweiß genommen wird, deſto ſchöner weiß wird die Farbe des Lackes. Zu einem Goldfirniß benutzt man entweder Goldpulver oder das Conſtantiſche Pulver, deſſen Bereitung unter dem Artikel *Vergolden*, angegeben wird. So bringt man auch eine ſchöne Goldfarbe hervor, wenn man Körnerlack, Bernſtein, Drachenblut, Gummi Guttä und Safran in Weingeiſt ſich auflöſen läßt. Zu einem blauen Firniß nimmt man Berliner Blau oder Smalte, die mit Lack vermiſcht und dann in Terpentinöl aufgelöſt werden. Recht ſchöner rother Lack wird hervorgebracht, wenn man Kochenille oder Karmin mit Lack vermiſcht. Einen grünen Lack macht man aus einer Miſchung von Mineral-Turbith und Berliner Blau; oder noch ſchöner aus Grünſpahn-Kryſtallen, die auf Goldſchaum gelegt werden. Zu einem ſchwarzen Lack nimmt man gebranntes Elfenbein oder Lampenſchwärze, die mit Körner- oder Schellack vermiſcht werden. Ganz durchſichtigen Firniß macht man aus Bernſtein, ſehr wenig Kolofonium und altem Leinöl, die zuſammen gekocht werden. Es muß beim Auftragen dieſer Firniſſe vor allem dahin geſehen werden, daß durch gehörige Hitze, die wenigſtens 150 Fahrenheit ſein muß, daſſelbe erleichtert werde. Man reinigt und glättet das zu lackirende Geräth, und bedient ſich dazu eines weichen Pinſels, oder einer Art von Bürſte aus Schweinsborſten.

Laclos (Chauderlos de) 1741 geboren, Artillerieofficier und Privatſecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einer ſchon an ſich unſittlichen Zeit als ein Wunder von Unſittlichkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er ſich durch ſeinen Roman, Les Liaisons dangereuses, welcher zuerſt 1782 zu Paris in vier Duodezbänden erſchien, bekannt gemacht. Dies Gemählde der neuern Galanterie, welches jungen Leuten und ſittlichen Gemüthern auf immer verborgen bleiben ſollte, macht unſerem Jahrhunderte keine Ehre; doch geſtehen wir, daß es mit Lebhaftigkeit und Wahrheit geſchrieben iſt. Er war einer der thätigſten Mitglieder der Orleaniſchen Partei, und bei den Ausſagen, welche im Chatelet über die Ereigniſſe des 5. und 6. Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meiſten beſchuldigte. Als die Folgen dieſer Tage den Herzog von Orleans zwangen, ſich nach London zu begeben, begleitete ihn Laclos dahin. Im J. 1791 glänzte er im Jacobinerclub, wo er alles anwandte, um gegen Ludwig XVI., nachdem dieſer zu Varennes arretirt worden war, zu wirken, ſo wie er auch der Urheber des Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette ſeine Truppen marſchiren ließ. Nachdem er im folgenden Jahre zum Obriſten der Artillerie ernannt und Lucknern zum Rathe an die Seite geſetzt worden war, ſah er ſich in den Fall des Herzogs von Orleans, der 1793 arretirt wurde, verwickelt und ins Gefängniß

geworfen. Indeſſen gelang es ihm, ſein Leben zu friſten, und er entwarf, wie man verſichert, in ſeinem Gefängniſſe die meiſten Reden welche Robespierre in dieſer Zeit öffentlich hielt. Nach dem Sturze dieſes Tyrannen erhielt er ſeine Freiheit wieder. In der Folge ward er unter der Conſularregierung zum Generalinſpector der Artillerie bei der Armee zu Neapel ernannt. Er ſtarb am 5. September 1803 zu Tarent.

Lacretelle (der Aeltere), P. L., ein franz. Schriftſteller der jetzigen Zeit, deſſen Werke im Fache der Geſchichte große Achtung verdienen und auch in Deutſchland ſehr verbreitet und größtentheils überſetzt ſind. Auch erging in die Revolutions-Ideen beim Ausbruch derſelben mit Feuer ein, figurirte viel in der erſten Wahlverſammlung, und kam 1791 in die ſogenannte legislative Verſammlung, welche der conſtituirenden folgte. Er gehörte hier zu der conſtitutionellen Partei, welche der der Girondiſten gegenüber ſtand. Als Schriftſteller finden wir ihn zuerſt mit Mallet du Pan und mit Laharpe als Mitredacteur am Mercure de France. Im J. 1817 vereinigte er ſich mit B. Conſtant, Jouy, Etienne und anderen aufs Neue zur Herausgabe des Mercure, und als dieſer verboten wurde, zur Herausgabe der Minerve française, welche das wichtigſte Journal der liberalen Partei bis 1820 blieb; wo an deſſen Stelle mehrere Flugſchriften aus der Librairie de Lacretelle traten. — Sein jüngerer Bruder Charles war mit Ducos der erſte Redacteur des Journal des Debats, ſetzte ſpäter die von Rabaud angefangene Geſchichte der franz. Revolution fort, und machte ſich insbeſondere noch durch ſeine muſterhafte Histoire de France pendant le XVIIIme Siecle und durch ſeine Hist. de France pendant les guerres de révolution berühmt. Erſtere wurde von Zander und die zweite von Kieſewetter ins Deutſche überſetzt. Er iſt an Esmenards Stelle in die franz. Akademie getreten.

Lacrymä Chriſti (Chriſti Thränen), auch Thränenwein genannt, der vorzüglichſte unter den italieniſchen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächſt am Fuße des Veſus bei Neapel. Der Name dieſes Weins kommt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Geſtalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehreren griechiſchen Inſeln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactantius (Lucius Coelius Firmianus), einer der berühmteſten Lehrer der lateiniſchen Kirche. Sein Vaterland iſt ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nikomedien als Lehrer der Beredſamkeit (Rhetor), bis er Conſtantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an ſeinen Hof rief, und ihm die Unterweiſung ſeines älteſten Sohnes Crispus auftrug. Er ſtarb um das Jahr 325. Seine Schriften zeichnen ſich beſonders durch eine lichtvolle und angenehme Darſtellung aus, und er iſt wegen ſeiner reinen und beredten Schreibart häufig der chriſtliche Cicero genannt worden. Beſonders berühmt ſind ſeine VII Bücher Institutionum divinarum. N.

Lady iſt in England der geſetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derſelben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu; indeſſen nennt man auch ſie aus Höflichkeit Lady. Der Plural Ladies (meine Damen) wird im Allgemeinen, den Rang unbeachtet, gebraucht; eben ſo wie man Gentlemen (meine Herren) ſagt.

Ladronen oder Diebsinſeln, eine Gruppe von 15 ſpaniſchen Inſeln im großen Weltmeer, öſtlich von den Philippinen. Ihr Entdecker Magellan gab ihnen den Namen der St. Lazarusinſeln. Nach

der Königin Maria Anna von Oeſterreich, die während der Minderjährigkeit ihres Sohns, Carls II. zuerſt Miſſionarien dahin ſandte, wurden ſie die Marianiſchen Inſeln benannt. Sie ſind 58 Q. M. groß, fruchtbar, reich an Lebensmitteln, aber wenig bevölkert. Der ſpaniſche Gouverneur wohnt auf der Inſel Guam oder Agana.

Laërtes, der Sohn des Akriſius und der Chalkomethuſa, wohnte der kaledoniſchen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Eurycle a, mit welcher er, außer mehreren Töchtern, einen einzigen Sohn, den Ulyſſes, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr ſeines Sohnes aus Troja, über deſſen Abweſenheit er in die tiefſte Trauer verſunken war, deſſen Rückkunft aber ihn ſo verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrühreriſchen Ithacenſer Theil nehmen konnte.

Lafare, ein geſchätzter franzöſiſcher Dichter, 1644 geboren, ward Gardecapitän bei dem älteſten Bruder des Königs und dann bei deſſen Sohne, dem nachmaligen Regenten des Königreichs. Letzterer liebte ihn beſonders ſeiner heitern Laune und der Annehmlichkeit ſeines Charakters wegen. Lafare's poetiſches Talent entwickelte ſich, nach Voltaire, als er auf die Frau von Caylus ſeine erſten Verſe machte. Seine Poeſien haben eine angenehme Ungezwungenheit und liebenswürdige Nachläſſigkeit: doch iſt der Styl derſelben oft incorrect und ohne Beſtimmtheit. Die Früchte ſeiner Muſe ſind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poeſien ſeines Freundes Chaulieu angehängt. Dieſem hatte Lafare unſtreitig ſeinen Geſchmack für jene leichte Dichtungsart zu verdanken. Beide Männer waren ganz für einander gemacht: ſie theilten dieſelben Neigungen, denſelben Hang zum Vergnügen, dieſelbe Denkungsart und daſſelbe Talent mit einander, und es herrſchte in ihren Tugenden ſowohl, als in ihren Fehlern, eine vollkommene Uebereinſtimmung. Er ſtarb 1712. Außer den Poeſien, wozu auch die zum Theil vom Herzog von Orleans in Muſik geſetzte Oper Panthée gehört, hat man noch von ihm Memoiren und Betrachtungen über die vornehmſten Ereigniſſe, welche ſich unter der Regierung Ludwigs XIV. zugetragen haben. Letztere ſind mit großer, oft ſelbſt zu weit getriebener Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geſchrieben.

La Fayette, ſ. Fayette.

Laffette, ſ. Canonen.

Lafon, ein vortrefflicher tragiſcher Schauſpieler beim Theatre-Français in Paris, Talma's Double, und der nach ihm den erſten Rang behauptet. Er iſt von der Natur mit einer ſchönen, kräftigen Körperbildung, einem wohltönenden Organ und geſunder Urtheilskraft begabt, und zeigt, ohne Talma's glänzende Anlagen zu haben, in ſeinem Spiel eine immer gleiche genaue Richtigkeit. Da das Verdienſt ſeiner Darſtellung auf treuer Regelmäßigkeit beruht, ſo genießt er des fortwährenden Beifalls des Publicums. Vgl. Pariſer Theater.

Lafond, ein berühmter Violinſpieler, Schüler Viotti's, vorher erſter Violiniſt des franz. Kaiſers, gegenwärtig erſter Violinſpieler des Kaiſers von Rußland, lebt jetzt in England.

Lafontaine (Auguſt Heinr. Julius), Deutſchlands fruchtbarſter und anmuthigſter Romandichter, iſt den 6. Febr. 1756 in Braunſchweig geboren. Sein Vater war ein Mahler und braver Künſtler. Auguſt war in Braunſchweig und Schöningen auf Schulen und ſtudirte in Helmſtädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrer und wurde 1786 in Halle beim General von Thadden Erzieher

ſeiner Kinder. Im J. 1789 wurde er Feldprediger. 1792 ging er als ſolcher mit der preußiſchen Armee nach der Champagne. Nach dem baſeler Frieden kehrte er nach Halle zurück und privatiſirte dort ſeit dieſer Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen ſchenkte ihm eine Anwartſchaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg, von welcher er aber bis jetzt keine Früchte bezogen hat. Das Urtheil über dieſen fruchtbaren und beliebten Romanſchriftſteller iſt jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung ſeiner Liebesgeſchichten iſt es dieſem Schriftſteller weder um Aufſtellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunſtwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und dieſen Zweck erreicht er faſt immer. Seine Phantaſie iſt nicht glühend, aber lebhaft; ſeine Darſtellungsart beweiſet viel Geſchick und Gewandtheit: Plan und Ausführung ſind ſehr flüchtig, aber meiſtens gut, der Styl iſt dieſem Allem angemeſſen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfaſſers ſchließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menſchen von Seiten ſeiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu ſchildern; auch iſt er hierin weit glücklicher, als im Darſtellen der edlen Menſchennatur, darum gelingen ihm große Charaktere ſo wenig. Seine Menſchen ſind ein Mittelſchlag, und die Liebe quält ſie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenſchaft folgt auf die andere; die unglückliche, ſich ſelbſt verzehrende, unaufhörlich zwiſchen Entzücken und Verzweiflung ſchwebende Liebe wird mit überſättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geſchildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, zagende Herzen und tiefe Seufzer ſind daher Hauptingredienzen ſeiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meiſtens am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in ſeinen bürgerlichen und Familiengemählden eine große Familienähnlichkeit herrſcht, welche in den neueſten ſeiner Schriften faſt zur Einförmigkeit geworden iſt, iſt anerkannt, ſo daß wer einige ſeiner Romane, beſonders die ältern, (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie von Halden u. a.) welche an Friſche der Empfindung und reiner Naivetät alle ſpätern weit übertreffen, geleſen hat, und nicht blos Leſer iſt, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publicum ſchon nicht mehr ſo groß als ehemals iſt; wozu wohl auch der Umſtand beiträgt, daß viele ſeiner aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommenen Charaktere nun zu altern anfangen, weil ſie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Ueberſpanntheit der Empfindung zur Ehre unſerer Zeit und unſerer Nation dem kräftigen Thatentriebe weicht. Uebrigens ſcheint Lafontaine's Individualität mit ſeinen Schriften in einem ſeltſamen Contraſte zu ſtehen; denn man findet an dem launigen und jovial-unterhaltenden Geſellſchafter ſchwerlich eine Spur von der in ſeinen Romanen herrſchenden Empfindſamkeit. Auch iſt ſeine Biederkeit geachtet und von Allen, die ihn kennen, anerkannt.

Lafontaine (Jean), ſ. Fontaine.

Lagerbuch, gleichbedeutend mit Cataſter, S. d. Art.

Lagerkunſt, ſ. Caſtrametation.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küſte am adriatiſchen Meere aus, den daſſelbe durch Einreißung eines von der Natur ge-

machten Dammes durchbrochen und überſchwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inſeln und Seen entſtanden ſind. Venedig ſelbſt iſt auf ſechzig ſolcher Inſeln erbaut worden. Die Seen ſelbſt, welche vorzugsweiſe Lagunen heißen, ſchwellen bei einem hohen Strande des Meeres außerordentlich an, werden aber auch zuweilen ſo ſeicht, daß ſie durch ihre unangenehme Ausdünſtung der Geſundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Laien werden in der catholiſchen Kirche die Weltlichen, im Gegenſatze gegen die Kleriker (ſ. d. Art. Klerus) oder Geiſtlichen genannt: daher Laienbrüder und Laienſchweſtern, die zur Bedienung der Ordensperſonen in Klöſtern beſtimmten Perſonen, welche Handwerkerarbeiten verrichteten; Laienprieſter, ein Prieſter, welcher kein Kloſtergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geiſtl. Pfründe, welche ein Weltlicher beſitzt. Unter den Proteſtanten, bei welchen die Geiſtlichen nicht durch eine ſo ſcharfgezogene Grenze, wie bei den Catholiken, von den Weltlichen geſchieden ſind, braucht man dieſes Wort nicht leicht in ſeiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geiſtlichen die einzigen Gelehrten waren, ſo bedeutet Laie oft ſo viel als ein Ungelehrter. Daher kommt es, daß man ſich dieſes Worts noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeichnen; denn Laie in einer Wiſſenſchaft oder Kunſt ſein, heißt ſo viel, als einer Wiſſenſchaft oder Kunſt unkundig ſein, oder ſie wenigſtens nicht gründlich ſtudirt haben.

Lainé (J. H. J.) franzöſiſcher Staatsminiſter, als Deputirter der Wortführer der rechten Seite des Centrums, iſt 1767 in Bordeaux geboren, wo er einer der berühmteſten Advocaten war, als er 1808 zum Deputirten für die geſetzgebende Verſammlung erwählt wurde. So wie dieſes Corps unter Bonaparte organiſirt war, konnte ein Mitglied deſſelben ſeine Talente nicht entwickeln, indem keine Discuſſionen Statt fanden, ſondern nur mit weißen und ſchwarzen Kugeln über die von der Regierung vorgeſchlagenen Geſetze ballotirt wurde, und Lainé blieb alſo auch bis zu dem Zeitpuncte unbemerkt, wo ſich die große Kriſe Frankreichs der Entwickelung nahete. Er wurde am 23. Dec. 1813 zum Mitgliede einer außerordentlichen Commiſſion von fünf Mitgliedern ernannt, welche über den Zuſtand Frankreichs dem geſetzgebenden Corps einen Bericht erſtatten ſollte. Lainé und Raynouard wurden damit beauftragt, und erſterer hatte die Kühnheit, — denn unter Bonaparte war es Kühnheit, auch nur verſteckt die Wahrheit zu ſagen — dem geſetzgebenden Körper die Urſachen anzudeuten, welche ſich dem Frieden mit dem gegen Frankreich coaliſirten Europa entgegenſetzten, und daß dieſe Urſachen in dem Chef der franzöſiſchen Regierung zu ſuchen ſeien. Bonaparte ließ darauf das ganze Corps legislatif zu ſich kommen, überſchüttete Lainé mit Schmähungen und hob die ganze Verſammlung ohne Weiteres auf. Nach Bonaparte's Sturz und Abdankung trat er in den geſetzgebenden Körper zurück, wurde von der neuen Regierung auf das ehrenvollſte ausgezeichnet und zum Präſidenten der Deputirtenkammer ernannt. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba folgte er der Herzogin von Angouleme nach England, kam nach der Schlacht von Waterloo zurück, wurde aufs Neue zum Präſidenten erwählt, erhielt aber bald nachher an Vaublanc's Stelle das Miniſterum des Innern. Er gehörte anfangs zu der conſtitutionellen und gemäßigten Partei, widerſetzte ſich den Ultra-Royaliſten mit Nachdruck, und unterzeichnete die königl. Ordonnanz vom 5. Sept. 1816, durch welche die ultra-royaliſtiſche Kammer von 1815 aufgelöſet und neue

Deputirte zuſammenberufen wurden. Als er aber im Nov. 1818 ſich an die Ultras angeſchloſſen hatte, ſo entſtand eine Spaltung im Miniſterium, weshalb er und Richelieu im Dec. 1818 ihre Entlaſſung nahmen. Seitdem hat er im J. 1820 in der Kammer die Ausnahme geſetze und das neue Wahlgeſetz mit ſeiner Beredſamkeit unterſtützt. S. die Zeitgenoſſen, Heft XIX.

Laireſſe (Gérard de), Mahler und Kupferſtecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und ſtarb 1711 zu Amſterdam. Muſik und Dichtkunſt machten abwechſelnd ſeine Erholung, die Mahlerei hingegen ſeine eigentliche Beſchäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und ſchon im funfzehnten Jahre war er im Stande, ſich vom Porträtmahlen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber eben ſo leicht wieder durch. Als er im Jahre 1690 blind geworden war, dictirte er einem Andern ſein Werk über die Mahler in die Feder, welches von Janſen (Paris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Franzöſiſche überſetzt worden iſt. Den poetiſchen Theil der Mahlerei verſtand Laireſſe vollkommen, ſeine Gedanken ſind reizend und erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete ſich beſonders in großen, zuſammengeſetzten Gemählden aus. Aus den Werken ſeiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geſchöpft, durch welche ſich die niederländiſche Schule ausgezeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenſtände, und durch die Würde im Ausdrucke. Glücklich in ſeinen Erfindungen, wußte er ſie ſtets mit ſorgfältigem, markigen und leichtem Pinſel auszuführen. Alle Theile ſeiner Kunſt waren ihm gleich ſehr geläufig, daher wurde er mit Recht der Pouſſin ſeiner Nation genannt. Man machte ihm jedoch den Vorwurf, ſeine Figuren zu kurz und zu wenig graziös gebildet zu haben. Er hatte Pouſſin zu ſeinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn der Wahl und Anordnung der Gegenſtände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken, und eben ſo wenig in der Kenntniß der Antike. Er arbeitete zu ſchnell, davon zeugt ſein Apollo und die neun Muſen, welche er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geſchichte bewandert, und beobachtete das Coſtum und die Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit iſt angenehm und ſeine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu ſein, empfiehlt ſich durch eine gewiſſe Nettigkeit. Er hatte viele geätzte Kupferſtiche hinterlaſſen, von welchen viele nachgeſtochen worden ſind. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemählde iſt Antiochus und Stratonice, welches 1781 der berüchtigte Tronchin zu Delices nahe bei Genf beſaß. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Mahler waren. Unter den letztern waren Ernſt und Johann Laireſſe gute Thiermahler. Jacob L. war ein guter Blumenmahler, der auch ein Werk über die practiſche Mahlerei in flamändiſcher Sprache geſchrieben hat.

Laharpe, ſ. Harpe.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, wurde zu Hyccarra in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als der athenienſiſche Feldherr Nicias ihr Vaterland verwüſtete. Corinth war der erſte Schauplatz, auf welchem ſie ihr Talent zur Buhlerin entwickelte;

hier huldigten Fürſten, Redner und Philoſophen ihren Reizen. Ganz Griechenland, ſagt Propertius, lag vor den Thüren der corinthiſchen Lais. Demoſthenes machte ihrentwegen eine Reiſe nach Corinth, kehrte jedoch, als Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunſtbezeigungen von ihm gefodert hatte, ohne ihre Reize genoſſen zu haben nach Hauſe zurück, indem er ſagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen.“ Da ſie ſich überhaupt nur zu einem ſehr hohen Preiſe den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab, ſo konnten auch nur wenige auf dieſelben Anſpruch machen. Dies gab Anlaß zu dem Sprichworte; Non licet omnibus adire Corinthum (nicht Jedermann kann nach Corinth gehen). Von Corinth begab ſie ſich nach Theſſalien zu einem jungen Manne, in den ſie ſich verliebt hatte. Hier ſoll ſie im J. 340 vor der chriſtlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eiferſucht über ihre Schönheit, in dem Tempel der Venus ermordet worden ſein. Man errichtete ihr öffentliche Denkmähler, und ſetzte folgende Inſchrift auf ihr Grab, welches ſich an den Ufern des Peneus befand: „Griechenland, glorreich und unüberwindlich, ward ein Sclav der himmliſchen Schönheit der Lais, welche von der Liebe erzeugt und von Corinth genährt wurde. Sie ruht in den reizenden Gefilden Theſſaliens.“ Gleichfalls wurde ihr zu Corinth in der Vorſtadt, welche Kramion hieß, ein Cenotaphium errichtet, von welchem uns Pauſanias in ſeiner Beſchreibung von Corinth meldet, daß man auf demſelben eine Löwin, welche einen Widder in ihren Klauen hielt, abgebildet geſehen habe. — Eine andere **Lais**, nach Pauſanias eine Tochter des Damaſander, war eine eben ſo berüchtigte Buhlerin, welche oft mit jener verwechſelt wird.

Lakonien, Lakonica, Lakonismus, ſ. **Sparta**.

Lalage, eine römiſche Schöne, welche Horaz in der 22. Ode des erſten Buchs beſingt. Es wird daher in den älteren erotiſchen und lyriſchen Gedichten der deutſchen Poeten der **Lalage** oft als eines perſonificirten Charakters gedacht.

Lalande (Joſeph-Jerôme Le Français de), ein berühmter franzöſiſcher Aſtronom und Mathematiker, Mitglied der Ehrenlegion, und aller gelehrten Akademien, ward am 11. July 1732 zu Bourg en Breſſe von rechtlichen Aeltern geboren. Von ſeinem Vater für die Rechtsgelehrſamkeit beſtimmt, kam Lalande nach Paris, um ſich dieſer Wiſſenſchaft zu widmen. Während er jedoch dieſelbe mit Eifer ſtudirte, bekam er beim Anblicke des Obſervatoriums eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Aſtronomie, welche bald zur Leidenſchaft für ſein ganzes Leben wurde. Er ſtudirte nun dieſe Wiſſenſchaften unter dem berühmten Aſtronomen Le Monnier und nützte, bei dem ihm angebornen Talente, den Unterricht deſſelben mit ſolchem Erfolge, daß er die glänzendſten Fortſchritte machte und zum Abgeſandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daſelbſt die Parallaxe des Mondes zu beſtimmen, während La Caille zu gleichem Zwecke nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reiſete. Friedrich der Große konnte beim Anblicke eines ſo jungen Aſtronomen, der kaum neunzehn Jahr alt war, ſeine Verwunderung nicht verbergen. Als ſich jedoch Lalande der Wahl der pariſer Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe geſtattet, ſondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf. Zu Paris öffnete ihm die Art und Weiſe, wie er ſeine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, den Eintritt in die Akademie der Wiſſenſchaften (1753). Vor dieſem Augenblicke an bis zur Aufhebung

derſelben erſchien kein Band ihrer Schriften, in welchem nicht irgend ein wichtiger Beitrag von ihm enthalten wäre: doch beſchränkte ſich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten derſelben nahm, nicht blos auf aſtronomiſche Gegenſtände. Ihm haben die Franzoſen eine Ausgabe der Halleyſchen Tabellen, ſo wie die Geſchichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Beſtimmung dieſes merkwürdigen Cometen lieferte er Clairault die tiefſten und ſcharfſinnigſten Berechnungen. Als Redacteur der Connaissance des temps 1760 und ff. Jahre änderte er den Plan und die Einrichtung dieſes nützlichen Werks durchaus um, und ging dadurch ſeinen Nachfolgern mit einem guten Beiſpiele voran. 1761 lieferte er eine Charte, welche die Phaſen des berühmten Durchgangs der Venus durch die Sonnenſcheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. 1764 gab er ſeine Astronomie heraus, ein berühmtes und claſſiſches Werk, das hernach in drei Quartbänden gedruckt worden iſt, drei Auflagen erlebt hat und wovon auch ein den Liebhabern dieſer Wiſſenſchaft nicht genug zu empfehlender von ihm ſelbſt verfaßter Auszug, Abrégé d'astronomie, Paris 1795 erſchienen iſt. In den Jahren 1765 und 1766 machte er eine ſchnelle Reiſe durch Italien. Seine Beſchreibung derſelben (in 8 Duodezbänden) enthält die ſchätzbarſten Nachrichten. Er war der Verfaſſer aller aſtronomiſchen Artikel für die Encyclopädie, welche zu Yverdün erſchien; arbeitete dieſe jedoch für die Encyclopédie méthodique ganz um. Schon ſeit 1761 war er ſeinem erſten Lehrer, Le Monnier, in der aſtronomiſchen Profeſſur am Collegium von Frankreich gefolgt, wo er ſeinen öffentlichen Vorleſungen einen ſeltnen Reiz zu geben wußte. Sein Hörſaal ward eine Art Pflanzſchule, aus welcher eine Menge ſeiner Schüler zu Vorſtehern einheimiſcher und ausländiſcher Obſervatorien angeſtellt wurden. Sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. enthält eine allgemeine Geſchichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der Erde unternommen, vollendet oder auch blos entworfen worden ſind. Ein ſolches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und iſt ſpäterhin den Ingenieurs von großem Nutzen geweſen. Seine Bibliographie astronomique, 1 Vol. in 4to, iſt ein ausführliches Verzeichniß aller über die Aſtronomie erſchienenen Werke. Da er Mitglied aller großen Akademien war, ſo machte er gleichſam das gemeinſchaftliche Band aus, durch welches ſie zuſammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn beſeelte, mit der bewundernswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen gewiſſen Fanatismus ausartete. Jede ſchonende Rückſicht ſchien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu ſein. Daher begreift man, wie er, während ſeiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, beſonders, da er glaubte, ſich wohl dann und wann des Uebergewichts, welches ihm ſeine Verdienſte gaben, bedienen zu können. Durch ſeine Arbeiten, ſeine Schriften, ſein Beiſpiel, ſeine Schüler, ſeinen Einfluß und ſeinen Briefwechſel ſchon bei ſeinem Leben der Aſtronomie nützlich, iſt er es noch nach ſeinem Tode durch eine Medaille, die, einem Vermächtniſſe von ihm zufolge, jährlich dem Verfaſſer der beſten aſtronomiſchen Abhandlung, oder der merkwürdigſten Beobachtung zuerkannt wird. Ein ſo raſtloſes und ruhmvolles Streben ſchien dazu geeignet zu ſein, ihm ein unveränderliches Glück zu-

zuſichern: und in der That war er lange Zeit im Beſitze des glänzendſten Rufs. Mit mehr Nachſichtigkeit würde er dieſen Ruf bis ans Ende ſeines Lebens erhalten haben. Aber ſeine unkluge Freimüthigkeit, die Unerſchrockenheit, mit welcher er ſelbſt in den ſtürmiſchſten Zeiten ſeine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, welche er gegen Syſteme, deren Unſtatthaftigkeit keiner Rüge werth war, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, ſelbſt da, wo es ihm geſtattet war, ſeine Meinung zu verſchweigen, ohne Unterlaß ſeine Geſinnungen zu offenbaren, alles dieſes reizte eine Menge von Unzufriedenen gegen ihn auf, die ihn verfolgten, und denen es ſogar gelang, ihm ſeine wirklichen Verdienſte ſtreitig zu machen. Dazu kam, daß ſein Charakter ein ſonderbares Gemiſch von großen, empfehlungswürdigen Eigenſchaften, und von auffallenden Sonderbarkeiten war, welche aus Eitelkeit und einer gewiſſen Sucht, Aufſehen zu erregen, hervorgegangen ſein mögen. Unter letztern zeichnete ſich ſein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Ungeachtet dieſer Sonderbarkeiten war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll und überhaupt wohl auch religiöſer, als er ſelbſt glaubte oder ſein wollte. Er ſtarb den 4. April 1807.

Lajos, König von Theben, Sohn des Labdakos, Vater des Oedipus (ſ. d. Art.)

Lally Tolendal. I. der Vater. Thomas Arthur, franz. Generallieutenannt u. ſ. w., von irländiſcher Abkunft. Aus Anhänglichkeit an die Stuarte hatten ſeine Vorfahren Großbritannien verlaſſen und waren mit Jacob II. nach Frankreich gekommen. Arthur zeichnete ſich 1740 in der Schlacht von Fontenoi rühmlich aus. Während der Dauer des ſiebenjährigen Krieges wurde er (1756) nach Oſtindien geſchickt, um dort gegen die Engländer große Maßregeln zu treffen und die franz. Beſitzungen ſicher zu ſtellen. Er war hier aber nicht glücklich, er wurde in Pondichery eingeſchloſſen, dieſer wichtige Platz von den Engländern erobert und er zum Gefangenen gemacht (22. Jan. 1761). Nach hergeſtelltem Frieden machte man ihm über ſeine Kriegsführung in Oſtindien den Prozeß, er wurde des Todes ſchuldig erkannt und am 9 May 1767 hingerichtet. Man nannte ſeinen Tod einen Juſtizmord und ſeine hinterlaſſenen Freunde, ſo wie ſein Sohn, namentlich auch Voltaire, brachten es 1778 dahin, daß ſein Prozeß revidirt und caſſirt wurde. II. der Sohn, Teophile Gérard, geb. 1751, widmete ſich ebenfalls dem Kriegsdienſte. Er machte ſich früh durch die Schutzſchriften zur Ehrenrettung ſeines Vaters bekannt und umfaßte die Sache der Revolution mit Feuer, aber auch mit großem Verſtande, indem ihm die Abwege nicht entgingen, auf welche die Anarchiſten das Volk nur mit zu großem Erfolge zu leiten ſuchten. Er verließ ſogar bei den fortſchreitenden Volksausſchweifungen Frankreich und ging zu ſeinem Freunde Mounier nach der Schweiz. Er kehrte zurück, wurde arretirt und entging, wie durch ein Wunder, den Septembermordungen. Darauf floh er nach England und bot ſich von da vergebens beim Prozeſſe Ludwig XVI. zu deſſen Vertheidiger an. Nach dem 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber erſt unter Ludwig nach deſſen Reſtauration Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, und wurde von dieſem in die Kammer der Pairs gerufen.

Lama, Lamaiſche Religion. Lama, welches im Tangutaniſchen Mutter der Seelen, Seelſorger bedeutet, iſt bei den Mongolen die Benennung aller Geiſtlichen, bei den Calmucken nur der

vornehmern. Danach heißt die Religion der Mongolen und Kalmucken die Lamaiſche. In derſelben wird als höchſter Gott der Schigemuni und als deſſen Stellvertreter der Dalai-Lama, d. h. der große Lama verehrt. Er iſt das Oberhaupt der geiſtlichen und weltlichen Macht in Tibet, welches Kaiſerthum als ein Kirchenſtaat (Theokratie), ſo wie ſein Oberhaupt als ein Papſt betrachtet werden kann, nur mit dem Unterſchiede, daß er nicht blos einen ſichtbaren Stellvertreter der Gottheit auf Erden vorſtellt, ſondern als eine unter den Menſchen wohnende wirkliche Gottheit gedacht wird. Der Glaube an ſein ewiges Fortleben knüpft ſich an die dort herrſchende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubt, daß die Gottheit, ſo wie ſie den Körper des Dalai-Lama, den ſie bisher bewohnte, verläßt, ſogleich wieder auf eine übernatürliche Weiſe Beſitz von einem andern Körper nehme, ſo daß alſo nur das Aeußere, nicht das Weſen ſelbſt wechſelt. Und in der That kann man auf eine gewiſſe Weiſe dies annehmen, denn bei dem ſo durchaus regelmäßigen hierarchiſchen Syſteme iſt es faſt gleichgültig, wer an der Spitze ſteht. Sein gewöhnlicher Wohnſitz ſind zwei in der Nähe der Hauptſtadt Lhaſſa gelegene Klöſter, in denen er abwechſelnd ſich aufhält. Ueberall iſt er von einer Menge Geiſtlicher umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er ſich aufhält, übernachten. Unſtreitig geſchieht dies um der ihm beigelegten Reinheit willen; er iſt der Unbefleckte. Die Anbetung nicht nur der Eingebornen, ſondern auch einer erſtaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongoliſchen Völkerſchaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beſchwerliche Reiſen unternehmen, um ihm zu huldigen und ſeinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen prächtigen Kiſſen mit übereinander geſchlagenen Beinen ſitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tataren die größte Ehrerbietung. Aus den entfernteſten Gegenden begeben ſie ſich zu ihm, und die Fürſten unterwerfen ſich denſelben Ceremonien wie das Volk; er aber beweiſet ihnen nicht mehr Achtung als Andern. Er grüßt Niemand, entblößt ſein Haupt nicht, ſteht vor Niemand auf, und begnügt ſich ſeine Hand auf das Haupt ſeiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie ſind überzeugt, daß die höchſte Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und ſieht, im Innerſten der Herzen lieſet, und über Nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, ſo geſchieht es nur, um den Ungläubigen und Uebelgeſinnten keine Veranlaſſung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tataren viel Aberglauben treiben; falſch aber iſt es, daß von ſeinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchſen verwahrt und ſelbſt mit den Speiſen vermiſcht würden. Seine Macht war ſonſt, wo er Chans ein- und abſetzte, unbegrenzter als jetzt, wo er vom Kaiſer von China, obſchon ihm dieſer in religiöſer Hinſicht unterworfen iſt, mehr abhängt. In ſeiner Hauptſtadt reſidiren jetzt zwei chineſiſche Mandarinen mit einer Garniſon von 1000 Chineſen, und im Palaſt zu Peking unterhält der chineſiſche Kaiſer einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgeſandt wird. Iſt ein Dalai-Lama geſtorben, ſo kommt es darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen hat, aufs Neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man ſich ſtets auf einige Lama's verlaſſen, welche allein von den Zeichen unterrichtet ſind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wiſſen, welches Kind der Verſtorbene zu ſeinem Nachfolger er-

nannt hat. — Die Lamaiten überhaupt theilen ſich in **Gelb-** und **Rothmützen.** Jede Secte ſteht unter drei Lama's: jene unter den Dalai, Tiſchu oder Bogdo und Taranautlama, dieſe unter den drei Schammar. Der Dalai-Lama iſt unter allen der vornehmſte, nächſtdem der Tiſchulama, welcher zu Tiſchulumbu, zehn Tagereiſen ſeitwärts von Lhaſſa, wohnt. Die drei Schammar wohnen in verſchiedenen Klöſtern, der vornehmſte von ihnen zu Taſſiſudon, der Hauptſtadt von Butan. Ihnen untergeordnet ſind zahlreiche Geiſtliche von verſchiednem Range, die in großem Anſehn ſtehn, den Unterricht beſorgen und zum Theil nach gewiſſen Ordensregeln und in eheloſem Stande, wie die chriſtlichen Mönche, leben. Man zählt blos um Lhaſſa 3000 Klöſter. Die Lamaiſche Religion iſt von Tibet ausgegangen und kennt kein ewiges Urweſen. Ihre Götzen oder Burchanen, 108 an der Zahl, ſind erſchaffene Weſen, die ſchon vor der jetzigen Welt durch ihre in vierzigfältigen Wanderungen bewieſene Heiligkeit zum Range göttlicher Weſen emporſtiegen. Schigemuni, der Hauptgötze, erſchien 1000 J. vor Chr. zuletzt auf der Welt als Stifter des Lamaiſchen Glaubens und beherrſcht jetzt das in Elend verſunkene Weltalter. Die Erde iſt von Geiſtern aus der Oberwelt, die zu Menſchen ausgeartet ſind, bewohnt. Je nach dem ſie die Prüfung des Lebens gut oder ſchlecht beſtanden hat, tritt nach dem Tode des Körpers die menſchliche Seele in einen höhern oder niedrigern Zuſtand. Dieſer Glaube macht die Lamaiten wohlthätig, menſchenfreundlich und ſittſam. Ihr Götzendienſt beſteht in ſchreienden und lärmenden Geſängen und Gebeten, begleitet mit einer überlaut tönenden Muſik, in prächtigen und feierlichen Prozeſſionen, und in der Feier gewiſſer Feſte zu beſtimmten Zeiten, verbunden mit Wallfahrten und Kaſteiungen. dd.

Lamballe (Marie Thereſe Louiſe von Savoyen Carignan, Prinzeſſin von), Witwe von Ludwig Alexander Joſeph Stanislaus von Bourbon-Penthievre, Fürſten von Lamballe, war 1749 zu Turin geboren und zur Zeit der beginnenden Revolutionsunruhen in Frankreich Oberhofmeiſterin der Königin, mit der ſie in der vertrauteſten Freundſchaft lebte. Unterrichtet von der Flucht der königlichen Familie, begab ſie ſich über Dieppe nach England, kehrte aber von dort nach Paris zurück, ſobald ſie das Mißlingen jener Flucht erfahren hatte. Sie ward das Opfer dieſer Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Gebieter. Anfangs theilte ſie die Gefangenſchaft derſelben im Tempel, aber am 3. Sept. 1792 früh ward ſie von dort abgeholt, um nach La Force gebracht zu werden. Hier findet ſie eine Schaar blutiger Henkersknechte verſammelt, die ſie umringen und nach der Königin fragen. „Ich habe euch nichts zu antworten, erwiderte ſie muthig, ſterben früher oder ſpäter iſt gleichgültig; ich bin auf alles gefaßt." — Auf dieſes Wort ward ſie in den innern Hof geſchleppt und ſank von Säbelhieben getroffen todt zu Boden. Nicht zufrieden damit, fallen ihre Mörder über ſie her, ſchneiden ihr Kopf und Brüſte ab, öffnen den Körper, reißen das Herz heraus, tragen die Glieder als Siegeszeichen durch die Straßen, und zeigen ſie ſogar dem Könige und der Königin vor. Dieſes traurige Schickſal traf in jener Schreckenszeit eine Fürſtin, die durch nichts ſich verdächtig gemacht, nie eine Rolle geſpielt hatte, ſanft, einnehmend, von unbeſcholtenen Sitten und dem Volke nur durch ihm erwieſene Wohlthaten bekannt war.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der **größten Philoſophen** und **Mathematiker** des 18. **Jahrhunderts.** Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menſchen, welche ſich aus niederm

Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeſchwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhauſen im Sundgau, wo ſein Vater Lucas ein Schneider war. Bis in ſein zwölftes Jahr wurde er auf Koſten des Magiſtrats unterrichtet; da ihm aber zu ſeinem weitern Studiren die nöthige Unterſtützung fehlte, beſtimmte ihn ſein Vater zu ſeinem Handwerke. Um ſeine Wißbegierde fortdauernd zu befriedigen, ſtudirte er des Nachts, während er ſeine jungen Geſchwiſter mit dem Fuße wiegen mußte. Er verfertigte kleine Handzeichnungen und verkaufte ſie, um ſich das nöthige Licht kaufen zu können. Mathematiſche Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Dieſer Eifer für die Wiſſenſchaften bewog bald einige biedere Menſchen, ihn zu unterſtützen und unentgeltlich unterrichten zu laſſen. Kenntniß der Mathematik, der Philoſophie und morgenländiſchen Sprachen und eine zierliche Handſchrift erwarb er ſich in ſeiner Vaterſtadt. Letztere verſchaffte ihm eine Copiſtenſtelle. Im 15. Jahre ward er Buchhalter in dem Eiſenwerke eines Herrn de la Lampe. Hier lernte er Franzöſiſch. Siebzehn Jahre alt kam er als Secretär zu Iſelin nach Baſel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechaniſchen Geſchäfte dieſes Amtes befriedigten ſeinen denkenden Geiſt zu wenig. Daher empfahl ihn Iſelin dem Präſidenten von Salis als Hofmeiſter, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterſtützt, ſich in allen Wiſſenſchaften vervollkommnete. Hier entwickelte ſich beſonders ſein mathematiſches Genie. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 ſeine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correſpondent der Societät der Wiſſenſchaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marſeille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in ſeiner Vaterſtadt begab er ſich 1759 nach Augsburg, wo er ſein Werk über die *Photometrie* (Meſſung der Stärke des Lichts und der Farben), die er als Wiſſenſchaft begründete, drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Baiern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er ſich nicht in München aufhalten wollte. Er begab ſich nach Erlangen. In dieſer Zeit gab er ſeine *cosmologiſchen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues* heraus, welche die Tiefe ſeines Geiſtes beurkunden. 1763 machte er eine Reiſe nach Veltlin, und wurde Mitglied einer Geſellſchaft zur Berichtigung der Grenzen zwiſchen Mailand und der Republik. Im December deſſelben Jahres ging er nach Leipzig, und, nachdem er hier ſein *neues Organon* herausgegeben hatte, im Februar 1764 nach Berlin. Hier ernannte ihn Friedrich II. mit einem anſehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften. Lambert verwaltete dieſe Aemter bis an ſeinen Tod, den 25. Sept. 1777. Er war ein Mann von aufrichtigem, redlichem und geradem Weſen, in einem hohen Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend, und von einer unſtörbaren Ruhe des Gemüths und des Gewiſſens. Hatte er auch in einigen Wiſſenſchaften nur mittelmäßige Kenntniſſe, ſo war er in der Mathematik, in der Logik und Metaphyſik damals der größte Analytiker, und unterſtützte ſeine Talente durch den bewundernswürdigen Fleiß, mit welchem er täglich von früh 5 Uhr bis in die ſpäte Mitternacht für die Wiſſenſchaften thätig war. Er entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. ML.

Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) geboren den 16. Dec. 1721 zu Paris, wo ſein Vater, Kanzler von Frankreich war, widmete ſich, nach vollendeten Studien, der Rechtswiſſen-

ſchaft, ward Subſtitut des General-Procurators, dann Parlamentsrath, und endlich im J. 1750 erſter Präſident bei der Steuerkammer (à la cour des aides). In den 25 Jahren, während welcher er dieſe Stelle bekleidete, widerſetzte er ſich mit Muth ſowohl dem Uebermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieſes langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, ſind, als Meiſterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In dieſen Werken verbreitete er ſich auch über den Mißbrauch der ſogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberſte Steuerkammer aufgehoben wurde, zog ſich Lamoignon auf ſeine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker ſeiner Unterthanen wurde. Nachdem er im J. 1774, bei Wiederherſtellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze der Oberſteuer-Kammer getreten war, ward er bei der Thronbeſteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtſchaffenſten Männern ſeiner Nation umgeben ſein wollte, im J. 1775 zum Miniſter des Innern erwählt. Er verwaltete dieſe Stelle zum Wohle ſeines Vaterlandes etwa ein Jahr und nahm bei der Entlaſſung Türgots aus dem Miniſterium Gelegenheit, auch die ſeinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Holland durchreiſet war, und allenthalben über Künſte und Inſtitute die zweckmäßigſten Nachforſchungen angeſtellt hätte, kehrte er zu Anfang der Revolution, nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht geſtellt werden ſollte, erbot ſich Lamoignon freiwillig, Vertheidiger deſſelben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er ſich auch auf die rühmlichſte Weiſe entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward, nebſt ſeiner Tochter und Enkelin ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt, und am 22. April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Lamoignon war zugleich ein Mann von gelehrten Kenntniſſen. Er war im J. 1750 zum Mitgliede der franz. Akademie, und 1759 der Akademie der ſchönen Künſte und Inſchriften ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Preſſe alle Freiheit zu verſchaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut organiſirten Staate geſtatten dürfen. Die meiſten ſeiner Schriften ſind Werke dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Graf Boiſſy d'Anglas hat ſein Leben beſchrieben, Paris, 1818.

Lamettrie, ſ. Mettrie.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigt durch die weltkundige Halsbandgeſchichte, gab ſich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher ſie durch einen Baſtard Heinrichs II. abſtammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo ſie durch jenen Proceß die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zog, hatte ſie trotz ihrer vorgeblichen Abkunft in Elend und Verachtung gelebt, ob ſie gleich, in alle Künſte der Sittenloſigkeit und Intrigue eingeweiht, kein Mittel unverſucht gelaſſen, ſich Anſehn und Reichthum zu verſchaffen. Von dieſer Seite einem großen Theile des Adels zu Verſailles und Paris bekannt, ſetzte ſie Alle, die von ihren Glücksumſtänden unterrichtet waren, in Erſtaunen, als ſie plötzlich im Jahre 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuern Reichthum ſchließen ließ. Kaum hatte man Zeit gehabt, dieſe auf-

fallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuſchreiben, als ein leiſes Gerücht von einer Intrigue ruchbar wurde, die ganz Europa mit Erſtaunen erfüllte. Der Fürſt Louis von Rohan, (ſ. d. Art.) Cardinal, Biſchof von Straßburg, Groß-Almoſenier, und eine der vornehmſten Perſonen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofs gefallen, ohne innere Großherzigkeit zu beſitzen, dieſe Ungnade ertragen zu können. Die Gräfin de Lamothe, von dem Beſtreben des Cardinals, um jeden Preis die Gunſt des Hofs wieder zu erhalten, unterrichtet, hatte dem Cardinale vorgeſpiegelt, ſie wiſſe, daß die Königin, bei der ſie einen bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewiſſen koſtbaren Halsſchmuck, der ihr zum Kauf angeboten worden, zu beſitzen wünſche, ohne daß ſie für den Augenblick im Stande ſei, die Kaufſumme aus ihren eigenen Mitteln zu beſtreiten. Auch hatte ſie dem Cardinal zu verſtehen gegeben, es biete ſich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in ſeinem Namen kaufen und der Königin abſchlägliche Zahlung geſtatten wolle, die beſte Gelegenheit dar, die Gunſt derſelben wieder zu erlangen. Der Cardinal war in dieſe Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft, und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälſchlich unterſchriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung beſtimmte, zu ſeiner Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal deſto vollkommener zu täuſchen, ein mit ihr einverſtandnes Frauenzimmer unter der Maske der Königin im Auguſt 1784 dem Cardinale im Garten von Verſailles erſcheinen, und eine Roſe zu deſſen Füßen hinwerfen laſſen. Der Termin, an welchem der Cardinal ſelbſt das Halsband zu bezahlen verſprochen, war erſchienen, und er, der einer ſo großen Summe nicht mächtig geweſen, hatte den Juwelieren entdeckt, die **Königin** habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, keine Bezahlung erhalten konnten, wandten ſie ſich endlich unmittelbar an den König, und gaben ſomit Veranlaſſung zur Entdeckung des geſpielten Betrugs. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller ſeiner Würden entſetzt, die Gräfin de Lamothe als überwieſen, das Halsband unterſchlagen und verkauft zu haben, zu Brandmarkung, Staupbeſen und ewigem Gefängniſſe verurtheilt. Aus dieſem entkam ſie nach einigen Jahren, worauf ſie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daſelbſt das Halsband verkauft hatte, eine Schrift gegen den Hof von Verſailles, beſonders gegen die Königin, erſcheinen ließ. Neue und höchſt anziehende Aufklärungen über die Halsbandgeſchichte geben die nachgelaſſenen Werke des Exjeſuiten Abbé **Georgel**, welcher **Rohan's** Secretär war. Pq.

Lampen. Die Erfindung der Lampen wird den Aegyptern zugeſchrieben. Schon an dem Feſte, welches von uralten Zeiten her zu Sais in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Moſis Zeiten waren ſie ſchon bekannt. Die Aegypter waren auch die erſten, welche brennende Lampen, als Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele, in die Gräber zu den Leichnamen ſetzten. Dies ſoll der Urſprung der ſogenannten **ewigen Lampen** ſein, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Kallimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings ſoll der Prinz von San Severo, welcher 1771 geſtorben iſt, die Kunſt, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht

etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, ſondern vielmehr Jahrtauſende, ohne zu verlöſchen, brennen ſollten, iſt billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptern kamen die Lampen zu den Griechen, welche ſie der Minerva als Göttin der Wiſſenſchaften widmeten, weil ſich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten ſie Lichter. — Die vortheilhafteſte Lampe erfand *Argand* zu Genf und machte ſie 1783 bekannt (ſ. *Argandiſche Lampen*). Die Entdeckung, daß ſich die brennende Luft durch den elektriſchen Funken entzünden laſſe, leitete Fürſtenbergen in Baſel auf die Erfindung einer *elektriſchen Lampe*, durch welche man leicht, ſicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Dieſe Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhouß und Pickel bedeutend verbeſſert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Profeſſer Stegmann in Caſſel erfanden um 1780 elektriſche Lampen. Ueber die *Thermolampen* ſehe man den eignen Artikel.

Lancaſter's und Bell's Syſtem einer verbeſſerten Schuleinrichtung hat in England und Frankreich ſo viel Aufſehn gemacht, und in den Kreiſen der vornehmen Welt ſo eifrige Beförderer gefunden, daß es jetzt in Europa überall, wo das Intereſſe für die Volksſchulen angeregt iſt, zur Sprache kommen muß. Dieſes Syſtem beſteht in dem Kunſtgriffe, die Schule vermittelſt der Schüler ſelbſt zu halten, und mit einem verhältnißmäßig ſehr geringen Koſtenaufwande eine ungewöhnlich große Anzahl von Schülern (Lancaſter hatte 880 beiſammen und will es mit 1000 Schülern ausführen) in *einem* Lehrzimmer unter *einem* Lehrmeiſter zu gleicher Zeit und, wie die Erfinder hinzuſetzen, mit dem beſten Erfolge zu unterrichten. Der ganze Cötus der Schüler wird dabei nach Verhältniß der Anzahl und der verſchiedenen Fortſchritte in eine Menge kleiner Claſſen getheilt und jede derſelben durch einen größeren Schüler in den nöthigſten Fertigkeiten (Leſen, Schreiben, Rechnen und Memoriren eines Religionsbuchs) ſo weit geübt und abgerichtet, als dieſer ſie ſelbſt vorher von dem Lehrmeiſter erlernt hat. Solche Schulgehülfen oder Unterlehrer heißen Monitors und haben ihre Claſſe (ungefähr 10 Schüler) auf einer Bank, oder, wie Bell es angeordnet hat, in einem Halbkreiſe ſtehend, vor ſich. Die geübteſten und moraliſch zuverläßigſten Schüler führen als Obergehülfen oder General-Monitors die Aufſicht über dieſe Unterlehrer und deren Claſſen. Andere Gehülfen beſorgen den kleinen Dienſt der Schulpolizei und guten Ordnung, jeder ein beſonderes Departement, einer das Aufzeichnen der Abweſenden, ein andrer das Liniren der Schreibbücher, ein andrer das Austheilen und Aufbewahren der Schiefertafeln u. ſ. w. Dieſes ganze pädagogiſche Triebwerk vollendet, bei einer zweckmäßigen, jede Störung einer Claſſe durch die andre verhütenden Eintheilung des großen Locals, ohne ungehöriges Geräuſch und in genau abgemeſſener, pünktlicher Aufeinanderfolge der Geſchäfte, jedes Penſum, das der Lehrmeiſter vorher dem Gehülfen vorgemacht hat. Ein ſtrenggehandhabtes Syſtem von Strafen und Belohnungen, die theils körperlich, theils auf den Ehrtrieb (Ehrenbillets, Verdienſtorden, Schandzettel, Pranger) berechnet ſind, hält die Maſſe der Kinder zu guter Zucht. Alles geht und wirkt zum Zwecke, wie die Arbeit in einer Fabrik, wo jeder Arbeiter einen Theil des Fabricats fertiget und der Meiſter nur anordnet, oder wie in einer militäriſchen Heerſchar, wo das Commando vom General durch die Unterbefehlshaber bis auf die einzelnen Abtheilungen der Gemeinen herabläuft und maſchinenmäßig vollzogen wird. Der Lehrmeiſter unterrichtet nur die

Gehülfen, wacht über den planmäßigen Gang des Ganzen und handhabt die Disciplin; nebenher giebt er noch Jünglingen, die ihm ſeinen Unterrichtsmechanismus abſehen, um ihn künftig als Lehrmeiſter eigner Schulen nachzumachen, methodiſche Fingerzeige. Unſtreitig verdient die Ordnung, Pünktlichkeit, Sorgfalt und ſtrenggeregelte, ſich gleichbleibende Thätigkeit, in der mehrere Hunderte von Schülern in einem Locale bei dieſer Schuleinrichtung erhalten und nützlich beſchäftiget werden, eine achtungsvolle Anerkennung, und aus bekannten Gründen hat die außerordentliche Wohlfeilheit derſelben (zur Erſparung des Papiers werden die erſten Uebungen im Schreiben auf Tiſchen gemacht, die mit Sand beſtreut ſind) die Bewunderung und Theilnahme der Staatsmänner erregt, denen auch die militäriſche Zucht recht angemeſſen ſchien, um die Kinder aus der Hefe des Volks an ein geſittetes und legales Betragen zu gewöhnen. Die Ehre der erſten Erfindung gehört dem Dr. *Andreas Bell*, einem engliſchen Geiſtlichen, der als Aufſeher einer Waiſenſchule in Oſtindien auf die Idee, Anfänger durch geübtere Schüler unterrichten zu laſſen, gekommen war, und ſie von 1790 bis 1796 in dieſer Anſtalt (zu Egmore bei Madras) angewendet hatte. Der nach ſeiner Rückkehr an die oſtindiſche Compagnie darüber von ihm erſtattete Bericht erſchien 1797 zu London im Druck, ohne beſondere Aufmerkſamkeit zu erregen. Im folgenden Jahre eröffnete aber *Joſeph Lancaſter*, ein Quäker, in einer Vorſtadt Londons eine Armenſchule, die er, durch die Menge ſeiner Schüler veranlaßt, allmählig nach der oben beſchriebenen Methode einrichtete, und 1805, durch die Mildthätigkeit vieler Kinderfreunde unterſtützt, bis auf 800 Schüler erweiterte. Zugleich vereinigte er mehrere hundert Mädchen zu einer ähnlichen Schule und umgab ſich mit jungen Pädagogen, die er zu Lehrern heranzog und an ſeiner Stelle arbeiten ließ, während er in den Jahren 1810 und 1811 die brittiſchen Königreiche bereiſete und die Einrichtung mehrerer Schulen nach ſeinem Syſtem bewirkte. Mehrere engliſche Große, ſelbſt königliche Prinzen, beförderten die Ausbreitung des Lancaſterianismus, die hohe Geiſtlichkeit aber, unzufrieden, die Verbeſſerung der Schulen von einem Quäker betrieben zu ſehn, ſtellte ihm den Dr. Bell, der bisher auf einem Landgütchen privatiſirt hatte, als den erſten Erfinder entgegen. Dieſer mußte ſeit 1812 in England Schulen errichten, pädagogiſche Lehrbücher ſchreiben, und unter der Leitung eines *pädagogiſchen National-Vereins*, der, den Prinzen Regenten zum Patron, den Erzbiſchof von Canterbury zum Präſidenten und mehrere Biſchöfe und Staatsmänner zu Mitgliedern hat, die Sache ins Große treiben. Bell's Schulen haben faſt ganz die dargeſtellte, von Lancaſter ſchon angewendete Einrichtung. Demnach wird das Unternehmen auf beiden Seiten als Parteiſache behandelt. Bell wird von der Hofpartei, Lancaſter von der Volkspartei unterſtützt, der Staat aber hat von dieſen Schulen nicht Kenntniß genommen, und ſie ſind bis jetzt, wie die Volksſchulen in England überhaupt, Privatanſtalten geblieben. Der Graf Laborde brachte die Kunde von dieſer Schulverbeſſerung 1814 nach Frankreich, mehrere Große in Paris vereinigten ſich 1815 zu einer *Geſellſchaft für den Elementarunterricht*, es entſtand ein Wetteifer, Lancaſterſche Schulen zu errichten und mit anſehnlichen Geldbeiträgen zu unterſtützen, unter den franzöſiſchen Vornehmen, den eine königliche Verordnung vom 19. Febr. 1816 mit Empfehlung dieſer guten Sache beſtens belobte, 1817 war die Zahl der Subſcribenten bis auf 700 angewachſen

und jetzt beſtehen in Paris 17 Schulen nach Lancaſters Methode, jede von 2 bis 300 Kindern, und in den Departements, beſonders den nördlichen und öſtlichen, viele ähnliche. Sie ſind auch in Frankreich durchaus Privatanſtalten, die der Wohlthätigkeit ihre Exiſtenz verdanken und nur Kinder der ärmeren Claſſe aufnehmen. In Paris werden Lehrer nach Lancaſters Idee gebildet. Der ruſſiſche Kaiſer ſchickte 1815 den Baron Strandmann mit 4 jungen Ruſſen nach England und Frankreich, um dieſe Methode prüfen und nach Rußland verpflanzen zu laſſen. Im Herbſt 1817 eröffnete ein Pädagog Namens Scoppa im königlichen Armenhauſe zu Neapel eine Lancaſterſche Schule und Bells Anweſenheit in der Schweiz gab Gelegenheit zur Stiftung ähnlicher Schulen zu Genf und im Waatlande. In Wien ließ 1818 der General Bianchi junge Soldaten nach der Lancaſterſchen Methode unterrichten. Dieſe Schulen ſind in Ländern, wo bisher noch faſt gar Nichts, wie in Frankreich, oder nichts Geordnetes und Zweckmäßiges, wie in England, für den Volksunterricht geſchaffen war, unſtreitig von großem Nutzen, doch immer nur ein leidiges Surrogat, das die mangelnde Volkserziehung nicht erſetzen kann. Sie wirken blos auf äußere Dreſſur und Abrichtung in den Fertigkeiten des Leſens, Schreibens und Rechnens, nach ſehr unvollkommnen Methoden. Der Religionsunterricht beſchränkt ſich auf ein ſeelenloſes Memoriren. Sprachunterricht, Singen, Zeichnen und Denkübungen fehlen ganz. An Wirkſamkeit des Lehrers auf die moraliſche Individualität der Kinder und an eigentliche Geiſtesbildung iſt dabei gar nicht zu denken. So hat denn England, Frankreich und das vornehme Europa überhaupt ein Lehrſyſtem, deſſen todter Mechanismus in Deutſchland ſchon ſeit 50 Jahren geächtet und durch beßre Methoden zur wahren Menſchenbildung verdrängt worden iſt, mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Fortſchritten der deutſchen Pädagogik und mit dem Geiſte der Peſtalozziſchen Erziehungsidee verräth. Deutſche Dorfſchulmeiſter leiſten jetzt mehr für die Geiſtesbildung ihrer Schüler, als Lancaſter und Bell, und kein Deutſcher, der das einheimiſche Gute kennt, kann auf den Einfall kommen, uns eine Schuleinrichtung zu empfehlen, die wohl zur Civiliſation des Pöbels in England und Frankreich brauchbar ſein mag; aber, wo Menſchen und Chriſten gebildet werden ſollen, unzulänglich und zweckwidrig iſt. E.

Landammann ſ. Schweiz.

Landau, deutſche Bundesfeſtung im baierſchen Rheinkreiſe, mit baieriſcher Beſatzung, an der Queich, war ehemals eine Reichsſtadt in der Unterpfalz, zum Niederelſaß gehörig. Sie hat 620 Häuſer 5200 Einw., eine den Lutheranern und Catholiken gemeinſchaftliche Collegiatkirche, und einen Canal, vermittelſt deſſen alle Bedürfniſſe der Stadt zu Waſſer herbeigeſchafft werden können. Vauban hat die Feſtungswerke angelegt. Im ſpaniſchen Succeſſionskriege ward ſie 1702 durch die kaiſerliche und Reichsarmee den Franzoſen, und von dieſen wiederum 1703 den Deutſchen, jedoch 1704 abermals von den Kaiſerlichen und Alliirten den Franzoſen abgenommen, worauf ſie wiederum eine Reichsſtadt wurde. Nachdem im J. 1713 die Franzoſen ſie abermals erobert hatten, ward ſie ihnen 1714 im badenſchen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlaſſen. Während des Kaiſerthums gehörte ſie zum Departement des Niederrheins, Bezirk Weiſſenburg, und war der Hauptort eines Cantons. Im zweiten

pariſer Frieden 1815 ward ſie wieder an Deutſchland abgetreten und von Oeſterreich an Baiern übergeben.

Landbau, ſ. Ackerbau.

Landbaukunſt oder landwirthſchaftliche Baukunſt iſt die Kunſt der vortheilhafteſten und bequemſten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, ſowohl im Kleinen als im Großen, zu den verſchiedenen Zweigen der Bewirthſchaftung ſeiner Güter unumgänglich nöthig hat. Dieſe Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirthſchaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen dazu: Wohnungen für Menſchen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen ꝛc., Brauhäuſer, Branntweinbrennereien, Backhäuſer und Backöfen, Waſchhäuſer, Schlachthäuſer, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuſer, Eſſigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude, nebſt noch mehrern andern nützlichen und bequemen Anſtalten, z. B. Miſtſtätten, Viehſchwemmen, Brunnen ꝛc. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß die landwirthſchaftlichen Gebäude überhaupt genommen entweder zu einem Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei oder zu der Hoferöthe eines anſehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß ſie bei dem einen größer als bei dem andern ſein müſſen. Alle Haushaltungsgebäude aber müſſen Feſtigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenſchaften beſitzen, welchen noch, ſoweit es den Koſtenaufwand nicht zu ſtark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geſchmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müſſen ſie beſtändig der Größe des Landguts angemeſſen ſein, damit es auch bei der ergiebigſten Erndte nicht an Raum fehle. — Auch wird Landbaukunſt die Theorie der Landbaukunſt genannt.

Landeshoheit. In der vormaligen deutſchen Reichsverfaſſung war Landes- oder Territorialhoheit der Reichshoheit oder Reichsſouveränetät entgegengeſetzt, und es ward darunter der Inbegriff ſämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle, innerhalb der Grenzen eines beſondern Territoriums befindliche Perſonen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsgewalt, geübt wurden, verſtanden. Es konnte alſo hier von einer Souveränetät, auch wenn man darunter nur vollkommene Unabhängigkeit in Allem, was die innere Organiſation und Verwaltung betrifft, verſtehen will, nicht die Rede ſein. Auch findet man vor dem 12. Jahrhunderte in Deutſchland noch keine Landesherrn. Dagegen ward durch die Aufhebung des deutſchen Reichs und ſeiner Verfaſſung der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränetät, in dem eben angegebenen Sinne, gleichbedeutend. S. Souveränetät.

Landfriede. Uralt iſt bei den Deutſchen die Sitte, Beleidigungen ſelbſt zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun. Sie ſchreibt ſich aus den Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht beſtand. Aber auch dann, als innere und äußere Kriege und die Züge der Völkerwanderung die deutſchen Völker in eine Art von Staatsverfaſſung nöthigten, ja ſelbſt als ſie Theile der fränkiſchen Monarchie wurden, wollten ſie von jener trotzigen Sitte nicht laſſen, und achteten das Anſehen richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkiſchen Könige, wohl einſehend, daß dieſe Gewohnheit nicht auszurotten ſei, ſuchten ſie lieber zu mildern, und verpönten die Gewaltthätigkeit gegen den, der ſich (ebenfalls nach alter deutſcher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen, Wehr-

geld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derſelben Sitte ſchreiben ſich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geſchahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entſcheiden. Auch dieſe mußten die Könige, als dem Geiſte deutſcher Nation zu weſentlich, beibehalten (ſ. davon den Art. Ordalien). — Die Prieſterſchaft, an der gänzlichen Abſchaffung der Privatfehden, die ihr ein heidniſcher Greuel dünkten, ebenfalls verzweifelnd, ſuchte ſie durch die wohlthätige Macht des Chriſtenthums wenigſtens zu mildern. Sie ſtellte es als ſündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferſtehung des Erlöſers heiligt, unchriſtliche Gewalt zu üben. Zuerſt, ſoviel wiſſen wir, in Südfrankreich und Burgund, nach dem Jahre 1030, gelang es, durch Vorgebung einer göttlichen Inſpiration, die einem Biſchofe geſchehen, dieſer heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verſchaffen, und über ganz Europa verbreitete ſich bald dieſe Beſchränkung der Fehden; um ſo willkommener, als ſie einen gütlichen Vergleich zwiſchen Gewiſſen und Leidenſchaft darbot, und die Zügelloſigkeit des einen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen ſchien. Wer vom Donnerstage Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloſer in den Bann. Dieſe wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (Trenga Dei, Trève de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienſtag, Mittwoch und Donnerstag blieben zur Ausübung des den germaniſchen Völkern ſo werthen Rechts der Privatkriege frei. Erſt durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfrieden auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095), Rouen (1096), Nordhauſen (1105), Rheims (1136), St. Johann von Lateran (1139 und 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen beſtätigt und eingeſchärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um ſie immer mehr zu beſchneiden, zu gewiſſen heiligen Zeiten auf mehrere Wochen ganz verboten oder vielmehr ganz verdammt, z. B. vom erſten Adventsſonntage bis zum Feſte der Erſcheinung Chriſti, vom Aſchermittwoche bis zum Montage nach Trinitatis, überdies an den Quatembern, Marien- und Apoſteltagen ꝛc. Auch wurden gewiſſe Oerter, als Kirchen, Klöſter, Spitäler, Gottesäcker ꝛc. und gewiſſe Perſonen, als Geiſtliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrloſe, beſonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengeſetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigſtens zum großen Theile der geiſtlichen Macht, weil ſie klüglich nicht mehr verſuchte, als zu erhalten möglich war, und die ſtörrigen Zeitgenoſſen bei ihrer einzigen milden Seite, der Religioſität, angriff. Doch darf man ſich nicht vorſtellen, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenſchaftlichkeit überſchritten worden wären, vielmehr klagten über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien und viele klöſterliche Chroniſten. Aber ſie blieben doch immer nur allgemein verabſcheute Ausnahmen. Mehr als dieſe, trieb wohl die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutſchen Kaiſer, durch bürgerliche Geſetze für den Frieden des Reichs zu ſorgen und der Selbſthülfe, wie dem ſogenannten Fauſtrechte, in das ſie ausartete, Schranken zu ſetzen. Denn die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit ſeiner

Fauſt vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs: denn keine Straße war ſicher vor den anwohnenden und herumſchweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Geſetze gegen dieſen Unfug, doch wahrſcheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbſthülfe aus gerechter Urſache. Des Letztern Energie wußte ſeinen Geſetzen einen für die damalige Zeit beiſpielloſen Gehorſam zu verſchaffen; allein in den Bürgerkriegen unter ſeinen Nachfolgern und bei der daraus entſpringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfaſſung, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unſicherer, als je. Die hohenſtaufenſchen Kaiſer, zur Unterdrückung der Selbſthülfe ebenfalls zu ſchwach, begnügten ſich, durch Eingehen in den Geiſt der Zeit, ſie der öffentlichen Sicherheit ſo unſchädlich als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187, daß der, den man aus gerechter Urſache befehden wollte, bei Strafe der Ehrloſigkeit, wenigſtens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden ſolle. Dies nannte man abſagen, widerſagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Abſagen geſchah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Urſachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind ſein, und, ſo ihr drob Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euren verwahrt haben.“ — Eine ſolche Vorſchrift fand in damaliger Zeit am leichteſten Eingang, der es ritterlich und edel ſchien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgeſagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dies war Alles, was damals die deutſchen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; ſelbſt was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügelloſen Deutſchen nicht durchgeſetzt werden, höchſtens vermochte man die Fehden von kaiſerlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden), ſo wie von fremden Häuſern (Hausfrieden). — Eine mittelbar drückende Folge des Fauſtrechts waren für die Reiſenden die Erpreſſungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürſten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberiſchen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch dieſe an ſich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reiſenden ſtand ſich geleiten zu laſſen, zu einer ſchweren Laſt wurde. Ja ſelbſt ohne ſich die Mühe des Geleits zu geben, heiſchten viele Burgherren an den Straßen und Flüſſen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reiſenden, — eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die ſie denſelben blos darum droheten, weil ſie an dieſem Orte in ihrer Macht ſtand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Geſetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unerkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigſtens nicht allgemeinen Befolgung des erſten — verbot er zugleich aufs ſtrengſte jene Erpreſſungen. Aehnliche Verbote zur nothwendigen Einſchärfung dieſer zu leicht vergeſſenen Verfügungen erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte dieſe Kaiſer, ihren Geſetzen Nach-

druck zu geben, und in den ſtürmiſchen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen ſie faſt gänzlich in Vergeſſenheit. Da mußten die Unterthanen ſelbſt darauf bedacht ſein, dieſem Uebel zu ſteuern. Den Städten, die in dieſem Zeitraume zuerſt durch den Handel zu blühendem Wohlſtand und achtunggebietender Macht emporſtiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meiſten gelegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbiſchöfen und einigen Fürſten in den rheiniſchen Bund zuſammen. Sie vereinigten ſich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpreſſungen in der Rheingegend mit gemeinſamer Macht zu widerſtreben, und den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachbarten Herren und Edlen zur Abſchaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja ſogar viele zum Beitritte zu dieſem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm beſtätigte 1255 zu Oppenheim dieſen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erſt Hülfe bei ihm und ſeinen Richtern zu ſuchen, und nur wenn dieſe verweigert würde oder unwirkſam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes, Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis dahin unerhörten Frieden bewirkte; aber die Uneinigkeit aller Reichsſtände im Zwiſchenreiche ſchwächte auch ſeine Wirkſamkeit, und die Fehden der Factionen gaben der Habſucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben ſchon damals anfingen, und mit Nachdruck herrſchten, gelang es ihnen auch ſo ziemlich, die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachſen und am Rhein, wo mit der kaiſerlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, ſtieg die Unordnung und Unſicherheit aufs Aeußerſte, ſo daß viele Hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolf von Habsburg, des Reichs Wiederherſteller, ſuchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Die Deutſchen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war nicht zu denken; doch gelang es ihm auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu laſſen. Dieſen verlängerte er 1291 zu Speier auf ſechs Jahre, aber mit ſeinem Tode war er vergeſſen. Sein Nachfolger Adolf befeſtigte ihn 1293 zu Cöln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und ſtrenges Geſetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt iſt. Ludwig der Baier beſchwor bei ſeiner Thronbeſteigung nebſt den Reichsſtänden dieſe Satzung und ſchärfte ſie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieſer Geſetze beweiſen nur ihre ſchlechte Befolgung, wiewohl man von Carl IV. rühmt, daß es ihm ſo ziemlich gelungen ſei, ſeinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorſam zu verſchaffen. — Dieſe Geſetze machten aber neue Verbindungen zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit, wie ſie auch nun häufig bald mit kaiſerlicher Beſtätigung, bald ohne ſie geſchloſſen wurden, keinesweges überflüſſig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bündniſſe nannte man, nach ihrem Zweck und Geiſte, ſelbſt Landfrieden. Die Bundesglieder verhießen einander

deſſen Aufrechthaltung, Beiſtand gegen Gewaltthäter, und geſtanden ſich, um ſich in jedem Falle Zufluchtsorte zu ſichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch Waffen zu ſchlichten war, ſo mußten ſie denſelben in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedensziele) ausfechten. Albrecht I. beſtätigte 1307 zu Speier einen ſolchen Landfrieden der ſchwäbiſchen Grafen und Städte auf zwei Jahre, und zwar ſo, daß, wer dieſem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden ſollte. Die rheiniſchen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichſte handhabte; denn jeder Edle und Ritter, welchen ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, ward in der nächſten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieſer Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte und Fürſten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündniſſe von weniger Theilhabern. So beſtanden im Elſaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elſaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachſen (dem heutigen Braunſchweig). In Weſtphalen gab es zwei dergleichen, die Geſellſchaft vom Roſenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall ſetzten dieſe Verbindungen die Todesſtrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen ſie ſelbſt. Die Mitglieder dieſer kleinern Verbindungen hielten ſogar noch feſter zuſammen als die größern, und behielten ſich beim Eintritt in dieſe gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptſächliche Urſache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer ſtrengen und wohlgeordneten Gerichtsverfaſſung, verbunden mit der Abneigung der Deutſchen gegen gerichtliche Entſcheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten ſich die Städte, die in ſolche Bündniſſe zuſammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiſte durch ſchiedsrichterliche Ausſprüche (Austräge) entſcheiden zu laſſen. Dieß geſchah namentlich in einem neuen Bunde, den die ſchwäbiſchen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten, und den Ludwig 1340 beſtätigte. Als Carls IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte (1356) unter kaiſerlicher Beſtätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. — Dieſe Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja ſie arteten ſelbſt, beſonders gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, auf das Verderblichſte aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten ſie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernſthafter zu machen, indem ſie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenoſſen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecheriſchen Zügen beiſtanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürſten und Städten, die ein ſo ſehr verſchiedenes Intereſſe hatten, beſtanden, löſeten ſich bald in zwei Parteien auf, die ſich um deſto bitterer bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürſten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, ſo wie die der Fürſten über die Städte wegen Aufnahme von Pfalbürgern u. a. m. So wenig läßt ſich ein Staat nur durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, und das Verderbniß ſelbſt zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo eine kraftloſe Regierung die vollziehende Gewalt

in die Hände des Volks legen muß, da iſt der Staat in ſeinen erſten Grundlagen ermorſcht, und jene traurige Auskunft muß ſeine Auflöſung beſchleunigen. — Gegen Gerhard, Biſchof von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe ſchloſſen die ſchwäbiſchen Städte 1376 den ſogenannten *großen Bund*, und führten offenen und heftigen Krieg gegen ſie. Carl IV. ſetzte kurz vor ſeinem Tode (1378) zu Nürnberg zwiſchen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht ſowohl zur Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trotz gegen ihre Feinde; indeſſen verhießen ſie ſich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürſten und Herren, eiferſüchtig und argwöhniſch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündniſſe derſelben, beſonders da auch landſäſſige Städte oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, ſchloſſen ihrerſeits ebenfalls Bündniſſe zum Schutz ihrer Gerechtſame unter dem Namen *Geſellſchaften*, wie die Geſellſchaft *vom Leuen*, die von *St. Wilhelm* und *St. Georg*, *die mit den Hörnern*, nach ihren gewählten Wahrzeichen ſo genannt. Bisweilen traten dieſe Geſellſchaften auch wohl mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des ſchwäbiſchen Bundes auf ein und drei viertel Jahre; aber dieſe unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. — König Wenzel, der die Fürſten fürchtete, ſoll es ſelbſt gern geſehen haben, wenn die Städte, durch Bündniſſe geſtärkt, ein Gegengewicht gegen ſie bildeten. So ſchloſſen gegen die Frieden ſtörenden Edlen und zur Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte ſieben der vornehmſten Städte am Rhein im J. 1381 einen ſolchen Bund, der ſich bald mit dem ſchwäbiſchen vereinigte, ſo daß die ſtädtiſche Conföderation in Jahresfriſt auf ein und vierzig Städte anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihr faſt alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rheine bei. Der Bund war eigentlich ſtillſchweigend gegen die Fürſten gerichtet; es wurden anfangs gewiſſe Fürſten namentlich ausgenommen, bald aber dieſe Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten ſich auf kaiſerl. Befehl im J. 1384 viele Fürſten auf vier Jahre mit dieſem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, faſt alle: ſo daß durch die Allgemeinheit des Bündniſſes der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel Alles für die öffentliche Sicherheit, was er nach der zügelloſen Ungebundenheit damaliger Zeit thun konnte. Bei allem dem ſahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürſten, erneuerten jene oft und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieſer, ſo daß der Same der Zwietracht unerſtickt blieb. Ueberdies erlaubten ſich nicht nur die Fürſten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, ſondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die mit den friedlichen Abſichten ſchlecht ſtimmten, welche die Städte vorgaben, wohinter ſie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habſucht, als den Fürſten zur Laſt fielen, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten beſonders ſeinen Schutz gegen Jedermann, der ſie kränken würde, verſprach. Vornehmlich erbitterte die Fürſten der Beiſtand, den der ſchwäbiſche Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Oeſterreich leiſtete. So brachen im J. 1388 offene Feindſeligkei-

ten zwiſchen den Städten und Fürſten aus. Der Krieg ward mit abwechſelndem Glücke geführt. König Wenzel nahm ſich dabei anfangs der Städte ſehr an, und erklärte ſich öffentlich für ſie; bald aber ließ der Unbeſtändige ſelbſt ſeine Völker zum Fürſtenheere ſtoßen. Die Städte wurden durch Uebermacht und die Unerſchwinglichkeit der Kriegskoſten gezwungen nachzugeben. Der Bürgerkrieg in ſeiner furchtbarſten Geſtalt hatte endlich den ernſtlichen Wunſch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahren errichtet, wodurch alle ſtädtiſche, und ſofern die Städte nicht ferner widerſpenſtig ſein würden, auch die fürſtlichen Bündniſſe für aufgehoben erklärt werden. Dieſer Landfriede erhielt aber, da die meiſten Städte ſich nicht ſogleich fügen wollten, erſt durch den Vertrag zu Heidelberg in demſelben Jahre, ſeine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elſaß oder Rheinland, ſchiedsrichterliche Ausſchüſſe beſtellt, um fernere Streitigkeiten zu ſchlichten, aus vier fürſtlichen und vier ſtädtiſchen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiſer ernannt, beſtehend. So half man ſich wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feſte Gerichtsverfaſſung, zu deren Einführung es hier an Luſt, dort an Kraft fehlte, erſetzen zu können. Nach Ablauf des egerſchen Friedens, nach Erholung der erſchöpften Kräfte, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn ſie auch nicht wieder in ſo lichte Flammen aufſchlug. Oft verſuchten die Städte im 15. Jahrhunderte, ſich von neuem zu verbünden, aber die Fürſten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürſten Bündniſſe zur Erhaltung des Landfriedens geſchloſſen, wie auch von den Fürſten allein. Im Anfange dieſes Jahrhunderts verbanden ſich die ſchwäbiſchen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Geſellſchaft von St. Georgen Schild genannt, und da K. Siegmund im J. 1422 Bündniſſe für den Landfrieden zu ſchließen vergünſtigte und aufmunterte, gewann dieſer Bund mehr Ausdehnung und Feſtigkeit, ſo daß er in der älteſten, 1431 zum Huſſitenkriege gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinheit (gleichſam als Surrogat des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinſamen Contingent angeſetzt iſt. 1431 ward er, weil zu zahlreich, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberſchwaben, Niederſchwaben und im Hegau. Anderſeits verbot Kaiſer Siegmund alle Bündniſſe, „ohne des Reichs Wiſſen, Gunſt, Urlaub und Willen.“ Ueberhaupt aber waren die Stände in dieſem Jahrhunderte doch geneigter zum Frieden, und wurden es deſto mehr, je dringender deſſen Nothwendigkeit durch die gemeinſame Gefahr von den Huſſiten, und dann von den Türken erſchien. Es errichtete Kaiſer Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Huſſitenkrieges. 1433 ward zu Baſel von neuem über den Landfrieden gerathſchlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erſte, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzuſetzen. Er führte in ſelbigem (1438) zuerſt geſetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein und theilte das Reich in 4 Kreiſe, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorſetzte. Aber dieſer ewige Landfriede ward bald übertreten und vergeſſen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkrieges Luft zu bekommen, ſich begnügen, den Landfrieden, wie ſeine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befeſtigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geſchah, welcher leztere Landfriede 1474 zu Augsburg

auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiſer hatte die Abſicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit dieſem, wie mit ſo manchem andern Entwurfe zu Verbeſſerung der Verfaſſung nicht durchdringen; vielmehr vermochte er jene Landfrieden ſelbſt nur in Form bei freien Bündniſſen durchzuſetzen. Alle Fürſten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten ſie jedesmahl feierlich beſchwören. Wer nicht ſchwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem ſolchen auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewiſſe Friedensgerichte (Landgerichte) niedergeſetzt, nicht ſowohl zur Entſcheidung von Streitigkeiten, als zu Beſtrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynaſt, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiſer den Frieden geſetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da ſeine Macht ſich gewöhnlich nur über einzelne Landſchaften erſtreckte, Landvogt, führte dabei den Vorſitz, und die Beiſitzer beſtanden aus Abgeordneten der Ritterſchaft und Städte. Bei Verbindung einzelner Stände wegen des Landfriedens, wie ſie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, ſondern Obmann, auch Mundmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung ſichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenoſſen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von ſeiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, ſo oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geiſtlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte interimiſtiſche Landfriede auf zehn Jahre geſchloſſen, eine bisher unerhört lange Friſt, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an ſie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewieſen, dagegen alle Befehdungen ſcharf verboten. Um dieſen Frieden beſonders in Schwaben, das, ohne Herzog und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meiſten Fehden war, Sicherung zu verſchaffen (aber auch zugleich, um ſich gegen die Herzöge von Baiern und gegen die Schweizer nachdrücklich Hülfe zu ſchaffen), veranlaßte Friedrich ſelbſt, auf Anrathen Bertholds, Churfürſten von Mainz, die hundert Jahre lang verhinderte Wiederherſtellung des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die ſchwäbiſchen Städte mit der Geſellſchaft von St. Georgen Schild auf acht Jahre in eine Verbündniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhunderte überhaupt die Geſellſchaft von St. Georgen Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiſer alle Bündniſſe der Reichsſtände, worin der ſchwäbiſche Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d.i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Churfürſten von Mainz, des Biſchofs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anſpach), und Baden, ſo wie der Löwengeſellſchaft, wurde der Bund ſehr mächtig. Ein Hauptgrundſatz deſſelben war die Feſtſetzung von Austrägen. Die St. Georgenſchilds-Geſellſchaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgeſetzt war, am Kocher, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bo-

denſee; der ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Geſellſchaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Dieſe waren die Auſträgalobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erſt nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einſehen, ſo wie die in dieſem Jahrhunderte immer weiter gediehene Civiliſation ſie die Aufopferung des barbariſchen Rechts der Selbſthülfe gering achten und feſt verbürgte bürgerliche Ordnung vermiſſen gelehrt, ſo daß die letztere nun faſt allgemeiner Wunſch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger, faulſtolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 das Geſetz zu Stande zu bringen, das ſchlechthin der Reichslandfriede genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als ſeiner Energie zuzuſchreiben iſt; denn ſonſt wäre es wohl manchem Vorgänger eher, als ihm gelungen. Die Reichsſtände ſelbſt, von der Nothwendigkeit einer ſolchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiſer, dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, ſie durchzuſetzen, indem ſie, bevor nicht der Friede des Reichs geſichert war, Geld- und Waffenhülfe zu dieſen Feldzügen dem ſtets bedürftigen Kaiſer verweigerten. Es wurde alſo aus den Churfürſten, Fürſten und Städten ein Ausſchuß zur Abfaſſung des ewigen Landfriedens niedergeſetzt, der dieſe ſehr geſchwind vollendete, ſo daß nach Vorbringen und Berückſichtigung verſchiedener königlicher und ſtändiſcher Erinnerungen das Geſetz am 25. Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbſthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürſten verpflichteten ſich unterm 7. Auguſt noch durch eine beſondere Urkunde, der die Städte ſpäter beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung". Die Stände ſollten darnach jährlich ſich verſammeln, um des Landfriedens Behauptung, ſo wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüſſig zu machen, ward ein ſtehendes Gericht, aus Beiſitzern vom Kaiſer und den Reichsſtänden gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein beſonderes Geſetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfaſſung und Verfahren deſſelben feſt beſtimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieſes hat das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberſte Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaiſers anvertraut wurde; denn theils durch die Eiferſucht des Kaiſers und der Fürſten, die darin eine Beſchränkung ihrer Rechte ſahen, theils aus Mangel an Unterſtützung zerſchlug es ſich nach wenig Jahrzehnden. — Die nachdrücklichſte Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaiſers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgeſtorben war, ehe die deutſchen Edelleute bewogen werden konnten, ſich ihres theuern, Fauſt- und Kolbenrechts ganz zu entſchlagen. Viele Bünd-

niſſe wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geſchloſſen, viele alte erneuert, aber alle nach dem Geſetze Friedrichs III. mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des ſchwäbiſchen Bundes. Dieſer wurde 1496 auf 3 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, endlich 1522 auf 11 Jahre. Im J. 1523 zerſtörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs (da man die Thäter gewiſſer verübter Gewaltſtreiche nicht kannte) eidlich nicht ablehnen konnten oder wollten. Ums Jahr 1530 löſete der Bund ſich auf, troz der Bemühungen des Kaiſers ihn zu erneuern, da inzwiſchen der ſchmalkadiſche Bund entſtanden war, und die proteſtantiſchen Fürſten jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdies aber der Geiſt des Inſtituts ausgeartet war, und der Bund den Privatabſichten der Häupter dienen mußte, ſo daß die ſchweren Koſten, von denen nur die Fürſten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleibeten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs im Unglücksjahre 1805 beſtanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, iſt die Vereinigung mehrerer aus Aeckern, Wieſen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. beſtehenden Grundſtücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. Je mehr nun Theile zuſammenkommen, deſto größer wird auch das Ganze, daher der kleinſte Theil davon ein Gegenſtand der Sorgfalt des Landwirths ſein muß. In landwirthſchaftlicher Rückſicht ſind die Landgüter ſehr ungleich und verſchieden. Man theilt ſie daher in vollſtändige und unvollſtändige, je nachdem alle landwirthſchaftlichen Erfoderniſſe dabei anzutreffen ſind, oder mehrere derſelben mangeln. Eben ſo ungleich ſind dieſelben in rechtlicher Hinſicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden ſie ſich entweder in einem unbeſchränkten oder beſchränkten, in einem privativen oder Geſammteigenthume; ſie ſtehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Perſon, Familie, oder einer moraliſchen Perſon, z. B. Kirche, Stift, Kloſter, Gemeine. In Rückſicht auf die Befreiungen und gewöhnlichen Beſchwerden ſind ſie entweder freie oder pflichtige; und jene wiederum entweder mit beſondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landſtandſchaft, Jagd ꝛc. verſehen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache ſehr verſchiedene Gattungen von Landgütern, unter welchen ſich die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, die Domänen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter, die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die ſteuer- zins- und dienſtpflichtigen verſchiedentlich benamten Bauergüter beſonders auszeichnen. Auf eigenen Landgütern iſt ein Jeder, der Grundeigenthum beſitzt und beſitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthſchaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Perſonen Landwirthſchaft treiben, welchen es die Geſetze erlauben, und die außerdem fähig ſind, einen Landwirthſchafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landcharten ſind Verzeichnungen der Erdfläche oder einzelner Theile derſelben, auf ebenen Flächen. Die die ganze Erdfläche darſtellen, heißen Planiglobien, Univerſalcharten (Mappemondes); Darſtellungen von Theilen derſelben Particularcharten, welche wieder in mehrere Arten zerfallen. Die Generalcharten ſtellen ganze Erdtheile oder Staaten, die Specialcharten einzelne Provinzen, die topographiſchen Charte einzelne Bezirken derſelben dar. Oreographiſche Charten ſtellen blos die Gebirge den

beren Züge, hydrographiſche die Gewäſſer dar. Außerdem hat man Productencharten (von Crome), Kunſt=, zoologiſche, anthropologiſche, Kriegs=, Poſt= und Reiſe=, Seecharten u. a. Um geographiſche Gegenſtände auf Flächen durch Verzeichnung zur Anſchauung zu bringen, muß man dieſe Flächen nach beſondern Grundſätzen dazu bezeichnen. Man zeichnet zu dieſem Behufe darauf Netze und Roſte, d. i. die einander durchkreuzenden Beſtimmungslinien der Längen= und Breitengrade, ſo wie der kleinern Gradtheile, wozu ein gedoppelter Maßſtab und logarithmiſche Rechnungen erfordert werden. Iſt dies geſchehen, ſo werden die Gegenſtände nach Maßgabe ihrer Länge und Breite in die Netze und Roſte eingetragen. Dieſe Kunſtgriffe reichen aber bei größeren Stücken der Erdfläche, für welche die Kugelgeſtalt mit in Betracht kommt, nicht mehr aus. Bei Special= oder topographiſchen Charten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der alſo eine unmerkliche Krümmung hat, nimmt man dieſen Theil als eine ebene Fläche an. Größere Stücke der Erde, bei denen die Krümmung merklich iſt, müſſen nach den Geſetzen der Perſpective auf einer Fläche entworfen werden, welches man eine Projection nennt, deren es ſehr viel verſchiedene Arten gibt. Weil es aber unmöglich iſt, alle Stellen einer Kugelfläche in ungeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen; ſo hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Aehnlichkeit beibehält. Man ſtellt ſich vor, das Auge befinde ſich in irgend einem Puncte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perſpectiviſche Tafel ſei die Ebene eines größten Kreiſes, in deren Mittelpunct die Geſichtsaxe fällt. Dieſe Art iſt die ſtereographiſche Projection von einem griechiſchen Worte, welches feſt, dicht, körperlichen Inhalts, bedeutet. Hierbei laſſen ſich nun folgende Fälle gedenken. Die perſpectiviſche Tafel iſt nämlich entweder der Aequator, und das Auge hat im Pole ſeine Stelle, oder die perſpectiviſche Tafel iſt irgend ein Meridian, und das Auge befindet ſich in der Peripherie des Aequators, oder endlich die perſpectiviſche Tafel iſt ein jeder anderer größter Kreis, und das Auge erhält ſeine Stelle in dem Pole der zu dieſem Kreiſe gehörigen Axe. Nach dieſen Fällen entſtehen 1) die Polar, 2) die äquatoriſche und 3) die ſtereographiſche Horizontal=Projection. Denkt man aber das Auge von der Kugel unendlich entfernt, ſo entſteht die orthographiſche Projection, von einem griechiſchen Worte welches gerade, recht, bedeutet, weil bei einer unendlichen Entfernung des Auges, die Geſichtslinien als Parallelen erſcheinen. Man ſieht, die Kunſt, genaue Landcharten zu entwerfen, erfodert mannichfaltige mathematiſche Kenntniſſe und Fertigkeiten bei großer geographiſcher Kunde, und wird hieraus den Schluß auf die Unvollkommenheit der erſten Verſuche in dieſer Kunſt leicht ſelbſt machen. Die Geſchichte dieſer Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erſte geht von dem Anfange der erſten Verſuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte n. Ch. zu der Geographie des Claud. Ptolemäus Charten lieferte. Hier ſind unter den frühern Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmteſten. Die zweite Periode erſtreckt ſich von Agathodämon bis auf den Nürnberger Martin Behaim und den Veroneſer Hieron. Fracaſtor im 16. Jahrhundert n. Chr., welche in neuer Zeit auch die erſten Erdkugeln verfertigten. Im achten und folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürſtlichen Bibliotheken metallene Planigloben

und Landcharten. Carl der Große beſaß eine ſolche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11. Jahrhundert einen ſilbernen 100 Mark ſchweren Globus. Die dritte Periode geht von Behaim bis auf unſere Zeit. Eine auf 12 Pergamenthäute gezeichnete Landcharte der damals bekannten Erde hat man von dem J. 1265. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltcharte mit Darſtellung der ſogenannten neuen Welt. Der Mathematiker Werner theilte 1514 die Erde in 4 Theile. Gerhard Mercator aus Nüremond, (ſt. 1594) erfand eine neue Projectionsmethode, nach welcher er Charten (die erſte 1550) mit wachſenden Meridians:, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete, welches darum wohl zu merken iſt, weil noch jetzt viel Charten nach dieſer Projectionsart entworfen werden. Gemma Friſius, welcher die jetzige Art Landcharten zu ſtechen erfand (1595), lieferte die Weltcharte mit den Entdeckungen in Oſt- und Weſt-Indien. Alle bisher geſtochenen Charten machen eine Sammlung von ungefähr 24,000 Stücken aus, unter denen aber kaum 4,500 Originale ſich befinden. Joh. Matthias Haſe, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutſchen zuerſt an, die Landcharten nach mathematiſchen und geographiſchen Gründen zu verbeſſern. Welche Verdienſte ſich Homann erworben, hat ein eigener Artikel gezeigt. Hübner (ſ. d. Art.) kam zuerſt auf den Gedanken, die Landcharten zu illuminiren. Noch immer beſteht die Homanniſche Officin, und mit ihr wetteifern das geographiſche Inſtitut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. a. Die Namen eines Güſſefeld, Sotzmann, Kindermann, Reichard, Mollo, Streit ꝛc. ſind bekannt. Unter den Ausländern ſind Deliſle d'Anville, Barbier, Jeffery, Arrowſmith, Bugge, Afrei u. a. berühmt. In Haubers Verſuche einer umſtändlichen Hiſtorie der Landcharten (Ulm 1724), mit den Zuſätzen in deſſen Discours von dem gegenwärtigen Zuſtande der Geographie (Ulm 1727), Hübners Museum geograph., Käſtners Geſchichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Th. I. Bd. I. S. 71). wird man ausführlichere Belehrung finden. Angaben auch nur der vorzüglichſten Charten für jeden Staat wird man um ſo weniger hier erwarten, da faſt jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieſes Bedürfniß befriedigt. Chartenſammler, die ihr Cabinet gern ordnen, oder ein neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geogr. Inſtituts zu Weimar ſyſtematiſchem Sortiments-Catalog von Landcharten, der ſich nicht blos auf eigenen Verlag beſchränkt. In weiterem Sinne begreift man unter Landcharten oft auch die Mond- und Himmelscharten.

Landcultur (große und kleine). Wie die allgemeine Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Kapital der Unterthanen poſitiv ſich zu miſchen, ſeit jeher von den Staatswirthen ſehr verſchiedenartig iſt beantwortet worden, ſo auch die beſondere, ob die große oder kleine Land-Cultur den Vorzug verdiene und von Seiten des Staats zu begünſtigen ſei, oder ob vielmehr die Regierung in dieſer Hinſicht Alles ſeinem natürlichen Gange überlaſſen müſſe. Dieſer Gegenſtand iſt beſonders in unſern Tagen von hohem praktiſchen Intereſſe, weil davon die Entſcheidung der Frage abhängt, in wiefern die Zerſchlagung und Vertheilung der Staatsdomänen ſo wie deren Veräußerung rathſam ſei oder nicht. — Der Beſitzer kleiner Grundſtücke iſt, weil er ſeine Gelder ſtets unter Augen hat, im Stande, jedes Fleckchen Erde auf das vollkommenſte zu benutzen und durch öftern Wechſel der Cultur dem Boden den möglich höchſten

Ertrag zu entlocken; keine Beſchwerde ſcheut er, keine Mühe läßt er ſich verdrießen, bietet ſich ihm eine Ausſicht dar, von der Productiv-kraft ſeiner Aecker höhere Gewinnſte zu ziehen, während der große Cultivater, nur um das Ganze bekümmert, nicht ſelten die einzelnen Details vernachläſſigen muß. Letzterer, im Stande, mit leichter Mühe ſeine Bedürfniſſe jeder Art aus ſeinen Einkünften zu befriedigen, wird ſelten mit ſolcher Betriebſamkeit und ſo regem Eifer den Boden bauen, als der kleine Landbeſitzer, von deſſen Fleiße und Induſtrie ſein eigener und vielleicht einer ganzen Familie Lebens-unterhalt abhängt. Jener muß ſich fremder Arbeiter bedienen, die noch weniger als er ſelbſt Intereſſe an dem möglichſt-vollkommenen Anbau haben, dieſer verrichtet faſt alle Geſchäfte ſelbſt und bietet ſeinen ganzen Vorrath von Geiſtes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus ſeinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein ſchon geht hervor, daß in Anſehung der Quantität der Producte in der Regel die große Cultur der kleinen weit nachſtehen müſſe. Daraus aber, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit ſtärkern Quantität von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß ſie vor dieſer den Vorzug verdiene, denn nicht die Quantität der Producte, ſondern der reine Ertrag allein kann hier entſcheiden und dieſer iſt bei einer geringeren Quantität von Erzeugniſſen oft bedeutender als bei einer großen. — Wie aber die kleine Cultur auf de Productiblität der Erde und ihren rohen Ertrag höchſt wohlthätig wirkt, eben ſo wohlthätig wirkt ſie auch auf die Bevölkerung des Staats, denn es empfangen vermöge derſelben von den Erzeugniſſen des Bodens, der außerdem nur eine Familie ernährt hätte, mehrere Familien ihren Unterhalt und wovon ſonſt zehn Menſchen im Wohlſtande lebten, davon erhalten vielleicht jetzt zwanzig ihr nothdürftiges Auskommen. Dieſer Einfluß der kleinen Cultur auf die Bevölkerung iſt aber durchaus kein Grund, ihr den Vorzug von der großen zu geben, denn einer weiſen Regierung muß weniger daran liegen, recht viel Bürger zu beſitzen als vielmehr daran, die möglich-geringſte Anzahl Dürftiger unter ihnen zu zählen. — Der reine Ertrag, auf deſſen Größe bei Beurtheilung dieſer Sache Alles ankommt, iſt nach dem Urtheile der vorzüglichſten Oekonomen neuerer Zeit, eines Arthur Young, Thaer ꝛc. in der Regel bei der großen Land-Cultur anſehnlicher als bei der kleinen. Denn, da der Beſitzer großer Ländereien aus der Benutzung des Bodens ſtärkere Gewinnſte zieht als der Bebauer kleiner Felder, ſo wird es jenem auch weit leichter als dieſem, einen Theil des Ertrags als Kapital zurückzulegen und auf Vervollkommung des Bodens zu wenden; er kann mit Hülfe dieſes Kapitals Maſchinen und Werkzeuge anſchaffen, wodurch die Arbeit vertheilt, verkürzt und wohlfeiler gemacht wird. Der große Landbauer iſt allein im Stande, bedeutende agronomiſche Unternehmungen auszuführen, Verſuche zu machen, neue Entdeckungen anzuwenden und eben dadurch die Vervollkommung des Ackerbaus und die Wertherhöhung des Grundeigenthums zu befördern; er iſt bei weitem weniger als der kleine der Gefahr der Verarmung ausgeſetzt, denn er vermag den wechſelnden Reſultaten der landwirthſchaftlichen Productiv-Kraft die Spitze zu bieten und kann vermittelſt des Kapitalſtoffs, den er, nicht der kleine Grundbeſitzer, zu ſammeln im Stande iſt, den Verluſt eines unglücklichen Jahrs durch Ausharrung wieder erſetzen, er darf nicht, wie der kleine Landbauer

befürchten, durch einen einzelnen Unglücksfall, zu Grunde gerichtet und genöthigt zu werden, ſein Grundkapital ſelbſt unter dem Werthe zu veräußern. Auf der andern Seite aber iſt es eben ſo wahr, daß es der große Landbauer nicht immer in ſeiner Macht hat, die Aecker ſo zu beſtellen, wie es eigentlich ſein ſollte, auch kann er oft des bedeutenden Umfangs ſeiner Wirthſchaft wegen den rechten Zeitpunct zur Saat, zur Erndte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Es kommt alſo Alles auf die individuellen Verhältniſſe der Landbauer an, ſoll die Frage entſchieden werden, ob ein gegebenes Grundſtück in den Händen eines großen Landbauers oder in den Händen mehrerer kleiner einen höhern reinen Ertrag zu liefern im Stande ſei. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur ſind zur vollkommnen Benutzung des Bodens und zur Befriedigung der verſchiedenartigen Bedürfniſſe der Bürger erfoderlich. Das eigene Intereſſe und deſſen Verfolgung iſt es, was der Regel nach die zweckmäßigere den Umſtänden angemeſſene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der geſtiegene höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verſtatteter Freiheit die Inhaber der größeren Güter antreiben, ſie zu zerſtückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Kapital und Fleiß iſt, wie bei jeder andern Production, ſo auch insbeſondere beim Landbau, dem wichtigſten Zweige der Urproduction, das wohlthätige Geſetz, das die Nationalökonomie vorſchreibt, um den einzelnen Bürgern wie der Nation überhaupt die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beſchlüſſen dieſes Geſetz ſtets vor Augen haben und nur dann davon weichen, wenn ganz beſondere Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen iſt, ſeine Anwendung verbieten; mögen ſie beſonders die Feſſeln löſen, welche faſt überall noch den Ackerbau ſo hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß und Induſtrie ſo häufig lähmen, die Hinderniſſe hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalkapitals im Wege ſtehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angebornen und erworbenen Rechten ihrer Unterthanen, ſo befolgen ſie der Nationalökonomie höchſtes Prinzip, erfüllen die heiligſte ihrer Pflichten und tragen am vollkommenſten zum Glück und Wohlſtand ihrer Völker bei. K. M.

Landecker-Bäder. Sie befinden ſich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, nicht weit von der Stadt Landeck in Schleſien und ſind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das alte oder Georgenbad ſoll ſchon im J. 1498 vom Dr. Conrad v. Berg chemiſch unterſucht worden ſein; und ſpäterhin kamen die Quellen ſo in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem iſt noch das ſogenannte neue oder Liebe Frauenbad, das 1678 erbauet ward. Das Waſſer hat eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumur, iſt ſehr hell, von etwas blaugrüner Farbe, von ſchweflichem Geruche und widerlichem Geſchmack. Die chemiſchen Beſtandtheile ſind vorzüglich aufgelöſte Schwefelleber, Kalkerde und geiſtiger Luftſtoff. Es iſt zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon iſt noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die Landecker Bäder werden vorzüglich bei Verſtopfungen, Gicht, Lähmungen ꝛc. angewendet. Alles badet im gemeinſchaftlichen Bade, nimmt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in deſſen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich ſind.

Landesvermeſſung. Wenn eine größere Landſtrecke vermeſſen werden ſoll, ſo hebt man mit Beſtimmung einer Anzahl hoch und paßlich gelegenen Haupt- oder Fixpuncte, Kirchthürme, Berggipfel u. d. m. an, die man ſich zu Dreiecken verbunden denkt, wodurch alſo die betreffende Landſtrecke in eine Anzahl von Dreiecken zerlegt und die zu entwerfende Charte mit einem Netze ſolcher Dreiecke überzogen wird, welche Operation man das geometriſche Trianguliren nennt. Hiernächſt mißt man eine Seite wirklich mit der Kette, beſtimmt die Winkel mit irgend einem Winkelinſtrumente, beſonders dem Spiegelſextanten, und findet nun die andern Seiten durch die Trigonometrie, mittelſt bloßer Rechnung. In dieſe Dreiecke wird dann das Detail durch ſpecielle Meſſung eingetragen. Nach der Verſchiedenheit des Zweckes, die eine ſolche Meſſung hat, wird ſie auch verſchieden eingerichtet. Will man blos eine allgemeine Charte vom Lande haben, ſo werden die Wege und die Flüſſe mit Schritten aufgemeſſen und die Krümmungen mit der Magnetnadel beſtimmt. Hierbei nimmt man zuerſt die Bergrücken auf, weil man auf denen die meiſten Dreieckpuncte ſehen kann, welche dem Aufnehmer als Anhaltspuncte dienen. Nachher werden die zwiſchenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken ſchon eine Anhaltlinie iſt. Iſt der Zweck der Landesvermeſſung aber die Verfertigung einer Special-Charte, welche in einem großen Maßſtabe aufgenommen wird, ſo muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen und die Entfernungen mit der Kette gemeſſen werden. Iſt endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen Flurcharte, ſo muß jedes einzelne Stück gemeſſen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet ſich in dem Artikel Cataſter, ſo wie von dem, Eingangserwähnten Verfahren, auch im Artikel Grademeſſung gehandelt worden.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Geſetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeiner Gültigkeit und größerer Gleichförmigkeit, als jene Particularrechte, war, entſtand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher iſt auch der Ausdruck: Landerben, d. h. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengeſetzt. Die deutſchen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten ſich in zwei Hauptzweige, das fränkiſche Recht im ſüdlichen, und das ſächſiſche Recht im nördlichen Deutſchland. Von beiden wurden im dreizehnten Jahrhunderte durch Privatleute Sammlungen veranſtaltet. Die ſächſiſchen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel, Sächſiſches Landrecht, zwiſchen den Jahren 1215 und 1218, der ſächſiſche Edelmann Eike von Repkow zuſammen, und dieſes Werk bildet den erſten Theil ſeines Sachſenſpiegels, (ſ. d. Art.) deſſen zweiter Theil das ſächſiſche Lehnrecht iſt, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutſchlands, Preußens, Polens rc. als Geſetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repkows verfertigte zwiſchen den Jahren 1268 und 1282 den Schwabenſpiegel, (ſ. d. Art.) deſſen erſter Theil das ſchwäbiſche Landrecht iſt. Außer dieſen beiden berühmteſten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürſten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zuſammengetragen, namentlich ſchon im dreizehnten Jahrhunderte das öſterreichſche und älteſte frieſiſche oder ruſtringer Landrecht, in

dem vierzehnten ein anderes altfrieſiſches Landrecht, das emſiger Landrecht vom Jahre 1312, die obſtalboomſchen Geſetze von 1323, das femariſche Landrecht von 1326, und das baierſche von 1346; im funfzehnten das nordfrieſiſche von 1426, und das ditmarſiſche 1447. (Vergl. deutſches Recht). In neuern Zeiten hat Friedrich Wilhelm II. ſeinem neuen Geſetzbuche den Namen preußiſches Landrecht gegeben. (S. d. folg. Art.) Oft wird auch der Name Landrecht dem Stadtrechte entgegengeſetzt HL.

Landrecht (preußiſches). Wenn ſchon in den älteſten Zeiten das Geſchäft des Geſetzgebers für eines der wichtigſten und ſchwierigſten geachtet wurde, welche in der Verwaltung eines Staats vorkommen können, ſo wird es als ein ſolches um ſo mehr in neuern Zeiten gelten müſſen, wo alle Lebensverhältniſſe verwickelter und feiner, der Kreis menſchlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher und die Sitten von der urſprünglichen Natureinfalt in ſo vielen Beziehungen gar ſehr abgewichen ſind. Wir verſtehen aber hier unter Geſetzgebung nur die Feſtſetzung von Geſetzen für die Unterthanen eines Staates, keinesweges die Beſtimmung der Staatsgrundgeſetze (legum fundamentalium), obgleich die Staatsverfaſſung auf die Geſetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die am meiſten bewunderte Geſetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unſern Staaten fortlebt, indem ſie der Grund der meiſten neuern geworden iſt, iſt die römiſche, beſonders die von Juſtinian begründete. Allein ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfaſſende, vollſtändige, klare und beſtimmte Geſetzgebung in irgend einem Staate aufzuſtellen, bildeten ſich die Geſetze gewiſſermaßen durch das Bedürfniß von ſelbſt aus den Entſcheidungen, welche in ſtreitigen Fällen die geſunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Geſetzgeber dann zum Grunde ſeiner allgemein ausſprochenen Normen gelegt wurden. So in Rom, wo lange vor Juſtinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten iſt das derſelbe Fall geweſen, auch in den preußiſchen. Hier hatten die verſchiedenen Provinzen und Landſchaften von Alters her verſchiedene Gewohnheits- und ſtatutariſche Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entſcheiden pflegte. Erſt als der Staat ſich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem ſiebenjährigen Kriege, und unter Friedrichs des Großen Regierung fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Geſetzgebung. Die wichtigen und wohlthätigen Wirkungen einer allgemeinen, ſo viel möglich vollſtändigen klaren und beſtimmten Geſetzgebung leuchteten dieſem großen Regenten ſo deutlich ein, daß er ſich, in den letzten Jahren ſeiner Regierung beſonders, weſentlich mit Ausführung dieſer Idee beſchäftigte. Es wurden von in- und ausländiſchen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Geſetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geſchäft ſtand unter der Leitung des damaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfaſſenden Rechtskenntniß großen Scharfſinn und tiefe Beurtheilung verband. Im Jahre 1792 wurde endlich die Bearbeitung des beabſichtigten Geſetzbuches unter dem Titel: Preußiſches Landrecht, öffentlich legal bekannt gemacht, und mit Geſetzeskraft verſehen. Im Jahr 1803 erſchien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, bei der ſich eine große Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der

Anhänge zu Geſetzen beſtehen. Dieſes allgemeine Preußiſche Landrecht beſteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erſte Theil 23 Titel, der zweite Theil 19 Titel enthält, der 20ſte Titel dieſes Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Geſetzbuches ausmacht. Nach der Aufſtellung allgemeiner Rechtsgrundſätze geht es zum Perſonenrechte und dann zu den Rechten in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die ſelbſt keine Rechte haben, alſo nicht Perſonen ſind, über. Man hatte gleich anfangs in dieſem Geſetzbuche getadelt, daß es zu wenig allgemein und im Allgemeinen nicht beſtimmt genug ſei, ohngeachtet viel Fleiß auf das Definiren der behandelten Gegenſtände verwandelt worden; ferner daß es das ſchon Beſtehende mehr ergänzt und modificirt, als neu geſtaltet und organiſirt habe; daß es in vielen Puncten gar zu umſtändlich und weitläuftig ſei, daher auch dem, der nicht die Rechte ſtudirt habe, oft unverſtändlich bleibe, weil er ſich aus den vielfachen Unterſcheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. ſ. w. Ferner miſche es zu viel fremdartige Gegenſtände, als polizeiliche Verordnungen, Verfügungen über gewiſſe ſpecielle Geſchäfte, wie das Berg- und Hüttenweſen, auch ſtaatsrechtliche Materien mit ein. Einer der vorzüglichſten deutſchen Rechtsgelehrten, Feuerbach, ſagt: (in ſeiner Themis) „dem preußiſchen allgemeinen Landrechte ſei es keinesweges um Erreichung höherer politiſcher Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhältniſſe ſelbſt zu thun geweſen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Geſetzgebungsplanes — an Landſchaft und Ständen, an den beſondern Rechten und Vorrechten der verſchiedenen Bürgerklaſſen — zu ſcheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leiſem Finger berühren, an dem Beſtehenden nichts Weſentliches verrücken, an keinem der wohl oder übel erworbenen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform ſei nicht ſowohl auf den Inhalt und das Weſen der Rechtsverhältniſſe, als auf ihre äußere Form und Geſtalt gegangen. Veränderung der Rechtsſtreite durch Beſtimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieſes und wenig mehr ſei die Aufgabe geweſen, welche die preußiſche Geſetzgebung habe löſen wollen, und woraus ſich alle ihre Mängel, ſammt ihren unverkennbaren Vorzügen leicht erklären ließen.“ „Bei ſolchen Aufgaben konnte ſie, fährt er fort, alle Inſtitute, die ſie vorfand, in ihrem Weſen fortbeſtehen laſſen, wenn ſie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entſtanden waren, oder noch entſtehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenſchaft, wenn gleich unter dem beſcheidenen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemeſſenheit der Fröhnden, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Vorkaufs- und Einſtandsrechte, und andere Inſtitute, wogegen ſich Vernunft und Staatsklugheit ſchon längſt kräftig ausgeſprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Beſitze und was etwa hier und da als Beſchränkung hinzukam, iſt meiſtens ſo unbedeutend oder folgenleer, daß es kaum für mehr als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiſte des aufgeklärten Zeitalters ſchuldig zu ſein glaubte. Dagegen mußte aus dem Geſichtspuncte der preußiſchen Geſetzgeber die größte Sorgfalt einerſeits auf die Formbeſtimmung der bürgerlichen Geſchäfte, andern Theils auf die größte Vollſtändigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundſätze verwandt werden. In jener Abſicht wurde bei allen bürgerlichen Geſchäften jeder Tritt und Schritt mit genauer

Pünktlichkeit gemeſſen und beſtimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten, gebunden; in der zuletzt erwähnten Abſicht mußte das Geſetzbuch zugleich ſein eigener Commentar werden und einen ſeiner erſten Vorzüge darin finden, daß es ſo viel möglich Alles dem Richter vordachte, deſſen eigenem Nachdenken ſo wenig als möglich gönnte und indem es jeden Grundſatz in allen wenn gleich noch ſo einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahlloſe Ideen und Aber zu erſchöpfen ſuchte. Die allgemeine Aufgabe der preußiſchen Geſetzgebung beſtimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel ſein ſollte, ſo war es nicht nothwendig, die ſchon beſtehenden Landesgeſetze zu verdrängen. Dieſes würde ſogar zweckwidrig geweſen ſein, weil die beſondern Landes- und Provinzialgeſetze Entſcheidungen enthalten konnten, worüber bei aller ſeiner Vollſtändigkeit das allgemeine Landrecht ſchwieg. Jede Provinz, jeder Diſtrict, jeder Ort blieb daher bei ſeinen alten Particularrechten, und das allgemeine Geſetzbuch begnügte ſich mit dem Range einer bloßen Hülfsgeſetzgebung". So Feuerbach. — Zu einem in Deutſchland allgemein einzuführenden Geſetzbuche dürfte es ſich dennoch nicht eignen, wiewohl es des ernſtlichen Studiums der Rechtsgelehrten wegen ſo mancher ſchätzbaren Anſichten, Entwickelungen und Beſtimmungen, wohl werth iſt. Sehr zum Lobe gereicht es auch dieſer Geſetzgebung, daß ſie auf Beſtimmung der Rechte der Schriftſteller und Verleger. Rückſicht genommen hat, und hier ziemlich vollſtändig iſt. Aller Nachdruck iſt, nach genauer Beſtimmung des Begriffs, ſtreng verboten. Die Rechte, neue Auflagen zu veranſtalten, ſind genau feſtgeſetzt und gehörig erörtert, ſo daß die meiſten Verhältniſſe, in welche Schriftſteller und Verleger kommen können, darnach entſchieden werden können. So gibt es in mehrern andern Theilen dieſes Geſetzbuches nicht minder treffende Verfügungen, welche auch in andern Landen der ernſteſten Beherzigung zu empfehlen ſein dürften.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütung verſtanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch ſeines Bodens vom Pächter erhält; dieſe Vergütung beſteht entweder in einem gewiſſen Theile des dem Boden abgenommenen Erzeugniſſes, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall iſt, oder in dem Preiſe eines ſolchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, alſo auch das Waſſer in Seen und Flüſſen, nicht blos das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer ſelbſt ſeinen Boden nutzt, wird ſich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm als Eigner an der Rente gehört, von dem andern, der ihm als Unternehmer vom Gewinnſte zukommt, unterſcheiden laſſen, ſobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch ſeines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieſer Rente iſt aber gewöhnlich noch Gewinnſt von einem, nicht dem Unternehmer, ſondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermiſcht, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man dieſen Gewinnſt von der ganzen Rente des Bodens ab, ſo bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Dieſe iſt als ein bloßes Geſchenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urproduction, der daſſelbe ſein

Daſein verdankt, ein abſoluter Nachtheil erwüchſe. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskaſſe abzuliefern, ſo würde dennoch die Urproduction ihren ungeſtörten Fortgang haben können, denn es würden ja derſelben dadurch eben ſo wenig ihre Kapitale als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und ſo lange dies nicht geſchieht, leidet die Production ſelbſt keinen weſentlichen Abbruch. Inzwiſchen iſt die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebote ſteht, um die Cultur ſeines Bodens zu vervollkommnen, daher muß ſtets deren gänzliche Entziehung, wenn gleich nicht poſitiv, doch negativ, höchſt nachtheilig auf die Urproduction wirken. KM.

Landſchaft heißt eigentlich eine Gegend, d. h. in politiſcher Beziehung eine Provinz, ein Land; auch die Landſtände einer Provinz, (ſ. Landſtände), dann im Allgemeinen eine Gegend, die eine ausgezeichnete Anſicht darbietet.

Landſchaftsmahlerei ſ. Mahlerei.

Landſchulen ſind zu unterſcheiden von Landesſchulen. Unter dieſen verſteht man Unterrichtsanſtalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürſtenſchulen (ſ. d. Art.) in Sachſen, Ilefeld im Hannöverſchen, ehedem Kloſter Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landſchulen dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie ſind ſpätern Urſprungs, als die Stadt- und Kloſterſchulen; denn da die Bildung überall von den höheren Ständen zu den niederen herabſteigt, konnte nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht werden, als es beſondere Lehrer für dieſe Volksclaſſe gab. In der vorchriſtlichen Zeit wuchs ſie daher ohne andern, als zufälligen Unterricht auf, und erſt das Chriſtenthum hat durch die Anordnung eines beſtimmten Lehrſtandes für dieſes Bedürfniß geſorgt. Denn ſeit die Dorfſchaften eigne Pfarrer erhielten, fingen dieſe an, ſich mit der Belehrung der Jugend in ihrer Parochieen zu beſchäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Parochen die Unterweiſung des Landvolks im Leſen, Schreiben, Latein und Kirchengeſang zur Pflicht. Aber ſchon in den Jahrhunderten, wo der Klerus den prieſterlichen Charakter annahm, und ſich aus Trägheit und Unwiſſenheit ſeinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarrer, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer ſchlafferen Aufſicht der Biſchöfe und Grundherren kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem erſten Abendmahlsgenuſſe das Glaubensbekenntniß nothdürftig herſagen konnte, und ſie wäre ganz verlaſſen geweſen, wenn ſich nicht hier und da lehrhafte Mönche ihrer angenommen hätten. Erſt ſeit dem 15. Jahrhunderte zeigen ſich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeiſter für die Jugend der niederen Volksclaſſe auf gewiſſe Zeit anzuſtellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden iſt. Die Gründung beſtehender Dorfſchulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunſt durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Mutterſprache gemeinnützig zu werden anfing. Nun erſt konnten Abcbücher, Catechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur mündlichen, der Willkühr des Lehrers überlaſſenen Unterricht einen angemeſſenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieſer Volksunterricht im-

mer noch ſehr dürftig, und konnte wegen Mangels an tauglichen Lehrern bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts keine merkliche Fortſchritte zum Beſſern machen; denn von Speners und Frankes Einfluß ging, wo er eindrang, auf das aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten beſtehende Landſchullehrerperſonale kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit über. Eben darum wurde auch durch die Landſchulordnungen mehrerer proteſtantiſchen Regierungen im nördlichen Deutſchland wenig gebeſſert. Höchſt verdienſtlich war dagegen das Beiſpiel des edlen Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf ſeinen Dörfern in der Mark durch Anſtellung geſchickter Lehrer und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden zu wahren Bildungsanſtalten für ſeine Unterthanen umſchuf. Um dieſelbe Zeit fing ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbeſſerung des Landſchulweſens ſich zu regen an. Der Dechant von Schulenſtein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Catholiſchen in Böhmen und Schleſien (vergl. d. Art. Normalſchulen). Beſondere Bildungsanſtalten für Landſchullehrer, die ſogenannten Seminarien, entſtanden in mehreren Staaten Deutſchlands, ſo wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortſchritte der Pädagogik konnten nun die Früchte durch beſſer gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts iſt die Reform der Landſchulen immer mehr ein Gegenſtand öffentlicher Verhandlungen in Zeitſchriften und auf ſtändiſchen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an der alten Maxime des Deſpotismus, den Landmann in ſeiner Rohheit zu laſſen, noch am längſten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz überſehen hatten, mußten endlich liberalere Geſinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutſchland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für dieſe wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden iſt dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Reviſion des öffentlichen Unterrichts in den 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen ſelbſt den holländiſchen und niederdeutſchen Dorfſchulen die Ehre des Vorzugs vor den franzöſiſchen zugeſtehen. Denn dieſe letzteren, die ſogenannten Primärſchulen in Frankreich, ſind während der Revolution und durch die Seculariſation aller kirchlichen Fonds, an den meiſten Orten eingegangen, und die kaiſerliche Univerſität, von der ſie abhängig gemacht wurden, hatte ſie bei weitem nicht an allen Orten wieder herſtellen können, ſo daß es noch jetzt eine Menge nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich giebt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeiſtern, die die Aeltern auf eine Zeitlang dingen, preisgegeben wird. Das Meiſte für dieſen Theil des Volksunterrichts in Frankreich thun noch die Brüder der chriſtlichen Schulen, ein geiſtlicher Orden, der ſich wegen ſeiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Freilich blieb auch in Deutſchland noch mancher zweckmäßige Vorſchlag in Anſehung der Dorfſchulen aus Mangel an Fonds und gutem Willen unausgeführt, und mancher hindernde Uebelſtand beim Alten. Die den Grundherren zu leiſtenden Frohn- und Hofdienſte der Aeltern ſind, wo ſie noch beſtehen, eine Urſache häufiger Schulverſäumniſſe ihrer Kinder, die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anſtrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten; denn Induſtrieſchulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit

zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten verſucht. Ueberdieß ſind die Schulmeiſter immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs geſtört, und ſelbſt diejenigen, welche wirklich das Beſſere kennen und anwenden wollen, müſſen ſich oft in ihren Streben durch eigenſinnige Vorgeſetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert ſehen. Nirgends indeß ſind Verbeſſerungen ſchwerer und langſamer ins Werk zu ſetzen, als in dem weiten und erſt ſeit einigen Jahrzehnden urbar gewordenen Gebiete des Landſchulweſens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien ſchon viel zur Bildung geſchickter Lehrer geleiſtet wird, ſo muß man ſich mit dem, was einige Regierungen zur Reform der Schulen ſelbſt, und zur Verbeſſerung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, zufrieden ſtellen und von den bevorſtehenden Jahren des Friedens hoffen, daß eine ſo wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförderer finden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den dem Landmanne nothwendigen Kenntniſſen und Fertigkeiten müſſen dabei, nach den bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwiſſerei gemachten Erfahrungen, natürlich mehr in Betracht kommen, als eine die Zeit zerſtückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenſtände, und am wenigſten darf, wie noch häufig bei öffentlich veranſtaltetem Landſchulverbeſſerungen zu geſchehen pflegt, auf glänzenden Außenſchein u. Bewunderung hingearbeitet werden.

Landſeen ſ. Seen.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt, Sitz eines Landgerichts im Iſarkreiſe, in Niederbaiern mit 7800 Einw., an der Iſar, die hier eine Inſel bildet, auf der die Vorſtadt ſteht. Auf dem nächſtgelegenen Berge iſt das unbewohnte, ehemals feſte Schloß Trausnitz befindlich, welches 134 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte beſtimmt iſt. In der Stadt ſelbſt iſt ein herzoglicher Palaſt, der neue Bau genannt, und das Landſchaftshaus. Der Kirchthurm beim Collegiatſtifte St. Martini iſt einer der höchſten in ganz Deutſchland. Er hat 456 Fuß, und 603 Stufen. Im J. 1803 wurde die Landesuniverſität von Ingolſtadt nach Landshut verlegt, am 4. Jun. die feierliche Einweihung derſelben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Univerſität beigelegt. Sie hat treffliche Sammlungen und Anſtalten, ſteht unmittelbar unter dem Miniſterio des Innern, und beſteht aus 2 Hauptclaſſen, der allgemeinen und beſondern, deren jede 4 Sectionen hat. Jede Section hat einen Director. Zu der Section der philoſophiſchen Wiſſenſchaften gehören die als Schriftſteller bekannten Prof. Röppen und Salat; zu der mathematiſchen und phyſikaliſchen D. Stahl, Magold und Fuchs; zur hiſtoriſchen Mannert, Siebenkees; zu der der ſchönen Wiſſenſchaften Fr. Aſt und Klotz; zur theologiſchen die Proff. Zimmer, Sailer, Winter, Michl, Dereſer; zur juriſtiſchen Gönner, Krüll, Moshamm, die Doctoren Henke, Unterholzner, zur mediciniſchen Röſchlaub, Walther, Tiedemann; zur ſtaatswirthſchaftlichen Weber ꝛc. Ueberhaupt 38 Profeſſoren, und gegen 600 Studenten. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöſter in Landshut, acht an der Zahl, ſind zum Beſten der Univerſität aufgehoben worden. — Auch führen den Namen Landshut ein Schloß nebſt Voigtei im Canton Bern und eine Stadt am Bober im ſchleſiſchen Fürſtenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häuſern. —

Landshut (Lancut) heißt auch eine Stadt in Gallizien, im Samborer Kreiſe an der ungariſchen Grenze.

Landſtände hießen bisher die, durch Geburt, Herkommen und Landesreceſſe (Verträge zwiſchen dem Landesherrn und den Ständen ſeines Landgebiets) berufenen Claſſen derjenigen Staatsbürger, welche mehrere Landesherrn im deutſchen Reiche auf dem Landtage, oder in Ausſchüſſen (Deputationen) um ſich verſammelten, um mit ihnen über die Angelegenheiten des Landes verfaſſungsmäßig ſich zu berathen, und mit ihrer Zuſtimmung Beſchlüſſe in Hinſicht der Geſetze, Steuern, Landespolizei, u. ſ. w. abzufaſſen. Schon die alten Deutſchen, König und Volk, hatten nämlich ſo viel geſunden Menſchenverſtand, um einzuſehen, daß der Staatswille, welcher regiert, nur durch gegenſeitige Beſprechungen des Fürſten und des Volks über die Bedürfniſſe des Landes aufgeklärt, zweckmäßig geleitet und durch die eigne Ueberzeugung der Regierten von der Nothwendigkeit und Weisheit der gefaßten Beſchlüſſe am kräftigſten unterſtützt werden könne. Da die meiſten Staatsgebiete durch Eroberung entſtanden waren, da eben daher der Landbeſitz die Eigenſchaft eines Staatsbürgers beſtimmte, da ferner das Lehnsverhältniß die einzelnen Grundbeſitzer mit dem allgemeinen Landbeſitzer verband, das Staatswohl aber auf Tapferkeit und Weisheit beruht, da man den Sinn, für das Staatsbeſte zu wachen, nur den freien, oder den ſelbſtſtändigen Grundbeſitzern, ſo wie die Fähigkeit, darüber zu urtheilen, nur dieſen und der ausſchließend durch Kenntniſſe und geiſtige Ueberlegenheit einflußreichen Geiſtlichkeit zutraute, ſo kam es, daß die freien Landſaſſen (der Ritterſtand) und die Prälaten (der höhere geiſtliche Stand) die beiden Claſſen (Curien) der Reichsſtände, ſo wie (nach dem Muſter der Reichsverfaſſung) auch die der Landſtände ausmachten. Späterhin wußte der Adel allein das Vorrecht des freien, landtagsfähigen, Landſaſſiats ſich zuzueignen; doch erhielten bald auch die Städte, vermöge ihrer Municipalverfaſſung als Corporationen ebenfalls freie Landſaſſen, bei ihrem durch Kunſtfleiß und Handel geſtiegenen Reichthum und politiſcher Wichtigkeit (für die Bedürfniſſe der Fürſten) das Recht der Reichs- und eben ſo auch der Landſtandſchaft; insbeſondere als die Fürſten ſahen, daß die Städte eine Stütze des Throns waren gegen die ſtolzen Anmaßungen der ſich den Fürſten als ebenbürtig gleichſtellenden Adelsmacht und gegen die kühne Herrſchaft der durch die Idee der Kirche vom Staate unabhängigen Geiſtlichkeit, welche nur durch den Lehnbeſitz von Landgütern in den Geſammtverband des freien Landſaſſiats eintrat. So kam zu den Ständen der Prälaten und der Ritterſchaft ein dritter hinzu, der Bürgerſtand, welcher aber nur durch Abgeordnete der Corporationen, indem dieſe allein als ſolche Landſaſſen waren, auf den Reichs- und den Landtagen erſcheinen konnte. Weil die Bauern entweder Hörige oder Unfreie, die freien Bauern aber nicht begütert genug waren, um wie der Ritterſtand den Heerdienſt zu Roß zu leiſten, und das er zu dem Gefolge des Fürſten nicht gehörten, ſo gelangten ſie in den meiſten Staaten germaniſchen Urſprungs nicht zu dem Beſitze der Landſtandſchaft. Des ehemaligen monarchiſchen Frankreichs Etats-généraux, die beiden Häuſer des brittiſchen Parlaments, und Schwedens Reichsſtände in vier Curien ſind Abarten jenes ächtdeutſchen Inſtituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entſprungen. Die Entwickelung der ſtändiſchen Verfaſſung erklärt die Geſchichte. Unſere Altvordern waren nämlich freie Man-

nen, daher geborne Krieger. Die Geſammtmaſſe der Nation bildete ein ſich ſelbſt ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verfügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung des im Felde ſtehenden Theils, das Erfoderliche lieferte. Dies iſt die erſte, blos dem Heerbann angepaßte Steuerverfaſſung aller deutſchen Völkerſchaften. Sie beſtand früher unter den Schwaben (Sueven), als unter den Saſſen, weil jene früher als dieſe mit auswärtigen Ländern, beſonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Seſſen brachten ihren Fürſten zur Führung des Krieges anfangs nur freiwillige Gaben, meiſtens Naturalien; allein ſolche erbetene Gaben (Beeten) verlangten in der Folge auch die Geleitsführer, welche mit ihren Geſellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten. Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Laſten beſchwert, wovon die älteſte einfache Verfaſſung nichts wußte, als noch jeder Wehrmann mit dem Heerbanne zur Vertheidigung ſeines Heerdes auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirthſchaft zu Hauſe fortſetzten. In dieſer Zeit war die Nationalrepräſentation durchaus perſönlich; denn jeder freie Mann erſchien in der Verſammlung ſtimmfähig, und die Stimme der Edelinge, ſelbſt des Fürſten, galt nicht mehr, als die der Gemeinfrein. Doch leitete der Prieſter, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wiehern der heiligen Roſſe, Looſe u. ſ. f.) das Ganze nach den Abſichten der Großen, mit denen er einverſtanden war. Die zweite Hauptepoche der deutſchen Steuerverfaſſung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutſchland unter das fränkiſche Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten ſich nun jährlich dreimal dem Edelvoigte zur Muſterung ſtellen, und ihm dabei ein gewiſſes Maß Proviantkorn, den Batepfennig oder ein Huhn u. ſ. f. liefern. Dies waren die erſten ſtehenden Steuern. Bald folgten die Charikatieven oder Auxiliengelder für den König; die Heerſteuern und Hoſtendienſte von allen fränkiſchen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehen konnten; die Heerbannsbrüche derer, welche ſich dem Aufgebote nicht ſtellten; die Sendgelder für den königl. Sendgrafen und für die Biſchöfe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenviſitation im Lande herumreiſeten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königl. Zölle. Dieſe Steuern lagen auf allen Landeigenthümern ohne Unterſchied des Standes; der Adel blieb dabei gar nicht, und die Geiſtlichkeit nur in ſofern verſchont, daß jeder Kirche ein ſteuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königspfennigs, des Grafenſchatzes und des Zehnten verbunden; auch hatte überdieß der königl. Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Kriegs in ſeinem Gau auf zwei Drittheile des im Felde ſtehenden Getreides Beſchlag zu legen, und ſolches als Magazinkorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerweſen, als der Heerbann der Dienſt-Lehnsmannſchaft weichen mußte. Nun galt der Grundſatz: wer keine perſönlichen Kriegsdienſte leiſtet, wird mit einer ordentlichen Steuer belegt; Stifter und Klöſter müſſen dagegen die geringern Kriegslaſten des Heerwagens, der Herberge und der erſten Bate tragen. Jetzt war ſchon die Maſſe der Nation unfrei, Adel und Geiſtlichkeit repräſentirten das Ganze. Die Nationalverſammlungen verſchwanden, und an ihre Stelle traten Landtage, wo der Fürſt dem Adel und der Geiſtlichkeit ſeine Wünſche und Foderungen vorlegte, dazu ihre Beiſtimmung und die Bewilligung der Banden (Steuern, deren er bedurfte, erbat. Natürlich ſchob nun

der Adel ſowohl als die Geiſtlichkeit die ſchwerſten Laſten auf ſeine Hinterſaſſen, immer jedoch die letztere vorſichtiger als der erſtere, welcher gewöhnlich ſeine Eigenen nur in ſo weit ſchonte, daß ſie die ihm zu leiſtenden Leibespflichten und Dienſte, die Beſthaupts-, Bademunds-, Wildfangs- und andere perſönliche Abgaben nach wie vor entrichten konnten. Ruinirte aber der Edeling ſeine Hörigen gänzlich, ſo entliefen ſie ihm; der Acker blieb unbebaut und der Gutshaushalt verfiel. Alſo ward der ganze unfreie Theil der Nation nur in ſofern durch die beiden Stände geſchützt oder repräſentirt, als es ihr eigener unmittelbarer Vortheil erheiſchte. Allein mit dem Aufblühen der Städte trat ein dritter Stand in die Schranken, der mit den beiden erſten bei Steuerbewilligungen in ſtete Reibung gerieth. Der Bürger wurde nämlich durch Handel und Induſtrie wohlhabend, durch Wohlhabenheit keck, durch das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit zur Freiheit reif, und bald auf dieſem Wege wirklich frei. Dabei hatte der Krieg durch die Einführung der Söldermiliz gleichfalls einen neuen Charakter angenommen. Die Fürſten geriethen dadurch in Schulden; das unkluge Syſtem der Ländertheilung ſchwächte ihre Macht noch mehr, und ſie bedurften reichlicher ſtädtiſcher Beiſteuern. Da ſie nicht vermochten, die befeſtigten Städte mit Gewalt zu zwingen, ſo mußten ſie den Städtebewohnern das Recht einräumen, gleichfalls auf den Landtagen durch ihre Vorſteher zu erſcheinen, die dann das ſtädtiſche Gemeinweſen repräſentirten, und ihre freie Zuſtimmung zur Bewilligung der erfoderlichen Steuern gaben. Aus der Art, wie dieſe Repräſentationsbefugniß des dritten Standes entſtand, läßt ſich ſchon abnehmen, daß die kleineren Städte weit länger unter dem Drucke willkührlicher Gewalt ſeufzen mußten als die größern, welche früher die Macht in Händen hatten, Ja oder Nein zu ſagen. Es iſt eben daraus klar, warum die kleinen Städte weit ſpäter zum Repräſentationsrechte gelangten als die großen, und ſie würden vielleicht nie dazu gelangt ſein, wenn nicht die Fürſten endlich begriffen hätten, es ſei ihr eigener Vortheil, das ſtädtiſche Gemeinweſen gegen den raubſüchtigen trotzigen Adel zu begünſtigen, damit, wenn dieſer den Fürſten Gehorſam verweigerte, der Fürſt an den Städten ein Gegengewicht habe. So weit war faſt in allen Staaten deutſchen Urſprungs die Sache um die Mitte des 15. Jahrhunderts gediehen. Mit der Söldnermiliz traten die Schatz- und Viehſteuern, die Land- und Nothbanden, das Gewerffgeld, das Umgeld, der Handlohn und die Fräuleinſteuer ein; Steuern, die ſämmtlich von den Banden des vorigen Zeitraums dadurch abweichen, daß jene ohne Maßgabe vorübergehender Bedürfniſſe periodiſch auf das Grundeigenthum gelegt, dieſe aber bleibende Steuern wurden, weil die Staatsbedürfniſſe bleibend waren. Nach dem 15. Jahrhunderte entwickelte ſich hieraus mehr und mehr die ſtändiſche Verfaſſung, und ſie erhielt völlige Conſiſtenz, als der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zuſammenberufenen Prälaten, Rittern und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche ſein außerordentliches Bedürfniß erheiſchte, und dann die Stände für die Befriedigung deſſelben Sorge tragen mußten. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem Adel und der Geiſtlichkeit in heftige Reibung gerieth. Denn Adel und Geiſtlichkeit mochten immer lieber Steuern bewilligen, als Städteabgeordnete, weil das Verwilligte nicht unmittelbar von des Adels und der Prälaten Gütern kam, da hingegen der ſtädtiſche Deputirte von ſeinem eigenen Gute unmittelbar zahlen, auch überdieß

ſeinen Committenten (dem Rathe und den Gilden) für ſeine Bewilligung verantwortlich ſein mußte. Es lag ferner in der Natur der Sache, daß der Adel, welcher ausſchließlich den Fürſten umgab, dieſen gewöhnlich anreizte, den Trotz der Städte zu brechen, in das ſtädtiſche Recht und die Verfaſſung, ſobald nur Gelegenheit dazu vorhanden war, Gewaltgriffe zu verſuchen, und den beſpöttelten Bürgerſtolz zu demüthigen. Die höhere Geiſtlichkeit, welche dem Fürſten und dem Adel näher ſtand, als dem Volke, ſtimmte meiſtens in jene Zuhetzungen ein. Es war eine nothwendige Folge dieſer Einrichtung, daß derjenige Fürſt ſeine Stände am unumſchränkteſten beherrſchte, der ihrer Geldbewilligungen am wenigſten bedurfte; daß hingegen die Stände ihre Rechte unter ſolchen Regierungen am meiſten erweiterten, welche durch Schuldennoth und außerordentliche Ausgaben für den Krieg oder für den Glanz des Hofs u. ſ. f. gezwungen waren, die Stände um Bewilligung neuer Steuern häufig anzugehen. Adel und Geiſtlichkeit waren unter ſolchen Umſtänden faſt immer auf Koſten des dritten Standes einig. Ihre Bewilligungen geſchahen unter dem Titel freiwillig übernommener Zuſchüſſe, oder gar unter dem Namen von Geſchenken, wobei ſtets reſervirt ward, daß daraus für den Landesherrn kein Recht, und für ſie keine Pflicht in ähnlichen Fällen erwachſen ſolle. Unter ſolchen Umſtänden kam denn auch keine Einrichtung früher zur Reife, als die des ſtändiſchen Ausſchuſſes, welcher die Eintreibung der bewilligten Gelder und deren Verwendung zur Abtragung der Schulden beſorgen, einen Schatzeinnehmer und Schatzſchreiber wählen und die Controlle führen mußte. Dieſer ſtändiſche Ausſchuß erhielt faſt in allen deutſchen Ländern gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts Einfluß auf die Geſetzgebung. Er hatte bei der Erbfolge im Fürſtenhauſe eine entſcheidende Stimme und wachte über die Landesgeſetze. Durch ihn wurden die Landesbeſchwerden an den Fürſten gebracht, und ſelbſt bei Vermählungen fürſtlicher Söhne und Töchter verlangte er zu Rathe gezogen zu werden. Er behauptete ſogar das Recht zu beſitzen, ſich in das Schul-, Kirchen- und Erziehungweſen des Landes zu miſchen, über Krieg und Frieden, oder wenigſtens bei Vermehrung und Verwendung der Kriegsmacht zu Rathe gezogen zu werden. Endlich foderte er die Befugniß, ſich, wenn es des Landes Nothdurft erheiſche, ſelbſt ohne Einwilligung des Fürſten verſammeln zu dürfen. Eine Folge davon war, daß die meiſten deutſchen Fürſten, ehe ſie Macht genug hatten, ihren Ständen offenbar die Spitze zu bieten, ſich gegen deren Einmiſchung in Regierungsangelegenheiten dadurch zu ſichern ſuchten, daß ſie die Regierungsbehörden, von deren Wirkſamkeit die Behauptung der Landeshoheit abhing, vollkommen organiſirten, und dadurch ein Gegengewicht gegen jene Anmaßungen bewirkten. Auf dieſem Wege haben die Geheimeraths-, Cammer-, Kriegs- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Spielraum gewann, in ſofern gewann auch der bis jetzt leibeigene Bauer an Freiheit, Wohlſtand und froherem Lebensgenuſſe. Denn die fürſtlichen Räthe (ſehr oft Männer des bürgerlichen Standes) waren klug genug, ihren Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer den Plackereien und der Willkühr der Gutsherrn entzogen werde, er um ſo mehr auch zu den allgemeinen Staatsbedürfniſſen beitragen könne. Wo der Landesherr dies begriffen hatte, und durch fortdauernde Geldnoth nicht von den Ständen abhängig blieb, wurde überall das Schickſal des Bauernſtandes erleichtert und die Leibeigenſchaft allmählich abgeſchafft. Wo das Gegen-

theil Statt fand, oder wo die Stände (beſonders der Adel) dominirten, da gelangte der Bauer zu keinem feſten Eigenthume, kaum zur perſönlichen Freiheit, und die kleineren Landſtände verfielen, indem die größeren, welche viele Rittergüter beſaßen, und zum Theil keine Rechnung ablegen durften, an das Intereſſe des Adels ſich anſchloſſen. Man vergleiche nur Mecklenburg mit Braunſchweig, oder die Lauſitzen mit den benachbarten Provinzen u. ſ. f. Das Aufſtreben der deutſchen Fürſten zur Souveränetät hat der Verbeſſerung des Zuſtandes der Bürger und Bauern zu keiner Zeit ſo viele Hinderniſſe in den Weg gelegt, als die ſelbſtſüchtige Politik der beiden erſten Stände. Nirgends iſt (man denke nur an die Geſchichte der Landtage in Sachſen!) eine gerechte und gleichförmige Beſteurung aller Volksclaſſen länger aufgehalten worden, als wo die privilegirten Stände die Gewalt behielten, darüber eine entſcheidende Stimme abzugeben. Selbſt die Verbeſſerung der Schulanſtalten hat hier und da bei der Einrede der Stände Hinderniſſe gefunden. Man denke nur an die Streithändel im Herzogthume Braunſchweig bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer zweckmäßigen Liturgie und eines allgemeinen Schulcollegiums! Der Esprit du corps, nicht der Gemeingeiſt hat aller Orten unſere Landſtände geleitet. Dies lag ſchon in ihrer Entſtehung und Ausbildung. Von der Wiedereinſetzung der Landſtände nach alter Form darf alſo kein unbefangener Forſcher vaterländiſcher Geſchichte ein großes Heil erwarten. Sie waren nie wahre Repräſentanten der Nation, und konnten es auch in ihrer Zuſammenſetzung nicht ſein. Sie waren, ſobald der Fürſt und ſeine Räthe nur Feſtigkeit, Gewandtheit und Klugheit genug beſaßen, nicht ein mal kräftige Bollwerke willkührlicher Gewalt; ja ſie ſanken nicht ſelten zu einem leeren Schattenbilde herab, oder wurden koſtbare Bewilligungsmaſchinen, um Staatsſchulden und Steuern zu vermehren. Daher gab bei einem kürzlich gehaltenen Landtage ein ſtädtiſcher Deputirter auf die Frage: was die Städte für Beſchwerden anzuzeigen hätten, die bittre Antwort: „Wir hätten nur eine, die, daß ſeit mehrern Landtagen keine unſrer Beſchwerden beachtet und abgeſtellt worden iſt.“ — Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandsſinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräſentation iſt uns nöthig, wenn Deutſchland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlſtande, erſtehen ſoll. In dieſer Erwartung hat das Volk, nicht der Adel, den von fremder Gewalt unterdrückten Staat gerettet, die Feſſeln zerbrochen, und der Fürſten Macht und Ehre kräftig wieder hergeſtellt. Das ganze Volk muß alſo repräſentirt werden, nicht die adelige Hufe, nicht das geiſtliche Stift, nicht die ſtädtiſchen Gemeinheiten allein. Ob eine Repräſentation des Volks überhaupt nöthig ſei, oder ob Landſtände, namentlich in Deutſchland, zum Wohl des Ganzen gehören, kann wohl nur der Herausgeber des literariſchen Wochenblatts (A. v. Kotzebue) bezweifeln, oder irgend ein Miniſter, der ſich für untrüglich hält, und lieber Alles auf eigne und fremde Gefahr thut, ehe er ſeine Eigenthumsliebe durch die Gegenrede kluger und ſelbſtſtändiger Männer verwundet ſehen mag. Doch ſo denken, Gott ſei Dank, die Monarchen nicht, welche in Wien verſammelt waren, noch die Fürſten des deutſchen Bundes. Sie führen den Scepter nicht unbedingt mit eigner Hand; denn ſie ſind beſcheiden wie König Alf im Yngurd, wenn er ſagt:

„Soll ich's geſtehn? Weil mir der Muth gebricht,
Das Schickſal eines Volks **allein** zu lenken,
Wie Gott die Welt."

Sie ſind überzeugt, daß es vorzüglich ihr Intereſſe ſei, die große, dem moraliſchen Gefühl ſo furchtbare Verantwortlichkeit für das Wohl der Völker mit den Völkern ſelbſt auf dem Wege der ſogenannten Repräſentation zu theilen. Sie ſind ferner überzeugt, daß es nach den Erfahrungen, die der treffliche **Friedrich Karl von Moſer** in ſeinen Schriften hierüber aufgeſtellt hat, gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt keinen beſſern Schutz gebe, als landſtändiſche Verfaſſungen. Sie ſind endlich überzeugt, daß eine volksgemäße ſtändiſche Theilnahme an der Regierung (wie Frankreichs und Englands Beiſpiele zeigen) die ſicherſte **Stütze der Legitimität** ſei. Aber eben darum ſollte den ſtändiſchen Repräſentanten nicht bloße Berathung, ſondern in weſentlichen Dingen, beſonders in Beziehung auf Geſetze und Steuern, auch **Entſcheidung** zukommen, ſo daß ohne ihre Einwilligung vom Regenten weder ein neues Geſetz gegeben, noch eine neue Steuer ausgeſchrieben, noch auf andre Art (Allianzen, Truppenvermehrung u. ſ. w.) die Laſt des Staats vermehrt werden dürfte. Eben daher ſollte ihnen auch das Recht der **Einſicht in die Rechnungen** über Staats-Einnahme und Ausgabe, das Recht der **Beſchwerde** über Fehler und Mißbräuche in der Verwaltung, und das Recht der **öffentlichen Bekanntmachung** ihrer Verhandlungen durch den Druck ohne vorgängige Cenſur zukommen. In dieſem Sinne iſt der 13. Artikel der deutſchen Bundesacte zu verſtehn, welcher allen deutſchen Ländern eine ſtändiſche Verfaſſung zuſichert; denn ſonſt würde dieſe Zuſicherung, die aus den liberalen Anſichten des Kaiſers Alexander und mehrerer weiſen Staatsmänner hervorging, wohl kein „den gerechten Erwartungen der Völker und der Aufklärung des Zeitalters" wie man ankündigte, entſprechendes Fürſtenwort ſein. Und in dieſem Sinne haben jenes Wort ſchon mehrere deutſche Fürſten gelöſt: zuerſt der **Großherzog von Sachſen-Weimar, Karl Auguſt.** Er gab im Sept. 1815 ſeinem Volke das Recht, aus allen Claſſen der Staatsbürger **eine** Repräſentation zu wählen, welche (ohne in Kammern geſchieden zu ſein) zur Geſetzgebung und den Finanzſachen nach freier Prüfung mitwirken ſoll, gegen Mängel und Mißbräuche Vorſtellungen thun, und auf rechtliche Unterſuchungen gegen willkührliche Eingriffe der Staatsbeamten antragen darf. Dieſem Beiſpiele folgte der Herzog von **Naſſau**; hierauf gab der Herzog von **Sachſen-Hildburghauſen** ſeinem Fürſtenthume den 19. März 1818 eine ſtändiſche Verfaſſung (aus allen Ständen nur **eine** Kammer), wie man ſie erwarten konnte; und der Bundestag beſchloß, über dieſe allgemeine Angelegenheit der Nation binnen Jahresfriſt die Erklärungen der einzelnen deutſchen Souveräne zu erwarten. Nun erſchien die **baierſche** Conſtitution vom 27. Mai 1818, welche Reichs- oder Landſtände in **zwei** Kammern, die eine durch das Recht der Geburt, die andre durch das Recht der Wahl, einführte; eben ſo die **Badenſche** vom J. 1818, und die Würtembergiſche vom J. 1819. Die liberalſte iſt die von **Lippe-Detmold** vom J. 1819. **Heſſen-Darmſtadt** erhielt 1820 eine Verfaſſung. In Hannover, Braunſchweig ꝛc. wurden die alten ſtändiſchen Formen umgebildet. Ueberhaupt ſcheint es, daß man die Verbindung von **Erb-** (Herrenbänken oder Adelskammern) und von **Wahlſtänden** als das ſicherſte Steuer-

ruder betrachte, um das Staatsſchiff zwiſchen den Untiefen der Ariſtokratie und zwiſchen den Klippen der Demokratie hindurch zu ſteuern. Vergl. die Art. Staatsverfaſſung, Großbritannien, Königreich der Niederlande, Frankreich, Polen u. ſ. w.

Landſtandſchaft, das Recht der Landſtände. (S. d. Art.)

Landſtraßen (Heerſtraßen) ſ. den Art. Chauſſeen und Kunſtſtraßen.

Landſturm, ſ. Landwehr.

Landtage, ſind die Verſammlungen des Fürſten und der Stände eines Landes oder einer Provinz, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathſchlagen. Sie ſind entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landſtände, oder Ausſchußtage, wenn nur die Vornehmſten der Ritterſchaft und der Kreis- oder ausſchreibenden Städte, zuſammenberufen werden. Die Beſchlüſſe, welche auf den Landtagen gefaßt werden, heißen Landtagsabſchiede oder Receſſe, und haben die Kraft einer Landesconſtitution. Landtage in Polen wurden in jeder Woywodſchaft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denſelben nicht allein die Landboten erwählt, ſondern auch berathſchlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden ſolle, und darnach die Landboten mit nöthiger Inſtruction verſehen. — Die Landtage in Sachſen ſind eine allgemeine Verſammlung der Landſtände, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausſchreiben läßt, und werden alle 6 Jahre oder bei außerordentlichen Gelegenheiten gehalten. Die Stände theilen ſich im Allgemeinen in zwei Claſſen: die erſte faßt die Prälaten (wozu die Univerſitäten gehören), Grafen, Freiherrn und den übrigen Adel, die zweite die Städte in ſich. Die erſte Claſſe theilt ſich wieder in zwei Collegia, zu deren erſterer die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterſchaft, welche ſtets einen Erbmarſchall aus der Löſerſchen Familie, und die hiernächſt ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt ſich in den engern und weitern Ausſchuß und in die allgemeine Ritterſchaft. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; ſie theilen ſich ebenfalls in den engern und weitern Ausſchuß und in die gemeinen Städte. Die Stände haben auch ein Votum conſultativum, und müſſen erſcheinen, wann und wohin ſie der Landesfürſt beſcheidet, von deſſen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern ſoll, abhängt.

Landwehr, Landſturm. Schon in den fränkiſchen Capitularien Lantweri finden wir ein Maſſeaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landſturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäiſche Heerweſen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Cabinetspolitik allmälig entfernt hatte, ſo erloſchen auch jene vaterländiſchen, ſchon unter Heinrich I im 10. Jahrhunderte gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutz der deutſchen Unabhängigkeit getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16. und 17. Jahrh. der Landſturm ſowohl zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenſeit der Grenze durch die Reichsſatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienſt nannte man die gemeine Folge, den auswärtigen hohe Reiſe. Selbſt jeder neu aufgenommene Bürger mußte ſich in mehrern deutſchen Ländern, wie in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt ſich hier und da eine Spur davon in der ſ. g. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines zum Feldbienſt auf den Nothfall beſtimmten

Volkstheils, die auch außer Deutſchland in den meiſten europäiſchen Staaten zur Ergänzung oder Unterſtützung des ſtehenden Heeres vorhanden war. Die franzöſiſche Revolution ſtellte zuerſt eine der neuern Kriegskunſt angemeſſene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Uebergewicht derſelben über die bloßen Soldheere, koſtbare Kriegsmaſchienen ohne Volksgeiſt, ward nur zu bald ſichtbar. Man verſuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutſchland etwas Aehnliches entgegenzuſtellen, und bot in einigen Gegenden einen Landſturm auf, an deſſen Spitze ſich der Staatsminiſter Albini (ſ. d. Art.) ſtellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erſt nach dem preßburger Frieden fühlte der öſterreichiſche Staat die Nothwendigkeit, das Heerweſen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeiſt zu gründen. So ward im J. 1808 in den öſterreichiſchen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann beſtehen und das ſtehende Heer unterſtützen ſollte. Jeder Inländer bis zum 45. Jahre war zum Dienſt in derſelben verpflichtet. Dieſem Beiſpiele folgten Rußland im J. 1812, Preußen und die übrigen deutſchen Staaten im J. 1813. Zugleich ward ein Landſturm, d. h. ein Volksaufgebot in Maſſe, angeordnet, der erſt bei dem Erſcheinen des Feindes in dem Lande ſelbſt in Thätigkeit geſetzt und nie außerhalb der Grenzen gebraucht werden ſollte. So wirkſam ſich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man ſie als eine Ergänzung des ſtehenden Heeres dieſem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt; ſo wenig Erfolg ſcheint man ſich doch im Ganzen von dem Landſturm in allen ſolchen Ländern verſprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht ſchon vermöge der Localbeſchaffenheit und der Lebensart kriegeriſch ſind. Daher ſind Landwehr und Landſturm in einigen Ländern wieder aufgelöſt worden. Der deutſche Bundestag hat 1819 blos ein Bundesheer zu organiſiren angefangen.

Landwirthſchaft, iſt dasjenige Gewerbe, welches die Production, zum Theil auch die fernere Bearbeitung vegetabiliſcher und animaliſcher Subſtanzen zum Zweck hat. Sie ſtrebt, wie jedes andere Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn und heißt vollkommen, wenn dieſer möglichſt hoch und zugleich nachhaltend iſt. Dieſes Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, iſt auf Naturkräfte gegründet und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beſchleunigt, nichts darf verſäumt werden. Verhältniſſe und Umſtände, die ſelten vorher zu beſtimmen ſind, müſſen möglichſt genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirkſam zu leiten. — Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbsſphäre d. i. ein Landgut, eine eigene Einrichtung deſſelben, einen angemeſſenen Beſotz oder Inventarium (ſ. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigner Art, und überdieß ein ſtarkes Betriebscapital. Durch dieſe Umſtände iſt die Landwirthſchaft an ſich zum ſichern Gewerbe geworden und wird es noch mehr dadurch, daß es nur unentbehrlich gewordene Producte zum Object hat. Da die erſtern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältniſſe verbleiben, ſo gibt der Preis derſelben auch den Maßſtab zum allgemeinen Arbeitspreiſe. Zwei Drittheile bis 4/5 der Einwohner beſchäftigen ſich mit der Landwirthſchaft; ein bedeutender Theil der übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthſchaftlicher Erzeugniſſe. Je höher eine Nation an Cultur ſteigt, deſto mehr ſteigt auch die Production, weil die Ge-

ſchicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 29—30 und mehr. Noch wiſſen wir eigentlich nicht, wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wohl aber, daß ſich mit deſſen Kultur die Arbeit vermehrt und dieſe Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverſtändige Maßregeln nehmen. Ein ſtark bevölkertes Land iſt auch zugleich ein gleichmäßig cultivirtes. Aus dem Artikel *Kornbill* erweiſ't ſich, daß England nicht ſo wohl durch ſeine viel geprieſenen Fabriken und ſeinen Handel als vielmehr durch ſeine Landwirthſchaft reich geworden iſt. Mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthſchaft wächſt das Nationalvermögen. Ein Agriculturſtaat fällt darum auch nur allein mit der Abnahme der Bevölkerung. Durch die Landwirthſchaft wird ein Volk unabhängig von Außen und hat als Staat im Innern ſeine nöthige Bindung und Feſtigkeit, denn es erzeugt ſeine bekannten und berechneten Bedürfniſſe. Dieſe Erzeugung beſchäftigt die an dieſelbe geſchloſſene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar und den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthſchaft die Werkzeuge und andere Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfniſſe des Volks gewerbsthätig ſind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthſchaft wird als Kunſt ausgeübt, d. h. man betreibt ſie nach gewiſſen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfſinn in Verein der Naturwiſſenſchaften geſchaffen wurden. Sie kann daher als Kunſt erlernt, aber auch als Wiſſenſchaft gelehrt werden. In ſo fern ſie als Kunſt betrachtet wird, führt ſie den Namen der *niedern Landwirthſchaft*, als Wiſſenſchaft heißt ſie die *höhere Landwirthſchaftswiſſenſchaft*. Jene nennt man auch den beſondern und dieſen den allgemeinen Theil. — Rein wiſſenſchaftlich iſt ſie erſt in der jüngſten Periode bearbeitet worden, wenn man auch vorher ſchon ein wiſſenſchaftliches Lehrgebäude angefangen hatte. Durch dieſe Bearbeitung erhielt ſie nun auch den ehrenden Namen: *rationelle Landwirthſchaft*, und wir nennen den einen rationellen Landwirth, welcher im Beſitze der höhern Landwirthſchaftswiſſenſchaft iſt und durch Hülfe dieſer das landwirthſchaftliche Gewerbe praktiſch betreibt. Der rationelle d. i. wiſſenſchaftliche Landwirth unterſcheidet die Fälle ſcharf, ſchafft ſich nach den obwaltenden Verhältniſſen die Regel dafür und kann darum zu ihrer Ausführung auch die zweckmäßigſten Mittel auffinden und anwenden. Der blos angelernte Landwirth darf ſich dagegen nie ohne beſtimmte Anweiſung von ſeinem Leiſten entfernen, ob dieſer wohl nur für eine beſondere Lage paſſend ſein kann. Er darf nur, ſagt *Thaer*, ſeiner einmal angenommenen Regel gemäß der beſtimmten Vorſchrift des Einſichtsvollern folgen, und wird, wenn er ſelbſt denken und frei handeln will, dem Soldaten gleichen, der voll perſönlichen Muths aus Reih und Glied hervortretend Feuer gibt, und ſtatt die gute Sache zu befördern nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb iſt es oft ſehr richtig, wenn man ſagt, daß Wirthſchaftsverwalter, die in andern Gegenden und unter andern Verhältniſſen der Sache glücklich vorgeſtanden hatten, nun, anders wohin verſetzt, durchaus bei jedem Schritte ſtrauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre auf Glauben angenommene Regel paßte nicht bei verſchiedenem Boden, ver-

ſchiedenem Maße der Kräfte und verſchiedenen Verhältniſſen. Und ſo erklärte man dieſe auf ihrem Flecke kunſtgerechten Oekonomen für unwiſſende. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird ſich in den verſchiedenartigſten Lagen orientiren, wenn er ſich die Zeit nimmt, dieſe richtig kennen zu lernen. — Der nicht wiſſenſchaftlich gebildete Landwirth kann dadurch auch von den beſten Büchern wenig Gebrauch machen, denn er kann die neuern Ideen nicht ordnen und in das Ganze verweben. Für ihn ſind nur diejenigen Schriften, welche auf die beſondern Verhältniſſe, worin er ſich befindet, wahren Bezug haben. Seine Bildung beſteht in der handwerksmäßigen Erlernung. Die Landwirthſchaft zerfällt in zwei Hauptttheile: Pflanzenbau und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander verbunden zu ſein, es kann aber jede für ſich betrieben werden, wie das auch wirklich der Fall iſt. Der Pflanzenbau, als Theil der Landwirthſchaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche nicht nur ihre beſondere Benennung haben, ſondern auch ſelbſt als ein für ſich beſtehendes Ganze, als ein geordneter Wirthſchaftszweig betrieben werden, als Getreidebau; — Wieſenpflanzenbau, Wieſenwirthſchaft; — Obſtbau d. i. Obſtbaumzucht, mit Einſchluß des Weinbaues; — Holzbau, Forſtwirthſchaft. Der Gartenfruchtbau oder die Gärtnerei iſt nur in ſofern als beſonderer Theil anzuſehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunſt anwendet, gewiſſe Pflanzen zu produciren. Nicht ſelten werden in einer und derſelben Wirthſchaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zuſammenvereinigt, ob ſie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben werden. Jeder kann eine ſehr bedeutende Ausdehnung erhalten und dadurch den einen oder den andern ſehr beſchränken oder gänzlich verdrängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die Gärtnerei wird beſonders in der Nähe großer volkreicher Städte wohl ſo weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verſchwindet. Obwaltende Localverhältniſſe beſtimmen jeglichesmal, welchem Zweige vor dem andern der Vorzug einzuräumen iſt. Indeß bleibt im Allgemeinen der Getreidebau der hauptſächlichſte Zweig und ſchließt den Anbau mehrerer anderer Pflanzen keineswegs aus, wie im Artikel Ackerbau dargethan worden iſt. Die Viehzucht, als der zweite Theil der Landwirthſchaft, begreift die Anzucht, d. i. Vermehrung, und zugleich die Pflege, der Thiere in ſich. Sie gründet ihre weitere Abtheilung auf die verſchiedenen Thiergattungen, ſo gibt das Rind die Rindviehzucht, das Schaf die Schafzucht, d. i. Schäferei, das Schwein die Schweinezucht, das Geflügel die Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig weſentlich von dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgeſondert betrieben zu werden. Insbeſondere verdient die Fiſchzucht oder die Fiſcherei einer Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Theil der Viehzucht aufgeſtellt, obwohl kein Grund vorhanden iſt, warum man Bedenken trägt. Daß die Fiſche in einem andern Elemente leben, als die übrigen Thiere, die wir abſichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht ſtören, Begriff und Zweck bleiben ja unverändert. Zudem machen ja die Teiche einen Theil des Landguts aus, und die Fiſchzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthſchaft unmittelbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine beſondere Abtheilung zu widmen, wäre eben ſo wenig nöthig als es gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, ſtreitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andere

Gewerbszweige zur Landwirthſchaft, wozu ſie aber eigentlich nicht gehören, wohl aber mit derſelben öfters verbunden und betrieben werden. Wir dürfen ſie darum auch nur als landwirthſchaftliche Nebengewerbe betrachten. Sie ſind techniſch und bezwecken die weitere Zugutmachung landwirthſchaftlicher Producte. Hieher gehören die Bierbrauerei, Brantweinbrennerei, Stärkefabrikation, Oelſchlägerei, Zuckerfabrikation. Noch weniger paſſend werden zur Landwirthſchaft gezählt die Ziegelbrennerei, Kalk- und Gipsbrennerei, Torfſtecherei. Erſtere gehören zum Hüttenweſen, welches einen Theil des Bergbaues ausmacht, und nur letztere, nehmlich die Torfſtecherei macht, weil die Beſtandtheile des Torfs mehr vegetabiliſche als mineraliſche ſind, einen Nebenzweig des Landbaues aus, indem dieſer die Pflanzenproduction zum Object hat. Die landwirthſchaftlichgemäße Arbeit iſt als vollendet anzuſehen, wenn das beabſichtigte rohe Product erzeugt oder gewonnen iſt, z. B. das erbaute Getreide gedroſchen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken iſt. Das Produkt iſt nun verkäuflicher Artikel und wird als ſolcher unter günſtigen Umſtänden auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Das Getreide kaufen die Bäcker, Bierbrauer, Branntweinbrenner, Stärkefabrikanten ꝛc. Runkelrüben und Kartoffeln der Zuckerfabrikant, andere Erzeugniſſe, wie Milch, Holz, Fiſche, nehmen die Conſumenten unmittelbar oder durch den Händler mittelbar an ſich. Bei mehreren Producten iſt jedoch der Landwirth genöthigt, ſich einer gewiſſen weitern Verarbeitung zu unterziehen, Flachs und Hanf verkauft ſich nur gebrochen, die Milch muß in Butter oder Käſe verwandelt werden. Iſt der Landwirth in dem Falle, daß er ſeine erzeugten Producte nicht als ſolche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, ſondern ſie weiter zurichtet oder verwerthet, ſo greift er in andere Gewerbe, vereinigt dieſe mit dem ſeinigen. Hier kommen jedoch nur folgende Puncte in nähere Betrachtung. Einmal muß man die hieher vorfallenden Arbeiten nicht zu den landwirthſchaftlichen zählen, ſondern vielmehr anderntheils als Nebengewerbe aufführen und berechnen. Wenn die auf die Landwirthſchaft genau berechneten Arbeitskräfte dem Hauptgewerbe eigentlich nicht entzogen, ſondern nur beiläufig aufs Nebengewerbe gerichtet werden, ſo ſtört dies eigentlich das landwirthſchaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe kann um ſo größer werden, als auf dieſes weder eigene Gebäude doch Arbeiter zu rechnen ſind. Wer Zeit und Verhältniſſe gut zu benutzen weiß, um die beſte Verbindung der vorkommenden Geſchäfte herzuſtellen und zu erhalten, kann die Rente ſeines Anlagecapitals, das immer vorauszuſetzen iſt, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere Gewerbe, die ſich füglich mit der Landwirthſchaft, zum Gewinn für die Beſitzer, verbinden laſſen. Beſonders verdienen die zunächſt einer Erwägung, die ſich in einer eigens dazu bequemen Zeitperiode betreiben laſſen. Dergleichen ſind, welche am beſten im Winter vorgenommen werden können, als Brantweinbrennen, Bierbrauerei, Zuckerfabrikation aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabackszubereitung, Oelpreſſen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die Wirthſchaft einflußvoll ſind diejenigen Nebengewerbe, welche derſelben nutzbare Abgänge verſchaffen, wie z. B. die Brantweinbrennerei, die Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrikation, die alle ein vorzügliches Futter auswerfen. Das Düngerquantum wird vermittelſt deſſelben vermehrt und durch dieſes wieder der Ertrag des Ackers

erhöht. Für den kleinen Wirth gibt es ſehr viele Gewerbszweige, die er beſonders im Winter mit manchen Vortheile betreiben kann, als Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Baſtwerks, Verfertigung mancherlei Holzartikel z. B. Siebe, Geräthſchaften. Man wird finden, daß die Landleute, wo ſie ſolche Nebenarbeit im Winter vornehmen, arbeitſamer ſind, als wo dies nicht der Fall iſt. Zugleich pflegen auch ſolche Dorfſchaften am bevölkertſten zu ſein. Viele ſetzen ſich beſonders auf ſolche Arbeiten an, weil ſie immer Beſchäftigung finden. Kinder und ſchwächliche Perſonen finden Gelegenheit ſich ihr Brod mehr oder weniger ohne andere Unterſtützung zu verdienen. Die erſtern pflegen bei dringenden Geſchäften, z. B. in der Ernte, die Landwirthe zu unterſtützen. Allein außer dieſer Hülfe veranlaſſen ſie für den letztern noch manche Vortheile, und wenn die Manufacturiſten auch nur als Conſumenten anzuſehen wären. Endlich ſind noch die auf das Gewerbe Bezug habenden Verhältniſſe der Landwirthſchaft zu erwägen. So viel uns bewußt, wird die Landwirthſchaft überall als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein geſetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein im Güterbeſitz und in den ſogenannten Gerechtſamen derſelben iſt eine unüberſehbare Verſchiedenheit, die auf den Betrieb des Gewerbes, auf die Staatsbürgerſchaft, ja ſelbſt auf den moraliſchen Charakter der Menſchen mächtigen, aber wohl nirgends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem Grundſatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Regentenfamilie ſei, das dann theilweiſe weiter vergeben und verliehen wird; anderswo iſt nur ein Theil als ſolches Erbeigenthum angenommen, weil das übrige bereits verſchenkt oder von vornherein ſtreitig gemacht worden iſt. Das erſtere gibt **Kronen-** oder **Domänengüter**. **Kammergüter** ſind aber ſolche, die dem Ganzen, dem Staate gehören und dazu dienen ſollen, aus ihrem Ertrage die Bedürfniſſe des Landes entweder ganz oder zum Theil zu beſtreiten. **Rittergüter** waren anfangs nichts anders als vom Landesherrn bedingungsweiſe abgetretene Beſitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf ſeine Koſten ſelbſt und mit ſeinen Leuten zum Heere ſtoße, alſo perſönliche Dienſtbarkeit, die in neuerer Zeit in einem milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Beſitzcanon, verwandelt worden iſt. Solche Beſitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wohl aber im Auftrage bewirthſchaften, z. B. als Pachter, Sequeſter. Was **Bauergüter** ſind haben wohl die Rechtsgelehrten zu beſtimmen ſich bemüht, landwirthſchaftlich findet ſich jedoch kein Stützpunct, ſie für etwas anders, als ein gewöhnliches Landgut d. i. eine landwirthſchaftliche Gewerbsſphäre zu erklären. Pl.

Länge (Geographiſche), iſt die nach Graden, Minuten, Secunden u. ſ. w. des Aequators oder eines Parallelkreiſes gemeſſene Entfernung eines Meridians von einem andern, den man als den **erſten** annimmt, oder die Entfernung zweier Puncte nach Oſt und Weſt oder von Weſt nach Oſt. In dieſem Fall unterſcheidet man weſtliche und öſtliche Länge. Durch welchen Punct man den erſten Meridian zieht, iſt gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonſt hat man ihn meiſt über die Inſel Ferro gezogen; die Franzoſen pflegen ihn über die pariſer Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen. Einige Geographen zählen vom erſten Meridian 180° gegen Weſten und eben ſo viel gegen Oſten; andre dagegen zählen die Länge von Weſten gegen Oſten durch den ganzen Aequator bis zu 360° fort. Jetzt iſt das Gewöhnlichſte, den erſten Meridian 20°

weſtlich von dem Meridian der pariſer Sternwarte anzunehmen. Die Länge oder die Beſtimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogene Meridian von dem erſten Mittagskreiſe nach Oſten entfernt iſt, wird neben der **Breite** (ſ. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieſes Orts auf der Erde erfodert. Aus der Geſtalt unſrer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin kleiner, nach dem Aequator, hin aber immer größer werden müſſen. Die Breitengrade hingegen ſind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geographiſche Meilen. Das Maß eines Grades auf einem Parallelkreiſe wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Coſinus (für den Radius = 1.) der Breite dieſes Parallelkreiſes multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterſchied der Mittagszeit zwiſchen irgend einem Ort und dem erſten Meridian an. Da die Sonne ihren ſcheinbaren Umlauf in 24 Stunden vollendet, ſo wird jeder Ort, der 15° weſtlicher als ein andrer liegt, eine Stunde ſpäter Mittag haben als dieſer. Orte, deren Längenunterſchied 180° beträgt, werden ſtets die gerade entgegengeſetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andre Mitternacht hat. Wie nun der Unterſchied der Länge zweier Orte durch die an beiden Orten angeſtellte Beobachtung der Zeit eines Ereigniſſes am Himmel (Mondfinſterniſſe, Sternbedeckungen, insbeſondre Verfinſterung der Jupiter-Trabanten) gefunden wird, ſo kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterſchiede zweier Orte den Zeitunterſchied derſelben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreiſes in Zeittheile verwandelt. Es ſind nämlich 15° des Parallelkreiſes = 1 Stunde, 1° = 4′ 15′ = 1′, 1′ = 4″, 15″ = 1″, 1″ = 4‴. Als Beiſpiel diene der Unterſchied der Länge zwiſchen Berlin und Pekin. Dieſer beträgt 103° 3′ 15″ folglich 6 Stunden 52′ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das wichtigſte und ſchwierigſte iſt die Erforſchung der **Länge zur See**, oder des Schiffs für jeden Augenblick. Das engliſche Parlament ſetzte im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf eine ſichre Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu beſtimmen. Eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, wäre für einen Seefahrer das bequemſte Mittel, um aus dem Unterſchiede der Zeit des Mittags auf dem Schiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterſchied der Länge des Orts, für welchen die Uhr geſtellt iſt, und desjenigen, wo ſich das Schiff befindet, zu beſtimmen. Wirklich verfertigte zuerſt Harriſon eine ſolche Seeuhr (Längenmeſſer, Zeitmeſſer, Chronometer) von der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der erſten Reiſe binnen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen ſpätere Verſuche minder genau aus. Andre Künſtler folgten, namentlich Kendale, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. Arnold und Emery ſo genaue Chronometer, daß ſie auf dem Lande und auch zur See recht wohl zu Längenbeſtimmungen brauchbar ſind. Indeß bleiben doch aſtronomiſche Beobachtungen immer das ſicherſte Mittel. Da Verfinſterungen und Bedeckungen ſelten vorkommen und ſchwer zu beobachten ſind, ſo ſchlug man die Diſtanzen des Mondes von der Sonne oder andern bekannten Fixſternen zur Längenbeſtimmung vor, da dieſe in den meiſten Nächten gemeſſen werden können. Nur wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondenlaufes erfodert. Tobias Mayer (ſ. d.) berechnete Mondstafeln (nachher von Bürg in Wien verbeſſert), durch welche auch der ungelehrte Seemann in Stand geſetzt wird, durch einfache Rechnungen die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchſtens eines Fünftheils eines Grades zu

finden. — Die aſtronomiſche Länge oder die Länge eines Geſtirns iſt der Bogen der Ekliptik, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte und dem Breitenkreiſe eines Geſtirns enthalten iſt, wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach dem Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Geſtirns durch die gerade Aufſteigung und Abweichung. Sie erleidet durch das Vorrücken der Nachtgleichen (ſ. d. Art.) eine Veränderung.

Lange (Joſeph), einer derjenigen deutſchen Schauſpieler höhern Ranges, die, wie Garrik und Lekain bei den Engländern und Franzoſen, auch bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben und in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt der Deutſchen einen feſten Platz einnehmen werden. Er ward geboren am 1. April 1751 in Würzburg, wo ſein Vater die Stelle eines Legationsſecretärs beim fränkiſchen Kreiſe bekleidete, und zeigte als Knabe eine vorherrſchende Neigung für die Mahlerei. Um ſein ſchon ziemlich entwickeltes Talent weiter auszubilden, ging er nach Wien. Hier fand er einen älteren Bruder in einer angeſehenen Familie als Privatſecretär angeſtellt. Beide hegten gleiche Liebe für das deutſche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Einige andere junge Leute von Talent und Liebe für die dramatiſche Kunſt vereinigten ſich mit ihnen zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels erhielt davon Kenntniß, überzeugte ſich von dem Talent der beiden Lange, und beſtimmte ſie, ſich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder ſtarb bald; aber der jüngere ſchwang ſich durch Talent und Studium zum großen Künſtler empor und wurde für immer der Liebling des wiener Publicums. Noch jetzt (1818), wo er bereits durch ſein Alter in den Ruheſtand getreten, zeigt er ſich nicht ſelten in Gaſtrollen, die ihm jedesmal einen großen Triumph bereiten. Lange neigt ſich übrigens der franzöſ. Darſtellungskunſt an. Er dürfte mit Brizard aus der ältern, und mit Damas aus der jetzigen Zeit der pariſer Bühne verglichen werden können. Seine Mahlerſtudien vernachläſſigte Lange nicht und man hat ſelbſt große ſehr geſchätzte Bilder von ihm, ſogar Altarblätter, wie das in der Nikolsburger Kirche.

Langsdorf (Georg von), gegenwärtig ruſſiſcher Oberconſul in Braſilien, Sohn des Vicekanzlers von Langsdorf in Heidelberg, verdient hier vorzüglich als der Begleiter Kruſenſterns auf deſſen Reiſe um die Welt eine kurze Erwähnung. Er iſt 1774 geboren. In Buchsweiler erhielt er ſeine erſte Erziehung, und in Göttingen vollendete er ſeine akademiſche Laufbahn. Er wurde Doctor der Medicin und begleitete 1797 den Prinzen Chriſtian von Waldeck, als Leibarzt nach Liſſabon. Nach dem Tode des Fürſten ging er über England und Frankreich nach Deutſchland zurück. Hier kam ihm die Nachricht von der Kruſenſterniſchen Unternehmung zu. Sein Wunſch, eine größere Reiſe blos in naturhiſtoriſcher Hinſicht zu unternehmen, wurde dadurch aufs lebhafteſte erregt. Er wendete ſich nach Petersburg, aber ſein Antrag ward abgelehnt, da die Schiffe mit erſtem Winde abſegeln ſollten, auch D. Tileſius bereits als Naturforſcher für die Expedition ernannt war. Des ungeachtet reiſte Langsdorf noch an demſelben Tage, wo er dieſe Nachricht in Göttingen erhielt, (18. Aug. 1803) in der Abſicht, das Aeußerſte bei Kruſenſtern ſelbſt zu verſuchen, nach Copenhagen ab, wo die Nadeshda und Newa (die beiden zur Expedition beſtimmten Schiffe) ſich, wie er erfahren hatte, acht Tage lang aufhalten würden, war ſo glücklich mit Kruſenſtern hier zuſammenzutreffen, und den nach Japan beſtimmten Geſandten

Reſanof, den eigentlichen Chef der Expedition, zu bewegen, ihm die Mitreiſe zu geſtatten. (S. Kruſenſtern.) Langsdorf verlies 1805 in Kamtſchatka die Expedition und endigte ſeine Reiſe, von den Aleuten und Amerika aus, zu Lande durch Siberien. Die Beſchreibung derſelben iſt in 2 Quartbänden 1812 erſchienen.

Lanjuinais, Graf und Pair von Frankreich, einer der ausgezeichnetſten Repräſentanten der franz. Nation, vielleicht der einzige, welcher ſeine ſenatoriſche Würde in gefahrvollen Zeiten mit Geiſtesgröße behauptet hat. Er iſt in Rennes in der Bretagne 1754 geboren und war in der Revolution Advocat. Schon vor der Revolution ſtand er in dem Rufe eines ſtrengen und unbeſcholtenen Charakters. 1789 zum Deputirten bei der conſtituirenden Verſammlung erwählt, gründete er hier den Clubb der Bretagner, aus dem der der Jacobiner hervorging. Er zeigte ſich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigern Vertheidiger der Volksrechte, ging aber ſpäterhin, als die Revolution ihren ſcheußlichen Charakter annahm, zu weit gemäßigtern Geſinnungen über, die er im Prozeſſe Ludwig XVI. vorzüglich mit großer Kraft geltend zu machen ſuchte. Die Rede, welche er gegen die Anarchiſten unerſchreckt von den Drohungen der Pikenmänner, in der Nacht vom 1. zum 2 Junius 1793 hielt, war ein Beweis ſeines feſten Muthes. Als er gegen die ſogenannte Revolutionsgewalt in Paris ſeine Stimme erhob, hielt ihm einer von den Rebellen die Piſtole vor die Stirn; aber Lanjuinais drückte die Augen zu, und blieb feſt auf der Tribune. Sein Gegner nahm die Piſtole wieder weg, und Lanjuinais fuhr mit demſelben Nachdruck und mit noch feurigerer Begeiſterung in ſeiner Rede fort; — ein Zug, der ihn dem Scaurus und Helvidius vergleichen läßt. Er wurde in die Proſcription der Girondiſten verwickelt, entging aber dem Mordbeile durch die Flucht, und war glücklich genug, ſich bis zum Jahre 1795, wo er nach Robespierre's Sturze in den Convent zurückgerufen wurde, verbergen zu können. Nach der neuen Verfaſſung, welche ein Directorium, den Rath der 500 und einen Rath der Alten conſtituirte, trat er in dieſen, und nach den 18 Brümaire in den Erhaltungsſenat. Er zeigte ſich in all dieſen Poſten als einen eifrigen Freund der Freiheit und der ewig wahren Grundſätze der Moral und der Gerechtigkeit. Er war es häufig allein, der ſich im Senate den ſtets weiter ſchreitenden Anmaßungen Napoleons aufs kräftigſte widerſetzte. Er war nach der erſten Einnahme von Paris Mitglied der Specialcommiſſion, welche auf die Abſetzung Napoleons antrug. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. 1815 wurde er in die neue durch Napoleon zuſammengerufene Deputirtenkammer gewählt und von derſelben faſt einſtimmig zum Präſidenten ernannt. Er betrug ſich auf dieſem durch die critiſchen Verhältniſſe höchſt wichtigen Poſten mit eben ſo vieler Mäßigung und Verſtand als ächter Vaterlandsliebe. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs trat er wieder in die Kammer der Pairs, in der er ſich mit gleichem Eifer dem Ultraroyalismus widerſetzte, mit welcher er früher alle demokratiſchen und anarchiſchen Maßregeln bekämpft hatte.

Lannes, Herzog von Montebello, franzöſiſcher Marſchall, ward 1771 geboren. Für die Wiſſenſchaften erzogen, wollte er ſich den juriſtiſchen Studien widmen, als der ausbrechende Revolutionskrieg die Söhne des Vaterlandes zur Vertheidigung aufrief. Vom Sergent-Major bei der Pyreneenarmee ſtieg er bald bis zum Diviſionsadjutant bei der pariſer Nationalgarde. Ungeachtet ſeiner bewieſenen Tapferkeit ward er nach einiger Zeit entlaſſen, eilte aber kurz darauf als Frei-

williger nach Italien wo er dem Obergeneral Bonaparte vorgeſtellt wurde, der ihn bald ſchätzen lernte Als Adjutant angeſtellt, zeichnete ſich Lannes in der Schlacht von Mileſimo (1796) ſo vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef ernannt wurde. Nach mehreren Beweiſen ſeiner Tapferkeit trug er auch in der Schlacht bei Lodi vieles zum Siege bei. Nachdem er darauf in Vereinigung mit mehreren Generalen Pavia, welches einen Aufſtand erregte, mit Sturm genommen hatte, ward er zum Brigadegeneral ernannt. Mit 600 Grenadieren nahm er, bei der Belagerung von Mantua, die Vorſtadt St. Georg ein und bemächtigte ſich mit dem Bayonette des daneben gelegenen Brückenkopfs. In der Schlacht von Arcole ſtürzte er ſich, hart verwundet, wiederholt ins Schlachtgetümmel, und erwarb ſich dadurch die Freundſchaft Napoleons, deſſen unzertrennlicher Gefährte er von nun an war. In der Folge marſchirte er mit ſeiner Brigade nach Rom, wo er, nach geſchloſſenem Frieden, vom Papſte mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Diviſionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete, und beſonders die Redoute von Abukir erſtürmte, wodurch dieſe Stadt in die Gewalt der Franzoſen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet worden, mußte er, bei ſeiner Rückkehr nach Paris im Herbſte 1799, noch auf Krücken gehen. Am 18. Brumaire commandirte er anfangs in den Tuilerien und nachher vor dem Saale des Raths der Alten, zähmte die Jacobiner im ſüdlichen Frankreich, und ward hierauf zum Befehlshaber der Conſulargarde ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oeſterreich führte, errang er ſchnelle Vortheile; beſonders zeichnete er ſich in der Schlacht von Marengo aus. Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 als Geſandter nach Liſſabon geſchickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Wiederausbruche des Krieges auf dem Kriegsſchauplatz zurück, nachdem er bereits in Liſſabon (1804) zum Marſchall des Reichs ernannt worden war. In der Schlacht bei Auſterlitz am 2. Dec. 1805 erhielt er den Oberbefehl über den linken Flügel. Der franzöſiſch-preußiſche Krieg eröffnete ihm im Herbſte 1806 ein neues Feld der Thätigkeit. Er war es, der in Vereinigung mit Augereau am 10. October bei Saalfeld durch Vernichtung des linken preußiſchen Flügels unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den erſten Grund zu dem Siege über die preußiſchen Waffen legte. In der Schlacht bei Jena am 14. Oct. befand er ſich mit ſeinem Corps im Centrum des franzöſiſchen Heeres. Er ließ darauf am 25. Oct. Spandau capituliren, lieferte ein hitziges Treffen bei Pultusk gegen die Ruſſen, focht in der Schlacht bei Eylau, und commandirte in der Schlacht bei Friedland das Centrum der Armee. Nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande, rief ihn der Krieg aufs Neue ins Feld. Als Herzog von Montebello, zu welchem er bald darauf erhoben ward, eroberte er das ſich mit Verzweiflung vertheidigende Saragoſſa durch unterirdiſche Minen am 21. Februar 1809. Von Spanien aus folgte er Napoleon nach Deutſchland, ſtürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Aſpern und Eßlingen am 22. Mai das Ziel ſeiner kriegeriſchen Thätigkeit. Er hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren und ſtarb wenige Tage darauf.

Lanzette, ein chirurgiſches Ritz- oder Schlitzinſtrument, das unter andern zum Aderlaſſen gebraucht wird.

Laokoon, ein Prieſter Neptuns (nach Andern des Apollo) zu Troja, war nach dem ſcheinbaren Abzuge der Griechen eben damit beſchäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als plötzlich von der Inſel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geſchwommen kamen und ſich gegen das Opferaltar hinwälzten. Die erſchrockenen Zuſchauer fliehen, Laokoon und ſeine Söhne werden ihr Opfer. Zuerſt werden die Söhne von ihnen umſchlungen; dann ergreifen ſie auch den Vater, der ſeinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umſchlingen mehrere male ſeinen Körper und ſtrecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor, der unter Jammergeſchrei ſich loszuringen ſtrebt. Darauf entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo ſie ſich zu den Füßen der Göttin lagern und unter ihrem Schilde verſtecken. Das Volk ſieht darin nur die Strafe dafür, daß Laokoon früher das ihr geweihte hölzerne Roß verletzt und mit einem Speer durchbohrt hatte. Dieß die Geſchichte des Laokoon, wie ſie uns von Virgil (Aen. II., 199) erzählt wird. Andere Schriftſteller (z. B. Hygin) erzählen ſie auf andre Weiſe, obgleich in der Hauptſache übereinſtimmend. Dieſe Begebenheit iſt nicht allein durch poetiſche Bearbeitungen aller Art (Sophokles bearbeitete ſie zu einer Tragödie) verherrlicht werden, ſondern hat auch zu einem Werke der bildenden Kunſt Veranlaſſung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Dies iſt die berühmte Gruppe des Laokoon, welche im Jahre 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten (in den Bädern des Titus) gefunden und dem Papſte Julius II. für eine jährliche Penſion überlaſſen wurde, der ſie im Belvedere aufſtellen ließ, wohin ſie auch jetzt von Paris wieder zurückgekehrt iſt. Dies Werk iſt vollkommen gut erhalten; nur der rechte Arm des Laokoon fehlte, welcher von einem geſchickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den Urtheilen, welche über dies Kunſtwerk von Leſſing, Heyne, Hirt, Meyer u. a. gefällt worden ſind, wollen wir hier nur dasjenige zuſammenſtellen, was von Heyne in ſeinen antiquariſchen Aufſätzen, und in den Propyläen darüber geſagt worden iſt. Die Gruppe des Laokoon erfüllt, nach der Meinung dieſer Schriftſteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunſtwerke fodert: richtige Kenntniß des menſchlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth u. ſ. w. Alle dazu gehörigen Figuren ſind nackend vorgeſtellt. Der Zuſtand der Figuren iſt folgender: Laokoon ſelbſt hat die eine Schlange mit beiden Händen gefaßt, mit dem ausgeſtreckten rechten Arme den untern und mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hüfte einſetzt. Der Kopf dieſer Schlange an der Gruppe, wie ſie jetzt vorhanden, iſt nicht ganz glücklich reſtaurirt, indem die Stelle des eigentlichen Biſſes nicht recht angegeben iſt; aber es haben ſich noch die Reſte der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, ſo daß uns über die Abſicht des alten Künſtlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm iſt augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt noch und zwar an den empfindlichſten Theilen des Körpers. Der Körper entweicht auf die entgegengeſetzte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdrucke des Schmerzes ſieht man bei ihm auch

das thätige Beſtreben, ſich von dem furchtbarſten Feinde loszumachen, und ſich und ſeine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt ſie. In den ringenden Armen und den von der Schlange noch umwundenen Füßen zeigt ſich der Ueberreſt der vorhergehenden Situation, wo die Schlange ſich um den Unglücklichen wand, und er ſie mit den Händen faßte, und ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengungen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich ſind, außer dem körperlichen Schmerze, die geiſtigen Leiden des Mannes auf der höchſten Stufe vorgeſtellt. Angſt, Furcht, Schrecken, Vaterliebe ſind nicht weniger, als der körperliche Schmerz kennbar ausgedrückt. Von den Söhnen iſt der jüngſte an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, beſonders iſt ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms ſucht er ſich Luft zu machen; mit der linken Hand drängt er ſanft den Kopf der Schlange zurück, um ſie abzuhalten, daß ſie nicht noch einen Ring um die Bruſt ziehe. Sie iſt im Begriff, unter der Hand wegzuſchlüpfen; keineswegs aber beißt ſie, wie man ſonſt geglaubt hat. Er ſtrebt ohnmächtig und iſt geängſtigt, aber noch nicht verletzt. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten gegen den Vater ausgeſtreckten Arm, und der hintere Theil der andern ſein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erſchrickt aber über die Verwundung ſeines Vaters und ſchreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzuſtreifen ſucht. Die Wirkungen der Schlange ſind ſtufenweiſe angegeben: die eine umſchlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben ſo iſt die Bedeutung der drei Perſonen dieſer Gruppe ſehr weiſe abgeſtuft: Laokoon iſt ein ſtarker, wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Einen rüſtigen Jüngling an ſeine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden mit ihm leidenden Knaben ſind gegen den Vater klein gehalten, um dieſen, als Hauptgegenſtand der Gruppe, deſto mehr auszuzeichnen. Der älteſte, als wenigſten verſtrickte Sohn iſt zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und ſo erhält das Werk die vollkommenſte Abgeſchloſſenheit. Es iſt nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenſtand an ſich ſelbſt einer der glücklichſten für die bildende Kunſt iſt, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen und Gewalten, ſondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zuſammengefaßten, auf einen Punct vereinten, ſondern einen vertheilten Widerſtand fodern und vermöge ihres Baues fähig ſind, drei Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zuſtand der Lähmung zu verſetzen. Eben durch dieſes Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Aber ſo wie nun der Gegenſtand an ſich ſelbſt ſehr gewählt iſt, ſo konnte der Moment der ganzen Gruppe ebenfalls nicht glücklicher ſein. Dieſer iſt geſteigert: der eine Körper wird durch Umwinden wehrlos gemacht; der andere iſt zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt noch Hoffnung zur Flucht übrig. Im erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn. In Rückſicht des gewählten Moments

iſt auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunſt ſich merklich vor dem Auge bewegen ſoll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andere Lage haben muß. Dieſes Erforderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man ſich dies recht anſchaulich machen will, ſo ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung mit verſchloſſenen Augen vor das Werk, öffne ſie und ſchließe ſie ſogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man ſie des Nachts bei Fackelſchein betrachtet. Aber auch die mechaniſchen Vollkommenheiten dieſes Werks ſetzen den Kenner in Erſtaunen: die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die ſchönen, genauen, ſanften, fließenden Umriſſe der Körper, die höchſte anatomiſche Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meiſterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechaniſche der Bearbeitung, welches Alles nur ein Kenner einzuſehen im Stande iſt. Alle Figuren ſind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der ſchönen Natur, ohne daß dadurch der Ausdruck dieſes Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen verwiſcht ſind. Verfertigt wurde dieſes Werk, wie man nach Plinius annimmt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Ageſander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrſcheinlich die Söhne des Erſtern geweſen ſind. Ueber das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, iſt bisher noch Zweifel geweſen: Maffei ſetzt es in die achtundachtzigſte Olympiade, oder in die erſten Jahre des peloponneſiſchen Krieges; Winkelmann in das Zeitalter Lyſipps und Alexanders, und Leſſing macht es wahrſcheinlich, daß jene drei Künſtler unter den erſten Kaiſern gelebt haben. Aber man muß billig zweifeln, ob die Statue, von der Plinius mit ſo enthuſiaſtiſchem Lobe ſpricht, eine und eben dieſelbe mit derjenigen ſei, welche wir jetzt beſitzen. Plinius ſagt von der ſeinigen, daß ſie aus einem einzigen Stücke gearbeitet geweſen; die vorhandene hingegen iſt, nach der Bemerkung verſtändiger Beobachter, aus mehrer Blöcken zuſammengeſetzt, obgleich die Fugen ſehr künſtlich verſteckt ſind. Man könnte dagegen freilich einwenden, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar Nichts gelitten hatte, ſo künſtlich verſteckt und verkleidet ſein konnten, daß auch der geübteſte Beobachter glauben mußte, ſie ſei aus einem einzigen Steine verfertigt geweſen. Auf alle Fälle wird die Sache dadurch zweifelhaft. Man hat von Laokoon verſchiedene Copien neuerer Künſtler, unter andern eine von Bacio Bandinelli, die zu Florenz in der Mediceiſchen Galerie aufgeſtellt iſt; ferner eine von Bronze gegoſſene, nach einem Modell von Giacopo Tatti oder Sanſovino. Dieſe Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon ſelbſt ſteht auf einem ungefähr mannshohen Piedeſtal. Dieſe Aufſtellung ſcheint zu niedrig zu ſein, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrſcheinlich hatte dieſes Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung. Merkwürdig iſt dieſes Werk auch dadurch, daß es eine intereſſante Vergleichung der Poeſie und bildenden Kunſt in der Bearbeitung eines und deſſelben Stoffes veranlaßt hat. Hierauf bezieht ſich Leſſings berühmte Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.

Laon (Schlacht bei) am 9. März 1814. Feldmarſchall Blücher war nach ſeinen Unfällen in der Mitte Februars bereits wieder gegen Meaux vorgedrungen, als ſich Bonaparte am 5. März mit großer Uebermacht auf ihn warf und den ſchleunigſten Rückzug nöthig machte. Dieſer erfolgte über Chateau Thierry, Oulchy le Chateau, Soiſſons (welches G. Bülow, der ſich hier mit der ſchleſiſchen Armee vereinigte, glücklicherweiſe genommen), Craonne nach Laon, wo die Armee am 8. concentrirt ward, nachdem am 7. das hitzige Gefecht bei Craonne Statt gefunden. Am 9. entwickelte ſich die Armee in Erwartung einer Schlacht auf und an dem Plateau von Laon, deſſen ſteiler Abfall die vorliegende Ebene beherrſcht, ſo daß Winzingerode den rechten Flügel, Bülow an der Anhöhe vor der Stadt das Centrum, Kleiſt und York den linken Flügel dergeſtalt bildeten, daß das Corps des erſtern von der Vorſtadt Vaux bis an den Hügel, der die Straße nach Rheims beherrſcht, das des letztern auf der äußerſten linken Seite ſtand. Als ſich Nachmittags bedeutende feindliche Maſſen gegen ſie zeigten, wurden die Corps von Langeron und Sacken — die bis dahin hinter dem rechten Flügel geſtanden — ihnen als Reſerve zugewieſen. Die Franzoſen eroberten auf dem rechten Flügel die Dörfer Semilly und Ardon, und wurden daraus zurückgeworfen, worauf ſich dort ein ſtehendes meiſt unentſcheidendes Gefecht entſpann; allein gegen 3 Uhr Nachmittags entwickelten ſich ſtarke feindliche Colonnen gegen den linken Flügel der Stellung, die Straße nach Marle bedrohend; die Corps von York und Kleiſt kamen ins Gefecht, man ſtritt um den Beſitz des Dorfes Athis, in welchem ſich beide Theile hielten, die Entſcheidung der Schlacht am folgenden Tage erwartend. Die Generale v. York und v. Kleiſt hatten ſich indeß dahin vereinigt, am Abend einen plötzlichen und allgemeinen Angriff auf den franzöſ. rechten Flügel zu verſuchen, wozu der Feldmarſchall ſeine Genehmigung gab. Die geſammte Cavallerie unter G. v. Ziethen ward deshalb auf Umwegen in des Feindes rechte Flanke geſendet, und der Angriff begann in dem Momente, wo die preußiſchen leichten Truppen das brennende Athis verlaſſen mußten, indem es der Feind ſtark beſetzte. Jene ſchloſſen ſich ſofort an die Diviſion des Prinzen Wilhelm an, (gebildet aus der 2. und 8. Brigade) welche voraus auf Athis rückte, unterſtützt von der Diviſion des General-Majors v. Horn, (1. und 7. Brigade — beide Diviſionen bildeten das 1. Corps) während weiter rechts das Corps von Kleiſt ebenfalls vorrückte. Das Dorf ward eben ſo wie eine dahinter gelegene Höhe ſchnell genommen, und da in dieſem Momente die preußiſche Cavallerie in den franzöſiſchen rechten Flügel einbrach, einen großen Artillerie-Train nahm und eben ſo wie die in der Front vorrückende Infanterie Alles vor ſich niederwarf, ſo artete der nach kurzem Widerſtande vom Feinde angetretene Rückzug bald in eine völlige Flucht aus. Dieſer gelungene Ueberfall koſtete dem rechten franzöſ. Flügel (Corps von Marmont und Arrighi) 46 Geſchütze und mehrere tauſend Gefangene, Verſprengte ꝛc.; er ward bis Fetieux verfolgt, und die Cavallerie ſtreifte am folgenden Tage bis Bery au Bacq. Hätten ſich die Sieger, nachdem ſie ſo den rechten Flügel der Franzoſen gänzlich über den Haufen geworfen, gegen das Centrum wenden dürfen, ſo war bei der Art des Terrains, das ſie dabei ſehr begünſtigt haben würde, eine gänzliche Niederlage des Feindes unvermeidlich. — Sie wurden indeß durch einen Befehl des Feldmarſchalls in die Hauptſtellung zurückgerufen, denn da Bonaparte am 10. ſeine Angriffe auf den

rechten Flügel der ſchleſ. Armee wiederholte — wahrſcheinlich um ſich einen ruhigen Rückmarſch zu erkämpfen, ſo glaubte man jene augenſcheinlichen Vortheile aufgeben zu müſſen, um die Poſition zu halten. Dies gelang auch gegen alle wiederholte Angriffe — worunter am Abende einer auf Laon ſelbſt — vollkommen. Bonaparte zog ſich ſodann, glücklicher als er vielleicht ſelbſt gehofft hatte, über Chavignon zurück, und endete ſo für immer ſeine Offenſivbewegungen gegen die ſchleſiſche Armee, deren Vereinigung mit dem Hauptheere 14 Tage darauf erfolgte.

Laperouſe, Lapeyrouſe, ſ. **Perouſe**.

Lapidarſchrift iſt eine ſolche, welche auf ſteinernen Denkmählern gebraucht wird. Da dergleichen Inſchriften, wegen der Beſchränktheit des Raumes kurz und gedrängt ſein müſſen; ſo iſt darum auch der ſogenannte **Lapidarſtyl** als ein Muſter von bündiger Schreibart betrachtet worden. Die Lapidarſchrift hat übrigens ihre eigenen Regeln für die Abſetzung der Reihen.

Lapide (Hippolytus a), ſ. **Hippolytus a Lapide**.

Lapis Lazuli (Laſurſtein) wird gewöhnlich zu dem Kieſelgeſchlechte gerechnet. Sein deutſcher Name iſt perſiſch und bedeutet **blau**. Er iſt von ſchöner himmelblauer Farbe, welche von den ihm beigemiſchten Eiſentheilen herrührt, durchſichtig, auf dem Bruche matt und erdig, und mit Puncten von Schwefelkies verſehen. Er bricht im ſüdlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Perſien und Natolien. Wahrſcheinlich iſt er der Sapphir der Alten, auf deſſen Beſchreibung er, aber nicht unſer Sapphir, paßt. Seine Hauptbeſtandtheile ſind Kieſelerde, Alaunerde, kohlenſaurer Kalk und Schwefelſäure. Man bereitet aus dem Laſurſtein, indem man ihn reinigt, glüht und pulvert, den **Ultramarin**. Es gibt auch einen unächten Laſurſtein (armeniſcher Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert; am Stahle keine Funken gibt und ſich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht und in Armenien gefunden.

Laplace oder **La Place**, einer der berühmteſten jetzt lebenden Mathematiker und Aſtronomen, iſt bei Beaumont in **Auge** 1749 geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärſchule die Mathematik. Später begab er ſich nach Paris, und widmete ſeine Thätigkeit der Aſtronomie und der mathematiſchen Geographie, die von ihm bedeutend erweitert wurden. Er war es, dem es gelang, die Kunſtgriffe der Analyſis dergeſtalt zu vervollkommen, daß nunmehr die verwickeltſten Erſcheinungen im Planetenlaufe erklärt und auf das von Newton gefundene Geſetz der Attraction zurückgeführt werden konnten. Aber auch der Staat nahm ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Von den Conſuln nach dem 18. Brümaire zum Miniſter des Innern ernannt, ward er bald in dieſem Poſten von Lucian Bonaparte abgelöſet. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungsſenat, ward 1803 zum Vicepräſidenten und im Sept. zum Kanzler deſſelben erwählt, außerdem noch in den Grafenſtand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beſchenkt. Ludwig XVIII. nach ſeiner Thronbeſteigung ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Von ſeinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerſtreut ſind, ſind die wichtigſten ſeine Mécanique céleste, Paris 1799. 4. Vol. 4., die beiden erſten überſetzt von J. C. Burckhardt, Berlin 1800. 2. Vol. 4. und ſeine Exposition du Systême du Monde, 4. Edit. Paris 1813. 4. deutſch von J. K. F. Hauff, Frkf. 1797. 2. Vol. 8., ein

Buch, welches die Reſultate des vorgenannten größern Werkes in einer populären Sprache darſtellt und die größten Empfehlungen verdient.

Lappland (Sameland), eine große Landſchaft in Europa, welche den nördlichſten Theil deſſelben, vom 64 bis 71° der Nordbreite einnimmt, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Nordland und Finnland, gegen Oſten an das weiße Meer und gegen Weſten an Norwegen. Sie wird eingetheilt: 1) in das norwegiſche Lappland (Finnmarken), 2) in das ruſſiſche und 3) in das ſchwediſche Lappland. Das norwegiſche Lappland, etwa 1800 Quadratmeilen groß, nimmt den nördlichſten Theil Lapplands ein und wird zu dem norwegiſchen Stifte Drontheim gerechnet. Das ruſſiſche Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamoreskoy-Leporie eingetheilt, begreift den nordöſtlichſten Theil Lapplands, und gehört zu dem Gouvernement Archangel. Das ſchwediſche Lappland, welches den ſüdlichſten Theil Lapplands einnimmt, war ſonſt in ſieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angermannslands-(Aſeln-) Lappmark, c) Umeo-Lappmark, d) Piteo-Lappmark, e) Luleo-Lappmark, f) Torneo-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Jetzt aber, ſeit dem Frieden von Friedrichshamm, wodurch Finnland an Rußland abgetreten wurde, gehören ein Theil von Torneo-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark nicht mehr zu Schweden, ſondern zu Rußland, und ſind mit dem Gouvernement Finnland vereinigt worden. Das ganze ſchwediſche Lappland hat keine Städte, ſondern nur 31 Dorfſchaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In dieſen Dörfern befinden ſich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zuſammengefügt ſind. Lappland iſt ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und ſumpfiges Land, durch welches ſich die rauhe Kette der nordiſchen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aeſten hinzieht. Sie verflächt ſich allmählich gegen Oſten hin; auf der Nordweſtſeite iſt ſie am höchſten. Viele Bäche und Flüſſe entſtrömen dieſen Gebirgen, und ergießen ſich entweder in das nördliche Eismeer oder in den Bothniſchen Meerbuſen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von einem beträchtlichen Umfange. Das Klima iſt ſehr kalt, der Winter lang und ſtrenge, der Sommer ſehr kurz; der längſte Tag dauert hier in den ſüdlicheren Gegenden 24 Stunden und in den nördlichſten 3 Monate; eben ſo lang iſt dann die längſte Nacht im Winter. Der Boden iſt nur in wenigen und blos in den ſüdlichſten Gegenden des ſchwediſchen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachſen blos verſchiedene Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen beſtehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Koloniſten in dieſem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe, bei den Lappen vertritt das nützliche Rennthier nebſt dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchſe, Füchſe, Marder, Hermeline, Fiſchottern, Haſen ꝛc. An Zugvögeln und anderem wilden Geflügel, ſo wie an Fiſchen hat das Land einen reichen Ueberfluß. Von Mineralien findet man Eiſen, Kupfer und ſilberhaltiges Bleierz. Lappland iſt ſehr ſpärlich bevölkert; die Einwohner ſind theils Lappen, als Ureinwohner, theils fremde Koloniſten. Die Lappen, oder wie ſie ſich ſelbſt nennen, Same, (denn Lappe halten ſie für ein Schimpfwort) ſind ein finniſches Volk, und ihre Zahl

kann etwa 15,000 betragen. Sie ſind von ſehr kleiner Statur, zwiſchen vier und fünf Fuß, oft auch darunter, haben eine braune Geſichtsfarbe, ſchwarze Haare, eine gutmüthige Phyſiognomie und einen kraftvollen, abgehärteten, ſehr gelenkigen Körper. Sie ſind von Natur gutartig und ſanftmüthig, haben keine hervorſtechenden Laſter, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen ſie ſich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben ihr Vaterland, und ſind in ihrer Art glücklich. Es fehlt ihnen auch nicht an geſundem Verſtande und an Anlagen zu mancherlei Kunſtgeſchicklichkeit. Daher gerben ſie Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, ſtricken Handſchuhe, machen hölzerne Geräthſchaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsſtücke. Die Kleidung beider Geſchlechter iſt wenig von einander verſchieden, beinahe nur durch mehreren Flitterputz zeichnen ſich die Weiber aus; beide Geſchlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hoſen und Stiefeln, entweder von Leder oder von Pelzen, oder von grobem Tuche. Im Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnungen beſtehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreiſern und Raſen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die Rennthiere, theils die Fiſche. Nach dieſer verſchiedenen Nahrung theilen ſich die Lappen in Rennthier- oder Berglappen und in Fiſcherlappen. Jene ſind nomadiſirende Hirten, die mit ihren Rennthierheerden von Weide zu Weide ziehen. Ein wohlhabender Lappe hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen der Laſten gebraucht werden. Die Fiſcherlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere beſitzen, nähren ſich faſt allein von der Fiſcherei. Sie ſchlagen Robben, fangen Vögel und ſtellen den Eidergänſen nach. In dieſen Fall kommen auch die Rennthierlappen, wenn ſie durch Seuchen oder anderes Unglück ihre Herden verlieren. Ehemals waren die Lappen Fetiſchanbeter, jetzt aber ſind ſie alle wenigſtens getauft. Doch haben ſie einen großen Theil ihres alten Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiöſen Meinungen den ihnen aufgedrungenen chriſtlichen Glaubenslehren beigemiſcht.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforſcher, geboren zu Dijon den 12. Oct. 1726. Nachdem er ſeine Schulſtudien bei den Jeſuiten zu Pont-à-Mouſſon geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon ſeiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er beſuchte darauf England und gab 1750 ſeine erſte Schrift, eine Ueberſetzung der Electra des Euripides, der bald mehrere andre Ueberſetzungen folgten, heraus. Im J. 1767 erſchien unter dem Namen eines Supplément ſeine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Dieſe und andre Schriften, namentlich ſeine Preisſchrift über die Venus, und ſeine Ueberſetzung von Xenophons Rückzug der Zehntauſend, befeſtigte den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inſchriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erſt 1786 erſchien ſeine Ueberſetzung des Herodot, eines der ſchönſten Denkmahle franzöſiſcher Gelehrſamkeit. Im J. 1796 ward er in das Nationalinſtitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete.

Eine bedeutend verbeſſerte Ausgabe des Herodot erſchien 1802, als deren Gegner Volney 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiſerlichen Univerſität ward er zum Profeſſor der griechiſchen Sprache an derſelben ernannt, die mit dieſem Amte verbundnen Functionen aber wegen ſeines hohen Alters ihm erlaſſen. Er ſtarb an der Folge eines Falls aus dem Bette den 22. Dec. 1812.

Laren (Familiares) hießen bei den Römern die Familiengötter und häuslichen Schutzgötter. Sie ſtanden als Bilderchen von Holz, Stein, Metall gewöhnlich auf dem Herd in einem Schrein (lararium); bei Vornehmern auch in der Schlafkammer oder eignen Lararien. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Ferkel, Lamm oder Kalb. Von den häuslichen Laren unterſchied man die öffentlichen, die vom ganzen Staate, einer Stadt oder einer ganzen Menſchenclaſſe verehrt wurden. So war Silvan ein allgemeiner Lar der Landleute, Mars der Krieger. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingsſöhne der Nymphe Lara vom Mercur. Ihnen und dem ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiſer wurde im Anfang des Mai zu Rom ein Feſt gefeiert. (Vergl. Penaten).

Largo (in der Muſik), von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung (ſ. Tempo) der erſte oder langſamſte. Ein Stück, welches dies Zeitmaß zur Ueberſchrift hat, muß von kurzer Dauer ſein, weil es ſonſt die Aufmerkſamkeit ermüden würde. Ein geringerer Grad wird durch Larghetto bezeichnet.

Larive, einer der berühmteſten tragiſchen Schauſpieler der Franzoſen, ward zu Decize geboren, und verrieth ſchon in ſeiner früheſten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Kaum neun Jahr alt, entwich er ſeinen Aeltern und begab ſich in ein Mönchskloſter in Bourbonnais, um daſelbſt, nach Erlangung des geſetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er, neben einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine ſo große Leidenſchaft für theatraliſche Vorſtellungen, daß ſeine Aeltern ihm den Beſuch des Theaters verboten. Aber durch dieſen Zwang ward ſeine Leidenſchaft nur noch heftiger geweckt. Man that ihn nach Paris in eine Penſion, welche er jedoch, kaum ſechzehn Jahre alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ, um dieſer nach Honfleur zu folgen. Hier hatte er ſich während funfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigſten Lebensunterhalt zu verſchaffen geſucht, als ſeine Aeltern den Aufenthaltsort des Sohns erfuhren, und ihn zur Beſtrafung nach Domingo ſchickten. Bei der Ueberfahrt dahin ſowohl, als vorher während ſeines Aufenthalts zu Honfleur, war es, wo er an den verſchiedenartigen Menſchen, welche ihm zu Geſichte kamen, und an der Aeußerung der Gemüthsbewegungen, welche ſie ihm zeigten, die Menſchendarſtellung zu ſtudiren begann. Nach ſeiner Rückkehr betrat er zuerſt die Bühne zu Tours. Er war mit Beifall aufgenommen und erwarb ſich nach und nach einen ſolchen Ruf, daß er als Stellvertreter Lekain's nach Paris gerufen wurde. Hier hat er ſtets mit großem Beifall geſpielt, der ihm auch noch jetzt zu Theil wird, wenn er von Zeit zu Zeit die Bühne betritt.

La Roche, ſ. Roche (Sophie La).

La Roche Jacquelin, (Henri) berühmt geworden in dem Kriege der Vendée. (S. Vendee.) Auch ſeine Brüder Louis und Auguſte,

und ſeine Schweſter Lucie haben ſich in dieſem Kriege hervorgethan. Er war 1772 geboren und blieb 1794 auf dem Schlachtfelde. Louis ſtarb ebenfalls in dem Kampfe für ſeinen König 1815. Auguſte und Lucie lebten noch 1817. Henri's Gemahlin hat intereſſante Memoiren über den Vendéekrieg geſchrieben, die durch Auszüge in Bran's Minerva und Miſcellen der ausländiſchen Literatur auch in Deutſchland bekannt geworden ſind.

Larva bedeutet urſprünglich ein Schreckbild, ein Geſpenſt, beſonders ein ſchädliches (den Laren entgegengeſetzt); den Larven opferte man am Ende des Februars. Dann bedeutet Larva auch eine Maske. (S. Masken.) Endlich iſt Larve in der Naturgeſchichte der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Inſecten in der erſten Lebensperiode, gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen. (S. Inſecten u. Käfer).

Las Caſas (Emanuel Auguſte Dieudonné, Graf von), bekannt als Verfaſſer des hiſtoriſchen Atlas, noch mehr aber durch ſeine treue Anhänglichkeit an Napoleon und die daraus für ihn hervorgegangnen Schickſale, iſt um das J. 1763 auf dem Schloſſe Las Caſas bei Soreze in Languedoc geboren, erhielt ſeine erſte Jugendbildung von den Prieſtern des Oratoriums zu Vendome, kam dann in die berühmte Militärſchule zu Paris, von wo er ſogleich in die Marine eintrat. Er war auf der unter Don Louis von Cordova Befehlen vereinigten Escadre, befand ſich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. October 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden beſuchte er, um ſich practiſch zu bilden, alle Colonien Amerika's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, beſtand auf das ehrenvollſte die Prüfung, und erhielt ſogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendſten Ausſichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. Er hing feſt an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt ſich abwechſelnd in Koblenz und Aachen auf, wo die franzöſiſchen Prinzen in der glänzendſten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792 unter dem Herzog von Braunſchweig mit, nach deſſen unglücklichen Ausgang er ſich, von Allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünſtigſten äußern Verhältniſſe zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, ſuchte er die Hülfsmittel ſeiner Subſiſtenz in ſich ſelbſt. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er ſelbſt am meiſten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch ſeine beſchränkte aber anſtändige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolgloſen Verſuch auf die Vendée und der Metzelei zu Quiberon, der er faſt nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beſchloß er, ſich blos ſeinem Privatintereſſe zu widmen. Er gab damals die Skizze zu ſeinem hiſtoriſchen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihn in eine Lage verſetzte, die ihm nichts zu wünſchen übrig gelaſſen haben würde, wenn er ſie in ſeinem Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er daher die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Bonaparte die Ausgewanderten zurückrief. Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezogen, mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt. Sein Hauptwerk war der hiſtoriſche Atlas, der jetzt in größerm Umfang erſchien und außerordentlichen Beifall fand. (Neue Aufl. 1820.) Sechs bis ſieben Jahre genoß er auf dieſe Weiſe eines ſtillen Glücks. Indeß fühlte ſein feuriges und leb-

haftes Gemüth ſich immer mehr von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher und hoher hob, und als derſelbe öffentlich erklärte, er werde fortan als ſchlechte Franzoſen Alle anſehen, die ſich nicht mit ihm vereinigen würden, eilte auch Las Caſas ſich ihm anzuſchließen. Der Angriff der Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, ſeinen Eifer zu bethätigen. Napoleon ernannte ihn zum Kammerherrn und zugleich auf Las Caſas Geſuch, zum Requetenmeiſter im Staatsrathe in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, ſandte ihn Napoleon dorthin, um alle die Marine betreffende Gegenſtände in Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war eine andre Sendung in die illyriſchen Provinzen, um die Liquidation der Staatsſchuld dieſer Provinzen zu Stande zu bringen. Nach Beendigung dieſes Geſchäftes bekam er den Auftrag, die Hälfte ſämmtlicher franzöſiſcher Departements zu bereiſen, um die zur Abſtellung der Bettelei errichteten Inſtitute, die Gefängniſſe, Hoſpitäler und ähnliche Anſtalten zu beſichtigen. Die Beendigung dieſer Miſſion fiel mit dem Rückzug aus Rußland zuſammen. Als bei dem Vordringen der Alliirten gegen die Grenzen eine zahlreiche Nationalgarde errichtet wurde, trat Las Caſas in die zehnte Legion, über welche er in Abweſenheit des Chefs das Commando führte. Erſt nach der Capitulation gab er daſſelbe ab, um ſich als Mitglied des Staatsraths nach der Loire zu begeben. Inzwiſchen erfolgte Napoleons Entſetzung und Ludwig XVIII. Thronbeſteigung. Las Caſas, als unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte ſich die Beitrittsacte des Staatsraths zu unterzeichnen, beſuchte, um nicht Zeuge der Vorgänge in Paris zu ſein, England, und lebte nach ſeiner Rückkehr in der Zurückgezogenheit. Er trat aus derſelben erſt nach Napoleons Rückkehr von Elba. Dieſer ernannte ihn ſofort zum Staatsrath und zum Präſidenten der Commiſſion der Bittſchriften. Als aber die Schlacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt hatte, erbat Las Caſas ſich von demſelben als höchſte Gunſt die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte ſeitdem, getrennt von ſeiner Familie, nur von ſeinem älteſten Sohn begleitet, freiwillig das Schickſal dieſes großen Verbannten mit einer Hingebung, Anhänglichkeit und Selbſtaufopferung, deren Würdigung jetzt noch nicht möglich iſt. Bis gegen Ende des J. 1816 befand er ſich bei Napoleon auf St. Helena, und diente demſelben vornemlich als Secretär bei Abfaſſung ſeiner Lebensgeſchichte, die jener ihm zu dictiren pflegte. Damals aber wurde ein an ſich unverfänglicher, wiewohl freimüthiger und in ſeinen Details höchſt intereſſanter Brief an Lucian Bonaparte, den er gegen das ausdrückliche Verbot des engliſchen Commandanten auf St. Helena heimlich nach Europa zu ſchaffen verſucht hatte, die Urſache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach ſechswöchentlicher Haft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn gegen acht Monate in harter Gefangenſchaft hielt, und endlich nach Europa zurückſchickte. Bei ſeiner Ankunft auf der Themſe wurden ihm ſeine Papiere genommen; er ſelbſt aber durfte nicht ans Land ſteigen, ſondern wurde nach Oſtende übergeſchifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erſt in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen ſichern und ruhigen Aufenthalt, indem er ſich unter öſterreichiſchen Schutz ſtellte. Er hat ſeitdem über die ihm wiederfahrne geſetzwidrige und willkührliche Behandlung, ſo wie über die Wegnahme ſeiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord

Bathurſt nachdrückliche Beſchwerde geführt und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr als die Zurückgabe ſeiner Papiere bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieſes Briefs ſeine Beſchwerden vor den Richterſtuhl des Publicums zu bringen. Dieſer Brief ſo wie der Brief an Lucian, der ſeine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet ſich dem 1818 bei F. A. Brockhaus erſchienenen Leben des Grafen Las Caſas angehängt. Auch glaubt man, daß das Manuſcript von St. Helena ihn zum Verfaſſer habe, von Andern aber etwas ſei verändert worden.

Lascy (Feldmarſchall Graf), 1724 aus einem der edlen Geſchlechter entſproſſen, welche einſt Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerſt als Hauptmann und Volontär in dem Succeſſionskriege der Maria Thereſia, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu ſchaden bemüht war, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Seinen Kriegskenntniſſen hatte es Lascy zu verdanken, daß er ſchon im neun und dreißigſten Jahre zum Feldmarſchall ernannt wurde. Als ſolcher entwarf er den Plan, durch deſſen Ausführung Friedrich II. in ſeinem Lager bei Hochkirch überfallen und geſchlagen wurde. Nach dem ſiebenjährigen Kriege ward er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, und brachte in dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine Einheit, Lebendigkeit und Thätigkeit, von welcher man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlaſſende Urſache, daß, wenn auch nicht gleich nach dem ſiebenjährigen Kriege, doch nach dem teſchner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der ſchleſiſchen Grenze eine Feſtung, Joſephſtadt genannt, angelegt wurde. Im Innern derſelben ließ Kaiſer Joſeph Lascy's Bildniß mit einer paſſenden Inſchrift und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths zu Wien, mit der Inſchrift: Qui belli aeque ac pacis artibus peritus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, aufſtellen. Im Jahre 1788 trat der Feldmarſchall Lascy zum letzten Male an die Spitze der öſterreichiſchen Armeen, aber nicht als Befehlshaber, ſondern als Lieutenant des Kaiſers. Die Eroberung Sabacz's war die Folge ſeines kräftigen Einwirkens auf die Operation gegen dieſe Feſtung. Er ſtarb 1801.

Laſt, als Kornmaß im Norden, enthält ungefähr 60 — 65 1/2 Scheffel. Bei Flößen und Schiffen bedeutet Laſt die Ladung; auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend, wornach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Laſt d. i. etwa 200 Tonnen, oder 400,000 Pfund; gleichfalls ein anderes Schiffmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und welches 2 Tonnen (jede zu 2000 Pfund) beträgt. Uebrigens iſt die Laſt in Betreff ihres Gewichts ſehr verſchieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

Laſter (in der Moral) iſt eine Fertigkeit, dem erkannten moraliſchen Geſetze willkührlich entgegen zu handeln. Der Menſch wird zwar nicht laſterhaft geboren; da er aber auf der einen Seite ein Sinnenweſen iſt, ſo hat er in der erſten Zeit ſeines Daſeins, wo ſeine Vernunft noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, einen Trieb, ſeine ſinnlichen Neigungen und Begierden ohne Unterſchied zu befriedigen. Seine Triebe ſind hier ſein einziges Geſetz. Sobald ihm aber in der Folge die Vernunft das Sittengeſetz ankündigt, und unbedingt von ihm fodert, alle ſeine Neigungen dieſem Geſetze zu unterwerfen; ſo entſteht zwiſchen den Foderungen des Geſetzes und dem Drange der ſinnlichen Neigungen ein Kampf. Iſt dieſer Kampf ſo heftig, daß

der Menſch alle Anfoderungen des Geſetzes von ſich zurückweiſet, und dieſes gegen ſeine Neigungen nichts ausrichten kann, ſo kehrt er dadurch die moraliſche Ordnung um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung dieſe Handlungsweiſe bei ihm zu einer ſolchen Fertigkeit wird, daß er ſich in allen vorkommenden Fällen nach ihr beſtimmt; ſo wird man ihn mit Recht laſterhaft nennen können. Dasjenige im Menſchen, was ihm die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn dazu reizt, und dagegen die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erſchwert, heißt natürliche Anlage zum Laſter. So wie es etwas Angebornes in der Tugend gibt, gibt es auch etwas Angebornes im Laſter. Dieſe Anlage kann von tauſend zufälligen Urſachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menſchen geſtanden haben, und können daher, als ſolche, und in ſofern der Menſch durch ſeine Willkühr zu deren Entſtehung nichts beigetragen hat, demſelben auch nicht zugerechnet werden. Sie liegen ſowohl in den natürlichen Erkenntniß- und Begehrungskräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperamente deſſelben, in ſeiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberfluſſe der Säfte u. ſ. w. Außer dieſen natürlichen Neigungen zum Laſter gibt es noch viele andere äußere Veranlaſſungen zu demſelben. Dahin gehören Beiſpiele, Umgang, Modeton und gegebene Aergerniſſe. Allem dieſen entgegen zu arbeiten, iſt der Zweck der Erziehung und Sittenlehre. Und da das moraliſche Geſetz unbedingt gebietet, die Neigung nur nach Vernunft zu befriedigen, der Menſch aber mit Freiheit begabt iſt, das Geſetz zu verwirklichen, ſo muß es auch in ſeiner Gewalt ſtehen, ſelbſt bei vielen Anlagen und Reizen zum Laſter tugendhaft zu werden. Pq.

Laſurſtein, ſ. Lapis Lazuli.

Lateiner (Latini), das uralte Volk, welches die Landſchaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermiſchung der Aboriginer mit arcadiſch-pelasgiſchen und trojaniſchen Abkömmlingen entſtanden. Woher der Name Lateiner kommt, iſt ungewiß; daß er vom Könige Latinus herſtammen ſoll, iſt nicht wahrſcheinlich. Als die älteſten Könige der Lateiner werden Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche bei ihnen zugleich den Rang der Götter behaupteten. Urſprünglich waren dieſe Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgiſcher Gottheiten, welche mit den Pelasgern zu den Aboriginern gekommen waren. Unter Faunus ſoll Herkules und Evander gekommen ſein, und letzterer die Aboriginer Buchſtabenſchrift, Muſik und andere nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt ſein. Etwa ſechzig Jahre darnach lebte der König Latinus, zu welchem Aeneas gekommen, nachdem er Troja verlaſſen hatte, und ihm in der Regierung gefolgt ſein ſoll. Von Ascanius, dem Sohne des Aeneas, wurde die Stadt Alba Longa erbaut und zum Sitze der lateiniſchen Könige gemacht. Von da an wird die Geſchichte Latiums, in welchem alle Könige den Beinamen Sylvius führten, bis auf den Zeitpunct dunkel, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten. Eiferſucht entzündete zwiſchen den beiden verſchwiſterten Staaten, dem lateiniſchen und römiſchen, einen Krieg, der ſich mit Unterjochung der Lateiner und mit der Zerſtörung ihrer Hauptſtadt endigte. Rom ward die Hauptſtadt von ganz Latium, als König Servius die Lateiner durch ein feſtes Bündniß mit Rom vereinigte. Von dieſem Zeitpuncte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen; denn ohne die Tapferkeit und Freundſchaft der Lateiner

würde Rom wahrſcheinlich nie zu dem Gipfel ſeiner nachmaligen Weltherrſchaft emporgeſtiegen ſein. Tarquinius Suberbus ſuchte dieſes Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte ſie aber, nach ſeiner Vertreibung, zum Aufſtande gegen Rom. Dieſer erſte Krieg der Römer mit den Lateinern ſeit dem geſchloſſenen Bündniſſe ward durch die Tapferkeit ſeiner Dictatoren ſiegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im Jahre Roms 414 entſtand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwiſchen ihnen. Die Lateiner fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und dieſe riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entſtand ein Streit zwiſchen Rom und Latium, in welchem letzteres endlich ſogar foderte, Rom ſolle einen Conſul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieſes Begehren ward von dem römiſchen Stolze mit Muth und Entſchloſſenheit verworfen. In dem darauf entſtandenen Kriege gegen den tapferſten und furchtbarſten Feind, konnten die Römer nur mit der äußerſten Anſtrengung den Sieg erfechten; endlich aber gelang ihnen, Latium unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Späterhin, als die Römer beinahe ſchon die Herrſchaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch die Theilnahme an dem Bundesgenoſſenkriege (im Jahre Roms 663) einen nochmaligen Verſuch, ihre Freiheit wiederzuerlangen, welches ihnen auch in ſofern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlornen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. (S. Rom). —

Lateiniſche Sprache, ſ. **Römiſche Sprache**.

Lateran hieß ein Platz in Rom, von der altrömiſchen lateraniſchen Familie, welcher derſelbe mit ſeinen Gebäuden bis auf die Zeiten Nero's gehörte. Dieſer Kaiſer ließ den letzten Beſitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete ſich ſeine Güter zu, wodurch der **Lateraniſche Palaſt** ein kaiſerliches Eigenthum, und von Conſtantin dem Großen den Päpſten geſchenkt wurde, denen er auf 1000 Jahre zum Reſidenzſchloſſe diente. Nachdem die Päpſte ihre Reſidenz nach Avignon verlegt hatten und nach Rom wieder zurückkehrten, diente der **Vatikan** zu dieſem Behufe. Die von Conſtantin an dieſem Palaſte erbaute **Kirche des heil. Johannes vom Lateran** iſt die biſchöfliche des Papſtes, und die Hauptkirche in Rom, daher die Inſchrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput; und wird ebenfalls Lateran genannt. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11 Kirchenverſammlungen, die in ihr gehalten worden ſind, die ſeltenen Reliquien, die ſie aufbewahrt, und ihr prächtiger Bau machen ſie vor andern merkwürdig. An ihrem Portale ſieht man den Balcon, von welchem herab der Papſt dem Volke den Segen ertheilte. Am Hauptaltare darf nur der Papſt Meſſe leſen; denn in dieſem Altare befindet ſich ein alter hölzerner, an dem ſchon der Apoſtel Petrus Meſſe geleſen haben ſoll. In dieſer Kirche ſah man auch ſonſt die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben, und nach der Sage zur Erforſchung des Geſchlechtes der neuerwählten Päpſte gebraucht worden ſein ſollen, aber wahrſcheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man ſie vorfand, zu ganz anderm Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papſt feierlich durch die Cavalcate (eine Proceſſion zu Pferde) von dieſer Kirche Beſitz. Auf dem Lateranplatze ſteht übrigens noch eine Capelle, welche die Scala santa (eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hauſe des Pilatus herrühren ſoll, und auf der die Gläubi-

gen knieend hinaufrutſchen), umſchließt, und die vom Kaiſer Conſtantin erbaute Capelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die ſchönſten in Rom gelten.

Laterna magica, ſ. Zauberlaterne.

Laterne, ſ. Kuppel.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnſitz der Lateiner. Die Grenzen deſſelben, welche ſehr verſchieden geweſen zu ſein ſcheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Cirilli). Nach Strabo ſollen in dieſem Raume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Aequer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte alſo höchſtens zehn Meilen im Durchſchnitte betragen haben, und die wirklichen Grenzen deſſelben, weſtwärts die Tiber, nördlich der Anio, öſtlich der Berg Algidus und ſüdlich die hundert ſechzig Stadien von Rom gelegene Stadt Ardea geweſen ſein. In der Folge erſtreckte ſich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano): die Nord- und Oſtgrenzen aber blieben die nämlichen. In der älteſten Zeit traf man an der Küſte, wenn man von der Tiber ausging, einen ſtarken Lorbeerwald an, der ſich bis an die Stadt Laurentum erſtreckte. Nicht nur dieſe hatte davon den Namen, ſondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Laurentes. Dieſer Wald ſoll noch zu den Zeiten des Kaiſers Commodus geſtanden haben. Zwiſchen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Aeneas ſein Lager aufgeſchlagen, welches den Namen Troja führte. Oeſtlich von demſelben, vier und zwanzig Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter öſtlich, eine halbe geographiſche Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenſeits der Quelle der Numicus und der Juturna befand ſich der Berg, auf welchem dreißig Jahre nach der Erbauung von Lavinium die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derſelben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb, im äußerſten nordöſtlichen Winkel Latiums, die Stadt Präneſte; am nördlichen Ende deſſelben aber die Stadt Tibur, und zwiſchen dieſen beiden Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle dieſe Städte waren Colonien von Alba Longa. Die erſte Colonie der Römer unter Ancus Martius war Oſtia, unterhalb Rom. Die Flüſſe Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amaſenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontiniſchen Sümpfe. Dieſe waren ſchon von den älteſten Zeiten her berühmt und breiteten ſich zwiſchen den Flüſſen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer dieſen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus beſonders berühmt iſt. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albaniſche Berg und der Algidus.

Latona (bei den Griechen Leto oder doriſch Lato), eine Tochter der Cöos und der Phöbe, nach Andern des Kronos oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerſchaft ward ſie von der Juno aufs heftigſte verfolgt. Auf ihren Befehl mußte der ſchreckliche Drache Pytho ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, durfte ihr keinen Ruheplatz zur Niederkunft gewähren. Lange

irrte ſie unſtät und flüchtig auf der Erde umher, bis ſie auf **Delos** (ſ. d. Art.) einen Ruheplatz fand. Nachher ſuchte der Rieſe Tityus ſie gewaltſam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen ſoll dieſer Rieſe ſchon vor ihrer Schwangerſchaft vom Jupiter mit dem Blitze erſchlagen worden ſein. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die ſie auf ihrer Flucht aus Delos, wo ſie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einen See nicht wollten trinken laſſen, auf ihre Bitte in Fröſche. Latona wird als eine ſanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geſchildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelaſſenen Pfeile und Köcher nach. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein beſonderes Feſt gefeiert, welches Ekdyſia hieß. Bisweilen nimmt man ſie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichſam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechiſchen Worte λανθάνειν (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles, Abbé de) ward zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrhunderts geboren und von ſeinen Aeltern zum geiſtlichen Stande beſtimmt. In der Folge wurde er Canonicus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte aber mit dem Ernſte dieſer Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Fertigkeit in der leichtern Poeſie zu vereinigen. Mit dieſen Eigenſchaften war er allenthalben ein willkommner Gaſt. Nachdem er die Freuden des Lebens genoſſen hatte, zog er ſich bei herannahendem Alter in ein Mönchskloſter zurück, wo er am 10. Jan. 1779 ſtarb. Seine Gedichte erſchienen in vier Duodezbänden, welchen nach ſeinem Tode noch ſeine Lieder und ſeine hinterlaſſenen Werke gefolgt ſind. In der Oper Fanchon iſt ſein Andenken in der Perſon des Abbé's gleiches Namens erneuert worden.

Latůde (H. Mazers von) wurde im Jahre 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20. Jahre ſeines Alters unter Ludwig XV. in die Baſtille geſperrt, weil er, um ſich die Gunſt der Pompadour zu erwerben, dieſer vorgeſpiegelt hatte, es beſteht ein Camplot gegen ſie und man wolle ſie vermittelſt einer Schachtel mit dem feinſten Gifte tödten. Wirklich kam eine Schachtel an, die aber nichts als etwas Aſche enthielt und von Latůde ſelbſt abgeſchickt worden war. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieſes Betrugs. Mehrere Male ſuchte er zu entweichen; aber ſtets dienten dieſe Verſuche nur dazu, ſeine Gefangenſchaft noch drückender zu machen. Er brachte in derſelben 35 Jahre zu. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit geſetzt wurde, gab er ſeine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer intereſſanten Zügen, den Beweis liefern, daß von 20 Perſonen, die unter Ludwig XV. in die Baſtille geworfen wurden, ſtets 19 dieſe Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer Familien dem Galgen oder der Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden dieſe Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derſelben. Nachdem die Nationalverſammlung dem Latůde 1790 eine Penſion bewilligt hatte, dieſe aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's

und der Pompadour durch die Geſetze verurtheilt, ihm einen Schadenerſatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihm bis an ſein Ende anſtändigen Unterhalt verſchafften. Er ſtarb zu Paris im December 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchſtädt, Stadt im preußiſchen Regierungsbezirk und Kreis Merſeburg der Provinz Sachſen, 4. Militärabtheilung, von ungefähr 150 Häuſern und 1800 Einwohnern, am Lauchebache, mit einem Schloſſe und Amte, iſt wegen des 1697 entdeckten Mineralbades daſelbſt im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Perſonen und Geſellſchaften, welche letzteren ſich dort, beſonders Sontags, aus den nahegelegenen größern und kleinern Orten zu verſammeln pflegen.

Lauderdale (Lord), einer der berühmteſten engliſchen Staatsmänner der neuern Zeit, gegenwärtig in der Oppoſition, und ein ausgezeichneter Schriftſteller über Gegenſtände der National-Oekonomie und der Finanzwiſſenſchaft. Er iſt 1752 geboren. Nach Beendigung ſeiner Reiſen trat er ins Parlament, ſchloß ſich zunächſt an Fox an, unterſtützte deſſen berühmte India Bill, und war bei dem Haſtingsſchen Prozeſſe im Jahre 1787 ſehr thätig. — Von dem kurzen Foxiſchen Miniſterium im Jahre 1806 war er Mitglied und ging als Friedensunterhändler nach Paris. Der Ausbruch der preußiſchen Kriegs hob aber alle Unterhandlungen auf, und Laudale kam ohne Erfolg zurück. An den Miniſterien ſeit Fox's Tode hat er keinen Theil gehabt, und iſt ſeit dieſe Zeit immer der Oppoſition zugethan geweſen. Von ſeinen Schriften iſt die bekannteſte: an Inquiry into the nature and origin of public wealth, 1809. Sie iſt auch ins Deutſche überſetzt.

Laudon, ſ. Loudon.

Lauenburg, oder Sachſen-Lauenburg, däniſches Herzogthum, zum deutſchen Bunde gehörig, in Niederſachſen, ein bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen ſtreitiges Grenzland zwiſchen Sachſen und Slaven, die 1065 einen ſächſiſchen Miſſionär in ihrem Marktflecken Ratzeburg ſteinigten. Es erhielt ſeinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrichs des Löwen erbaut wurde, kam in den Streitigkeiten über ſeinen Nachlaß, kurz nach 1227, an Albrecht I., Herzog von Sachſen, aus dem aſcaniſchen Stamme, wiewohl unter Widerſpruch des braunſchweigiſchen Hauſes, als ein beſonderes Fürſtenthum. Beide Häuſer ſchloſſen einen Erbverein (1369), in deſſen Gemäßheit, nach Erlöſchung des lauenburgiſchen Stammes (1689) mit Herzog Julius Franz, Herzog Georg Wilhelm von Braunſchweig-Celle Beſitz von dem Lande nahm. Doch mußte, der übrigen Anſprüche auf dieſe Erbſchaft nicht zu erwähnen, Chur-Sachſen (1697), theils wegen einer 1507 vom Kaiſer Maximilian I. erhaltenen Anwartſchaft, theils wegen einer 1671 mit dem letzverſtorbenen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch eine bedeutende Summe Geldes (1,100,000 Fl.) und durch den Vorbehalt 1) des Rückfalls nach Abgange des geſammten Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, und 2) des Titels von Engern und Weſtphalen, abgekauft werden. Erſt 19 Jahre ſpäter (1716) erhielt König Georg I. die kaiſerliche Belehnung über das Herzogthum, nebſt Sitz und Stimme im Reichsfürſtenrathe; und die Aufhebung der kaiſerlichen Sequeſtration des ebenfalls zur lauenburgſchen Erbſchaft gehörigen Landes Hadeln, zu Gunſten Chur-Braunſchweigs, verzögerte ſich ſogar bis 1731. Mit den übrigen hannöverſchen Staaten kam Lauenburg 1803 unter franzöſiſche Herrſchaft, und gehörte von 1810—1813 zu dem Departement der Elbmündungen, kehrte aber dann zu ſeiner alten

ſeiner alten Verfaſſung zurück, und ward der Gegenſtand von Tauſchverträgen, denen zufolge Hannover (laut Patents vom 16. Juli 1816) das Herzogthum mit Ausſchluß des Landes Hadeln am Ausfluſſe der Elbe, des ſchmalen Landſtriches am linken Elbufer, und des zwar auf dem rechten Ufer des Fluſſes, aber abgeſondert liegenden Amtes Neuhaus, an Preußen, und dieſes es ſofort wieder an Dänemark abtrat; dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes und namentlich derjenigen, welche auf dem mit den Landſtänden (1702) geſchloſſenen, vom Könige (1765) aufs neue beſtätigten Receſſe beruhen, ſo wie die Uebernahme der Landesſchulden mit Einſchluß der durch die Demarcationslinie, und durch die franzöſiſche Occupation erwachſenen Koſten zur ausdrücklichen Bedingung machte. Das jetzige däniſche Herzogthum Lauenburg liegt auf dem rechten Elbufer, und wird von dem Königreiche Hannover, den Herzogthümern Meklenburg und Holſtein, dem Fürſtenthume Lübeck und dem Gebiete der freien Städte Hamburg und Lübeck begrenzt. Es hat auf etwa 25 Q. M. 35000 Einwohner. Der Boden begünſtigt die Viehzucht und läßt den Ackerbau nicht unbelohnt; in beiden beſteht der Reichthum des Landes, den die Gewerkſamkeit wenig vermehrt, außer bei Fracht- und Schiffsverkehr. Zwei Seen von beträchtlichem Umfange, der Ratzeburger- und der Schall-See, ſo wie die Elbe, Bille, Steckniß und Wagnitz geben dem Lande alle Vortheile glücklicher Bewäſſerung. Die anſehnlichen Waldungen geſtatten, unter Mitwirkung ergiebiger Torfſtiche, eine beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Der in der Stadt Lauenburg zu errichtende Zoll von der Schifffahrt auf der Stecknitz nach Lübeck ſoll jährlich an 50,000 Thlr. einbringen. Der auf Berichtsangaben beruhende franzöſiſche Staatscalender von 1812 giebt als Bevölkerung der drei Städte, Ratzeburg, im See gleiches Namens, 4426, Möllen an der Stecknitz, 3513. und Lauenburg an der Elbe, 2945 Einwohner an. Ratzeburg hängt durch eine 400 Schritt lange Brücke mit dem feſten Lande zuſammen. (Ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der ſogenannte Palmberg, gehört zu dem mecklenburg-ſtrelitziſchen Fürſtenthum Ratzeburg). Sie iſt die Hauptſtadt des Landes und der Sitz ſeiner Behörden. Nach der vom Könige von Dänemark beſtätigten Verfaſſung haben am Landtage Theil 22 Gutsbeſitzer und die 3 Städte, jede mit 1 Stimme. Die freien Landleute in 111 Dörfern den 2/3 des Landes gehören, werden nicht repräſentirt.

Laufgräben (approches, tranchées) ſind im Allgemeinen alle Werke die zum Angriff einer Feſtung dienen, daher auch die Laufgräben eröffnen, die Belagerung beginnen heißt. Eigentlich gebraucht man indeſſen unter ihnen der Rondebalen und Zickzacks, mittelſt deren man ſich der Feſtung gedeckt zu nähern ſucht. (ſ. d. A. Fortification). Man gräbt nämlich 3—5 Fuß tiefe, 10—12 Fuß breite Gräben aus, und wirft die dadurch gewonnene Erde nach der Feſtung hin auf, um dadurch Schutz gegen die von dort kommenden Kugeln zu erhalten. Um nicht der Länge nach beſtrichen zu werden, führt man die Laufgräben ſtets ſo, daß ihre Verlängerung außerhalb der Feſtungswerke vorbeiſtreicht. Zuweilen geht aber der Belagerte bis zu dem Punct auf dem dieſe Verlängerung trifft mit Gegenlaufgräben (Contreapproches) vor und legt dort Batterien an. P.

Laugenſalze, ſ. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, ſagt Garve, iſt ohne Zweifel ein altes deutſches Wort, welches wahrſcheinlich von luna herkommt und auf ſolche Gemüthsſtimmungen hinweiſet, die entweder ſo wandelbar als der Mond ſind, oder unter ſeinem Einfluſſe ſtehen, weil man ſie ſonſt nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt ſich die, wie wir glauben, älteſte und allgemeinſte Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigenſinnige und vorübergehende Dispoſition des Gemüths in ſeinem denkenden ſowohl, als empfindenden Theile bedeutet. Denn ſie iſt zwei andern Arten der Seelenzuſtände und der Seelenthätigkeiten entgegengeſetzt, ſolchen, die ſich aus bekannten Urſachen herleiten laſſen, und ſolchen, die auf begreifliche oder ſichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man ſie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Urſachen, noch aus den Abſichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich phyſiſchen Einflüſſen zugeſchrieben: der Deutſche dem Mond, andere europäiſche Nationen dem Laufe oder der Beſchaffenheit der Säfte; letztere haben ſie daher humores genannt. Das franzöſiſche humeur und das engliſche humour waren daher in ihrer Bedeutung urſprünglich bei weitem nicht ſo ſehr unterſchieden, als ſie es jetzt, beſonders im äſthetiſchen Sinne ſind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menſchen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beſchaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem in die Blutmaſſe ſich miſchenden unbekannten Stoffe abhingen. In ſo fern waren alſo beide Wörter mit dem deutſchen Worte Laune auch gleichbedeutend, und noch jetzt werden beide in gewiſſen Redensarten auf dieſelbe Weiſe gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur iſt nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig ſein. To be in good or bad humour iſt im Engliſchen eine eben ſo geläufige Redensart. Die humori der Italiener ſagen etwas Aehnliches, und ſelbſt humorista iſt ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Wörter humeur und humour, abſolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine ſehr verſchiedene Bedeutung erhalten, humeur für ſich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in dieſem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewiſſen Art des Scherzes, zu ſonderbaren, aber doch beluſtigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darſtellung ſeiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewiſſen Frohſinn, ſei er auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermiſcht, nicht beſtehen können. Und vielleicht, ſetzt Garve hinzu, macht das Bitterſüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoriſtiſcher Einfälle aus. Von dem franzöſiſchen humeur unterſcheidet ſich die deutſche Laune darin, daß ſie nicht blos einen unangenehmen, verdrießlichen Zuſtand andeutet (l'humeur, ſagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und ſonderbar iſt es, daß die Franzoſen für die gute Laune keinen eigenen Ausdruck haben), ſondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche ſich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Urſachen verſchieden ſind, oder den unwillkührlichen (unbewußten, regelloſen Wechſel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja ſelbſt die daher entſpringende Unbeſtändigkeit der Meinungen und Geſinnungen. Denn wer

ſich von den Gefühlen beherrſchen läßt, ändert leztere leicht. Cas rus ſagt daher: im allgemeinen Sinne würde Laune überhaupt das unwillkührliche Spiel der noch unbeſtimmten Triebe ſein, ſofern man ſich ihm überläßt; dann das Gefühl, oder die Gemüthsſtimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt ſind. Wechſel iſt zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derſelbe, zu einem unnatürlichen, der Beſonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengeſetzten Wechſel dadurch, daß er blos leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die beſtimmte und feſte Richtung mangelt, und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne beſtimmbare Uebergänge erſcheint. Natürlich iſt die Laune noch im Kinde, ſo lange die Periode des unbeſtimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind ſich jenem Spiele der Kräfte leidend überlaſſen muß. Die Herrſchaft der Laune kann ſo weit gehen, daß man ſich oft über ſich ſelbſt ärgert, und doch der Laune folgt; dies trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Menſch in den Zuſtänden der Luſt ſich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterſcheidet aber im Deutſchen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beiſatz, ſondern beſitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieſer Verſchiedenheit verſchiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launiſch, welche man von denen gebraucht, bei welchen die Zuſtände herrſchend ſind. Je nachdem man in einem dieſer Zuſtände iſt, ſieht man die Gegenſtände verſchieden an, fühlt anders bei ihnen, und urtheilt anders über ſie, milder und ſchärfer, heiterer oder düſterer. Der Uebelgelaunte deutet alle Gegenſtände übel, und wird dadurch ſich ſelbſt und andern läſtig. Die üble Laune iſt daher nicht für die Geſellſchaft. Der Launiſche läßt ſich von einer Empfindung beherrſchen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er ſich wenigſtens eines ſolchen nicht bewußt iſt. Er iſt mürriſch und beträgt ſich auch gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſo, als wenn ſeine unangenehme Empfindung durch dieſen bewirkt wäre. Ein ſolcher Gemüthszuſtand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die ſich mit einem Gegenſtande vergeſellſchaftet haben, von denen die meiſten dunkel bleiben. Die böſe Laune, beſonders in ſo fern ſie herrſchend iſt, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, iſt die ſubjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder beluſtigend zu finden. Wer ſie hat, heißt gutgelaunt, und in wem ſie herrſchend iſt, launig; daher redet man auch von launigem Weſen, launiger Manier. Sie iſt dem nothwendig, welcher ſich der komiſchen Darſtellung widmet, und gehört in ſo fern mit zu dem komiſchen Talent. Sie iſt ferner zwar bei dem Dichter und Darſteller mehr willkührlich, indem dieſer ſeine Stimmung zu ſeinem Zwecke zu beherrſchen fähig ſein muß, um ein freies und harmoniſches Product der Kunſt aufzuſtellen, aber keinesweges hinreichend, ein ſolches Product hervorzubringen, wenn ſie ſich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige iſt und macht luſtig, er verliert ſich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenſtanden durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber ſelbſt die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, iſt noch nicht zur komiſchen Production hinreichend. Der blos witzigen Laune iſt es nur um Einfälle zu thun, daher ſind ihre Producte momentan. Die komiſche Production verlangt Phantaſie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune iſt daher auch noch nicht der Humor (humour) im äſthetiſchen Sinne, oder die humoriſtiſche Laune

der Engländer. Der Humor, in dieſer ſtrengen Bedeutung, iſt von jener, beſonders wo ſie ſich als Perſiflage, oder feine ſatiriſche Laune zeigt, nicht blos dadurch verſchieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden iſt, und mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abſtößt und erkältet, ſondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechſelnd und phantaſtiſch iſt, daß der Ernſt oft dazwiſchen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber, daß der Humor mit Phantaſie verſchmolzen, weniger beſchränkt, nicht auf einzelne Gegenſtände, ſondern immer auf das Ganze gerichtet iſt, lebendig individualiſirt u. ſ. w. Das Weitere hierüber ſehe man in dem Artikel Humor, und in Jean Paul F. Richters, dieſes wahren deutſchen Humoriſten, Vorſchule der Aeſthetik, (VI Programmen), wo dieſer Unterſchied, obwohl nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beiſpielen belegt wird. Daß aber in letzterm der äſthetiſche Humor, oder der darſtellende, individualiſirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darſtellungen, welche durchaus mehr nach Objectivität hinſtrebten, beſitzen ihn nicht. In der neuern Zeit aber iſt die Laune in den komiſchen Darſtellungen, wie das Lyriſche überhaupt, vorherrſchend, daher vielleicht Jean Paul das Humoriſtoriſche das Romantiſch-Komiſche nennt. Von dem Launigen und Launiſchen unterſcheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im erſten Sinne, d. i. dem Launenwechſel unterworfen iſt, der ſich ſelbſt zu beherrſchen unfähig, ſtatt in ſeinen Entſchlüſſen von einem feſten Willen und beſonnener Prüfung geleitet zu werden, unſtät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung ſeines Gemüths folgt. Eine ſolche Abweichung von dem völlig geſunden, oder völlig vernünftigen Zuſtande, grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher iſt die Laune mit dem Komiſchen verwandt und zeigt ſich oft in demſelben, ſo daß man ſie ſogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launiſche und der launenhafte Charakter können nämlich von einer ſehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) Laune und der Launige aber iſt beluſtigend oder macht lächerlich und gehört zur Darſtellung des Lächerlichen. T.

Laura, die berühmte Geliebte Petrarcas, der ſie in ſeinen Sonetten und Canzonen verherrlicht und verewigt hat. Sie ſtammte aus dem vornehmen provenzaliſchen Geſchlechte Noves, und war die Tochter Audiberts von Noves, Syndicus zu Avignon, in welcher Stadt ſie um das J. 1307 geboren worden, hatte ſich im J. 1325 mit Hugo de Sades vermählt, dem ſie mehrere Kinder gebar, und ſtarb 1348 an der Peſt. Petrarca preiſt ſie als den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheit, eben ſo ausgezeichnet durch Schönheit als durch Tugend und die edelſten Gaben des Geiſtes und Herzens (Vgl. Petrarca).

Lauriſton, einer der tapferſten und bekannteſten Feldherrn des neuern Frankreichs, General-Lieutenant, Pair von Frankreich u. ſ. w. Wir heben aus ſeinem thatenreichen Leben nur die wichtigſten Momente aus, die insbeſondere in Deutſchland an ihn erinnern. Er ſtammt aus der Familie des berüchtigten oder berühmten Law her. Durch die Revolution in die militäriſche Laufbahn geſchleudert, machte er ſich erſt unter Bonaparte bemerkbar, der ihn in ſeinem erſten italieniſchen Feldzuge unter ſeine Adjutanten aufnahm, ihm ſehr wohl

wollte und ihm häufig die ſchwierigſten und ehrenvollſten Aufträge ertheilte. So brachte er 1801 die Ratification des Friedens von Amiens nach London. Im Kriege vom 1805 gegen Oeſterreich wurde er Commandant von Braunau und nahm die wiener Arſenale in Beſitz. 1808 war er in Spanien und unterhandelte die Beſitznahme von Madrid. Im Kriege von 1809 machte er ſich durch ſeine Waffenthaten bei Landshut, bei Raab und bei Wagram berühmt. Im Februar 1811 wurde er zum Ambaſſadeur in Petersburg ernannt. Der Krieg von 1812 brach aus. Er erhielt in demſelben bedeutende Commandos und wurde nach der Einnahme von Moskau nicht minder zu den wichtigſten diplomatiſchen Sendungen gebraucht, die aber ohne Erfolg blieben, da nach der Meinung der Ruſſen der Krieg nun erſt recht anfangen ſollte. Er hatte das Glück, aus dieſem vernichtenden Feldzuge zu entkommen und mit Bonaparte nach Paris zurückzukehren. Er wurde aber ſchon im Febr. 1813 wieder nach Deutſchland geſchickt, commandirte hier bei Magdeburg ein Obſervationscorps, hatte an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, an der Bober und bei Leipzig Theil, wurde aber hier zum Gefangenen gemacht. Nach Bonapartes Sturz kehrte er nach Frankreich zurück, wurde hier von Ludwig XVIII. mit Auszeichnung aufgenommen und mit Ehren überhäuft. Er blieb dem Könige dagegen auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba getreu und folgte ihm nach Gent. Gegenwärtig befehligt er einen Theil der königl. Garden und iſt im Beſitz der höchſten Militärwürden und aller franz. Orden. Lauriſton hat ſich in jedem Zeitpuncte ſeiner militäriſchen und diplomatiſchen Laufbahn als einen Mann von Ehre und großen Talenten gezeigt.

Lauſanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, im Waadtlande (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genferſee, hat ſeit 1536 ein Gymnaſium, welches 1806 zu einem akademiſchen Inſtitute mit 14 Profeſſoren und einem Rector erhoben iſt, zählt 1300 Häuſer und über 8000 Einwohner. Die ehemaligen hieſigen Gold- und Silberarbeiter, ſo wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch beſitzt die Stadt einigen Handel mit eigenen Weinen. Ihren vorzüglichſten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, beſonders Söhnen reicher Kaufleute, welche wegen der ſchönen Lage, ſo wie in der Abſicht, ſich in der franzöſiſchen Sprache und im geſellſchaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europas nach Lauſanne kommen. Die Stadt ſtand ehemals unter dem Canton Bern, deſſen Landvogt auf dem biſchöflichen Schloſſe reſidirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Biſchof, welcher 1716 zum Reichsfürſten erhoben war, hielt ſich, ſeit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lauſanne, ſondern zu Freyburg auf.

Lauſitz heißt das über 200 Q. M. umfaſſende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen ſächſiſchen Churkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schleſien grenzt, und von ſeinen beiden Hauptflüſſen, der Spree und Neiſſe ziemlich parallel von Mittag nach Mitternacht in einer Länge von beinahe 27 M. durchſchnitten wird. Die Breite beträgt 12 bis 16 Meilen, die Zahl der Einwohner ungefähr eine halbe Million, wovon der Cottbuſſer Kreis mit 34,000 E. auf 17 Q. M. vor dem tilſiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber

bis 1815 ganz zum Königreich Sachſen gehörte. Geſchichtlich iſt erwieſen, daß ſeit der Völkerwanderung Stämme der ſclaviſchen Sorben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eignen freien Dynaſten die Lauſitz bewohnten, im ſüdlichen Theile die Milczener, im nördlichen die Luſiczer. Sie theilten die Schickſale und Kriege der bis gegen Thüringen hin herrſchenden Sorben. Erſt 922 wurden ſie vom Kaiſer Heinrich I. zinsbar gemacht und 968 zum Chriſtenthum bekehrt. Seitdem hieß der nördliche Theil (die jetzige Niederlauſitz) die Mark Luſicz, der ſüdliche die Mark Büdſetz und Gorelez (Budiſſin und Görlitz, d. i. die jetzige Oberlauſitz). Nur allmählig konnten die Sorben ſich an deutſche Herren gewöhnen, im Anfange des 11. Jahrh. hielten ſie es mit Polen und kamen nach blutigen Kriegen erſt 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lauſitz untergeben hatte. Nach dem Ausſterben der Dynaſtie des Gr. Gero von Stade herrſchten ſeit 1075 in der NL. die Markgrafen von Meißen aus dem Wettinſchen Hauſe. Inzwiſchen hatte Wratislaw von Böhmen die OL. 1073 in Lehn erhalten und nahm auch die NL. in Beſitz, konnte ſie aber gegen Heinrich den ältern von Meißen nicht behaupten, und erſt deſſen Sohn, Heinrich der jüngere, verlor ſie wieder 1123 an Wieprecht von Groitzſch, den Eidam Wratislaws, der die OL. ſchon ſeit 1084 inne hatte. Nach einer kurzen Zwiſchenregierung des Gr. Hoyer von Mansfeld 1112—1115 in der OL. und Albrechts von Ballenſtädt 1124—131 in der NL. vereinigte Wieprechts Sohn Heinrich beide Markgrafthümer. Nach deſſen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad d. Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmiſchen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Camenz und Ruhland in der OL. und des böhmiſchen Königs Wenzel Ottokar Eidam, Otto III. 1231 den Reſt des Landes. Nur Zittau mit ſeiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. beſaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmiſches Lehn und ſeit 1330 auch die bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askaniſchen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgeſtorben waren, gab Ludwig der Bayer die N. L. mit Brandenburg ſeinem Sohne Ludwig; die Stände der OL. unterwarfen ſich freiwillig dem böhmiſchen Könige Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt wegen der Anſprüche ſeiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er ſie 1329 gegen anderweite Entſchädigung auch an Böhmen ab. Dieſer freiwilligen Uebergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten, die 1346 von Johanns Sohne Karl IV., welcher 1364 die NL. dazu kaufte, beſtätigt wurden. Unter ihm bildeten die größern Städte eine feſte Verbindung gegen die Plackereien der Wegelagerer und Raubritter, anfänglich mit Dresden, Meißen und Hayn, dann unter ſich allein. Karl der IV. gab 1376 die Stadt Görlitz mit dem gubner Kreiſe in der NL. ſeinem jüngern Sohne Johann, nach deſſen Tode dieſes Fürſtenthum 1395 an den berüchtigten König Wenzel von Böhmen zurückfiel. Die Lauſitz blieb dieſem und ſeinen Nachfolgern Siegmund, Albrecht und Ladislav in den huſſitiſchen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Huſſiten die ſchrecklichſten Verheerungen erdulden. Erſt 1459 erkannte ſie Georg Podiebrad als König an, wandte ſich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im olmützer Frieden 1479 die Lauſitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lauſitz für den ſüdlichen und nördlichen

Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund und gründeten dadurch die bis auf die neuſten Zeiten beſtandene Vereinigung der Sechsſtädte (Bautzen oder Budiſſin, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz, Löbau), welche von den Kaiſern und böhmiſchen Königen Privilegien zu erlangen wußten, die ſie den Reichsſtädten ähnlich machten. Sie unterhielten ſtehende Mannſchaften und vertheidigten ſich in den Kriegen dieſes Jahrhunderts meiſt auf eigne Hand. Nach Matthias Tode 1490 blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen und kamen mit derſelben 1526 an Ferdinand I. von Oeſterreich, von dem ſie wegen eigenmächtiger Einführung des Proteſtantismus harte Bedrückungen litten. Beſonders wurden die Sechsſtädte durch den ſogenanten Pönfall 1547 des größten Theiles ihrer Privilegien beraubt und mußten große Summen opfern, um ſie allmählig wieder zu erlangen. Die lutheriſch gewordenen Standesherrn, Sechsſtädte und Ritter reſervirten ſich die Conſiſtorialgerechtſame, auch gab Ferdinand 1562 den letztern die Obergerichtsconceſſion für peinliche Fälle. Durch die Wahl des Churfürſten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lauſitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Churfürſt Johann Georg I. von Sachſen beſetzte ſie 1620 in des Kaiſers Namen und behielt ſie als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskoſten und anderer Schuldfoderungen an den Kaiſer bis 1635, wo ſie im prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmiſches Lehn, förmlich vom Kaiſer an Sachſen abgetreten wurde. Oeſterreich behielt ſich nur die Schutzgerechtigkeit über die catholiſchen Stifter vor. Seitdem theilte die Lauſitz, als ein von den churſächſiſchen Erblanden geſondertes, zu keinem Reichskreiſe gehöriges, Nebenland, alle Schickſale Sachſens und erhielt im tilſiter Frieden 1807 einen Zuwachs durch den, in der NL. gelegenen, bisher zu Brandenburg gehörigen cottbuſſer Kreis. Die Natur hat dieſes Land mit mannichfaltigen Hülfsquellen geſegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendſten Anſichten und merkwürdige Naturſchönheiten in der OL. dar, unter denen der Oybin und die hohe Lauſche bei Zittau, die von der böhmiſchen Grenze bis gegen Bautzen hinlaufenden Berge und Spreethäler, die königshayner Berge bei Reichenbach, die Landeskrone bei Görlitz und der an die Sudeten gelehnte Queiskreis (ſogenannt vom Queisfluſſe, der hier die Grenze gegen Schleſien macht) mit der Tafelfichte ſich auszeichnen, ſondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwiſchen den ſüdlichen Gebirgsgegenden und den nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederungen der faſt durchaus flachen NL. ablaufen. Dieſe hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schleſien und im Spreewalde, einer 5 Meilen langen, von mehr als 300 Armen der Spree und kleineren Flüſſen in unzähligen Schlangenwindungen durchſchnittenen Ebene, deren Bruch- und Torfboden mit Laubholz bewachſen iſt, an Holz und Wild, in ihren Flüſſen und anſehnlichen Teichen an Fiſchen und auf ihrem ſandigen Boden an Obſt, Flachs, Haidekorn, Gerſte, Hafer und Gemüſe Ueberfluß genug, um mit dieſen Artikeln einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben, und Brotgetreide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner (150,000 mit Einſchluß des Cottbuſſer Kreiſes); der Tabacksbau liefert jährlich gegen 4000 Ctr. und im gubner Kreiſe wird auf 780 Morgen Landes ein rother Wein erzeugt, der dem naumburger an Güte gleich kommt. Die Bienen-

zucht iſt in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend und es gibt in den Haidegegenden mehrere privilegirte Zeidlergeſellſchaften. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schleſien gewährt der NL. viele Handelsvortheile, theils durch ihre Naturproducte, theils durch den Tranſitohandel, der den Oberzoll bei Schidlo ſehr einträglich für Sachſen machte, denn bei dieſem noch auf dem rechten Ufer liegenden Dorfe geht die Oder durch einen kleinen Strich der N. L. Viel wichtiger für den Handel iſt die OL., deren fruchtbarer Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünſtiget, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetreide für die ſtarke Bevölkerung von 320,000 E. auf 100 Q.M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. ſind reich an Holz und Fiſchen, der daſelbſt häufige Raſeneiſenſtein beſchäftiget einige hohe Oefen und Hammerwerke, in der muskauiſchen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den ſüdlichen Gegenden gibt es anſehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meiſten Hände beſchäftigt der Gewerbfleiß und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpffabrication, in den ſüdlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5,000 E. zählen, die Weberei, welche ſich ſonſt über alle Sorten Leinwand erſtreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damaſtweber in Großſchönau, einem unter das zittauer Rathsgebiet gehörigen Dorfe von 4,000 E., fertigen Tafelzeuge in Deſſeins aller Art, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damaſtfabrik erreicht worden iſt. Der ſonſt ungemein bedeutende Großhandel der oberlauſitzer Kaufleute mit dieſen, beſonders den leinen Waaren hat ſeit 10 Jahren ſehr abgenommen und nur in Tuchen und Tafelzeuchen werden noch Geſchäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht, da der inländiſche Handel mit der Production in keinem Verhältniß ſteht. Die Grenzorte gewinnen bei dem Tranſito- und Schleichhandel nach Böhmen. An dieſer Gewerbthätigkeit haben blos die deutſchen Lauſitzen Antheil; die Wenden, welche ungefähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Viehzucht und Ackerbau. Juden ſind blos in dem niederlauſitziſchen Städtchen Friedland anſäſſig. Die alte, vom Churfürſten Johann Georg I. 1636 beſtätigte Verfaſſung ſicherte den Ständen große, vorzüglich in der *Oberlauſitz* in ihrer Art einzige, Gerechtſame. Dieſe Verfaſſung war vor der Theilung des Landes und iſt im königl. ſächſiſchen Antheile der OL. noch jetzt folgende. Das Oberamt zu Budiſſin als oberſte, nur dem geheimen Concilio (jetzt Geheimenrathe) in Dresden untergebene Regierungs- und Juſtizbehörde, ſonſt von einem Landvogt oder Statthalter, ſeit 40 Jahren blos von einem Oberamtshauptmann dirigirt, hat die beiden Aemter Budiſſin und Görlitz als Behörden der beiden Kreiſe gleiches Namens unter ſich. Jedem ſteht ein Amtshauptmann vor, deſſen Beiſitzer bei den Amtsvorbeſchieden (Kreisgerichtstagen) die Landesälteſten und die Deputirten der Sechsſtädte ſeines Kreiſes waren. Das Appellationsgericht für beide Kreiſe (Judicium ordinarium) beſtand unter dem Vorſitze des Oberamtshauptmanns, der zugleich Amtshauptmann des budiſſiniſchen Kreiſes iſt und zu Amt und Oberamt gleiches Perſonal von Officianten hat, aus dem Landeshauptmann, dem Amtshauptmann von Görlitz, den Landesälteſten und acht ritterſchaftlichen und neun ſechsſtädtiſchen Deputirten aus beiden Kreiſen, und verſammelt ſich jährlich dreimal. Die Aemter ſind die erſte Inſtanz für eximirte Perſonen, z. B. Gutsbeſitzer, Geiſtliche, Advocaten u. ſ. w., für die Untergebenen der Patrimo-

nial- und Stadtgerichte die zweite; für adeliche Perſonen und Angelegenheiten der Rittergüter gibt es bei jedem Amte ein Hofgericht, das aus einem Hofrichter und drei Beiſitzern beſteht. Die landesherrliche Finanzſtelle iſt die Landeshauptmannſchaft zu Budiſſin, welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren u. ſ. w. bezieht, und aus dem jetzt fehlenden Landeshauptmann, einem Gegenhändler als Controlleur und mehreren Officianten beſteht. Conſiſtorialſachen der Evangeliſchen gehören vor die Civilobrigkeiten und vor das Oberamt, nur in Muskau iſt ein Specialconſiſtorium mit einem Superintendenten für dieſe Standesherrſchaft. Die Brüdergemeinen hängen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab. (Vergl. d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsſtädte ſtehen allein unter dem Oberamte, doch können Budiſſin und Zittau auch unmittelbar an das geh. Concilium berichten und von ihm Reſcripte empfangen (Recht der unmittelbaren Audienz). Von den Landesbeamten wählt der Regent den Oberamtshauptmann, Landeshauptmann und Gegenhändler aus den ihm von den Ständen vorgeſchlagenen Gliedern der Ritterſchaft, die übrigen alle aber dieſe ſelbſt aus ihrer Mitte mit bloßer Beſtätigung des Regenten. Zu den Ständen, unter denen alle, außer den Prälaten und den Deputirten der Sechsſtädte, von ſtiftsfähigem Adel ſein müſſen, gehören: 1. die Beſitzer der Standesherrſchaften Hoyerswerde, Königsbrück, Muskau und Seidenberg, als Standesherren; 2. die Prälaten, nämlich das Domſtift zu Budiſſin, die Ciſterzienſer-Nonnenklöſter Marienſtern und Marienthal, und das Magdalenenſtift zu Lauban, die Klöſter von evangeliſchen adelichen Kloſtervogten, das Magdalenenſtift nebſt dem Domſtift vom Dechant deſſelben repräſentirt, welcher den Biſchofstitel, die Aufſicht über die Klöſter und die kirchliche Gerichtsbarkeit über die der Parität genießenden Catholiken in der OL. (ungefähr 15,000 Seelen) führt; 3. die begüterte Ritterſchaft beider Landkreiſe, welche in Anſehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bürgerlichen hat. Dieſe drei Abtheilungen machen unter Leitung der vier Landesälteſten (für jeden Kreis zwei) eine Curie aus, die andre bilden die ſtädtiſchen Deputirten, und beide müſſen zuſammenſtimmen, um die Beſchlüſſe gültig zu machen, welche die Stände auf ihren jährlichen drei Landtagen (Oculi, Bartholomäi und Eliſabeth) faſſen. Die Gegenſtände der Berathſchlagungen waren (und ſind für die Stände des ſächſiſchen Antheils noch) Verleihung öffentlicher Aemter und ſtändiſcher Stipendien, Beſchwerden oder Vorſchläge in Angelegenheiten der allgemeinen Wohlfahrt und gemeinnütziger Landesanſtalten, landesherrliche Geſetze, die, wenn ſie die Verfaſſung betreffen, einer landſtändiſchen Genehmigung bedürfen, und hauptſächlich die landesherrlichen Steuerforderungen, welche von den Ständen unter dem Titel gutherziger Bewilligungen zugeſtanden und im Ganzen aus den Landſteuercaſſen abgeführt, aber den verfaſſungsmäßigen Quoten gemäß auf das Land und die Sechsſtädte vertheilt und von jedem Stadtrathe in ſeinem Gebiete, wie von den Landſtänden in beiden Landkreiſen, abgeſondert durch willkührlich ausgeſchriebene Steuern aufgebracht werden. In dieſem Geſchäfte der Subrepartition, wie in allen ihren Verhandlungen, ſind die Stände völlig frei und nur dem Oberamtshauptmann, der ihren Beſchlüſſen, ſofern ſie das Intereſſe der Regierung angehen, die landesherrliche Beſtätigung und Geſetzeskraft auszuwirken hat, jährliche Vorlegung ihrer Landesrechnung ſchuldig. Die Steuerüberſchüſſe dienen zur Beſoldung der Be-

amten und anderen Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt. Dieſe Verfaſſung der Oberlauſitz, bei der dieſe Provinz eigentlich von den Ständen unter Autoriſation des Landesherrn regiert wurde, hat bei Gelegenheit des ſächſiſchen Landtages (1817 und 1818) vom Könige für den ihm verbliebenen Landestheil eine neue Beſtätigung erhalten, und nur das Selbſtregieren wird in ſo fern eingeſchränkt werden, als die Verwandlung der Landeshauptmannſchaft in königliches Rentamt und des Oberamtes zu Budiſſin in eine Oberamtsregierung, welche aus einem königlichen Präſidenten und vier königlichen Räthen beſtehen, vom Regenten allein abhängen, übrigens aber die Reſſorts des Oberamtes behalten wird, beſchloſſen worden und im Sommer 1818 im Werke war. Von den Standesherrſchaften iſt nur Königsbrück bei Sachſen verblieben und Reibersdorf für den Grafen Einſiedel zur Standesherrſchaft creirt worden. Aus dem Prälatenſtande fiel aber nur das Magdalenenſtift in Lauban an Preußen, von den Sechsſtädten Görlitz und Lauban. Von der Bevölkerung blieben (169,800) Seelen, alſo die Mehrzahl bei Sachſen, welches den ihm gelaſſenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil in einen Kreis, den Budiſſinniſchen, zuſammenzog. — Steuerfreiheit genießen nach der alten Verfaſſung in beiden Lauſitzen nur die adelichen Stände für ihre Perſonen, ihre Rittergüter ſind aber wie andre Grundſtücke der Beſteurung unterworfen und die Rittergutsbeſitzer haben ſelbſt ihre Unterthanen, im Falle des Unvermögens derſelben, in dieſer Rückſicht zu überheben. Die Leibeigenſchaft findet in beiden Lauſitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund und Boden der Rittergüter und Herrſchaften Gebornen (glebae adscripti) erbunterthänig und ſowohl zu beſtimmten Hofdienſten, als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn ſie wegziehen, verpflichtet ſind. Sonſt ſteht ihnen jeder Recurs an die Landesbehörde frei, und Individuen ſowohl als Gemeinen können Proceſſe gegen ihre Herrſchaften führen. Schutzunterthanen und Coloniſten, deren es viele gibt, ſind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewiſſen Schutzgelde verbunden. Die Niederlauſitz hatte auch eine ſtändiſche, obwohl weniger freie, Verfaſſung. Zu den Ständen gehörten 1. die Prälaten, der Abt des Ciſterzienſer-Mönchskloſters Neuzelle, welches nebſt einem dabei liegenden Dorfe die einzige catholiſche Gemeine in der NL. ausmacht, und der Johanniter-Ordensmeiſter wegen der Ordensämter Schenkendorf und Friedland; 2. die 12 Standesherrn von Dobrilugk, Sorau, Spremberg, welche landesherrliche Domainen ſind, Forſt, Pförthen, Sonnewalde, Leuthen, Drehnau, Straupitz, Lieberroſe, Lübbenau und Amtitz; 3. die Ritter oder adelichen Gutsbeſitzer; 4. die Deputirten der landtagsfähigen Kreisſtädte Luckau, Guben, Lübben und Kalau. Ihre Beamten, 5 adeliche und 2 bürgerliche Landesälteſten, erſtere für die 5 Landkreiſe, letztere die Bürgermeiſter von Luckau und Guben, 5 adeliche Landesdeputirte, ein adelicher Oberſteuereinnehmer, ein adelicher Landſyndicus, der bei den zwei Landtagen zu Lübben (Trium regum und Johannis) den Vortrag hatte, und der Landesbeſtellte (bürgerlicher Anwalt und Protocollant) wurden von ihnen ſelbſt gewählt; auch übten ſie das Recht der Bewilligung und Subrepartition der Steuern, wie auch die Berathſchlagung über allgemeine Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten aus; aber ſie haben ſeit 1666, wo ihr ſtändiſches Regiment aufhörte, keinen Antheil mehr an der Regierung und Gerichtspflege. Dieſe war in den Händen der Oberamtsregierung zu Lübben, einer königlichen Behörde, welche aus einem

Präſidenten und vier, zur Hälfte von den Landſtänden vorzuſchlagenden, Räthen beſtand. Der Landesherr wählte nicht nur das Perſonal dieſer Regierung, ſondern auch die Beamten bei der Landeshauptmannſchaft. Die Landtage wurden von dem Präſidenten unter königlicher Autorität ausgeſchrieben und geleitet, und die landſtändiſchen Beſchlüſſe erhielten nur durch landesherrliche Beſtätigung Kraft. Das mit der Regierung verbundene Conſiſtorium zu Lübben hatte alle Conſiſtorialſachen der Evangeliſchen unter ſich und ſtand wie die Regierung unmittelbar unter dem geheimen Concilio. Dieſem Conſiſtorio waren Conſiſtorien und Superintendenten zu Sorau und Forſt, die Conſiſtorialgerichte der Standesherren und Prälaten und die mit der Conſiſtorialgerechtſame nicht bekleideten ſämmtlichen Städte und Dörfer untergeben. Dobrilugk und Sonnenwalde gehörten nur in Hinſicht der Steuern zur NL., in allen Regierungsangelegenheiten aber unter die Landesſtellen zu Dresden. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich d. 18. Mai 1815 an Preußen abgetretenen größeren, öſtlich und nördlich gelegenen Hälfte der Oberlauſitz (zuſammen 151 Q. M. mit 294,700 Einw.) iſt die hier beſchriebene Verfaſſung dadurch faſt ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen dieſe Landestheile in geiſtlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Juſtizſachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Conſiſtorien und das Amt Görlitz aufgelöſt, neue Steuern und Auflagen ohne Rückſprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichkeit der Lauſitz, als einer für ſich beſtehenden Provinz, verwiſcht hat. Im Februar 1817 wurde auch das Kloſter Neuzelle aufgehoben und ſäculariſirt. Welches Schickſal die koſtbaren Sammlungen von Büchern, Naturalien und Kunſtſachen und die Fonds der ſonſt blühenden, jetzt aber wenig thätigen oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz treffen werde, iſt unbekannt. An öffentlichen Bildungs-Anſtalten hat die Oberlauſitz blühende Gymnaſien in Budiſſin, Görlitz und Zittau, ein Lyceum in Lauban, Bürgerſchulen in Zittau, Löbau, Budiſſin und Camenz und Seminarien für Landſchullehrer in Zittau und Budiſſin, die Niederlauſitz Gymnaſien und Lyceen in Sorau und den vier Kreisſtädten, wie auch ein Seminarium jetzt in Neuzelle, ſonſt in Luckau, und ein Hebammeninſtitut in Lübben. Zuchthäuſer ſind in Zittau und Luckau, erſteres allein für den ſächſiſchen Theil der Oberlauſitz, der 55 Q. M. mit 169,800 Einw. enthält. E.

Laute hat ihren italieniſchen Namen (il liuto), ſo wie ihren franzöſiſchen (le luth), wahrſcheinlich vom deutſchen erhalten, und iſt aus der alten Lyra (ſ. d. Art.) entſtanden. Bei den Lateinern heißt ſie Chelys oder Testudo. Sie hat einen gewölbten Bauch (Corpus) von ſehr dünnen Spänen zuſammengeſetzt, einen Reſonanzboden (Dach) von tannenem Holze, einen Stiel von anſehnlicher Länge, welcher Griff heißt, an deſſen Ende der Hals befindlich iſt, woran die Töne durch Bände gezeichnet ſind, und oben einen krumm heruntergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen und mit der rechten Hand angeſchlagen werden) durch Wirbel befeſtigt ſind. Gemeiniglich hat dies Inſtrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelſaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man ſpielen will, geſtimmt werden müſſen. Die Noten, nach welchen man dieſes Inſtrument ſpielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, ſondern auf ſechs Linien geſchrieben zu werden. Man hatte ehemals

folgende verſchiedene Lauten: Die kleine Octav=Laute, die kleine Discant=Laute, die Choriſt= (Alt=) Laute, die Tenor=Laute, die Baß=Laute und die Großoctavbaß=Laute. Wahrſcheinlich iſt die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieſes Inſtrument theils geſtimmt, theils geſpielt wird, und die unaufhörliche Verſtimmung deſſelben, der Grund, weßhalb die Laute aus der Mode gekommen iſt.

Lauterbrunnen, ein ſchweizeriſches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutſchen Theile des Cantons Bern, iſt wegen des ſchönen Waſſerfalles, der Staubbach, berühmt, welcher ſich von einer Höhe von 925 Fuß herabſtürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, iſt von tauſend Fuß hohen, ſenkrechten Felſen begrenzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeſchloſſen. Von einer dieſer Felſenwände ſtürzt ſich der Staubbach herunter, und zerſtäubt ſchon (daher der Name), nachdem er 3,000 Fuß gefallen iſt. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, ſo iſt daſelbſt noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswiſſenſchaft) beſteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beſchwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle ſolches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (ſ. d. Art.) auf den Fall bei, daß der Richter eine Bitte außerdem nicht geſtatten würde. Nach ſächſiſchen Rechten muß eine ſolche Läuterung innerhalb zehn Tagen geſchehen, d. h. ehe das vom Richter ausgeſprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem ſächſiſchen Appellationsgerichte zu Dresden iſt außer der erſten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelaſſen.

Lava, ſ. Vulkan.

Lavalette (Marie Chamans, Graf von) hat in der neueſten Zeitgeſchichte durch die eben ſo kühn unternommene, als kurz und folgerecht durchgeführte That ſeiner Gattin, einer gebornen Beauharnois, die ihn aus dem Gefänngniſſe entführte und vom Blutgeruſte rettete, eine größere Berühmtheit erlangt, als er ſich ſonſt durch ſich ſelbſt möchte erworben haben. Lavalette iſt 1769 in Paris geboren; er widmete ſich den Rechten, ging beim Ausbruche der Revolution, wie alle jungen Leute, zwar in ihre Prinzipien ein, ohne jedoch an den Gräueln derſelben Theil zu nehmen, ſo daß er am Ende ſogar mit zu Felde ging, um den Verfolgungen der Anarchiſten auszuweichen. Er begab ſich zur ital. Armee, wurde Adjutant von Baraguay d'Hilliers, zeichnete ſich bei der Schlacht von Arcole aus, wo er von Bonaparte zuerſt bemerkt und zu ſich als Aide de Camp gekommen wurde. Lavalette erwarb ſich Bonapartes Liebe und Vertrauen, und dieſer begünſtigte die Verheirathung deſſelben mit der einzigen Tochter des Grafen François Beauharnois, eines Schwagers Joſephinens. Er wurde nun zu immer höheren Würden befördert, bis zur Cataſtrophe, die Napoleon im J. 1814 vom franz. Throne entfernte und ins Privatleben zurückführte. Nach Napoleons Rückkehr von Elba bemächtigte er ſich durch Kühnheit und Gewandtheit der Oberpoſtdirection, die er früher bis zum März 1814 beſeſſen hatte, noch ehe Napoleon in Paris eingerückt war, und beförderte dadurch deſſen Unternehmen nicht wenig. Nach der Rückkehr des Königs wurde er als einer von denen bezeichnet, auf welche die ausgeſprochene Amneſtie nicht angewendet werden ſollte. Er wurde arretirt und am 22. Nov. 1815 zum Tode verurtheilt. Bereits war ſeine eingelegte Appellation verworfen worden, und er ſollte am 22. Dec. erſchoſſen werden, als es am Abende vorher ſei=

ner klugen und gewandten Gattin gelang, ihn dadurch aus dem Gefängniſſe zu befreien, daß ſie ſtatt ſeiner zurückblieb und er daſſelbe in ihren Kleidern verließ. Es gelang ihm, ſich allen Nachforſchungen der Polizei zu entziehen und, da ihm auf die Dauer das Verborgenbleiben unmöglich wurde, drei ſich gerade in Paris aufhaltende engliſche Officiere und Edelleute, die ſich wie ſeinen Freunden bekannt geworden, in einer Art von politiſcher Oppoſition mit den Bourbons befanden, für ſich zu gewinnen, und ſie zu vermögen, ſeine Flucht zu begünſtigen. Dieſe Engländer waren der General Robert Wilſon, der Capitän Hutchinſon und Lord Bruce. Das Unternehmen gelang, und Lavalette wurde durch Wilſon am 8. Januar 1816 über die Grenze nach Mons gebracht. Er begab ſich von da nach München zu ſeinem nahen Anverwandten, dem Prinzen Eugen. Seine Gemahlin wurde arretirt und über die Umſtände der Befreiung in Unterſuchung genommen, aber bald auf freien Fuß geſtellt. — Die drei Engländer wurden ebenfalls in Unterſuchung gezogen und nach einer merkwürdigen gerichtlichen Verhandlung zu einer dreimonatlichen Haft verurtheilt. Im J. 1819 wurde Lavalette vom König begnadigt.

Lavater (Johann Caspar) ragt unter den Männern, die in der Culturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leiſtete, hervor. Er wurde den 15. Nov. 1741 zu Zürich geboren, wo ſein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung ſtand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verſtande und ſtarken Leidenſchaften, hielt das, ohnehin mehr zarte, als kräftige Naturell ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtſamer Knabe, der, blöde unter ſeinen Geſpielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichſten in ſtillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einſamen Spiele mit allerlei Wachspüppchen, die er ſich ſelbſt geſtaltete, Anlagen der Phantaſie und des Bildungstriebes, doch ſonſt nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm ſein hülfeſuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibelleſen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und ſchon als Schüler der untern Gymnaſialclaſſen fingen ſeine Erfahrungen von der Erhörung ſeiner beſtimmteſten Bittgebete an, womit es meiſt ſehr natürlich zuging. Merklicher gedieh die Entwickelung ſeines Geiſtes in den höheren Claſſen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigene Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tieferen Eindringen in philoſophiſchen Studien freilich nicht kommen, und ſeine Kenntniß des claſſiſchen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorſtechend aber war ſeine Neigung und Fertigkeit, ſich der Beſtimmung des von ihm erwählten geiſtlichen Standes gemäß über Alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und redſelig mitzutheilen. Er näherte und übte ſie in den ernſten Freundſchaftsbündniſſen, die er um dieſe Zeit mit mehreren edlen Jünglingen aus den berühmten zürichſchen Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menſchen beobachten, in ſich gehen, über ſeinen und Anderer Seelenzuſtand wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeſchäft, das er an und mit ſeinen Freunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling ſprach er ſich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerſchrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindung geſchützten Beamten, deſſen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinſchaft mit Heinrich Füßli, dem

nachher in England berühmt gewordenen Mahler, erſt anoym, dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu dieſem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Uebervortheilten wurden vermöge eines Beſchluſſes der Regierung von Grebeln entſchädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Geſellſchaft dieſes Füßli reiſete Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendſten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu *Spalding* nach Barth in Schwediſch-Pommern, um ſeine Bildung zum Geiſtlichen im Umgange dieſes, von ihm vor andern geachteten, Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologiſchen und äſthetiſchen Studien ſehr genußreich, und konnte auch Spaldings Ruhe und Klarheit nicht auf ſein feuriges treibendes Weſen übergehen, ſo verdankte er dieſem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieſer Reiſe überhaupt eine nähere Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur. Dies zeigte ſich bald nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt, 1764, wo er nun ſeine Zeit zwiſchen jener freundſchaftlichen Seelſorge, bibliſchen Studien und poetiſchen Verſuchen theilte. Klopſtocks und Bodmers Muſen hatten ſein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das ſich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernſte Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es ſein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen *Schweizerlieder*, die 1767, und die *Ausſichten in die Ewigkeit*, die 1768 zuerſt erſchienen, begründeten ſeinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die, hingeriſſen von dem Zauber ſeiner phantaſiereichen Darſtellung, ihm nachſahen, daß er in den letztern ſich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufſchlüſſe über das Jenſeits ſchuldig blieb, die ſein zuverſichtlicher Ton zu verſprechen ſchien. So wirkte er ſchon in einem ausgebreiteten Kreiſe, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (ſeit 1766 war er mit der beſcheidenen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geiſtlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Waiſenhauskirche zu Zürich getreten, in Anſpruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu ſein, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung ſeiner Predigten, die von Geiſt, Leben und Glaubenszuverſicht, durch eine ſtarke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauſchendſten Beifall fanden, die anziehende Kraft ſeines Umganges, durch welchen er Menſchen aus allen Ständen zu genügen und ſich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die ſittliche Reinheit und Einfachheit ſeines Lebenswandels, durch den er ſein Chriſtenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei practiſch bewährte, ſo wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen ſuchte, und beſonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und Liebling ſeiner Gemeinde machte: gingen die in ſeinem immer geſchäftigen Kopfe ſich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr ſich erweiterndes Wirken hinaus. Seine *Predigten*, deren mehrere Bände ſeit 1772 gedruckt wurden fanden auch im Auslande bald ein großes Publicum; ſein *Sittenbüchlein für Dienſtboten* füllte eine mit Unrecht überſehene Lücke in der Volksliteratur ſehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meiſten hinter der kör-

nichten Simplicität und Lebensfriſche ſeiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiöſen Wärme Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuſchvollſten und vielverſprechendſten ſeiner Unternehmungen wich er, ohne es zu wiſſen, etwas aus der Bahn ſeines ſonſt rein religiöſen Wirkens: wir meinen ſeine *Phyſiognomik*. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und ſeine Menſchenkenntniß hatten ihn in den Stand geſetzt, ſich von Perſonen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dies Bild in ſeinem Alles zur Anſchauung geſtaltenden Gemüthe leicht mit der Vorſtellung ihrer Geſichtszüge zuſammenſchmolz, ſo war es kein Wunder, daß er ſich allmählig von einer nothwendigeren Uebereinſtimmung des äußeren Menſchen mit dem inneren überzeugte, als die behutſame Menſchenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, ſeinen Schluß von dem erſten Anblicke einer Perſon oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenriſſes, auf ihre geiſtige moraliſche Individualität, bei näherer Erkundigung beſtätigt zu finden. Ueberall gewohnt, vom Einzelnen ſchnell aufs Allgemeine zu ſchließen, und jede Erſcheinung ſo viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menſchenprofils für zuverläſſige Merkmahle des Charakters zu erklären, und die Phyſiognomik, die bisher, was ſie auch noch iſt, nur ein Aggregat beſcheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen geweſen war, zur Wiſſenſchaft zu erheben. Seit 1769 hing Lavater an dieſer Idee und ſammelte aus allen Gegenden, die ſeine ausgebreitete, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis ſeines Unternehmens hineinziehende Correſpondenz erreichen konnte, Schattenriſſe bekannter Perſonen als Hülfsmittel und Beweisthümer ſeiner pſychologiſchen Analyſe des Menſchengeſichts. Beſonders ging er auf Chriſtusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein ſelbſterfundenes Chriſtusprofil liefern. Denn mit der chriſtlichen Grundidee ſeines Strebens, die Menſchheit, an die er kindlich glaubte, nach dem ſittlichen Vorbilde Jeſu herzuſtellen, hing in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Geſichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zuſammen. In die Zeit dieſes phyſiognomiſchen Treibens fällt 1774 ſeine Reiſe ins emſer Bad, der wir eine höchſt anmuthige Epiſode in *Göthes Leben* (3. Bd.) verdanken. Mit Göthe, der ſchon unter ſeine Correſpondenten gehörte, mit Baſedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutſchlands befreundete ſich Lavater auf der emſer Reiſe näher, und nicht anders, als man großen Virtuoſen zu thun pflegt, wurde er ſchon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern geſucht, bewundert und gefeiert. Eine Celebrität, wie wenig deutſche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutſchland, als die Frucht ſeiner phyſiognomiſchen Studien ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem beſcheidenen Titel: *Phyſiognomiſche Fragmente*, 1775 und in den folgenden Jahren ans Licht kam. Eine Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künſtlern, denen er dadurch Brot und Aufmunterung verſchaffte, nett geſtochener und meiſt wohlgetroffener Porträts und Schattenriſſe merkwürdiger Perſonen, empfahl dieſes Werk, und wie eine Götterſprache imponirte der Schwung des ſchwülſtigen, in poetiſchen Kraftworten und enthuſiaſtiſchen Exclamationen hinrollenden Stiles, in dem Lavater dieſe Bilder commentirte

und das Geheimniß der Phyſiognomik enthüllte. Eine franzöſiſche Ueberſetzung wurde bald nöthig, und was in jener für geheime Wiſſenſchaften noch ſehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geſchmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres, als ein Stein der Weiſen für das geſellige Leben zu werden verſprach. Denn wenn ſie Probe hielt, ſo konnten ihre Eingeweihten das Innere jedes Menſchen, der ihnen vorkam, in ſeinen Zügen ohne große Mühe leſen. Beſonders erregte ſie die Aufmerkſamkeit der Großen, denen freilich ein Arcanum zur Enträthſelung der Charaktere ihrer Geſellſchafter und Subalternen am nöthigſten ſein mochte. Spuren des Genius, Scharfſinn, Combinationsgabe und tiefe Blicke ins menſchliche Herz ſind, wie überhaupt Allem, was Lavater ſchrieb, auch ſeiner Phyſiognomik nicht abzuſprechen; nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forſcher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denſelben Linien des Profils gefunden hätte, an die ſie Lavater band (wie denn aus ſeinen künſtleriſchen Studien über die Schönheitslinie, die den Camperſchen jedoch an Gründlichkeit nachſtehen, die Zeichenkunſt wirklich einigen Vortheil zog); ſo wurde doch die voreilige Erhebung der Hypotheſe, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern ſei, zur phyſiognomiſchen Regel durch eine Menge lügenſtrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab ſie ſo vielen, theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der Lavaterſche Empfehlungsbrief zu leſen war, und mißgebildete Unſchuldige, denen er fehlte, Anlaß, daß Lichtenberg (im göttinger Taſchenkalender auf das Jahr 1778) und andere Gegner der Phyſiognomik, ſie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr den Anſpruch auf die ſchöne Firma: „zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe,“ unter der ſie aufgetreten war, abſprechen konnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literariſchen Fehde trug der hannöverſche Leibarzt Zimmermann, der treueſte Bewunderer Lavaters, der ſich mit mehr Eifer und Zuverſicht als Geſchick zum Retter ſeiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangene Theil des Publicums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menſchliches begegnet, und das Prinzip ſeiner Phyſiognomik nur in ſeinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er ſeine Regeln von den Geſichtszügen einzelner Menſchen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu ſuchen ſei. Lavater ſelbſt ſcheint ſpäter von dem ſtarken Glauben daran zurückgekommen zu ſein, und, während er die Heilkunde des innern Menſchen immer eifriger betrieb, ſeine Studien über die Züge des äußern in eine unſchuldige Kunſtliebhaberei verwandelt zu haben (ſ. Phyſiognomik). Unerſchütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Anſicht des Chriſtenthums, die aus ſeinen Phantaſien über die bibliſchen Lehren mehr, als aus dieſen ſelbſt erwachſen, neue Deutung mit ſteifer Orthodoxie, philoſophiſches Raiſonnement mit Aberglauben wunderlich vermiſchte. Der Grundzug dieſer Anſicht war ſein Glaube an die Möglichkeit ſinnlicher Erfahrungen von den unſichtbaren Kräften, die das Chriſtenthum in der geiſtigen Welt erweckt hat. Daher ging er in ſeiner Meinung von dem Einfluſſe des verklärten Chriſtus auf die ſichtbare Welt, von der Gemeinſchaft der Gläubigen mit ihm, die ihm faſt eine phyſiſche Verwandtſchaft war von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des

heiligen Geiſtes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Chriſten auf Erhörung ihrer beſtimmteſten Bittgebete, worüber er ſelbſt merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter als eine richtige Erklärung der heiligen Schrift erlaubt; und auf Vorausſetzungen hin, die ſein, von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verſtändniß bibliſcher Ausſprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu ſchnell, was ſeiner Phantaſie annehmlich ſchien. Dies zeigte ſich am auffallendſten in ſeinen größeren Epopöen Jeſus Meſſias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er ſich am getreueſten ausſpricht, und in den Erzählungen eines chriſtlichen Dichters (1795), die insgeſammt, wie überhaupt die religiöſen und poetiſchen Schriften, in denen er dogmatiſirt, deutlich beweiſen, daß er als Theolog zu ſehr Dichter, und als Dichter zu ſehr Theolog war. Erklärlich iſt es daher, warum ihm ſeine Bekehrungsverſuche bei eigentlichen Gelehrten und ſelbſtſtändigen Männern ſo wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunſche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, ſeine Anſicht theilen möchte, wie geduldig und unverdroſſen er auch bei ſeinen Bemühungen, Andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltſames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in ſeiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß ſie ihn entweder widerlegen oder ſeinen Glauben annehmen ſollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf dieſe Art hatte er im erſten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdiſchen Philoſophen Mendelsſohn unternommen, ein Verſuch, der natürlich fehlſchlug und ihm eine beſchämende Zurechtweiſung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagſtücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Repliken hatten Derbheiten auch von ſeiner Seite zur Folge, und mancher ihm ſonſt gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigene Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der ſich in Alles miſche und ſeine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender ſein Geiſt, Anſehn und Anſpruch waren, deſto ſchärfer urtheilte man nun über jeden ſeiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzugehen ſchien, lebhaften Antheil zu nehmen; ſeine entſchiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu laſſen, und in dem Beſtreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu ſagen, ſtreifte er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den Gaßnerſchen Teufelsbeſchwörungen Kenntniß nahm, und ihm eine gewiſſe Glaubenskraft zuſchrieb; aus ſeinem freundſchaftlichen Verkehre mit einigen catholiſchen Theologen zog man die grundloſe Beſchuldigung einer geheimen Parteilichkeit und Machination für den Catholicismus, den Lavater doch nur von ſeinen löblichen Seiten anerkannte, ohne ſich durch die Zumuthungen catholiſcher Eiferer, die ihn zu gewinnen hofften, wie Sulzer im Conſtanz, zu der mindeſten Annäherung bewegen zu laſſen; ja manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jeſuitenordens. Und als er gar von der Mesmerſchen Entdeckung des Magnetismus neue Aufſchlüſſe über die Natur des Menſchen, und Erklärungen der Wundercuren Jeſu erwartete, mußte er über ſeinen ernſtlichen Antheil an dieſer Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn gegenwärtig gewis verſchonen würde. Denn die Beſchaffenheit der Zeit, in die ſein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit ſich, daß

man bei einem Manne wie Lavater Lob und Tadel übertrieb. Sein theoſophiſcher und poetiſcher Dogmatismus war, im grellſten Contraſte mit der Skepſis, der ſich die Theologie damals, 1770 bis 1790, mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, ſo wie die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur= und Freiheitsgeiſtes jener Zeit ergriffen, ſich doch auch wieder manche neue Geſtaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während dagegen eine große Schar unkritiſcher und wohlgeſinnter Laien, die nur ihr Gefühl beſchwichtigt wiſſen wollten, gerade in ſeinem humanen, das menſchliche Herz ſo vertraulich anſprechenden Chriſtenthume die vollkommenſte Schutzwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben fand. Mit einem faſt unbedingten Vertrauen überließen ſich auch außer ſeiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, troſtbedürftige Weltleute und zartſinnige Frauen, die ihn eigentlich am beſten verſtanden, ſeiner geiſtlichen Leitung. Ein lebhafter Briefwechſel in Gewiſſensangelegenheiten machte ihn zum Seelſorger frommer Familien in allen Gegenden Deutſchlands, und ſeine Reiſen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den ſich überall die Gottſeligen drängten, um das Wort des Lebens aus ſeinem Munde zu vernehmen: denn er ließ ſich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürſtlichen Höfen, die ihn günſtig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer beſonders wohl. Kein proteſtantiſcher Geiſtlicher des 18. Jahrhunderts hat mehr Verehrung genoſſen, als Lavatern auf ſeiner Reiſe nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waiſenkirche, und 1778 Diaconus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie ſich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch ſein Einrücken in das Pfarramt bei ſeiner Kirche zeigte, auch nicht zu ſeinem Nachtheile eben ausgeſchlagen hatte, gab dieſer Reiſe eine beſondere Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen; Obrigkeit und Bürgerſchaft beeiferten ſich, ihn mit Beweiſen von Hochachtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort geſagt und nicht geſagt haben ſollte. In der That hatte auch ſeine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerſtand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete ſich ihm in der Nähe. Der Adel und die ſchweizeriſche Treuherzigkeit ſeines Betragens, die ſtille Begeiſterung und tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit ſeiner Lippen, die etwas vorgebogene Haltung ſeines ſchlanken, wohlgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menſchenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt ſeines Geiſtes milderte, ohne ſie zu verleugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit ſeines ganzen Weſens gab ſeiner perſönlichen Erſcheinung ſo viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man ſich ihm gegenüber unwillkührlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine ſeltene Faßlichkeit und Popularität im Geſpräche, eine geiſtige Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem ſeiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen ſeines Eifers im Fluſſe der Rede bedeckte, und ſelbſt im geſelligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine ſittliche Grazie, die auch ſeine Scherze adelte und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich die Originalität und Fülle ſeines Gedankenganges, die oft überraſchend und immer anregend und erwärmend auf

ſeine Umgebungen wirkte; Eigenſchaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit ſeiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Ausſichten in die Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längſt in den Ruf höherer Seherkräfte geſetzt, und in ſeinen aſcetiſchen Schriften waltete, neben tiefer Menſchenkenntniß und ungemeiner moraliſcher Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröſtet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigſten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichen Erbauungsbüchern in der deutſchen Literatur. Auch ſein Tagebuch eines geheimen Beobachters ſeiner ſelbſt hat unſtreitig viel Gutes gewirkt, und die Argloſigkeit, mit der er es ins Publicum gehen lies, würde ihm nie nachtheilig geworden ſein, wenn er nicht zu viele Particularitäten ſeines eigenen Lebens hineingemiſcht hätte, die ihn dem Mißverſtande und der Verleumdung bloß ſtellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geſchäftigkeit dienender Freunde und Zwiſchenträger, die ihn umlagerten und ſeine Offenherzigkeit nicht ſelten mißbrauchten, die Berichte der Reiſenden, welche die Schweiz nicht ſehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu beſuchen, brachten jeden Schritt und jede Aeußerung von ihm unter die Leute, ja die Aufmerkſamkeit des Publicums erſtreckte ſich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendſten Vorfälle und Wendungen des Lavaterſchen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klatſchereien und Händel verbittert, und er war ſelbſt zu wenig beſorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über ſein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn ſeine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für ſeinen Ruhm. Dieſer kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reiſe, die er auf Einladung des Miniſters Bernſtorf 1795 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derſelben herauszugeben anfing. Knigge machte ſich ſogleich in der Reiſe nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem ſatiriſchen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber luſtig. Ueberhaupt zeigte ſich in dieſer ſpätern Periode ſein Geiſt nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten ungelehrten Bildung, wie ſonſt, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darſtellung zu decken. Man fing an, ſeine neueren Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metriſchen Form ſeiner Poeſien entdeckte man unverzeihliche Nachläſſigkeiten und Ungleichheiten, die beſonders ſeine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er ſeine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszuſaugen beliebte, wollte neben der Präciſion neuerer Dichter und Proſaiſten nicht mehr behagen. Dem Kinderſinne ſeines Glaubens war die Zeit nun entwachſen, und die redſeligen Mittheilungen ſeiner Einfälle, Gedanken und Rathſchläge, die er in ſeiner Handbibliothek, dem Anacharſis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieſer Art, wohl nur an Freunde richtete, aber doch ins Publicum gehen lies, hörten auf, intereſſant zu ſein. Die Welt war bald mit einem allgemeineren Intereſſe beſchäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die Alles entzündete, anfangs mit republicaniſcher Freude, aber ſeit der Epoche des Königsmordes mit einem religiöſen Abſcheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten un-

Greuel Stoff zuwuchs, ſein ganzes Weſen in eine ſteigende Thätigkeit ſetzte und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weiſen und Edeln, die den Ausgang ahneten und ſich im Gedränge ſtreitender Factionen frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthuſiasmus für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geiſtesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig ſind, wußte er in entſcheidenden Momenten die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, ſelbſt zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht ſchon unter den Stäfaer Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und ſeine unerſchrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele ſtand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der franzöſiſchen Tyrannei hatte er 1797 für alle ſeine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in ſeinem *Worte eines freien Schweizers an die große Nation*, mit Unterſchrift ſeines Namens, wegen Frankreichs ſchändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenſchaft zu ziehen, worauf eine vornehme Antwort, aber ſonſt nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heilloſen Umwälzungen ſeines Vaterlandes für Recht und Ordnung zu ſprechen, und die Willkühr der Machthaber öffentlich zu rügen; und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätheriſchen Gemeinſchaft mit Rußland und Oeſterreich hin, während einer ſchmerzhaften Krankheit im Mai 1796 nach Baſel deportirt wurde, wunderte man ſich, daß es nicht eher geſchehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgends bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlaſſen, durch die franzöſiſchen Vorpoſten glücklich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in ſeiner Amtsthätigkeit mit demſelben patriotiſchen Eifer fort, bis ſie endlich auf die ſchrecklichſte Weiſe gehemmt wurde. Als nämlich am 26. Sept. 1799 Maſſena Zürich wieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beſchäftigt war, herumſchwärmende Soldaten zu erquicken und zu beſchwichtigen, ſchoß ein franzöſiſcher Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlicheren Befindens, die er den Amtsgeſchäften widmete, an dieſen Wunden, und ſchrieb auf dem Krankenlager ſeine *Deportationsgeſchichte*, eine nachdrückliche Vorſtellung an die revolutionäre Regierung; *Saulus und Paulus*, eine chriſtliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stolberg, über deſſen Religionsveränderung, und die Ode „*Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts*," die zu den vortrefflichſten Gedichten in dieſer Gattung gehört, und ſeine früheren Poeſien weit hinter ſich läßt. Die ebenfalls ſehr herzliche Ode „*Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts*," war ſein Schwanengeſang. Gegen Ende des Jahres 1800 wurden ſeine Schmerzen an den noch offen ſtehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, ſein Rücken war ganz wund und gekrümmt, aber die härteſten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geiſtes, die Jedermann zur Bewunderung hinriß, und ſelbſt ſeine Geg-

ner überzeugen mußte, wie ſehr es ihm mit ſeinem Chriſtenthume Ernſt geweſen. So ſtarb er am 2. Januar 1801 im 60. Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und ſeiner Vaterſtadt, um die er ſo große Verdienſte hatte, unvergeßlich. Frühere und andächtigere Jahrhunderte, als das, in deſſen Morgenröthe ſeine Sonne unterging, hätten ihn heilig geſprochen, denn in ihm vereinigten ſich, ſelbſt den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenſchaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fordert, und die Meiſten, die ſie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geiſtes und Herzens und ungeheuchelter praktiſcher Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Chriſt zu ſein war ſeine Wiſſenſchaft und ſein Ruhm, und daß er ſo ernſtlich nach dieſer Virtuoſität ſtrebte, hätte ihm Niemand verargen ſollen. Den Schätzen der Gelehrſamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in ſeinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt laſſen wird, und ſeine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein ſittlicher Charakter war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben ſeine Abſichten ſtets lauter, und er vergab gern, anſtatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundſätze ſeiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wohl etwas zu günſtig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht ſagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und ſtärker glaube, tiefer fühle und inniger umfaſſe, als Lavater. Der Grund ſeiner Schwächen war mehr in ſeinem, oft von zu ſtarken Phantaſien und ausſchweifenden Plänen beſtürmten Kopfe, als in ſeinem Herzen zu ſuchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerſchaft, die ſein Chriſtenthum gebildet hat, noch Ueberreſte gibt, ſo haben ſie nicht Urſache, darum an ihrem Meiſter irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menſchlich fehlen konnte. E.

Lavinen, Lawinen, Lauwinen (von dem ſchweiz. Louwin, Lauwin, Schneelauwin) bedeutet in der Schweizerſprache große Schneemaſſen, welche von den hohen Bergen in die nahgelegenen Thäler herabrollen, ſich im Herabrollen ſehr vergrößern und durch ihren Sturz oft die größten Verwüſtungen anrichten. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man Wind- oder Staublawinen, weil ſie vom Winde losgeriſſen werden, der den friſch gefallenen Schnee mit ſich fortreißt und ſtäubend in die Tiefe ſtürzt. Die zweite Art heißt Berg- oder Schneelawinen (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil ſie aus nichts als Schnee beſtehen. Dieſe ſind zwar, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie einherfahren, in ſofern die gefährlichſten von allen, ſonſt aber, weil ſie am luftigſten unter allen ſind und man ſich aus ihnen am leichteſten wieder emporarbeiten kann, auch nicht ſo ſehr zu fürchten. Man hat Beiſpiele, daß Leute 24 Stunden unter einer ſolchen Lawine geſteckt haben, ohne zu erſticken. Dieſe Lawinen werden nicht vom Winde fortgeriſſen, ſondern ſtürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem ſie liegen, nebſt den darauf befindlichen Bäumen, Felſen ꝛc. mit ſich fort. Sie fallen beſonders um die Frühlingszeit, wenn die angehende Wärme den Schnee feſter und trockner macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als ob es donnerte. Die dritte Art heißt Erdlawi-

nen, die dann entſtehen, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Näſſe dergeſtalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häuſern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe ſtürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren, bedeutet in der Schifffahrt, ſich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite ſegeln, um das Schiff von ſeiner Richtung nicht allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kömmt; daher auch figürlich, bedächtig bei einer Sache verfahren. — In der Mahlerkunſt heißt laviren, eine aufgetragene Farbe mit Waſſer vertreiben, eine Zeichnung laviren, d. i. ſie tuſchen, oder mit einer Tinte oder Farbe mahlen.

Lavoiſier (Antoine Laurent), ein ausgezeichneter Chemiker, geboren zu Paris im J. 1743. Mit Vorliebe ſtudirte er alle Zweige der Naturwiſſenſchaft und erwarb ſich darin die gründlichſten Kenntniſſe. Als im J. 1764 die franzöſiſche Regierung die beſte Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenſtand einer Preisaufgabe machte, lieferte er eine Abhandlung, welche die Akademie drucken ließ und der König mit einer goldnen Medaille belohnte. Schon im J. 1768 ward er Mitglied der Akademie. Er machte um dieſe Zeit verſchiedne Abhandlungen über ſpeculative und praktiſche Gegenſtände der Phyſik bekannt. Die Denkſchriften der Akademie von 1770 enthalten ſeine Beobachtungen über die Natur des Waſſers und die vermeintliche Möglichkeit, daſſelbe in Erde zu verwandeln, deren Irriges ihm jedoch wiederholte Verſuche zeigten. Er ſammelte zahlreiche Materialien für die Lithologie und Mineralogie Frankreichs, die er in eine Art von Tabelle brachte. Sie wurden die Grundlage zu einem Werke über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erdſchichten, von dem er 1772 und 1787 Proben gab. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenſtand der Unterſuchung; auch Lavoiſier, durch ſein Vermögen in Stand geſezt, große und koſtbare Verſuche zu machen, beſchäftigte ſich damit. In ſeinen Opuscules chymiques 1774 gab er eine Ueberſicht von allem, was bisher in Beziehung auf die Geſchichte der luftförmigen Körper geſchehen, nebſt verſchiedenen eignen höchſt wichtigen Verſuchen. Bald darauf fand und zeigte er (1778), daß die von Prieſtley entdeckte Luftart, welche dieſer dephlogiſtiſirte und Scheele reine Luft nannte, ein Beſtandtheil aller Säuren ſei, weshalb er ihr den Namen Oxygen gab. Seine Verſuche, durch Verbrennung von Oxygen und Hydrogen Waſſer zu erzeugen und es umgekehrt in dieſe Beſtandtheile wieder aufzulöſen (1783), waren ein wichtiger Vorſchritt zu dem neuen Syſtem der Chemie, als deſſen Begründer Lavoiſier angeſehen wird. Es ward vervollſtändigt durch ſeine Theorie der Verbrennung und der Oxydation, ſeine Analyſe der atmoſphäriſchen Luft, ſeine Lehre vom Wärmeſtoff u. ſ. w. und 1789 in ſeinen Elemens de Chymie vollſtändig vorgetragen. Die darin aufgeſtellten Grundſäze ſind von den ausgezeichnetſten Chemikern Europas angenommen worden und haben der Wiſſenſchaft eine völlig neue Geſtalt gegeben. Lavoiſiers Thätigkeit wurde auch von Seiten des Staats in Anſpruch genommen. Schon 1776 ertheilte ihm Turgot die Oberaufſicht über die Bereitung des Schießpulvers, die er sehr vervollkommnete. Außerdem leiſtete er den Künſten und Wiſſenſchaften manchen wichtigen Dienſt. Für das neue Maßſyſtem lieferte er mehrere genaue Verſuche über die Expanſion der Metalle. Er wurde zu Rathe gezogen über die beſte und gegen Verfälſchung und Nach-

machung ſicherſte Methode der Aſſignatenverfertigung. Der Ackerbau hatte früh ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Als im J. 1791 ein neues Beſteurungsſyſtem eingeführt werden ſollte, ließ Lavoiſier eine gehaltvolle Schrift unter dem Titel Sur la Richesse territoriale de la France erſcheinen, welche indeß nur die Skizze eines großen Werks iſt, zu dem er lange geſammelt hatte. Nachdem er einer der Adminiſtratoren der Caisse d'escompte geweſen, wurde er 1791 zu einem der Commiſſäre des Staatsſchatzes ernannt. Er brachte in dieſes Departement eine muſterhafte Ordnung. Lavoiſier verband mit den Verdienſten eines ausgezeichneten Gelehrten und Geſchäftsmannes den liebenswürdigſten Charakter; er war ſanft, dienſtfertig, wohlthätig, anſpruchlos. Aber eben ſeine Vorzüge, ſo wie ſein Reichthum, wurden ihm zur Zeit Robespierres verderblich. Er wurde angeklagt, verurtheilt und am 8. Mai 1794 hingerichtet. Die Verdienſte Lavoiſiers um die Chemie ausführlich zu würdigen, würde hier zu weit führen. Beurtheilt man ihn nach dem Erfolg, den er hervorgebracht, ſo übertrifft er alle anderen Chemiker; ſieht man aber blos auf die von ihm gemachten Entdeckungen, ſo muß er hinter Scheele, Prieſtley, Cavendiſh und manche Andre zurückſtehn. Seine Wirkſamkeit fiel in die günſtigſte Periode; etwas früher würde er die Wiſſenſchaft in noch zu unvollkommenem Zuſtande gefunden haben, etwas ſpäter würden ihm wahrſcheinlich Andre ſchon zuvorgekommen ſein.

Law (John), dieſer berüchtigte Financier, war der Sohn eines Goldſchmids und 1681 zu Edinburgh geboren. Er zeigte früh viel Neigung und Geſchicklichkeit zum Rechnen und erwarb ſich ſchon als Jüngling das Vertrauen der königlichen Miniſter in Schottland in ſo weit, daß ſie ihn zum Ordnen der Einkommenrechnungen, die vor der Vereinigung Englands und Schottlands in größter Unordnung waren, gebrauchten. Schon damals ſchlug er, um dem Mangel an baarem Gelde im Lande abzuhelfen, die Errichtung einer Bank vor, welche Papiergeld bis zum Betrage des Werths aller liegenden Gründe des Königreichs ausgeben ſollte; eine Idee, die allen ſeinen ſpätern Projecten ſcheint zum Grunde gelegen zu haben, von den Miniſtern aber billig verworfen wurde. Sein geringes Einkommen ſuchte er damals durch Spiel zu vermehren, um auf einen vornehmen Fuß leben zu können. Nachdem er in einem Duell ſeinen Gegner getödtet, nahm er die Flucht. Er beſuchte Venedig und Genua, aus welchen beiden Städten er als ein Gauner vertrieben wurde, durchzog die meiſten Städte Italiens, wo er ſich durch wohl berechnete Wetten Geld zu verſchaffen wußte, und legte endlich zu Turin dem Herzog von Savoyen ſein Finanzſyſtem vor, ohne jedoch Eingang zu finden. Ein gleiches Schickſal hatte er bei den Miniſtern Ludwigs XIV. Als aber unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans die Finanzen Frankreichs ſich in großer Bedrängniß befanden, gelang es ihm, ſich Gehör zu verſchaffen. Seine erſte Unternehmung war 1716 die Errichtung einer Bank von 1200 Scheinen, jeder zu 3000 Livres, die ſich durch ihre Pünctlichkeit ſo guten Credit erwarb, daß man ihre Papiere dem baarem Gelde vorzog. Sie wurde das Bureau aller Staatseinnahmen. Bald verband Law mit dieſer Bank eine Miſſiſippi-Compagnie, der in Luiſiana Länder zugetheilt wurden, von deren Anbau und Handelsverkehr man ungeheuern Gewinn erwartete, ferner den Senegalhandel, das Privilegium der ehemaligen oſtindiſchen Compagnie und die Generalpachte, und ließ ſie 1718

für eine königliche Bank erklären. Durch eine Menge ihr willkührlich verliehener Begünſtigungen gewann ſie einen ſolchen Umfang, und zugleich ein ſolches Vertrauen, daß ihre Papiere bis zum Zwanzigfachen ihres urſprünglichen Werthes ſtiegen. Aus ganz Frankreich ſtrömte das baare Geld oder was Geldes Werth hatte, in die Bank; jedermann ſchätzte ſich glücklich, damit einen Antheil an dem eingebildeten Reichthum derſelben zu erkaufen. Law galt für den Plutus des Königreichs, ſtand in unbegrenzten Anſehen, und ward, nachdem er 1720 zur catholiſchen Religion übergetreten war, zum General-Controlleur der Finanzen ernannt. Indeß begann die Täuſchung allmählich zu ſchwinden; die Bankſcheine fielen von Tag zu Tag und bald zeigte ſich der Untergang des ganzen Syſtems als unvermeidlich. Vergebens verbannte der Regent das Parlament von Paris, welches ſich hatte einmiſchen wollen; Laws Credit war nicht zu retten. Nach einer fünfmonatlichen Verwaltung mußte er ſein Amt niederlegen und endlich ſeiner Sicherheit wegen das Königreich verlaſſen. Allgemeine und wohlverdiente Verwünſchungen folgten ihm nach. Er lebte ſeitdem in der Dunkelheit von den geringen Ueberreſten ſeines einſt ungeheuern Vermögens, beſuchte mehrere Länder und ſtarb 1729 zu Venedig, immer noch mit großen Planen beſchäftigt und vollkommen von der Richtigkeit ſeines Syſtems überzeugt, deſſen Mißlingen in Frankreich er blos den Gegenwirkungen ſeiner Feinde zuſchrieb. Auch hat es ihm nicht an geiſtreichen Vertheidigern gefehlt, wiewohl die allgemeine Meinung dahin geht, daß jenes Syſtem auf durchaus unſichern und unſtatthaften Grundſätzen beruhte.

Lazarus iſt der Name theils eines aus der heiligen Geſchichte (Luc. 16, 20) bekannten ausſätzigen Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, deſſen Gedächtniß den 21. Febr. darum von der römiſchen Kirche gefeiert wird, weil er ſich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaiſers Theophilus zu Conſtantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu mahlen. Erſteren machte die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Ausſätzigen. Ja, es entſtand im gelobten Lande ein eigener Orden, welcher deſſen Namen annahm (Lazarusorden), und deſſen Mitglieder Hoſpitalritter des Ordens des heiligen Lazarus zu Jeruſalem genannt wurden, ſich beſonders der mit dem Ausſatze behafteten Perſonen annahmen und ſie verpflegten; und die Krankenhäuſer oder Hoſpitäler, welche bis zum 13. Jahrhunderte, beſonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Ausſatzes wegen, häufig angelegt wurden, bekamen von ihm den Namen Lazarethe, welcher ſpäterhin auf Krankenhäuſer überhaupt übertragen wurde (ſ. Krankenhäuſer).

Lazariſten wurden in Frankreich die Prieſter der Miſſion nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieſer aus regulirten, durch vollſtändige Mönchsgelübde verpflichteten Klerikern beſtehende geiſtliche Orden wurde 1634 vom h. Vincenz von Paul zum Miſſionsgeſchäft errichtet. Außer der Chriſtenheit haben die Lazariſten weniger als andre Orden von gleicher Beſtimmung dafür gethan und ſich nur im Orient verbreitet. In China behaupten ſie noch einen Miſſionsplatz. Deſto geſchäftiger waren und ſind ſie in der Chriſtenheit ſelbſt. In Frankreich überlebten ſie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienſte um die Belehrung und Seelenſorge des Landvolks ihrer urſprünglichen Beſtimmung wieder gegeben und zeichnen ſich jetzt als die

eifrigſten Miſſionsprediger und Emiſſärs der ultraroyaliſtiſchen Partei aus, welche ihnen auch einen Theil ihrer ehemaligen Häuſer und Güter wiederverſchaffte. In Polen, wo ſie Väter der Miſſion heißen, ſind ſie am zahlreichſten, behaupten ihre alten Klöſter und, als Lehrer in den Seminarien der jungen Kleriker und geiſtlichen Cenſoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologiſchen Wiſſenſchaften, deren Armſeligkeit in dieſem Reiche hauptſächlich ihrer wirkſamen Oppoſition gegen jedes hellere Licht zuzuſchreiben iſt. Auch in Spanien blüht dieſer Orden, doch ohne ein ſo bedeutendes Gewicht. Oeſterreich hat ihn nicht zugelaſſen, aber in der Pfalz machte er ſeit 1780 erfolgreiche Verſuche, durch pädagogiſche Bemühungen und Einfluß auf die Bildung des geiſtlichen Standes (man nannte dieſe Umtriebe Lazarismus) die durch Aufhebung der Jeſuiten entſtandene Lücke auszufüllen, bis die Begebenheiten des franzöſiſchen Krieges ihn um 1793 auch da wieder verdrängten. E.

Lazur, ſ. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet ſich die merkwürdige Menſchenclaſſe, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt iſt. Man rechnete die Zahl dieſer Menſchen in voriger Zeit auf etwa 40,000 Individuen, ſämmtlich ohne Stand, Beſchäftigung, Haus und Heimath und ohne beſtimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch in äußerſter Dürftigkeit, Tag und Nacht ſein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt der Menſchen ſo ſehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit ſeiner Bewohner, das heiße Clima und der daher entſtehende Hang zur Trägheit haben dieſer ſonderbaren Menſchenclaſſe ihre Entſtehung gegeben, die allerdings in einer gewiſſen Verbindung unter einander ſtand, und dennoch, was gewiß äußerſt auffallend erſcheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart ſind die Lazzaroni äußerſt mäßig, ſo wie im höchſten Grade genügſam in ihrem Anzuge; das Clima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen. Nur die höchſte Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich iſt, finden ſie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner. Allein nichts konnte ſie ehemals bewegen, durch angeſtrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügſame Lebensart erfoderte. Dabei waren ſie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die ſie ſo leicht zur Inſolenz hätte verleiten können, höchſt gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels. Zu Neapel findet ſich Alles, was eine ſolche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte ſich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchſte Noth aus dieſer Stadt. Erſt in den letztern Zeiten hat auch bei dieſen Naturmenſchen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen iſt Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben entſtanden. Nach neuern Berichten fangen ſie an, ſich allmählich an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen feſten Wohnort zu erhalten und ſich an Sonn- und Feſttagen in ſeidenen und ſammetnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch haben in den neueſten Zeiten die franzöſiſche Polizei, und König Joachims kräftige Maßregeln nicht wenig zur Verminderung dieſer Menſchenclaſſe beigetragen. Lazzaroni ſoll dieſe ärmſte Volksclaſſe heißen, weil ehedem die Schützlinge des heiligen Lazarus, welche größten-

theils aus Kranken aus den unterſten Volksclaſſen beſtanden, und auch ihrer Entlaſſung aus den Krankenhäuſern die elende Kleidung dieſer Kranken beibehielten, ſo genannt zu werden pflegten. C. Z.

Lazzi. Mit dieſem Worte, deſſen Ableitung zweifelhaft iſt, bezeichnen die Italiener die extemporirten Scherze und Poſſen ihrer komiſchen Schauſpieler.

Leander, ſ. Hero.

Leben. Das Leben offenbart ſich uns durch Daſein und Thätigkeit, es ſetzt alſo einen Körper und das Vermögen deſſelben, aus eigenem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem Daſein; aber dann erſt, wenn wir Bewegung an ihr ſehen, oder ſolche Zeichen wahrnehmen, von welchen wir auf das Vermögen der Bewegung ſchließen können, halten wir ſie für belebt. Es gibt aber verſchiedene Stufen des Lebens. Von der Pflanze ſagen wir auch: ſie lebt. Hier beſchränkt ſich die Bewegung blos auf das Innere der Pflanzen, ſo weit ſie zur Erhaltung, Ernährung und zur Durchlaufung der Perioden ihres Wachsthums nöthig iſt; dies iſt das blos vegetative Leben. Es iſt im Thiere auch vorhanden, allein dieſes iſt zugleich mit einem höhern begabt; das thieriſche Leben bedingt freiwillige Bewegung ſeiner äußern Theile und Ortsveränderung außer ſich. Je höher der Grad des Lebens, deſto vollkommnerer Organiſation bedarf es. Das Leben der Polypen z. B. entfernt ſich kaum von dem Pflanzenleben, es hat die einfachſte Organiſation, dagegen das Leben der vollkommenen Thiere eine weit mannichfaltigere und zuſammengeſetztere Organiſation erfordert. Aus den Erſcheinungen des Lebens können wir wohl einen Begriff deſſelben abziehen, allein in das Innere deſſelben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens ſelbſt kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben iſt nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchſten Lebens, eine endliche Abſtufung und Darſtellung deſſelben nach unzählig mannichfaltigen Graden. Unter Lebenskraft und Lebensprincip denken wir uns die den Erſcheinungen des organiſchen Lebens zum Grunde liegende innere Urſache deſſelben. Wo wir Leben bemerken, iſt eine beſtimmte Organiſation vorhanden, welche durch ein inneres Agens in Bewegung und Thätigkeit geſetzt wird, und das Leben iſt vernichtet, ſobald die Organiſation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich iſt, oder das innere Agens fehlt. Dieſes Agens als Lebensprincip muß in dem feinſten und durchdringendſten Fluidum der Natur enthalten ſein, das wir nur mit dem Aether, der electriſchen, magnetiſchen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewiſſen Theilen des Organismus ſcheint es beſondere Verwandtſchaft zu haben, beſonders im thieriſchen Körper zu den Nerven, von denen es zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Es kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundenen Zuſtande erſcheinen. Das Lebensprincip gibt der thieriſchen Faſer die Eigenſchaft, ſich zuſammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht ſich zum Theil den allgemeinen phyſiſchen und chemiſchen Geſetzen der unorganiſchen Natur, daher in einem belebten Körper kein blos mechaniſcher und chemiſcher Prozeß exiſtirt. Das Lebensprinzip kann durch gewiſſe, ihm entgegengeſetzte Einwirkungen geſchwächt, durch andere verſtärkt werden. Unter die feindlichen Einflüſſe gehört beſonders ein hoher Grad von Kälte, gehören ſtarke Erſchütterungen, manche Gifte u. ſ. w.; un-

ter die günſtigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemeſſenen Grade), das Licht, die Luft, beſonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derſelben. Dieſes Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile deſſelben, jedes nach ſeinem beſondern Bau und ſeiner Einrichtung; daher dann das harmoniſche zu einem Zwecke hin gerichtete Streben derſelben, ihre Funktionen ausüben. H.

Lebendiges Kapital oder Kapitalſtoff, (Nationalökonomie) iſt der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche die Eigenſchaft beſitzen, gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umgeſetzt oder umgetauſcht werden zu können. Dem lebendigen Kapitale ſteht das todte entgegen, welchem dieſe Eigenſchaft der Umſetzbarkeit fehlt. Nur das ſinnliche Kapital, nie das geiſtige, kann lebendig ſein, denn nur jenes, nicht dieſes, iſt umſetzbar. Von dem ſinnlichen Kapitale aber iſt dasjenige, welches lebendig iſt, wichtiger als das todte, denn mit jenem kann in der Regel das todte umgetauſcht werden, nicht aber umgekehrt mit dieſem jenes. Der Beſitzer von todtem Kapitale muß oft lange warten, ehe er Jemand findet, welcher ihm daſſelbe abnimmt und dagegen Güter liefert, deren er bedarf. Ob irgend ein Gut zum lebendigen oder todten Kapitale gehöre, hängt von den jedesmaligen Umſtänden und Verhältniſſen ab. Was nehmlich ſeit jeher todtes Kapital war, kann lebendig werden, ſobald ein plötzlicher Mangel daran entſteht, während die Nachfrage unverändert bleibt oder gar zunimmt. So können gewiſſe Colonial-Erzeugniſſe beim Ausbruche eines Seekrieges eine Zeit lang ſo beliebte Waare werden, daß der Beſitzer derſelben augenblicklich ſonſtige Güter jeder Art dagegen einzutauſchen im Stande iſt; eben ſo kann auf der andern Seite der Gütervorrath, welcher ſeit undenklicher Zeit lebendiges Kapital war, todtes werden, ſobald nur der Umſtand eintritt, daß dieſe Güter in zu großem Ueberfluſſe vorhanden ſind, während die Zahl der Vertauſcher fortdauernd ſich vermehrt. Auf ſolche Weiſe können ſelbſt die edeln Metalle, deren geſammelter Vorrath nach den gewöhnlichen Verhältniſſen beinahe ſtets lebendiges Kapital iſt, todtes Kapital werden, welcher Fall in Zeiten allgemeiner Noth, bei Belagerung von Feſtungen und ähnlichen Gelegenheiten wirklich Statt hat, wo der Metallmünz-Kapitaliſt vergebens edles Metall anbietet für Lebensmittel, deren er bedarf. (S. Kapital.) KM.

Lebensalter, ſ. Alter.

Lebensdauer, ſ. Lebensverſicherung.

Lebensfähigkeit. Für lebensfähig wird ein Kind angeſehn, wenn die zum Leben nöthigen Organe hinlänglich ausgebildet ſind, um es außer der Mutter wenigſtens eine Zeit lang fortleben zu laſſen. Dazu wird vom Tage der Empfängniß bis zur Geburt eine Zeit von 182 Tagen erfordert. Ein früher gebornes Kind, wenn es auch Zeichen des Lebens von ſich geben ſollte, wird dennoch als todtgeboren angeſehn und iſt daher unfähig, Rechte zu erlangen und zu übertragen.

Lebensluft, ſ. Gasarten.

Lebensmittel ſind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In dieſem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichſten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbeſondere aber verſteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menſchen als Speiſe und Trank in den Magen gebracht

werden, um daſelbſt derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (ſ. den Art. Magen), und einen Stoff zur Organiſation und Erhaltung des Lebens liefern. (S. den Art. Nahrungsmittel.) — Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menſchen ſeinem natürlichen Ziele am nächſten bringen. Das Leben des Menſchen iſt das vollkommenſte, und bildet ſich als die vollkommenſte Organiſation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine ſehr lange Dauer (abſolute Lebensdauer) haben, die man, nach der Vergleichung mit ſeinem Wachsthum und ſeiner Ausbildung, über hundert Jahre ſchätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer des menſchlichen Lebens hängt aber von dem Grade des ihm urſprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beſchaffenheit ſeiner Organiſation, und von der durch die Lebensthätigkeit ſelbſt bewirkten Aufzehrung (Conſumtion) der Lebenskraft ab. Ferner gibt es viele feindliche Einflüſſe auf den menſchlichen Körper, welche ſeinem Leben und ſeiner Geſundheit Gefahr drohen, z. B. ungünſtige Witterung, anſteckende Krankheitsſtoffe, Leidenſchaften u. ſ. w., welche ſeine natürliche Lebensart abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer ſo manche Gefahren drohen, und die mögliche (abſolute) Lebensdauer doch ſo hoch ſteigen kann, da ferner durch Beobachtung gewiſſer Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Erſatz deſſelben durch manche Mittel befördert werden kann, ſo läßt ſich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, in ſofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (abſoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfordert einen regelmäßigen Bau des Körpers und ſeiner einzelnen Theile, geſunde Lungen, gute Verdauung, geſetzmäßigen Umlauf des Bluts, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welche durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsſtimmung ſich äußert. Die beſondern Regeln der Lebensverlängerung, (Kunſt das Leben zu verlängern, Macrobiotik) gehören in die Geſundheitserhaltungskunde. (S. Geſundheit). H.

Lebensverſicherung. Die Zeit, wie lange ein Menſch wahrſcheinlich noch zu leben hat, muß nach dem natürlichen Ziele, und nach den durch Erfahrung gegebenen Reſultaten berechnet werden. Man ſollte freilich denken, daß, wenn man z. B. 90 Jahre als das natürliche Lebensziel annimmt, die Verſicherung der Lebensjahre auch hiernach könne beſtimmt werden, und alſo ein neugebornes Kind dieſe vollen 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren noch 80 Jahre u. ſ. f. wahrſcheinlich zu leben habe. Allein die mancherlei Gefahren, welche dem kindlichen Alter drohen, die Krankheiten, welche viele Menſchen in der Blüthe der Jahre wegraffen, die Beſchwerlichkeiten und Veranlaſſungen zu Beſchädigungen und Krankheiten, welche von den mancherlei Beſchäftigungen der Menſchen herrühren, die Verſchiedenheiten des Geſchlechts, das Unheil, welches Luxus und Verweichlichung unter dem Menſchengeſchlecht anrichten, machen andere Berechnungen nothwendig. Die Erfahrung lehrt, daß von 100 Menſchen etwa einer das 90. Jahr erreicht, die Hälfte ſtirbt weg, ehe ſie das 17. Jahr erreicht haben. Die größte Sterblichkeit herrſcht unter den Kindern bis nach dem erſten Jahre, denn in dieſer Zeit ſterben von 100 Kindern 26, in dem zweiten Jahre von den übrigen 74 wieder 4; in dem dritten Jahre von den übrigen 70 wieder 8; im vierten

Jahre 3, im fünften 1, im ſechsten Jahre abermals 1, im ſiebenten Jahre 1, im achten Jahre 1, im neunten Jahre 1; im zehnten Jahre iſt beinahe die Hälfte ſchon geſtorben, denn von 100 Kindern ſind noch 54 übrig. Davon ſterben wieder 3 bis zum funfzehnten Jahre; nur 44 kommen bis zum dreißigſten, nur 38 bis zum vierzigſten, nur 31 bis zum funfzigſten, nur 22 bis zum ſechzigſten, nur 13 bis zum ſiebzigſten, nur 7 bis 8 bis zum achtzigſten. Da nun bei Leibrenteninſtituten, Witwencaſſen u. dergl. eine muthmaßliche Annahme, wie lange eine Perſon noch leben wird, nothwendig iſt, ſo hat man, auf obige Erfahrungen geſtützt, folgende Berechnung entworfen: Ein Kind von 1 Jahre wird wahrſcheinlich noch leben 41 Jahre 9 Monate; ein Kind von 3 Jahren noch 45 Jahre 7 Monate; eins von 5 Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von 10 Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Perſon von 15 Jahren wird wahrſcheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate leben; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Perſon von 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren noch 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; von 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren beinahe noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von 90 Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal das ſiebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu hoffen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vierten Theil ſeines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die Hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, wenn ſie gewiſſe Jahre überſtanden haben, leben alsdann gewöhnlich länger als die Mannsperſonen. H.

Leber iſt bei dem Menſchen das größte und ſchwerſte aller Eingeweide, und nimmt den größten und oberſten Theil der Bauchhöhle ein. Je jünger der Menſch, deſto größer iſt ſeine Leber, und umgekehrt. Ueber ihr liegt der genau auf ſie paſſende Zwerchmuskel, durch deſſen Sehne das Herz von ihr geſchieden iſt. Unter ihr befindet ſich rechts das Ende des rechten Stücks vom Grimmdarme; links das Ende des Querſtücks deſſelben; gegen die Mitte hin, da wo ihr die Gallenblaſe anhängt, der Anfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebſt dem Ende des Magens und des Pankreas, oder der Bauchſpeicheldrüſe; hinten die mit der rechten Niere zuſammengehefteten Nebennieren. Ihr Gewicht beträgt in einem geſunden Menſchen 2 bis 5 Pfund, und ihre Beſtimmung iſt, nach völlig entſchiedener Unterſuchung, durchaus keine andere, als die Galle aus dem Blute abzuſondern. — **Lebergang** iſt der **Kanal**, in welchem ſich alle Gallengänge vereinigen und welcher alsdann die Galle aus der Leber in den Zwölffingerdarm führt.

Leberreime ſind zweizeilige deutſche Scherzgedichte, in welchen die erſte Zeile ſtets mit den Worten anfängt: **die Leber iſt vom Hecht und nicht von einem** — hier wird ein Thier genannt, auf deſſen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Dieſe Reime, welche von **Schävius** erfunden und ehemals bei öffentlichen Gaſtereien, ſobald der Hecht aufgetragen war, beſonders in Sachſen ſehr beliebt geweſen ſind, werden jetzt nicht mehr beachtet, weil ihre einförmige Natur dem eigentlichen Witze weniger als einem faden Spaße Spielraum läßt.

Leck heißt beim Schiffe der durch eine gewaltſame Veranlaſſung, als etwa Anſtoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauchs erzeugte Riß, durch welchen das Waſſer ſtark eindringt; daher figürl. leck werden, ſchadhaft werden. — Lecken, Ablecken, heißt auch das langſame und faſt unmerkliche und ſchwer zu vermeidende Austräufeln der Flüſſigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entſtandene Verluſt heißt Leckaſie, Leckagie (Coulage), und wird bei Schiffsverſendungen und Kellerlagerungen nach beſtimmten Regeln berechnet.

Lectüre (lecture), bezeichnet ſowohl das Leſen (Lectüre in formaler Bedeutung), als das Geleſene, oder zu Leſende, (Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des Leſens iſt, ſich durch ſchriftliche Mittheilung geiſtig zu beſchäftigen. Mit dem Hören hat daher das Leſen gemein, daß beide auf einer mittelbaren Geiſtesbeſchäftigung beruhen, d. h. einer ſolchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Gedankengange folgen. Dies thun wir, inwiefern wir eines eigenthümlichen Gedankenganges noch nicht fähig ſind, — oder um die Summe unſerer Erkenntniſſe und Anſichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geiſteserzeugniſſe Anderer, oder endlich blos um dieſe kennen zu lernen und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verſtandes uns dem wiſſenſchaftlichen, d. i. ſelbſtthätigen Nachdenken und Unterſuchen gewidmet haben, muß Leſen und Hören dieſem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine paſſivere Richtung des Geiſtes zur herrſchenden zu machen. — Im Verhältniſſe zum Hören oder zum mündlichen Unterrichte hat das Leſen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Ueberlegung auffaſſen, und im Zuſammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht ſo eindringlich und lebendig wirkt, als das Hören, indem der mündliche Vortrag den verſchiedenen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demſelben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der ſchriftliche Unterricht aber leicht mechaniſch wird, weil man oft an den bekannten Buchſtaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälſchlich verſtanden zu haben glaubt. — So wie nun der Zweck der Geiſtesbeſchäftigung den Zweck des eigentlichen Unterrichts zum Behufe der Erweiterung oder Verdeutlichung unſerer Erkenntniſſe, und den Zweck der ſpielenden Geiſteserregung und Unterhaltung umfaßt, ſo unterſcheidet man die unterrichtende und unterhaltende Lectüre (lecture pour l'instruction und lecture pour l'amusement). Beide aber grenzen natürlich zuſammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Uebergang, indem in ihnen die Unterhaltung ohne eigentliche Anſtrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelſten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Leſen unterrichtender Werke, ſo wie bei geſchichtlichen Unterſuchungen über Literatur kommt es auf ihre Aechtheit und ihren Sinn, ſowohl im Ganzen, als im Einzelnen an. Erſtere zu unterſuchen iſt die Sache der Kritik, letztere der Hermeneutik (ſ. dieſe Art.). Bei der Unterhaltungslectüre kümmert man ſich weniger um jene. Die niedrigſte und gemeinſte Art der Lectüre aber iſt die, welche blos zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verſchiedenartiger Ge-

danken Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechſel von Spannung und Abſpannung zu verſetzen, angewendet wird. Hier ſucht der Leſer blos und unaufhörlich neuen Stoff, und dieſe rohe Begierde nach Stoff und gleichſam mechaniſcher Bewegung der innern Lebensthätigkeit iſt um ſo ſchädlicher, je öfter ſie durch gehaltloſe, oder ſolche Schriften, welche blos die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüren, wenn ſie nicht einſeitig auf den Geiſt wirken, und mithin demſelben mehr ſchaden und ſchwächen, als ihn nützen und ſtärken ſoll, richte ſich zuerſt nach dem Horizonte und der Fähigkeit des Individuums; ſie ſei ferner geordnet, um die Klarheit des Geiſtes zu befördern, folglich nicht zu heterogen, d. i. über allzuverſchiedenartige Schriften verbreitet, ausgewählt, d. i. auf das beſte einer Gattung möglichſt gerichtet, methodiſch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielſeitiger Zwecke des Individuums zuſammenhängend und wo möglich ſtufenweiſe fortſchreitend, und endlich nicht zu überhäuft und angeſtrengt. Aus dem Gegentheile des letztern iſt oft das ſogenannte Ueberſtudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den ſittlichen und religiöſen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geſchieht. — Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor allem auf richtige Auffaſſung des Sinnes, beſonders wenn man den ſpeciellen Zweck hat, Schriften zu beurtheilen, ferner auf lebendige Auffaſſung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, ſondern durch klaren Verſtand geſchieht, der im Stande ſein muß, ſich über das Geleſene Rechenſchaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen, (denn nur ſo wird das Aufgenommene gleichſam in Fleiſch und Blut verwandelt;) endlich auf eine unparteiiſche Beurtheilung zu ſehen, wobei man oft verpflichtet iſt, auch die Schriften entgegengeſetzter Parteien zu leſen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beſchaffenheit des Gegebenen, mithin von der Literatur ab, und richtet ſich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Anderer, Neigung oder eignem Tact. Herrſchende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur — denn beſonders bezieht ſich die Lectüre auf das Bücherleſen. Das Leſen ſelbſt (Lectüre im formellen Sinn) iſt entweder ſtatariſch (langſam, verweilend) oder curſoriſch (flüchtig). Die größere oder geringere Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher beſtimmt, welches von beiden Statt finden, und ob man ſich Auszüge des Geleſenen machen (excerpiren) ſoll. Die wahre Lectüre iſt aber die, welche den Geiſt, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Leda, nach Einigen des Thaſtius, eines Königs von Aetolien, nach Andern des Glaucus und der Laophonte oder Leucippe Tochter, heirathete den ſpartaniſchen König Tyndareus. Jupiter liebte ſie und verwandelte ſich, um zu ihrem Beſitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans, in welcher Geſtalt man ihn auch auf einem herculaniſchen Gemählde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr, und Tyndareus in der folgenden Nacht den Caſtor. Nach Andern verwandelte ſie Jupiter erſt in eine Gans, ſich ſelbſt aber in einen Schwan: woher es kam, daß Leda ein Ei gebar, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Nach einer andern Sage verwandelte ſich blos Jupiter in einen

Schwan, ließ ſich dann von der Venus in Geſtalt eines Adlers verfolgen, und fand ſeine Zuflucht in Ledas Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher ſie in dieſem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genuſſe ihrer Reize. Noch Andere erzählen, Nemeſis ſei es geweſen, welche Jupiter auf die angezeigte Weiſe überliſtet habe. Darauf habe er das Ei, welches dieſe geboren, durch den Mercur der Leda überbringen laſſen, welche es auch ſorgfältig aufgehoben, bis Helena daraus hervorgekommen ſei. Endlich ſoll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Tyndareus, aus jenem ſoll Pollux und Helena, aus dieſem Caſtor und Clytämneſtra entſtanden ſein. Unter dieſen verſchiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Caſtor und Pollux mit der Leda zeugte.

Leder, ſ. Gerberei.

Lee (**Lei**), bedeutet in der Schifferſprache die Windſeite, auch das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenſtand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt iſt. So ſagt man: das feindliche Schiff lag unter unſerm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm. Daher **Leebord**, **Leeküſte**, **leewärts** u. ſ. w.

Leeds, die Hauptſtadt des Tuchdiſtricts in der Weſt-Riding von Yorkſhire, am Fluſſe Aire; ſie ſteht durch die inländiſche Schiffahrt in der vortheilhafteſten Verbindung mit den vornehmſten Plätzen und Häfen von Großbritannien. Erſt in neuern Zeiten hat ſie ſich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit erhoben. Die Bevölkerung, welche ſtets zugenommen hat, betrug 1814 über 62,500 Einwohner, 1773 hingegen nur 17,000. Die Stadt iſt für den Diſtrict der große Markt für das breite feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils ſchon in der Wolle gefärbt, und zwar in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher gibt es dort große Hallen: die Weiße Halle (White cloth Hall) iſt ein großes, viereckigtes, in fünf Straßen abgetheiltes und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die Gefärbtetuch-Halle (Mixed cloth Hall) iſt noch größer uud hat 1770 Stände. Dieſe letztere bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang iſt. Drei derſelben werden benutzt, und ſind in der Mitte durch eine Wand getrennt, ſo daß daraus ſechs einzelne Säle entſtehen, welche ohngefähr 40 Fuß breit ſind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Geſtelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelaſſen iſt. Jedes dieſer Geſtelle (Stands) iſt mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zweimal in der Woche wird in dieſen Hallen ein Tuchmarkt gehalten: um acht Uhr Morgens wird der für das farbige Tuch eingeläutet, und um neun Uhr beginnt, wenn der erſtere ausgeläutet iſt, und nicht eher, der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Scheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechaniſche Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaſchinen in Bewegung geſetzt werden, iſt hier eine große Segeltuchfabrik, welche 1800 Menſchen beſchäftigt, und zwei Steingutfabriken; auch verfertigt man Teppiche, wollene Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher iſt nur eine einzige Tuchmanufactur.

Leere, **leerer Raum**, drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem ſich kein Körper befindet. Es iſt darüber geſtritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar ſind ſie allerdings, nur ſchwer

lich in der Natur vorhanden. Man unterſcheidet abſolute und zerſtreute leere Räume. Unter erſteren verſtand man ſchon im Alterthume eine blos für ſich beſtehende, von aller Materie leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daſein vor der Körperwelt vorhanden geweſen ſei. Dagegen läßt ſich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche ſich ausdehnen, nicht denkbar ſind. Man hat gefragt, ob zwiſchen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo ſich ihre Dunſtkreiſe begrenzen, wohl noch etwas Körperliches vorhanden ſei. Wäre dies nicht, ſo hätte ein ſolcher Raum allerdings eine abſolute Leere. Allein der Umſtand, daß das Licht dieſen Raum durchſtrömt, ihn alſo füllt, widerſtrebt dieſer Meinung ſchon von ſelbſt. Zerſtreute leere Räume ſind die Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in ſich ſchließen. Hier alſo gäbe es, dem Scheine nach, wenigſtens einen zerſtreuten leeren Raum. Von dieſen beiden Leeren muß die künſtliche Leere, welche man vermittelſt der Luftpumpe hervorbringt, unterſchieden werden. Sie iſt aber nur ein ſcheinbarer leerer Raum; denn es läßt ſich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch ſehr feine Luft oder Materie in derſelben enthalten ſei. Ein ſolcher luftleerer Raum iſt z. B. die Torricelliſche Leere, welche ſich im Barometer über dem Queckſilber befindet; aber auch hier iſt Licht, alſo kein abſolut leerer Raum vorhanden.

Legat (legatum) iſt ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Teſtamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias caussas iſt ein Vermächtniß an milde Stiftungen, d. h. an Kirchen, Schulen u. ſ. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß, einem Dritten ſeinen Lebensunterhalt geben zu müſſen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorm, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlaſſung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmucks; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. ſ. w.; legatum suppellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, Legatar, einer, dem ein Legat vermacht iſt. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legal. Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengeſetz der Materie nach übereinſtimmt, heißt ſie legal und dieſe Uebereinſtimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das geſehn, was geſchieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterſcheidet ſich die Legalität von der Moralität.

Legaten (legati) hießen bei den Römern theils die dem Gouverneur der Provinz (proconsul oder propraetor) zugeordneten, oder von ihm ſelbſt gewählten Gehülfen in der Anführung der Armee und Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte in der Provinz (ihre Anzahl richtet ſich nach der Größe der Provinzen; doch gab man angeſehenen Römern oft blos den Titel eines Legaten), theils die Gehülfen des Oberbefehlshabers einer Armee (Unterfeldherren, aides de camp) deren Anzahl nach der Größe der Armee und der Wichtigkeit des

Krieges beſtimmt ward. — Der Papſt gab dieſen Titel ſeinen Bevollmächtigten, ſo auch vielen Erzbiſchöfen. Einige der letzten erhielten dieſen Titel, ohne Geſandtſchaften zu verrichten, — ſie hießen geborne Geſandten (legati nati), z. B. Trier, Cöln, Salzburg; die wirklichen Geſandten hießen legati missi, abgeordnete Geſandten. Unter ihnen hießen legati a latere, (von der Seite des Papſtes) die Geſandten vom erſten Range, welche der Papſt in beſonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenſtaats abſchickt. Sie ſtehen höher im Range als die Nuntien und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung ſolcher Legaten hat wegen Beſchränkung der päpſtlichen Macht in neuern Zeiten nur ſelten Statt gefunden. Auch heißen die Diſtricte des Kirchenſtaats daher Legationen. E.

Legationsrath oder Geſandtſchaftsrath, und Legationsſecretär, Geſandtſchaftsſecretär, ſ. Geſandte.

Legato, ſ. Bepuncten.

Legende (Legenda) hieß der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienſte in der alten römiſch-catholiſchen Kirche vorgeleſen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeſchreibungen und Geſchichten von den wunderbaren Schickſalen der Heiligen und Märtyrer, namentlich ganze Sammlungen derſelben, Legenden genannt, weil man aus dieſen ebenfalls in den Metten und in den Speiſeſälen der Klöſter vorlas, und ſie zur Unterſtützung des römiſch-catholiſchen Glaubens zu leſen ernſtlich anempfahl. Auch die römiſchen Breviarien enthalten viele Geſchichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derſelben geleſen werden ſollten. In dem Mittelalter war eine Sammlung ſolcher Heiligengeſchichten unter dem Namen Legenda Sanctorum oder Historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt war die ſogenannte goldene Legende (aurea legenda), deren Verf. Jacobus de Voragine († als Erzbiſchof zu Genua 1298) iſt. Aber auch diejenigen Heiligengeſchichten, welche blos Ueberlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeſchichten oft allen Glauben überſtiegen, und nur als fromme Erdichtungen angeſehen werden konnten, ſo wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben ſtark in Anſpruch nimmt, gegeben. Valerius Auguſtinus, Biſchof von Verona (blühte im 16. Jahrh.) erzählte (in ſeinem Buche De Rhetorica Christiana, eine Urſache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, ſei die in mehrern Klöſtern herrſchende Gewohnheit geweſen, die Religioſen in lateiniſchen Umſchreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei ſie die Freiheit hatten, die Tyrannen, ſo wie die verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrſcheinlichſte Weiſe ſprechen und handeln zu laſſen. So entſtanden Ausſchmückungen der Geſchichte, von denen man die gelungenſten aufbewahrte, welche nachher in Klöſtern wieder aufgefunden und mit den wahren Geſchichten vermiſcht worden ſind. Ob nun gleich unter der Maſſe der Legenden viele gehaltloſe, abgeſchmackte Sagen und leere Fictionen, aus kindiſchem Wunderglauben erzeugt, oder für denſelben berechnet, zu finden ſind, ſo gibt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetiſcher und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter ſich mit der

Bearbeitung dieſer oft nur rohen Stoffe beſchäftigt haben, ja man nennt deshalb jede (auch frei erfundene) poetiſche Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (ſie möge verſificirt ſein oder nicht) eine Legende. Wir beſitzen deren einige treffliche von Göthe, A. W. Schlegel u. A. Einige haben dieſelbe auch ſcherzhaft und komiſch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterforderniß der ernſten Legende iſt das Wunderbare, welches aber religiöſer Art ſein, oder ſich auf einen Gegenſtand der kirchlichen Tradition beziehen muß, ohne jedoch ins kindiſche zu verfallen. Sie iſt daher ein Product der chriſtlichen Zeit, und wie die kirchliche Sage von der Mythe verſchieden. Eigenthümlich iſt ihr der ſchlichte, einfältige Ton, den die ſtille und ſanftere Begeiſterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und mit welchem Pretioſität und poetiſche Ueberladung unverträglich iſt. Eben darum aber iſt ſie in unſern Zeiten ſo ſchwer und ſelten. **Herder** hat ſich um die Bearbeitung der Legende ſehr verdient gemacht (ſ. ſeine Abhandlung über die Legenden in ſ. zerſtreuten Blättern Thl. 6, und Adraſtea St. 3, S. 189 u. ff.), **Koſegarten** hat eine Sammlung derſelben, in Poeſie und Proſa (2 Bde. 1804), herausgegeben. Einen neuern Verſuch, dieſelbe zu bearbeiten, liefert der kürzlich (1814) von Fouqué und Amalie von Imhof erſchienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. — Endlich wird auch die Schrift, beſonders die Umſchrift auf Münzen, oder auf dem Rande, (auf welchem ſich, um das Beſchneiden zu verhindern, öfters eine Umſchrift befindet) in der Numismatik die **Legende** genannt. T.

Legion war eine Abtheilung der römiſchen Armee, deren Größe zu verſchiedenen Zeiten verſchieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Dieſe Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit beſtand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer ſolchen Legion waren alle römiſche Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sclaven dazu. Auch durfte keiner, außer in ſehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt ſein. Gewöhnlich befand ſich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenoſſen, ſo daß, wenn von einer römiſchen Legion die Rede iſt, man ſtets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verſtehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als dieſe noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil ſie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher ſtärker wurden, behielt man zwar dieſe Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wieder in 10 Decurien. Bei jeder Legion befanden ſich 6 Kriegstribunen (Kriegsoberſten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Conſul commandirten. Die Hauptfahne einer ſolchen Legion war ein ſilberner Adler und der Name derſelben unterſchied ſich entweder nach dem Anführer derſelben (z. B. die Claudianiſche Legion), oder nach dem Orte, wo ſie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Auguſtus beſtand das geſammte römiſche Heer aus 25 Legionen. — Eine unbeſtimmte, große Anzahl von Perſonen oder Gegenſtänden wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten iſt die Benennung **Legion** wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht von einem aus unbeſtimmter Anzahl und meiſt verſchiedener Gattung beſtehenden Truppen-Corps, dergleichen meiſt nur be-

Anfang eines Krieges errichtet, und nach Beendigung deſſelben wieder aufgelöſet werden. Von dieſer Art waren die engliſch-deutſche und die ruſſiſch-deutſche Legion im letzten Befreiungskriege, über welche der folgende Art. nachzuſehen iſt. Der Befehlshaber heißt Legionär. Die franzöſiſchen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflöſung der ganzen franz. Armee, wie ſie im Jahre 1815 nach Bonapartes Uſurpation von dieſem war gebildet worden, und deren Trümmer ſich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde die neue franz. Armee in Legionen, nach den Departements benannt, formirt, welche Einrichtung 1820 noch fortdauert.

Legion (engliſch-deutſche), the Kings German Legion, wurde im November 1803 zu Beſchil bei London, zuerſt nur ein Bataillon ſtark, aus Offizieren und Mannſchaften der hannöverſchen Truppen errichtet, welche durch die Convention vom 5. Juli 1803 dienſtlos geworden, nach England auswanderten. Bis zum Jahr 1805 wurden ſodann durch gleiche Mittel 6 Bataillons, 3 Cavallerie-Regimenter und eine Batterie errichtet, und im November d. J. in Deutſchland gelandet. Die damaligen politiſchen Verhältniſſe ließen dieſe Truppen nicht in Thätigkeit kommen, ſie wurden daher im folgenden Jahre wieder eingeſchifft. Preußens Beſitznahme von Hannover führte wieder eine Menge Offiziere und Soldaten, auch andre kriegsdienſtfähige junge Männer nach England, durch deren Eintritt das Corps auf 10 Bataillons und 5 Cavallerie-Regimenter gebracht werden konnte. Im J. 1807 wurden 2 Bataillons davon nach Gibraltar geſandt, 2 Cavallerie-Regimenter blieben in Irland, alles übrige ward nach Rügen eingeſchifft und dann zur Unternehmung gegen Copenhagen verwendet; 5 Bataillons und 1 Cavallerie Regiment fochten im Sommer des folgenden Jahres in Portugal, und litten dann bei dem bekannten Rückzuge des General Moore 1809 ſo bedeutend, daß ſie ſich in England erſt wieder ergänzen mußten. Sobald dies geſchehen, ward der größte Theil mit zur Expedition gegen Walcheren gebraucht, wo er ebenfalls viel litt. Vier Bataillons von den von Copenhagen zurückkehrenden wurden damals nach Sicilien geſendet, von welchen im J. 1814 2 Bataillons unter Bentink bei Genua fochten. Alle übrige Truppen der Legion wurden von 1809 bis 1811 zu der Armee Wellingtons in der Halbinſel gezogen. Man brauchte ſie hier beſonders zum Vorpoſtendienſt, zu dem ſie ſich mehr eigneten als die Engländer, denen ſie indeß in ausdauernder Tapferkeit in der offenen Feldſchlacht gleich kamen; ſo wie ſie denn z. B. an dem Siege von Salamanca vorzüglich Antheil hatten. Um ſie dafür zu belohnen, ward die Legion naturaliſirt, d. h. den engliſchen Nationaltruppen in jeder Hinſicht gleichgeſtellt. Die großen Verluſte wurden durch Einſtellung von Ueberläufern von den bei der franzöſiſchen Armee befindlichen Rheinbundstruppen gedeckt. Im J. 1813 wurden 500 Mann nach Deutſchland geſendet, um zu Stämmen der neuen hannöverſchen Armee zu dienen, ein Huſaren-Regimert focht dort ſchon unter Walmoden und entſchied das Treffen an der Görde. Nach dem Frieden wurde die Legion nach den Niederlanden geſendet, wo ſie bei Bonapartes Wiederkehr mit Ausnahme zweier in Italien gebliebenen Bataillons, ganz verſammelt war, und an den Schlachten von Quatrebras und Waterloo den rühmlichſten Antheil nahm. Nach dem Frieden im J. 1815 erfolgte die Auflöſung der Legion unter Bedingungen, die den Offizieren beſonders vortheilhaft waren, doch auch die ver-

ſtümmelten und verwundeten Soldaten berückſichtigten. Faſt alle Offiziere traten in die hannöverſche Armee über, wo ſie neben ihrem Gehalte noch den halben engliſchen Sold fortbeziehen. Eben ſo iſt der größte Theil der Mannſchaften in dieſe Armee eingetreten. — Ruſſiſch-Deutſche Legion. Der Plan zu einer ſolchen Unternehmung ward ſchon im Jahre 1805 von dem hannöverſchen Obriſtlieutenant Arentſchild dem Kaiſer Alexander vorgelegt und von ihm genehmigt, kam aber damals nicht zur Ausführung. Arentſchild trat nachher in oldenburgiſche Dienſte und folgte ſeinem neuen Landesherrn, als dieſer von Bonaparte vertrieben ward, im J. 1811 nach Rußland, wo bei dem bevorſtehenden Kriege mit Frankreich jener Plan zu einer Legion wieder aufgenommen, und die Realiſirung einer beſondern Commiſſion übertragen ward. Viele vorzügliche preußiſche Offiziere, als Graf Chaſot und Dohna, von Golz, von Stülpnagel, von Natzmer, Tiedemann, Monhaupt (welcher nachher die Artillerie organiſirte,) verließen im J. 1812 ihr Vaterland und traten in die Legion ein, welche zuerſt in Reval, dann in Borgo in Finnland organiſirt ward, ohne daß die bekannte Proclamation an die Deutſchen bei Bonapartes Armee ihr ſtarken Zufluß von Ueberläufern verſchafft hätte. Dieſe fanden ſich jedoch ein, und wurden durch Gefangene, die freiwillig Dienſte nahmen, verſtärkt, als der Feldzug eine unglückliche Wendung für die Franzoſen nahm. Von Borgo nach Petersburg, dann nach Reval, ſpäter nach Königsberg verlegt, marſchirte ſie anfangs Juni 1813, 4 Bataillons, 1 Compagnie Schützen, 2 Cavallerie-Regimenter und 2 reitende Batterien ſtark, an die Nieder-Elbe, wo ſie unter den Befehl des General Walmoden trat, und während des Waffenſtillſtandes durch ein von Königsberg nachgeſendetes, zwei neuerrichtete Bataillons und eine neuformirte Fußbatterie verſtärkt wurde. Sie hat darauf an den Gefechten bei Vellahn, an der Görde, an der Stecknitz und bei Seeſtädt rühmlichen Antheil genommen, und rückte dann im Frühling 1814 in die Niederlande, wo ſie Ende März zur Deckung von Brüſſel gegen Maiſon berufen ward. Nach dem pariſer Frieden ward ſie in preußiſchen Dienſt überwieſen; bei der neuen Formation im J. 1815 blieb den Offizieren frei geſtellt, ob ſie in der preußiſchen Armee fortdienen wollten. Die große Mehrzahl davon blieb, von den Mannſchaften wurden alle Ausländer, die es wünſchten, entlaſſen, die dienſtfähigen Inländer in Dienſt behalten. Aus der Infanterie ward das 30. und 31. Infanterie-Regiment, aus der Cavallerie das 8. Uhlanen-Regiment formirt und durch Mannſchaften aus den Rheinprovinzen ergänzt. Sie ſtanden nebſt der neuformirten Artillerie in dem Feldzuge dieſes Jahres bei dem preußiſchen 3. Armee-Corps, und haben bei Ligny und Wavre ihre Tapferkeit aufs neue bewährt.

Legiren (im Münzweſen) heißt edles Metall mit unedlem verſetzen (beſchicken). Aus zwei Urſachen hat es immer bedenklich geſchienen, die edlen Metalle ganz fein auszuprägen. Erſtens, weil die Münzſtücke durch den Gebrauch ſich deſto leichter abſchleifen, alſo um ſo mehr dem natürlichen Verderben unterworfen ſind, je feiner ſie ausgeprägt worden; zweitens aber, weil eben darum die neuern, weniger gebrauchten Münzſtücke eingeſchmolzen werden und die leichten allein im Umlaufe bleiben würden. Dies letztere iſt um ſo mehr zu beſorgen, weil auch der geſchickteſte Künſtler nicht im Stande iſt, zwei Münzſtücken ein vollkommen gleiches Gewicht zu geben. Darum er-

hält das edle Metall beim Münzen gewöhnlich einen Zuſatz von unedlem, welches man die Legirung nennt. Gold wird mit Kupfer, Silber oder Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erſte Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemiſchte; Silber iſt immer mit Kupfer legirt. Die Legirung wird in Deutſchland beim Silber nach Marken und Lothen, beim Golde nach Marken und Karaten beſtimmt; bei jenem iſt die Mark 16 Loth, bei dieſem 24 Karat. Silber iſt z. B. zwölflöthig, wenn es zwölf Sechszehntheile fein Silber und vier Sechszehntheile Zuſatz unedlen Metalls hat; Gold iſt ein und zwanzigkarätig, wenn es drei Vierundzwanzigtheile Zuſatz hat. In England beſtimmt man Silber nach Pfunden von 12 Unzen, die wieder in 20 Pfennige getheilt werden; in Frankreich wird eine Mark Silber in 12 Deniers getheilt. Das Gold theilen Beide, wie Deutſchland, in Kärate, England die Unze, Frankreich die Mark. — Auch heißt legiren, Jemanden Etwas in einem Teſtamente vermachen. (S. Legat). KM.

Legislation, ſ. Geſetz und Geſetzgebung.

Legitimation, ſ. Advocat und Vollmacht.

Legitima, ſ. Pflichttheil.

Legitimität bedeutet eigentlich Geſetzmäßigkeit (von lex, das Geſetz, davon legitimus, dem Geſetze gemäß). Legitime Kinder ſind daher ſolche, die in einer geſetzmäßigen Ehe erzeugt ſind, legitimirte aber ſolche, die, obwohl außer der Ehe erzeugt, vom Staate als legitime angeſehen oder für ſolche erklärt werden. Der ſolchen Kindern nach dem Geſetze zukommende Antheil vom väterlichen Vermögen heißt eben darum ſchlechtweg die legitima (nämlich pars), deutſch der Pflichttheil. Sich legitimiren aber heißt ſeine Legitimität in irgend einer Hinſicht darthun oder den geſetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewiſſe Perſon ſei und als ſolche gewiſſe Anſprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt ſich ein Geſandter durch Darlegung ſeiner Vollmacht. Seitdem aber durch die franzöſiſche Revolution die Bourbons den Thron von Frankreich, auf welchen ſie vermöge der durch die franzöſiſchen Staatsgeſetze eingeführten Erbfolge in der Monarchie Anſprüche machten, verloren und nach der erſten Abdankung Napoleons im J. 1814 wieder erlangt hatten, iſt das Wort Legitimität ein techniſcher Ausdruck in der neuern Politik geworden, der zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Um über dieſe Streitigkeiten gehörig zu urtheilen, muß man zwei Bedeutungen jenes Ausdrucks ſorgfältig unterſcheiden, eine engere und eine weitere. In der engern Bedeutung verſteht man darunter die Geſetzmäßigkeit der Regierung in einer Erbmonarchie, wo vermöge der Staatsgeſetze die ſtaatsoberhauptliche Würde und Macht von dem einen Regenten auf den andern nach dem Rechte der Erſtgeburt übergeht. Nach dieſer Bedeutung war alſo Napoleon Bonaparte ein illegitimer Regent von Frankreich, ob er gleich wirklich über Frankreich herrſchte und ſowohl vom franzöſiſchen Volke als von andern Mächten (ſelbſt von England, das mit ihm als Oberconſul den Frieden von Amiens unterhandelt und abgeſchloſſen hatte) anerkannt war. Ludwig Stanislaus Xaver hingegen war als älteſter Bruder Ludwigs XVI. der legitime Regent von Frankreich, weil vermöge des in der franzöſiſchen Monarchie geltenden ſaliſchen Geſetzes (lex salia) nach Ludwigs XVI. Tode zuerſt deſſen Sohn als Ludwig XVII. und alsdann, da dieſer noch als Kind ohne Nachkommen und Brüder ſtarb und ſeine Schweſter (jetzige Herzogin von

Angouleme) nicht ſuccediren konnte, ſein erſter Oheim (vormaliger Graf von Provence) als Ludwig XVIII. zur Regierung gelangen ſollte, obwohl mit Ludwigs XVI. Tode die Dynaſtie der Bourbons faktiſch aufgehört hatte zu regieren, da deſſen Sohn im Gefängniſſe ſtarb und deſſen Brüder im Exil außer Frankreich lebten, Frankreich ſelbſt aber eine republikaniſche Regierungsform eine Zeitlang angenommen und ſich dann in ein erbliches Kaiſerreich verwandelt hatte. Es iſt aber offenbar, daß dieſe Bedeutung zu eng iſt. Denn 1. paßt ſie auf Wahlſtaaten gar nicht, ungeachtet es in dieſen eben ſo gut als in Erbſtaaten eine durch die Staatsgeſetze eingeführte Regierungsform, mithin auch legitime Regenten gibt; 2. paßt ſie auch nicht auf Erbſtaaten, wenn in denſelben die regierende Familie ausſtirbt und alſo vom Volke entweder eine anderweitige Familie zur erblichen Regierung berufen, oder eine ganz andere Succeſſionsform in Anſehung der Perſonen, welche mit der oberhauptlichen Würde und Macht bekleidet ſein ſollen, geſetzlich beſtimmt werden muß. Es liegt bei jener Bedeutung aber auch der falſche Gedanke zum Grunde, daß der Staat, d. h. das auf einem beſtimmten Gebiete im Bürgervereine lebende Volk, Privateigenthum einer Familie ſein und folglich auch nach der Analogie alles andern Privateigenthums von den Aeltern auf die Kinder oder andere Verwandte übergehen könne und müſſe, ſo lange nur noch ein Zweig dieſer Familie lebe. Da aber nach der Vernunft nicht einmal ein einzelner Menſch Eigenthum eines andern ſein kann, ſo kann es noch weniger ein ganzes Volk im Bürgervereine oder ein Staat ſein. Vielmehr ließe ſich, wenn hier überhaupt der Begriff des Eigenthums anwendbar wäre, ſagen, der Regent ſei Eigenthum des Staats, als daß der Staat Eigenthum des Regenten ſei. Allein jener Begriff leidet überhaupt keine Anwendung auf das Verhältniß zwiſchen einem Staate und deſſen Regenten, ſondern dieſes Verhältniß kann vernünftiger und rechtlicher Weiſe nur nach der Idee eines Vertrages beurtheilt werden, wodurch dem Regenten die Herrſchaft über den Staat verliehen worden, ſei es nun, daß dieſer Vertrag blos faktiſch und ſtillſchweigend oder ausdrücklich und förmlich abgeſchloſſen, ſei es ferner, daß die Verleihung der Herrſchaft nur an eine beſtimmte Perſon, die jedesmal von neuem erwählt wird, oder an eine ganze Familie geſchehen, aus welcher die Regenten nach und nach ohne Wahl hervorgehen ſollen, um den Gefahren einer immer wiederkehrenden Wahl vorzubeugen. Es muß alſo noch eine andere und umfaſſendere Bedeutung des Wortes Legitimität geben, vermöge der man darunter die in einem Staate überhaupt beſtehende und geſetzlich beſtätigte Ordnung in Anſehung der Regierungsform und des dadurch beſtimmten Regierungsperſonals zu verſtehen hat. Auf den hiſtoriſchen Urſprung dieſer Ordnung kommt es dann nicht an, ſondern blos darauf, daß ſie durch das Geſetz, welches in der Idee nichts anders als den allgemeinen Willen oder den Willen des Volks ausdrückt, beſtätigt iſt und ſo die Form Rechtens erlangt hat. Wollte man die Legitimität von jenem hiſtoriſchen Urſprunge abhängig machen, ſo würden dadurch die legitimſten Regenten und die Bourbons ſelbſt als illegitim erſcheinen. Denn es iſt bekannt, daß Hugo Capet, der Stifter der dritten Dynaſtie der franzöſiſchen Regenten, von welcher auch die Bourbons abſtammen, ſich des franzöſiſchen Throns im zehnten Jahrhunderte durch Klugheit und Tapferkeit bemächtigte, alſo auf dieſelbe Art wie Napoleon zur ſtaatsoberhauptlichen Würde und Macht gelangte.

Wollte man aber ſagen, daß erſt durch **Vererbung** eine illegitime Herrſchaft legitim werde, ſo müßte man auch zugeben, daß, wenn Napoleon vor ſeiner Abdankung geſtorben wäre und ſeinem Sohne die Herrſchaft hinterlaſſen hätte, dieſer ebenfalls ein legitimer Beherrſcher von Frankreich geworden wäre, mithin es zu gleicher Zeit zwei legitime Dynaſtien in Frankreich gegeben hätte, eine Bourbonſche und eine Napoleonſche. Es iſt jedoch überhaupt nicht abzuſehen, wie die bloße Vererbung die Kraft haben ſollte, das Illegitime legitim zu machen. Als **Verjährung** (praescriptio) kann dieſelbe nicht angeſehen werden. Denn Verjährung findet nur ſtatt, wenn in Anſehung der Rechte von Privatperſonen das poſitive Geſetz einen Zeitraum beſtimmt hat, innerhalb deſſen etwas verjähren ſoll. Es exiſtirt aber weder in ſtaatsrechtlicher noch in völkerrechtlicher Beziehung irgend ein poſitives Geſetz, wodurch in Anſehung des Regierungsrechtes eine Art von Verjährung beſtimmt wäre. Ein **Regent** wird alſo **legitim** ſein, wenn das Volk ſich ihm unterworfen und dadurch, wo nicht förmlich, ſo doch faktiſch jenen Vertrag mit ihm geſchloſſen hat, wodurch ihm die ſtaatsoberhauptliche Würde und Macht verliehen wurde. Dies war aber der Fall in Anſehung Napoleons. Denn das franzöſiſche Volk erkannte ihn ſowohl anfangs unter dem Titel eines Oberconſuls als nachher unter dem Titel eines Kaiſers als ſeinen Regenten an, und die dadurch in Frankreich beſtehende Ordnung der Dinge war ſo geſetzlich geworden, daß ſie ſelbſt von auswärtigen Mächten anerkannt wurde. Es mag ſein, daß das franzöſiſche Volk ſich dieſem neuen Herrſcher **ungern** unterwarf — wiewohl ſich dies ſchwer möchte beweiſen laſſen, da das Volk vielmehr froh war, aus dem Zuſtande der Anarchie endlich einmal herauszukommen, und nur ſpäterhin, eben ſo wie manches andere Volk mit ſeinem unbezweifelt legitimen Regenten, unzufrieden mit Napoleon wegen des Mißbrauchs wurde, den er mit ſeiner Gewalt trieb — aber **gezwungen** war es offenbar nicht worden, konnte auch nicht, da Napoleon vor dem Antritte ſeiner Regierung als ein aus Aegypten flüchtiger General ohne Heer viel zu wenig Macht hatte, um das ganze franzöſiſche Volk zwingen zu können, und da er ſpäterhin als Kaiſer mit einer faſt ungeheuren Macht nicht einmal das viel zu kleinere ſpaniſche Volk zur Annahme eines Regenten aus ſeiner Familie zwingen konnte. Es mag ferner ſein, daß das franzöſiſche Volk ein **Unrecht** begangen hatte, als es Ludwig XVI. hinrichtete und ſeine Familie für verluſtig des franzöſiſchen Throns erklärte, oder vielmehr durch eine anarchiſche Partei dies geſchehen ließ. Aber das Unrecht an Ludwig XVI. war nun einmal geſchehen, und die franzöſiſchen Prinzen hatten durch ihre Flucht aus Frankreich ſich ſelbſt gewiſſermaßen exilirt und ihre Anſprüche auf den Thron aufgegeben. Denn ſolche Anſprüche müſſen nicht blos wörtlich behauptet, ſondern thätig geltend gemacht werden. Sie durften alſo den König, an deſſen Perſon ja alle ihre Rechte geknüpft waren, nicht verlaſſen; ſie mußten vielmehr deſſen Perſon und Herrſcherrecht ſelbſt mit Gefahr des eignen Lebens vertheidigen. Indem ſie aber nur auf Rettung dieſes Lebens bedacht waren und Frankreich mit ſammt dem Throne im Stiche ließen, gaben ſie ihre Anſprüche faktiſch auf und beförderten ſelbſt die Anarchie, aus welcher nun blos eine kraftvolle Hand Frankreich retten konnte. Wenn nun Frankreich ſeinen Retter — denn dies war Napoleon unſtreitig in jener Zeit — als ſeinen Herrſcher anerkannte, weil die alte Dynaſtie theils phyſiſch theils politiſch todt war, was fehlte jenem zur Legitimität? Dagegen

fehlte ihm dieſe Legitimität gänzlich, als er ſich nach ſeiner Rückkehr von Elba des Throns von Frankreich wieder bemächtigen wollte. Denn hier ſtürzte er eine beſtehende politiſche Ordnung um, und bewirkte ſelbſt eine Art von Anarchie; ein großer Theil von Frankreich war gegen ihn in förmlichem Aufſtande begriffen und ſchickte keine Deputirten zum ſogenannten Maifelde, wo er ſich erſt legitim machen wollte; auch erkannte ihn keine einzige auswärtige Macht an, weil man ſich aus langer Erfahrung überzeugt hatte, daß mit ihm in kein dauerhaftes Rechtsverhältniß zu treten war. Was aber geſchehen ſein würde, wenn Napoleon bei Belle Alliance geſiegt hätte, läßt ſich freilich nicht beſtimmen. Nur ſo viel iſt gewiß, daß die neufranzöſiſche Theorie von der Legitimität dadurch ſehr würde ins Gedränge gekommen ſein. Daß aber dieſe Theorie nie praktiſch gegolten hat, ſondern einzig die hier aufgeſtellte, beweiſet die ganze Geſchichte, beſonders die von England, wo jetzt auf dem Throne der Stuarts Herrſcher ſitzen, die alle Welt für legitim hält, während ſie, wenigſtens bis zum Tode des letzten Prätendenten, nach jener Theorie für illegitim gehalten werden müßten. Man vergl. übrigens Krugs Aufſatz: Ueber beſtehende Gewalt und Geſetzmäßigkeit (légitimité) in ſtaatsrechtlicher Beziehung, in Adam Müllers deutſchen Staatsanzeigen, Band 1. Stück 3. N. 1. D.

Lehnrecht, ſ. Lehnsweſen.

Lehnsſtamm (constitutum feudale) iſt der Geldbetrag, welchen die Geſammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheimfällt, den Allodialerben des Vaſallen entrichten müſſen.

Lehnsweſen. Ein Lehen oder Lehn iſt ein Beſitzthum, wovon Jemanden (dem Vaſallen) der Beſitz, das Benutzungsrecht, und ein beſchränktes Recht der Verfügung und Veräußerung, unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beiſtandes mit Rath und That), eingeräumt iſt, welche Treue auch gegenſeitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehnsherrn) iſt. Lehn unterſcheidet ſich von anderm Eigenthume (Allode) beſonders durch die Beſchränkung, ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewiſſe Leiſtungen, die der Vaſall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen muß (Lehndienſte), und durch eine beſondere Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne wird eine Herleitung derſelben von ihrem Urſprunge am beſten erklären. Die Liebe unſerer Vorfahren zum Kriege war ſo groß und unerſättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete, bis ſein Volk mit einem andern in Feindſchaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Krieges erſetzen, und fehlten auch dieſe, ſo zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer, gerade im Kriege begriffener Nationen, die er deshalb begierig aufſuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf ſolchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wohl auch Waffen, verſehen, ihr Gefolge ausmachten. (S. Gefolge). Dieſes Gefolge, welches ſchon Cäſar und Tacitus kennen, war durch feſtere Bande, als die vorübergehende Kriegsluſt, oder den wenig beſtändigen Vortheil an ſeinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutſche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug ſchloß der Mann aus dem Volke ſich dem vornehmen Helden an; dem, den er ein-

mal gewählt, blieb, wenn jener (was unerhört war) die Treue gegen ihn nicht verletzte, ſein ganzes Leben gewidmet, und ſtets war er auf Entbietung zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige, unüberwindliche Schar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns ſah jeder als ein ihm vertrautes Heiligthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der deſſen Tod oder Gefangenſchaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beſchimpft geweſen ſein. Der Heerbannsherzog ſelbſt, ſtets einer der begütertſten Hofbeſitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schar ſolcher Gefährten um ſich. Außer Waffen, Roſſen und Lebensmitteln erhielten dieſe Gefährten (oder Geſellen, daher das ſpätere, barbariſch-lateiniſche Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den ſeinigen vorausgenommen (wovon der Ausdruck: Vornehmen, herzuleiten ſein dürfte). Bei den erfolgloſen Zügen einzelner Abenteurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo ſichs thun ließ, in die römiſchen Provinzen, beſtand dieſe Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Koſtbarkeiten, Sclaven. Als aber die Waffen der Nordländer ſich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben ſie davon gewiſſe Grundſtücke an ihre Getreuen, damit dieſelben auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zögen. Dieſe Güter hießen beneficia oder Lehne, weil ſie den Beſitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der dann einen andern aus ſeinem Gefolge damit beſoldete. So iſt jene altdeutſche Sitte der wahre Urſprung des Lehnsweſens, wie auch allein aus ihr jener rein germaniſche, den andern Völkern völlig fremde Begriff der Dienſtlehne hervorgegangen, der ſo unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unſerer heutigen Staaten gehabt, und die Exiſtenz von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perſer und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältniſſe, Freiheit oder Zwingherrſchaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, ſich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß Jeder herrſchen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, ſich von ihm wollte beherrſchen laſſen; eine ſittliche Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenſte Egoismus war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerſter Geiſt, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensanſicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutſchen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbſt für hohe Zwecke als das höchſte dem Menſchen Erreichbare galt, ſchufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorſams, die durch die chriſtliche Religion bei ihnen befeſtiget und noch mehr geheiliget wurde. — Wir kehren nach dieſer Abſchweifung, wenn dies eine iſt, zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, deſſen Dienſte der Vater gelebt, auch ſeinen Arm zu widmen, ſo ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn ſeines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte, wurde dieſer Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich

durch kein Geſetz verboten, erſchien als eine ſchreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutſchland 1025, für Italien 1037 (oder ſchon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne ſind der Natur der Sache nach ſpätere Anomalien), oder bei Geiſtlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Geſetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen eintraten, in jenen rohen, nur nach außen ſtarken, eine feſte Bürgſchaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel ſcheinen, ſich an einen Mächtigen anzuſchließen, um ſeines Schutzes ſich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Biſchöfe einerſeits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andererſeits, bedrückten und plackten ſo lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis dieſe das Loos der abhängigen Lehnleute mit neidiſchen Augen anſahen, und ſich ſelbſt in den Schutz (Mund) des Bedrückers oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächtigen ſicher leben zu können. Ein ſolcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, beſonders die Armen, die ihr Land ſelbſt bauen mußten, und es alſo ungern verließen, thaten dies auch, ohne Gefahr der Bedrückung, blos in der Abſicht, von der Heerbannspflicht loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen (letzteren für die Biſchöfe) den Heerbann zu ſammeln und zu befehligen oblag, bedienten ſich, ſtatt dieſer ungeübtern, oft durch langen Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannſchaft genannt, und ließen ſich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erſcheinen, abkaufen. Die Kaiſer und Könige kümmerten ſich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebetene Mannſchaft hielt, ja ſie zogen die Lehnsmannſchaft, außer jenen Vortheilen, den Heerbannstruppen auch darum vor, weil dieſe blos zur Landwehre, jene zu weniger beſchränktem, oft zu unbedingtem Dienſte verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmiliz trat an ſeine Stelle. Einer andern nicht geringen Claſſe von Menſchen, worunter beſonders die Reichen (ſpäter der niedere Adel genannt) gehörten, welche das Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, ſich vom Kriegszuge loszumachen, vielmehr waren, nach der Väter Sitte, Kriegsabenteuer noch immer ihre liebſte Beſchäftigung, ihr höchſter Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch ſie nicht entbehren; andererſeits beleidigte es ihren Stolz, unter dem, ſolchergeſtalt immer mehr geſunkenen und nicht viel höher, als jetzt ein Landſturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannſchaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deshalb dem nächſtwohnenden Herzog, Grafen oder Biſchof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten ſie auch daſſelbe, aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshauſe. Auf dieſe Weiſe iſt in Deutſchland (die nordöſtlichen, ehedem ſlaviſchen, eroberten und an Vaſallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entſtanden. Jene wurden dadurch, wie andere Lehnleute, bei Verluſt des Lehns pflichtig, dem Lehnherrn in allen ſeinen Fehden zu folgen, außer, wenn ſie wegen verſchiedener Lehne mehrere Lehnherren hat-

ten, gegen dieſe, und gegen Kaiſer und Reich, welche aber erſt ſpäter ausdrücklich ausgenommen wurden, weil ſich dieſer Vorbehalt bei einer Dienſtpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von ſelbſt zu verſtehen ſchien. Zugleich mußten ſie den Gebrauch ihrer Burgen und Veſten als offener Häuſer (das Oeffnungsrecht) in Zeiten der Kriegsnoth dem Lehnherrn einräumen. In eben demſelben Verhältniſſe ſtanden ſchon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsſtatthalterſchaften, und die Biſchöfe, die für ihre geiſtlichen Aemter ebenfalls durch Lehne beſoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben daſſelbe traten nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entſtand der niedere Adel) auch kleinere freie Güterbeſitzer, ja ſelbſt reichere kriegsluſtige Bauern, die den ehrenvollen Lehndienſt der friedlichen, aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, oder deshalb entweder einem Edeln ihr Gut zur Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile ſeines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute, varasseurs). Die Belehnung geſchah bei den großen Statthalterlehnen ſchon ſeit den ſächſiſchen Kaiſern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geiſtlichen Lehen in den älteſten Zeiten durch Ring und Stab; ſeit dem wormſer Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaiſers auf das Weltliche beſchränkte, mit einem Zepter (Zepterlehn). Eine beſondere Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Beſitzer zur Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vaſall hieß bei Reichsfeſten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So ward die Lehnsmannſchaft, gleich der päpſtlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein Syſtem von concentriſchen Kreiſen, die jeder unter dem Einfluſſe des nächſten, alle um einen Mittelpunct, den König, als Oberlehnsherrn, ſich bewegten. Neben den Kriegsvaſallen entſtand und bildete ſich auch noch eine andere Claſſe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den älteſten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Biſchöfe, gewiſſe Hausbeamte, die anfangs wirklich Dienſte leiſteten, ſpäter mehr zum Glanze des Hofes dienten. Die vier Aemter des Marſchalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchſeſſes ſind die älteſten, wie die vornehmſten, aber keinesweges die einzigen, vielmehr waren die Aemter ſo mannichfaltig, als die im Hofdienſt denkbaren Verrichtungen. Dieſe Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutſchen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Beſitzer großer Ländereien als einen Vornehmen anſah, mit nichts füglicher beſoldet werden, als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), welche auf dieſelbe Weiſe, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas ſpäter, zumeiſt unter Friedrich I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen dieſe Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, ſich um ſie zu bewerben. Sie wurden die Erſten in der ſolchergeſtalt ſich neu bildenden Claſſe der Dienſtleute oder Miniſterialien; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienſtleute, beſonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohne der Bewirthſchaftung eines Grundſtücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für ſeine Dienſte wenigſtens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegen-

den Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Miniſterialien, zu bequem, die Geſchäfte ihrer Aemter ſelbſt zu verrichten, fingen bald, mit Vergünſtigung ihrer Herren, an, dieſelben andern zu übertragen, die ſie für dieſe Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So ſahen wir noch in den neueſten Zeiten neben den vier Reichserzämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter, und dieſelbe doppelte Dienſtmannſchaft an dem biſchöflich bambergiſchen Hofe, von welchem die Churfürſten dieſelben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienſte verdient wurden, ſondern nur, zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewiſſen Leiſtungen von geringer Beſchwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behufe dieſer Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewiſſen Gelegenheiten 2c. Unter den Geſchenken ſowohl, als den Handlungen findet man, nach dem Humor des Lehnsherrn, bisweilen ſehr ſonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunſtſtück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen 2c. Die Verſagung der Lehnsdienſte, oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt **Felonie**, und wurde durch Einziehung des Lehns beſtraft. Hierüber, ſo wie über andere Lehnsſtreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-, Aftererlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem eigenen Gerichte (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vaſallen, die dem Angeklagten ebenbürtig ſein mußten, beſetzte. Das Erſcheinen bei einem ſolchen Gerichte, auf Erfordern des Lehnsherrn, und die Uebernahme einer Beiſitzerſtelle bei demſelben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Intereſſe ins Spiel kam, führte an ſeiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorſitz im Reichslehnsgerichte. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute als eines der wichtigſten im damaligen Leben, und als die Quelle der heiligſten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Koſten drr alten unmittelbaren Reichsunterthanen ſich ausbreitete, deſto mehr trat das Verhältniß dieſer in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergeſſenheit. Bald, und ſchon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanspflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannſchaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzérain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vaſall war, der ſchien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte ſich um ſeine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landeseigenthümer, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängigkeit zu verharren. Doch auch von dieſen huldigten die Meiſten ſpäter noch dem Geiſte der Zeit und wurden königliche Vaſallen (wie die Herren von Braunſchweig und Heſſen und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiſer wandten Alles an, ſie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., entrüſtet, als jener ſtolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vaſall war, ſich weigerte, vor ihm aufzuſtehen, denſelben mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des Kaiſers, ein durch Ausſterben eines Vaſallenhauſes eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, ſondern weiter (jedoch dies ganz nach ſeiner Willkühr) zu verleihen, und ſo die Fortdauer des Lehnsweſens zu ſichern, von dem

die des Staates abzuhängen ſchien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiſer Tyrannei, und Befreiung der Fürſten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die nothwendige Verbindung der Aemter, der Statthalterſchaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ ſie bald mit dieſen verwechſeln, und die Leiſtung, die das Lehn verdienen ſollte, für das Lehn ſelbſt anſehen, ſo daß man nicht mehr mit den Gütern als Lehn der Aemter, ſondern mit dieſen ſelbſt gleichſam als einem durch ſein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Capitale belohnt wurde. Die Herzöge, Biſchöfe, Vögte und Burggrafen befeſtigten, wohl eben ſo ſehr aus Unwiſſenheit, als aus Eigennutz, dieſe Verwechſelung, und machten bald keinen Unterſchied zwiſchen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung ſie ihnen gegeben worden, ſondern übten in dieſen, die ja größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren, dieſelbe grundherrliche Gewalt, wie dort, und ſahen Abreißungen von dieſen für eben ſo ſchreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo bald die herzogliche Gewalt wegfiel, wie in Franken, Schwaben und Weſtphalen, gingen die Grafen und Aebte denſelben Gang, dahingegen ſie in Baiern, Meißen, Thüringen, Oeſterreich und Brandenburg, mit gänzlicher Vergeſſenheit ihrer Reichsſtatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabſanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnsweſen, dem einzigen Organismus der europäiſchen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwiſchen dem alten Adel (den Fürſten) und den Freien innenſtehende niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, ſeine Entſtehung, und unter den Vaſallen ſelbſt bildete ſich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Ranges. Die Claſſen derſelben nannte man Heerſchilde. Den erſten Heerſchild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürſten, Biſchöfe und unmittelbaren Aebte, den dritten die Laienfürſten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachſtehend, weil ſie alle Vaſallen der Hochſtifter waren), den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbeſitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Beſitzungen oder Rechte, des Kaiſers Vaſallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältniſſe zu den Fürſten waren; den ſechsten deren Lehnsleute und die Dienſtmannen der Fürſten, und den ſiebenten die Beſitzer unendlicher Lehne. Dieſer Eintheilung analog iſt die italieniſche in Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die engliſche in Lords, Esquires und Copyholders, die ſpaniſche in Grandes (riccos hombres), Escuderos, Hidalgos, die franzöſiſche in Pairs, Barons, Ecuyers und Valvasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutſch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterweſen an (ſ. d. Art.). Neben dieſen Ständen bildete ſich, als keinem von ihnen zugehörig, erſt nach Jahrhunderten der Bürgerſtand aus. Den Städten, auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrſchen des Grundeigenthums gegründete Geiſt des Lehnweſens nothwendig fremd; daher erblicken wir ſie faſt immer den Edeln verhaßt und gehäßig, faſt immer in offenbarer Feindſchaft und Fehde mit ihnen. Die Grundſätze des Lehnrechts (ſo nennt man nun den Inbegriff

aller zwiſchen Lehnsherren und Vaſallen eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder auch die Wiſſenſchaft derſelben) wurden von lombardiſchen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und feſtgeſtellt. Die Sammlung von Lehnsgeſetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum, (Feuda ſollen die Lehne im Gegenſatz der Allodia — urſprünglich Loosgüter — genannt worden ſein, von dem alten fe Lohn und ode Beſitz) dem römiſchen Geſetzbuche anhingen, iſt ein Coder des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutſchland, Dänemark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt ſich, im Gegenſatze deſſelben, das alte deutſche Lehnrecht, deſſen hauptſächliche Abweichung vom lombardiſchen war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als ſolcher, nicht anerkannte, und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieſes, auf die Abſtammung vom erſten Erwerber des Lehns gründete, ſondern allein durch die Gemeinſchaft und den Mitbeſitz des Lehns bedingte, ſo daß Theilungen das Succeſſionsrecht aufhoben. An der Stelle dieſer Gemeinſchaft hat man ſeit dem 12. Jahrhunderte in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem blos der Form nach bei der erſten Belehnung erlangten, und ſodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnſchaft, geſammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war die Lehnsverfaſſung, in Zeiten des Freiheitsgeiſtes und der Unbiegſamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, um die Zügel der im Volke zerſtreueten Maſſe von Kräften, zum Gebrauche derſelben nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menſchliche Einrichtung den Keim der Ausartung in ſich trägt, ſo litt auch die Reinheit und Wirkſamkeit der Lehnsverhältniſſe, und mit ihr die auf ſie gebauete Staatsverfaſſung nur zu bald unter einem Geiſte des Ungehorſams und der Empörung, der deſto allgemeiner ward, je mehr die Fürſten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfaſſung nicht ſie vom Könige, ſondern dieſer von ihnen abhängig ſei. Denn dieſe Veranlaſſung gab dem Lehnsherrn keine andere Sicherheit ihres Gehorſams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor allem Macht gehörte, während der König in den meiſten Staaten ſeine Macht, entweder durch eigene Belehnungen oder die Anmaßungen der Fürſten, unter dieſe vertheilt ſah. So gelang es den Kronvaſallen in Deutſchland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige faſt alle Gewalt bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Ausſterben der großen Baronengeſchlechter, zu einer neuen, von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vaſallengewalt ein Gleichgewicht derſelben, in einer der Vollkommenheit nahen Staatsverfaſſung, hervorgehen ſahen. Als in der neuen Zeit (die eben ſo gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers angerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegsweſens Alles umgeſtaltet, und die Lehnsmiliz nun eben ſo völlig von den ſtehenden Heeren verdrängt wurde, als ſie ſelbſt den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwohl das Gerippe dieſes abgeſtorbenen Körpers, die in ihrem Werthe nur durch die Lehndienſte bedingte Lehnsverfaſſung, ſtehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger behauptet werden zu können. Denn die Lehndienſte würden nicht

mehr gefordert werden, weil ſie unbrauchbar wären; gleichwohl werden ſie mit Geld (Ritterpferden) abgekauft. Es darf auch Niemand Wunder nehmen, daß man an Abſchaffung dieſer alten Formen nicht früher gedacht hat: denn war nicht manches wohlerworbenes Recht, und manches, wenn gleich nun zweckloſe, doch ohne deſpotiſche Willkühr nicht zu zerſchneidende Verhängniß daran geknüpft? Die Reſte des Lehnweſens ſind mehr unbequem als ſchädlich; ihre Abſchaffung konnten Franzoſen und ihre Jünger an Orten ihrer Zwingherrſchaft leicht verfügen; (denn was iſt leichter, als einem Rechte entſagen, das man nie gehabt?) jetzt würde ſie, in eben dieſen jetzt neu luſtrirten Ländern, von Seiten der wieder eingeſetzten Fürſten nur eine edle Entſagung eines Theils ihrer geachtetſten Regierungsrechte ſein, in andern Staaten aber, wo die Lehnsverhältniſſe unter den Unterthanen noch beſtehen, gewiß mit größerer Vorſicht, und, wo möglich, ſtets auf dem Wege billiger und zwangloſer Loskaufung vorgenommen werden müſſen, damit nicht, wie ſo oft, um den Ideen einiger Rechtsſpeculanten zu genügen, die Gerechtigkeit ſelbſt mit Füßen getreten werde. H. L.

Lehrbegriff, iſt die entweder einer kirchlichen Geſellſchaft, oder auch einem einzelnen Lehrer eigenthümliche Anſicht von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens. So gibt es ſowohl einen evangeliſchen, einen catholiſchen, einen ſocinianiſchen Lehrbegriff, als einen Lehrbegriff des Origenes, des Athanaſius, des Auguſtin. Die, philoſophiſchen Schulen, oder einzelnen Philoſophen eigenthümlichen Anſichten pflegt man nicht Lehrbegriffe, ſondern Syſteme zu nennen. N.

Lehrgedicht, nennt man insbeſondere eine größere und ausgeführtere Dichtung didactiſcher Art. Aber es iſt überhaupt noch ſtreitig, in wiefern eine didactiſche oder Lehrpoeſie, als beſondere Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Weſen der Dichtkunſt beſtehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf dieſem beſtimmten Zwecke ſein Weſen beruhen: ſo kann damit die reine und freie Begeiſterung und der abſolute Zweck der Poeſie nicht beſtehen; ja das Werk muß zu einem Producte der Reflexion werden, das höchſtens mit dem äußern Schimmer der Poeſie ausgeſchmückt iſt. Soll aber in dieſer Tendenz das Weſen des didactiſchen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd ſagen: ſo iſt mehr oder weniger jedes Gedicht didactiſch zu nennen, und es kann ſomit keine beſondere didactiſche Dichtungsart geben, die mit Recht dieſen Namen führte. Will man jedoch einzelne Gedichte mit einigem Rechte *didactiſche* nennen: ſo würden dieſes diejenigen ſein, bei welchen entweder überhaupt eine Tendenz zu lehren hie und da *hervortritt*; ſie können übrigens epiſche (wie viele Romane) oder dramatiſche Form haben (wie z. B. Leſſings Nathan), oder ſolche, die weder einen epiſchen und dramatiſchen Stoff zum Grunde liegen haben, ſondern gewiſſe Wahrheiten in dem Spiegel der poetiſchen Begeiſterung aufgefaßt, in Allegorien, Viſionen ꝛc. darſtellen, mithin ihrem Weſen nach durchaus *lyriſch* ſind. Hieher gehören viele lyriſche Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a. (obgleich ſie die Ueberſchrift: didactiſches Gedicht, nicht tragen), und alle beſſere ſ. g. Lehrgedichte; hierher würde ſelbſt Dantes großes allegoriſches Gedicht gehören. Im erſten Falle würde die Benennung einen Tadel in ſich ſchließen. Die Gedichte letzterer Art gehören zu den älteſten Denkmählern der Poeſie, wie die Gnomen beweiſen; das

Entſtehen und die Ausbildung der eigentlich ſogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel ſchon den Verfall der Poeſie eines Volks, oder das Schwanken zwiſchen Poeſie und Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetiſche und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu können. Das Eitle dieſes Beſtrebens zeigen die vorzüglichſten didactiſchen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich ſogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenſtand Glied für Glied, obwohl jedes in einige politiſche Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lucrez poet. Darſtellung des Epikuriſchen Syſtems in dem Gedichte de rerum natura, und die am meiſten durch poetiſche Einzelnheiten, beſonders durch Epiſoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den ſpätern Dichtern faſt immer zum Muſter gedient hat; Ovids Kunſt zu lieben, welche jedoch ins Scherzhafte übergeht, und Horaz ſogenannte ars poetica; die engliſchen eines Davies, Dyer, Akenſide, Dryden, Derwin; die franzöſiſchen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille; und die deutſchen eines Duſch, Lichtwer, Tiedge u. A. Ueberhaupt aber gibt es faſt keinen ſo unpoetiſchen Gegenſtand, den man nicht aus jener der Poeſie ſo verderblichen Maxime, eben an einem ſolchen könne ſich erſt die Kunſt am meiſten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactiſchen Poeſie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beſchreibenden oder mahlenden Gedichte (ſ. d. Art. Mahlerei) die poetiſche Epiſtel, welche Form dem didactiſchen jedoch nicht nothwendig iſt, die (ſogenannte Aeſopiſche) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satire und gewiſſe Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlaſſen, das lebendige und geiſtvolle Urtheil J. P. Fr. Richters in ſeiner zweiten Ausgabe der Vorſchule der Aeſthetik hinzuzufügen, welches mit unſerer Anſicht ſehr übereinſtimmend iſt. „Das Lehrgedicht," ſagt dieſer, „gehört in die lyriſche Gattung. Es läßt auf innere geiſtige Gegenſtände den Brennpunct der Empfindung fallen, in dieſem leuchten und brennen ſie, und dieſes ſo ſehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrgeſetze zu ſeinem corinthiſchen Erz einſchmilzt. Reflexionen werden nicht an ſich zur Lehre, ſondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieſe wäre ja eine Philoſophie, z. B. die Platoniſche, ein Lehrgedicht." Aus dieſer Anſicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde ganz natürlich folgen, daß jedes didactiſche Gedicht von größerem Umfange nothwendig ermüdend werden müſſe. Weder, ſagt A. Schreiber, hält das Gefühl, eine, ſo ausdauernde Spannung aus, noch die Phantaſie eine ſo ununterbrochene Bilderjagd. Dies iſt es, was Tiedges Urania durchaus entgegenſteht. Ganz flach aber iſt es, wenn Aeſthetiker das didactiſche Gedicht, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, blos negativ, aber zugleich ſo beſtimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingeſehen werden kann, wie nach dieſen negativen Beſtimmungen ein Gedicht entſteht: z. B. das Lehrgedicht ſolle nicht unterrichten, nicht ſyſtematiſchen Zuſchnitt haben, ſondern eine glückliche Auswahl poetiſcher Gedanken enthalten, einen Gegenſtand behandeln, der der poetiſchen Form fähig ſei, oder, wie man ſich wohl ausdrückt, „einen Lehrgegenſtand in die didactiſch-poetiſche Form her

überziehen;" letzteres ſetzt die Möglichkeit einer didactiſchen Poeſie ſchon voraus. Auch die Beſtimmung, „die didactiſche Poeſie ſei nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetiſchen Gewande darſtelle," welches ungefähr daſſelbe heißt, iſt zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactiſche Gedicht noch nicht zu einer von der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen verſchiedenen Dichtungsart. T.

Lehrmethode, ſ. Methode.

Lehrſatz (theorema) iſt ein ſolcher Satz, der aus gewiſſen vorausgeſchickten Grundſätzen beweiſet, daß Etwas wahr oder falſch, möglich oder unmöglich ſei. Der Pythagoräiſche Lehrſatz (theorema Pythagoricum; auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrſatz, in welchem bewieſen wird, daß in einem rechtwinklichen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuſe, ſo groß iſt, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten, der Katheten, zuſammen genommen. Ein Lehrſatz iſt nicht mit Lehnſatz zu verwechſeln, ſ. d. Art. Lemma.

Lehrſtyl (didactiſcher Styl), die durch den Zweck der Belehrung beſtimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengeſetzt dem poetiſchen und rhetoriſchen Styl. Im allgemeinen Sinne aber verſteht man darunter den Styl jeder proſaiſchen Mittheilung, die auf irgend eine Weiſe über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken ſoll, die Einſicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern; und im engſten Sinne den Styl des wiſſenſchaftlichen, beſonders akroamatiſchen Unterrichts. Die nothwendigſten Erforderniſſe des Lehrſtyls überhaupt ſind Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Kürze, weil hier zunächſt auf den Verſtand gewirkt werden ſoll, ſparſamer Gebrauch der Bilder zur Veranſchaulichung gewiſſer Wahrheiten. Der höhere didactiſche Styl insbeſondere wird ſich durch größere Ruhe und Würde, durch die ſtrengſte Bündigkeit und Präciſion von dem erſteren unterſcheiden, welcher mehr ſubjectiv iſt, und auf leichte allgemeinere Auffaſſung Rückſicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didactiſche Styl genannt werden könnte. Der didactiſche Styl iſt übrigens auch, nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenſtände, nach dem eigenthümlichen Geiſte und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wiſſenſchaften verſchieden; auch wird derſelbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder ſchriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich beſtimmt. Es gibt Fälle, wo er in den redneriſchen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede, oder Predigt, ja man könnte den redneriſchen Styl ſelbſt als eine höhere Gattung des didactiſchen betrachten, indem er ſich von der wiſſenſchaftlichen didactiſchen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterſcheidet. Endlich iſt auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einſeitig oder wechſelſeitig iſt, akroamatiſch (didactiſch im eigentlichen Sinne), oder dialogiſch (Unterredungsſtyl), wie beim catechetiſchen Vortrage. Letzterer nähert ſich dem leichteren Converſationsſtyle; erſterer iſt bündiger und ausführlicher, und kann ſich freier der Kunſtausdrücke (termini technici) einer Wiſſenſchaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedantereien; doch kann der akroamatiſche Vortrag auch in Briefform Statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzuſammenhang herrſcht. Der akroamatiſche Styl kann ferner wiederum entweder aphoriſtiſch (frag-

mentariſch) ſein, d. h. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zuſammenhängendern Vortrage beſtehen. Einige nennen auch den Styl der didactiſchen Poeſie (ſ. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poeſie und Proſa ſteht, den didactiſchen Styl (der Poeſie), und dieſer iſt in ſofern auch ſatiriſch-didactiſch, paraboliſch ꝛc.; doch kann dieſes auch der proſaiſch-didactiſche Vortrag ſein, der ſich bei freierer Mittheilung dem poetiſchen nähert.

Leib, überhaupt der organiſch-thieriſche und menſchliche Körper. Daher der Gegenſatz von geiſtig leiblich. Insbeſondere die Hauptmaſſe des Körpers (für Rumpf) im Gegenſatz zu den an den Leib gefügten Gliedern (Gliedmaßen) und dem Kopfe. Bei dem Menſchen unterſcheidet man Oberleib und Unterleib; bei den Thieren Vorderleib und Hinterleib; bei den Inſecten iſt der Leib durch einen Einſchnitt von außen deutlich in zwei Theile getheilt, von denen der vordere auch das Bruchſtück genannt wird.

Leibeigenſchaft (auch Leibeigenthum genannt), beſteht in gewiſſen Eigenthumsrechten, welche auf der Perſon eines Menſchen haften. Sie begreift in ſich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Dienſten, Zinſen und andern Obliegenheiten gegen ſeinen Gutsherrn, welche auf der Perſon des Leibeigenen entweder ohne alle Rückſicht auf den Beſitz eines Gutes, oder in Beziehung auf die Bauerländerei, die er in eigenem Namen inne hatte, dergeſtalt haftet, daß derſelbe ohne den Willen des Leibherrn ſich davon nicht losmachen kann, und ſeine Verbindlichkeit auf ſeine Nachkommenſchaft forterbt. Der leibeigene Bauer muß alſo nicht nur wegen des Beſitzes ſeines Gutes gewiſſe Laſten tragen, ſondern auch und zwar vorzüglich, vermöge gewiſſer auf ſeiner Perſon haftenden Eigenthumsrechte gewiſſe Obliegenheiten erfüllen. Dieſes letzte Verhältniß unterſcheidet ihn ganz weſentlich von den erbunterthänigen Bauer und von dem hörigen Bauer (Suus), womit man den leibeigenen Bauer eben ſo häufig verwechſelt hat, als mit den römiſchen Sclaven und den indiſchen Negerſclaven. Der Leibeigene iſt kein Sclav, weil er nicht im völligen Eigenthume iſt. Seine wahren Nebenbenennungen ſind Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; unrichtig aber nennt man ſie Erbunterthanen, unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeigenen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutſche urſprünglich eben ſo frei war, wie jede andere Nation, ſo konnte er auch nicht leibeigen ſein. Die Leibeigenſchaft unter den Deutſchen, ſo wie unter andern Nationen, entſtand daher entweder aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sclaven, die man durch den Handel mit Ausländern an ſich brachte. Weil der Deutſche oft viel Landeigenthum beſaß, ſo pflegte er zuweilen Land unter ſeine Sclaven zu vertheilen, unter der Bedingung, daß ſie Frohnen und Zinſen leiſteten. So entſtand aus der Sclaverei in Deutſchland Leibeigenſchaft. Nach dieſem Entſtehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats. Das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben vielmehr die Leibeigenen in manchen Staaten erſt ſpät und in den neueſten Zeiten erhalten. Auch iſt die Leibeigenſchaft in den Ländern und Provinzen, wo ſie noch Statt findet, ſehr verſchieden, bald gelinder bald härter, ſo daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeigenen bis zum Krüppel pei-

nigen und ungeſtraft ſogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenſchaft hängt der Leibeigene in Anſehung ſeiner Perſon und Habe von der Willkühr des Leibherrn ab; er darf weder den ihm anvertrauten Hof noch ſeinen Wohnort verlaſſen, und der Herr kann ihn zurückfordern (daher Beſatzungsrecht, Vindicationsrecht des Herrn), wenn er ſich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, ſeine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen, als die, worin ſie geboren worden ſind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf ſich ohne Vorwiſſen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letzteren muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdſchilling, Buſengeld, Buſenhuhn), entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden (von dem ſog. jus primae noctis finden ſich in Deutſchland keine Spuren); der Leibeigene iſt körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkühr des Leibherrn abhängen; er kann von dem Herrn hie und da von ſeinem Gute vertrieben werden (dies nennt man die Abäußerung); er muß die auf ſeiner Perſon haftenden, ungemeſſenen Zinſen und Dienſte und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leiſten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenſchaft noch in ihrer ganzen Strenge herrſcht, auf den Todesfall nicht über ſeinen Nachlaß etwas anordnen, ſondern Alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr einen Theil aus dem Nachlaſſe des Leibeigenen (das Mortuarium, Sterbefall ꝛc). Man kann die Leibeigenſchaft nach den Graden der Strenge etwa in 3 Claſſen eintheilen; 1) in die ſtrengſte Leibeigenſchaft. In Deutſchland kommt dieſelbe nur an wenigen Orten, in den ehemaligen wendiſchen Landen (z. B. Lauſitz, Pommern, Mecklenburg) vor: 2) der mittlere Grad, welcher bei den Eigenhörigen in Weſtphalen und einigen angrenzenden Ländern vorkam; 3) die gelindeſte, welche bei den Eigenen, beſonders im ſüdlichen Deutſchland hier und da noch vorkommt. Heut zu Tage ſind die gewöhnlichſten Entſtehungsarten der Leibeigenſchaft folgende: durch Geburt von einer Leibeigenen; freiwillige, ausdrückliche Ergebung (durch eine Urkunde, der Eigenbrief genannt), oder ſtillſchweigende, wenn ſich ein Vagabund Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht (Wildfangsrecht), oder ein Gut annimmt, mit deſſen Beſitze die Leibeigenſchaft verbunden iſt; durch Strafe wegen Verbrechen, oder als Zinsbuße bei freien Bauern, und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Selten wird ſie noch durch Heirath bewirkt. Das Ende erreicht die Leibeigenſchaft durch allgemeine Landesaufhebungs-Geſetze, welche ſeit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte; durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Freilaſſung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Exceſſe des Leibherrn in ſolchen Staaten, wo der Leibeigene als Mitglied des Staats angeſehen wird und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Da nun übrigens die Leibeigenſchaft weder mit den unveränderlichen Grundſätzen des Naturrechts ſich vereinigen läßt, noch dem Begriffe von einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit angemeſſen, vielmehr dem Staatswohl nachtheilig iſt, ſo ſollten alle Staatsregierungen, nach vorher getroffenen zweckmäßigen Anſtalten, dieſelbe gänzlich aufheben. Vergl. Knechtſchaft. X.

Leibgedinge (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire) iſt nach deutſchen Rechten das einer adeligen Witwe

zuſtehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus deſſen Lehngütern die vierfachen Zinſen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witwe ein Grundſtück zum Leibgedinge angewieſen, wovon ſie den Nießbrauch hat, und welches Leibgeding genannt wird. Endlich überhaupt der den adeligen Witwen ausbedungene Unterhalt auf Lebenszeit.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat je die Natur in einem einzigen Menſchen viele und große Talente vereiniget, ſo war es in dieſem gelehrten und berühmten Manne, der ſowohl wegen des Umfangs ſeiner Kenntniſſe, als wegen der Tiefe ſeines Verſtandes, der Größe ſeines Genies, und wegen des raſtloſen Eifers, womit er die Aufnahme der Wiſſenſchaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofes war, der ihn beſaß, ſondern auch noch jetzt der Stolz der Nation iſt, aus welcher er hervorging. Sachſen, das Vaterland ſo vieler gelehrter und berühmter Männer, nennt auch ihn in gewiſſer Hinſicht den ſeinigen. Er war den 4. Juli 1646 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Moral war, den er aber ſchon im 6. Jahre verlor. Schon als Knabe zeigte er außerordentliche Fähigkeiten, welche er durch anhaltenden Fleiß vortrefflich entwickelte. Bis ins 15. Jahr beſuchte er die Nicolaiſchule zu Leipzig, und wohnte dann vom J. 1661 den akademiſchen Vorleſungen daſelbſt bei, unter welchen ihn vorzüglich die mathematiſchen (des damaligen Prof. Joh. Kühn) anzogen. Schon im folgenden Jahre aber verließ er Leipzig und ging nach Jena, wo er hauptſächlich den damals ſehr berühmten Mathematiker Ehrhardt Weigel fleißig hörte und von ihm viel lernte. Nach ſeiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus der Philoſophie und Magiſter wurde, ſtudirte er die griechiſchen Philoſophen mit unermüdetem Eifer. Eine Probe ſeines philoſophiſchen Geiſtes legte er in der philoſophiſchen Streitſchrift de principio individuationis (von dem Grunde der Individualität) ab, welche er hier 1664 unter Jac. Thomaſius vertheidigte. Ihr folgten einige juriſtiſche Probeſchriften, in welchen er die Philoſophie auf Gegenſtände der Rechtswiſſenſchaft anwendete, z. B. de conditionibus, 1665. Vorzüglich ausgezeichnet aber war ſeine philoſophiſch-mathematiſche Behandlung de arte combinatoria, aus welcher ſein Genie und tiefdenkender Geiſt zuerſt hervorleuchtete. In dem Jahre 1666 (im 20. ſeines Alters) meldete er ſich auch zum Doctorat. Als er aber deshalb die gewöhnlichen Beſuche machte, und zum Decan der Juriſtenfacultät kam, war dieſer nicht zu Hauſe; dafür aber ward er von der Frau Decanin mit der Amtsmiene deſſelben empfangen und ihm erklärt, daß er wegen ſeiner Jugend zum Doctor noch unreif ſei. Mit dieſem lächerlichen Repulſe ging er nach Altdorf und wurde hier mit vielen Ehren Doctor. Da ihn alles Neue intereſſirte, ſo zog ihn der Ruf einer alchymiſtiſchen Geſellſchaft von hier nach Nürnberg. Ein mit alchymiſtiſchen Ausdrücken angefüllter Aufſatz erwarb ihm den Eintritt in dieſelbe, ja es wurde ihm ſogar das Protocoll zu führen übertragen. Unterdeſſen wurde er hier mit dem Baron von Boinaburg, Miniſter des Churfürſten von Mainz, bekannt, und da dieſer die außerordentlichen Kenntniſſe des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, ſo bewirkte er, daß Leibnitz als churfürſtl. Rath nach Mainz gerufen, und zum Beiſitzer der Juſtizkanzlei ernennt wurde. Glück und Freundſchaft eröffneten ihm nun die Wege des Ruhms. Herr von Boinaburg ſandte ihn nebſt ſeinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald die Belehrung,

Freundſchaft und Bewunderung vieler Männer von Verdienſt und Ruhm, als Lahire, Caſſini, Huygens, Malebranche und Anderer zu Theil wurde. Viele vortheilhafte Anerbietungen wies er aus Lieb zu ſeinem Vaterlande und ſeiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod ſowohl den Herrn von Boinaburg, als auch den Churfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieſer Verluſt diente dazu, ſeinen Ruhm noch weiter zu verbreiten. Er reiſete nach England, wo er mit Wallis, Boyle und mit Oldenburg in Verbindung, und ſogar mit dem allberühmten Newton in Briefwechſel kam. Nach vier Jahren kehrte er mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntniſſen und Beobachtungen in ſein Vaterland zurück, wohin er von dem Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg als Hofrath und Bibliothekar berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek ſein Hauptgeſchäft war, und wo er auch für Diplomatik und Geſchichte ungemein thätig wirkte. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematiſche, mechaniſche und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wiſſenſchaft, die nur dem tiefen, denkenden Geiſte ihre Geheimniſſe eröffnet, zeigte ſich vorzüglich ſein Scharfſinn und ſein erfinderiſcher Geiſt. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, durch die Erfindung des Differenzialcalculs (1684). Früher war Newton auf dieſe Erfindung gekommen, hatte ſie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvor kam, und ſie im October 1685 durch den Druck bekannt machte. Eben ſo löſete er viele optiſche Probleme und erklärte die Zurückwerfung und Brechung des Lichts. Im Gebiete der Metaphyſik ſuchte ſein umfaſſender Geiſt die dunkelſten Lehren, z. B. die Lehre von den angebornen Vorſtellungen, und von den einfachen Subſtanzen (Monaden, ſ. d. Art.), aufzuhellen. Vorzüglich ſuchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweiſen Schöpfers iſt, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend ſeiner Geſchöpfe?" eine Frage, welche die Weiſen aller Zeitalter beſchäftigt hat. Bayle hat mit hinreißender Beredſamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweiſen verſucht; Leibnitz ſetzte demſelben ſeine Gründe entgegen in ſeiner berühmten Theodicee (Essai de Théodicée, 1710), einem Werke welches nach Fontenelles Urtheile allein hinreicht: „ſich von dem Genie ſeines großen Verfaſſers eine Idee zu machen." Eben ſo zeigte er ſich durch ſeine Theorie über die Natur des menſchlichen Erkenntnißvermögens (Essai sur l'entendement humain, 1715), in welcher er den Lockiſchen Empirismus bekämpfte, als tiefſinnigen Denker, und der rationale Spiritualismus, den er aufſtellte, gab der Philoſophie unter den Deutſchen eine neue Richtung. Zu beklagen iſt es aber, daß er, im Geiſte ſeiner Zeit, nur in fremden Sprachen ſchrieb. Welche Gegenwart des Geiſtes Leibnitz auch in bürgerlichen Verhältniſſen beſeſſen, zeigt folgende Anekdote. Der Herzog von Braunſchweig hatte ihm aufgetragen, die Geſchichte ſeines Hauſes zu ſchreiben. Um ſich die dazu gehörigen Documente zu verſchaffen, machte er 1687 eine Reiſe nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Eſte mit dem Hauſe Braunſchweig einerlei Urſprung gehabt haben) von da nach Italien. Von Venedig nach Meſola (im Ferrariſchen) ſchiffte er ganz allein. Es erhob ſich ein heftiger Sturm, ſo daß das Schiff in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz ſei der Grund des Ungewitters, weil er ein Ketzer ſei, auf den die Gottheit zürne. Er beſprach ſich daher mit ſeinen Gefährten,

und ſie beſchloſſen, ihn ins Waſſer zu werfen. Leibnitz, welcher ihre Sprache verſtand, zog in dieſer Gefahr einen Roſenkranz, den er bei ſich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein pater noſter nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte Leibnitz dieſe Reiſe vollendet und kam nach Hannover zurück. War ſchon vorher ſein Einfluß auf wiſſenſchaftliche und politiſche Angelegenheiten von Bedeutung geweſen, ſo war er es von nun an noch weit mehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin geſtiftet, und er ſelbſt zum Präſidenten ernannt wurde. Daſſelbe ſuchte er auch in Dresden zu bewirken; allein der Krieg, welcher Sachſen damals drückte, hinderte es. Fruchtbarer war ſeine Unterredung mit dem Czaar zu Torgau 1711 über die Verbreitung der Künſte und Wiſſenſchaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Juſtizrath mit 1000 Rubeln Penſion, und bald darauf wurde er vom Kaiſer Carl VI. mit 2000 Gulden Gehalt zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand ſich bis 1714 in Wien, und bemühte ſich um eine neue Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt, als nach dem Tode der Königin Anna von England der Churfürſt von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdeſſen entſpann ſich ein heftiger Streit zwiſchen den Verehrern Leibnitzens und Newtons. Letztere wollten Leibnitzen die Erfindung der Differenzialrechnung abſprechen und beſchuldigten ihn, er habe ſich Newtons Erfindung liſtiger Weiſe angemaßt. Es war nicht ſchwer, ihn von ſolchem Verdachte zu reinigen, und die Akademie zu Göttingen hat ſpäter dieſe Streitfrage einer Unterſuchung unterworfen und die Sache dahin entſchieden, daß bei dem damaligen Zuſtande der Wiſſenſchaft beide Männer zugleich auf dieſe Erfindung gekommen ſein können. Mit vielen Gelehrten hatte Leibnitz Streitigkeiten anderer Art, hauptſächlich metaphyſiſche Gegenſtände betreffend. Einer ſeiner wichtigſten Pläne für die Wiſſenſchaft und Cultur des ganzen Menſchengeſchlechts war die Erfindung einer allgemeinen Charakteriſtik und philoſophiſchen Univerſalſprache (Paſigraphie), an welcher er ſein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Es würde nicht allein die glänzendſte, ſondern auch die wohlthätigſte Unternehmung der Menſchheit ſein, wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber auch das Genie eines Leibnitz nicht hinreichend zu ſein ſcheint. Ihr großer Urheber hat nur eine Anzahl intereſſanter Bruchſtücke für dieſe Unterſuchung hinterlaſſen, welche der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt worden. Endlich hegte dieſer weltumfaſſende Geiſt den Plan einer Religionsvereinigung, welcher aber damals noch weniger als jetzt zu realiſiren war, und endigte ſein für große Ideen raſtlos thätiges Leben den 14. Nov. 1716, im 70. Jahre ſeines Alters. Leibnitz war ein Mann von großem, feſten, aber hagerm Körperbau, führte eine ſehr einfache Lebensart, aß ſtark, und trank wenig. Er ſtudirte meiſtens des Nachts und ſtand ſehr früh auf; oft ſchlief er blos in ſeinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden iſt), ohne ſich niederzulegen. Er las Alles ohne Unterſchied und excerpirte ſich das Merkwürdigſte auf lauter kleine Zettelchen, welche er dann in ſeinen Excerptenſchrank legte, ohne ſie wieder anzuſehen, denn ſein vortreffliches Gedächtniß bedurfte deſſen nicht. Gleich ſtark war ſein Verſtand und ſeine Erfindungskraft. Er war ſehr beſcheiden, weder ruhmredig noch mißgünſtig; nur beſchuldigt man ihn des Jähzorns, des Geldgeizes, und einiger Eitelkeit. Sein Hausweſen verſäumte er gänzlich. Er war nie verhei-

rathet, denn er hatte den Grundſatz, man müſſe ſich erſt 40 Jahre beſinnen, bevor man dieſen Schritt thue! Im 40. Jahre aber, da ſich Leibnitz beſonnen hatte, wies die Frau, welche er heirathen wollte, ſeinen Antrag zurück, weil ſie ſich beſann. Sein Geiſt war immer ſtark und heiter. Wie er ſich mit jeder Wiſſenſchaft beſchäftigte, ſo ſtand er auch mit allerlei Leuten, vom Handwerker an bis zum Monarchen, in Verbindung. Die meiſte Zeit wendete er auf Briefſchreiben. Seine Schriften ſind anfangs zerſtreut erſchienen, dann aber geſammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein ſehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der königl. Bibliothek zu Hannover; ſeine Rechenmaſchine, die er aber auch nicht vollendet hat, befindet ſich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weiſen in den ſchönen Umgebungen Hannovers ein Denkmahl errichtet, welches blos aus einem am Ende der großen Allee errichteten Tempel beſteht, der Leibnitz's Büſte beſchirmt; und nur die Worte: Ossa Leibnitii... bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch in ſpäten Zeiten die deutſche Nation ihren Stolz nennen wird.

Leibrenten (Rentes viagères, Vitalitium, Annuities upon lives) ſind lebenslängliche Einkünfte eines Capitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothſtande unter der Bedingung darleihet, daß derſelbe ihm für ſeine Perſon davon höhere (nach dem Verhältniſſe des Alters ſteigende) Zinſen, als im Staate ſonſt gewöhnlich und geſetzlich ſind, bezahlt, und dafür nach ſeinem Ableben das Capital ererbt. Die Abſicht von Seiten des Geldreichen iſt, ſich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleiſtung zu verſchaffen, als außerdem, vielleicht ſelbſt mit angeſtrengtem Fleiße, der Fall ſein würde. Bei Errichtung des Leibrentenvertrages, und bei Beſtimmung, wie viel Jemand von ſeinem Capitale Intereſſen bekommen ſoll, muß bei dem Darleiher Rückſicht genommen werden auf Alter, ſo wie auf Leibes- und Geſundheitszuſtand, weil der Jüngere und Geſunde geringere Zinſen erhält, als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten iſt, als der des erſtern. Ueberhaupt iſt bei Feſtſetzung der Intereſſen von dem dargeliehenen Capitale der Grundſatz: daß von dreißig Menſchen jährlich nur einer ſtirbt, nicht aus dem Auge zu laſſen, indem der Borger blos durch ein richtiges Verhältnis der Sterbenden zu den Lebenden am Capitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf beſtimmte einzelne Perſonen wird nur ſo lange bezahlt, als jede einzelne Perſon lebt, dann hört die Zinſenzahlung auf und das Capital fällt dem Borger anheim, ſoweit er es nicht ſchon durch die höhern Zinſen zurückgezahlt hat. Als der Staatscredit immer mehr ſank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, erfand der Italiener Lorenzo Tonti eine andere Art von Leibrenten, nach ihm Tontinen genant, und führte ſie unter Ludwig XIV. zuerſt 1653 in Frankreich ein. Bei dieſer Art Leibrenten wird das Capital von einer ganzen Geſellſchaft, in der Regel gegen landübliche Zinſen, dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Geſellſchaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter nach Verhältniß ihres Alters, alſo ungleich bezahlt werden. Dieſe Auszahlung der Zinſen wird ſo lange fortgeſetzt, als Einer von der Geſellſchaft lebt, indem die Zinſen des Verſtorbenen immer auf die lebenden Mitglieder der Geſellſchaft forterben, bis endlich der einzig übrigbleibende von den Mitgliedern der Geſellſchaft die ganzen Zinſen

des Capitals bis an ſeinen Tod genießt. Mit dieſem erſt erſpart der Borger die Zinſen und gewinnt das Capital ſelbſt. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man in Anſehung der Mitglieder einer darleihenden Geſellſchaft wegen der Zinsbezahlung gewöhnlich neun Claſſen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent Zinſen; 2) von 5 bis 10 Jahren 3 1/2 p. Ct.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 p. Ct.; 4) von 15 bis 20 Jahren 4 1/2 p. C.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 p. C.; 6) von 25 bis 30 Jahren 5 1/2 p. C.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 p. C.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6 1/2 p. C. und endlich 9) von 50 bis 60, 80, 90 Jahren 7 p. Ct. Zinſen. Auf dieſe Art beſtreitet man das ganze dargeliehene Capital nur mit 5 pro Cent; und es finden ſich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht, oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt aber hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden; a) die ordentlichen Leibrenten, b) die einfachen Tontinen, c) die aus Leibrenten und Tontinen zuſammengeſetzten Tontinen und endlich d) eine ganz beſondere Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewiſſe Jahre warten muß, bis er jährlich ſo viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einſatz oder Einfall beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanſtalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt ſie an, daß ſie der Bevölkerung ſchaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man ſagt, ſie verleiten viel Tauſende, dem Staate ihre Nachkommenſchaft für 7, 8, 10 p. Ct. zu verkaufen; ſie ſtören das Glück einzelner Familien und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um ſtatt 500 künftig 1500 jährlich an Zinſen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle dieſe Beſchuldigungen aber gelten eigentlich nur den in Paris entſtandenen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Perſonen und Familien ſich vor der relativen Armuth ſichern, manche aber auch ſich in eine ſolche Lage ſetzen können, daß ſie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und ſtatt eines hinreichenden Auskommens ſich Ueberfluß für ihre ganze Lebenszeit zu verſchaffen im Stande ſind. Für den Staat ſelbſt hat die Leibrentenanſtalt überhaupt noch den großen Nutzen, daß ſie den Geldumlauf befördert, dringenden Bedürfniſſen ſchleunigſt abhilft, zum Theil die Bezahlung der Zinſen und allemal die Zurückzahlung des ganzen Capitals erſpart. X.

Leichenerößnung ſ. Section.

Leichenhäuſer ſ. Beerdigung.

Leibzoll, eine gegenwärtig in den meiſten Staaten abgeſchaffte Abgabe, welche fremde Juden bei der Durchreiſe und dem Aufenthalt an einem Orte zu bezahlen haben.

Leicht in der Phyſik iſt ein relativer Begriff, welcher das, im Vergleiche mit einem andern Körper geringere, Gewicht eines Körpers bezeichnet. Abſolut leicht würde ein Körper ſein, deſſen Schwere gleich Null wäre; einen ſolchen gibt es aber nicht, wenn man nicht etwa den Licht- und Wärmeſtoff dafür halten will. Ob wir nun gleich in dieſem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; ſo folgt daraus noch immer nicht, daß er keine Schwere habe. Zu den leichteſten materialen Körpern gehören die verſchiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüſſe aus riechenden Subſtanzen u. ſ. w.

Leichte Reiter ſ. **Cavallerie.**
Leichten, Leichter, ſ. **Lichten.**
Leiden ſ. **Leyden. Leidener Flaſche,** ſ. **Flaſche.**

Leidenſchaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) iſt vom Affecte verſchieden. Kant erklärt die Leidenſchaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, ſie in Anſehung einer gewiſſen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch dieſe Definition ſcheint Leidenſchaft von Affect nicht hinlänglich unterſchieden zu ſein. Denn auch bei Affecten, und mehr noch bei dieſen, als bei den Leidenſchaften, wird die Vernunft verhindert, dieſe Affecten in Anſehung einer gewiſſen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Dieſe Leidenſchaften ſind ſtarke Begierden, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, ſondern derſelben noch häufig eine Wahl übrig laſſen, ob ſie gleich gewöhnlich über dieſelbe den Sieg davon tragen. Die Leidenſchaften reißen den Menſchen nicht ſo außer ſich, wie die Affecten. Im affectvollen Zuſtande dagegen iſt keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgeriſſen. Die Leidenſchaft ſcheint, als mit dem Menſchen geboren und erzogen, in den Charakter deſſelben gleichſam verſchmolzen, alſo eine alte, der Herrſchaft des Verſtandes längſt unterworfene, Angewöhnung zu ſein. Der Affect hingegen iſt eine momentane Aufwallung, die ungezügelt ihrem Zweck entgegenſtrebt, und über welche der Verſtand da, wo ſie ſich einmal zu äußern pflegt, in den allermeiſten Fällen gar keine Herrſchaft auszuüben im Stande iſt. Die Leidenſchaft ſcheint mehr dem Charakter, der Affect aber dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenſchaften auf Moralität, ſo müſſen wir allerdings behaupten, daß dieſelben bei weitem nicht ſo ſchädlich ſind, als die Affecten, welche ſtets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Menſch, bei welchem z. B. die Jagd zur Leidenſchaft geworden iſt, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieſer den Vorzug geben kann, ohne dadurch im geringſten ſeinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei iſt alſo ſicher an keine Schädlichkeit dieſer Leidenſchaft zu denken, die, wenn übrigens Alles gleich iſt, ſehr erlaubt ſein kann. Nur in ſo fern könnte man ſagen, daß die Leidenſchaft der Freiheit Abbruch thue, als ſie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu beſtechen ſucht. Dies thun jedoch mehr oder weniger alle Begierden. Da ſich aber die Vernunft zu Gunſten der Neigung nicht beſtechen läßt, ſo iſt es nur ein geheimer Betrug, den ſich das Subject ſelbſt ſpielt, indem daſſelbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenſchaft begehrte Object ſich nicht mit ihren Grundſätzen vereinigen laſſen wollte, in den Schatten ſtellt, damit ſie vor den Scheingründen der Leidenſchaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenſchaften, vermöge ihrer Natur, alle ſinnlichen Urſprungs ſind, und ein reines Vernunftweſen gar keine Leidenſchaften haben könnte; ſo ſcheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in ſinnliche oder vernünftige Leidenſchaften grundlos iſt. Man folgert nämlich ſo: da alle Leidenſchaften, ob ſie gleich ſinnlich ſind, unter Aufſicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können: ſo erhält eine ſolche durch Vernunft modificirte Leidenſchaft ein vernunftähnliches Anſehn, bleibt aber doch ſinnlichen Urſprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenſchaften in ſinnliche und verſtändige allerdings gelten laſſen, wenn man ſie fol-

genbergeſtalt erklärte: ſinnliche Leidenſchaften ſind ſolche, deren Befriedigung in ſinnlichen Genüſſen beſteht; verſtändige Leidenſchaften hingegen heißen ſolche, welche ſich nur mittelbar auf Sinnlichkeit beziehen, und in dem Verſtande ihren Urſprung haben. Eine Leidenſchaft, welcher der Menſch am öfterſten folgt, die alſo die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrſchende Leidenſchaft. Eine ſolche iſt entweder nur vergleichungsweiſe eine ſolche, weil ſie in ihrer Wirkſamkeit ſtärker iſt, als andere, und in dieſem Verſtande kann der Menſch mehr als Eine herrſchende Leidenſchaft haben, aber ſie macht den ſchlechterdings höchſten Zweck des Menſchen aus, ſo daß alle andere ihr ſubordinirt ſind und von ihr regiert werden. Dann iſt dieſe Leidenſchaft die ſchlechterdings herrſchende, oder beſſer tyranniſche Leidenſchaft. S. Maaß Verſuch über die Leidenſchaften.

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder Lombard (Mons pietatis, Mont de piété) iſt eine öffentliche Anſtalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber bedürftigen Bürgern, gegen hinlängliches Pfand kleinere und größere Geldſummen auf kurze Zeit für billige Zinſen vorgeſtreckt werden, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebenen Wucher Preis gegeben werden. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich verſteigert. Der Ueberſchuß wird nach Abzug der Zinſen und aller Koſten dem Eigenthümer zurückgegeben, oder ein Jahr lang für ihn aufbewahrt; wenn er ſich jedoch binnen dieſer Zeit nicht meldet, ſo iſt alsdann der Ueberſchuß den Armenanſtalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbanksbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten iſt. Wer ſich mit einem ſolchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verluſt des Scheins bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuſer hat Dorotheus Aſcionus, d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meißen ſtarb, in die Zeit des Papſtes Pius II. oder Paulus II. (1464 bis 1471), am richtigſten geſetzt. Allein der Minorit oder Franciscaner Barnabas Interamnenſis legte zu Perugia, im Kirchenſtaate, das erſte Leihhaus vor dem Jahr 1464, oder im letztern ſelbſt an, ob daſſelbe gleich erſt 1467 vom Papſte Paulus II ſeine Beſtätigung erhielt. Ein geſchickter Juriſt zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte dieſen Einfall und war zur Ausführung ſehr behülflich. Noch im Jahre 1464 beſtätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. beſtätigte ſowohl das von einem Minoriten Franciscus de Viterbo 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472, als auch 1479 das an ſeinem Geburtsorte Savona, nach dem Muſter von Perugia angelegte Leihhaus. So entſtanden nach und nach faſt in allen Städten Italiens während des 15. und 16. Jahrhunderts Leihhäuſer. In Deutſchland ward unter Genehmigung des Kaiſers Maximilian I. zu Nürnberg 1498 das erſte Leihhaus unter dem Namen Wechſelbank angelegt. In den Niederlanden, wo die aus Italien und vorzüglich aus der Lombardei, während des Krieges der Guelfen und Gibellinen, ausgewanderten reichen Kaufleute ihre Capitale auf Pfand und Zinſen ausliehen, in England und Frankreich nannte man von ihnen die Leihhäuſer zuerſt Lombarde. Gegenwärtig iſt dieſe

heilſame Anſtalt faſt in allen großen und volkreichen Städten von Europa aufgenommen worden. X.

Leihcontract ſ. Darlehn.

Lein (**Flachs**, engl. Lin) iſt der allgemeine Geſchlechtsname für wenigſtens 24 verſchiedene Pflanzen, die ſich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfſchaligen Samenkapſeln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Samen enthalten, auszeichnen. Eine dieſer 24 Gattungen iſt der **gemeine Lein** (**Flachs**, Linum usitatissimum), deſſen eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Cultur des Flachſes iſt heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, als im ſüdlichen. Der beſte Flachs wird aus liefländiſchem oder rigaer Samen gewonnen, der daher ein wichtiger Handelsartikel iſt. Dieſem an Güte folgt der aus Seeland kommende oder ſ. g. zeewſche Lein. Wenn die Stengel anfangen eine gelbliche Farben zu bekommen, und die Knoten ſich bräunlich färben, erndtet man den Flachs, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet ſie in Bündel, ſtellt dieſe zum Abtroknen auf, bringt ſie nach Hauſe und ſtreift die Knoten oder Samenkapſeln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Waſſer gelegt (in die Röſte gebracht), in welchem ſie ſechs bis acht Tage liegen müſſen. Hier ſcheidet das Waſſer die Flachsfaſern, oder den äußern Baſt, von dem holzartigen Stengel, mit welchem ſie vermittelſt einer klebrigen, gummiartigen Maſſe verbunden ſind. Dieſer bindende Stoff wird durch das Waſſer aufgelöſet. Je mehr die Röſtung von der Sonne beſchienen wird, deſto beſſer geht ſie von Statten. Die Röſtung im Thau ſcheint Vorzüge vor der im Waſſer zu haben. Nach der Röſte wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel ſich leicht zerbrechen und die Holzblättchen und übrigen Theile ſich leicht von den Faſern abſondern laſſen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Faſern nicht zerriſſen werden, heißt das **Braken**, und geſchieht auf einem einfachen hölzernen Inſtrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge deſſen der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, vielleicht nicht allgemein bekannt ſein dürfte. Dieſe Verfeinerung des Flachſes beſteht darin, daß man die in demſelben nach vorhandenen Holztheilchen durch einen Aufguß von ſiedender Aſchenlauge, in welche Leinſamen, venetianiſche Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochſalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachſe zu ſondern ſucht. Alsdann wird der Flachs gehechelt, und zu Leinengarn geſponnen, aus welchem Leinwand und was man aus Leinengarn ſonſt verfertigt, gewebt wird. Von der Feinheit des Flachſes hängt eben ſo ſehr, als von der Geſchicklichkeit und Uebung der Spinnereien die Feinheit der gewonnenen Garne ab. Im Ravensbergiſchen, das Friedrich II. ſein gutes Spinnerländchen zu nennen pflegte, werden in Deutſchland aus dem Flachſe die feinſten Garne geſponen, von da ins Bergiſche verführt (nach Barmen, Elberfeld u. ſ. w.), wo ſie gebleicht und zubereitet, und nun weiter als Zwirne in den Handel oder gleich dort auf den Weberſtuhl gebracht werden. Auch die feinſten brabanter Spitzen werden aus dieſem Garne geklöppelt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann, ſo ergibt ſich daraus, daß dieſe Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Die Mechanik hat ſich bis jetzt vergeblich be-

müht, den Flachs durch techniſche Mittel zu ſpinnen oder in Garn zu verwandeln. Napoleons Preis von einer Million Franken für die Löſung dieſer Aufgabe iſt ungewonnen geblieben. Doch hat 1817 die von Girard zu Hirtenberg bei Baden in Oeſterreich erfundene Flachsſpinnmaſchine viel Aufmerkſamkeit erregt. Daß aus Leinen auch Papier verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der berühmteſten Städte Deutſchlands, durch Wiſſenſchaft und Handel noch jetzt blühend, liegt in einer fruchtbaren Ebene des von ihr benannten Leipziger Kreiſes, Königreich Sachſen, unter dem 30 Gr. Länge, 51 Gr. Breite, an dem kleinen Fluße Pleiße, der hier ſich mit der Elſter vereinigt. Die innere Stadt hat kaum den Umfang einer Viertelmeile, und iſt nach den 4 Hauptthoren (dem Grimmaiſchen, Halliſchen, Ranſtädter und Petersthore) in vier Viertel getheilt. Die Stadt iſt ſehr freundlich und durch Verwandlung der ehemaligen Wälle in grünende Anlagen (ein Verdienſt des unvergeßlichen Bürgermeiſters und geheimen Kriegsraths Müller, ſ. d. Art), mit bequemen, und erfreulichen Spaziergängen geſchmückt. Die Vorſtädte, welche von der Stadt noch durch alte, enge Thore getrennt ſind, haben ſich ſeit einigen Jahren nach Süden zu erweitert; mit dieſen mag die Stadt ohngefähr den Umfang einer halben deutſchen Meile haben. In dieſem kleinen Raume befinden ſich ohngefähr 1400 Häuſer, und in ihnen eine Volksmenge von 36,000 Menſchen zuſammengedrängt, wobei man bemerkt hat, daß Leipzig im Verhältniſſe gegen andere große Städte in Europa die größte Mortalität hat. Dieſe Volksmenge, welche durch den Zuſammenfluß der Fremden in den beiden Hauptmeſſen ungeheuer vermehrt wird, macht den Aufenthalt an ſich etwas ungeſund, auch würde eine Erweiterung der Stadt wenig helfen, ſo lange Stadt und Vorſtadt noch durch Thore und Mauern getrennt ſind; indeſſen haben jene Anlagen um die Stadt und viele andre verdienſtliche Einrichtungen zur Verbeſſerung des Geſundheitszuſtandes in Leipzig viel beigetragen. Leipzig hat zwar wenig große Gebäude, welche in architektoniſcher Hinſicht Aufmerkſamkeit verdienten (die vorzüglichſten ſind das Gewandhaus, worin der ſchöne Concert- und Ballſaal, beide mit Plafonds von Oeſer geziert; die unter Müllers Leitung reſtaurirte Nicolaikirche, und auch dieſe nur in Hinſicht ihres Innren; und das unter Weinbrenners Direction im Sommer 1817 neu gebaute Schauſpielhaus; die Börſe und das noch nicht vollkommen ausgebaute Bürgerſchulgebäude); auch außer dem ſchönen Markte wenig freie Plätze: aber Wohlſtand, Bequemlichkeit und Sinn für das Zierliche zeigt ſich auf allen Straßen, in Privatgebäuden und Anpflanzungen der Bewohner. Auch gibt es mehrere durch hiſtoriſche Erinnerungen und Alterthümlichkeit merkwürdige Stellen und Gebäude (z. B. das Rathhaus und die Univerſitätskirche). Leipzig iſt ferner reich an gemeinnützigen Anſtalten, ſo wie es ſich überhaupt den Ruf der Wohlthätigkeit und Induſtrie weit und breit erworben hat. Zu dieſen Anſtalten gehört vor allen die von Friedrich dem Streitbaren im J. 1409 auf Veranlaſſung der Unruhen auf der Univerſität zu Prag geſtiftete Univerſität. Sie iſt reich an Beneſizien für arme Studirende und hat ſeit ihrer Gründung bis in die neuere Zeit einen vortheilhaften Ruf unter den deutſchen Univerſitäten behauptet; vorzüglich wird von ihr ein gründliches Studium in der Philologie, Geſchichte und Jurisprudenz gerühmt. Die Zahl der Studirenden hat im Durchſchnitte immer 900

betragen, im J. 1820 über 1200. Sie beſitzt eine ſchätzbare, durch alte Drucke und Manuſcripte, ſo wie durch die von dem verſtorbenen Stadtphyſikus Dr. Gehler legirte medicinische, und die kürzlich angekaufte philologiſche Bücherſammlung des Prof. Schäfer, bedeutende Bibliothek; ein kürzlich neu eingerichtetes, vortreffliches anatomiſches Theater, mit einer ſchönen Sammlung anatomiſcher und pathologiſcher Präparate, und einen ausgezeichneten botaniſchen Garten, der unter Aufſicht des Prof. D. Schwägrichen ſteht. Ferner iſt anzuführen die Rathsbibliothek, in einem ſehr ſchönen Lokale des Gewandhauſes aufgeſtellt; die Zeichnungs- Mahlerei- und Architektur-Akademie, deren Director jetzt der Prof. Schnorr iſt; zwei gelehrte Schulen (die Thomas- und Nicolaiſchule); eine treffliche Bürgerſchule unter dem Director Gedicke; eine öffentliche Freiſchule (unter Platos und Dolzs Leitung), — beide Inſtitute ſind Müllers Werk — und mehrere andere Armenſchulen; das ſeit 1792 ſehr zweckmäßig eingerichtete Lazareth oder Jacobsſpital und damit verbundene cliniſche Inſtitut unter des Hofraths Dr. Clarus, und das Hebammeninſtitut unter des Dr. Jörg Aufſicht; eine treffliche Armenanſtalt, ein Waiſen- und Arbeitshaus für Freiwillige; ein königl. Taubſtummeninſtitut; und ſeit 1816 eine Sonntagsſchule, von einer hieſigen Freimaurerloge gegründet und erhalten. Zu den übrigen guten Einrichtungen der Stadt gehören die Waſſerkünſte, gewölbten Schleuſen, die durch Reverbere vervollkommnete Stadtbeleuchtung ꝛc. Seine Wohlhabenheit verdankt Leipzig vorzüglich dem Handel und der Induſtrie, welche durch ſeine geographiſche Lage ſehr begünſtigt ward. Hier findet man in einem engen Raume, beſonders in den drei bedeutenden Meſſen (der Oſtermeſſe — auch Jubilatemeſſe — Michaelis- und Neujahrmeſſe) nicht nur die Erzeugniſſe der Landesinduſtrie, ſondern die Waaren faſt aller Länder und Zonen zuſammengedrängt zum Kauf. Auch werden große Wechſel- und Speditionsgeſchäfte gemacht. Ein Hauptzweig des leipziger Handels iſt der Buchhandel. Hier iſt das Magazin der deutſchen Literatur, wo ſich alle bedeutende deutſche Buchhändler in der Jubilatemeſſe verſammeln, und wo ſie fortdauernd durch Commiſſionäre ihre Niederlagen beſorgen laſſen; ja Leipzig hat ſelbſt gegen 50 Buchhandlungen und drei Muſikhandlungen (worunter die ſchon von Alters her berühmte Breitkopfiſche, jetzt Breitkopf-Härtelſche; ſ. Breitkopf) eine große Anzahl Buchdruckereien und Schriftgießereien (viele auswärtige Buchhändler laſſen hier drucken und von hier aus ihren Verlag verſenden), unter welchen jetzt die Tauchnitziſche und die Härtelſche vorzüglich ausgezeichnet ſind. Hier ſind eine Menge anderer Fabriken und Manufacturen, z. B. Wachstuch-, Tapeten-, Leder-, Tabak-, Bleizucker- und Spielkartenfabriken, auch werden Sammet, ſeidne und halbſeidene Waaren, Petinet und Stickereien und hier verfertigt. Indeſſen ſtehen doch die Manufacturen in Leipzig in keinem Verhältniſſe mit der Größe des daſigen Handels. Die Lebensart iſt ſehr bequem und geſellig; ſie würde vielleicht weniger koſtbar ſein, wenn es große Kornmärkte daſelbſt gäbe. — Was die Geſchichte Leipzigs anlangt, ſo legten die Sorben dazu den Grund wahrſcheinlich im 8. Jahrhundert; doch wird es vor dem Anfange des 11. Jahrhunderts noch nicht in der Geſchichte genannt. Wahrſcheinlich war es früher nur ein Dorf. Sein Name deutet ebenfalls auf dieſen Urſprung; den es hieß urſprünglich Lipz, Lipzk, Lipſigk, und man

deutet dieſes Wort auf die in der Gegend dieſes Orts ſchon früher ſo häufigen Linden; — daher auch der Beiname Lindenſtadt Phylirea, Philurea). Wahrſcheinlich ſtand Leipzig im 11. und 12. Jahrhundert unter den Markgrafen zu Meißen; andere haben behauptet, es habe damals dem Stifte zu Merſeburg gehört, und ſei erſt 1134 durch Tauſch an den Markgrafen von Meißen Conrad von Wettin gekommen. Im 12. Jahrhunderte iſt Leipzig ſchon befeſtigt und wird von Graf Wieprecht eingenommen; in dieſem Zeitraum erſcheint es ſchon als Stadt. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156 — 1190) erhält es Märkte (Jubilate- und Michaelismarkt). Unter den Markgrafen Albrecht und Diezmann, welche ſich gegenſeitig befehdeten, wurde ſein Aufblühen ſehr gehemmt. Im dreizehnten Jahrhundert erhielt es eine ſtärkere Befeſtigung und der Handel hob ſich, wiewohl die Stadt in mancherlei Fehden verwickelt wurde, worunter die der Brüder Friedrich und Dietrich, (Diezmann) welcher Letztre in der Thomaskirche ermordet wurde, mit ihrem Vater Albrecht die wichtigſten waren. Im 14. Jahrh. wurde hier ein Schöppenſtuhl errichtet, die Märkte erweiterten ſich. Im 15. Jahrhunderte wanderten die von Prag ausgezognen Lehrer und Studirenden ein; der Durchgangshandel zog ſich nach Leipzig; die Märkte wurden fürſtlichprivilegirte Meſſen. 1519 hielt Luther hier ſeine berühmte Disputation auf der Pleißenburg mit Eck. Die Reformation wurde hier erſt ſpät öffentlich eingeführt (mit Heinrichs des Frommen Regierungsantritt 1539). Unter Moritzs wohlthätigem Schutze wuchs die Univerſität; die Stadt erhielt die Stapelgerechtigkeit und viele Beſitzungen, mußte aber auch eine Belagerung (1547) erdulden. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte entſtand die Kramerinnung, ein Büchermarkt, nachher Buchhändlermeſſe, und ein bedeutender Wollmarkt. Der dreißigjährige Krieg brachte Leipzig in viele Bedrängniß, (1632 wurde es an Tilly, 1633 an Holke übergeben, 1639 aufs neue von den Schweden belagert, und 1642 an Torſtenſohn übergeben). Nach dem weſtphäliſchen Frieden blühte es neu empor, und hatte, trotz einer fruchtbaren Epidemie im J. 1680, in den folgenden Jahren auf 18000 Einwohner. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erhielt der leipziger Rath von dem König von Polen und Churfürſt Friedrich Auguſt ſeine bedeutenden Privilegien. Mit der Laternenbeleuchtung wurde auch das wohlbekannte Thor- oder Sperrgeld eingeführt. Nach den Laſten, welche der nordliche Krieg auf Leipzig warf, hob ſich Leipzig durch manche vortreffliche Einrichtung, worunter einige gelehrte Geſellſchaften, Natur- und Kunſtſammlungen gehören. Aber unendlich litt Leipzig durch die beiden ſchleſiſchen und vor allen durch den ſiebenjährigen Krieg, woher ſich noch jetzt mehrere Abgaben ſchreiben. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ſieht Leipzig eine Menge ausgezeichneter Männer in ſeinen Mauern. Hierher gehören Gottſched, Weiße, Gellert, Erneſti, Morus, Hommel, Reiz, Menken, Platner, Hindenburg, Hiller, Oeſer ꝛc. Unter Friedrich Auguſts Regierung hob ſich die Stadt zu ihrer jetzigen Größe. Sie hörte nach dem hubertsburger Frieden auf, Feſtung zu ſein, mußte aber ſeit 1806 ununterbrochen fremde Heere, und im J. 1813 die große Völkerſchlacht vor ihren Mauern ſehen. Glücklich und unverſehrt iſt ſie durch alle dieſe Stürme und Gefahren der Zeit hindurchgegangen.

Leipzig (Schlachten bei). Um das anmuthige, heitere Leipzig breitet ſich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit ſanften Ab-

hängen eine weite Ebene aus, überſäet mit fröhlichen Dörfern, und von der Luppe, Parthe, Elſter und Pleiſſe in vielen Windungen durchfloſſen. Auf dieſer Ebene iſt zweimal Deutſchlands Schickſal für lange Jahre hin, nämlich durch Guſtav Adolphs herrlichen Sieg über Tilly am 7. Sept. 1631, und durch den noch herrlichern Sieg der erhabenen Helden unſerer Zeit über Napoleon Bonaparte und ſeine Heere, am 16., 18. und 19. October 1813, entſchieden worden. Wir wollen beide große Ereigniſſe unter einem Geſichtspuncte und in ein Bild zuſammenfaſſen! Die dankbare Erinnerung unſerer Nachkommen wird ſtets an jene großen Tage und auf dieſe ewig denkwürdigen Puncte des wieder befreieten deutſchen Bodens geheftet bleiben! ——— Als Tilly mit ſeinem Heere nach Sachſen plündernd vordrang, bat Johann Georg I., Churfürſt von Sachſen, der dem Reſtitutionsedicte ſich nicht unterwerfen wollte, und die Gewalt des grauſamen Uebermuthes fürchtete, den König von Schweden um Schutz und Hülfe. Am 1. September 1631 war zu Werben der förmliche Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen Guſtav Adolph und Johann Georg erfolgt. Nach geſchloſſenem Bündniſſe ging Guſtav Adolph mit ſeinem Heere am 3. September bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte ſich bei Düben mit den von Torgau dort angelangten ſächſiſchen Scharen. Johann Georg, durch die Verwüſtung ſeines Landes von Tillys Banden tief erſchüttert und empört, drang auf Entſcheidung durch die Schlacht: der fromme, tapfere Guſtav gab nach, und rückte mit dem vereinigten Heere über Delitzſch am 6. Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Tilly entgegen. Dieſem hatte Tags vorher ſich Leipzig nebſt der Pleiſſenburg ergeben, und das kaiſerlich-ligiſtiſche Heer ſtand nun unweit der Stadt zwiſchen Eutritſch und Möckern im Lager, dergeſtalt daß die Pleiſſe und Elſter im Rücken deſſelben floſſen, drei halbe Monde aber zur Befeſtigung der herrſchenden Anhöhen aufgeführt waren. Als Tilly erfuhr, das vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Heer, unter des Königs eigener Führung, ſei gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, ſich zu verſammeln in einem noch nicht niedergebrannten Hauſe der halliſchen Vorſtadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten wurde, ſah man bemahlt mit Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung. Alle, ſelbſt den eiſernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als ſie dies erfuhren, von unwillkührlichem Schauer ergriffen; denn es galt ihnen nach der Denkweiſe jener Zeiten für ein unglückliches Vorzeichen. Doch drang der kühne Pappenheim mit ſeiner Meinung: man müſſe eine Schlacht wagen, durch, und Tilly beſtimmte die Gegend zwiſchen Breitenfeld und Seehauſen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig zum Kampfplatze, wohin Pappenheim ſofort mit 4000 Pferden geſandt wurde, die vortheilhafteſten Puncte vor dem heranziehenden Feinde zu beſetzen. Zwiſchen den Pappenheimſchen Reitern und drei ſchwediſchen Dragoner-Regimentern, die über den Lober Bach geſetzt, um ſich der vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, kam es ſogleich zum ſcharfen Gefecht. Zuerſt wurden durch Pappenheims überlegene Reiter-Scharen die Schweden über den Bach zurückgetrieben; als aber drei ſchottiſche Regimenter die Schweden unterſtützten, waren die Kaiſerlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6. auf den 7. Sept. brachte das ſchwediſche Heer unter freiem Himmel bei den Waffen gelagert zu. Der König ſchlummerte in ſeiner Kutſche; Horn, Banner und Teuffel ſaßen neben

ihm, und er erzählte den Getreuen beim Erwachen einen bedeutungsvollen Traum, der Sieg verheiße. — Mit Tagesanbruch ließ Tilly ſein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld hin; in zwei große Heerſäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf Regimenter Croaten und ſechs Fahnen Küraſſiere, jede 750 Pferde ſtark, vorauf. An dieſe ſchloſſen ſich 8000 Mann Fußvolk, in vier große Schlachthaufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und mit zwanzig Feldſtücken verſehen. Dann kam, fürs zweite Treffen beſtimmt, der Graf von Fürſtenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleichfalls getheilt in vier große Schlachthaufen. Dieſem folgte die Hinterhuth von acht Regimentern in drei Haufen, zuſammen 9000 Mann ſtark. Drei Reiter-Regimenter ſchloſſen den Zug. Das Fußvolk überhaupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländiſcher Kampfweiſe. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heeres betrug an 40,000 Mann, worunter ſich 13,000 Reiter befanden. Als Tilly auf dem auserſehenen Schlachtfelde ankam, ſtellte er ſich am Fuße der Höhe, die ſüdweſtlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufſteigt. Das Dorf Seehauſen lag hinter ſeinem rechten Flügel, der linke endigte unweit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpuncte das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrſchenden Höhen ſtanden in zwei Batterien 40 ſchwere Feuerſchlünde, an welche ſich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landſchaft war freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Guſtav Adolphs Heer ſetzte mit Anbruch des Tages über den Lober Bach, deſſen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand geſteckt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekonnt, den Uebergang, um die Vortheile ſeiner Stellung zu behalten, und gegen 10 Uhr Mittags brach alſo der König mit 35,000 Mann, worunter 15,000 Sachſen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei der Verbündeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden rechts, die Sachſen links ſich alſo zwiſchen Podelwitz und Griſelwitz geſtellt, daß beide gleichſam zwei verſchiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landſtraße getrennt waren. Der ſchwediſche rechte Flügel beſtand im erſten Treffen aus fünf ſtarken Reiter-Geſchwadern, unter welche vier Haufen Fußvolk gemiſcht waren, deren Hinterhuth und Rückhalt das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten ſieben Reiter-Geſchwader mit drei Abtheilungen Fußvolk. Hier befehligte der König ſelbſt, unter ihm Banner, Wunſch, Todt und Steenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Geſchwader mit Fußvolk untermiſcht das erſte, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Guſtav Horn. Im Mittelpuncte ſtand das Fußvolk in zwei Treffen; das erſte beſtand aus vier Schlachthaufen, jeder etwa 1200 Mann ſtark, geführt von Axel Orenſtiern, Erich Hand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldſtücke aufgefahren. Im zweiten Treffen befanden ſich unter Vitzthum und Hegbrun drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamilton und Ramſey, mit zehn Fähnlein Dragonern, bildeten die Nachhuth und ſchloſſen das Ganze. An dem ſchwediſchen linken Flügel ſtanden die Sachſen unter Arnheim. Rechts waren 1000 Küraſſiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern ſtändiſcher Reiter; im Mittelpuncte vier Fahnen Fußvolk und auf den linken ſächſiſchen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachſen-Altenburg, die churfürſtliche Leibwache zu Pferde,

und einige Geſchwader ſtändiſcher Reiterei geſtellt. Des Heeres Loſungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiſerlichen Heere erſcholl das Feldgeſchrei: Jeſus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Reginae den 7. September, als zum Zeichen der Schlacht drei Kanonenſchüſſe vom kaiſerlichen Heere herüber donnerten, welchen Gruß die Schweden aus zwei halben Karthaunen muthig beantworteten. Nun begann das heftige Geſchützfeuer und brüllte fort bis 2 Uhr; da zog ſich Guſtav links vorwärts, um den furchtbaren Wirkungen der großen kaiſerlichen Batterie zu entgehen, wobei noch obenein ein beſchwerlicher Südweſtwind den Schweden des Geſchützes Dampf und den Staub der friſch gepflügten Felder ins glühende Angeſicht trieb. Doch kaum war das ſchwediſche Fußvolk des rechten Flügels durch das Dorf Podelwitz gegangen, als Pappenheim mit ſeinen ſchwer geharniſchten Reitern einen wüthenden Angriff auf das zweite Treffen unternahm. Geworfen wurden die leichten ſchwediſchen Reiter, und das ſchutzlos zurückgebliebene Fußvolk fiel unter dem Schwerte der kaiſerlichen Küraſſiere. Da flog Banner mit dem rheingräflichen Regimente und 900 Musketieren herbei; der wüthende Pappenheim ward geworfen, und nach fruchtloſen wiederholten Anſtrengungen ſah er ſich ſelbſt, aus mehrern Wunden blutend, zur Flucht gezwungen. Zugleich war das kaiſerliche Infanterie-Regiment Holſtein aus der Schlachtlinie gewichen, um Pappenheims Reiter zu unterſtützen, aber Banner nahm es mit drei Geſchwadern Finnländer in die Mitte, das Regiment ward völlig niedergehauen und der Herzog von Holſtein, tödtlich verwundet, gefangen. Unterdeſſen hatte Tilly ſeine Abſicht hauptſächlich auf die ungeübten ſächſiſchen Scharen gerichtet. Fürſtenberg mußte ſich daher vom rechten kaiſerlichen Flügel mit der ganzen, von ſechs Geſchwadern geharniſchter Reiter unterſtützten, croatiſchen Reiterei auf das erſte Treffen der Sachſen ſtürzen. Beim erſten Anfalle ſchon flohen die ſtändiſchen Reiter, das Regiment Altenburg folgte ihnen und riß die churfürſtliche Leibwache mit ſich fort. Nur das ſächſiſche Fußvolk unter Bindauf und Arnim leiſtete noch tapfern Widerſtand. Als aber Tilly mit dem größten Theile ſeines Fußvolks von den Höhen herabkam und die kaiſerliche Reiterei zugleich auf die ſächſiſchen Haufen einbrach, da gaben ſie ſich in wilde Flucht auf der Straße nach Eilenburg. Die Croaten jagten den Fliehenden nach, oder plünderten das Gepäck der Sachſen; im ganzen kaiſerlichen Heere war man des glänzendſten Sieges ſchon gewiß. — Guſtav Horn, der die noch fechtenden ſächſiſchen Regimenter aufgenommen hatte, kam jetzt in die gefährlichſte Lage; denn Fürſtenberg und Kronenberg mit den italieniſchen und den beſten deutſchen Reitern drohten, auf ihn zu ſtürzen. Doch in dem entſcheidenden Augenblicke kamen auch, vom Könige geſandt, Hegbrun und Hall mit den ſchottiſchen Regimentern herbei. Iſolanis Croaten fielen ſie an, aber plötzlich öffneten ſich die Reihen der Schotten und ein mörderiſches Cartätſchen- und Musketenfeuer trieb die wilden Banden zurück. Guſtav ſandte nun den General Teuffel zur Unterſtützung der bedrängten Schotten. Teuffel ſtürzte, von einer Musketenkugel getroffen, todt zu Boden. Da ſprengte der König zu Kollenbachs Haufen und rief eifrig: „Kollenbach brich ein! In Gottes Namen brich ein!“ Kollenbach drang vor; auch er ward im erſten Feuer niedergeſtreckt. — Nun raſete hier der Kampf fort, während er heftiger noch zwiſchen Horn und Tilly ſelbſt entbrannt war. Aber Horn hielt aus, und die ſchottiſchen Regimenter machten, zum Erſtaunen Tillys, ſtatt des da-

mals gewöhnlichen Gliederfeuers, ein regelmäßiges Rottenfeuer. So ward Tilly aufgehalten, während Banner die fliehenden Pappenheimer auf der Straße nach Halle mit vier ſtarken Geſchwadern verfolgte. Doch hatte der größte Theil des ſchwediſchen Fußvolks im Mittelpuncte der Schlachtordnung, wie auch die ihm gegenüber ſtehenden Wallonen, der Kern des kaiſerl. Heers, am Gefechte weiter keinen Antheil genommen, als daß ſie ſich gegenſeitig aus dem ſchweren Geſchütz beſchoſſen. Sobald indeſſen der König von Pappenheims gänzlichem Rückzuge ſichere Nachricht erhielt, eilte er mit der Reiterei des rechten Flügels, denen Todt mit zwei ſtarken Haufen Fußvolk folgte, die vorliegende Anhöhe hinauf, griff die große kaiſerl. Batterie an, eroberte die Feuerſchlünde, und ließ ſolche ſogar auf die noch mit Horn im Gefechte begriffenen Maſſen richten. Dies entſchied den Sieg, und obwohl Tillys Gegenwart die weichenden Haufen zu neuen Anſtrengungen befeuerte, geriethen ſie doch endlich in Unordnung und begannen den Rückzug nach Leipzig. Nur fünf Regimenter Wallonen ſchloſſen ſich, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, eng zuſammen, und ſtellten ſich am Rande eines hinter ihnen liegenden Buſches, wo ſie alle Angriffe der Schweden mit dem Muthe der Verzweiflung abſchlugen. Reihenweiſe ſchmetterte das ſchwediſche Geſchütz ſie nieder, aber keiner verlangte Quartier. Der verwundete Tilly vergoß Thränen in der Mitte dieſer Tapfern, deren Leiber für ihn ein undurchdringliches Bollwerk wurden. Endlich, da alle Hoffnungen des glücklichen Erfolgs verſchwunden und die Wallonen bis auf 600 Mann niedergeſchmettert waren, führte Graf Kronenberg in ihrer Mitte den ſchwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entſcheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Guſtav Adolph nun die geſchlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen ſah, warf er ſich demüthig nieder unter einem belaubten Baum, laut ausrufend, die Blicke zum Himmel gewendet: ich danke dir Gott für deinen Sieg! — In allen Dörfern erſcholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiſerliche wurden noch von den ergrimmten ſächſiſchen Bauern erſchlagen. Auch Pappenheim, der ſeine zerſprengten Geſchwader geſammelt hatte und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiſerlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in die ſchwediſche Gefangenſchaft; 27 Feuerſchlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebſt dem ganzen Tillyſchen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachſen 3000 Todte. Von kaiſerlichen hohen Officieren waren todt: die Oberſten Erwitte und de Gratta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holſtein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aberkat und Damitz auf dem Wahlplatze. Die Sachſen betrauerten den tapfern Bindauf, den Dieskau und zwei Starſchedel. Im kaiſerlichen Heere waren die drei oberſten Führer, Tilly, Pappenheim und Fürſtenberg, verwundet. Tilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiſer den beſten Theile ſeiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges verloren. Die magdeburgiſche Hochzeit war gerächt, des Proteſtantismus Fortdauer und Deutſchlands Freiheit geſichert. Der Kriegsruhm des Beſiegten ging auf den menſchlichern, frommen Sieger über. Dies war die Schlacht bei Breitenfeld unweit Leipzig vom 7. Septembrr 1631. —

Noch herrlicher und folgereicher wird dereinſt, wenn auch der Jubel der Zeitgenoſſen verhallt iſt, in den Jahrbüchern der Geſchichte glänzen die große Völker- und Befreiungsſchlacht bei Leipzig vom 16. 18. und 19. October des verhängnißvollen Jahres 1813. — Bonaparte war endlich mit ſeinem Heere von Dresden, wo er den Marſchall Gouvion St. Cyr mit 30,000 Mann zurückließ, aufgebrochen, hatte vergeblich den Kronprinzen von Schweden und General Blücher zur Schlacht zu bringen geſucht, und über Wittenberg und Deſſau Demonſtrationen gegen Berlin machen laſſen, war aber, als die öſterreichiſche Hauptarmee immer näher an Leipzig rückte, am 14. dahin geeilt — die königlich ſächſiſche Familie folgte ihm dahin — und bereitete ſich hier zur Schlacht, in der Hoffnung das öſterreichiſche Hauptheer eher zu ſchlagen, als die ſchleſiſche und Nordarmee auf dem Kampfplatze eintreffen könnten. — Ein großes Reutergefecht, das am 14. Octbr. bei Liebertwolkwitz ſtatt fand, ſchien die Einleitung dieſer Schlacht zu ſein. Es hatte aber keine weitern Folgen und die Armeen zogen ſich immer näher nach Leipzig hin zuſammen, denn auch Bonaparte rief ſeine nach Deſſau und Wittenberg vorgeſchobenen Corps zurück. Die Stellung der beiderſeitigen Heere war demnach am 16. früh folgende: Das öſterreichiſche Hauptheer (2 öſterreichiſche, das 2. preußiſche und das ruſſiſche Corps von Wittgenſtein) bei Gröbern, Goſſa und Störmthal, deſſen Reſerve unter Conſtantin bei Magdeborn, die öſterreichiſche Reſerve bei Föbigker und Pröbel; zwei öſterreichiſche Corps bei Klein-Zſchocher und Zwenkau (Weißenfels mit einer Diviſion beſetzt haltend), zuſammen 136,000 Mann; die ſchleſiſche Armee (Corps von York, Sacken, Langeron) bei Schkeuditz, 56,500 Mann; die Nordarmee (Bülow, Stedingk, Winzingerode) von Halle nach Landsberg rückend, 68,000 Mann, die ſogenannte polniſche Armee (Ruſſen und eine öſterreichiſche Diviſion unter Benningſen), 41,500 Mann von Dresden aus in Anmarſch. Von der franzöſiſchen Armee waren die Garden (24,000 Mann) und die von Augereau hergeführte Reſerve (10,000 Mann) nahe bei Leipzig; das 8. Corps (Poniatowsky, 10,000 Mann) bei Connewitz, das 2. (Victor, 15,000 Mann) bei Wachau, das 5. (Lauriſton, 10,000 Mann) bei Liebertwolkwitz, alle drei mit einigen Cavallerie-Corps unter Murats Oberbefehl gegen die öſterreichiſche Hauptarmee beſtimmt; das 11. Corps (Macdonald, 14,000 Mann) bei Holzhauſen; das 6. (Marmont, 20,000 Mann) bei Möckern gegen die ſchleſiſche Armee; das 4. (Bertrand, 14,000 Mann) bei Lindenau; das 3. (Ney, 20,000 Mann) war in Anmarſch von Düben; das 7. (Regnier, 20,000 Mann) rückte von Düben nach Eilenburg; die 5 Cavallerie-Corps (zuſammen 20,000 Mann) waren vertheilt, zum größern Theil hinter Wachau. Der ſechzehnte October war zum vereinten Angriff aller verbündeten Armeen auf Bonaparte beſtimmt, da indeß der Kronprinz von Schweden, in ängſtlicher Rückſicht die Verbindung mit der Elbe nicht zu verlieren, an dieſem Tage noch nicht herankam, ſo ſchlugen nur die öſterreichiſche Haupt- und die ſchleſiſche Armee, aber auf ganz getrennten Schlachtfeldern, ſo daß wir die Darſtellung ihrer Leiſtungen in die Schlachten von Wachau und von Möckern trennen, wozu noch das Gefecht von Lindenau kommt. Schlacht bei Wachau. Das erſte Treffen der öſterreichiſchen Hauptarmee unter Wittgenſtein begann um

8 Uhr in vier Colonnen den Angriff auf die franzöſiſche Stellung; die erſte (General Kleiſt) gegen Markkleeberg, die zweite (Prinz von Würtemberg) gegen Wachau; die dritte (Fürſt Gottſchakow) vom Univerſitätsholze aus gegen Liebertwolkwitz; die vierte (Klenau) von Naundorf und Thräne ebendahin dirigirt. Die erſte Colonne nahm Markkleeberg und behauptete es gegen wiederholte heftige Angriffe; es ward von ihr zugleich eine Abtheilung in den Raum zwiſchen dieſes Dorf und Wachau detachirt, ein Bataillon derſelben verſuchte vergeblich Wachau zu nehmen, doch wurde die angewieſene Stellung mit großem Verluſte gehalten. Die zweite Colonne beſetzte anfangs Wachau, ward aber durch feindliche Uebermacht bald wieder herausgeworfen, und beſtand nun ein heftiges Gefecht, in welchem zwar erſt der Feind eine Zeit lang am Debouchiren aus dem Dorfe gehindert, doch endlich eine rückgängige Bewegung gegen Goſſa nöthig wurde. Die dritte Colonne ging etwas ſpäter gegen Liebertwolkwitz vor, da aber die vierte noch nicht auf ihrem rechten Flügel eingetroffen war, ſo mußte ſie ſich nach einem mörderiſchen Gefecht bis zwiſchen das Univerſitätsholz und Goſſa zurückziehen, welches letztere durch eine Abtheilung beſetzt ward. Die vierte Colonne rückte um 9 Uhr von Gr. Pösna gegen Liebertwolkwitz und beſetzte die beherrſchende Höhe, den Kolmberg mit einer Abtheilung. Da dieſer die franzöſiſche Stellung bei Liebertwolkwitz flankirte, ſo richtete das 11. Corps bald ſeine Angriffe dagegen, er mußte nach langem Widerſtande eben ſo wie das dabei liegende Holz verlaſſen werden, und als 2 Diviſionen der jungen Garde den Krähenwald ſtürmten, zog ſich die Colonne in eine Stellung zwiſchen Gr. Pösna und Fuchshayn. — Bis dahin hatte auch das Corps des General Meerveldt bei Connewitz und Dölitz vergeblich den Uebergang über die Pleiße zu erzwingen geſucht, der von dem achten Corps aufs hartnäckigſte vertheidigt ward. Während ſo alle Angriffe vom Feinde zurückgewieſen wurde, hatte Bonaparte die Stellung bei Wachau — wo er ſich ſelbſt befand — durch die Garden, 150 Kanonen und das erſte Cavallerie-Corps, den linken Flügel durch die ſchon erwähnten 2 Diviſionen junger Garde und das zweite Cavallerie-Corps verſtärken laſſen, und ging nun ſelbſt zum Angriffe über, zunächſt den linken Flügel bedrohend, und als dieſer, durch eine Grenadier-Diviſion verſtärkt, ſeine Stellung behauptete, das Durchbrechen des Centrums verſuchend. Das erſte und fünfte Cavallerie-Corps machte einen lebhaften Angriff, brach theilweis durch, riß die ruſſiſche leichte Garde-Cavallerie-Diviſion, die gar nicht zum Entwickeln kam, mit ſich fort, und drang, Goſſa links laſſend, lebhaft vor. — Die Schlacht ſchien in dieſem Augenblicke verloren, und die Monarchen, die hier auf einer Höhe hielten, waren in perſönlicher Gefahr. Aber das ruſſiſche Leibgarde Coſaken-Regiment warf ſich auf den Feind, brachte ihn zum Stehen, und als die indeß wiedergeſammelte leichte Garde-Cavallerie-Diviſion, ſo wie zwei dahin geſchickte preußiſche Cavallerie-Regimenter ebenfalls attakirten, ward jene Cavallerie-Maſſe wieder zurückgeworfen, die von ihr bereits eroberten Kanonen wieder genommen, und die dringende Gefahr war beſeitigt. — In dieſem allerdings glänzenden Momente der Schlacht ließ Bonaparte in Leipzig den vollſtändigen Sieg verkündigen. Obwohl nun die indeß herangezogenen großen Reſerven gegen Markkleeberg, Wachau und hinter Goſſa aufgeſtellt wurden, ſo drang der Feind doch mit großen Infanterie-Maſſen im Centro vor und er-

oberte die Schäferei Auenhayn, die indeß bald mit dem Bajonnet wieder genommen ward. Gleichzeitig griff er Goſſa an, und eroberte es zum Theil; wieder herausgeworfen wiederholte er bis zum Abend die wüthendſten Angriffe, die jedoch nun, wo dieſer Punct hinlänglich verſtärkt war, ſämmtlich abgewieſen wurden. Während deß hatte ſich die dritte Colonne im Univerſitätsholze gegen den dahin nachdrängenden Feind behauptet, die vierte konnte ſich nur mit großer Anſtrengung in ihrer oben bemerkten Stellung halten. Gegen Abend gelang es dem Feinde Seifartshayn zu nehmen, er ward jedoch, nach hartnäckigem Kampfe wieder daraus vertrieben. Die Colonne des Generals Meerveldt endlich hatte den ganzen Tag über mit bedeutendem Verluſt vergeblich verſucht, über die Pleiße zu gehen und ſo ihrer Beſtimmung gemäß den feindlichen rechten Flügel aufzurollen. Am Abend drang endlich ein Bataillon bei Dölitz durch eine Furth auf das rechte Ufer, allein es ward von einer Diviſion der alten Garde ſofort wieder zurückgeworfen, der General Meerveldt, der ſich an der Spitze befand, gefangen. So war auf dieſer Seite durch das blutige Gefecht eines ganzen Tages nichts gewonnen, und die Hauptarmee ſtand am Abende bei Gröbern, Goſſa, im Univerſitätsholze und zwiſchen Groß-Pösna, Fuchshayn und Seifartshayn, die Reſerven lagerten hinter Goſſa, das Meerveldtſche Corps auf dem linken Ufer der Pleiße gegen Connewitz. Gefecht bei Lindenau. Das Corps des Generals Giulay (dritte öſterreichiſche Armee-Abtheilung, erſte öſterreichiſche leichte Diviſion und Streif-Corps des Generals Thielemann), beſtimmt die Verbindung zwiſchen der Haupt- und ſchleſiſchen Armee zu unterhalten und deren Angriffe mittelbar zu unterſtützen, ging in drei Colonnen gegen den bei Leutzſch, Lindenau und Plagwitz ſtehenden Feind vor. Die erſte Colonne eroberte Leutzſch und verſuchte Lindenau von der Nordſeite zu nehmen; der Sturm mißlang und das Gefecht beſchränkte ſich hier auf ein lebhaftes Tiralleurfeuer. Die zweite Colonne griff von Klein-Zſchocher aus die zwiſchen Plagwitz und Lindenau ſtehenden Franzoſen an. Nach heftigem Gefecht ward um 1 Uhr das erſtere Dorf, ſpäter auch das zweite genommen, ſo daß ſich der Feind bis hinter den Kuhtharm zurückzog und in großen Vierecken bei der Ziegelſcheune vor Leipzig aufſtellte. Auf Bonapartes Befehl mußte aber Lindenau um jeden Preis wiedergenommen werden, worauf eine lebhafte Canonade bis zum Abende währte. Die Colonne zog ſich gegen Klein-Zſchocher zurück, und wies noch zwei Verſuche des Feindes, dahin vorzudringen, ab. Die dritte Colonne focht auf der linken Seite von Lindenau ohne beſondere Reſultate, ihr Hauptzweck war, die Verbindung mit der ſchleſiſchen Armee zu unterhalten. Schlacht bei Möckern. Die ſchleſiſche Armee (Corps von York, 21,400 Mann, Sacken, 10,000, Langeron, 25,000) rückte von Schkeuditz heran, das Gros des Feindes (6. Corps, 20,000 Mann, 3. Cavallerie-Corps, 3000, eine Diviſion polniſche Cavallerie, am Abende wohl auch etwas vom 3. Corps) ſtand anfangs zwiſchen Lindenthal und Wahren, zog ſich aber nach einigen unbedeutenden Avantgardengefechten in eine vortheilhafte Stellung hinter und ſeitwärts Möckern, den linken Flügel hinter dieſem Dorfe; weiter rechts Groß- und Klein-Wedderitzſch beſetzt haltend. Der General Blücher dirigirte nun das Corps von Langeron über Breitenfeld gegen Wedderitzſch, das von York mehr rechts gegen des Feindes Hauptſtellung bei Möckern. Sacken blieb

bei Radefeldt in Reſerve. Langeron kämpfte um den Beſitz jener beiden Dörfer, eroberte ſie endlich und ſchickte Cavallerie-Abtheilungen gegen die Dübner Straße vor, ohne weiter an der Schlacht bei Möckern unmittelbaren Theil zu nehmen, in der unter des General York Führung der entſcheidende Schlag geſchah. Dieſer General ſendete die 8 Bataillons der Avantgarde auf der großen Straße gegen das Dorf, dirigirte die 7. und 8. Brigade (Horn und Hünerbein) links zum Angriff auf Lindenthal und ließ ihnen das erſte und zweite (Steinmetz und Prinz Carl von Meklenburg) als Reſerve folgen; als Lindenthal vom Feinde verlaſſen war, wurden die Truppen mehr rechts gewendet, und ſo begann etwa Nachmittags 3 Uhr der Kampf, als eben Bonaparte einen entſcheidenden Sieg über die Hauptarmee zu erringen glaubte. Zuerſt kamen jene 8 Bataillons der Avantgarde ins Gefecht, die Möckern wiederholt angriffen, ohne es ganz erobern zu können (die 7. und 8. Brigade wurden bald darauf mit dem rechten Flügel des Feindes engagirt). Als ſie ſchon ſehr geſchmolzen waren, rückte die 2. Brigade zu ihrer Unterſtützung heran, und verſtärkte ſie theils unmittelbar, theils ſtellte ſie ſich neben dem Dorfe parallel mit dem Feinde auf. Sie litt hier bei der Heftigkeit eines in großer Nähe wüthenden Infanteriegefechts unglaublich, und da auch der Kampf im Dorfe, den die hinter demſelben ſtehenden feindlichen Maſſen immer nährten, unentſchieden, ja faſt ungünſtig war, ſo trat ein ſehr kritiſcher Moment der Schlacht ein. Da zog der General York die letzten disponiblen Truppen,*) und die erſte Brigade heran. Sie füllte die ſchon ſehr bedeutenden Lücken, hielt den Feind vom Vordringen ab, und ging bald ſelbſt, doch nicht ohne großen Verluſt, zur Seite des Dorfes vor. Jetzt aber fuhren 2 zwölfpfündige Batterieen auf Flintenſchußweite gegen den rechten feindlichen Flügel, beſchoſſen ihn und das Centrum mit großer Wirkung mit Kartätſchen, und erſchütterten eine der großen Infanteriemaſſen, auf welche ſich ſogleich das brandenburgiſche Huſaren-Regiment unter Yorks perſönlicher Anführung ſtürzte und ſie niederhieb. Die geſammte Reſerve-Cavallerie folgte durch dieſe Lücke, drang in den Rücken des Feindes und hieb von da in ſeine Maſſen ein. Da indeſſen auch die 7. und 8. Brigade trotz des heftigen Feuers, ohne ſelbſt einen Schuß zu thun, links herandrangen, ſo ward die Niederlage des Feindes bald vollſtändig, wenige ſeiner Bataillone blieben geſchloſſen, alles floh lebhaft verfolgt gegen Gohlis, 53 Kanonen wurden genommen. — Das Corps von York blieb auf dem eroberten Terrain, das von Langeron bei Wedderitzſch ſtehen, das von Sacken ward als zweites Treffen hinter jenem aufgeſtellt. Wir werden zwar am Ende der Darſtellung den Verluſt aller Armeen im Ganzen angeben, es mag aber bemerkt werden, daß das 21,400 Mann ſtarke Yorkſche Corps in dieſem etwa dreiſtündigen Gefechte 165 Offiziere, 5500 Gemeine an Todten und Verwundeten zählte. Der 17. October verſtrich ziemlich ruhig; bei der Hauptarmee traf die erſte öſterreichiſche Armee-Abtheilung ſo wie die Avantgarde der polniſchen Armee ein; jene ward, bei Markkleeberg auf dem linken, dieſe bei Fuchshayn auf dem rechten Flügel aufgeſtellt. Eine Abthei-

*) Denn die Hauptreſerve unter Sacken bei Radefeld war ſo entfernt, daß ſie nur eintreffen konnte, wenn das Gefecht ſchon entſchieden geweſen wäre.

lung der ſchleſiſchen Armee nahm Eutritzſch und Gohlis, zwei ruſſiſche Huſaren-Regimenter machten einen glänzenden Angriff, drangen im Rücken der feindlichen Stellung bis an die Vorſtadt von Leipzig und brachten ihre Gefangenen nebſt 5 eroberten Geſchützen glücklich zurück. Die Nordarmee traf auf den Höhen zwiſchen Breitenfeld und Podelwitz ein. — Das franzöſiſche Heer ward durch das bei Taucha eingetroffene 7. Corps verſtärkt. Der 18. October. Die franzöſiſche Armee, während der Nacht enger zuſammengerückt, hatte am Morgen folgende Stellung. Das 8. Corps bei Connewitz, das 2. bei Probſthende, das 5. bei Stötteritz; unter Murats Oberbefehl den rechten Flügel bildend hatten ſie vorwärts noch Dölitz, Döſen, Zuckelhauſen, die Schäferei Meisdorf und die Ziegelſcheune beſetzt; 2 Diviſionen junger Garde unter Oudinot ſtanden gegen Connewitz in Reſerve. Das 11. Corps war als Centrum bei Holzhauſen aufgeſtellt, Klein-Pösna und Baalsdorf beſetzt haltend, die Garden unter Mortier als Reſerve bei der Tabacksmühle, wo ſich auch Bonaparte den Tag über aufhielt. Der linke Flügel unter Ney's Oberbefehl ward vom 1. 2. und 7. Corps gebildet, die bei Schönefeld, längs der Parthe bei Neutzſch und St. Thecla, und bei Paunsdorf ſtanden; nordwärts von Leipzig bis an Pfaffendorf befand ſich vorzüglich Cavallerie unter Arrighi und Dombrowski; das 4. Corps marſchirte nach Weißenfels. Die verbündeten Heere griffen dieſe Stellungen in 6 großen Colonnen an. Die erſte (40,000 Oeſterreicher), unter dem Prinzen von Heſſen-Homburg, ſtellte ſich zwiſchen Döſen und Lösnitz auf, drängte den Feind etwas zurück, fand dann heftigen Widerſtand, und befand ſich am Abende auf der Höhe vorwärts Döſen; die zweite (55,000 Ruſſen und Preußen), unter Barclay de Tolly, theilte ſich in 2 Abtheilungen, wovon eine — Graf Wittgenſtein — gegen Liebertwolkwitz drang, den Feind hier und bei der Ziegelſcheune warf und gegen Probſtheyde heranrückte, die andre — General Kleiſt — raſch über Wachau gegen Probſtheyde vorging, hier eine Zeitlang ſtehen mußte, und dann um 2 Uhr von einem Theile jener unterſtützt den Angriff auf dieſes Dorf begann. Aber hinter demſelben ſtanden große feindliche Maſſen, und wie oft die Truppen auch eindrangen, wurden ſie doch jedesmal wieder herausgeworfen. Man zog ſie alſo etwas zurück und hinderte den Feind nun am Debouchiren, eine heftige Kanonade währte bis zum Abende. Die dritte (50,000 Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen) unter Benningſen, beſtimmt des Feindes linke Flanke zu umgehen, rückte in 4 Abtheilungen vor, eroberte Zuckelhauſen, Holzhauſen, Baalsdorf, Zwei-Naundorf, Mölkau und Paunsdorf, unterſtützte die Angriffe der vierten Colonne auf Sellerhauſen und drang immer näher gegen Stötteritz. Die vierte (die Nordarmee und das Langeronſche Corps von der ſchleſiſchen, 9600 Mann), unter dem Kronprinz von Schweden, ging an 4 Puncten (Taucha, Grasdorf, Plaußig und Mockau) über die Parthe, eroberte das vom Feinde wiedergenommene Paunsdorf zurück, und nöthigte ihn ſich in eine Linie zurückzuziehen, die von Schönefeld über Sellerhauſen nach Stünz lief. Hier gingen die Sachſen und eine würtembergiſche Cavallerie-Brigade zu ihr über. Später ward Schönefeld mehrmale ohne Erfolg angegriffen. Der Feind machte nun ſelbſt zwei Angriffe, einen von Sellerhauſen und Volkmarsdorf aus gegen das Centrum, den andern

zwiſchen Mölkau und Engelsdorf gegen den linken Flügel, beide wurden abgewieſen, Stünz und Sellerhauſen erobert, und gegen mehrfache Angriffe behauptet. Gleichzeitig nahm Langeron Schönfeld und drang gegen Reudnitz vor, ward aber aufgehalten, da Bonaparte ſelbſt eine zahlreiche Verſtärkung herbeiführte. Die fünfte Colonne (die ſchleſiſche Armee ohne das Langeronſche Corps, 25,000 Mann) war bei Gohlis und im Roſenthale im Gefecht. — Der General Blücher befand ſich beim Corps von Langeron; das Yorkiſche Corps ſtand in Reſerve zwiſchen Gohlis und Eutritzſch und ſchickte nur einige Bataillone in das erſtere Dorf, als die Ruſſen es nicht allein halten zu können glaubten. — Die ſechſte (20,000 Oeſterreicher) unter Giulay ſtand in der Gegend von Lindenau und beſchoß das nach Weißenfels zurückgehende 4. Corps, mit welchem ſich auch die leichten Truppen engagirten. Die Truppen lagerten am Abende auf den von ihnen eroberten Puncten; die Abtheilung des Generals Giulay marſchirte in der Nacht nach Pegau, das Yorkſche Corps nach Merſeburg; — die franzöſiſche Armee begann ihren Rückzug. Als die Colonne der verbündeten Heere am Morgen des 19. Octobers vorrückten, fanden ſie die Dörfer Connewitz, Probſtheyde, Stötteritz und Volkmarsdorf vom Feinde verlaſſen, und zwiſchen ihnen nur einzelne Abtheilungen, die überall raſch zurückgeworfen wurden. Gegen 9 Uhr vor der Stadt Leipzig angekommen, die vom 8. und 11. Corps vertheidigt ward, theilte ſich das Heer in vier große Colonnen, deren erſte (die Hauptarmee) das Petersthor, zweite (polniſche Armee) das Hoſpital-Sand- und Windmühlen-Thor, dritte (Nordarmee) das Hinter- und grimmaiſche Thor, vierte (ſchleſiſche Armee) das halliſche Thor zu ſtürmen beſtimmt waren, da auf die jenſeitigen Anträge wegen Uebergabe der Stadt nicht eingegangen werden konnte. Der Feind hatte ſich vortheilhaft hinter den mit Palliſaden verſehenen Thoren und crenelirten Gartenmauern geſetzt; ſehr hartnäckigen Widerſtand leiſtete er aber nur am halliſchen und Hinterthor. So wie das letztere durch das an der Spitze der Nordarmee marſchirende oſtpreußiſche Bataillon genommen war, mußten auch die übrigen bald aufgegeben werden oder wurden faſt gleichzeitig erobert. Ein Gefecht, in welchem der Feind ſehr viel litt, begann in den die Stadt umgebenden Alleen und freien Plätzen, und endete mit der völligen Eroberung der Stadt. Alles drängte nun nach dem weſtlichen Ausgange, wo der Troß der Fliehenden in ungeheurer Verwirrung ſich ſelbſt den Weg nach den beiden Brücken verſperrte. Die erſte derſelben, eine beim Richterſchen Garten geſchlagene Nothbrücke, brach bald zuſammen, Poniatowsky fand hier den Tod. Früher noch ward die ſteinerne am äußern ranſtädter Thore geſprengt, und Alles was ſich noch dieſſeits der Elſter und Pleiße befand, ward getödtet oder gefangen. Tauſende fanden bei dem Verſuche, dieſe tiefen ſchlammigen Gewäſſer zu durchwaten, den Untergang. Die verbündeten Monarchen mit ihren Feldherren zogen gegen Mittag unter dem Jubel der geretteten Bewohner in die eroberte Stadt, und ſo war der große Kampf um die Freiheit Deutſchlands, ja Europas, geendet. Der unaufhaltſam gegen Erfurt fliehende Feind hatte in dieſer dreitägigen Schlacht 15000 Todte, 30,000 Bleſſirte, 15,000 Gefangene (über 20,000 Kranke und Verwundete, die man in Leipzig fand, ungerechnet) und 300 Geſchütze verloren; er zählte 4 todte, 8 verwundete, 24 gefangene Generale; dagegen hatten die Verbündeten dieſen herrlichen Sieg ebenfalls durch große

Opfer erkauft, man rechnete ihren Verluſt an Todten und Verwundeten zu 21 Generalen, 1703 Offizieren, 44,900 Mann.

Leiſewitz (Johann Anton), ward am 9. Mai 1752 zu Hannover geboren, ſtudirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundſchaftlichen Umgange daſelbſt mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. Im Jahre 1777 wurde er zu Braunſchweig als Landſchaftsſecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Canzlei angeſtellt, 1801 zum geheimen Juſtizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conſeil und 1805 zum Präſidenten des Oberſanitäts Collegiums ernannt. In allen dieſen Aemtern erwarb er ſich durch ſeine, mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit verbundene und durch die gründlichſten Einſichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienſte. Als Schriftſteller hat ſich Leiſewitz durch ein einziges, aber meiſterhaftes dramatiſches Gedicht, Julius von Tarent (Leipzig 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Früher hatte er an einer Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges gearbeitet, aber das Manuſcript noch vor ſeinem Tode vernichtet.

Leiter (electriſcher), ſ. Electricität.

Lekain (Henri-Louis), ward am 14. April 1729, alſo in demſelben Jahre geboren, in welchem Baron ſtarb. Beſtimmt, ſeinem Vater, der ein Goldſchmidt war, in ſeinem Geſchäfte zu folgen, erhielt er eine dieſem Zwecke angemeſſene Erziehung. Der Beſuch des Theaters brachte ihm aber frühzeitig eine außerordentliche Neigung für die Schauſpielkunſt bei, und dieſe erweckte bald den Trieb, ſelbſt Schauſpieler zu werden. Er ſpielte zunächſt auf Privatbühnen. Ein Kenner, der ihn hier ſah, machte Voltaire auf ihn aufmerkſam welcher, nachdem er ſich von des Jünglings großen Anlagen ſelbſt überzeugt hatte, ihn zu ſich in ſein Haus nahm. Hier nun bildete Lekain auf einem eigends dazu erbauten Theater unter Voltaires Augen ein Talent aus, welches einſt ganz Frankreich, ja faſt ganz Europa in Verwunderung ſetzen ſollte. Kaum hatte er 6 Monate dieſen Unterricht genoſſen, als ihm im Jahre 1750, durch Voltaires Vermittelung, die Erlaubniß zum Debût auf dem franzöſiſchen Theater ertheilt wurde. Dieſes Debût fiel jedoch nicht günſtig für ihn aus, beſonders bei dem großen Haufen, der von dem Eigentlichen der Kunſt keine Begriffe hat, und nur an der phyſiſchen Perſönlichkeit hängt, die allerdings bei Lekain nicht vortheilhaft war. Nichts deſtoweniger intereſſirte er die Männer von Geiſt, Kenntniſſen und Geſchmack, deren Urtheil auch wiederum auf das Urtheil des Publicums wirkte, ſo daß dieſes endlich Lekain Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er wurde, nachdem er lange großen Widerſtand zu bekämpfen gehabt, endlich 1752 zum wirklichen Mitgliede des franzöſiſchen Theaters aufgenommen, und entwickelte von dieſer Zeit an ein ſo großes Studium ſeiner Kunſt, daß ihm der Ruf des tragiſchſten aller franzöſiſchen Schauſpieler zu Theil geworden iſt. Außer dem Enthuſiasmus, welcher ſein Streben auch auf ſeine Cameraden übertrug, und den außerordentlichen Wirkungen, die ſein Spiel, ohngeachtet er klein und häßlich war, beſonders in heftigen Rollen hervorgebracht haben ſoll, bewirkte Lekain auch eine mechaniſche Reform der franzöſiſchen Bühne, indem er ein angemeſſeneres Coſtüm einführte und die Bänke der Zuſchauer, die bisher zum Theil auf der Bühne ſelbſt Platz gefunden hatten, von dort entfernte. Seit 1767 zog er ſich allmählig von dem Theater zurück, und ſtarb an einem hitzigen Fieber am 8. Februar 1778 (demſelben Jahre, in welchem Garrik

und Eckhof ſtarben) im 49. Jahre ſeines Alters. Sein Sohn hat Memoiren aus des Vaters Leben bekannt gemacht.

Lemberg (Poln. Lwow), die Hauptſtadt im Königreiche Gallizien, in dem davon benannten Kreiſe, am Fluſſe Peltew, mit Bergen umgeben, iſt der Sitz des öſterreichiſchen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen catholiſchen und armeniſchen Erzbiſchof und einen griechiſchen Biſchof, welche mit der römiſchen Kirche vereinigt ſind; gleichfalls den oberſten Landesrabbiner. Im Jahre 1790 hatte die Stadt 23,954 chriſtliche und 12 128 jüdiſche Einwohner, 1803 hatte ſich die Geſammtzahl derſelben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöſtern ſind noch 10 vorhanden. Außer den Gymnaſien befand ſich hier auch eine Univerſität, welche nach Cracau verlegt ward, 1817 aber wiederum in Lemberg ihren Sitz genommen hat, und Alma Franciscea heißt. Auch wurde in demſelben Jahre eine neue Rentſchule für den Bürger- und Handelsſtand eröffnet. Lemberg iſt nach Brody die wichtigſte Handelsſtadt in Gallizien. Unter den Gewerbsanſtalten zeichnet ſich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Nanquins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tiſchzeug liefert, eine Färberei von ächtem türkiſchen Garn enthält und über 400 Menſchen ernährt.

Lemierre (A. M.), ein geſchätzter franzöſiſcher Theaterdichter zweiten Ranges, geboren 1733 und geſtorben 1793. — Hypermneſtra, Wilhelm Tell, La Veuve de Malabar (von Plümicke deutſch bearbeitet, unter dem Titel Lanaſſe) und Barneveldt ſind ſeine beſten Stücke, und die, welche ſeinen Ruf begründeten. Auch verſuchte er ſich in didactiſchen Gedichten nicht ohne Glück. Sein gelungenſtes war Le Commerce, und mit vieler Wohlgefälligkeit nannte er den Vers daraus

Le Trident de Neptune est le ſceptre du monde,

den Vers des Jahrhunderts.

Lemma, ein aus einer fremden Wiſſenſchaft entlehnter, dort bewieſener Satz, deſſen man ſich in einer andern Wiſſenſchaft ohne Beweis bedient; — Lehnſatz, Hülfsſatz.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatiſt und beißender Satiriker, ward zwiſchen den Jahren 1510 — 1520 zu Margadant in Graubünden geboren, ſtudirte 1533 zu Ingolſtadt und begab ſich von dort nach Wittenberg, wo er nach ſeiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte ſich frühzeitig durch Lebhaftigkeit und nicht gemeine Sprachkenntniſſe ausgezeichnet und fand bei Melanchthon die freundſchaftlichſte Aufnahme. Seiner ausgezeichneten Kenntniſſe wegen ertheilte ihm die dortige Univerſität ungeſucht und unentgeldlich die Magiſterwürde. Auch war er ſo eng mit Melanchthon verbunden, daß er dieſem, als 1535 wegen der Peſt die Univerſität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Aber ſein feuriger Geiſt überließ ſich einigen Ausſchweifungen, die ſeine älteren, kaltblütigen Beſchützer ihm höher angerechnet zu haben ſcheinen, als billig war. Daher wurden ſeinem Wunſche, eine Profeſſur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hinderniſſe in den Weg gelegt. Am meiſten aber ſchadete ihm ſeine 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen, in welchen nicht nur mehrere Wittenberger verſpottet, ſondern auch der Cardinal Erzbiſchof Albrecht, Luthers bitterer Feind, als ein Beſchützer der Wiſſenſchaften geprieſen

wurde. Dieſe an ſich gewiß unſchuldigen poetiſchen Spiele erregten Luthers ganzen Zorn, welcher, nicht zufrieden mit der Confiscation der noch vorhandenen Exemplare und der Beſtrafung des Druckers, durch ſeine fortgeſetzten Verfolgungen Lemnius nöthigte, die Flucht von Wittenberg zu nehmen. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen, und verwies ihn, da dieſe fruchtlos blieben, förmlich von Wittenberg. Noch vor dieſer Relegation predigte Luther wider ihn und nannte ihn „einen ehrloſen Buben," ſeine Epigramme „ein recht Erzſchand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." — Lemnius wandte ſich nach Baſel, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector ſeinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent geleſen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er ſeine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, ſich darin die gröbſten Ausfälle auf Luther und ſeine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obſcönitäten abwechſeln ließ. Camerar ſchrieb dagegen eine nicht heftige, aber ernſte und würdige Gegenſchrift (Elegias hodoiporikas). Hierauf gab Lemnius ſeine Apologie heraus, in welcher er theils ſeine erſten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Dieſe Apologie gehört unter die größten literariſchen Seltenheiten. Noch ſeltener aber iſt ſeine, unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis erſchienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er ſchon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüſtigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Dieſe ſchmutzigen Bogen ſind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte derſelben der Wahrheit, wie viel dem Haſſe des gereizten Lemnius zuſchreiben ſoll. Das Ganze iſt eine Art von Comödie der niedrigſten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen nebſt ihren Liebhabern und einigen Nebenperſonen die unzüchtigſten Geſpräche führen. Im Jahre 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnaſium zu Chur in Graubünden als Lehrer angeſtellt zu werden. Hier gab er mehrere poetiſche Schriften, unter andern eine Ueberſetzung der Odyſſee (Baſel 1549. 2 Vol. 8.) heraus, die beſonders in Italien ſeinen literariſchen Ruf verbreitete, und ſtarb 1550 an der Peſt.

Lemnos (jetzt **Stalimene**), eine bekannte Inſel im Archipelagus (dem Aegäiſchen Meere), auf welcher ſich ehemals ein feuerſpeiender Berg, Meſchika, befand, den man für Vulkans Werkſtätte hielt. Die Mythe läßt hier den Vulkan (der daher auch Lemnius heißt) reſidiren, nachdem ihn Jupiter aus dem Olymp geſchleudert hatte. Zu den vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Inſel gehörte auch die Terra Lemnia oder Siegelerde. (S. d. Art.)

Lemures (Maniae, Larvae) waren bei den Alten die Seelen der Verſtorbenen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Geſpenſter erſchienen, und die Menſchen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der ſchwarzen gegeben wurde. Um ſie aus dem Hauſe zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11 und 13. Mai's ein beſonderes Feſt, welches nach ihnen **Lemurien** (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Die Ceremonien bei dieſem Feſte waren folgende: Um Mitternacht, wenn Alles ſchlief, ſtand der Hausherr auf und ging barfuß, leiſe und ſtillſchweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben ſo ſtillſchweigend ſchlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wuſch er

ſich die Hände, ging wieder zurück, nahm ſchwarze Bohnen in den Mund und warf ſolche, ohne ſich umzuſehen, neunmal über den Kopf hinter ſich, indem er jedesmal dabei die Worte ausſprach: Haec ego mitto, his fabis me meosque redimo (dies ſei für euch, mit dieſen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen los). Darauf wuſch er ſich nochmals die Hände, ſchlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und ſagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exito, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun ſah er ſich um und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geiſter kämen und ſammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), die Aſpaſia der Franzoſen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Eltern ihrem Schickſale überlaſſen, bildete ſie ſich durch ſich ſelbſt, und entwickelte ihren Geiſt durch das Studium der Werke Montaignes und Charrons. Schon damals war ſie in Paris ihres Witzes und Scharfſinns wegen berühmt. Sie ſpielte das Clavier und mehrere andere Inſtrumente meiſterhaft, ſang mit Geſchmack und tanzte mit großer Anmuth. Sie pflegte zu ſagen, Schönheit ohne Grazie ſei eine Fiſchangel ohne Lockſpeiſe. Bei ſolchen Vollkommenheiten fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Eheluſtigen. Doch widerſetzte ſich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder ernſteren Verbindung. Um gänzlich ungebunden zu ſein, lieh ſie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von dieſen mit Sparſamkeit doch mit Anſtand. Ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich. Der Lebensplan, den ſie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte ſie jedoch denen, die ihr gefallen würden, ſich hingeben und ſo lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeſtändig in der Liebe, aber treu in der Freundſchaft, gewiſſenhaft in allem, was Redlichkeit betraf, von ſtets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig junge Leute zu bilden, aber auch, ſie zu verführen, geiſtreich, ohne mit ihrem Geiſte zu prunken, ſchön bis in das höchſte Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte ſie mit einer Würde, als wenn ſie dieſe Tugend ſelbſt wäre. Niemals nahm ſie Geſchenke zum Lohne ihrer Gunſtbezeigungen an; in dieſen ſchien ſie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geiſtige zu beobachten. So gab ſie ſich ſtets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rauſche hin, ohne daß ſie ſich darum kümmerte, ob der Gegenſtand deſſelben ihrer werth ſei oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünſtigend, bewies ſie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeigungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufs der Unbeſtändigkeit und Galanterie, in welchem Ninon ſtand, bemühten dennoch die liebenswürdigſten und achtbarſten Damen ſich um ihre Freundſchaft. Unter dieſen wollen wir nur die La Fayette, La Sablière und Maintenon anführen. Erſtere verglich ſie mit einem reichen, geſegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete ſie, ſie ſei ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie ſie ſich auszudrücken pflegte, eine Betſchweſter aus ihr machen, und ſich von ihr zu Verſailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben laſſen. — Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigſten Perſonen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetſten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog ſie bei ſeinen Romanen, Saint-Evremont bei ſeinen Gedichten, Molière bei ſeinen Comödien, Fonte-

nelle bei ſeinen Geſprächen und La Rochefoucault bei ſeinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny, Condé, Sevigné waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, ſtattete ſie der Ninon einen Beſuch ab. Wenn ſich gleich Ninons geiſtige Reize bis in das höchſte Alter erhielten, ſo war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit unterworfen. Voltaire, der ſie in ihrem Alter ſah, ſagt von ihr, ſie ſei ein altes runzliches Mütterchen, dürr wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer ſchwarzgelben Haut überzogen ſeien. Dagegen ſagt Saint-Evremont von ihr, ſie habe ſelbſt in den ſpäteſten Jahren keine von den abſchreckenden Widrigkeiten gezeigt, welche ſonſt mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu ſein pflegen. Bei ihrem Tode, der am 17. October 1706 erfolgte, vermachte ſie dem jungen Voltaire, deſſen einſtige Berühmtheit ſie vorausgeſagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden ſollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rouſſeau, der ſie jedoch nur vom Hörenſagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt an ihrer Rechtſchaffenheit zweifeln zu müſſen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt geweſen ſei. Dieſe berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel. Einer ihrer Söhne, Namens La Boiſſière, ſtarb im J. 1732 zu Toulon als Marineminiſter, und war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete ſich durch einen Streit aus, der ſich zwiſchen einem Offizier und einem Geiſtlichen über die Vaterſchaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entſcheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Ninons zweiter Sohn ſtarb eines tragiſchen Todes. Er hatte ſich in ſeine eigene Mutter verliebt, ohne zu wiſſen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimniſſes erſtach er ſich aus Verzweiflung. Dieſes ſchreckliche Ereigniß hat Le Sage in ſeinem Gil Blas benutzt und mit einigen komiſchen Zügen ausgeſtattet. Uebrigens geſtand Ninon ſelbſt, ſie ſei nicht glücklich, und pflegte oft zu ſagen, ſie würde, wenn ſie ihren Lebenlauf vorausgeſehen hätte, ſich eher das Leben genommen, als ſich einer ſolchen Beſtimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Aechtheit jedoch noch nicht erwieſen iſt, auch eine kleine Schrift, la Coquette vengée.

Lehnhard (D. Joſ.), Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Erfindung, Empfehlung und Verbreitung eines ſogenannten Geſundheitstrankes für Schwangere. Er trat damit zuerſt in ſeiner Schrift: Arzneien ohne Maske (Quedlinburg 1787) auf, und verſprach allen Schwangern von dem Gebrauche deſſelben nichts weniger, als daß er ſie nicht nur in ihrer Schwangerſchaft geſund erhalten, ſondern auch die Entbindung auf eine bewundernswürdige Weiſe erleichtern, und ſie im Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten ſichern ſoll. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Poſaunentone unerhörte Verſprechungen machen? Manche Schwangere, beſonders die in vorherigen Fällen dieſe Periode mit Beſchwerden überſtanden hatten, andere, welche noch Neulinge mit Angſt dem entſcheidenden Tage entgegenſahen, erwarteten mit froher Zuverſicht Befreiung von allen Beſchwerden und Schmerzen. Vergebens ſtellten mehrere Aerzte das Unwürdige des Arkanumhandels, zumal für einen Arzt entgegen, welcher ſelbſt wiſſen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beſchwerden geben kann, welche von ſo verſchiedenen, zum Theil unvermeidlichen Urſachen herrühren. Vergebens

dens bewieſen ſie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut geprieſen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte daß aber dieſe Wirkungen, wo ſie paſſend und heilſam wären, durch zweckmäßige Medicamente der Hausärzte, den Umſtänden viel angemeſſener, hervorgebracht, daß im Gegentheil dieſe Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde ſehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Unterſuchung der theure Wundertrank blos in einer Auflöſung von Bitterſalz und Glauberſalz, mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, beſtände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, ſeinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publicum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer prieſen noch zur ſchuldigen Dankſagung das Lob des Wundertrankes in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank geneſen war, glaubte ſich verpflichtet, dieſer wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob dieſe allmählig ihre Rechte behauptete, oder, was glaublicher iſt, der Reiz der Neuheit ſich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertranke weniger gehört als vorher. Der Erfinder ſelbſt iſt am 27. April 1811 geſtorben.

Lento, gemächlich, langſam, bezeichnet in der Muſik ein Tempo, das langſamer als das Adagio und geſchwinder als das Largo iſt.

Leo, griechiſcher Kaiſer, ſ. **Byzantiner**.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren. Von ſeinen Jugendjahren iſt nichts Gewiſſes bekannt. Die Päpſte Cöleſtinus I. und Sixtus III. bedienten ſich ſeiner in wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, ſelbſt als er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Pabſt im Jahre 380 geſtorben war, ward Leo im Sept. deſſelben Jahres von der römiſchen Geiſtlichkeit auf den heiligen Stuhl geſetzt. Ganz Rom billigte dieſe Wahl; aber ſchon der Anfang ſeiner Regierung zeichnete ſich durch eine unduldſame, ja ſelbſt unpolitiſche Handlung aus. Er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die ſich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Proceß machen, und überlieferte die, welche hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Beſtrafung. Derſelben Waffen bediente er ſich gegen die Secte der Pelagianer, Priscillianiſten und Eutychäer, deren Ueberreſte er gänzlich ausrottet. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiſer Martin 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten geſandt hatte, welche daſelbſt den Vorſitz führen mußten, verwüſtete Attila das abendländiſche Kaiſerthum und drohte, Rom in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiſer Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Geſandten an jenen furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demſelben zu unterhandeln. Leo redete mit ſolchem Adel, ſolcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß deſſen wilder Character zur Güte geſtimmt wurde: Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlaſſen hatte, das führte Genſerich aus: dieſer überfiel Rom im J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der ſchrecklichſten Plünderung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, beſtand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand geſteckt wurde, und daß die drei vornehmſten Kirchen in

Rom, welche von Conſtantin die koſtbarſten Geſchenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo iſt übrigens der erſte Papſt, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden iſt; dieſe beſtehen in 96 Predigten und 41 Briefen. Einige Gelehrte ſchreiben ihm noch ein Werk von der Berufung der Heiden und die Epiſtel an Demetriades zu. Leos Schriften zeichnen ſich durch einen gebildeten, redneriſchen Styl aus: der Periodenbau hat eine gewiſſe angemeſſene Rhythmik, welche überraſcht, ohne mißfällig zu werden; die Diction iſt voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antitheſen. Man hat mehrere Ausgaben von Leos Werken veranſtaltet, eine (von Quesnel) zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig 1757 in eben ſo viel Bänden. Der Pater Maimburg hat das Leben dieſes Papſtes geſchrieben.

Leo X., ein berühmter Papſt, geboren zu Florenz im J. 1475, war der zweite Sohn Lorenzos von Medici, des Prächtigen, und empfing den Namen Giovanni. Er ward von Kindheit auf für den geiſtlichen Stand beſtimmt, erhielt in ſeinem ſiebenten Jahre die Tonſur, und ward von dieſer Zeit an mit geiſtlichen Beneficien überhäuft. Sein Vater, der voll Ehrgeiz danach ſtrebte, einen Sprößling ſeiner Familie auf den päpſtlichen Stuhl zu erheben, bot alles auf, ſeinem Sohne den Cardinalshut zu verſchaffen. Die Wahl Innocenz VIII. zum Pabſt war ſeinen Wünſchen ſo günſtig, daß 1488 der damals erſt dreizehnjährige Giovanni zu dieſer hohen Würde ernannt wurde. Aber zugleich wandte auch Lorenzo alle Sorgfalt an, ſeinen Sohn dieſer großen Auszeichnung würdig zu machen. Er vertraute ſeine frühe Erziehung dem gelehrten Angelo Poliziano und gab ihm überdies die geſchickteſten Lehrer. Giovannis von Natur ernſter und feſter Charakter lohnte ihren Unterricht mit dem beſten Erfolg. Bei ſeiner Ernennung zum Cardinalat war die Bedingung gemacht worden, daß er vor ſeiner förmlichen Bekleidung mit dem Purpur erſt drei Jahre zu Piſa den geiſtlichen Studien obliegen ſolle. Im J. 1492 fand dieſe Feierlichkeit Statt und unmittelbar darauf nahm er als Mitglied des heiligen Collegiums ſeinen Wohnſitz in Rom. Bald danach ſtarb ſein Vater, dem in Florenz ſein älteſter Sohn Piero folgte. Da der junge Cardinal ſich der Wahl Alexanders VII. zum Papſt widerſetzt hatte, vertauſchte er Rom mit Florenz, wo er in großem Anſehn lebte, bis die Vertreibung ſeiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 beſuchte er die Staaten von Venedig, Deutſchland und Frankreich, verweilte dann in Genua und kehrte nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer eleganten Geſellſchaft lebte und ſich mit den Künſten, beſonders der Muſik und der ſchönen Literatur, beſchäftigte. Im J. 1505 begann ſeine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Papſt Julius II. ernannte ihn zum Statthalter von Perugia und ſtellte ihn 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze ſeines Heeres in dem heiligen Bunde wider Frankreich. Da indes ſeine Abſichten bei dem ſpaniſchen Feldherrn der vereinigten Heere wenig Eingang fanden, mußte er ſich darauf beſchränken, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht von Ravenna 1512 ward er von den Franzoſen gefangen gemacht. Als aber bald darauf das Glück ſich gewandt hatte und ſie fliehen mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, ſich zu befreien. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Bald darauf wurden die Mediceer in Florenz wiedereingeſetzt. Der Cardinal wirkte kräftig da-

zu mit und blieb in Florenz, bis Julius II. Tod ihn plötzlich nach Rom rief. Die Wahl fiel unerwartet auf ihn und ſo beſtieg er in ſeinem acht und dreißigſten Jahre unter dem Namen Leo X. den päpſtlichen Stuhl. Seinen Geſchmack an der Literatur zeigte er ſofort auch dadurch, daß er zwei der eleganteſten Schriftſteller ſeiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpſtlichen Secretären ernannte. In der auswärtigen Politik befolgte er das Syſtem ſeiner Vorgänger, der fremden Herrſchaft in Italien möglichſt entgegen zu arbeiten. Er bewirkte die Vertreibung der Franzoſen aus Italien, endigte den Zwieſpalt in der Kirche und nöthigte Ludwig XII. zu einer förmlichen Unterwerfung. Nachdem die äußere Ruhe ſchon im erſten Jahre ſeiner Regierung geſichert war, wandte er ſeine ganze Sorgfalt auf Förderung der Litteratur und der Wiſſenſchaften, welche ſein Vorgänger vernachläſſigt hatte. Er ſtellte die Univerſität zu Rom in ihrem Glanze wieder her, ſtattete ſie mit Fonds und Privilegien aus und berief die ausgezeichnetſten Männer zu Lehrern. Das Studium der griechiſchen Sprache zu befördern, gründete er unter Janus Laſcaris Leitung ein eignes Collegium zur Herausgabe griechiſcher Schriftſteller. Er lud die Beſitzer alter Handſchriften in allen Ländern ein, ſie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen; die Herausgabe der fünf erſten Bücher von Tacitus Annalen gehört zu den ſchönſten Reſultaten dieſer Einladung. Um ein etwaniges Bündniß zwiſchen Frankreich, Spanien und Oeſterreich zu hindern, begünſtigte er die Ausſöhnung der Könige von England und Frankreich, und gab ſich den Schein, ſelbſt Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Seine Abſicht, das Königreich Neapel einem Zweige ſeiner Familie und einem andern die Herzogthümer Ferrara und Urbino zu verſchaffen, machte ihm die Freundſchaft dieſes Monarchen nothwendig und veranlaßte ſelbſt ein geheimes Bündniß zwiſchen beiden. Als aber ein franzöſiſches Heer an ſeinen Grenzen erſchien, begnügte er ſich nicht damit, durch den Ankauf Modenas von dem Kaiſer Maximilian ſeine Macht zu verſtärken, ſondern er ſandte auch Bembo nach Venedig, um die Republik von dem franzöſiſchen Bündniſſe zu trennen; was jedoch nicht gelang. Dieſe argliſtige, ſtets wechſelnde Politik war übrigens damals allgemein und kann dem Papſt zu keinem beſondern Vorwurf gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron beſtiegen hatte und ein Krieg vorauszuſehen war, trat Leo dem Bunde mit dem Kaiſer, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und der Schweiz bei; nach der Schlacht von Marignano aber entſagte er demſelben, hatte (1515) in Bologna eine Zuſammenkunft mit Franz und ſchloß mit ihm ein Concordat, das beiden Theilen vortheilhaft, der franzöſiſchen Nation aber höchſt mißfällig war. Um nach ſeines Bruders Giuliano Tode die Macht und den Glanz ſeines Hauſes in ſeinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entſetzen, und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern ſah Leo in demſelben Jahre die kriegführenden Mächte ſich verſöhnen, er ſuchte ſie vergebens daran zu verhindern. Indeß kehrte ſchon 1517 der vertriebene Herzog von Urbino zurück und ſetzte ſich durch Waffengewalt wieder in Beſitz ſeines Landes. Leo brachte aber ein mächtiges Heer gegen ihn zuſammen und nöthigte den Herzog zu einer Verzichtleiſtung auf ehrenvolle Bedingungen. In demſelben Jahre bedrohte eine Verſchwörung das Leben des Papſtes; ſie wurde aber glücklich entdeckt und harte Rache traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheilten ſichern Geleits ward der Cardinal Petrucci, der für den Urheber galt, erdroſſelt; andere,

deren Schuld wenig erwieſen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entſetzt, verwieſen. Das Betragen des Papſtes bei dieſer Gelegenheit gereicht weder ſeinem Hochſinn noch ſeiner Milde zur Ehre. Leos Prachtliebe hatte ſeine Finanzen erſchöpft; ſich Geld zu verſchaffen, brandſchatzte er die Chriſtenheit durch Ablaßbriefe. Dieſer Mißbrauch weckte Luthers Eifer und gab Anlaß zur Reformation. Anfangs ſchien Leo auf den Widerſpruch Luthers wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr ſchweigen konnte, zeigte er ſich zu ſanften Maßregeln geneigt. Auf Maximilians Aufforderung aber verfuhr er mit mehr Nachdruck, lud Luthern vor nach Rom und willigte endlich ein, daß er ſich zu Augsburg vor dem Cardinal und Gaeta vertheidigen ſollte. Da aber hier nichts entſchieden worden, erließ er im Novbr. 1518 die bekannte Bulle, worin er die päpſtliche Machtvollkommenheit, Ablaß zu ertheilen, ſtandhaft behauptete und wogegen Luther an eine allgemeine Kirchenverſammlung appellirte. Während ſo ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte ſich Leo, gegen den türkiſchen Kaiſer Selim, der ſich Aegyptens bemächtigt hatte, alle chriſtlichen Monarchen zu einem allgemeinen Kreuzzug zu vereinigen; allein die gegenſeitige Eiferſucht derſelben vereitelte ſeine Bemühungen. Außer dieſen öffentlichen Sorgen traf ihn auch ein herber Schmerz in ſeiner Familie. Lorenzo, der ſich erſt vor kurzem durch eine Vermählung mit dem franzöſiſchen Hofe verbunden hatte, ſtarb und hinterließ nur eine Tochter. In Folge dieſes Ereigniſſes vereinigte Leo Urbino mit den päpſtlichen Beſitzungen, der Cardinal Giulio dei Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewohl inzwiſchen die Reformation in Deutſchland fortſchritt (vergl. den Art. Reformation), ſo genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieſer Zuſtand erlaubte Leo ſeinem Geſchmack an prachtvollen Schauſpielen zu folgen, den Künſten und Wiſſenſchaften Schutz und Unterſtützung angedeihen zu laſſen, und zugleich für die Vergrößerung der Macht ſeiner Familie thätig zu ſein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs, trotz ſeines Bündniſſes mit demſelben, in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende ſchloß er 1521 einen Bund mit dem Kaiſer zur Wiedereinſetzung der Familie Sforza in Mailand, und nahm ein anſehnliches Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann glücklich. Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papſt dem Kirchenſtaat einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerſtand in Mailand ein und beſetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenoſſen Frankreichs, Leo den Bannſtrahl geſchleudert hatte. Er war in Rom beſchäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn mitten unter dieſen Erfolgen am 1. Decbr. 1521 der Tod ereilte. — Auf eine Schilderung des Zeitalters Leos hier tiefer einzugehn, verſtattet uns der Raum nicht. Weitere Belehrung findet man in Roſcoes Leben und Pontificat Leos X.; ins Italieniſche überſetzt mit Anmerk. vom Grafen Boſſi. Mail. 12 Bde. 1818.

Leo (Leonardo), zuletzt Capellmeiſter am Conſervatorio St. Onofrio und Privat-Componiſt bei der königlichen Capelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti ſtudirt hat. Ihm, Pergoleſi und einigen andern Componiſten ſeiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitaniſche Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter ſeinen Schülern zeichnen ſich insbeſondere Piccini, Sacchini, Pergoleſi, Traetta und andere aus. Er übertraf alle ſeine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Compoſition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete,

für einen der größten Meiſter gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Schwerlich hat es ein Componiſt in künſtlichen Accompagnements, durch welche phyſiſche Gegenſtände, z. B. das Rauſchen des Waſſers oder eine andere Naturerſcheinung, ausgedrückt werden ſollen, ſo weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, ſolche Gegenſtände zu mahlen, ſo wenig gegen den eigentlichen Zweck der Muſik verſtoßen, als Leo. Alle Werke dieſes großen Componiſten gelten für Meiſterſtücke, die von den italieniſchen Tonkünſtlern mit Ehrfurcht ſtudirt werden. Ungeachtet Leo beſonders für das Leidenſchaftliche, Große und Erhabene geſchaffen war, ſo gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies ſeine komiſche Oper: Il Cioè (das heißt), beweiſt. Leo iſt übrigens der erſte Componiſt, der ſich in ſeinen komiſchen Opern der Form der Rondos bedient hat. Er ſtarb 1742. Seine vorzüglichſten Opern-Compoſitionen ſind: Sophonisba, 1718 (nach Burney ſeine erſte Oper); Artaserse; Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte; Cajo Gracco, 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; la Contessa dell' amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena, und la Morte d'Abele. Unter ſeinen Kirchenſtücken ſind die vorzüglichſten ſein Ave Maria und ein Miserere. Letzteres zeichnet ſich insbeſondere durch ſeinen erhabenen, das Innerſte ergreifenden Styl, durch ſeine wunderbare harmoniſche und contrapunctiſche Arbeit, und durch Adel und Klarheit der Schreibart aus.

Leoben (Leuben), Stadt in Oberſteiermark an der Murr, im brucker Kreiſe, enthält 280 Häuſer mit 2000 Einw., beſitzt einen wichtigen Eiſenhandel und eine Salzlegſtätte, und iſt der Sitz eines von Joſeph II. errichteten Biſthums. Am 18. April 1797 ward daſelbſt zwiſchen Bonaparte und dem öſterreichiſchen Feldherrn von Meerveldt und Bellegarde die bekannte Convention abgeſchloſſen. In der Nähe iſt ein wichtiges Salzkohlenwerk am Münzenberge.

Leonardo da Vinci, ſ. Vinci.

Leonidas, König von Sparta, ein geprieſener Name in den Jahrbüchern des griechiſchen Heldenmuths, war des Königs Anaxandrides Sohn, und hatte im J. 491 vor Chr. den Thron beſtiegen. Als Xerxes, König von Perſien, mit einem ungeheuern Heer in Griechenland einfiel, waren von den größern Staaten Athen und Sparta die einzigen, die ſich zum Widerſtand entſchloſſen. Die Spartaner gaben den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht dem Leonidas, der (im J. 480) mit 400 nach Thermopylä marſchirte. Die große Gefahr der Unternehmung erkennend, ſah er ſich als ein Opfer für die Rettung ſeines Vaterlandes an. So klein ſein Heer war, ſo wußte er es doch ſo geſchickt aufzuſtellen, daß die Perſer, als ſie bei dem Engpaſſe ankamen, alsbald die Schwierigkeit einſahen, ihn mit Gewalt zu nehmen. Xerxes machte daher einen Verſuch, Leonidas in ſein Intereſſe zu ziehen und trug ihm die Herrſchaft über ganz Griechenland an. Als dieſer Vorſchlag mit Verachtung zurückgewieſen worden, ſandte der hochmüthige Despot einen Herold mit der Aufforderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole ſie," war die Antwort des ſpartaniſchen Königs. Dreimal drangen die Perſer mit großer Macht gegen den Engpaß vor, aber dreimal wur-

den ſie mit großen Verluſt zurückgeſchlagen. Zur ſelben Zeit führte ein verrätheriſcher Grieche, Namens Epialtes, ein erleſenes Corps von 10,000 Perſern auf einem geheimen Wege über die Gebirge, welche, nachdem ſie die wenigen ihnen entgegenſtehenden Phocenſer in die Flucht geſchlagen, im Rücken des Leonidas erſchienen. Der Held ſah, daß alles verloren ſei; da beſchloß er durch ein denkwürdiges Beiſpiel zu zeigen, was die Griechen zu thun vermöchten, wenn das Vaterland ſie dazu auffordre. Dazu kam noch, wie man ſagt, ein Orakelſpruch, welcher verkündigt hatte, daß Sparta nur durch den Tod eines ſeiner Könige gerettet werden könne. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, entließ er den größern Theil ſeiner Truppen und behielt nur 300 Spartaner, 700 Theſpier und 400 Thebaner bei ſich; letztere gewiſſermaßen als Geiſeln für die Treue ihrer Landsleute die Theſpier aber, weil ſie durch nichts zu bewegen waren, ihre ſpartaniſchen Bundesgenoſſen zu verlaſſen. Sobald Xerxes den glücklichen Uebergang des von Epialtes geführten Corps vernommen hatte, warf er ſich mit ſeiner ganzen Macht auf den Eingang des Paſſes, wo Leonidas ihm entgegenſtand. Die Wirkungen des durch Verzweiflung erhöhten Muths waren fürchterlich; Leonidas fiel, von erſchlagenen Feinden umringt. Die Seinen vertheidigten ſeinen Leichnam, bis ſie, von vorn und hinten angegriffen, ſämmtlich das Schlachtfeld deckten. Sie hatten ihr Leben theuer verkauft. Das Andenken ihres Heldenmuths und ihrer Vaterlandsliebe hat durch nichts verdunkelt werden können, und die Vertheidigung von Thermopylä gehört zu den ausgezeichnetſten Großthaten des Alterthums. Die Dankbarkeit der Griechen errichtete den Gefallenen ein glänzendes Denkmahl und verordnete die Feier jährlicher Kriegsſpiele über ihren Gräbern.

Leoniniſche Verſe heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie ſind als eine geſchmackloſe Ausartung zu betrachten.

Leoniniſcher Vertrag (Societas leonina, Löwengeſellſchaft; alſo benannt nach der bekannten Aeſopiſchen Fabel), iſt eine Geſellſchaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine ſolche Uebereinkunft iſt als Societät nach den Rechten ungültig, da ſie vielmehr eine Schenkung iſt.

Leoniſche Gold- und Silberarbeiten. Das leoniſche oder unächte Gold iſt eine Miſchung aus dem reinſten cementirten Kupfer und dem reinſten Zink; das Silber aber wird aus Kupferſtangen verfertigt, die mit Blattſilber verſilbert ſind. Man macht dann leoniſchen Drath daraus und aus dieſem wieder Waaren, die den ächten zwar ziemlich ähnlich ſind, an der Luft aber anlaufen und bald unanſehnlich werden. Dieſe Arbeiten ſind beſonders Spitzen, Galonen, Borten, Treſſen u. ſ. w. Der Zettel iſt dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cementirtem oder verſilbertem Kupferdrath genommen. In Deutſchland ſind Fabriken der Art hauptſächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. ſ. w.

Leoniſten, Arme von Lyon, ſ. Waldenſer.

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre, iſt vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epicur bekannt geworden. Nach Einigen war ſie die rechtmäßige Gemahlin, nach Andern die Geliebte

des Metrodorus. Sie ſoll ſich beſonders durch Geiſtestalente ausgezeichnet und ſogar eine Schrift voll Scharfſinn und Gelehrſamkeit in einem ſchönen attiſchen Styl gegen Theophraſt verfertigt haben. Einige halten Alles, was von ihr als Buhlerin erzählt wird, für unwahr.

Leopard, ein reißendes, zu dem Katzengeſchlechte gehöriges Thier, welches mehrere Gegenden Aſiens, vornehmlich aber Afrika bewohnt und die Größe eines anſehnlichen Fleiſcherhundes erlangt. Das Fell iſt von einer lebhaften gelben Grundfarbe, auf dem Rücken und an den Seiten mit kleinen, ziemlich runden und ſchwarzen Flecken dicht beſetzt, und kommt in den Handel. — Da das engliſche Wappen drei Leoparden enthält, ſo wurde in Napoleons Bulletin England oft als Leopard bezeichnet.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiſer Ferdinands III. und der Marie Anna von Spanien, am 9. Jun. 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutſchen Kaiſer erwählt. Bei ſeiner Thronbeſteigung mußte er verſprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leiſten. Damals ward Deutſchland von den Türken bedroht; ſie hatten die kaiſerlichen Truppen geſchlagen und Mähren verwüſtet, weil der Kaiſer fortwährend den Fürſten von Siebenbürgen, Ragotzi, unterſtützte, welcher letztere ſchon ſeit ſechs Jahren aufgehört hatte, der ottomaniſchen Pforte den jährlichen Tribut von 200,000 Gulden zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von einem Corps von 6000 Mann auserleſener franzöſiſcher Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, unterſtützt, ſchlug die Türken 1665 bei St. Gotthard. Weit entfernt, einen ſo vollſtändigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger, mit den Beſiegten Friede zu machen, und Ragotzi blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiſerlichen Miniſter ihre beſondern Abſichten. Oeſterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn ſollte gänzlich unterworfen werden; auch erregte der Ruhm, welchen ſich in dieſem Kriege die franzöſiſchen Waffen erworben hatten, den Neid Oeſterreichs. Es ward alſo ein Waffenſtillſtand auf zwanzig Jahre geſchloſſen. Nun beſchäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaiſers ganze Aufmerkſamkeit: die Magnaten dieſes Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, ſondern ſtrebten danach, ſich von der öſterreichiſchen Oberherrſchaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Dieſe Unternehmung koſtete Serin, Frangipani, Nadaſti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun ſtellte ſich Tököli an die Spitze der Unzufriedenen und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erwählt. Tököli rief die Türken in das deutſche Reich; dieſe fielen mit einem Heere von 200,000 Mann über Oeſterreich her, eroberten die Inſel Schurl und belagerten Wien 1683. Eben, als ſich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobieski zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verſchanzungen angegriffen und gänzlich geſchlagen. Ein paniſches Schrecken hatte ſich des Großveziers Muſtapha bemächtigt: er floh und überließ ſein Lager dem Sieger. Nach dieſer Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiſerlichen eroberten alle von den Türken genommenen Städte wieder. Leopold ließ die ungariſchen Aufrührer, welche er für die Urſache der Gefahren hielt, welche Deutſchland bedroht hatten, mit Strenge beſtrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüſt errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen

hinrichtete, deren Tod zur Begründung des Friedens nothwendig ſchien. Das wichtigſte Reſultat der fortdauernd ſtrengen Maßregeln war, daß Ungarn, welches bis dahin noch ein Wahlreich war, auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) als erblich für den ganzen öſterreichiſchen Mannsſtamm erklärt, und der älteſte Prinz des Kaiſers, Joſeph, ohne vorgängige Wahl als König von Ungarn gekrönt wurde. Siebenbürgen unterwarf ſich dem öſterreichiſchen Hauſe ganz. — Mit Frankreich führte Leopold drei Kriege, in welchen allen es ihm gelang, die deutſchen Fürſten in ſein Intereſſe zu ziehen, und dieſe Kriege für Reichskriege erklären zu laſſen. Der erſte begann 1672 in Verbindung mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizuſtehen, war für den Kaiſer und das Reich nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nymwegen (den 5. Februar 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geſchloſſene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in dieſem Kriege von den Franzoſen fürchterlich verwüſtet. Die deutſchen Waffen waren größtentheils glücklich, und Frankreich gab im Frieden zu Ryswick (den 30. October 1697) alles, was es ſeit 1680 von Deutſchland losgeriſſen (reunirt) hatte, zurück, trat auch Breiſach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Feſtungen an Deutſchland ab. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des Kaiſers, erhielt ſein Land, aus welchem Ludwig XIV. ſeine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Den dritten Krieg unternahm Leopold (1702), um ſeinem zweiten Sohne Carl die Thronfolge in Spanien zu verſchaffen. Er ſtarb aber im Laufe dieſes Krieges am 5. Mai 1705. Sein Tod bewirkte weder in Anſehung des Krieges, noch in der Verfaſſung Deutſchlands die geringſte Veränderung, da Leopolds älteſter Sohn Joſeph bereits 1690 als römiſcher König gekrönt worden war, und den Krieg mit größerer Thätigkeit fortſetzte. — Leopold war als der jüngſte der vier Söhne Ferdinands III. zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und dieſer Beſtimmung gemäß erzogen worden. Daher kam ſeine große Anhänglichkeit an die Geiſtlichen, eine gewiſſe Furchtſamkeit in ſeinem Benehmen, und die Nachſicht gegen ſeine Miniſter, denen er die Geſchäfte ganz überließ. Alle Zweige der Staatsverwaltung kamen unter ihm in Verfall. Er beſaß viel Herzensgüte, aber ſchwache Geiſteskräfte, war grauſam aus Religionseifer gegen die Proteſtanten, bis zur Verſchwendung wohlthätig gegen dürftige Müßiggänger, und in ſeinem Privatleben bis zur Uebertreibung einförmig. Der kaiſerlichen Würde verſchaffte er wieder Anſehn und Einfluß in Deutſchland. Er erhob während ſeiner Regierung dreizehn gräfliche Häuſer in den Reichsfürſtenſtand; es gelang ihm, wie ſchon oben erwähnt worden, ſeine Kriege jedesmal zu Reichskriegen zu erklären; er ertheilte, ungeachtet vieler Widerſprüche, dem Hauſe Braunſchweig-Hannover die neunte Churwürde, und erkannte den Churfürſten von Brandenburg, Friedrich, als König von Preußen an. Leopold liebte die Muſik mit wahrer Leidenſchaft und componirte ſelbſt. Nachdem er in ſeiner Todesſtunde ſchon ſein leztes Gebet verrichtet hatte, ließ er noch einmal ſeine Muſiker eintreten und verſchied unter dem Klange der Inſtrumente. Von ſeinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joſeph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joſeph (1682 geboren), der aber ſchon in einem Alter von zwei Jahren ſtarb; und Carl, Erzherzog von Oeſterreich (1685 geb.), der auch nachmals Kaiſer wurde.

Leopold II., einer der menſchenfreundlichſten, kenntnißreichſten und geliebteſten öſterreichiſchen Fürſten, geboren am 5. Mai 1747, ward nach ſeines Vaters, des Kaiſers Franz, Tode (1765), Großherzog von Toscana. Während einer 25jährigen Regierung ſchuf er dieſes Land um. Durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthſchaft, Emporbringung der Manufacturen und des Handels, Verbeſſerung der Landſtraßen u. ſ. w. hob er den Wohlſtand ſeiner Unterthanen, ſo wie er durch Aufhebung der Inquiſition (1787), Anlegung der Beſſerungshäuſer, und ſein vortreffliches Criminalgeſetzbuch, für die Moralität derſelben wirkte. Leopolds Staatswirthſchaft in Toscana war muſterhaft; er ſelbſt zeigte keinen Hang zum Luxus, war populär und menſchenfreundlich. Früher als ſein Bruder Joſeph, aber behutſamer als dieſer, unternahm er Reformen in Kirchenſachen, zum großen Mißfallen des benachbarten römiſchen Hofes. Nach dem Tode ſeines Bruders, Joſeph II., wurde er auf den Kaiſerthron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er die öſterreichiſchen Erbſtaaten fand, iſt bekannt. Mitten unter den glänzendſten Ceremonien der Huldigungen und Krönungen, ging er, in Folge der mit Preußen (d. 27. Juli 1790) geſchloſſenen reichenbacher Convention, mit den Türken einen Waffenſtillſtand ein, auf welchen im Jahre nachher der Friede zu Sziſtowe folgte, worin Oeſterreich alle gemachten Eroberungen an die Türken zurückgab. Die empörten Niederländer, die Leopolds Vorſchläge nicht geachtet hatten, wurden noch vor Ende des Jahres durch die Waffen zum Gehorſam gebracht, doch bewilligte ihnen Leopold alle ihre alten Vorrechte und die Wiederherſtellung vieler von Joſeph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Leopold dämpfte die unruhigen Bewegungen in Ungarn, und ſtellte ein friedliches Verhältniß mit Preußen wieder her. Durch Verbeſſerung der Juſtiz, Polizei und der öffentlichen Erziehung, durch Niederſetzung einer Geſetzcommiſſion ſorgte er für ſeine neuen Unterthanen. Der raſche Fortgang der Revolution in Frankreich beunruhigte auch ihn. Er ſchloß daher 1791 die bekannte pillnitzer Convention mit Preußen, in welcher erklärt wurde, daß die Lage des Königs von Frankreich als eine Sache betrachtet werden ſolle, die ein allgemeines Intereſſe für alle Souveräne von Europa habe. Vieles, was Joſephs raſcher Geiſt zu frühzeitig zerſtört hatte, baute er wieder auf, nicht, wie ſonſt wohl geſchieht, um nur das Gegentheil zu thun, ſondern, um den Forderungen des Zeitgeiſtes mit kluger Mäßigung nachzugeben und ihn zu leiten. Aber mitten unter den Hoffnungen ſeiner Völker, eben da die Augen aller Menſchenfreunde auf ihn gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichſten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erſcholl die Nachricht von ſeinem Tode (den 1. März 1792). Der große und allgemeine Eindruck, den dieſer Todesfall verurſachte, war die ſchönſte Lobrede auf den Kaiſer. Schon als Großherzog von Toscana hatte ſich Leopold als einen der edelſten Regenten gezeigt. Wenn man lieſet, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit ſprach und ſie ausübte, wie ſeine Aufmerkſamkeit ſich auf ſich ſelbſt und alle Theile der Staatsverwaltung erſtreckte: ſo ſcheint es, als läſe man einen Regentenſpiegel, worin ein weiſer Mann den Herrſchern in einer Geſchichte zeigen wolle, welche Pflichten ihnen obliegen und wie ſie dieſe erfüllen können. Ein redlicher Diener des Staats verläßt einen zeitherigen Poſten nicht eher, als bis er Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte ſeine hohe Regentenwürde niemals anders als ein Amt

angeſehen, und dies auch laut ausgeſprochen. Jetzt krönte er die ſchöne Reihe von fünf und zwanzig ſegensvollen Jahren mit dem preiswürdigſten Benehmen. Er, der oberſte der Monarchen, legte denen, die von der Vorſehung ſeinem Scepter anvertraut waren, und allen Bewohnern der Erde, die ein Intereſſe daran haben konnten, genaue Rechenſchaft ab von der Verwaltung ſeines großen und ſchweren Fürberufs, zu welchem er von der Vorſehung beſtimmt war, und widerlegte durch ſeine königliche That die engherzige Klugheit derer die aus der Verwaltung des Staats dem Staate ein Geheimniß machen.

Leopold I., Fürſt von Deſſau, ein berühmter preußiſcher Feldherr, der noch jetzt unter dem Namen des alten Deſſauers bei der preußiſchen Armee in lebendigem Andenken iſt, wurde 1676 geboren, und zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend, in welcher man ihn dem Civilſtande zu widmen gedachte, den unwiderſtehlichſten Hang zum Militär. In ſeinem zwölften Jahre gab ihm Kaiſer Leopold I. ein Regiment, und in ſeinem ſechszehnten erhielt er das Regiment ſeines Vaters, welcher preußiſcher Generalfeldmarſchall und Gouverneur von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereiſet war, machte er 1696 ſeinen erſten Feldzug am Rhein. Im ſpaniſchen Erbfolgekriege zeigte er ſich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und in der Schlacht bei Hochſtädt erwarben ſich die Preußen unter ſeiner Anführung den Ruhm, durch ihre Tapferkeit einen großen Antheil an dem erfochtenen Siege zu haben. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußiſchen Kriegsvölker in Italien. Nachdem ihm ſpäterhin das Commando der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarſchall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf ſtarb der König, deſſen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm ſo zugethan war, daß er faſt ſtets um denſelben ſein mußte; auch war er durch ſeine Mutter (eine Schweſter der erſten Königin von Preußen) nahe mit dem preußiſchen Hauſe verwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier die Lorbeeren ein. Nach dem Tode ſeines königlichen Freundes ſchenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er gab ihm, als er ſeinen erſten Feldzug gegen Schleſien unternahm, das Commando über die Armee, welche die brandenburgiſchen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten, Einfall von Hannover decken ſollte, und 1742 das Commando in Schleſien. Bei dem neuen Einfalle in Böhmen, 1744, ſtand Leopold mit einer Armee bei Magdeburg, welche er nachher nach Schleſien führte, wo er bei der Abweſenheit des Königs commandirte, das Jahr darauf das öſterreichiſche Corps, das in Schleſien einzubrechen drohte, zum ſchleunigen Rückzuge zwang, endlich (da der Friede dieſes Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem Könige neue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang, und am 5. December den Sachſen die blutige Schlacht bei Keſſelsdorf lieferte, worauf Dresden in preußiſche Hände fiel, und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. Leopold begleitete dann den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach ſeiner Reſidenz zurück, wo er, ſo oft er nicht im Felde war, beſonders in Rückſicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, für ſein Land Sorge trug. Hier ſtarb er den 6. April 1747 am Schlagfluſſe. Er war zuletzt königlich preußiſcher und zugleich Reichsgeneralfeldmarſchall, auch Gouverneur von Magdeburg. Mit ſeiner Gemahlin, Anna Föhſin, einer Apothekerstochter aus Deſſau

die 1701 in den Reichsfürſtenſtand erhoben worden war, hat er neun Kinder gezeugt, und in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt. Die Sitten dieſes Fürſten waren rauh, oft ſogar pöbelhaft; aber ſein Character war brav und populär, ſo wie er ſelbſt, beſonders bei der Armee, außerordentlich beliebt.

Leopold (Georg Chriſtian Friedrich), Prinz von Sachſen-Coburg-Saalfeld und Witwer von der Prinzeſſin Charlotte von Wales, der präſumtiven Erbin des brittiſchen Reichs, iſt der zweite Bruder des regierenden Herzogs von Coburg, Ernſt, und den 16. December 1790 geboren. Er empfing die ſorgfältigſte Erziehung, ward, als die Vermählung ſeiner Schweſter Anna Feodorowna mit dem Großfürſten Conſtantin das coburgſche Haus mit Rußland innig verband, als General im ruſſiſchen Heere angeſtellt, und befand ſich 1806 mit ſeinen Aeltern in Saalfeld, als der unglückliche Krieg ſich über Norddeutſchland bis an die Grenzen Rußlands verbreitete. Als 1808 der regierende Herzog nach Rußland reiſete, nahm für dieſe Zwiſchenzeit Prinz Leopold an den Regierungsgeſchäften Theil; in demſelben Jahre begleitete er den Kaiſer von Rußland auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußerſten Drohungen Napoleons konnten ihn dahin bringen, im Jahre 1810 ſeine Stelle im ruſſiſchen Heere niederzulegen. Mit ſo größerm Eifer widmete er ſich von jetzt an den Angelegenheiten ſeines Hauſes, den Künſten und Wiſſenſchaften. Unter andern unterhandelte und ſchloß er 1811 zu München mit dem beſten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern. Um ſich der Beobachtung der franzöſiſchen Regierung einigermaßen zu entziehen, begab ſich der Prinz 1812 nach Wien, Italien und der Schweiz. Inzwiſchen hatte ſich die Lage der Sachen plötzlich geändert. Während zu Anfange des Jahres 1813 der regierende Herzog zu ſeinem königlichen Freunde nach Berlin eilte, ſandte er ſeinen Bruder Ferdinand nach Wien, und ſeinen Bruder Leopold nach München. Letzterer ging von dort im Februar nach Polen zum Kaiſer Alexander und erſtattete dort Bericht von dem Zuſtande des franzöſiſchen Heers und der Stimmung in Deutſchland. Er blieb jetzt bei dem ruſſiſchen Heere, machte mit demſelben den ganzen Feldzug bis zur Einnahme von Paris mit, entwickelte während deſſelben bei unzähligen Gelegenheiten eben ſo viel Feldherrntalent als perſönliche Tapferkeit; begleitete dann die Monarchen nach England, verweilte dort bis Ende Juli, und begab ſich zu Anfang Septembers zum Congreß nach Wien. Von dort ging er nach Bonaparte's Rückkehr zur Rheinarmee, welche bald zum zweiten Male in Paris einzog. Hier hielten ihn Familienangelegenheiten einige Zeit zurück, worauf er ſich über Coburg nach Berlin verfügte. Dort meldete ihm eine Einladung des Prinzen Regenten von England die hohe Beſtimmung, zu der er berufen ſei. Seine Vermählung mit der Prinzeſſin von Wales ward den 2. Mai 1816 vollzogen. Aber nur zu bald zerſtörte der Tod dieſer Fürſtin die ſchönen Hoffnungen, welche die engliſche Nation mit Recht auf ihn gebaut hatte.

Lernäiſche Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, vom Typhon und der Echidna erzeugt, wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen und verwüſtete die umliegende Gegend. Sie hatte hundert Köpfe, von welchen der mittelſte unſterblich war. Herkules bekam vom Euryſtheus den Auftrag ſie zu tödten. Er verband ſich zu dieſem Endzwecke mit dem Jolaus, und beide trafen die Schlange auf einem Hügel bei den Brunnen der Amymone in ihrem Lager an. Herkules verjagte ſie daraus mit ſeinen Pfeilen, ergriff ſie mit den

Händen, und fing an, ihr mit ſeiner Keule die Köpfe abzuhauen. Aber zu ſeinem Erſtaunen kamen an der Stelle jedes abgeſchlagenen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem ſchickte Juno der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Dieſen erſchlug er und befahl darauf dem Jolaus, einen nahe gelegenen Wald in Brand zu ſtecken. Beide fuhren darauf jedesmal mit glühenden Bränden über die Stelle eines abgehauenen Kopfes hin, wodurch die Wunden ausgebrannt, und verhindert wurde, daß ein neuer Kopf aufſprießen konnte. So ſchlug Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unſterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felſenſtücke bedeckte. Nachdem dies geſchehen, tauchte er ſeine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödliche Wunden machen zu können. Nach andern Sagen ſoll ſich Herkules bei dieſem Kampfe eines goldenen, ſichelförmigen Schwerts bedient haben; auch ſoll die Hydra geflügelt geweſen ſein.

Lesbos, jetzt **Metelin** oder **Metalnie** (von der ehemaligen Hauptſtadt Mitylene), eine griechiſche Inſel in dem nördlichen Winkel des Aegeiſchen Meers (des Archipelagus), an der aſiatiſchen Küſte, der Sage nach von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieſer führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heirathete daſelbſt die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrſchaft über die Hälfte der Inſel, welcher er, nachdem ſie vorher **Iſſa**, dann von den Pelasgern **Pelasgia** geheißen hatte, den Namen **Lesbos** gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1100 Stadien, oder 41 franzöſiſchen Meilen. An Bäumen trug die Inſel beſonders Buchen, Cypreſſen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derſelben gebrochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verſchiedene Edelſteine. Das vornehmſte und einträglichſte Erzeugniß der Inſel war jedoch der **Wein**, den man in vielen Ländern allen andern griechiſchen Weinen vorzog. Noch jetzt wird das dortige Baumöl und die Feigen zu den beſten im Archipel gerechnet. Es befanden ſich neun, meiſt blühende Städte auf derſelben, von denen die vornehmſten **Mitylene**, **Pyrrha**, **Methymna**, **Arisba**, **Eteſſus** und **Antiſſa** hießen. Noch in unſern Zeiten ſind auf derſelben 120 Dörfer gezählt worden. Urſprünglich wurde die Inſel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht blos auf dem feſten Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, ſondern widerſtanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos, und darauf von den Perſern ſehr beunruhigt, deren Oberherrſchaft ſie endlich anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mycale ſchüttelte ſie das perſiſche Joch ab und ward Athens Bundesgenoſſin. Während des peloponneſiſchen Krieges trennte ſie ſich mehr als einmal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorſame zurückgebracht. Eine unbedeutende Veranlaſſung führte die nachtheiligſten Folgen für dieſe Inſel herbei. Ein vornehmer Bürger von Mitylene verbreitete, aus Erbitterung, daß mehrere reiche Einwohner ſeinen Söhnen ihre Töchter zur Ehe verſagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beſchuldigte ſie laut und öffentlich, daß ſie ein Bündniß mit den Lacedämoniern ſchließen wollten, und erregte durch dieſe falſche Beſchuldigung eine ſolche Aufmerkſamkeit in Athen, daß dieſes eine Flotte gegen Lesbos abſe-

geln ließ. Die nächſten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten ſich zum Schutze ihrer Hauptſtadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mitylenens Mauern geſchleift, ſeine Schiffe weggenommen und tauſend der reichſten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verſchont. Die Inſel ſelbſt ward hierauf in dreitauſend Theile zerſtückelt, von denen dreihundert dem Dienſte der Götter geweiht, die übrigen aber unter atheniensiſche Bürger vertheilt und von dieſen wiederum an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichts deſto weniger erholten ſich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausſchweifenden Sitten ſehr berüchtigt, ſo wie denn auch die ganze Inſel als der Sitz des Vergnügens und der Zügelloſigkeit betrachtet wurde. Zugleich aber ſtanden ſie in dem Rufe der feinſten Lebensart und der ausgezeichnetſten Geiſtescultur. Auch hatten Poeſie und Muſik daſelbſt große Fortſchritte gemacht. Beſonders berühmt war die lesbiſche Schule der Muſik, deren Urſprung auf folgende Weiſe erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerriſſen, und Haupt und Leier deſſelben in den Fluß Hebrus geworfen worden, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben. Während deſſen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören, und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieſelben. Die Methymnier begruben daher das Haupt und hängten die Leier in Apollos Tempel auf. Dafür ward ihnen, nach der Sage, von dieſem Gotte das Talent zur Muſik verliehen. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglicher Tonkünſtler hervor, welche alle Muſiker Griechenlands übertrafen. Unter dieſen zeichneten ſich insbeſondere Arion von Methymna und Terpander von Antiſſa aus, ſo wie unter den lyriſchen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmſten genannt werden. Auch war der berühmte Pittacus, einer der ſogenannten ſieben Weiſen, und ſpäterhin die Philoſophen Theophraſt und Theophanes (der Buſenfreund des großen Pompejus) und die Geſchichtſchreiber Hellanicus, Myrtilus u. a. auf dieſer Inſel geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Ariſtoteles hielten daſelbſt ſogar Vorleſungen.

Leſemethoden. Leſen iſt eine Kunſt, zu der man, weil ſie das Hauptmittel aller weitern Bildung iſt, nicht ſchnell genug kommen kann. Daher iſt man ſeit mehrern Jahrhunderten darauf bedacht geweſen, ſchnell und leicht zum Zwecke führende Leſemethoden zu erfinden. Schon im 17. Jahrhunderte unterſchieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Ausſprache und Benennung der Conſonanten, und von den berühmten Pädagogen des 18. Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Leſenlernens aus der Acht gelaſſen. Das ärgerliche Buchſtabiren, das Baſedow durch gebackene Buchſtaben zu verſüßen ſuchte, wurde durch dieſe Bemühungen allmählig beſeitigt. An der von dem Director Plato bei der Freiſchule in Leipzig eingeführten Leſemaſchine lernen die Kinder mit oder ohne Buchſtabiren auf eine unterhaltende Weiſe Worte zuſammen ausſprechen. Dieſe, mit Unrecht unter die Maſchinen gerechnete, einfache Vorrichtung beſteht aus einer ſchrägſtehenden mit hervorragenden Leiſten als Zeilen verſehenen Tafel, welche an der Wand befeſtigt auf einem ſchmalen Kaſten ruht, der wie der Letternkaſten des Setzers eben ſo viel Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchſtaben gibt. Sie wird umſo brauchbarer, je gewandter der

Lehrer aus den im Kaſten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchſtaben die zur Zuſammenſetzung eines auszuſprechenden Wortes gehörigen, ohne Verzug zu finden, zwiſchen die Leiſten nach einander einzuſchieben und dadurch die Entſtehung des Wortes anſchaulich zu machen weiß. Auch laſſen ſich ſonſt noch manche nützliche orthographiſche und ſogenannte Verſtandesübungen dabei anſtellen. Dieſes äußere Hülfsmittel des Leſeunterrichts machte jedoch die zwiſchen 1801 und 1803 erfundenen neuen Leſemethoden nicht überflüſſig. Ungefähr gleichzeitig traten in dieſen Jahren der Profeſſor Olivier in Deſſau und der baierſche Schulrath Stephani mit ihren Leſemethoden auf, die in dem Grundſatze übereinſtimmten, daß die Leſekunſt auf der Kenntniß des jedem Buchſtaben eigenthümlichen Lautes beruhe, weshalb dieſer eigentlich zu lernen und dann erſt der gewöhnliche Name des Buchſtaben anzugeben ſei. Olivier hat das Eigene, daß er den Conſonanten, um ſo hörbar zu machen, ein kurzes e, wie das hebräiſche Schwa, beifügen läßt; Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchſtabe ohne Zuſatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reihnheit ausgeſprochen und z. B. bei b kein e; bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. ſ. w. hörbar werde, daher ſeine Methode die Laut- oder Lautirmethode heißt. Sie iſt unſtreitig einfacher, als die Olivierſche, und daher viel häufiger, als dieſe, in Volksſchulen eingeführt worden. Durch ſyſtematiſche Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterſcheidet ſich aber von beiden die auf ähnlichen Grundſätzen beruhende Leſemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug und der ihm nachfolgende Zeller benennen die Buchſtaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen (z. B. b. ſanfter Lippenſchluß, d Zahnlautzeichen, ſ Ziſchlautzeichen, r Schnurrlaut, f Blaslaut ꝛc.) und halten ſtreng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Leſenlernen mit Bewußtſein deſſen, was es verrichtet, vorwärts thue und ſich mit dem Mechanismus dieſer Kunſt zugleich die Tugenden der Stätigkeit, Ordnungsliebe und Genauigkeit im Denken und Handeln, durch den Geiſt der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängſtlichen Sorgfalt im Kleinen, und daher für Lehrer und Lernende beſchwerlichen und weitläufigen Ausführung gemacht wird, ſo hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die Stephaniſche Methode zwar ſchneller, die Krugſche aber deſto gewiſſer zum Ziele führt, und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation gefälligen Vortrage bringt. Mag man indes auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen, ſo wird es doch bei der practiſchen Anwendung hauptſächlich auf das Geſchick und den Sinn des Lehrers ankommen und zur Einführung in eine beſtimmte Schule diejenige Methode allemal die angemeſſenſte ſein, deren der vorhandene Lehrer am meiſten mächtig iſt. E.

Leſüeur (Jean-François), ein berühmter franzöſiſcher Componiſt, iſt geboren 1766. Er begann ſeine muſikaliſchen Studien zu Amiens, und nachdem er hier ſeine gelehrte und muſikaliſche Bildung vollendet hatte, bekleidete er nach und nach an verſchiedenen Domkirchen Frankreichs die Stelle eines Capellmeiſters, bis er endlich in gleicher Eigenſchaft in Paris angeſtellt wurde. Leſüeur hat nicht allein gegen 20 Stücke für die Kirche gearbeitet, ſondern auch die große Oper iſt von ihm mit 5 Opern, unter denen die öffentliche

Stimme Werke des erſten Ranges gefunden hat (insbeſondere die Barden) bereichert worden. Das Markige, welches ſeinem Style ganz beſonders eigen iſt, hatte ihm die Gunſt Napoleons in dem Maße erworben, daß derſelbe ihn nicht blos zum Nachfolger Paeſiellos ernannte, ſondern ihm auch eine goldene Tabaksdoſe überreichen ließ, welche die Aufſchrift erhielt: „Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden." Auch als Verfaſſer mehrerer theoretiſcher Werke über die Muſik hat ſich Leſüeur bekannt gemacht, und ſeit langer Zeit beſchäftigt er ſich mit einem ſehr ausführlichen Werke, welches den Titel führen wird: Traité général sur le caractère mélodique de la musique théâtrale et imitative. Seine dramatiſchen Compoſitionen ſind la Caverne; Paul et Virginie; Telemaque; la mort d'Adam und les Bardes. Die letztere Muſik gab Veranlaſſung, daß man dem Componiſten vorzugsweiſe Genie für die Darſtellung des einfach Erhabenen beilegen zu müſſen glaubte. Leſüeur hat darin verſucht, durch kraftvolle und ungewöhnliche Harmonien den Eindruck zu vergegenwärtigen, den ſeine Zuhörer bei dem Leſen des Oſſian empfunden hatten.

Leſüeur (Euſtache), einer der größten Mahler der Franzoſen, geboren zu Paris im Jahre 1617, erhielt er den erſten Unterricht in der Zeichenkunſt von ſeinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der franzöſiſchen Mahlerſchule. Er zeichnete ſich bald durch mehrere Gemählde, die er in ächt italieniſchem Styl componirt hatte, aus; allein ſein Ruhm wurde erſt ſpäter durch die Reihe von Gemählden, die er für die Carthäuſer in Paris verfertigte, ſein Hauptwerk, völlig gegründet. In 22 Bildern ſtellte er die Hauptſcenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieſes Ordens, dar, und endigte dieſe 1649 begonnene Arbeit binnen 3 Jahren. Noch während dieſer Beſchäftigung im Jahre 1650 mahlte er für die Goldſchmiedegilde die Predigt des Apoſtel Paulus zu Epheſus, ein Gemählde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geſchenk gemacht, und ſpäterhin alle Jahre am erſten Mai daſelbſt öffentlich aufgeſtellt wurde; im folgenden Jahre zwei Vorſtellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter ſeine vorzüglichſten ſpätern Arbeiten gehören verſchiedene mythologiſche Vorſtellungen, die er im Hotel Lambert mahlte. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, welche man im ſogenannten Cabinet der Liebe ſieht, und die Muſen nebſt Apollo im Saale der Muſen. Bald nach Vollendung dieſer Arbeit raffte ihn der Tod im 38. Jahre ſeines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunſt, zu anhaltendes Studium und zu angeſtrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künſtlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Urſachen ſeines Todes. Ohne in das Lob einzuſtimmen, welches dieſem Künſtler von ſeinen Landsleuten ertheilt wird, indem ſie ihn den franzöſiſchen Raphael nennen; ſo iſt noch unleugbar, daß Leſüeur ein Mahler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdienſten geweſen iſt. Seine Ideen ſind edel und erhaben, ſeine Compoſition iſt einfach, überlegt und wohlgeordnet; die Zeichnung iſt richtig, in gutem Geſchmack, und beweiſet ſein fleißiges Studium der Antike und der größten italieniſchen Meiſter, beſonders des Raphael; ſeine Gewänder ſind künſtlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck ſeiner Figuren iſt voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen ſind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und

Freiheit des Pinſels, ſeine Farbengebung iſt lieblich und einfach, nur fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher ſeinen Bildern eine gewiſſe Einförmigkeit, hie und da auch wohl zu große Zierlichkeit zur Laſt gelegt werden kann. Daß Leſûeur die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, welche man in ſeinen Werken findet, iſt um ſo bewundernswürdiger, als er nie ſein Vaterland, ja kaum ſeine Vaterſtadt verlaſſen, ſich alſo nur nach den wenigen, daſelbſt vorhandenen Vorbildern der Antike und der italieniſchen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferſtichen des Marc Anton ſtudirt. Leſûeur iſt wegen ſeiner Bildung als der eigentliche Repräſentant der franzöſiſchen Schule zu betrachten, denn Pouſſin, der noch über ihm ſteht, gehört doch mehr den Italienern, als den Franzoſen an. Leſûeur war ein Mann von ſanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eiferſucht ſeines Nebenbuhlers Lebrûn, der in der Kunſt den Ton angab und den Geſchmack tyranniſirte, ſeinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ. B-L.

Leſſing (Gotthold Ephraim), geboren den 22. Januar 1729 zu Kamenz, wo ſein Vater Prediger war. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in die entſcheidenſte Plattheit verſunken waren, mit gewaltiger Kraft und ſchneidender Schärfe des Geiſtes das Richtige in ſeiner Richtigkeit darſtellte, der Erſte unter den Deutſchen, der den univerſellen Geiſt der Forſchung und Kritik zeigte, welcher in Wiſſenſchaft und Kunſt die Eigenthümlichkeit unſers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winckelmann und Klopſtock leiſteten, beſchränkte ſich zu ſehr auf abgeſchloſſene Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hierzu nöthigen Vielſeitigkeit, aufzuregen. Faſt in allen hat er ausgezeichnet gewirkt; allein wie er ſich ſelbſt nie für einen Dichter gehalten hat, ſo ſind auch ſeine Trauer- und Luſtſpiele eigentlich nur Exempel, kalt und beſonnen, ohne eigentlich ſchöpferiſche Dichterwärme, zu Belegen ſeiner Anſichten über Theater und dramatiſche Kunſt ausgearbeitet. Seine Philoſophie iſt im Ganzen nur Fragment geblieben. Die Reſultate ſeiner Kunſtbetrachtungen und Unterſuchungen erſcheinen bei der Geiſtestiefe, womit in den neueſten Zeiten der Deutſche dieſes Feld allſeitig durchdrungen, oft unerheblich, unbegründet und zu ſehr mit den Mängeln der damaligen Kunſtphiloſophie behaftet, welche ſich weniger damit befaßte, ein Kunſtwerk zu verſtehen, d. i. es erſt in allen Beziehungen ſeines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in ſich aufzunehmen, und dann mit hiſtoriſchem Geiſte ihm in dem Geſammtgebiete der Literatur und Kunſt ſeinen Platz anzuweiſen; ſondern hauptſächlich darauf ausging, das Kunſtgefühl, welches dem damaligen Zeitalter zu einem ſeltſamen Phänomen geworden war, ſich zu zerſetzen und zu enträthſeln. Jedoch trifft dieſe Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Leſſing früher über Kunſt und Poeſie ſchrieb. In ſofern hat er allerdings angefangen, den rechten Weg der Kritik zu bahnen; als er auf ſcharfe Sonderung der Arten und Claſſen drang, und bei verſtändigſter Bewunderung der Alten auch der Verkündiger der frühern ausländiſchen Literaturen, der engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen ward, zugleich aber das hohle Geſpenſt des franzöſiſchen Geſchmacks in ſeine Nichtigkeit zurückzuwerfen ſtrebte und einen umfaſſendern und kräftigern Geſchmack erweckte. Man muß über den großen Geiſt des Mannes erſtaunen, welcher bei zahlreichen poetiſchen Verſuchen, cri-

tiſchen, philoſophiſchen und artiſtiſchen Unterſuchungen aller Art, auf die umfaſſendſten theologiſchen Streitigkeiten einging, und indem er eines Theils jenes Gemiſch von poſitiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in ſeiner Erbärmlichkeit darſtellte, andern Theils aber in dem Nathan aller poſitiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muſter der Polemik aufzuſtellen wußte. Das eigentlich Bleibende und Große in Leſſings Schriften, was aber nur durch Selbſtſtudium erkannt werden mag, iſt der Styl, ſeine reine, leichte und doch kräftige Proſa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geiſtes, womit er ſeine Unterſuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, ſondern gleichſam verdeckt mittheilt, und auf dieſe Weiſe unwiderſtehlich zum Selbſtdenken reizt und auffordert. Wir wenden uns zu Leſſings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des ſeltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet; zugleich werden wir die wichtigſten ſeiner Werke nennen, wie er ſie in chronologiſcher Folge geſchrieben hat; verweiſen jedoch zuvor noch auf das intereſſante Werk: Leſſings Gedanken und Meinungen, aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von letzterm iſt auch ein ſehr guter Aufſatz in dem erſten Theile der Charakteriſtiken und Kritiken. Mehr in Hinſicht der factiſchen Umſtände und der äußern Verhältniſſe, unter welchen Leſſing lebte, iſt zu nennen: Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe von deſſen Bruder K. G. Leſſing, 2 Theile, Berlin, 1793, und Leſſings Biographie in dem Pantheon der Deutſchen. — Wenn uns das mannichfach bewegte Leben der Künſtler und Gelehrten des Alterthums oder des Mittelalters unendlich anziehend iſt, weil wir darin eine Urſache ihres, auch in dem geiſtigen Gebiete lebendigen und kräftig geſunden Weſens zu entdecken glauben, ſo iſt Leſſings Leben aus dem entgegengeſetzten Geſichtspuncte intereſſant. Man ſieht, wie dem wiſſenſchaftlichſten Geiſte die bloße Wiſſenſchaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und deſſen mannichfaltige Abwechſelungen unentbehrlich ſind, und wie in einer Zeit, die Künſtler und Gelehrte, als etwas nicht in ſie gehöriges, aus ſich hinaus in das Gebiet reiner Ideen treibt, jenes unbefriedigte Bedürfniß, werkthätig in die Ereigniſſe der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältniſſe des talentreichen Geiſtes eine ſchwankende, ſich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem erſten Unterrichte in der Religion, welchen ihm ſein Vater, ein Mann von dem ſtrengſten lutheriſch chriſtlichen Glauben, gab, hatte er Privatunterricht bei einem gewiſſen Mylius, Bruder jenes ſeiner Freigeiſterei willen verſchrieenen Mylius, mit welchem er ſpäter in Leipzig und Berlin, zu nicht geringerer Kränkung ſeiner Aeltern, in engere Verbindung trat. Ein ſonderbarer Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Mahlen und Zeichnen bei einem Mahler finden. Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die daſige Stadtſchule beſucht hatte, kam er 1741 auf die Fürſtenſchule zu Meißen, die er, nachdem er daſelbſt der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſo wie der Mathematik mit unbegrenztem Eifer und dem glücklichſten Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abſchiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Univerſität Leipzig, und während er hier, außer Erneſti, keinen andern Lehrer einer beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, ſich durch gymnaſtiſche Uebungen jene

Leichtigkeit und Sicherheit des Weſens und Benehmens zu verſchaffen, welche dem Gelehrten ſo oft fehlt. Seine Bemühungen hierin ſollen nicht fruchtlos geweſen ſein. Keiner Facultätswiſſenſchaft zugethan, und ſich ſchon den mannichfaltigſten literariſchen Beſtrebungen hingebend, ſchloß er bald mit dem nachherigen Kreisſteuer Einnehmer Weiße jene Freundſchaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Diſputirübungen, welche er unter Käſtner mit dem ſchon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel, hielt, dienten ihm zu einer wiſſenſchaftlichen Gymnaſtik. Hier machte er auch Bekanntſchaft mit der berühmten Neuberin, Directrice einer damals in Leipzig ſich aufhaltenden Schauſpielergeſellſchaft und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgiſchen Wochenſchrift. Mit Weiße gemeinſchaftlich überſetzte er den Hanni al von Marivaux, und brachte den bereits ſchon auf der Schule angefangenen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die Neuberiſche Bühne. Bald beſtimmte ihn aber die Unzufriedenheit ſeiner ſtreng geſinnten Aeltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodſtudium, ſein Umgang mit Schauſpielern, einer damals verrufenen Menſchenclaſſe, kurz ſein ganzes Thun und Treiben als höchſt ſtrafbar, ja ruchlos erſchien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieſer Zeit ſind unter ſeinen Gedichten noch eine Menge ſogenannter Anacreontiſcher Lieder in einem Aufenthalt verfertigt, wo an Wein und Liebe wenig zu denken war. Von hier kehrte er auf kurze Zeit nach Leipzig zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, welches Leſſingen den Aufenthalt in Leipzig beſonders angenehm und wünſchenwerth machte, verloren, auch Mylius ſich bereits früher nach Berlin begeben hatte, ging er ebenfalls bald dahin. Hier nahm er an einer Wochenſchrift des Letztern Antheil, gab mit ihm die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſo wie eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus. Aufſehn machte auch der Briefwechſel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm deſſen Secretär Richter Louvain ein Exemplar von der Vie de Charles XII. aus Freundſchaft früher mitgetheilt hatte, als nach des Autors Abſicht dies Werk öffentlich bekannt gemacht werden ſollte. Leſſing ging endlich, dem Wunſche ſeiner Aeltern zu genügen, nach Wittenberg, wo er mit ſeinem bereits erwähnten Bruder K. G. Leſſing, dem nachherigen Conrector im Chemnitz, in eifrigſter und fröhlichſter Gemeinſchaft ſtudirte, und die Magiſterwürde annahm. In dieſer Zeit überſetzte er das Werk des Spaniers Huarte von der Prüfung der Köpfe, ſchrieb eine Kritik der Meſſiade und faßte den Entſchluß eine Ueberſetzung derſelben in lateiniſchen Hexametern zu fertigen, um zu beweiſen, daß die Sprache in derſelben keinesweges ſo ſchwer ſei, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erſchienenen Jöcheriſchen Gelehrten-Lexicon. 1753 vertauſchte er Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daſelbſt bleiben wollte, übernahm er ſtatt ſeiner den gelehrten Artikel der Voſſiſchen Zeitung. 1753 — 1754 erſchien der 2. und 3. Theil ſeiner kleinen Schriften, ſo wie auch das erſte und zweite Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek. 1755 machte er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn Bekannſchaft, begab ſich jedoch einige Zeit nach Potsdam, um dort in ungeſtörter Einſamkeit ſein Trauerſpiel Miß Sara Sampſon auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem daſigen Kaufmanne, Winkler, bekannt, als deſſen Geſellſchafter er eine große

Reiſe antrat, welche aber, da eben der ſiebenjährige Krieg ausbrach, nur bis Holland fortgeſetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihm ſeinen Aufenthalt in Leipzig eine Streitigkeit mit Winkler, welcher ſich der beim Antritt dieſer Reiſe gegen Leſſing übernommenen Verbindlichkeiten aus Geiz zu entziehen ſuchte, ſo daß Leſſing deren Erfüllung nicht anders als nach einem Prozeſſe zu erlangen im Stande war. Er ward jedoch ſchadlos gehalten durch die Bekanntſchaft mit dem berühmten Dichter Kleiſt, Major in preußiſchen Dienſten, welchen damals Dienſtverrichtungen in Leipzig feſthielten, und mit dem Freiherrn von Brawe. 1757 fing er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn an, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herauszugeben. Auch begann er ſeine Virginia, welche ſpäter unter dem Namen Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde, unſtreitig unter ſämmtlichen dramatiſchen Stücken Leſſings dasjenige, das am fleißigſten ausgearbeitet iſt, und mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört, das geiſtreichſte. Als Kleiſt 1759 zur Armee abging, und Weiße den Vorſatz gefaßt hatt, nach Paris zu reiſen, ging Leſſing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelsſohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften wurde. Nicht lange darauf ward er Secretär bei dem General Tauenzien in Breslau. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, ſein bekanntes militäriſches Luſtſpiel, dem bald zahlloſe militäriſche Dramen der Nachahmer folgten. Hier entſtand auch ſeine Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Poeſie und Mahlerei; ſo wie er auch ſchon theologiſche Unterſuchungen anſtellte. Im Jahr 1765 verließ er Breslau, und wandte ſich wieder nach Berlin, um von neuem einzig den Wiſſenſchaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer ſitzendes Leben gewöhnt, wollte ihm dies anfänglich weniger behagen, ja im Mißmuth über ſeine Lage ſoll er einmal den Plan gehabt haben, ſich an die Spitze einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft zu ſtellen. Zu verwundern iſt es daher nicht, daß er 1767 ſich nach Hamburg begab, wohin ihn die daſigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen einluden, obgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er ſeine noch unübertroffene Dramaturgie ſchrieb, durch Uneinigkeit der Vorſteher und ſelbſtgefällige Ungelehrigkeit der Schauſpieler ſehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit Klotz, auf Veranlaſſung von deſſen Schrift: über das Studium des Alterthums, und einer andern: über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den berüchtigten Streit, welchen er mit der literariſchen Vernichtung Klotzens endigte. Im höchſten Mißmuthe über ſeine Lage beſchloß er endlich eine Reiſe nach Italien, und nur der vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlaſſung des Profeſſor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunſchweig, der daſige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit faſt der einzige in Deutſchland war, wo neben der franzöſiſchen Literatur auch Liebe und Beförderung für die deutſche gefunden wurde, verhinderte die Ausführung ſeines Vorſatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit ſeinen neuen Beſtimmungsorte zu vertauſchen. Er würde dies ſchon früher gethan haben, hätte ſeine Verbindung mit Madame König ihn nicht ſo lange zurückgehalten. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er das Manuſcript des Exſubſtantiators Berengarius von Tours, worin dieſer das Werk des Tranſsubſtantiators

Lanfrancus widerlegt. Hier gab er auch die Wolfenbüttelſchen Fragmente eines Ungenannten, theologiſchen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er ſeinen regen Geiſt, und ſeine unvergleichliche Virtuoſität in der Polemik auf das herrlichſte bewährte. Uebrigens läugnete er, daß er Verfaſſer der Fragmente ſei, und nach ſeinem Tod beſtätigte es ſich. Der Hamburger Reimarus war ihr Urheber. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beſchäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang hinauskamen, verdient auch ſein Aufſatz über das Alter der Oelmahlerei genannt zu werden. Ausſichten, die man ihm in Wien eröffnete, beſtimmten ihn, 1775 eine Reiſe dahin zu machen. Indeß fixirte er ſich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunſchweig, der eben über Wien nach Italien reiſete, ihn in dieſes Land der Kunſt, welches ſo lange das Ziel ſeiner Wünſche geweſen war, mitnahm. Vor der Abreiſe von Wien hatte die Kaiſerin Maria Thereſia eine Unterredung mit ihm, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25 April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte des Decembers ſchon wieder mit dem Prinzen in München. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reiſe zu machen beſtimmten, blieben bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher ihm bei mehrern einflußreichen Vornehmen im Wege ſtand, nur leere Verſprechungen. Auch Wolfenbüttel ſollte ihm noch unangenehme Stunden machen, indem es bei ſeinen theologiſchen Streitigkeiten, beſonders mit dem Hauptpaſtor Göz zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den ſchärfſten Cenſurzwang ſetzen wollte. Zu derſelben Zeit ſtarb ſeine Frau im Kindbette. Seiner theologiſchen Polemik ſetzte er mit dem Nathan die Krone auf. Dieſes Werk iſt ſchon oben erwähnt worden, und kein Gebildeter iſt mit deſſen Inhalte unbekannt. Unter dieſen Arbeiten aber litt er an immer wachſender Kränklichkeit, welche ihm, bei den Verfolgungen und Chicanen, die er wegen ſeiner theologiſchen Streiitigkeiten erfuhr, auch den jovialiſchen Gleichmuth raubte. Sein Uebel, welches ſich beſonders durch Engbrüſtigkeit äußerte, wurde immer heftiger und endigte am 15. Febr. 1781 ſein thätiges Leben. D. M.

Leß (Gottfried), ein berühmter Theolog, wurde am 31. Januar 1736 zu Coniß in Weſtpreußen geboren. Er begann ſeine Studien in Königsberg, und beſuchte dann Halle, wo er beſonders Baumgarten hörte. Nach vollendeten Studien begab er ſich nach Danzig, wo er 1758 ſeine Abhandlung, die Ehre der Bekenntnißbücher der evangeliſch lutheriſchen Kirche, herausgab. Im J. 1761 wurde er zum Profeſſor der Theologie zu Danzig ernannt. Auf einer Reiſe nach Holland und England, machte er zu Hannover die perſönliche Bekanntſchaft Münchhauſens, der ihm eine Profeſſur der Theologie und die Univerſitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei ſeiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches ſeine Vorträge auf dem Catheder und auf der Kanzel auszeichnete, erregte Aufſehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Seine Kanzelreden griffen tief ins Leben und deſſen Verhältniſſe ein, und zeichneten ſich eben ſo ſehr durch überraſchende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredſamkeit aus. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Kanzel-

vortrages verhindern, 1765, und ſein Abriß der theologiſchen Moral, 1767, beurkunden aber auch einen Rigorismus, der ſelbſt damals nicht ganz gebilligt wurde. Ein wichtiger Zug ſeines Charakters iſt es, daß, da er nicht alle Sätze des kirchlichen Syſtems gegen die Deiſten, welche er bekämpfte, zu retten wußte, der ſtreng gewiſſenhafte Mann beinahe auf dem Puncte ſtand, ſeine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was dieſe über ihn beſchließen würde. Die Wahrheit, Göttlichkeit und Wohlthätigkeit der chriſtlichen Religion zu erweiſen, und gegen die Naturaliſten zu rechtfertigen, war und blieb das Hauptſtudium ſeines Lebens in Vorträgen und Schriften. Dieſem Streben verdankt man das zu ſeiner Zeit für claſſiſch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der chriſtlichen Religon, 1769, welches ſehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfaſſendere Umarbeitung deſſelben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geſchichte, Wahl und Beſtätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philoſophiſchen Curſus der chriſtlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlaſſung, welchen er den engliſchen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologiſche Profeſſur, und im darauf folgenden die theologiſche Doctorwürde erhalten hatte, machte er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit 1774 eine Reiſe in die Schweiz und das ſüdliche Frankreich. Darauf erſchien 1779 ſeine chriſtliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Verſuch einer pragmatiſchen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der chriſtlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu ſeinen dogmatiſchen Vorleſungen, unter allen ſeinen Schriften die meiſte Aufmerkſamkeit erregte. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Ueberſetzung der Briefe an die Corinther und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Ueberſetzung des neuen Teſtaments gelten ſollte. Als Leſſing um dieſe Zeit durch ſeine wolfenbüttelſchen Fragmente die Grundpfeiler des Chriſtenthums erſchüttert, und auch die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte in Anſpruch genommen hatte, ſetzte ihm Leß ſeine Auferſtehungsgeſchichte entgegen. Im J. 1779 gab er mit Miller das neue göttingiſche Geſangbuch heraus. Das Zeitalter aber war indeß raſch in ſeinen Anſichten fortgeſchritten und Leß hatte nicht gleichen Schritt mit ihm halten können. Er ſah ſich allgemach unter die Categorie der Orthodoxen verſetzt. Man fing an, ihn in öffentlichen Blättern ſtrenger und ſchärfer zu tadeln; Bahrdt ſprach in ſeinem Ketzeralmanach mit Muthwillen von ihm, ſein akademiſcher Beifall ſank und ſein Hörſaal ſtand endlich leer. Nichtsdeſtoweniger ernannte ihn der König 1792 an Koppens Stelle zum erſten Hofprediger in Hannover, und nach Schlegels Tode erhielt er auch die Generalſuperintendentur von Calenberg und die Stelle des erſten geiſtlichen Raths im Conſiſtorium. Unter den Beſchwerden dieſer neuen Aemter erlag ſein geſchwächter Körper, und er ſtarb am 28. Aug. 1797.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, deſſen Waſſer die Kraft hatte, daß die Seelen der Verſtorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittene Ungemach vergaßen. Eigentlich mußten nur diejenigen Seelen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt zu neue Körper zurückkehren ſollten, um zugleich die im Elyſium genoſſenen Freuden zu vergeſſen.

Letten. Sie machten urſprünglich mit den Litthauern Ein Volk aus, und ſind alſo eigentlich eiu Stamm der Finnen. Beide Völker redeten auch einerlei Sprache, und ſelbſt die Namen derſelben ſcheinen im Grunde einerlei zu ſein. Die eigentlichen Letten wohnen in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Riga oder dem ehemaligen Herzogthume Liefland; ſie haben noch ihre eigene Sprache. Die Provinzen an der Oſtſee, welche ſonſt unter den Namen Liefland, Eſthland, Curland und Semgallen bekannt waren, gehörten ſchon in den früheſten Zeiten zum ruſſiſchen Staate, zahlten dieſem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfaſſung. Die Ruſſen widerſetzten ſich nicht einmal den Verſuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrſchaft zu gründen anfingen. So geſchah es, daß ſie ſich, beſonders während der innern Zerrüttung Rußlands, ganz von demſelben abriſſen, und erſt dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große ſeine Rechte auf dieſe Provinzen geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremiſche Kaufleute, die eine neue Handelsverbindung mit dem Norden ſuchten, auf ihrem Wege nach Wisby (auf Gothland) an die Küſte Lieflands verſchlagen wurden. Die Bremer beſuchten nun das Land immer häufiger, trieben Handel und bauten ſelbſt ſich darin an. Achtundzwanzig Jahre nachher ließ ſich ein Auguſtinermönch, Meinhard, nebſt vielen anderen Deutſchen, in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Chriſtenthume und wurde der erſte Biſchof. Allein erſt dem dritten Biſchofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daſelbſt einen ſichern Grund für ſeine geiſtliche Herrſchaft zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Biſthums dahin. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts bemächtigte ſich der däniſche König Knud VI. dieſer Provinzen, welche aber von einem ſeiner Nachfolger, Woldemar III. für eine Summe Goldes dem deutſchen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Biſchofe Albrecht geſtiftete Schwertbrüder-Orden vereinigt war, wieder angetreten wurden, ſo daß alſo der deutſche Orden ſich fortan im Beſitze von Liefland, Curland, Semgallen und Eſthland befand. Endlich bewirkte die Schwäche des Ordens, der nicht im Stande war, dem Czar Iwan II. Waſiljewitſch, welcher dieſe dem ruſſiſchen Reiche entriſſenen Provinzen wieder erobern wollte, Widerſtand zu leiſten, im J. 1561 eine völlige Auflöſung des ganzen Staates. Eſtland begab ſich unter ſchwediſchen Schutz, Liefland ward mit Polen verbunden, und Curland nebſt Semgallen ward ein eignes Herzogthum unter polniſcher Hoheit, welches der letzte Heermeiſter des deutſchen Ordens, Gotthard Kettler, von dieſer Krone zu Lehn erhielt. Von dieſer Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchem ſich Schweden, Ruſſen und Polen faſt ein ganzes Jahrhundert (von 1561 bis 1660) ſtritten. In dem Frieden zu Oliva im J. 1660 trat Polen dieſe Provinzen Schweden ab, und ſie wurden nun mit Eſthland vereiniget. Beide Länder kamen endlich durch den nyſtädtiſchen Frieden 1721 an das ruſſiſche Reich, und bilden jetzt die Statthalterſchaften Riga und Reval. — Liefland grenzt gegen Oſten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Weſten an die Oſtſee und gegen Norden an den Finniſchen Meerbuſen. Es iſt fruchtbar an Gras und Getreide, und beſteht aus zwei Landſchaften, Eſthland und Liefland (Ehſten und Letten), wovon das erſte am finniſchen Meerbuſen, letzteres aber gegen die cur-

ländiſchen und polniſchen Grenzen liegt. Die Letten ſind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schickſal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem ſie von ihren adelichen Tyrannen gehalten wurden, iſt durch eine kaiſerl. Verordnung vom J. 1804 und in neueſter Zeit noch mehr ſehr gemildert worden. Außer ihnen befinden ſich noch viele Deutſche, Ruſſen und Schweden im Lande. Die meiſten Einwohner ſind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Catholiken und Griechen freien Gottesdienſt. Im J. 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfaſſung: aus Liefland wurde die rigaiſche, und aus dem ſonſt damit vereinigten Ehſtlande die revaliſche Statthalterſchaft errichtet. Doch ſtellte Kaiſer Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, iſt jetzt aber in fünf Kreiſe eingetheilt: in den rigaiſchen, arensburgiſchen, dörptiſchen, wendiſchen und den pernauiſchen. Die Größe der Statthalterſchaft wird auf 938 Quadratmeilen mit 980,000 Einwohnern angegeben. S. d. Art Ehſtland.

Lettern (verſch. Arten derſ.), ſ. Schriften.

Lettres de Cachet, ſ. Cachet.

Leucas, Leucadiſcher Fels. Leucas war die Hauptſtadt der Inſel Leucadia (jetzt St. Maura) an der Küſte von Griechenland. In ihrer Nähe befand ſich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daſelbſt gefeierte Feſt und den ſ. g. Leucadiſchen Sprung berühmt worden iſt. Als Sühnopfer, gleichſam belaſtet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feſte von dem Felſen hinab ins Meer geſtürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und ſelbſt lebendige Vögel an ihm befeſtigte, ſo kam der ſelbſt halb zum Vogel umgewandelte Menſch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbſchwebend in die Tiefe, wo er ſofort aufgefiſcht und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, aber nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von dieſem Felſen freiwillig thaten, um ſich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien, denn dieſe wunderbare Wirkung ſchrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemiſia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln ſind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft ſie des Nachts aus Haubitzen, oder aus Mortier-Canonen, auf Gegenſtände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Luſtfeuerwerken, die kleinen runden Maſſen, welche in die Höhe ſteigen und eine Zeitlang mit ſehr hellem weißen Lichte leuchten.

Leuchtfackeln, bei den Feuerwerken, etwa zwei Fuß lange und zwei Zoll dicke pappene, mit Satz gefüllte Röhren, deren man ſich des Nachts zur Erleuchtung bedient. Ihre Flamme widerſtebt einem nicht zu ſtarken Regen und dem Winde. Sie heißen auch Windlichter.

Leuchtthurm, ſ. Pharus.

Leuchten des Meers, ſ. Meer.

Leucippus, ein Philoſoph der eleatiſchen Schule und Lehrer des Democrit. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt wenig bekannt, eben ſo iſt auch ſein Geburtsort ungewiß. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, wider nach Andern von der Inſel Melos gebürtig, und lebte 500 vor Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno

der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Subſtanz der Dinge und die Bewegung derſelben betreffend, welcher damals die Philoſophen beſchäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder eines neuen philoſophiſchen Syſtems, nämlich des ſogenannten Atomen-Syſtems, welches er dem Syſteme der Eleaten entgegenſetzte. Die ältern Eleatiker läugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem ſie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Subſtanz zurückführten. Da dies nun der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war, ſo ſuchte er ſich gewiſſermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in einem und ebendemſelben Raume vorhanden ſein, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, keine Körper irgendwo exiſtiren könne; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich ſein würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwiderſprechlich lehre, daß die Körper ſich bewegten, wüchſen, abnähmen, welches Alles doch ohne Raum unmöglich ſein würde. Bei der Vorſtellung des Raums iſt an keine Grenze zu denken, alſo erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des ſubſtantiellen Univerſums gegeben war; eben ſo erklärte er auch den Raum für ewig, weil ſeine Atomen ewig wären. In dieſem Raume nun befinden ſich nach ſeiner Anſicht eine zahlloſe Menge ſo kleiner Körperchen, daß ſie ſinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie ſind an und für ſich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen, ſo würden ſie zuletzt in Nichts verſchwinden. Dieſe Atomen nun bewegen ſich von Ewigkeit in dem unendlichen leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entſtehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann, ſo können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahren Einheiten bilden, ſondern bloße Aggregate, ſo daß ihr gegenſeitiges Wirken und Leiden nur auf Berührung hinausläuft. Ihrem Weſen nach, als Realitäten, ſind alle Atomen einander völlig gleich, aber von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Geſtalten, und dadurch läßt ſich auch vollkommen die Mannichfaltigkeit der durch ſie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterſcheiden ſich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, in welcher ſie zuſammengeſetzt ſind. Lage und Ordnung ſind aber nur die Grundeigenſchaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entſtehen Eigenſchaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch u. ſ. w. So viel man übrigens aus den wenigen auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte ſich Leucipp die Entſtehung der Welt durch die Bewegung der Atomen folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atomen riſſen ſich einige los, fielen auf und durch einander, und verurſachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelſt welcher ſich eben ſo das Gleiche zu Gleichem geſellte, als ſich das Entgegengeſetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geſchwindigkeit der Bewegung der Körper werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichſam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen in dieſer Haut befindlichen Körper ſenken ſich niederwärts und verdünnen durch ihr gegenſeitiges Reiben die um-

ſchließende Haut. Die niederwärts geſenkten Körper machen die Erde aus; die Haut ſelbſt entzündet ſich zuletzt, und durch dieſe Entzündungen entſtehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente ſich formen ließ, wiſſen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Geſtalt, die übrigen Elemente, Waſſer, Luft und Erde, ließ er blos durch Größe und Kleinheit ſich unterſcheiden. Das Feuer, als das feinſte, leichteſte und flüchtigſte, machte er zur Weltſeele, zum Principe des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren dieſe letztern Modificationen, nach Leucipp, nicht immer in der Natur der Atomen, ſondern blos in der Art ihrer Zuſammenſetzung begründet. Das Seelenweſen (aus Feueratomen beſtehend) iſt durch den ganzen Körper verbreitet; Menſchen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltſeele iſt eben ſo wie alles Uebrige blos ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verſtändige Schöpfung nach Zwecken ſcheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu ſein; auch iſt in ſeinem Syſteme nie die Rede von Göttern.

Leucoſyrer, ſ. Cappadocien.

Leucothea, ſ. Ino.

Leucothoe, Tochter des Orchamus, Königs von Achämenia, und der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Als aber die frühere Geliebte deſſelben, Klythia, darüber in Zorn gerieth und dem Vater der Leucothoe das Liebesverſtändniß ſeiner Tochter mit dem Apollo verrieth, ließ dieſer ſie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber verwandelte ſie in eine Weihrauchsſtaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schickſals aus dem Grabe derſelben hervorſproßte.

Leuthen, ein Dorf im Fürſtenthume Breslau, gegen die Neumark und die liegnitziſche Grenze zu gelegen, bei welchem Friedrich II. am 5. Dec. 1757 einen großen Sieg über die Oeſterreicher erfocht, in deſſen Folge er noch in demſelben Jahre Breslau wiedereroberte und den Feind aus Schleſien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Phyſiker, wurde 1632 zu Delft geboren und zeichnete ſich durch die Verfertigung ſeiner Mikroſkop- und Brillengläſer aus. Seine übrigen Entdeckungen, von denen einige jedoch ſehr chimäriſch ſind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern gehört ſein Syſtem der Samenwürmer, welche er, ſtatt der Eier, zum Principe der Zeugung machen wollte. Er ſtarb im J. 1725. Zu Delft in der Kirche iſt ihm ein prachtvolles Grabmahl mit einer hochtönenden Grabſchrift errichtet worden. Er hat in holländiſcher Sprache verſchiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: Arcana naturae detecta, in 4 Quartbänden (Delft, 1695 — 1719), ins Lateiniſche überſetzt, und nachher (Leyden, 1722) wieder aufgelegt worden ſind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande ſeine Briefe an die königliche Geſellſchaft zu London, deren Mitglied er war, und an verſchiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante (aus dem Ital. il levante, Franz. le levant, der Oſten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Oſtküſte des mittelländiſchen Meeres. Im engeren Sinne werden darunter nur die aſiatiſchen, am Archipelagus gelegenen Küſten, von Conſtantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Aegypten, verſtanden. In dieſer im engern Sinne genommenen Levante (türkiſch Anadoly), welche ungefähr das alte Kleinaſien in

ſich begreift, ſind unter den Handelsſtädten, außer Conſtantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Scanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100,000 Einwohnern, iſt der vorzüglichſte Ort unter der Handelsplätzen (échelles) der Levante, und die Hauptniederlage des aſiatiſchen Handels. Dieſe eigentliche Levante ſteht unter türkiſcher Hoheit, hat ein ſehr warmes Clima, viele Berge, aber auch ſehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes ſind: Getreide, Reiß, Tabak, Oliven, Baumwolle, Seide, Kamelhaare (von der angoriſchen Ziege), Caſtor und mehrere Mineralien. Der ſogenannte levantiſche Kaffee wächſt nicht in der Levante, ſondern in Arabien, und hat dieſen Namen daher, weil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird.

Lever, (franz. le lever, das Aufſtehen), bedeutet die Aufwartung, welche regierenden Perſonen des Morgens bei ihrem Aufſtehen gemacht wird. Am franzöſiſchen und engliſchen Hofe iſt das große und das kleine Lever (le grand et le petit lever) gewöhnlich. Bei dem letztern werden, außer den dienſthabenden Hofleuten, nur begünſtigte Perſonen zugelaſſen; bei dem erſtern aber erſcheinen die großen Hofchargen, die auswärtigen Geſandten, Fremde von Diſtinction ꝛc.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche, vom Stamme Levi abſtammend, den Dienſt im Tempel verſehen. Dann wurden auch die Prieſtergehülfen Leviten genannt und bei den Catholiken heißen noch jetzt die Diaconen, welche dem Prieſter beim Gottesdienſt helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangeliſchen Diaconen bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Moſis heißt Leviticus weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

Leviathan, ſ. Hobbes.

Lexicon (ein Wörterbuch). Unter den griechiſchen Wörterbüchern iſt das Onomaſticon, welches Julius Pollux 180 v. Chr. Geb. ſchrieb, eines der älteſten. Heſychius von Alexandrien, von deſſen Leben man nur ſo viel weiß, daß er in dem Zeitraume von 201 bis 600 gelebt hat, ſchrieb zuerſt unter den Chriſten ein griechiſches Lexicon, welches er Gloſſarium nannte. Nach Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gab Johann Creſtonus (Craſtonus, Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war) im J. 1483 das erſte griechiſch-lateiniſche Wörterbuch zu Vicenza heraus. Unter den Rumern ſchrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerſt ein lateiniſches Wörterbuch; ein ähnliches gab Papias im elften Jahrhunderte heraus. Noch Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſchrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erſte lateiniſche Lexicon. Es wurde 1450 zu Mainz unter dem Titel Catholicon gedruckt. Unter den Deutſchen war Johann Reuchlin der erſte, welcher ein lateiniſches Lexicon ſchrieb. Das erſte hebräiſche Wörterbuch ſchrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im neunten Jahrhunderte. Aehnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förſter zu Baſel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) ſchrieb im elften Jahrhunderte das erſte talmundiſche Wörterbuch. Das erſte arabiſche Lexicon unter den Chriſten gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in ſpaniſcher Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erſte

ſyriſche Lexicon ſchrieb Andreas Maſius 1571 zu Antwerpen, das erſte äthiopiſche und amhariſche Hiob Ludolf 1661 zu London, das erſte amerikaniſch-peruvianiſche Dominicus a. S. Thoma im ſechzehnten Jahrhunderte, das erſte japaniſche Johann Ferdinand, das erſte deutſche der Erzbiſchof zu Mainz Rhabanus Maurus († 859), das erſte deutſche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Cölln, und das erſte hebräiſch-griechiſch-lateiniſche Sebaſtianus Münſter 1530 zu Baſel. Das älteſte Gelehrten Lexicon (welches aber verloren gegangen) ſchrieb Callimachus vor Chr. Geb. Unter den vorhandenen iſt das von **Suidas** aus dem elften Jahrhunderte das älteſte. (Man vergl. d. Art. **Encyclopädien**.) — **Lexicograph** heißt der Verfaſſer eines Lexicons.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine große, volkreiche, ſchöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländiſchen Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen (unter welchen die **breite Gaſſe** eine der ſchönſten Straßen in Europa iſt), und mit vielen breiten Canälen, am alten Rheine, hat jetzt 3000 Häuſer mit 31,000 Einwohnern. Die dortige Univerſität, welche 1575 geſtiftet wurde, zeichnet ſich durch den berühmten botaniſchen Garten, das anatomiſche Theater, das aſtronomiſche Obſervatorium und durch die koſtbare Bibliothek mit ihren ſeltenen Manuſcripten aus. Zur Univerſität gehören noch phyſiſche, chirurgiſche, chemiſche und Naturalienkabinete. In der Privatſammlung des Prof. **Brugmanns** bewahrt man Schills Kopf in einer Vaſe mit Weingeiſt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich beſonders aus: die St. Peterskirche, mit dem Sarkophage von Boerhave und den Grabmählern Peter Campers und Meermanns; und das Rathhaus, worin man Lukas von Leyden treffliches Gemählde, das jüngſte Gericht, bewundert. Von der alten Burg, einem vormaligen Schloſſe, genießt man einer trefflichen Ausſicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals die vielen hieſigen Buchdruckereien aus. Leyden iſt der Hauptplatz für die Wollfabriken, und den inländiſchen Wollhandel. Auch verfertigt man Kamelotte, wollene Zeuge, Moore, Leinwand, wollenes Strumpfgarn ꝛc. und hat Seeſalzraffinerien. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, durch deſſen Exploſion, welche man viele Meilen weit hörte, die zu beiden Seiten des Canals ſtehenden Häuſer zuſammenſtürzten, und eine große Menge Menſchen ihr Leben verloren. Leyden iſt der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der ſich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münſter aufwarf, und des berühmten Phyſikers Peter von Muſchenbroek, der 1761 ſtarb.

Leydner Flaſchen, ſ. **Flaſchen**.

Leydner (Kleiſtiſches) Vacuum iſt eine belegte Flaſche aus welcher man bei electriſchen Verſuchen die Luft ziehen, und damit Erſcheinungen des electriſchen Lichts im luftleeren Raume darſtellen kann.

Leyen (zur Leyen), Schloß und Herrſchaft im ehemaligen Churfürſtenthume Trier, an der Moſel, zwei Meilen von Coblenz, ſeit 1803 zum franzöſiſchen Departement des Rheins und der Moſel gehörig, iſt das Stammhaus des reichsgräflichen Geſchlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg. Die Grafen von der Leyen, welche bei dem Erzſtifte Trier das Erbtruchſeſſen-Amt hatten, erhielten 1711 die Grafſchaft Geroldsegg vom Hauſe Oeſterreich zu Lehn, dadurch Sitz und Stimme im ſchwäbiſchen Grafen-Collegium, und ſchrieben

ſich daher Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldsegg. Außer dieſer Grafſchaft beſaß dieſe Familie noch andere bedeutende Herrſchaften in den Rheingegenden. Im J. 1806 trat der Graf von der Leyen (geb. 1766), dem rheiniſchen Bunde bei, und erhielt dadurch den Titel eines Fürſten. Nach den Ereigniſſen im J. 1814 wurden ſeine Beſitzungen unter öſterreichiſche Adminiſtration genommen und nachher zu dem Großherzogthume Baden, in deſſen Umfange ſie liegen geſchlagen. Er ſuchte daher in Aachen 1818 bei den verbündeten Monarchen um Erſatz oder um die verſprochene Entſchädigungsſumme nach.

Leyer (deutſche Leyer, lira tedesca, Bauern-Leyer, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kaſten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet ſich eine Art Claviatur, die aus 10 bis 12 Tangenten beſteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kaſtens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatoniſchen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium beſtrichenes Rad intonirt, welches mit der rechten Hand vermittelſt einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tangenten bewegen. Leyerorgel, Leyerkaſten, Drehorgel, iſt eine kleine in einem Kaſten befindliche Orgel (Tragorgel) ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze verſehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel im Umtrieb gebracht wird. Auf dieſer Walze befinden ſich verſchiedene meſſingene oder eiſerne Stifte, die durch Berührung der innern Tangenten den Wind in die Pfeifen bringen.

Leyſer (Auguſtin von), ein berühmter Rechtsgelehrter. Er war 1683 zu Wittenberg geboren, ſtudirte hier und in Halle und ward, nachdem er Holland, England, Deutſchland und Italien bereiſet hatte, 1706 außerordentlicher Profeſſor der Rechte in Wittenberg. Im J. 1712 ging er in gleicher Eigenſchaft nach Helmſtädt, kam 1729 nach Wittenberg zurück, ward nach und nach Hofrath, erſter Profeſſor der Rechte, Ordinarius der Juriſtenfacultät, Director des Conſiſtoriums und Schöppenſtuhls und erſter Beiſitzer des Hofgerichts und ſtarb 1752. Seine Meditationes ad Pandectas (11 Bände, wozu Höpfner einen zwölften fügte) ſind ein reiches Magazin von praktiſchen Bemerkungen und noch jetzt nicht ohne Brauchbarkeit.

L'Hombre (L'Hombreſpiel), ein Kartenſpiel, das unter dreien geſpielt wird und als ein Spiel, das dem Verſtande Beſchäftigung gibt und viel Abwechslung zuläßt, beliebt iſt, wurde nach Einigen im J. 1430 von den Spaniern erfunden, von denen es die Mauern kennen lernten. Man ſpielte es anfangs mit der Trappolier-Karte.

Libanon und Antilibanon, zwei parallellaufende Gebirge in Syrien, welche Paläſtina nördlich begrenzen. Die größte Höhe des Libanon beträgt 9600 Fuß. Die Städte Saïd (das ehemalige Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieſer Gebirge. In dem Theile des Gebirges, welches der letztern Stadt am nächſten iſt, ſind noch die Reſte der ehemals ſo berühmten Zedern von Libanon vorhanden, welche die Phönizier zu ihrem Schiffbaue brauchten. Den Antilibanon, oder den nördlichen Theil des Gebirges, bewohnen die Metavelis den ſüdlichen die Druſen, zwei Völkerſchaften, welche der türkiſchen Regierung zwar einen Tribut zahlen, übrigens aber, durch ihre Gebirge geſchützt, ſehr unabhäng von derſelben leben (ſ. d. Art. Druſen).

Libation war bei den Römern eine Art von Opfer, welche darin beſtand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen auf den Altar legte und etwas davon verbrannte, beſonders aber Wein auf den Altar der Götter goß (Trankopfer). Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geſchahen Libationen, indem man den Laren etwas Speiſe in das Feuer auf dem Herde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tiſch u. ſ. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei den Leichen geſchah die Libation erſt den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung, und zwar beſonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeiten zu beſchließen. Bei den Opfern mußte der Prieſter den Wein, womit er das Opferthier beſprengte, vorher koſten und eben daſſelbe auch diejenigen thun laſſen, welche das Opfer brachten. Dieſe Handlung hieß libare (delibare), welches daher auch etwas eben anrühren oder koſten bedeutet.

Libau, eine kleine ruſſiſche Handelsſtadt mit einem Hafen an der Oſtſee im ehemaligen Herzogthume Curland, liegt am Fluſſe gleiches Namens, der ſich hier in die Oſtſee ergießt, und hat 450 meiſtens hölzerne Häuſer, 2 Lutheriſche, 1 catholiſche Kirche, ein vortreffliches Meerbad und 4500 Einwohner. Der Handel dieſer Stadt iſt bedeutend; jährlich kommen über 200 Schiffe daſelbſt an, die vorzüglich Hanf, Leinſamen ꝛc. laden. Die jährliche Ausfuhr beträgt an Werth gegen 700,000 Rubel. Der Hafen iſt ſeicht, und ſchwer beladene Schiffe müſſen auf der Rhede liegen bleiben; doch ſind ſchon Verſuche gemacht worden, den Hafen zu vertiefen.

Libell (libellus), eigentlich eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, beſonders der gerichtliche Anſchlag bei Auctionen, welcher bei den Römern öffentlich angeſchlagen wurde; dann insbeſondere jede Klagſchrift, welche der Kläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell ſagen); ferner die Bittſchreiben an die Kaiſer und Sendſchreiben derſelben an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine Denunciation, welche durch heimliche Angeber gemacht wurde. Libellus famosus, ein Pasquill. (S. d. Art.),— Libellen aber ſind die Waſſerjungfern.

Libertas, die perſoniſizirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiter und der Juno. Sie erſcheint oft auf Münzen dargeſtellt und hier muß man beſonders zwei Arten der Abbildung unterſcheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt iſt die römiſche Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllendem Schleier iſt die Göttin Freiheit. Letzterer gehörte der vom Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, mit welchem man den Begriff eines Löſers und Befreiers bezeichnete. Urſprünglich war Liber ein alt-italieniſcher Gott der Zeugung und Fortpflanzung, der ſeinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) erhalten haben ſoll. Er wurde mit der Libera (Proſerpina) und der Ceres gemeinſchaftlich verehrt.

Liberales wurden in Spanien, in den neueſten Zeiten, diejenigen Mitglieder der Cortes (Ständeverſammlung) genannt, welche eine freiere Regierungsform einzuführen wünſchten (Freiheitsfreunde). Dagegen hießen die Anhänger des uneingeſchränkten Königthums

Serviles. Der zurückgekehrte König Ferdinand VII. exilirte die Liberales größtentheils nach Ceuta in Afrika.

Liberalität, liberale Ideen. Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet urſprünglich den Freiſinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweiſe. Der eigentliche Gegenſatz davon iſt die Servilität (von servus, der Knecht oder Sclav, daher servilis, dem Sclaven gemäß), mithin der Knechtſinn, oder die gewöhnlich dem Sclaven eigene Denkart und Handlungsweiſe; wofür man aber lieber Illiberalität ſagt, weil ſolche Denkart und Handlungsweiſe auch bei Perſonen vorkommen kann, die ſich nicht im Zuſtande der Knechtſchaft befinden. Da es eines freien Mannes würdig iſt, von ſeinem Eigenthume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, ſo heißt Liberalität auch oft ſo viel als Freigebigkeit, und Illiberität ſo viel als Kargheit. Da es ferner eines freien Mannes würdig iſt, die Rechte Anderer ungekränkt zu laſſen, beſonders das Jedem angeborne und eben darum unveräußerliche Recht der Denkfreiheit, ſo bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiberalität auch oft die Nebenbedeutung von Duldſamkeit und Unduldſamkeit (Toleranz und Intoleranz). — Die Griechen und Römer überließen ihren Sclaven gewöhnlich die mechaniſchen Künſte, die mehr Hand- als Kopfarbeit fordern, und behielten ſich ſelbſt, als freien Männern, die höheren Künſte ſammt den damit in Verbindung ſtehenden Wiſſenſchaften vor. Daher nannten ſie jene auch knechtiſche (serviles), dieſe hingegen freie Künſte (liberales artes). (S. Kunſt.) In den neueſten Zeiten iſt die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen worden. Die ſogenannten liberalen Ideen ſind daher keine andern, als die Ideen von der politiſchen und religiöſen Freiheit, nach deren Realiſirung das gegenwärtige Zeitalter mit ſo großer Regſamkeit ſtrebt; weshalb man auch daſſelbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Die liberale Conſtitution iſt ebendaher eine Staatsverfaſſung, wodurch die politiſche und religiöſe Freiheit der Bürger anerkannt möglichſt geſichert iſt, mithin eine ſtellvertretende oder repräſentative. Uebrigens kann der Mißbrauch den man zuweilen mit dem Worte Liberalität, wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freiſinnigkeit ſelbſt nicht in Mißcredit bringen. Hat doch ſelbſt Napoleon, wie Hr. von Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen als die, welche allein ihn geſtürzt anerkennen müſſen! Dieſe Macht aber iſt keine andere, als die der Vernunft ſelbſt, des Urquells aller Ideen, folglich auch der liberalen. Die liberalen Ideen bekämpfen, heißt daher nichts anders, als die Vernunft ſelbſt bekämpfen, alſo unvernünftig handeln. D.

Licent (vom Lat. licere, erlauben), eine Abgabe, die für die Bewilligung der Ein- oder Durchfuhr fremder Waaren entrichtet wird. Im weitern Sinne nennt man aber auch jede Auflage auf einheimiſche Handelsartikel und Victualien Licent. In Holland heißen ſo die Päſſe oder Erlaubnißſcheine für die kommenden oder abgehenden Schiffe, ihre Ladungen an Bord zu nehmen.

Licentiat iſt auf Univerſitäten der Titel desjenigen, dem, nach überſtandenen Examen, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er dieſe Würde ſelbſt erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors genießt (Licentiatur).

Licenzen, Licenzſyſtem, ſ. Freibriefe.

Licht. Ueberhaupt die Urſache des Sichtbarwerdens der Körper. Das Licht iſt einigen Körpern in der Natur, z. B. der Sonne, den Fixſternen, brennenden und glühenden Körpern, leuchtenden Inſekten und Würmern, faulem Holze u. ſ. w. eigen; andere dagegen müſſen erſt erleuchtet werden, wenn ſie leuchten ſollen, und dieſe werden daher dunkle Körper genannt. Es iſt ferner höchſt wahrſcheinlich ein wirklich vorhandenes, ſubſtantielles Weſen, ein Stoff oder eine Materie. Das Gegentheil vom Lichte, Finſterniß, darf aber nicht für eine wirkliche Subſtanz gehalten werden. Die Erfahrung lehrt, daß ſich das Licht in geraden Linien fortſetzt, und daß dieſe Linien, die man Lichtſtrahlen nennt, ſich nach allen Seiten ausbreiten. Dies heißt die Expanſibilität (Ausdehnbarkeit) des Lichts. Das Licht wird als imponderable (unwägbare) Subſtanz, durchaus von keiner Schwerkraft verändert; daher breitet es ſich bis ins Unendliche aus, und dies wird die Continuität (Beharrung) deſſelben genannt. Seine Geſchwindigkeit überſteigt alle Vorſtellung, und kann eben deshalb phyſiſch nicht wohl gemeſſen werden. Daß aber das Licht wirklich Zeit gebrauche, um ſich zu verbreiten, lehrt z. B. die Abirrung des Lichts. Den ſicherſten mathematiſchen Beobachtungen nach durchläuft das Licht den Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten 71/2 Secunde, alſo in jeder Secunde 40,000 geogr. Meilen. Die Geſchwindigkeit des Lichts iſt daher 10,310 Mal größer, als die Geſchwindgkeit, mit welcher ſich die Erde um die Sonne bewegt; ſie übertrifft die Geſchwindigkeit des Schalls faſt um 976,000, und die einer Kanonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal. Die Erleuchtung nimmt in dem Verhältniſſe ab, in welchem das Quadrat der Entfernung vom leuchtenden Puncte zunimmt. Geht man z. B. von einem Lichte ſo weit weg, daß man nur eben noch eine Schrift leſen kann: ſo wird man vier Lichter anzünden müſſen, um in einer doppelten Entfernung eben ſo leſen zu können. Fallen die Lichtſtrahlen ſchief auf die Fläche, ſo vermindert ſich die Kraft derſelben noch merklicher. So wird z. B. eine Ebene nur halb ſo ſtark von der Sonne erleuchtet, wenn ſie den Strahlen unter einem Winkel von 30 Graden entgegengekehrt wird. Daher wärmen auch die im Winter ſchräg auffallenden Sonnenſtrahlen die Erde weniger, als im Sommer, wo ſie gerader auffallen. Das Licht wird ferner geſchwächt, wenn es durch durchſichtige Körper, z. B. durch die Luft, durch Glasſcheiben, durch Waſſer geht. Ueber die Natur und das eigentliche Weſen des Lichts ſind die Phyſiker noch ſehr in Zweifel. Newton lehrte, daß das Licht als eine eigenthümliche Materie von den leuchtenden und erleuchtenden Körpern ausgehe. Dies iſt das bekannte Emanationsſyſtem, welches an Euler einen entſchiedenen Gegner gefunden hat. Aber Euler ſelbſt ſtützte ſich dabei auf unſichere Gründe und unbündige Schlüſſe. Er nimmt eine feine, elaſtiſche, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur der leuchtenden Körper darin beſtehe, daß ihre Oberfläche ſich in einer beſtändigen, ſchnell auf einander folgenden, zitternden Bewegung befinden, wodurch der umgehende Aether eben ſo bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite (Vibrationsſyſtem). Allein wer ſieht hier nicht das Willkührliche in dieſer Erklärung? Wo findet ſich der Beweis für das Daſein eines ſolchen Aethers? Das Emanationsſyſtem iſt demnach durch Euler durchaus nicht entkräftet; vielmehr erklärt er diejenigen Er-

ſcheinungen, welche wir bisher an dem Lichte bemerkt haben, beſſer, als irgend eine andere Theorie. Ueber die Zuſammenſetzung des weißen Lichts aus verſchiedenen buntfarbigen Strahlen, vergleiche man übrigens den Art. Farbenlehre, wo ausführlich davon gehandelt iſt. Die Verſuche mit dem Prisma lehren, daß nicht alle Theile eines Lichtſtrahls gleich brechbar ſind; und dieſe verſchiedene Brechbarkeit der, den weißen Lichtſtrahl zuſammenſetzenden, einzelnen buntfarbigen Lichtſtrahlen dienen zur Erklärung der Erſcheinungen, derentwegen in dem Art. Abweichung hieher verwieſen iſt.

Lichten, Leichten. Viele Häfen ſind nicht tief genug, um Schiffe, vornehmlich große, mit voller Ladung zu tragen. Dann wird, ſo viel als nöthig iſt, das Schiff im Hafen flott, d. i. ſchwimmend, zu halten, davon auf der Rhede entladen, und das heißt lichten, leichten. Die dazu beſtimmten Fahrzeuge heißen Lichter oder Leichter, im engl. Tender. — Lichten heißt auch in die Höhe ziehen; die Anker lichten.

Lichtenau (Wilhelmine, Gräfin von), dieſe bekannte Freundin Friedrich Wilhelms II., war von bürgerlicher Abkunft. Ihr Vater Namens Enke, bereiſte als geſchickter Waldhorniſt einen großen Theil Europas und ward ſpäter in die königl. preuß. Capelle aufgenommen. Sie hatte zwei Schweſtern. Die älteſte, ein Mädchen von ausgezeichneter Geſtalt, war Figurantin bei der italieniſchen Oper in Berlin, ward von dem Grafen Matuſchki nach Venedig entführt, verheirathete ſich dort mit dieſem und kehrte nach Berlin zurück, wo ſie ein glänzendes Haus machte, das der Sammelplatz der feinen und vornehmen Welt ward. Sie hatte ihre Schweſter Wilhelmine, ein Mädchen von zehn Jahren, zu ſich genommen. Der damalige Kronprinz, der ebenfalls das Haus des Grafen Matuſchki beſuchte, lernte ſie hier zufällig kennen. Sie war damals dreizehn Jahr alt. Ihre Schönheit flößte dem Prinzen bald eine ſchwärmeriſche Liebe ein, und als einſt beide Schweſtern ſich veruneinigt hatten, hielt er es ihrem Beſten für angemeſſen, ſie in das väterliche Haus zurückzubringen. Seine immer wachſende Leidenſchaft ließ ihn aber dabei nicht ſtehen bleiben. Er brachte ſie nach Potsdam zu einer ſeiner Vertrauten, übergab ſie einer beſondern Aufſeherin und geſchickten Lehrern, und kam täglich ſelbſt, um ihrem Geiſte durch eigenen Unterricht eine feinere Ausbildung zu geben. Bis dahin hatte kein ſinnliches Verhältniß Statt gefunden. Als aber endlich die in Wilhelminen erwachte Leidenſchaft für einen liebenswürdigen Prinzen auch ſie mächtig ergriff, vermochte ſie nicht länger, ſeinen Verſicherungen unwandelbarer Liebe zu widerſtehn. Dieſer Verſicherungen ungeachtet folgte der Prinz auch vorübergehenden Neigungen und ſandte ſie, um darin weniger geſtört zu werden, unter dem Vorwand ihrer weitern Ausbildung an Kenntniſſen unter der Aufſicht ihrer gräflichen Schweſter auf unbeſtimmte Zeit nach Paris. Aber ſchon nach ſechs Monaten rief er ſie zurück, und entſchied ſich völlig für ſie. Das erklärteſte Verhältniß trat ſofort zwiſchen ihnen ein. Nachdem ſie ſchon früher mehrmal Mutter geworden, wurde, des äußern Anſtandes wegen, eine Heirath mit einem gewiſſen Ritz fingirt. Nach dem Tode Friedrichs II. trat ſie auf einen zwar höhern, aber auch ſchwierigern Standpunct. Daß es ihr nicht an Neidern und Feinden fehlte, iſt wohl eben ſo natürlich, als es ihr unmöglich war, mit allen Perſonen am Hofe, die zum Theil ſehr verſchiedne Anſichten und Zwecke verfolgten, in gleich gutem Ver-

nehmen ſich zu erhalten. Im Jahr 1792 reiſte ſie mit dem König zu Kaiſerkrönung, beſuchte drei Jahre nachher Italien und empfing auf dem Rückwege das Diplom, das ſie zur Gräfin Lichtenau ernannte. Nach ihrer Ankunft in Berlin ward ſie als ſolche bei der Königin eingeführt. Zugleich empfing ſie als Ausſtattung da ſie bisher in dem 26 Jahre langen Verhältniß nicht das geringſte baare Vermögen erhalten hatte, ein Capital von 500,000 Thalern und die Güter, deren Namen ſie jetzt führte. Außerdem beſaß ſie ein von ihrem verſtorbenen Sohne dem Grafen von der Mark, früher ererbtes Haus in Berlin und ein ſchönes Landhaus in Charlottenburg. Ihre Lage ſo wie des Königs Gunſt währte bis zu deſſen Tode 1797. Aber kaum hatte Friedrich Wilhelm II. die Augen geſchloſſen, als die Scene ſich änderte. Gleich an des Königs Sterbetage ward ſie in Potsdam arretirt und vier Monate lang ſtreng bewacht, während welcher Zeit eine Commiſſion ihre Papiere unterſuchte und ſie auf das genaueſte über alles inquirirte. Obgleich man nichts fand, wodurch die Schuld eines Staatsverbrechens auf ſie gefallen wäre, ward ſie dennoch auf die Feſtung Glogau geſchickt, ihr baares Vermögen eingezogen, und ihre Güter und Häuſer adminiſtrirt. Erſt nach einer mehr als dreijährigen Gefangenſchaft erhielt ſie gegen eine unbedingte Verzichtleiſtung auf ihr geſammtes Vermögen ihre Freiheit wieder, nebſt einer jährlichen Penſion von 4000 Thalern. Im J. 1811 aber bekam ſie einen Theil ihrer Güter zurück, wogegen jene Penſion wegfiel. In dieſer Zeit heirathete ſie den jetzigen Schauſpieldirecteur in Prag, Hrn. Holbein, welche Ehe aber getrennt wurde. Sie lebte ſeitdem zurückgezogen, abwechſelnd in Berlin und auf ihren Gütern und ſtarb im J. 1820. Was von dem nachtheiligen Einfluß, den dieſe Frau auf den Monarchen und durch ihn auf den preußiſchen Staat ausgeübt, was von dem Mißbrauch, den ſie von ihrer Gewalt zum Verderben würdiger und zur Beförderung unwürdiger Staatsdiener gemacht haben ſoll, von ihren Feinden oder Ununterrichten und Parteiiſchen verbreitet worden, iſt gewiß höchſt übertrieben, wo nicht ganz grundlos. Dafür ſpricht auch die Achtung und die Theilnahme, die ihr Männer von unzweideutigem Charakter ſtets ſchenkten, ſo wie das Urtheil derer, die ſie genauer kannten und ſie als eine Frau von dem lebendigſten Gefühl, ſeltener Gutmüthigkeit, richtigem Urtheil und einer ungeheuchelten, bis zur Selbſtaufopferung gehenden Theilnahme an dem Schickſale Andrer rühmen. Gewiß iſt wenigſtens, daß ſie ſelbſt für ihre nächſten Verwandten weder Auszeichnung noch Reichthümer geſucht hat, denn ihre Eltern ſtarben arm, ihre jüngſte Schweſter heirathete einen Kaufmann und ihre beiden Brüder, von denen der eine Oberjäger, der andre Stallmeiſter war, haben es nie über den Grad der Wohlhabenheit gebracht, ſind aber in den letzten unglücklichen Zeiten auch um dieſe gekommen.

Lichtenberg (Georg Chriſtoph), berühmt als einer der größten Phyſiker und witzigſten Schriftſteller der Deutſchen, war am 1. Juli 1742 zu Oberamſtädt, einem Dorfe nahe bei Darmſtadt, geboren, und das jüngſte und zwar achtzehnte Kind ſeiner Eltern. Er erhielt ſchon frühzeitig durch den Unterricht ſeines Vaters einige phyſikaliſche Kenntniſſe, und beſuchte nach dem Tode deſſelben, das Gymnaſium zu Darmſtadt. Bis in ſein achtes Jahr hatte er einen geſunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieſer Zeit an zeigten ſich die Folgen der Unvorſichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrat verrenkt hatte, und er bekam einen

verwachſenen Körper. Schon in ſeiner Jugend hatte die Aſtrognoſie einen beſondern Reiz für ihn, und als Schüler hielt er bereits einem ſeiner Mitſchüler Vorleſungen über Käſtners Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von dieſem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterſtützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutſchen Verſen, die er bei ſeinem Abgange vom Gymnaſium hielt, und welche von der wahren Philoſophie und philoſophiſchen Schwärmerei handelte, erwarb ihm ſchon damals ungemeinen Beifall und verſchaffte ihm weitere Gönner. Im einem Alter von 20 Jahren ging er 1763 nach Göttingen, wo er ſich dem Studium der geſammten Wiſſenſchaften hingab. Er fing nun an, ſich den aſtronomiſchen Beobachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit ſolcher Aufmerkſamkeit, daß er deſſen Dauer auf ſechs Secunden ſetzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben ſollte. So beobachtete er ferner mit Käſtner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Jun. 1769, die Cometen von 1770 und 1771, ſo wie auch den von 1773, deſſen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingſchen Societät der Wiſſenſchaften überreichte. Ebenſo verfertigte er auch in dieſer Zeit Mondcharten, ſehr ſauber getuſcht, auf denen die Flecken ſo verzeichnet ſind, wie ſie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdſchatten bedeckt werden müſſen, und welche er hernach Käſtner gab, der ſie, als ein ſchätzbares Andenken von Lichtenbergs künſtleriſcher Hand, wie ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn ſein Vaterland zurück: er ſollte Profeſſor der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Profeſſur an, die Lichtenberg vorzog und in ſeinem 28. Jahre antrat. Im Mai deſſelben Jahres hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den engliſchen Aſtronomen, ſondern auch dem Könige ſelbſt, der ihn ſehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als Profeſſor in Göttingen zeigte er ſeine Vorleſungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels handelte. Als der König auch die aſtronomiſche Beſtimmung mehrerer Oerter ſeiner deutſchen Staaten außer Göttingen verlangte, ſo maß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 1773 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenſchaft von ſeiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayers Werke mit Erläuterungen heraus, und fügte eine Mondcharte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch iſt davon nur der erſte Bande erſchienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend bewies, veranlaßte im Jahre 1774 ſeine zweite Reiſe dahin. Hatte ſein erſter dortiger Aufenthalt ſchon unverkennbar auf ſeine vielſeitige philoſophiſche und äſthetiſche Ausbildung ſehr gewirkt, ſo war dies noch viel mehr der Fall bei ſeinem zweiten. Ein Beweis davon ſind die trefflichen Briefe über Garrick und über das engliſche Theater. Nur auf dieſe Weiſe konnte ſich der Mnnn bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarths lebenvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieſer Seelenmahler ſich nur immer ſelbſt hätte wünſchen können, und wie er ihn unter ſeinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hat. Indeſſen blieb auch diesmal die ernſte Wiſſenſchaft ſein Hauptaugenmerk. An die beiden Forſter, Vater und Sohn, ſchloß er ſich jetzt auf das engſte

an. Er ward auch diesmal von dem Könige mit der ausgezeichnetſten Aufmerkſamkeit behandelt, und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Erxleben geſtorben war, über Experimental-Phyſik nach dem Handbuche deſſelben, welches er hernach noch viermal, immer vielfach bereichert, bis zur ſechsten Ausgabe, auflegen ließ. Seine Vorleſungen über die Experimental-Phyſik waren von ausgezeichnetem Werthe, und ſein Apparat zu denſelben wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon im Jahre 1789 kaufte die Univerſität dieſe treffliche Sammlung von Inſtrumenten für eine Leibrente von 200 Thalern, welche nachher bei Lichtenbergs Tode auf die Kinder deſſelben übertragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Phyſik wurde er durch die Bemerkung der elektriſchen Figuren, welche ſich auf elektriſirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und feſtzuhalten lehrte, ſo daß ſie auch nach ſeinem Namen benannt worden ſind. J. 1780 ſchrieb er eine Fortſetzung ſeiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit des Spiels. Uebrigens ſtattete er den göttingiſchen Almanach, ſeit 1778, jährlich mit intereſſanten Gegenſtänden aus. Als Lavater in den Jahren 1768 bis 1771 durch ſeine Schriften über Phyſiognomik die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, wurde Lichtenberg über den Mißbrauch unmuthig, und er ſchrieb 1773 eine Broſchüre Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Iſraeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der göttingiſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorim, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Dieſe Brochüre iſt voll der witzigſten Satire. Seine Satire verfolgte die Phyſiognomiker weiter in dem Aufſatze: Ueber die Phyſiognomik wider die Phyſiognomen, zur Beförderung der Menſchenliebe und Menſchenkenntniß. Zimmermann im Hannover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenbergs Ausfall auf denſelben in Feuer geſetzt. Es entſtand zwiſchen beiden eine literariſche Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit und Perſönlichkeit geführt wurde. Zu Lichtenbergs Aufſätzen über dieſen Gegenſtand gehört auch ſein Fragment von Schwänzen. Als Lavater 1768 ſeinen Sohn nach Göttingen auf die Univerſität brachte, und zugleich ſeinen dortigen Gegner beſuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und beide ſöhnten ſich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlaſſung, die der Nachdrucker Tobias Göbhard in Bamberg gab, ſtellte Lichtenberg in zwei an denſelben gerichteten Epiſteln mit ſeinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forſter die Herausgabe des göttingiſchen Magazins der Wiſſenſchaft und Literatur. Während dieſer Zeit gerieth er mit Voß über deſſen Orthographie und mit dem Superintendenten Ziehe in Zellerfeld über deſſen Weiſſagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutſchland, in Streit, den er ſeiner Seits mit den ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarſtellung in der bildenden Kunſt wurde durch den Charaktermahler Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte ſchon längſt dem jedesmaligen göttingiſchen Taſchenbuche einige Blätter verkleinerter Hogarthiſcher Köpfe beigefügt, und ſie mit einem ſehr witzigen und geiſtreichen Commentar begleitet.

Der Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die Ausführliche Erklärung der Hogarthiſchen Kupferſtiche mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von Riepenhauſen, wovon ſeit 1794 fünf Lieferungen erſchienen ſind (die ſechs ſpätern Lieferungen ſind von Bouterwek commentirt. In den ſiebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthes, Klopſtocks und Shakſpeares erſchienen, ſtellte er ſich dieſer Nachahmungswuth in dem Buche Paraletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann ſein könne, und bald nachher auch in der Bittſchrift der Wahnſinnigen entgegen; das Ganze iſt aber eben ſo wenig vollendet, als eine andere ſatiriſche Schrift, das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingiſchen Antiquarius. Alle dieſe Schriften gehören zu den beſten proſaiſchen Schriften der Deutſchen. In den letzten Jahren ſeines Lebens ward dieſer große Mann hypochondriſch und faſt menſchenſcheu, ſo daß er nicht nur jahrelang ſein Zimmer nicht verließ, ſondern auch Niemand bei ſich ſehen wollte. Er ſtarb an einer Bruſtentzündung im 57. Jahre ſeines Lebens am 24. Februar 1799. Lichtenberg war ein ausgezeichneter, orgineller Kopf, dem kein Gegenſtand der Wiſſenſchaften fremd und ohne Intereſſe war. Streng wiſſenſchaftlicher Geiſt und poetiſcher Sinn waren auf eine ſeltſame Weiſe in ihm verſchmolzen, und brachten eine überraſchende Erſcheinung hervor. Das Höhere im Menſchen, der Glaube an das Göttliche rächte ſich aber in ihm dafür, daß er in der Stunde der Speculation von ihm gewaltſam war verdrängt worden; daher ſein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So iſt Lichtenberg, wie er ſich in den merkwürdigen fragmentariſchen Darſtellungen uns darſtellt, ein Bild des Menſchen im Allgemeinen, eine räthſelhafte Zuſammenſetzung eines Gedanken und Gefühls, eben ſo ſkeptiſch oder gläubig, wie dieſes, je nachdem er mehr der Speculation offen iſt, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dies nicht etwa durch Kunſt, ſondern im Gefolge ſeiner urſprünglichen Individualität, einer unſerer wenigen Humoriſten, und beſaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemiſch von lachendem, unerſchöpflichem Witz, treffender Satire und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen.

Lichtſtrahl, ſ. Licht.

Lichtwehr (Magnus Gottfried), deutſcher Fabeldichter, ward 1719 zu Wurzen geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte, ward in Wittenberg Doctor derſelben und ſtarb zu Halberſtadt 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne ſeinen Namen, vier Bücher Aeſopiſcher Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite verbeſſerte Auflage erſchien. Da in dieſen Fabeln das Gute durch das Schlechte zu ſehr in den Hintergrund geſtellt ward, übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, ebenfalls ohne ſich zu nennen, und ohne Vorwiſſen Lichtwehrs, 1761 zu Leipzig eine Auswahl derſelben mit Verbeſſerungen herausgegeben. Darüber entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Lichtwehr und ſeinen Verbeſſerern, an welchem auch Leſſing, nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand ſich dadurch bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbeſſerte Ausgabe ſeiner Fabeln erſcheinen zu laſſen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Ramlers Gebrauch machte, vielmehr eine Vorrede mit heftigen Ausfällen auf dieſen beifügte. Nun miſchte ſich Leſſing in den Streit und nahm

ſich Ramlers gewiſſermaßen gegen Lichtwehr an. Außer dieſen Fabeln, welche dem Verfaſſer einen großen Ruf verſchafften, hat Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didactiſches Gedicht, in fünf Büchern, Leipzig 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Geſpräch zwiſchen einem Heiden und einem Chriſten, aus dem Lateiniſchen überſetzt, Berlin, 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Perſonen der Römer bei ihren Amtsverrichtungen. Sie hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil ſie die Miſſethäter an Händen nnd Füßen binden mußten, ehe ſie gegeißelt wurden. Romulus führte ſie ein und entlehnte ſie von den Etruskern, deren vornehmſte Magiſtratsperſonen ſich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln (Fasces) bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor ſich hergehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeſchafft, aber dennoch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher wurden auch die Conſuln, Dictatoren, Prätoren, Magiſtri eqitum ꝛc. (doch nicht die Cenſoren) von Lictoren begleitet. Wenn eine höhere Magiſtratsperſon ſich öffentlich zeigte, gingen die Lictoren in einer Reihe, einer nach dem andern, vor derſelben her. Das Amt der Lictoren beſtand in folgenden Verrichtungen: Sie mußten das zuſtrömende Volk zurückhalten und aus dem Wege ſchaffen (turbam submovere). Zu dem Ende gebrauchten ſie die Formeln: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli, u. a. Ging die Magiſtratsperſon wieder nach Hauſe, oder ging ſie in ein andres Haus, ſo ſchlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. Ferner mußten die Lictoren darauf ſehen, daß den Magiſtratsperſonen die gehörige Ehrerbietung erwieſen wurde. Dieſes Geſchäft hieß animadvertere. Die Ehrerbietung beſtand darin, daß ein Reiter, welche der Magiſtratsperſon begegnete, vom Pferde ſteigen, jeder das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. ſ. w. Endlich mußten ſie die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Perſonen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber aus der niedrigſten Volksclaſſe genommen, gewöhnlich Freigelaſſene der Magiſtratsperſonen, bei denen ſie ihre Dienſte verrichteten. Uebrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Conſuln, Decemvirn und Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt zwölf, vor dem Prätor ſechs, eben ſo viel vor dem Magiſter equitum und einer vor einer Veſtalin voraus.

Liebe. Dieſelbe Kraft, welche Welten verknüpft und zuſammenhält, iſt es auch, durch welche der Menſch zu dem Verwandten ſeiner Gattung mit Freiheit hinſtrebt. Schon die Alten ſagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert:“ aber ſie fügten hinzu: „und durch den Haß“ (Eros und Eris, ſ. d. Art), weil ſie ſich nicht über den Gegenſatz ſtreitender Erfahrung zu dem Weſen aller Weſen erheben konnten, welches ſelbſt die Liebe iſt. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, iſt Liebe nicht ohne Abneigung und Abſtoßung des Fremdartigen und Entgegengeſetzten (Haß im weiteſten Sinne), und die wahre, feſte Zuneigung, welche innig an ihrem Gegenſtande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden iſt, nicht ohne Haß deſſen, was mit ihm ſtreitet und ihm durchaus widerſpricht; woher auch das Sprichwort: nur wer recht haſſen kann, kann auch recht lieben. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles ſein; denn nur deſſen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Ab-

ſcheu erfüllen. Daß wir aber dem Menſchen dieſe innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menſchen ein freier inniger Drang an das freie Individuum knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Eindrucke des Augenblicks und dem Geſetze der Natur inſtinctmäßig folgt, wenn es mit dem Verwandten ſeiner Gattung ſich flüchtig verbindet. Obwohl nun die Liebe des ſinnlichen und mehr thieriſchen Menſchen dem thieriſchen Inſtincte mehr oder weniger ähnlich iſt, in ſofern ſie weniger als ausſchließend auf das beſtimmte Individuum gerichtet iſt, und die ſinnliche Heftigkeit deſſelben theilt: ſo wird doch in der wahren Liebe jeder ſinnliche Trieb ſo ſehr veredelt und durch die geiſtige Natur ſo geläutert, daß man dieſelbe vor Allem als eine reinmenſchliche Neigung anſehen darf, in welcher ſich die ganze Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur offenbart, und durch welche ſich der Menſch der Menſchheit innig anſchließt. Die menſchliche Neigung zu dem Verwandten offenbart ſich aber in verſchiedenen Formen; zuerſt in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menſchen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter; dann als Geſchwiſterliebe und Freundſchaft, ferner als Geſchlechtsliebe oder Liebe im engern Sinne. Letztere iſt die freie Zuneigung verwandter Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinſchaft mit einer beſtimmten Perſon des entgegengeſetzten Geſchlechts, ja (objectiv) dieſe Vereinigung ſelbſt; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt ſich naturgemäß zuerſt aus dunkler Sehnſucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der erſten Liebe fällt, wahrſcheinlich mitwirkt, und iſt dann mit einem Gefühle der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet ſie ſich auf die körperliche und geiſtige Verſchiedenheit der Geſchlechter. Sie iſt aber dennoch, ſowohl von dem regen Geſchlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälſchlich ſogenannten Platoniſchen Liebe verſchieden, welche nur eine geiſtige Ausſchweifung iſt. Sie iſt vielmehr ein vollkommen menſchliches Streben nach vollkommener, d. i. geiſtig-körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebſte Gegenſtand der Kunſt. Wo ſie aber vollkommen iſt, da iſt ſie auch nothwendig ausſchließend auf ein feſtes Intereſſe der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die ſich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt ſie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe iſt. In der alten Welt, wo das Geſchlechtsverhältniß mehr ein phyſiſches war und die Polygamie herrſchte, konnte die Liebe nicht mit dieſer Tiefe des Gefühls, ja mit dieſer ſchwärmeriſchen Herzlichkeit ſich offenbaren, welche ſie in der chriſtlichen und romantiſchen Zeit angenommen hat. Nur wo das feſte Vertrauen mangelt, geht ſie in Eiferſucht über, und große Hinderniſſe treiben ſie zur Leidenſchaft. Ruhiger und vertraulicher aber iſt die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchſt uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebenſteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen, bei dem Dorfe Liebenſtein, in einer ſehr reizenden Gegend, die ſüdlich

vom lieblichen Werrathal, nördlich vom Gebirge des Thüringer Waldes begrenzt wird. Auf einer Bergkuppe ſteht das verfallne Schloß Liebenſtein, das wahrſcheinlich Veranlaſſung zur Erbauung des Dorfes ward. Es war eine Beſitzung der Herrn von Stein und fiel 1673 als eröffnetes Mannslehn dem Hauſe Sachſen Gotha zu, worauf es wüſte ward. Bei der Theilung 1677 erhielt es S. Meiningen. Von dieſen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Ausſicht über die Berge des Thüringer Waldes, einige düſtere, wilde Thäler deſſelben, das ſanfte Werrathal und die fernen blauen Berge des Pleß, der Gera und der fernern Röhn Frankens. Das Fürſtenhaus, Wohnſitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem edlen Styl erbaut. Vorzüglich ſchön iſt der mit 12 Säulen gezierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel angebrachte Verſammlungsſaal. Neben dieſem Gebäude ſteht das Schauſpielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut, durch zufällig herbeikommende Geſellſchaften verſehen wird; die Muſik beſorgt die herzogl. Kapelle. Das Gaſthaus liegt jenen Gebäuden gegenüber, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäſte und ein Billard- und Geſellſchaftszimmer. Auch in den übrigen Häuſern des Dorfs findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat in ſeinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäſte höhern Standes, mit eben ſo vielen Nebenbehältniſſen. Das untere Stockwerk nehmen Ställe und Wagenſchuppen ein. Hinter demſelben iſt eine Reitbahn. Der Speiſe- und Tanzſaal iſt hinter dem Gaſthauſe, und enthält außer dem Saale noch einige Zimmer. Das Brunnenhaus, in Form eines Tempels, iſt ſtets offen. Der Sauerbrunnen zu Liebenſtein ward zuerſt bekannt unter dem Herzog Caſimir zu Coburg, mag aber ſchon früher benutzt worden ſein. Im Jahre 1614 faßte man den Brunnen und der Herzog beſtellte einen Aufſeher darüber. Im 30jährigen Kriege aber ſank ſein Ruf. Als der Herzog von Gotha 1673 Liebenſtein erhielt, grub man den Brunnen neu auf, faßte die vorzüglichſte Quelle beſonders und die 4 andern Quellen ebenfalls. Nachdem noch mehrere Anſtalten gemacht worden, hob den Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus ſeiner Vergeſſenheit. Er ließ Gebäude anlegen, Kunſtſtraßen bauen, Baumgänge einrichten und für Bequemlichkeit ſorgen. Nach Göttlings Analyſe hat die alte Quelle in 3 Pfd. Waſſer: kohlenſaures Gas 96 Kub. Zoll, kohlenſauren Eiſenkalk 6 Gr., kohlenſaure Kalkerde 8 Gr., kohlenſaures, ſalzſaures und ſchwefelſaures Natrum 16 Gran. Die neue Quelle iſt nur reicher an Kohlenſäure. Vorzüglich hülfreich iſt der hieſige Sauerbrunnen bei ſchwacher Verdauung, Uebermaß von Schleim, chroniſchem Huſten, Bleichſucht, Menſtruationsbeſchwerden, Hypochondrie, Nervenſchwäche, hyſteriſchen Krämpfen, Magenlähmungen, auch Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chroniſchen Hautausſchlägen ꝛc. Unter dem Schauſpielhauſe ſind 7 Bäder angelegt, in welchen man ſich nach Gefallen warmes und kaltes Waſſer zulaſſen kann. Die nöthigen Bedürfniſſe während der Badezeit werden entweder hieher gebracht oder man läßt ſich dieſelben aus den benachbarten Städten Salzungen, Schmalkalden, Eiſenach, Gotha oder Meiningen holen. In der an Naturſchönheiten ſo reichen Gegend findet man jedoch der Unterhaltung genug. Entweder bringt man die Zeit unter den Kaſtanien des Gaſthauſes, oder in dem von hohen Buchen beſchatteten Felſengrund des Erdfalls zu; oder man wandelt auf anmuthigen Pfaden nach dem Felſenthor, oder der Ruine der Burg und der hohlen Scheuer,

Weitere Partieen macht man nach der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei ſonntäglicher Erleuchtung den unterirdiſchen See beſchifft; oder nach Altenſtein mit ſeiner gothiſchen Kapelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denkmal und dem Hohlenſtein; oder nach der Buche im Thüringer Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht ward; oder endlich auf den wegen ſeiner unendlichen Ausſicht bekannten Inſelsberg, und das ſo freundliche großherzoglich weimariſche Luſtſchloß Wilhelmsthal mit ſeinen lieblichen Anlagen.

Liebesfamilie nannte ſich eine von den deutſchen Wiedertäufern abſtammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münſter um 1560 in England ſtiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe ꝛc. erſchienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche myſtiſche Stimmung, wie der ſpätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abſtammung, ob ſie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen engliſchen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren dieſe unter dem Namen Familiſten bekannten Schwärmer weniger mürriſch als andere ihrer Art, und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von andern Fanatikern angefeindet. Da indeß die Exaltation, die dem Gebote der chriſtlichen Liebe einen beſondern myſtiſchen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder ſank, verloren ſie ſich um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter andern Parteien in England. E.

Liebesmahle, Agapen, wurden in der erſten chriſtlichen Kirche die gemeinſchaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (ſ. d. Art.) vorangingen. Menſchen von allen Ständen ſpeiſeten dabei zum Zeichen der chriſtlichen Bruderliebe unter und mit einander. Jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Dieſe von den Apoſteln angeordnete und den Geiſt der Gemeinſchaft in der entſtehenden Chriſtenheit ſchön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachſe der Gemeinde bald beſchwerlich, und wegen der dabei eingeriſſenen Unordnungen, um den Ruf der Chriſten zu ſchonen, durch Synodalbeſchlüſſe im vierten Jahrhunderte abgeſchafft werden. Die Brüdergemeinde hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält ſie bei feierlichen Gelegenheiten unter Geſang und Gebet mit mäßigem Genuſſe von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Verſammlungsſälen. S. d. Art. Brüdergemeinde.

Liebwerda, ein bekannter Kurort Böhmens in einem romantiſchen Thale, zwiſchen der Tafelfichte und dem haindorfer und weisbacher Kamme. Der hieſige Sauerbrunnen fing erſt im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an bekannter zu werden. Der Quellen ſind eigentlich drei, von denen zwei benutzt werden; der eigentliche Sauerbrunnen blos zum Trinken, der Stahlbrunnen zum Baden und Trinken. Ein vierter, der Chriſtiansbrunnen, wird jetzt ebenfalls ziemlich benutzt. Beide ſind in Stein gefaßt. Der letztre enthält in einem Pfd. zu 16 U. Glauberſalz 1/3 Gr., Bitterſalz 1/6 Gr., Selenit 2/3 Gr., Kochſalz und ſalzſaure Bittererde 1/5 Gr., luftſaure Bittererde 2/25 Gr., luftſaure Kalkerde 1/3 Gr., luftſaure Alaunerde 1/20 Gr., luftſaures Eiſen 4/25 Gr., Kieſelerde 1/5 Gr., Luftſäure 201/9 Kubikzoll. Der neue oder Stahlbrunnen dagegen enthält in gleicher Quantität: luftſaures Mineralkali 1/16 Gr., Kochſalz 1/66 Gr., luftſaure Kalkerde 1/16 Gr., luftſaures Eiſen 7/60 Gr., Kieſelerde 1/20, Luftſäure 177/9

Kubikzoll. Das Liebwerder Sauerwaſſer dient vorzüglich dazu, die Nerven zu ſtärken und zu beleben, den Kreislauf der Säfte zu befördern, die zähen Säfte aufzulöſen und zu verdünnen, die verſtopften Gefäße zu eröffnen, die Würmer und den Urin zu treiben und die Säure zu dämpfen. Man fängt die Kur mit einem Bierglaſe voll Sauerwaſſer an, und ſteigt damit bis zu einer Flaſche. Das Bad nimmt man 1 auch 2 Mal des Tages, lau oder kalt, das leztre nur nach und nach vom Wärmern übergehend. Vor dem Gebrauche des Bades nimmt man abführende Mittel und läßt, wenn man vollblütig iſt, zur Ader. Für jede Wanne iſt im Badehauſe eine beſondere Kammer mit den nöthigſten Bedürfniſſen. Die Spaziergänge an dem kleinen Bache im Thale hinauf ſind recht artig. Größere Ausflüge aber macht man nach Meffersdorf, einem ſtattlichen Rittergute in der Lauſiz, nach dem höchſt reizend gelegenen Kloſter Haindorf, und einigen andern Gebirgspuncten um die Tafelfichte des Rieſengebirgs.

Lied (in der Dichtkunſt). Die Benennung Lied iſt bisher ſo unbeſtimmt gebraucht worden, daß es ſchwer wird, den eigentlichen Charakter deſſelben genügend zu bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten, der Ode und dem Hymnus, zu unterſcheiden. Im Aeußerlichen und Mechaniſchen zeichnet ſich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es ſtets in gleiche Verſe, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt iſt, und dieſe wiederum ſtets daſſelbe Metrum haben, ſo daß alle Verſe und Strophen nach einer und derſelben Melodie geſungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für ſich vollendeten Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes in ſo fern verſchieden ſein, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es ſich bewegt, und den es nicht überſchreiten darf. Dieſer Kreis ſchließt alsdann eine größere Mannichfaltigkeit in der Darſtellung gänzlich aus und bleibt nur bei dem Einen ſtehen, bei dem Erguſſe des Gefühls. Die Ode hingegen ſchweift in das Erhabene aus und berührt in ihrem Fluge das Geiſtige und das Irdiſche, das Hohe und das Tiefe. Das muſikaliſche Lied richtet ſich in ſeinem Charakter natürlich nach dem poetiſchen Liede, und hat dieſelbe Ruhe, dieſelbe Einfachheit, einen geringern Umfang der Töne, keine ſchwer zu treffenden Intervalle. Es gibt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder ꝛc. Vergl. den Art. Lyrik. Pq.

Liederſpiel unterſcheidet ſich, als neue Gattung des Schauſpiels mit Geſang, von der Operette hauptſächlich dadurch, daß alle darein verwebten Geſangſtücke blos aus Liedern beſtehen, die entweder dem Publicum ſchon bekannt ſind, oder die der Tonſetzer doch wenigſtens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche ſämmtlich mit einer dem Liede angemeſſenen einfachen Inſtrumentalbegleitung verſehen ſind. Reichard, wahrſcheinlich durch die Vaudevilles der Franzoſen dazu veranlaßt, machte in ſeinem Liederſpiele: Liebe und Treue, den erſten Verſuch in dieſer Gattung, der zwar Beifall, aber keine bedeutende Nachfolge fand.

Liefland, ſ. Letten.

Lieutenant, dem Wortſinne nach, ein Stellvertreter, daher Generallieutenant, Oberſtlieutenant. Lieutenant ohne weitern Zuſatz iſt der Offizier nach dem Hauptmann.

Ligne (Carl Joſeph, Fürſt von), als muthvoller Krieger und geiſtreicher Schriftſteller gleich berühmt, ward

den 23. Mai 1735 zu Brüſſel geboren. Sein vormals geltender Titel war: des heil. röm. Reichs Fürſt, erſter Pair von Flandern, Pair, Marſchall, Grand Baillif und ſouverainer Offizier der Land- und Grafſchaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Artois. Außerdem war er Grand von Spanien erſter Claſſe, und k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Generalfeldmarſchall, Ritter des goldnen Vließes, Commandeur des militäriſchen Marie-Thereſien-Ordens ꝛc., auch Inhaber des dreißigſten Infanterie Regiments. Dieſer Prinz, bekannt durch ſeine ausgezeichneten Talente, ſtammte aus einem der edelſten Häuſer Belgiens ab, welches von dem Städtchen Ligne im Hennegau den Namen erhalten und ſeit drei Jahrhunderten ſeinen Glanz in dem Ruhme der Waffen begründet hatte. Das Haus Ligne erhielt im 16. Jahrhunderte die reichsgräfliche, und 1602 die reichsfürſtliche Würde. Die zwiſchen Hennegau und dem lütticher Lande gelegene Herrſchaft Fagnolles, welche dieſem Hauſe gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu einer Reichsgrafſchaft erhoben. Der Prinz von Ligne widmete ſeine Jünglingsjahre dem ernſteſten Studium der claſſiſchen Literatur und der Kriegswiſſenſchaften. So ausgerüſtet trat er 1755 in öſterreichiſche Kriegsdienſte. Er diente in dem Feldzuge von 1757 und 1758 als Capitän in dem ſeinem Vater zugehörigen Regimente de Ligne. Dies Regiment und der junge Prinz, der die Seele deſſelben war, fochten mit Ruhm in der Schlacht von Colin, welche Daun gegen Friedrich gewann. In den Gefechten, die jenem Siege folgten, zeigte der Prinz ſich immer auf den Vorpoſten, und in der Schlacht bei Leuthen, wo Preußens König die erlittene Niederlage rächte, ſah man ihn das Regiment unter einem Regen von Kugeln mehrmals ſammeln und endlich den Reſt deſſelben auf den ſchrecklichſten Wegen nach Böhmen zurückführen. 1758 befand er ſich bei dem Siege von Hochkirchen, eroberte 1759 mit ſtürmender Hand den ſogenannten großen Garten vor Dresden und wurde, da der Oberſte des Regiments in Gefangenſchaft gerathen war, zur Belohnung zum commandirenden Oberſten deſſelben ernannt. Er wurde nach Paris geſandt, um Ludwig XV. die Nachricht von der Gefangennehmung des Generals Fink mit 15,000 Preußen bei Maxen (im November 1759), zu welcher er mitgewirkt hatte, zu überbringen. Er verlebte einen angenehmen Winter in Paris und kehrte zurück, nachdem er, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, viele Bekanntſchaften, Unbeſonnenheiten, Bemerkungen und Schulden gemacht hatte. Im Jahre 1760 befand ſich der Prinz beim Armeecorps des General Lascy, welcher ſich der Städte Berlin und Potsdam bemächtigte. Nach dem ſiebenjährigen Kriege ward er Generalmajor. Als ſolcher ſtand er in einer niederländiſchen Garniſon, wo er den damaligen Grafen von Artois kennen lernte, der ihn einlud, wieder an dem franzöſiſchen Hofe zu erſcheinen. Dem zufolge ſah man ihn von 1766 bis 1787 bald zu Paris, bald zu Verſailles. Die Großen, die liebenswürdigſten Frauen, die geiſtreichſten und berühmteſten Gelehrten wetteiferten um den Beſitz des Fremdlings, den man für einen gebornen Franzoſen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der ſich in tauſend muthwilligen Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der Liebenswürdigkeit eines geiſtreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrauteſten Kreiſe der königlichen Familie, vorzüglich in den Abendſtunden von Klein-Trianon. Auch verſchmähte er es nicht, den Theaterheldinnen ſeine Huldigun-

gen darzubringen. Dieſe Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literariſche Intriguen, deren Geiſt zuweilen auf ſeine Urtheile wirkte. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. Als leidenſchaftlicher Liebhaber von Reiſen, wandte der Prinz ſeine Sommer dazu an, England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, und Friedrich den Großen in Sanssouci zu beſuchen. Im Jahre 1770 wohnte er der Zuſammenkunft dieſes Monarchen mit Joſeph II. in Schleſien bei, und nachdem er als General en Chef eines Corps Eliten-Grenadiere in dem kurzen Kriege von 1778 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, ſtattete er 1785 demſelben einen Beſuch ab und fand die verbindlichſte Aufnahme. Früher, im Jahre 1781, hatte er den petersburger Hof beſucht, wo ſein älteſter Sohn, der mit einer Prinzeſſin Maſſalsky verheirathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunſt der Kaiſerin, deren leidenſchaftlicher Bewunderer er ward, und kehrte mit Portrats, Decorationen und Bändern überhäuft, jedoch ohne den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte ſein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten im Jahre 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen ſchnellen und ruhmvollen Ausgang deſſelben zu ſichern. Zur Zeit der berühmten Zuſammenkunft Joſeph II. und der Kaiſerin von Rußland im Jahre 1787 ward der Prinz von Ligne der treueſte Unterthan des erſtern, und der ergebenſte Höfling der letztern genannt. Er begleitete ſie auf der berühmten Reiſe nach Cherſon. Nach dem Ausbruche des Türkenkrieges befand er ſich als Agent Oeſterreichs bei der ruſſiſchen Armee; in der Folge befehligte er einen Theil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte und einnahm. Obgleich er ſich dabei ſehr rühmlich benommen hatte, mußte er doch einige Zeit nachher die Ungnade des Hofs erfahren. Aber noch auf dem Sterbebette rief ihn Joſeph II. zu ſich und überhäufte ihn mit Zeichen ſeines Wohlwollens. Im Jahre 1792 hatte er den Schmerz, ſeinen älteſten Sohn in dem Gefechte von Boux zu verlieren. Seit geraumer Zeit hatte der Prinz ſich aus der großen Welt zurückgezogen und lebte in ländlicher Ruhe in Nußdorf bei Wien in einem heitern Greiſenalter. Hier ſtarb er auch am 13. December 1814. Sechzig bedeutungsvolle Jahre unſerer Geſchichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftſtellern waren an dieſem merkwürdigen Manne vorüber gegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Perſon thätig eingegriffen, bald ſie als geiſtreicher Beobachter in Denkſchriften und Briefen den Zeitgenoſſen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlichen Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchſt originellen Anſichten geſchichtlich dargeſtellt. Als ein denkender Mann von leichtem gewandtem Geiſte und eindringendem Scharfſinn, reich an Kenntniſſen und aus dem Leben geſchöpften Erfahrungen, fand er Vergnügen und Erholung darin, ſeine Ideen niederzuſchreiben. Von dieſen Schriften ſind nach und nach 30 Bände in franzöſiſcher Sprache erſchienen; ihr Inhalt iſt ſehr gemiſcht, Verſe und Proſa wechſeln mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufſätzen hat Frau von Staël herausgegeben (deutſch von Madame Spazier), der einige ähnliche Sammlungen gefolgt ſind. Man erhält daraus eine Menge von

Aufſchlüſſen über Perſonen und Begebenheiten, und erblickt allenthalben einen unterrichteten, feingebildeten, zartfühlenden, ſcharfſinnigen, heitern Geiſt, der auf das angenehmſte unterhält und belehrt. Seine nachgelaſſenen Schriften hat der Buchhändler **Cotta** an ſich gekauft.

Ligny (Schlacht bei) am 16. Juli 1815. Bonaparte hatte am 15. Juli das erſte preußiſche Corps von der Sambre zurückgedrängt, und ſeine Hauptmaſſen in der Gegend von Fleurus vereinigt, während jenes Corps nebſt dem eiligſt herangezognen 2. und 3. am 16. des Morgens eine Stellung zwiſchen den Dörfern Sombref, St. Amand und Ligny bezogen. Gegen dieſe Stellung, in welcher das 3. Corps auf dem linken Flügel Sombref beſetzt hatte, ſich links bis Tongrines ausdehnte, das 1. im Centrum die Dörfer Ligny und Brie, das 2. auf dem rechten Flügel St. Amand beſetzt hielt, entwickelte der Feind in 2 großen Colonnen ſeine Angriffe, die Nachmittags um 3 Uhr begannen. Zuerſt ward St. Amand, bald darauf Ligny angegriffen und der Theil beider Dörfer, welcher jenſeit des durchfließenden Baches liegt, genommen, ein mehrſtündiges Dorfgefecht begann, im Laufe deſſen der Feind in St. Amand, über den Bach vordrang, einen Theil des dieſſeitigen Dorfes nebſt einer beherrſchenden Kirche nahm, von einem Bataillon, das der Feldmarſchall Blücher perſönlich anführte, aber wieder zurückgeworfen ward, ohne daß ſolches jedoch weiter hatte vordringen können (Abends 5 Uhr). Als jetzt bei Bonaparte die Meldung einging, daß das von Marſchall Ney (der bei Quatrebras mit den Engländern focht) in die preußiſche rechte Flanke zu detachirende Corps nicht eintreffen könne, gab er den Hauptangriff auf dieſen Flügel — den einzigen, der zu entſcheidenden Reſultaten führen konnte — auf, und beſchloß das Centrum bei Ligny zu durchbrechen. Die Garde, die dort eben angekommen war, erhielt daher mit allen ihr zugehörigen Batterien die Direction gegen Ligny und marſchirte ab. Dieſe Bewegung ward natürlich dieſſeits bemerkt und dem in die Gegend von Brie zurückgekehrten Feldmarſchall in der Art gemeldet, daß ſich der Feind gegen Fleurus abziehe; — eine Brigade war ſchon früher gegen den bedrohten Punct von St. Amand entſendet worden, jetzt ließ ihr der Feldmarſchall, um den Sieg zu vervollſtändigen, alle Reſerven bis auf 3 Bataillons und 3 Cavallerie-Regimenter mit dem Befehle folgen, dem Feinde gegen Fleurus nachzudringen (ungefähr 7 Uhr Abends). Dieſe Bewegung entſchied aber die Schlacht für den Feind, denn gleichzeitig als jene Truppen bei St. Amand eintrafen, kamen die franz. Garden bei Ligny an, von welchem noch ein Theil erobert ward, worauf eine Maſſe feindlicher Cavallerie, von Artillerie und Infanterie unterſtützt, aus Ligny anrückte und gegen die Höhe von Brie drang; da ihr keine Reſerve entgegengeſtellt werden konnte, ſo verſuchte der Feldmarſchall ſie durch einen allgemeinen Cavallerieangriff — wozu aber nur 6 Escadrons vorhanden waren — zurückzuwerfen. Dies mißlang gänzlich und der Feldherr kam dabei in die größte perſönliche Gefahr. Der Rückzug ward unter dieſen Umſtänden nothwendig und vom 1. und 2. Corps über Brie nach Gemblour angetreten. Erſteres Dorf ward von der Arriergarde bis 3 Uhr des Morgens gehalten, ſo wie denn auch die Reſerve-Cavallerie des 1. Corps an der Chauſſee ſtehen blieb und am andern Morgen der Armee folgte; der Feind, der am 16. Abends 10 Uhr noch einige Batterien vorgeſchoben und die preußiſche Armee beſchoſſen hatte, verfolgte nicht.

Das 3. Corps war im Laufe der Schlacht nur durch ein lebhaftes Tirailleurgefecht beſchäftigt geweſen. Ein Angriff, den einige Escadrons mit einer reitenden Batterie in die Flanken und den Rücken des feindlichen rechten Flügels machten, ward abgewieſen, wobei einige Geſchütze verloren gingen; es hielt ſeine Stellung bis zum 17. früh 3 Uhr und marſchirte dann mit der Arriergarde ab. Das 4. Corps, deſſen Eintreffen auf dem Schlachtfelde eben ſo ſehnlich erwartet wurde, als ſich davon eine günſtige Wendung des Gefechts hoffen ließ, war noch zu weit entfernt und vereinigte ſich erſt nach einem angeſtrengten Marſche in der Nacht bei Gemblour mit der Armee. Die preußiſche Armee zählte ungefähr 90,000 Mann, die franzöſiſche wird nicht ſtärker geweſen ſein, denn da 2 Infanterie-Corps und 1 Cavallerie-Corps unter Ney detachirt waren, das 6. Infanterie-Corps erſt in der Nacht eintraf, ſo blieben für die Schlacht von Ligny blos das 3. und 4. Infanterie-Corps, 3 Cavallerie-Corps und die Garden disponible. Der Verluſt betrug dieſſeits ungefähr 14,000 Mann, der des Feindes war gewiß nicht geringer, 15 Geſchütze hatten ihm überlaſſen werden müſſen.

Ligue (aus dem Franz.) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch ſich mehrere zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke verbinden. Insbeſondere bezeichnet man damit ein Bündniß, welches die catholiſche Partei am franzöſiſchen Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guiſe, im Jahre 1576 ſchloß, um die Reformirten zu unterdrücken, denen König Heinrich III. viele Freiheiten bewilligt und den Zutritt zu gewiſſen Aemtern verſtattet hatte. Dieſes Bündniß (die catholiſche Ligue genannt; die Theilnehmer an demſelben Liguiſten), welches vom ſpaniſchen und päpſtlichen Hofe unterſtützt wurde, wuchs zu einer ſolchen Macht an, daß es damit umging, dem König Heinrich III. ſelbſt zu entſagen, der daher Paris verlaſſen und bei dem König Heinrich von Navarra, welcher an der Spitze der hugonottiſchen Partei ſtand, Schutz ſuchen mußte. Aber auch hier wußten ihn ſeine Gegner zu finden, und ließen ihn durch einen Dominicaner-Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papſt Julius II. mit dem Kaiſer Maximilian I., dem Könige Ferdinand von Spanien und den Venetianern 1510 wider König Ludwig XII. von Frankreich ſchloß, hieß die heilige Ligue (Liga sancta), weil der Papſt an ihrer Spitze ſtand. Das Bündniß, wozu ſich die deutſchen catholiſchen Stände unter dem Herzoge von Baiern im Jahre 1610 zu Würzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der proteſtantiſchen Fürſten gemeinſchaftlich entgegen zu arbeiten, heißt auch die catholiſche Ligue.

Lille (im deutſchen Ryſſel), ehemals die Hauptſtadt des franzöſiſchen Flandern und aller franzöſiſchen Niederlande. Sie liegt am ſchiffbaren Fluſſe Deule, welcher durch die Stadt fließt, iſt groß, ſchön gebaut, mit vortrefflichen Umgebungen, hat 11,300 Häuſer und 60,000 Einwohner, und iſt eine der wichtigſten Feſtungen in ganz Europa. Beſonders iſt die Citadelle, an welcher Vauban ſeine ganze Geſchicklichkeit gezeigt hat, ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnet ſich der Paradeplatz aus, und unter den breiten, gut gepflaſterten, des Nachts erleuchteten Straßen würde die ſchöne Königsſtraße jeder Stadt zur Zierde gereichen. Es gibt hier viele anſehnliche in gutem Geſchmack aufgeführte Gebäude, wozu vorzüglich die Stephans- und Peterskirche, das ſchöne Rath-

haus, die prächtige Kornhalle, das große Hoſpital, das Schauſpielhaus, das Zeughaus, die ſchöne Hauptwache ꝛc. gehören. Man findet hier eine Börſe, eine Münze, eine Geſellſchaft der ſchönen Künſte, eine Zeichen- und Mahlerſchule, eine ſchöne Bibliothek, einen botaniſchen Garten, eine Gemähldegallerie und wichtige Fabriken von wollenen Zeugen, Leinwand, Spitzen, Baumwolle, Taback, Leder, Glas, Fayance, Zuckerraffinerien, große Baumwollenſpinnereien, Kattundruckereien und treffliche Garn- und Leinwandbleichen. Bei der Stadt befinden ſich mehr als hundert Oelmühlen. Auch iſt die Handlung der Einwohner nebſt der Blumen-, beſonders Tulpenzucht, ſehr anſehnlich. Letztere wird hier beinahe ſo ſtark, wie in Harlem getrieben. Spargel und Melonen werden durch ganz Frankreich verſandt. Im Jahre 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; doch wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 1793 bombardirten es die Oeſterreicher ohne Erfolg. Lille iſt die Hauptſtadt des Nordens und eines Bezirks deſſelben. Auch iſt es der Sitz eines Handelsgerichts und des commandirenden Generals der 16. Militärdiviſion.

Lima, Hauptſtadt des Königreichs Peru im ſüdlichen Amerika, am Fluſſe gleiches Namens, in einem ſchönen und ſehr fruchtbaren, zwei Meilen breiten Thale, zwei Stunden von dem Meere und dreißig Stunden von den Cordilleras entfernt, 1535 von den Spaniern erbaut. Durch ein fürchterliches Erdbeben am 28. October 1746 wurden in wenigen Stunden die ganze Stadt, alle auf der Rhede liegenden Schiffe, und unermeßliche Schätze vernichtet. Die Stadt iſt ſeitdem wieder aufgebaut worden. Die Häuſer ſind, wegen der Erdbeben, von Holz und nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäßig, ſehr rein und gut gepflaſtert und die Gegend herum mit Landhäuſern beſetzt. Die Einwohner ſind über 52,000, worunter ungefähr ein Drittheil Spanier, die faſt allein den Handel in Händen haben, der mit Mexico, Chili und Spanien getrieben wird, und immer noch ſehr bedeutend iſt, obgleich nicht mehr ſo viel Reichthümer, als vor dem Erdbeben da zu finden ſind. Es herrſcht daſelbſt, beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht, ein großer Luxus. Die Stadt iſt eine von den ſpaniſchen Münzſtädten in Amerika, der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbiſchofs und einer Univerſität. Auch ſind verſchiedene Manufacturen vorhanden. Der Hafen, der 2 1/2 Stunde von der Stadt entfernt liegt, iſt mit zwei großen Caſtellen verſehen, aber durch das vorerwähnte Erdbeben faſt ganz zerſtört worden. Doch wird noch immer von dort aus der reichſte und ſtärkſte Handel nach dem nördlichen und ſüdlichen Amerika mit gediegenem Golde und Silber und mit Landes- und europäiſchen Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen; das höher gelegene Caſtell ſteht noch.

Lindau, ehemalige freie Reichsſtadt, in Schwaben, auf drei Inſeln im Bodenſee, von welchen die größte, vermittelſt einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke, mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Nach der kleinſten Inſel, auf welcher nur Weinberge, Gärten und Fiſchhäuſer befindlich ſind, führen zwei Thore mit Fallbrücken. Die Lage im Bodenſee hat der Stadt den Namen Schwäbiſch Venedig verſchafft. Die Zahl der Einwohner war 1804 über 5000, welche in 700 Häuſern wohnten, aber 1807 nur 2700 in 554 Häuſern. Sie ſind meiſtens lutheriſch, wenige catholiſch. Der Ma-

triculuranſchlag der Stadt betrug 130 fl., und das Kammerziel 112 Rthlr. 15 kr. Ihre Handlung, beſonders nach Italien, iſt beträchtlich. Die einheimiſchen Producte beſtehen in Wein und Obſt, welches beides häufig ausgeführt wird. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1800 an 16,000 fl. Im Jahre 1802 wurde dieſe Stadt, nebſt dem daſelbſt befindlichen ſehr bedeutenden adligen Fräuleinſtifte gleiches Namens, deſſen Aebtiſſin fürſtliche Würde hatte, dem Fürſten von Bretzenheim als Entſchädigung zugetheilt, von dieſem aber 1803 an Oeſterreich abgetreten und 1804 von letzterm nebſt dem Stifte zu einem Fürſtenthume erhoben, bis es 1806 an Baiern abgetreten und dem Illerkreiſe hinzugefügt ward. Dort bildet es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 1 1/2 Quadratmeilen 6300 Menſchen enthält.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches in den alten Rittergeſchichten eine eben ſo merkwürdige Rolle ſpielt, wie der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethüme. Er wird als eine Gattung von Drachen oder auch als eine große, vierfüßige geflügelte Schlange beſchrieben. Der tapfere Ritter St. Georg ſoll einen Lindwurm erlegt haben, und wird deshalb immer mit demſelben abgebildet.

Lingam, ſ. Indiſche Mythologie.

Linguet (Simon Nicolas Henri), am 14. Juli 1736 zu Rheims geboren, ſtudirte zu Paris in dem Collegium Beauvais und zog daſelbſt durch ſeine ungemeinen Talente die Aufmerkſamkeit des Herzogs von Zweibrücken auf ſich, der ihn mit ſich in ſeine Staaten nahm. Von hier begab er ſich als Adjutant in die Dienſte des Prinzen Beauvais, als dieſer in dem Kriege gegen Portugal das Commando führte. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, ſpaniſch zu lernen und ſpaniſche Theaterſtücke in das Franzöſiſche zu überſetzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frankreich zurück und erlangte daſelbſt als Advocat, durch die Kühnheit ſeines Charakters, durch ſeine Neuerungsſucht, durch überwiegende gelehrte Kenntniſſe und insbeſondere durch ſeine lebendige Beredſamkeit bald einen weit verbreiteten Ruf, aber auch eine große Menge Feinde. Nachdem ſich Linguet durch mehrere glänzende Vertheidigungen den Haß der Gegner, beſonders aber den Neid ſeiner Collegen zugezogen hatte, beſchloſſen vierundzwanzig von dieſen, unter einem Jahre nicht wieder mit ihm vor Gericht aufzutreten; ja, das Parlament erließ ſogar einen Beſchluß, durch welchen ihm die öffentliche Praxis unterſagt wurde. Jetzt ſchrieb Linguet ein politiſches Journal, welches ſowohl die Zahl ſeiner Bewunderer, als auch ſeiner Neider vermehrte, und endlich auf Befehl des Gouverneurs gänzlich unterſagt wurde. Da er ſogar für ſeine Freiheit fürchten mußte, begab er ſich in die Schweiz und von dort über Holland nach England, von wo er bald nach Brüſſel ging. Als ihm hier der Graf von Vergennes die Erlaubniß ertheilt hatte, nach Paris zurückzukehren, begab er ſich dorthin, ward aber auf erneuerte Klage am 27. Sept. 1779 in die Baſtille geſetzt, in welcher er über 2 Jahre verbleiben mußte. Im Mai 1782 wieder in Freiheit geſetzt, machte er eine zweite Reiſe nach England und kehrte von dort abermals nach Brüſſel zurück, wo er ſein Journal: politiſche Annalen herausgab. In dieſem ſchmeichelte er dem Kaiſer Joſeph II., der ihn nach Wien kommen ließ und ihm ein Geſchenk von 1000 Ducaten machte. Nichts deſtoweniger erklärte er ſich, in der bald darauf erfolgten Revolution der Niederlande, gegen den Kaiſer, mußte die Niederlande verlaſſen und kehrte 1791 nach Paris zurück, wo er von der conſtituirenden Verſammlung die Sache der

Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen auf St. Domingo vertheidigte. Beim Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revolutionstribunal geſchleppt und daſelbſt am 27. Juni 1794 zum Tode verurtheilt. Er ſtarb mit vielem Muthe. Von ſeinen zahlreichen Werken ſind zu bemerken: Histoire des révolutions de l'empire romain, 1766. 2 Vol. in 12; Mémoires sur la Bastille, Londres 1783. endlich ſeine Annales Politiques, welche 1777 begannen, mehreremal unterbrochen und dann wieder fortgeſetzt wurden. Dieſe Annalen, welche in einem lebhaften, hinreißenden Style, ohne die geringſte Schonung mit vielem Scharfblick geſchrieben ſind, dabei über alles abſprachen, hatten zu ihrer Zeit ein ungeheures Publicum.

Linguiſtik, Sprachenkunde, iſt der Inbegriff alles deſſen, was wir durch hiſtoriſch-kritiſche Forſchungen über den Urſprung, die Bildung und Verwandtſchaft der Sprachen und ihrer Mundarten wiſſen; **Linguiſt**, der ſich mit dieſen Forſchungen beſchäftigt.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Sie iſt entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schiffahrt iſt die Linie der **Aequator**; daher der Ausdruck, die Linie paſſiren. Beim Decimal-Längenmaße iſt ſie der 10. Theil eines Zolls, der hundertſte eines Fußes, der tauſendſte einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunſt nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und die Bruſtwehr, wodurch die Schanzen zuſammenhängen, und welche zwei und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunſt heißt auch Linie eine Reihe in Schlachtordnung ſtehender Soldaten (daher Linientruppen), oder Schiffe (Linienſchiffe, ſ. d. Art.). In der Genealogie und in den Rechten eine Reihe von einander abſtammender Perſonen. (S. **Abſteigende Linie**).

Linienſchiffe, nennt man diejenigen großen Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüſtet ſind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportſchiffe gebraucht werden. Sie heißen Linienſchiffe, weil ſie in der eigentlichen Linie fechten können. Der Unterſchied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) beſtimmt wird, ihrer Verdecke und Kanonen, verurſacht auch einen verſchiedenen Rang unter denſelben. In England unterſcheidet man danach gewöhnlich drei Gattungen: 1) von 1929 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner führen können), mit 850 bis 750 Mann und 110 bis 90 Kanonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Kanonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Kanonen.

Linné (Carl von). Dieſer **berühmte Naturforſcher**, beſonders **Botaniker**, ward im Jahre 1707 zu Rushult in Smaland geboren und von ſeinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs, eines Gelübdes wegen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Da dieſer zugleich ein leidenſchaftlicher Botaniker war, ſo hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben und Geſchmack an derſelben zu finden. In ſeinem 10. Jahre ward er auf die Schule zu Werio geſchickt. Aber die Formen des damaligen Schulunterrichts wurden ihm bald ſo ſehr zuwider, daß er ihn oft umging, um ſeiner Lieblingsneigung nachzuhängen und Pflanzen aufzuſuchen. So kam es, daß er in den Schulkenntniſſen zurückbleiben und beſonders in den gelehrten Sprachen vielen ſeiner Mitſchüler nachſtehen mußte. Seine Lehrer, ermüdet durch dieſe Trägheit und ſcheinbare Untaug-

lichkeit, erklärten dem Vater, aus ſeinem Sohne, der ganz ohne Fleiß, und nur bemüht ſei, Kräuter und Schmetterlinge zu ſammeln, könne höchſtens ein Handwerker werden. Wirklich gab der Vater ihn auf dieſes Urtheil zu einem Schuhmacher in die Lehre. Aber glücklicher Weiſe blieb er nicht lange in dieſer Lage. Der Arzt Rothmann, ein beſſerer Beobachter, hatte an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt; er ſtellte dem Vater vor, daß die Lehrer ſeines Sohnes dieſen nicht beurtheilen könnten, und rieth der Mutter, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn Gott dadurch zu widmen, daß ſie ihm erlaube, ein Prieſter der Natur zu werden. Die Aeltern folgten dem Rathe des verſtändigen Arztes, und freudig verließ Linné ſeinen Lehrmeiſter und deſſen Werkſtatt. Tourneforts Inſtitutionen, welche ihm Rothmann verſchaffte, waren das erſte brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beſchränktheit ſeiner Lage in die Hände kam. Noch zwei Jahre blieb Linné in Weriö, benutzte daſelbſt die Bibliothek und den Rath ſeines Gönners Rothmann und bereitete ſich durch das anhaltende Studium zu ſeiner großen Laufbahn vor. Inzwiſchen näherte er ſich ſeinem 20 Jahre. Da er einſah, daß ihm die Botanik keine Ausſicht zu einer Verſorgung darbiete, wählte er als eigentliches Brotſtudium die Arzneikunſt, für welche er ſich um ſo tüchtiger fühlte, als ſeine bereits hervorragenden Kenntniſſe in der Pflanzenkunde das Studium derſelben erleichtern mußten. Auf der Univerſität zu Lund, wohin er ſich begab, fand er den Botaniker Kilian Stobäus, der, ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſein Wohlthäter wurde, ihm auch einſt das Leben rettete, als er auf einer botaniſchen Wanderung von der ſogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimiſchen giftigen Gewürme, geſtochen worden war. Linné hatte jedoch noch einige Zeit mit Dürftigkeit zu kämpfen; ein glücklicher Zufall machte ſein großes Talent bekannter. Bei einem Beſuche im botaniſchen Garten zu Upſala fand Celſius den Jüngling und mußte ſeine außerordentlichen Kenntniſſe bewundern. Er erkundigte ſich nach ſeinen Umſtänden, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat ſie erfahren, als er eilte, ihn aus ſeiner hülfloſen Lage zu befreien. Celſius arbeitete damals an ſeinem ſchätzbaren Werke über die bibliſchen Pflanzen: er bedurfte eines Gehülfen, und ſeine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier wurde Linné in ſeinem 24 Jahre auf die Idee geführt, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geſchlechtstheile, das ſo deutlich ſich offenbarende Verhältniß derſelben zu einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik hergeben könnte, welches durch ſeine Einheit, durch die Conſequenz ſeiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideal eines natürlichen Syſtems den Vorzug vor allen übrigen Syſtemen verdiene. Vor der Hand ſchrieb Linné ſeine Gedanken in einem Aufſatze nieder, den er dem Ol. Rudbeck mittheilte. Dieſer bewunderte die Neuheit und den Scharfſinn der darin enthaltenen Gedanken. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an ſeiner Stelle im botaniſchen Garten die Pflanzen zu demonſtriren. Rudbeck hatte ſchon 40 Jahre vorher eine botaniſche Reiſe nach Lappland gemacht, deren Reſultate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reiſe dahin in Anregung gebracht, und Celſius ſchlug den jungen Linné dazu vor. Dieſer hielt eine Summe von etwa 50 Thalern, welche von der litterariſchen Geſellſchaft zuſammengeſchoſſen worden, für hinreichend eine Reiſe von mehr als 800 deutſchen Meilen zu machen. Im April 1732

trat er dieſelbe ganz allein an; eine lederne Kapſel mit Papier und Federn, ein Mantelſack mit Wäſche und Kleidungsſtücken war Alles was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten legte er dieſe gefahrvolle und höchſt beſchwerliche Reiſe zurück, deren Früchte für die Wiſſenſchaften, namentlich für die Botanik, von großer Wichtigkeit waren. Im Jahre 1735 ließ er die vollſtändige Flora von Lappland drucken, welche zum Muſter für alle ähnliche Arbeiten geworden iſt. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beſchreibungen oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern ſoll. Auf dieſer Reiſe fand er auch jene zierliche Pflanze ſehr häufig, welche Gronov nach ihm benannt hat. In dieſer Flora von Lappland ordnete Linné zuerſt die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Verhältniſſen unter ſich und zu dem Piſtill. Bis daher hatte er noch keine akademiſche Würde erlangt, die ihn zu Vorleſungen hätte berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, ſich eine ſolche ertheilen zu laſſen. Ihn einigermaßen dafür zu entſchädigen, machten ihm ſieben Jünglinge den Vorſchlag, mit ihnen eine mineralogiſche und oryktognoſtiſche Reiſe nach Lappland zu unternehmen, den er auch gern annahm. Nach ſeiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergweſens Vorleſungen über Mineralogie und Hüttenweſen. Um ſich einem beſtimmten Brotſtudium zu widmen, reiſete er nach Holland; hier wollte er unter Boerhave, Gronov und Burmann ſich zu einem practiſchen Arzte bilden. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Harderwick die höchſte Würde in der Arzneikunſt an und begab ſich dann nach Leyden, wo Boerhave und Gronov, über den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe erſtaunt, ein enges Freundſchaftsbündniß mit ihm ſchloſſen. Hier war es, wo er zuerſt mit ſeinem genialen Werke, dem Naturſyſteme in Tabellen, auftrat. Dies Werk enthielt ſchon die Grundlage ſeines ganzen Syſtems. Bei vielen Gattungen, die er nicht ſelbſt hatte unterſuchen können, folgte er Tournefort, mußte aber bei ſpäterer genauer Prüfung ſein Urtheil widerrufen. Burmann in Amſterdam, der damals die von Paul Herman hinterlaſſenen Schätze zu ordnen und zu beſchreiben hatte, nahm Linné als Gehülfen dieſer wichtigen Arbeit zu ſich. Linné verlebte hier ſechs Monate, während welcher er die Sammlungen und literariſchen Schätze ſeines Freundes auf das eifrigſte benutzte. Jetzt ſchlugen Boerhave und Burmann dem reichen Bewindhebber der oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft, Clifford, der ſowohl einen Hausarzt, als auch einen Aufſeher über ſeinen herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünſchte, Linné zu dieſer Stelle vor. Linné erhielt ſie mit 1000 Gulden Gehalt und freier Station. Im Frühlinge 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmſten Beſchäftigung zubrachte. In dieſer Zeit gab er in Holland zuerſt (1735) ſein Systema naturae heraus, in welchem ſein ganzes Geſchlechtsſyſtem entwickelt, nur hier und da etwas ſchlüpfrig vorgetragen iſt. Dieſem Werke folgten 1736 die Fundamenta botanica, zu welchen er in der Folge in ſeiner Philosophia botanica den Commentar gab. In demſelben Jahre erſchien ſeine Bibliotheca botanica, und 1737 das köſtliche Werk: Hortus Cliffortianus, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemahlten ſeltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darſtellen. Eine kleinere, meiſterhafte Beſchreibung des blühenden und fruchttragenden Piſangs (Musa Cliffortiana 1736) war ſchon vorangegangen. Hierauf gab er ſeine

Genera plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen beſtimmt ſind. Troz der lichtvollen Conſequenz und Einheit dieſes Werks, blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demſelben zweifelhaft. Unter dem Namen Critica botanica gab er 1737 einen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erſchienen 1737 ſeine Classes plantarum, eine Zuſammenſtellung aller bis dahin bekannt gewordenen Syſteme. Während ſeines Aufenthalts im Hartecamp hatte Linné auch Gelegenheit, England zu beſuchen. Bei ſeiner Rückkehr nach Holland arbeitete er für Adrian von Royen, dem Boerhave die Aufſicht des botaniſchen Gartens abgetreten hatte und der dieſen ganz umſchaffen wollte, ein Syſtem aus, welches, ungeachtet es ihm ſowohl an Einheit des Princips, als an Conſequenz durchaus fehlte, doch von Männern wie Gmelin und einigen Andern angenommen wurde. Es iſt eine Art von natürlichem Syſteme, deſſen Hauptnorm die Zahl der Samenlappen iſt. Dies Syſtem gab Royen 1740 in dem Prodromus florae Leidensis heraus. Nachdem Linné faſt 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, beſchloß er in ſein Vaterland zurückzukehren. Er verließ daher im Mai 1738 Holland, ging zuerſt nach Paris, um dort Juſſieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und kam im September zu Stockholm an. Aber hier kümmerte ſich Niemand um ihn. Er war genöthigt, ſich mit der Ausübung der Arzneikunde zu beſchäftigen, um die Mittel zu ſeinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dies mit Schwierigkeiten verbunden. Als aber ſeine glückliche Behandlung der Bruſtſchwäche bei Hofe bekannt wurde, ließ ſich die Königin Ulrica Eleonora von ihm behandeln, und nun ſtrömten ihm die vornehmſten und reichſten Kranken zu. Er ward Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus. Im J. 1741 ward auf dem Reichstage beſchloſſen, Schweden in naturhiſtoriſcher Hinſicht aufmerkſamer, als bis dahin geſchehen war, bereiſen zu laſſen, und Linné zum Anführer der Reiſegeſellſchaft gewählt. Die Beſchreibung dieſer Reiſe gab er 1745 heraus. Troz ſeiner glücklichen Lage in Stockholm ſehnte er ſich dennoch nach einer Stelle, in der er ſich ausſchließlich ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft widmen könnte; dieſe fand er endlich in Upſala, wo er im Jahre 1742 zum Profeſſor der Botanik ernannt wurde. Kurz vorher hatte ihm Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundſchaftlichen Verhältniſſen gelebt, mit ſeltenem Edelmuthe ſeine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber erſt angekommen, nachdem ſich Linné bereits für Upſala entſchieden hatte. Seine vornehmſte Sorge ging hier auf die Einrichtung und Verbeſſerung des botaniſchen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsaliensis, 1748 eine Beſchreibung herausgab. Von jezt an lebte Linné einförmig, doch rühmlich und nüzlich, bereiſete Weſtgothland und 1749 Schonen, welche beide Reiſen er in eigenen Werken beſchrieb. Seine Flora Suecica erſchien 1745 (die zweite Auflage 1755). Darauf folgte bald ſeine Fauna Suecica. Die neuen Auflagen ſeiner frühern Werke abgerechnet, verfaßte er in Upſala faſt zweihundert akademiſche Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der ſtockholmer Akademie, der upſalaer Geſellſchaft, der petersburger Akademie, der londoner Societät, ferner eine Beſchreibung des Naturaliencabinets des Königs, der Königin und des Grafen Teſſin; vorzüglich aber beſchäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung ſeines Hauptwerks, der Species plantarum, der Philosophia botanica und der Materia medica. In

den ſpätern Jahren ſeines Lebens entzog er ſich mehr und mehr den akademiſchen Geſchäften; ja er hielt ſogar im Jahre 1772 um ſeine Entlaſſung an. Dieſe ward ihm aber in den ehrenvollſten Ausdrücken verweigert, der König ſchenkte ihm ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, ſo oft es ihm beliebte, ſeinen Aufenthalt daſelbſt zu nehmen. Im J. 1774 ward er von einem Schlagfluſſe getroffen, der nach zwei Jahren wiederkehrte und eine traurige Schwäche des Geiſtes und Körpers hinterließ, welche endlich den 10. Jan. 1778 ſich mit dem Tode endigte. Vielleicht kommen in der Geſchichte der Wiſſenſchaften wenig Männer vor, die mit einem ſo außerordentlichen Scharfſinne ſo viel Klarheit und Ordnung der Begriffe, ſo viel Muth und Beharrlichkeit und ſo viel treffenden Witz verbunden hätten. König Karl XIV. ließ ihm 1819 an ſeinem Geburtsorte ein Denkmahl errichten.

Linſengläſer (Glaslinſen) ſind kreisrunde, linſenförmig geſchliffene Gläſer. Iſt ein ſolches Glas auf beiden Seiten erhaben, ſo wird es ein Converglas, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein Planconverglas, iſt es hingegen auf der einen Seite hohl, auf der andern aber erhaben geſchliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geſchliffenes Glas heißt Concavglas; iſt es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas, iſt es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch ſo, daß der Halbmeſſer der erhabenen Seite größer, als der hohlen iſt, ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linſengläſern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunct geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten ſenkrecht ſteht, die Axe der Linſe. Trifft ſie auf das geradeſte durch die Mitte, ſo iſt, wie man mit einem Kunſtausdrucke ſagt, das Glas richtig centrirt. Durch den Gebrauch der Linſengläſer in den Fernröhren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man ſonſt nichts ahnete. Auch die Mikroſkope, die gänzlich auf der Wirkung des Linſenglaſes beruhen, haben im Naturreiche die wichtigſten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linſengläſern zu rechnen ſind, kennt jedermann. Die Wirkung derſelben, welche beſonders auf Brechung, Zerſtreuung und Wiedervereinigung der Lichtſtrahlen beruht, war längſt aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derſelben iſt eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linth. Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechniſchen Unternehmungen, die in Europa unternommen worden, ſind die Lintharbeiten in der Schweiz. Es verhält ſich aber damit folgender Weiſe: Der Wallen-See und der Zürcher-See waren urſprünglich nur Einer. Die Linth, welche von Glarus herunter kömmt, fällt von der Seite in den See, und da ſie ungemein viel Geſchiebe mit ſich führt, ſo dämmte ſie ihn zu. Hierdurch entſtand da, wo ſonſt See war, das Thal zwiſchen Weſen und Uznach, welches bald bevölkert und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhunderts, indem ſie immer fortfuhr, bei großen Ueberſchwemmungen Geſchiebe zuzuführen, ihr Bett ſo angehöht, daß die Maag, welche der Abfluß des Wallenſees in den Zürcher-See iſt, ſich ſtemmte, und der Wallenſee um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte Weſen am untern Ende und Wallenſtadt am obern Ende können nicht mehr bewohnt werden, da das Waſſer auf den Straßen und in den Häuſern ſteht. Die ganze Gegend zwiſchen beiden Seen wird ein Sumpf,

deſſen Ausdünſtungen bösartige Fieber veranlaßt, die ſich ſchon bis gegen Zürich erſtrecken. 5000 Morgen Wieſen und Feld ſind ſchon theils ganz erſoffen, theils halb verſumpft, und die Gegend mußte bald verlaſſen werden. Der Grund vom Uebel lag darin, daß die Linth ſo viel Geſchiebe führt und dadurch ihr Bette immer erhöht. Um dieſes Uebel an der Wurzel anzugreifen, ſchlug Eſcher vor: Man ſolle der Linth ein neues Bette durch den Felſen ſprengen und ſie in den Wallenſee leiten. Indem ſie nun genöthigt werde, ſich in dieſem engen Bette mit reißender Geſchwindigkeit zu bewegen, ſo müſſe ſie ihr Geſchiebe mit bis zum See nehmen, und in dieſen würde ſie es dann legen, und ihn nach und nach theilweiſe zufüllen. Die Tagesſatzung nahm 1805 dieſen Vorſchlag an, ernannte eine beſondere Linthcommiſſion, an deren Spitze der verdienſtvolle Eſcher ſteht. Dieſer Canal iſt nun gebaut, die Linth legt ihr Geſchiebe in den See nieder und kommt nun mit der Maag als klarer Fluß aus ihm heraus. Das Bette der Maag iſt nun geſenkt worden, der See iſt wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und Wieſen ſind dem Verſumpfen entriſſen. Dieſes große Unternehmen hat 200,000 Laubthaler gekoſtet. Das Geld wurde auf Actien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Actien werden gedeckt 1. aus dem Verkauf der verſumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus einer Abgabe von 1 bis 1 1/2 Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, welche der Gefahr des Verſumpfens entriſſen wurden. — Ausführliche Nachrichten findet man in Benzenbergs Briefen über die Schweiz. Bg.

Linz, die Hauptſtadt in Oberöſterreich an der Donau, wo der Traunfluß ſich in dieſelbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen ſteinernen Brücke über dieſelbe, iſt ziemlich befeſtigt, wohlgebaut und von mittelmäßiger Größe. Die Häuſer, welche von außen ein gutes Anſehn haben, ſind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16 bis 17,000 in 1000 Häuſern. Die daſige Wollenzeugmanufactur, die größte in allen öſterreichiſchen Staaten, in welcher beſonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und umliegenden Gegend viele tauſend Menſchen. Auch wird daſelbſt gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, ſo wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel, ſind von Wichtigkeit. Noch ſind zu bemerken das daſelbſt 1784 eingeſetzte Bisthum und das dortige Lycäum welches Leopold I. 1674 errichtete. Es hat gleich einer hohen Schule das Recht, das Magiſterium und Baccalaureat in der philoſophiſchen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch gemacht.

Lipariſche Inſeln. Sie liegen im mittelländiſchen Meere an der Nordſeite von Sicilien, und gehören zu Sicilien. Es ſind 11 Inſeln; die vorzüglichſten darunter ſind: **Lipari**, die vornehmſte, **Volcano**, **Salini**, **Panaria**, **Bazíluzzo**, **Liscabianca**, **Datoli**, **Stromboli**, **Alicuda** und **Felicuda**. Alle dieſe Inſeln ſcheinen durch ein unterirdiſches Feuer entſtanden zu ſein; daher legten die alten Dichter hieher Vulkans Werkſtätte, auch die Wohnung des Aeolus, und die Inſeln hießen ſonſt die Aeoliſchen. Lipari hat eine kleine, ſchlecht gebaute Stadt gleiches Namens, mit einem Bisthume, zwei Häfen, einem Caſtell auf einem Berge und 14,000 Einwohner in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortreflichem Malvaſier-Wein, welcher hier wächſt, werden jährlich 2000 Fäßchen (Barili) verſandt. Der **Campo bianco**, ein hoher coniſcher Berg auf Lipari, beſteht aus vielen Schichten von weißlichem Bimsſteine, welcher einen beträchtlichen Handelsgegenſtand abgibt.

Zu Lipari iſt auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, ſehr beträchtlich; Volkano und Stromboli haben feuerſpeiende Berge; beſonders wirft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus, deren Schein bei Nacht in großer Ferne geſehen wird.

Lippe (das Fürſtenthum) erhielt ſeinen Namen wahrſcheinlich vom Fluſſe Lippe, an welchem im 12. Jahrhunderte die Stadt Lippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürſtenhauſes gehörten bereits im 12. und 13 Jahrhunderte unter die Primates Westphalorum, welche als Dynaſten oder edle Herren anſehnliche Länder erblich beſaßen. Bernhard von der Lippe beſaß 1129 die Stadt Lemgo; er und ſein Bruder Herrmann erſcheinen zum erſten Male in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen: von der Lippe. Bernhard II., deſſen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen; er fand ſich mit einem zahlreichen Gefolge wohlgewaffneter Ritter auf dem von Kaiſer Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. (1230) erwarb mit ſeiner Gemahlin die Herrſchaft Rheda. Simon I., deſſen Enkel (im 14. Jahrhunderte), erbte einen Theil der Grafſchaft Schwalenberg. Simon III., welcher die Grafſchaft Sternberg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der erſtgeborne Sohn allein regieren ſollte. Erſt Bernhard VIII., welcher 1563 ſtarb, nannte ſich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., iſt der nächſte Stammvater des jetzigen lippeſchen Hauſes. Er theilte ſeine Beſitzungen unter ſeine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bückeburg oder Schaumburg ſtiftete. — I. Detmold. Friedrich Adolph (regierte von 1697 bis 1718) nahm, nachdem die brackeſche Linie 1709 mit Ludwig Ferdinand erloſchen war, die Länder derſelben in Beſitz, ohne auf die Rechte der bückeburgiſchen Linie Rückſicht zu nehmen und verband ſie mit den detmoldiſchen Ländern. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt im Jahr 1720 vom Kaiſer Carl VI. die reichsfürſtliche Würde; er ſtarb am 10. October 1734. Deſſen Enkel, Friedrich Wilhelm Leopold, erhielt 1789 vom Kaiſer Joſeph II. die förmliche Beſtätigung der reichsfürſtlichen Würde. Er ſtarb am 4. April 1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, welcher am 6. Oct. 1796 geboren worden iſt, ſtand bis 1820 unter der Vormundſchaft der Mutter, welche im Namen ihres Sohns am 18. April 1807 zu Warſchau dem Rheinbunde, nach der leipziger Schlacht aber dem Bunde gegen Napoleon beitrat. Bei dem deutſchen Bundestage hat der Fürſt eine Stimme. Das Fürſtenthum Lippe Detmold, auf welches das Haus Braunſchweig die Anwartſchaft hat, enthält nahe an 23 Quadratmeilen und 70,540 Einwohner. Es wird in 10 Aemter eingetheilt, in welchen 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer befindlich ſind. Detmold, die Haupt- und Reſidenzſtadt, mit 2400 Einwohnern in 325 Häuſern. Lippſtadt an der Lippe, gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieſer Antheil iſt jedoch aus der jülichſchen Erbſchaft dem churbrandenburgiſchen Hauſe zugefallen, welches ſonach Mitherr der Stadt iſt und das Beſatzungsrecht nebſt dem Poſtweſen allein hat. Die Zahl der Einwohner beträgt 2700 in 570 Häuſern. Es wird hier ein bedeutender Getreidehandel getrieben. — II. Die Linie Bückeburg ward 1613 vom Grafen Philipp gegründet. Einen bedeutenden Zuwachs gewannen ſeine Beſitzungen, welche aus den Herrſchaften Alverdiſ-

ſen, Lipperode und Uhlenburg beſtanden, nach dem Tode des Grafen Otto VI. von Schaumburg, mit welchem 1640 dieſes Haus erloſch, durch einen Theil der ſchauenburgiſchen Länder. Die Linie Bückeburg hieß von nun an Bückeburg Schaumburg. Philipps Söhne theilten ſich in zwei Linien; der älteſte, Friedrich Chriſtian, wurde der Stifter der regierenden Linie zu Bückeburg, die mit ſeinem Enkel, dem berühmten portugieſiſchen Feldmarſchall, Friedrich Wilhelm Ernſt, am 10. September 1777 wieder ausſtarb. Der jüngere Sohn Philipps, Philipp Ernſt, ſtiftete die Linie zu Alverdiſſen. Sein Enkel, Philipp Ernſt, ſuccedirte 1777 in dem bückeburgiſchen Antheil. Deſſen noch lebender Sohn, Georg Wilhelm (geb. am 20. Dec. 1784), trat mit Annahme der fürſtlichen Würde, am 18. April 1807 dem Rheinbunde bei, dem er ebenfalls ſpäter wieder entſagte, und hob am 10. Febr. 1810 in ſeinem Lande die Leibeigenſchaft auf. Bei dem deutſchen Bundestage hat er auch eine Stimme erhalten. Die Beſitzungen des Fürſten von Lippe-Bückeburg-Schaumburg enthalten auf 10 Quadratmeilen 23,700 Einwohner in vier Aemtern. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Bückeburg liegt in der Grafſchaft Schaumburg, am Fluſſe Au. Wilhelmsſtein, künſtliche Inſel und Feſtung im Steinhuder See. — Die Nebenlinien der detmoldiſchen Hauptlinie ſind die beiden gräflichen Linien Lippe-Sternberg-Schwalenberg im Fürſtenthum Lippe, und Lippe-Weißenfeld in der Nieder-Lauſitz. Eine Nebenlinie des bückeburgiſchen Hauſes beſitzt das Schloß Alverdiſſen, und führt davon den Namen.

Lippert (Philipp Daniel), 1720 zu Meißen geboren, war Profeſſor der Antiken bei der churfürſtlichen Akademie zu Dresden, wo er 1784 ſtarb. Er hat ſich beſonders durch ſeine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu bemerken iſt ſeine Dactyliothek oder Sammlung geſchnittener Steine der Alten aus den vornehmſten Muſeen in Europa in 2000 Abdrücken, in zwei Foliobänden, Leipz. 1764, nebſt dem Supplemente, beſtehend aus 1149 Abdrücken, ebend. 1776. (Vergl. Dactyliothek.)

Lips (Johann Heinrich), Mahler, Zeichner, Kupferſtecher und Kupferätzer zu Zürich, war 1758 zu Klothen, in der Nähe dieſer Stadt geboren und ward Anfangs zum Dorfbarbier, was ſein Vater war, und darauf zum Landmann beſtimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der daſige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateiniſchen Sprache, Geſchichte und Mythologie. Während deſſen entwickelte ſich ſeine Neigung zum Zeichnen und man wollte ihn zu dem berühmten Kupferſtecher Schellenberg thun. Dieſer aber foderte 200 Gulden Lehrgeld, eine Summe, welche ſeine Aeltern nicht aufbringen zu können glaubten. Nun ſollte Lips Barbier werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweiſe erhalten hatte und aus denſelben vorherſagte, daß dieſer einſt einer der größten Kupferſtecher werden würde, ſich für ſeinen Unterricht verwendete. Schon im erſten Jahre lieferte Lips Platten von großem Verdienſte. Seine Verſuche im Oelmahlen fielen nicht minder glücklich aus. Lavater bediente ſich des jungen Künſtlers bei der Herausgabe ſeiner phyſiognomiſchen Fragmente. Als dieſe Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um ſich daſelbſt noch vollkommener auszubilden. Nach ſeiner Zurückkunft ward er als Profeſſor der Zeichenakademie nach Weimar berufen, gab dieſe Stelle jedoch nach kurzer Zeit wie-

der auf und kehrte in ſein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferſtecherkunſt ſind in ganz Europa verbreitet und beweiſen, daß er einer der größten Künſtler in dieſem Fache iſt, welche die neuere Zeit aufzuweiſen hat. Er ſtarb 1818.

Lipſius (Juſtus), ein höchſt ausgezeichneter Philolog und Kritiker, war 1547 zu Iſch bei Brüſſel geboren. Nachdem er den erſten Unterricht von den Jeſuiten zu Cöln erhalten hatte, bezog er, mit claſſiſchen Kenntniſſen wohl ausgerüſtet, die Univerſität Löwen, wo er die Rechte, daneben aber mit großer Vorliebe die Alten ſtudirte. Die erſte Frucht der letztern Studien waren ſeine Variarum lectionum libri tres, die er ſeinem Beſchützer, dem Cardinal Granvella, zueignete, der ihn zu Rom, wo er 1567 ankam, in ſein Haus aufnahm. Hier verlebte er zwei Jahr als lateiniſcher Secretär des Cardinals, verglich Manuſcripte in der Vaticana und andern Bibliotheken, betrachtete die Alterthümer Roms und genoß des Umgangs mit den ausgezeichnetſten Gelehrten daſelbſt. Darauf kehrte er nach Löwen zurück, begab ſich aber bald von dort, um ſich den Zerſtreuungen zu entziehen, nach Wien, wo Busbecq und andre Gelehrte ihn wohl aufnahmen, aber vergebens feſtzuhalten ſuchten. Er machte ſich auf den Rückweg nach ſeinem Vaterlande. Da indeß dort der Krieg wüthete und er ſelbſt Nachricht von der Verwüſtung ſeines Erbes erhielt, nahm er 1572 eine Profeſſur der Geſchichte auf der (obgleich Lutheriſchen) Univerſität Jena an. Im J. 1574 verließ er Jena und ging nach Cöln, wo er ſeine Antiquae lectiones ſchrieb und ſeine Anmerkungen zum Tacitus begann; im J. 1576 ward er Doctor der Rechte zu Löwen und hielt dort Vorleſungen über die Geſetze der Decemvirn. Die Kriegsunruhen aber bewogen ihn, den Lehrſtuhl der Geſchichte zu Leyden anzunehmen. Er trat zu gleicher Zeit zur reformirten Kirche über. In den dreizehn Jahren, die er hier verlebte, ſchrieb er ſeine vorzüglichſten Werke; ſie betreffen kritiſche, hiſtoriſche und philoſophiſche Gegenſtände und ſind alle durch Gelehrſamkeit ausgezeichnet. Am meiſten fand ſein Commentar zum Tacitus Beifall. Dagegen verwickelten ihn ſeine Abhandlung de una Religione und ſeine Politicorum libri V. in ſo heftige Streitigkeiten, daß er endlich Leyden verließ und nach Flandern ging. Er trat zur römiſchen Kirche zurück und begab ſich wieder nach Löwen, wo er mit großem Beifall Vorleſungen hielt, Mehreres ſchrieb und 1606 ſtarb. Seine Werke ſind in 6 Foliobänden geſammelt erſchienen. Von römiſchen Schriftſtellern hat er den Plautus, Tacitus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus und Seneca den Philoſophen und Tragiker commentirt.

Liscov (Chriſtian Ludwig), ein deutſcher Satiriker, deſſen Geburtsjahr und frühere Geſchichte nur mangelhaft bekannt ſind. Er wurde wahrſcheinlich im Anfange des 18. Jahrhunderts geboren. Im J. 1730 lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem daſigen Vielſchreiber, Magiſter Sievers, Streit bekam und durch denſelben zu den erſten Verſuchen der perſönlichen Satire gereizt wurde. Von Lübeck ging er 1738 als Privatſecretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holſteiniſchen. Von dieſer Zeit an bis zu ſeiner Ankunft in Dresden, wo er an dem Cammerrathe von Heinecken einen großen Beſchützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine ſatiriſche Laune, die ihn ſchon aus Lübeck vertrieben, ſchadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des engliſchen Miniſters, den er durch einige Spottreden

gen ſich aufgereizt hatte, gleichfalls verlaſſen mußte. Weitere Nachrichten über ſein Leben fehlen. Wir wiſſen nur, daß er am 30. October 1760 zu Eilenburg in Sachſen, wie man ſagt, im Gefängniſſe ſtarb. Unſtreitig gehört Liscov zu den geiſtreichſten Schriftſtellern ſeines Zeitalters. Er hat die proſaiſche Satire der Deutſchen begründet. Seine Vorgänger übertrifft er durch bewegliche, vorzüglich in Sprachfertigkeit ſich zeigende Leichtigkeit. Doch fehlte ihm die Tiefe des Geiſtes, welche, ſich ſelbſt genügend, das Leben vorurtheilsfrei überſieht, und ſich der gemüthlichen Ironie ohne Feſſel hingibt. Seine Schreibart iſt voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchſt correct, ſein Witz derb, aber treffend. Seine Schriften ſind von ihm ſelbſt geſammelt und führen den Titel: Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739. Gr. 8. Da ſich dieſe Ausgabe vergriffen hatte, veranſtaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Perſonen, gegen welche Liscovs Satiren gerichtet waren, ſind, außer obengenanntem Magiſter Sievers, der damals in Halle lebende Profeſſor Philippi u. A. Unter allen Liscovſchen Schriften iſt vielleicht ſeine Satire: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwieſen, die keinen eigentlich perſönlichen Bezug hat, die beſte, und diejenige, welche am meiſten dazu beigetragen hat, ſeinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten.

Liſſabon, Lisboa, die Hauptſtadt und bis 1807, in welchem Jahre ſich der Hof nach Braſilien flüchtete, die Reſidenzſtadt des Königs von Portugal, liegt in der Provinz Eſtremadura, am rechten Ufer des hier 1 1/2 Meilen breiten Tejo, unweit von ſeiner Mündung, auf drei Hügeln in einer romantiſchen Gegend, und gewährt von der Seeſeite einen ſehr angenehmen Anblick. Sie iſt mit den Vorſtädten Junqueira und Alkantara über eine Meile lang und 1/2 breit, und beſteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo, welche 40 Quartiere und eben ſo viele Kirchſpiele ausmachen. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöſter, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44 000 Häuſer und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, beſonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der ſpaniſchen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Laſt- und Waſſerträger ſind, und überhaupt alle groben Arbeiten verrichten. Die Stadt iſt ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat blos ein auf dem höchſten Hügel erbautes, jetzt verfallenes, Kaſtell; hingegen der ſchöne, breite und ſichere Hafen der Stadt wird durch vier in und an dem Fluſſe liegende ſtarke Forts beſchützt. Viele Straßen der Stadt ſind wegen der bergigen Lage ſehr uneben; die ſchönſten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man überhaupt unter den Privatgebäuden nicht, ſondern die Wohnungen der Großen zeichnen ſich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der weſtliche Theil der Stadt oder o Mejo, iſt ſeit dem ſchrecklichen Erdbeben am erſten November 1755, wodurch die Hälfte von Liſſabon zerſtört wurde, und an 30,000 Menſchen umkamen, ſchön wieder aufgebaut, und hat gerade regelmäßige Straßen, ſchöne Häuſer und prächtige Plätze, dagegen der öſtliche Theil, der von dem Erdbeben verſchont blieb, ſein finſteres Anſehn behalten hat, wo man krumme und winkliche Gaſſen und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodiſche Häuſer findet. Sonſt war Liſſabon wegen der Unſicherheit und Unreinlichkeit ſeiner Straßen berüchtigt,

aber in neuern Zeiten iſt für die öffentliche Sicherheit geſorgt, und eine ſehr ſchöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat ferner, durch ſorgfältige Reinigung der Straßen, Wegſchaffung des ſeit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths und todter Hunde und Katzen auf die Straßen, es dahin gebracht, daß Liſſabon jetzt zu den reinlichſten Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich besonders aus der Commerzplatz und der Rocio oder Roscioplatz, welche beide durch parallellaufende, ſchöne, breite und gerade Straßen verbunden ſind. Der erſtere Platz, auf welchem ſonſt der eingeſtürzte königliche Pallaſt ſtand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze des Hafens, iſt viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf drei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin iſt offen) mit anſehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte ſteht die bronzene Bildſäule des Königs Joſeph I. Der Rocio oder Roscioplatz, wo ſonſt die Autos da Fé gehalten wurden, iſt ein regelmäßiges länglichtes 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, deſſen eine Seite der in modernem Style erbaute Inquiſitionsplatz einnimmt. Auf dieſem Platze treffen zehn Straßen zuſammen. Unter den vielen Kirchen iſt die ſogenannte neue Kirche nicht nur die ſchönſte, ſondern auch das prächtigſte von allen Gebäuden, die ſeit der Wiederherſtellung der Stadt aufgeführt worden ſind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Ausſicht hat, iſt im Innern äußerſt prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Koſtbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugieſiſchen Geiſtlichkeit, hat jährlich 130,000 Fl. Einkünfte. Man ſchätzt die jährlichen Einkünfte dieſer Kirche auf 700,000 Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Liſſabons gehört auch die 1 1/2 Meilen lange Waſſerleitung, welche an einer Stelle ſo hoch iſt, daß ein Linienſchiff mit vollen Segeln durchpaſſiren kann; ſie führt das Waſſer auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dies Werk widerſtand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußſteine ſich einige Zoll in die Tiefe ſenkten, aber von dem Mittelpuncte des Gewölbes, das ſich ſogleich wieder ſchloß, aufgefangen wurden. Von den Wohlthätigkeitsanſtalten ſind vorzüglich anzuführen das große St. Joſephs-Hoſpital, wo jährlich 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. An literariſchen Anſtalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, eine Erziehungsanſtalt für den Adel, eine Seekadettenakademie, mehrere Seminarien, ein botaniſcher Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalienkabinet und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter ſich die 80,000 Bände ſtarke königliche Bibliothek auszeichnet. Liſſabon iſt der Sitz der höchſten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugall mit einer zahlreichen Geiſtlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fabriken, ja es ſind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger iſt der Handel und die Schifffahrt. Liſſabon iſt der Mittelpunct des geſammten portugieſiſchen Handels, der ſich beinahe nach allen europäiſchen Ländern, beſonders den außereuropäiſchen Beſitzungen der Portugieſen, erſtreckt. Daher zählt man hier 240 portugieſiſche und 130 ausländiſche Handelshäuſer, vorzüglich engliſche. Jährlich laufen in den hieſigen Hafen 1700 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäuſern (6000 bis 7000) verſchönert.

Litanei, Litaney, (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Im 6. und 7. Jahrhunderte wurden auch religiöſe Proceſſionen, wegen der dabei üblichen Gebete, Litaneien genannt, weshalb ſie auch noch jetzt in der catholiſchen Kirche Bittgänge heißen. Die Proteſtanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen, ſonſt auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechſelnd geſprochen und geſungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleiſon anfängt und endigt, Litanei; bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betſtunde dieſen Namen. — Dann ein langes Klagelied, klägliche Erzählung. E.

Lit de Juſtice war ehemals in Frankreich eine feierliche Handlung, da der König, in Begleitung der Prinzen vom Geblüte, der Pairs, und der vornehmſten Kron-, Staats- und Hofbeamten ſich in das Parlament begab, und daſelbſt, auf dem Throne ſitzend (welcher in der alten franzöſiſchen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkiſſen, einem Kiſſen im Rücken und zwei unter den Ellbogen beſtand), in ſeiner Gegenwart diejenigen Befehle und Verordnungen, die das Parlament nicht hatte genehmigen wollen, einzeichnen (einregiſtriren) ließ. Das Parlament hatte nämlich das Recht, zum Beſten des Volks, Vorſtellungen gegen königliche Befehle und Edicte zu machen. Wollte der König darauf keine Rückſicht nehmen, ſo erließ er zuerſt Befehlsſchreiben (lettres de jussion) an das Parlament, und wenn dieſe nicht befolgt wurden, hielt er das lit de justice. Das Parlament mußte zwar gehorchen, proteſtirte aber nachher gewöhnlich gegen dieſe Handlung. Ludwig XV. hielt 1763 ein ſolches lit de justice, um gewiſſe Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widerſetzlichkeit der ſämmtlichen Parlamenter nachgeben. Die von Ludwig XVI. im J. 1788 gehaltenen lits de justice trugen zur Beförderung der Revolution bei.

Literärgeſchichte iſt die Erzählung des Urſprungs und der Hauptveränderungen aller Theile der Gelehrſamkeit nach ihren Urſachen im Zuſammenhange. Als der Vater der Literärgeſchichte iſt Chriſtoph Myläus zu betrachten. Nach Bacons genialer Idee hat ſie zuerſt Reimann, Halle 1708, bearbeitet. In der neueſten Zeit ſind viele treffliche Arbeiten, theils für die geſammte Literärgeſchichte, theils für einzelne Zweige derſelben, geliefert worden. Wir begnügen uns hier die zu Göttingen erſcheinende Literärgeſchichte anzuführen, zu deren Ausführung mehrere Gelehrte ſich verbunden haben.

Literatur. Unter Literatur verſteht man den geſammten Umfang menſchlicher Geiſtesproducte, ſofern ſie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt oder fortgepflanzt werden. In ſofern dieſe Kenntniſſe enthalten, die nach den Gegenſtänden geſondert und ſyſtematiſch geordnet ſind, heißen ſie Wiſſenſchaften in weiterer Bedeutung, und in ſo fern ſie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, ſich erwerben laſſen, Gelehrſamkeit. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wiſſenſchaften (z. B. Geſchichte der Literatur), bald mit Gelehrſamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in ſofern Gelehrſamkeit hauptſächlich aus Büchern geſchöpft wird, mit Bücherweſen. Ein Literatus iſt demnach gleichbedeutend mit Gelehrter: literariſche Arbeiten, gelehrte, beſonders ſchriftſtelleriſche Beſchäftigungen; ein Literator hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherweſens ſich beſchäftigt, oder eine bedeutende Summe ſolcher Kenntniß ſich erworben hat, ein Bücherkundiger. Literärgeſchichte iſt Büchergeſchichte. Ob die Geſchichte der Li-

teratur bloße Literärgeſchichte oder eigentliche Geſchichte der Wiſſenſchaften ſein ſolle, darüber ſind die Hiſtoriker der Literatur bis auf dieſe Stunde nicht recht einig. So viel iſt indeß gewiß, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaften weit andere Abſichten zu erreichen hat, als die bloße Literärgeſchichte, die jedoch mit Bibliographie, Bücherkunde, nicht verwechſelt werden darf. Die Geſchichte der Wiſſenſchaften ſoll nicht blos für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literariſcher Merkwürdigkeiten liefern, ſondern ſoll dem Geiſte ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wiſſenſchaftlichen Bemühung vorleuchte; ſie ſoll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reiſebeſchreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsverſuche, alle Verirrungen und Ausſchweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet ſind; kurz, ſie ſoll zur Kenntniß der verborgenſten Gänge des menſchlichen Geiſtes auf dem Wege zur Wahrheit, wie zum Irrthum, der verſchiedenen Anſtöße, durch welche ſich die Wahrheit durchkämpfen, der verſchiedenen Wege, Geſtalten, Schickſale, die ſie durchwandern muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menſchen verbreiten zu können, die Einſicht verſchaffen. Dieſem zufolge muß eine Geſchichte der Literatur die Darſtellung des Allgemeingültigen und Höchſten ſein, was die in den Wiſſenſchaften ſchaffenden und ergreifenden Geiſter in der Zeit hervorgebracht haben, und ſie muß zeigen, wie man durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft, eine Löſung der Aufgabe aller Wiſſenſchaft, einer allgemeinen Theorie des Wahren, Guten und Rechten, Genüge leiſtete, und dem Ideal in der Ausführung ſich näherte. (S. Ortloff über die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte, Cob. 1807. Ueber die Geſchichtſchreiber der Literatur, ſ. d. Art. Geſchichte.) Hierzu ſind Kenntniß der Bücher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann nun aber unterſcheiden eine allgemeine Literatur aller Völker und Zeiten (ſo auch deren Geſchichte) und die beſondere einzelner Völker und Zeitabſchnitte, alte, mittlere, neue und neueſte griechiſche, römiſche, italieniſche, deutſche Literatur u. ſ. w. In den letztern Fällen verſteht man häufig blos darunter, was jede Nation durch Schriften in ihrer Mutterſprache zu jenem Zwecke geleiſtet hat, und dann könnte es ſich treffen, daß eine Nation zwar viele Bücher und Druckſchriften, aber doch keine Literatur hätte. Wie die Wiſſenſchaft der Kunſt, ſo ſtellt man der Literaturgeſchichte die Kunſtgeſchichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der Kunſt, deſſen Werke durch Schrift mitgetheilt werden, wir meinen die Poeſie, mit zur Literaturgeſchichte, und ſpricht von einer ſchönen Literatur im Gegenſatz der ſogenannten ſtrengen Wiſſenſchaften. Außer der Poeſie rechnete man ehedem auch die Theorie der ſchönen Künſte überhaupt dahin unter dem Titel der ſchönen Wiſſenſchaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brotwiſſenſchaften haben dieſen gar oft unter dem Namen der Belletriſtik, ſo wie ihren Anhängern, den Belletriſten, einen böſen Leumund gemacht. Die Wahrheit iſt, daß die Poeſie zur Kunſt, ihre Theorie aber zu den Wiſſenſchaften gehört, und daß ſchöne Wiſſenſchaften ein Unding ſind. Soll jedoch die Poeſie als ſchöne Literatur gelten, ſo iſt ſie dieſelbe doch weder ganz, noch allein, ſondern es gehört dann zur ſchönen Literatur einer Nation der ganze Kreis der Humanitätsſtudien, alle Werke der Poetik, Philoſophie, Geſchichte, Beredſamkeit, in ſo weit nämlich, als dieſelben Anſprüche auf ſchöne Darſtellung haben und in der Mutterſprache ge-

ſchrieben ſind. So dürften z. B. zwar wohl Werke über Aeſthetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engels Mimik, Schlegels Vorleſungen u. a. hierher gehören, eine ganze Fracht von äſthetiſchen Lehrbüchern aber nicht. Daß dieſe Begriffsbeſtimmung nicht willkührlich ſei, kann man ſchon daraus ſchließen, daß alle Nationen die Schriftſteller, welche ſie als claſſiſche auszeichneten, aus dieſem Kreiſe wählten. Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn anders literariſche Bildung nicht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung ſein ſoll; denn ſie erweckt vorzüglich Humanität, d. i. ächte, ſchöne Menſchlichkeit, Sittlichkeit der Geſinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls. (Daß man claſſiſche Literatur noch in einem andern Sinne nimmt, darüber ſ. Claſſiſch). dd.

Literaturzeitungen und literariſch-kritiſche Zeitſchriften. Beinahe ſchon ſeit einem Jahrh. war für die ſchnellere Verbreitung der Begebenheiten der politiſchen Welt durch die Erfindung periodiſcher Schriften geſorgt worden, als man erſt daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden literariſchen Erſcheinungen durch ähnliche Inſtitute länger feſtzuhalten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indeſſen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeinen Tendenz, beide Inſtitute in Hinſicht ihrer weitern Ausführung von einander unterſchieden. Wenn die politiſchen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und ſein ſollten, als ſchlichte Erzählungen und Berichtungen der einzelnen Begebenheiten, als ſolcher, ohne auf ihren innern Zuſammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rückſicht zu nehmen: ſo mittelten im Gegentheil die literariſchen, ſchon von ihrem erſten Urſprunge an, das Verhältniß der verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Erſcheinungen, wo nicht zu dem höchſten Ideal, doch meiſt zu dem eben beſtehenden Grade und Charakter der literariſchen Cultur aus, und beſtimmten darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten ſie, wie oft auch beſchränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere perſönliche Rückſichten und Leidenſchaften unter ihrem Schilde zügelloſes Spiel treiben, einer der kräftigſten Hebel der literariſchen Cultur der geſammten gebildeten Welt werden; ſie wurden das Bindemittel zwiſchen den verſchiedenſten Nationen, welche ſich bisher, in ſich abgeſchloſſen, blos in ihrer Individualität ausgebildet hatten; ſie erzeugten durch den gegenſeitigen Umtauſch der Ideen Vielſeitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; ſie erweckten Wettſtreit unter den Nationen, und regten durch die Publicität dieſer Verhandlungen die auf der literariſchen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; ſie brachten Licht und Ueberſicht, Ordnung und Bewußtſein in die bisher meiſt nur durch Zufälligkeiten beſtimmten und faſt bewußtloſen literariſchen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures ſchon überhäuft, war auch die Erfinderin der literariſchen Tagebücher. Der Parlamentsrath, Dionyſius de Sallo, gab in Geſellſchaft mehrerer anderer Gelehrten, vom 5. Jannuar 1665 an, das Journal des savans heraus, welches ſo glücklich war, die ganze unermeßliche Schar ſeiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erſt im J. 1790 geſchloſſen wurde. (Auf Befehl Ludwigs XVIII. wurde 1816 das Journal des savans wieder begonnen, und im October d. J. erſchien das erſte Heft. Die ausgezeichnetſten Gelehrten Frankreichs nehmen Theil daran). Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während ſeiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteriſtik deſſelben zu liefern. Indeß zeichnete es ſich jederzeit durch

die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch geſundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einſeitig; ſo wurden z. B. unter Andrys Redaction meiſt nur medicinische Bücher recenſirt. Von den ſeit dieſer Zeit erſchienenen literariſchen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Ueberſicht der merkwürdigſten von ihnen Raum finden. **Frankreich:** Mercure de France, zuerſt unter dem Titel: Mercure galant, von 1672 — 1802 in unterbrochener Folge; dann von 1802 bis 1818 fortgeſetzt. In ſeiner erſten ununterbrochenen Folge beſteht es aus 1705 Nummern. Im Jahr 1717 nahm er, ſtatt des Titels Mercure galant, den Titel Mercure de France an. Mémoires de Trèvoux (1701 — 1761), von Jeſuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geſchrieben, aber in den frühern Jahren höchſt parteiiſch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländiſche Journale damaliger Zeit. Außer den Recenſionen enthielten ſie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1754 — 1776), durch Frerons Redaction berühmt und berüchtigt. Journal étranger (1754 ff.) und Journal encyclopédique (1756 ff.) enthalten nicht blos Recenſionen, ſondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Décade philosophique, littéraire et politique (vorzüglich von Guinguené redigirt) erſchien ſpäterhin unter dem Titel: la Revue etc. ſeit 1795. A. **Millin** magazin encyclopédique (ſeit 1795) enthält auch treffliche Abhandlungen. Journal général de la littérature de France (1796) und Journal de la littérature étrangère (1801 ff.), beide nach **einem** Plan gearbeitet, ſind nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichniſſe (von der Handlung **Treuttel** und **Würtz** in **Paris** und **Straßburg** herausgegeben) mit Angabe des Inhalts der Bücher, und ohne kritiſchen Werth, ſo wie überhaupt in den neuern Zeiten die Journaliſtik Frankreichs aus begreiflichen Gründen ihrer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus **Italiens** Zeitſchriften ſind bemerkenswerth: Giornale de' letterati (Rom 1668 ff.). Giornale de' lett. d'Italia (Vened. 1710 — 1740 nebſt Suppl.). Nuovo Giorn. (Modena 1775, ff. Neapel 1788 ff.). Novelle letterarie di Firenze 1740 ff. Novelle letterarie di Venezia 1730 ff. In neuerer Zeit erſchienen in **Italien** mehrere treffliche kritiſche, literariſche und wiſſenſchaftliche neue Zeitſchriften, von denen wir hier nennen: Novelle letterarie erſcheinen in **Florenz**; Biblioteca Italiana (von **Acerbi** herausgegeben) erſcheint in **Mailand**; Giornale della edteratura Italiana kommt in **Pavia** heraus; **Brugnatelli** Giornale di Fisica etc. — Durch Tiefe und Gründlichkeit, Scharfſinn und Freimüthigkeit zeichnen ſich folgende **engliſche** aus: History of the works of the learned (1699 — 1712). (Roche) Memoirs of litterature (1710 — 1714). (Deſſelben) New Memoirs etc. 1725 — 1727). Fortgeſetzt davon war: The present state of the republik of Letters (1728 — 1736). The monthly review (1794 ff.). Critical Review (1791 ff.). Aikin aunual Review (1804). In neuerer Zeit erwarb ſich das **Edinburgh** Review den erſten Rang unter allen engliſchen Zeitſchriften, und wir haben ihm deshalb einen eigenen Artikel gewidmet; ihm faſt gleich ſteht das Quarterly Review. Beides ſind Vierteljahrſchriften, und man iſt im Jahr 1820 beim Ed. Rev. bis zum LVII, und beim zweiten bis zum XLIII. St. vorgeſchritten. Charakteriſtiſch in ihnen ſind die öftern Anwendungen auf Verhältniſſe des Staats oder des Lebens. — In **Spanien**

wo vor 1820 noch nie ein freithätiger, wiſſenſchaftlicher Geiſt ſich erhoben hat, konnten dieſe Art Schriften kein großes Glück machen. Das Diario de los literatos de Espanna (1737 — 1743, 4 Thle.) enthält blos ſehr ausführliche Inhaltsangaben ſpaniſcher Schriften, und das Memorial literario de Madrid 1784 — 1786, 9 Tomi 8vo. 1787 — 1788. 6 Tomi 8vo. 1794 — 1797. — 1801 enthält (nach einigen Stücken vom Jahre 1787 zu ſchließen) blos vermiſchte politiſche und andere Nachrichten, aber keine Recenſionen. (Da die Nachricht über das Daſein dieſer ſpaniſchen Zeitſchrift nur aus einem Catalog entlehnt werden können, ſo iſt nicht beſtimmt anzugeben, ob ſie ſo lückenhaft, wie oben bemerkt, erſchienen, oder ob ſie regelmäßig fortgeſetzt worden). — In den nordiſchen Reichen war der Mangel an literariſchem Antriebe dieſen Inſtituten eben ſo wenig günſtig, und die Kiøbnhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 ff. unter verſchiedenen Titeln fortgeſetzt) und Gjörwells ſchwediſche Journale mußten ſich meiſt mit der inländiſchen Literatur begnügen. — Dagegen bezeugten Holland und Deutſchland in bewundernswürdigem Grade, welchen günſtigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literariſcher Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf dieſe gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erſchienen ſind, behaupten in Rückſicht der vollſtändigen und geordneten Auszüge, der ſcharfſinnigen Kritik, der eignen eingeſtreuten gelehrten Bemerkungen, und des anziehenden Styls die von Bayle (Nouvelles de la république des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgeſetzt), Basnage (Hist. des ouvrages des savans 1687 — 1709) und le Clerc (Biblioth. universelle, 1686 — 1693. 26 Thle.; Bibl. choisie, 1703 — 1713. 27 Thle.; Bibl. ancienne et moderne, 1714 — 1727. 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: Journal littéraire (1713 — 1737), Bibliothèque raisonnée (1728 — 1751), Bibl. nouvelle (1738—1744), de Boekzaal van Europe (1692 — 1700), Tweemandelyke uittreksels (1701 — 1704), Hetberepublyk der Geleerden (1710 — 1748), Allgemeene Konst- en Letter-Bode (1788 ff.), De Recensent ook der Recensenten; Vaderland'sche Bibliothek; Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkunde; Lettereofeningen, u. a. m. — Deutſchland endlich erwarb ſich in der Journaliſtik das höchſte Verdienſt. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältniſſen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielſeitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters, ſeiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieſer Art geeignet. Charakteriſtiſch bei den gelehrten Journalen der Deutſchen iſt vorzüglich das Umfaſſen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wiſſenſchaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem ſolchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutſchen eigenthümlich iſt; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländiſchen Journale lauten mochten, ſo begünſtigten ſie doch gewöhnlich meiſt nur die Literatur des Landes, in welchem ſie erſchienen, oder beſonderer Wiſſenſchaften, und keins von ihnen umfaßte die geſammte Literatur mit einer ſolchen Unparteilichkeit und Rückſichtsloſigkeit, als es die deutſchen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzſch lateiniſche Ueberſetzung der Jahre 1665 — 1670 vom Journ. des savans als das erſte Journal Deutſchlands rechnen, ſo gebührt dieſer Name den Actis

eruditorum (1682 — 1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recenſionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entſchiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entſprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher ſie geleſen wurden. Wegen einer für ihre nächſten Umgebungen ſeltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja ſelbſt wegen Gebrauchs der deutſchen Sprache bei gelehrten Gegenſtänden, und wegen ihrer diologiſchen Form verdienen Erwähnung Chrn. *Thomaſius* Monatsgeſpräche (1688—1690), und W. E. *Tenzels* Monatliche Unterredungen (1689 — 1693, fortgeſ. durch die curieuſe Bibliothek, 3 Bde.). Von deutſchen Journalen erhielten ſich am längſten die *(Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen* (unter verſchiedenen Titeln von 1714 — 1797), beſonders merkwürdig und noch jetzt ſehr brauchbar dadurch, daß ſie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländiſche Journale im Auszuge enthalten. Zugleich mit der Univerſität *Göttingen* entſtand 1739 daſelbſt auch eine gelehrte Zeitung, welche ſich unter Albrecht von Hallers und C. G. Heynes Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Käſtner, Michaelis, Leß, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Rehberg, Meiners, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren und ſo vieler anderer Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tages ſich entfernt haltend, ſprach ſie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu ſeiner Zeit. Im Ganzen ſind die Göttinger gelehrten Anzeigen mehr referirend als urtheilend, und zeichnen ſich vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländiſcher Schriften aus. Entſchiedenen Einfluß auf die Bildung Deutſchlands hatten die *Briefe, die neueſte Literatur betreffend* (Berl. 1759—1765. 24 Thle. von Leſſing, Mendelsſohn, Abbt, Nicolai u. a.) und in noch höherm Grade die *allgemeine deutſche Bibliothek* (Berl. 1766—1796. 118 Bde. neue a. d. B. 1793—1806. 107 Bde.). Weit mehr kritiſirend als referirend beſtritt ſie mit einer bis dahin noch nicht geſehenen, oft an Keckheit und Uebermuth grenzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen ſtreng und ſchonungslos, doch meiſt unparteiiſch, und führte eine neue Periode der deutſchen Culturgeſchichte herbei. Zu und in dieſer wirkte thätig mit die *Allgemeine Literaturzeitung* (zu Jena 1785 von F. J. Bertuch geſtiftet, und von C. G. Schütz und G. Hufeland redigirt), an welcher die trefflichſten Männer Deutſchlands arbeiteten. Wenn ſie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutſchen Biblibliothek gleich kam, ſo übertraf ſie dieſelbe noch durch größere Humanität und einen geläuterten Geſchmack; vorzüglich behauptete ſie den Vorrang vor der ſchon alternden bei den Erſcheinungen, welche die kritiſche Philoſophie verurſachte. Auch übertraf ſie dieſelbe an Umfang, indem ſie auch die ausländiſche Literatur umfaßte. Seit ihrer Verſetzung nach Halle (durch Schützs Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) ſcheint ſie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die *Neue Jenaiſche Literaturzeitung* (1804, von H. K. A. Eichſtädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Die *Leipziger Literaturzeitung* (ſeit 1800 unter mehrern Titeln) zeichnet ſich in den meiſten Fächern durch ruhige, beſonnene Prüfung und vollſtändige Auszüge aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenzblätter kleine ſchätzbare Aufſätze. Die *Erlanger Literaturzeitung* (von Meuſel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799—

1810 unter andern Titeln und in anderer Form ſchon von 1746 — 1798) erregte anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der ſpätern Direction auf Veranlaſſung der damaligen philoſophiſchen Streitigkeiten wieder ein. Unter günſtigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartoris Direction eine **Wiener Literaturzeitung**, welche bis zu Ende 1816 fortgedauert hat. An ihre Stelle iſt 1818 eine kritiſche Quartalſchrift getreten, welche wie der in Leipzig in demſelben Jahre begonnene **Hermes**, gleichfalls eine kritiſche Quartalſchrift, ſich nach dem Muſter des Edinburgh Review auf die wichtigſten Erſcheinungen in der Literatur beſchränkt. Nur einen örtlichen Werth hatte in ihrer frühern Geſtalt die **Oberdeutſche Literaturzeitung** (von Lorenz Hübner redigirt, Salzb. 1788 ff. Seit 1800 zu München). Weniger umfaſſend, aber ſtreng und ſcharfſinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend ſind die **Heidelberger Jahrbücher der Literatur** (1808). Kurze Erwähnung können endlich hier nur noch die einer beſondern Wiſſenſchaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten Zeitſchriften finden. Zur erſten Gattung gehören außer den ältern: Hänlein, Ammon, Paulus und Gabler neues theol. Journal (16 Bde.), Annalen der neuen theol. Literatur (zu Rinteln, Marburg, Frankfurt, 1789 ff), Dabelow juriſt. Literaturzeitung (1799 — 1801), Hartleben Bibl. der juriſt. Literatur (1785 ff.), Schlegels medicin. Literatur (1781 ff.), Salzburger medicin. chirurg. Zeitung (1790 ff.), Pierers medicin. Annalen (1798 ff.), Gatterers hiſtor. Bibl. und Journal (1767 ff.), Meuſels Betrachtungen über die neueſten hiſtoriſchen Schriften (1769 ff.), Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte (1757 ff. neue Bibl. 1766 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen: Bibliothèque angloise (1711 ff.), britannique (1733 ff.), française (1723 ff.), germanique (1720 ff. und nouvelle 1746 ff.), italique (1728 ff.). Blos kleine Schriften ſind beurtheilt in Harles kritiſchen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitſchriften, von welchen hier nur Nouvel esprit des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann.
A—s.

Lithographie, ſ. **Steindruck**.

Lithauen (in der Sprache des Landes **Litwa**) war ehemals ein, unter dem Namen eines Großherzogthums für ſich beſtehendes, über 5000 Quadratmeilen enthaltendes Land, ſeit 1569 mit Polen vereinigt, deſſen Schickſal es in den neuern Zeiten getheilt hat. Das Land hat ein gemäßigtes, geſundes Klima und einen ebenen, nur von unbedeutenden Anhöhen durchſchnittenen Boden, der theils thonig und ſandig theils ſumpſig und waldig, aber überall, wo er angebaut wird, ergiebig iſt. Es gibt viele Flüſſe, Seen, Sümpfe und Moräſte. Unter den Flüſſen ſind die Düna, der Dnieper, der Niemen, der Prypiz und Bug die wichtigſten. Lithauen unterhält bedeutende Viehzucht, und iſt reich an Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich iſt arm, und liefert beſonders Eiſen und Torf. In den Wäldern iſt viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch ſehr guten, wiewohl kleinen Pferden, einen anſehnlichen Handel. Die Induſtrie ſteht noch auf einer niedrigen Stufe, und beſchränkt ſich vorzüglich auf einige Eiſenwerke, Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Branntweinbrennereien. Die **Lithauer**, welche urſprünglich zu den

letten (ſ. d. Art) gehören, finden ſich ſchon im elften Jahrhunderte, wo ſie zu den zinsbaren Völkern der ruſſiſchen Monarchie gezählt werden. Sie machten ſich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große innerliche Zwiſtigkeiten entſtanden, von der ruſſiſchen Obergewalt frei, und wurden nach und nach ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte im dreizehnten Jahrhunderte ſchon den Titel eines Großherzogs, und unter ſeinem Sohne Mendog und deſſen Nachfolgern kam das ganze lithauiſche Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte ſich Kiew unterwürfig, und Uladislaus Jagello, der ſich 1386 taufen ließ, verband durch ſeine Vermählung mit der polniſchen Königin Hedwig Lithauen und die eroberten ruſſiſchen Provinzen mit dem polniſchen Staate. Seitdem war Lithauen immer mit Polen vereint; doch kam dieſe Vereinigung erſt 1569 völlig zu Stande. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Lithauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, her. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Volksmenge von 850,000 Menſchen. Endlich fiel der letzte Ueberreſt von Lithauen 1795 an das ruſſiſche Reich. Dieſes ganze ruſſiſche Lithauen bildet jetzt die Gouvernements Mohilew, Witepsk, Minsk, Wilna und Grodno. In dieſen Provinzen des ruſſiſchen Reichs leben Lithauer, aber überall mit Ruſſen und Polen vermiſcht, daher ſich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch iſt der Theil von preußiſch Lithauen zu bemerken, welcher den Regierungsbezirk von Gumbinnen der Provinz Oſtpreußen bildet, und nicht minder fruchtbar, auch ſehr gut angebaut iſt.

Litre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.

Littorale, jedes Küſtenland, dann beſonders das öſterreichiſche Küſtenland am adriatiſchen Meere, oder die drei Städte Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichſten Küſte Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdiſtrikte von Croatien; Kaiſer Joſeph II. ſchlug es aber 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungariſchen Producte zu befördern. Der ganze Diſtrikt hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyriſchen Provinzen aus, kam aber 1814 wieder unter öſterreichiſche Herrſchaft, und wurde zu dem Königreich Croatien und dem ungariſchen Dalmatien gezogen.

Liturgie iſt die, aus dem Griechiſchen ſtammende, Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienſtes in chriſtlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch ſolche Bücher und Formulare Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienſte von den Geiſtlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie in der römiſch katholiſchen Kirche iſt größtentheils das Werk Gregors I., welcher ſie in ſeinem Meßcanon feſtſetzte, und den Geſang ſehr begünſtigte. Die Lutheriſche Reformation brachte eine neue Liturgie hervor, bei welcher man ſich größtentheils der deutſchen Sprache bediente. In den neueſten Zeiten hat man auch an der alten proteſtantiſchen Liturgie vieles geändert, und an vielen Orten neue Agenden eingeführt. Die Wiſſenſchaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienſtlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wiſſenſchaft, welche eben ſo viel Geſchmack, als Kenntniß des menſchlichen Herzen vorausſetzt; und alles dahin Gehörige liturgiſch. S. Gottesdienſt und gottesdienſtliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königſtammes gehalten wurden, ließ der König ſeiner Dienerſchaft, ſo wie der der Königin und der Prinzen, beſondere Kleider geben. Dieſe nannte man Livrées, weil ſie auf Koſten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, ſo wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geſchenken für die Großen des Reichs und das Volk, ſtieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Dekonomie unterdrückte jene Verſammlungen, aber die Liverei der Dienerſchaften blieb davon übrig.

Liverpool, nach London die größte brittiſche Handelsſtadt, liegt in Lancaſhire oder der Pfalzgrafſchaft Lancaſter in England, am Ausfluſſe des ſchiffbaren Merſey in das Irländiſche Meer, und hat eine amphitheatraliſche Lage, in einer Landſchaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuſer geſchmückt iſt. Im Jahre 1565 war dieſe Stadt ein äußerſt unbedeutender Ort von 130 Häuſern, jetzt hingegen iſt ſie eine der anſehnlichſten Städte Englands, welche 14 Kirchen, 18 Bethäuſer, 14,000 Häuſer und 95,000 Einwohner zählt. Dieſen Wachsthum der Größe verdankt ſie blos dem blühenden Handel, der beſonders nach Afrika, Weſtindien, Irland und den Oſtſeelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren, und den Guineahandel faſt ausſchließlich betreiben. Der Hafen iſt ein Meiſterwerk der Kunſt, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denſelben ein. Die Waarenſpeicher ſind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit iſt keine Stadt ſo thätig in Ausrüſtung von Kaperſchiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckerſiedereien, Eiſengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt iſt gut gebaut; einer der ſchönſten Stadttheile iſt der in neuern Zeiten angelegte öſtliche, von welchem, da er den höchſten Punct der Stadt einnimmt, man ganz Liverpool überſehen kann. Dieſe Ausſicht genießt man vorzüglich von der Terraſſe, welche auf dem ſogenannten Mount Pleasant angelegt iſt, und einen der beſuchteſten Spaziergänge Liverpools bildet. Zur Rechten erheben ſich übereinander und mit Gärten untermiſcht Reihen niedlicher Landhäuſer; zur Linken ſieht man unter ſich die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht ſich, wie eine in Silberglanz ſtrahlende Fläche, der Merſey hin, und auf dem Fluſſe, dicht an den Gebäuden, ſteigen unzählige Maſten empor. In blauer Ferne dehnen ſich die Küſten von Wales hin, und verlieren ſich, in Nebel gehüllt, in eine beinahe unabſehbare Ferne. Das reiche Liverpool hat ſeinen Ueberfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literariſche Anſtalten zu bilden, und dadurch vielen großen Städten ein nachahmungswerthes Beiſpiel gegeben. Unter dieſen Anſtalten muß vor allen das Athenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde: ein ſchönes drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche engliſche Zeitſchriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche Anſtalt iſt das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer dieſen beiden größern Anſtalten gibt es noch mehrere weniger ausgedehnte. Eine Hauptzierde Liverpools iſt der botaniſche Garten, welchem nach dem königlichen botaniſchen Garten zu Kew bei London der erſte Platz angewieſen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Subſcribenten unterhalten. Zu den anſehnlichſten öffentlichen Gebäuden gehören das Stadthaus und die hinter demſelben liegende Börſe.

Das erſte hat eine prächtige mit corinthiſchen Säulen gezierte Façade, über welcher ſich eine kühne leichte Kuppel erhebt. Die Börſe bildet drei Seiten eines Vierecks, und iſt ein drei Stockwerk hohes Gebäude, vor welchem ein dem Lord Nelſon errichtetes Denkmahl ſteht. Von den Mildthätigkeitsanſtalten verdient die Blindenanſtalt vorzüglich erwähnt zu werden. Sie iſt die zuerſt in England errichtete Blindenanſtalt, und behauptet auch jetzt noch den erſten Rang unter denſelben, indem ſie von den Einwohnern Liverpools mit einer außerordentlichen Theilnahme unterſtützt wird. Die Blinden werden hier durch eine eigene Methode in der Muſik und im Leſen unterrichtet, und verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnuren, Stricke, Körbe, Kaminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter ſeine berühmteſten Bürger William Roscoe, den Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen Lorenzos von Medici und Leos des Zehnten, Meiſterwerke, die überall bekannt und in mehrere Sprachen übertragen worden ſind. Seine koſtbaren Sammlungen von Büchern, Gemählden und Handzeichnungen hat er jetzt öffentlich veräußern laſſen. Der Reichthum an ältern italieniſchen Werken zur Geſchichte der Literatur und Kunſt in Italien, welche dieſe Sammlung enthielt, war ſehr groß.

Livia Druſilla, die berühmte Gemahlin des Kaiſers Auguſtus, war eine Tochter des Livius Druſus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er an der Seite des Brutus und Caſſius focht, ſein Leben verlor. Sie war zuerſt an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem ſie zwei Söhne, den Druſus und Tiberius, hatte. Als ſie mit ihrem Gemahle vor dem ſiegreichen Triumvir Octavian nach Sicilien floh, wäre ſie beinahe in die Gefangenſchaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab ſie ſich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Auguſtus wieder ausgeſöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte ſie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geiſtes den Triumvir dergeſtalt zu feſſeln, daß er leidenſchaftlich in ſie verliebt wurde, ſich von ſeiner Gemahlin Scribonia ſcheiden ließ, um ſie zu heirathen, und ſie ihrem Gemahle im Jahre Roms 715 ſchwanger entriß. Livia wußte ſich in die Rolle, welche ſie jetzt zu ſpielen hatte, ſehr gut zu ſchicken, und die Herrſchaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Abſichten vollkommen zu benutzen. Zu dieſen gehörte insbeſondere die Erhebung eines ihrer Söhne zum Nachfolger ihres Gemahls. Um ihren Endzweck zu erreichen, ſuchte ſie alle diejenigen Perſonen aus dem Wege zu ſchaffen, welche ihren Plänen zuwider ſein und nähere Anſprüche auf den erledigten Thron haben konnten. Auf ihr Anſtiften wurde Julia, die einzige Tochter des Auguſtus, verbannt. Auch ſchrieben ihr die alten Schriftſteller faſt durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäſar und die Verbannung des Agrippa Poſthumus zu. Da Auguſtus jetzt keinen nähern Anverwandten mehr hatte, ſo mußte er wohl ihren Bitten zu Gunſten des Tiberius nachgeben. Im Teſtamente des Kaiſers wurde Livia zur erſten Erbin eingeſetzt, in das Juliſche Geſchlecht aufgenommen und mit dem Namen Auguſta beehrt; auch ward ſie zur Oberprieſterin in dem Tempel des vergötterten Auguſtus erwählt, und ihr zu Ehren viele Münzen geſchlagen. Tiberius aber bewies ſich ſehr undankbar gegen ſeine Mutter, deren Liebe er Alles zu verdanken hatte, und wollte durchaus nicht geſtatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeigungen zuerkannte. Indeſſen ſetzte er öffentlich die Achtung gegen ſie nicht aus den Augen. Nur, als er endlich vom

verließ, um in der Einſamkeit ſich ungeſtört ſeinen Lüſten überlaſſen zu können, gerieth er mit ihr in heftigen Streit; in ihrer letzten Krankheit beſuchte er ſie nicht, wollte ſie auch nach ihrem Tode nicht weiter ſehen, und verbot ausdrücklich, daß ihrem Andenken göttliche Ehre erwieſen werde.

Livius (Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695, vor Chr. Geb. 59, kam aus ſeinem Geburtsorte nach Rom, wo er ſich nicht nur vielen Vornehmen, ſondern auch dem Auguſtus bekannt machte. Nach deſſen Tode begab er ſich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, nach Chr. Geburt 16, ſtarb. Durch ſeine römiſche Geſchichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er ſich einen ſo ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, blos ihn zu ſehen, nach Rom reiſete, und ſogleich wieder zurückkehrte, nachdem er ſeine Abſicht erreicht hatte. Von ſeinen Lebensumſtänden hat man wenig gewiſſe Nachrichten. Zu den ungewiſſen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaiſers Claudius geweſen, daß er ſich oft zu Neapel aufgehalten habe u. ſ. w. Auguſtus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in ſeiner Geſchichte erhoben hatte; dennoch erfreute er ſich des beſtändigen Schutzes des Kaiſers bis an deſſen Tod. Suidas meint, Livius habe während ſeines Lebens den ihm für ſeine Geſchichte gebührenden Ruhm noch nicht genoſſen; ſondern man habe ihm erſt nach ſeinem Tode Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua ſeinen Leichnam aufgefunden haben; man ſetzte ihn daſelbſt bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmahl. Seine römiſche Geſchichte fängt von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und geht bis zum Jahre der Stadt 744 fort. Sie iſt mit pragmatiſcher Kunſt, in einem erhabenen und redneriſchen Style geſchrieben. Doch warf man ihm (ſ. Quintillian VIII., 1) Patavinität (Provinzialismen von Padua) vor. Seine Geſchichte beſtand eigentlich aus 140 oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn erſten Bücher, dann das 21. bis 45. (oder die erſte, dritte und vierte Decade, und von der fünften die Hälfte) übrig haben. In den erſten zehn Büchern geht die Geſchichte bis zum Jahre der Stadt 460; das 21. bis 45. Buch handelt den zweiten puniſchen Krieg (Jahr der Stadt 536) und die Geſchichte bis zum Jahre 586 ab. Im J. 1772 entdeckte Bruns bei ſeinen Variantenſammeln durch Zufall, in einem pfalziſchen Codex im Vatican, ein Fragment vom 91. Buche; aber es iſt nicht ſehr beträchtlich. Es wurde in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Uebrigens haben wir von dem ganzen Werke einen kurzen Auszug, der von Einigen dem Livius ſelbſt, von Andern dem Florus beigelegt wird. Nach dieſen Angaben hat Freinsheim aus den übrigen vorhandenen Quellen für die römiſche Geſchichte ſeine Supplemente des Livius abgefaßt. Die geſchätzteſten Ausgaben des Livius ſind von Gronov (Amſt. 1679, 3 B. 8.), von Drakenborch (Leyden, 1738—46, 7 B. 4.) und unter den neuern von Erneſti, Schäfer und Ruperti.

Livorno, berühmte Handelsſtadt und Freihafen in Toscana, am mittelländiſchen Meere, iſt regelmäßig gebaut und mit einigen Feſtungswerken und zwei Caſtellen verſehen. Die Straßen ſind gerade, gut gepflaſtert, aber enge und durch die hohen Häuſer dunkel. Die Häuſer ſind von Stein gebaut; man findet zwar keine ſtolzen Palläſte wie in andern italieniſchen Städten, aber auch keine armſeligen Hütten. Die ſchönſte Straße iſt die Strada Ferdinandea, welche

ſich durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie durchſchneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die beiden Hauptthore ſehen kann. Die Stadt hat 3/4 Stunden im Umfange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Pallaſt, eine griechiſche, eine armeniſche Kirche, 8000 Häuſer und 50,600 Einwohner, darunter gegen 12,000 Juden, welche eine ſchöne Synagoge haben, ein eigenes Quartier, Ghetto genannt, bewohnen, und viele Freiheiten genießen. Außerdem befinden ſich hier viele Fremde, Griechen, Armenier und Türken, welche eine eigene Moſchee haben. Es ſind hier große Salz-, Tabaks- und beſonders ſchön eingerichtete Oel-Magazine, und außerhalb der Stadt iſt eine vortreffliche Quarantaineanſtalt mit drei Lazarethen. Unter den hieſigen Fabriken ſind die Corallenfabriken am wichtigſten. Die Corallen werden an der afrikaniſchen Küſte gefiſcht, in Livorno verarbeitet, und dann vorzüglich nach Afrika geſendet. Dieſe vier Corallenfabriken liefern jährlich für 400,000 Fl. Waaren. Auch findet man Roſogliobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Handel iſt ſehr ausgebreitet; jährlich wird der Hafen von mehr als 4000 Schiffen beſucht. Livorno iſt gegenwärtig die erſte Handelsſtadt von Italien und treibt beſonders einen äußerſt ſtarken Handel nach der Levante. Viele europäiſche Handelsnationen haben hier Conſulate. Der Handel iſt meiſtens in den Händen der Ausländer, beſonders der Engländer. Die Armenier und Juden machen die Mäckler aller Nationen. Durch die Menge der daſelbſt abgeſchloſſenen Geſchäfte entſteht auch ein wichtiger Commiſſions-, Speditions- und Wechſelhandel für die Stadt. Schon ſeit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend geweſen war, mußte erweitert werden. Der Hafen von Livorno wird durch zwei feſte Thürme auf Felſenklippen im Meere und durch ein altes Caſtell geſchützt. Für Kriegsſchiffe hat er nicht hinlängliche Tiefe; dieſe müſſen daher auf der Rhede anlegen, welche aber gegen die Winde nicht geſichert iſt. Der Hafen iſt der Verſchlemmung ausgeſetzt, und wird daher durch bewegliche Brücken von Zeit zu Zeit gereinigt. Um ihn her iſt ein großer ſtarker gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben gepflaſtert iſt, und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht werden kann. Könnte man dem Hafen, der von Natur gebildet, und durch Kunſt bequemer und ſichrer gemacht worden iſt, gleiche Tiefe geben (an einigen Orten beträgt ſeine größte Tiefe 72 Fuß), ſo würde er noch vorzüglicher ſein. Er theilte ſich in den innern und äußern Hafen. Der innere heißt Darſena, und dient den Barken zur Befrachtung; auch werden hier die ſchadhaften Schiffe ausgebeſſert. Dieſer innere Hafen wird durch einen Damm in zwei Theile getheilt, der in der Mitte eine Einfahrt hat, aber durch eine Brücke geſchloſſen werden kann. Auf dem Platze vor der Darſena iſt die koloſſale marmorne Bildſäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine ſtehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meiſten Schiffe liegen, und wo das größte Gewühl herrſcht. Außerhalb des Hafens iſt in der See, auf einem Felſen, ein Leuchtthurm erbaut, von da man eine ungemein weite Ausſicht über die Stadt, das feſte Land, ja bis Corſica und ſelbſt Sardinien genießt. An gutem Trinkwaſſer fehlt es Livorno; man holt es von Piſa, wohin täglich kleine Schiffe gehen, die von Menſchen oder Pferden gezogen werden. Zwiſchen der Stadt und den rings um dieſelbe laufenden Vorſtädten iſt ein langer Spaziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Pi

azza d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dienen zu öffentlichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken; mit der Zerſtörung des Hafens von Piſa nahm Livorno zu, vorzüglich als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von Medicis befeſtigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmus I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Von dieſem Zeitpuncte an ſtieg das Wachsthum und der Wohlſtand von Livorno (nur im Revolutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derſelbe geſtört), bis es zu ſeinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Livre war ehemals in Frankreich eine gewöhnliche Rechnungsmünze, die etwas mehr als 6 Gr. galt, ſo daß 6 einen Laubthaler (Sechs⸗Livres⸗Thaler) ausmachten. Dies war der Gehalt des Livre Tournois (der ehemals in Tours galt) und nach welchem man rechnete, dahingegen der pariſer Livre ein Viertel mehr betrug. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor. Jetzt ſind ſtatt ihrer die Francs eingeführt. S. Franc.

Locke (John), einer der ſcharfſinnigſten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29. Auguſt 1632 zu Wrington bei Briſtol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Univerſitäten und ſchloß ſich in ſeinem Cabinet ein. Unter den akademiſchen Gelehrten herrſchte damals die ſpitzfindige ſcholaſtiſche Philoſophie, welche er aufgab, da ihm das Studium der Claſſiker anziehender war. Die Werke des Descartes zündeten ihm ein neues Licht in der Philoſophie an. Auch fing er an, die Medicin mit Eifer zu ſtudiren. Die Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn, dieſe Wiſſenſchaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm aufgeſetzten Bemerkungen dem Pierre Coſte, ſeinem franzöſiſchen Ueberſetzer, mit, welcher ſie 1725 durch Antonius Cochi, in deſſen Werke über die Bäder von Piſa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reiſen, eine nach Deutſchland, die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieſer, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem anſehnlichen Poſten, den der Philoſoph wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rückſichten auf ſeine Geſundheit begab ſich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er ſeinen **Verſuch über den menſchlichen Verſtand**, ein Werk, welches von dem tiefſten Studium der geiſtigen Natur des Menſchen zeugt, und mit deſſen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um die menſchliche Seele, ihre Begriffe und Affecten kennen zu lernen, ſuchte er weder bei den alten Philoſophen, noch bei den neuen Rath. Er verfuhr mit Malebranche, ging in ſich ſelbſt zurück, und gab dann, nachdem er lange ſein eigener Beſchauer geweſen, der Welt den Spiegel, in welchem er ſich ſelbſt betrachtet hatte. Da er aber die menſchliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatom jeden einzelnen Theil des menſchlichen Körpers zerſchneidet ſo hat er auch, wie durch die empiriſche Richtung, die er der Philoſophie gab, den Materialismus mehr gefördert, als er vielleicht ſelbſt glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch ſeine Allmacht die Materie denkend machen,“ iſt für eine jeder Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet ſich Lockes Werk auch durch die Methode aus, mit welcher es angeordnet iſt. Es ſoll einer zufälligen Veranlaſſung ſeine Entſtehung zu verdanken haben. Einige denkende Köpfe

ſtritten ſich, wie man ſagt, über einen Gegenſtand, ohne ſich über denſelben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streit ſtillſchweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit auf einem Mißverſtändniſſe der Worte beruhe. Er erhob dieſe Bemerkung zu einem allgemeinen Satze, ſtieg bis zu dem Urſprunge der Ideen, wie zur erſten Urſache, hinan, unterſuchte die Gedanken in ihrer erſten Entſtehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falſcher Gebrauch der Sprache auf unſere Schlüſſe ausübt. Locke hatte England kaum ein Jahr verlaſſen, als man ihn dort beſchuldigte, in Holland Pasquille gegen die engliſche Regierung in den Druck gegeben zu haben. Dieſe Verleumdung war die Urſache, daß er ſeine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten ſich ſeine Freunde, ſich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Indeſſen wollte es nun einmal ſein Schickſal, daß er für einen Verſchwörer gehalten werden ſollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringſten Verbindung mit demſelben ſtand. Man ging noch weiter. Jakob II. verlangte von den Generalſtaaten, daß ſie ihn ausliefern ſollten. Locke war daher gezwungen, ſich zu verbergen, bis ſeine Unſchuld anerkannt ſein würde. Aber kaum war Jakob II. vom Prinzen von Oranien, ſeinem Schwiegerſohne, vom Throne geſtoßen, als Locke auf derſelben Flotte, welche die Prinzeſſin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in ſein Vaterland zurückkehrte. Vermöge ſeines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anſpruch machen können: er begnügte ſich jedoch mit der Stelle eines Commiſſärs bei dem Commerz-Collegium der engliſchen Colonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London ſeiner Geſundheit nachtheilig zu ſein ſchien, legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab ſich, ſechs Stunden davon, zu einem ſeiner Freunde, wo er zwiſchen Gebet und Studiren glücklich und in Ruhe den Reſt ſeiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn ſeines Freundes nach dem von ihm entworfenen Syſteme zu erziehen, und daſſelbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb am 28. October 1704, und ward zu Oates, in der Grafſchaft Eſſex, begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philoſophie gewidmeten Pavillon, Lockes Büſte neben der von Bacon, Newton und Clarke aufſtellen laſſen. Locke ſtand in ſeinem Vaterlande eben ſowohl wegen ſeines patriotiſchen Eifers und ſeiner Einſichten, als wegen ſeiner Philoſophie in Anſehn. Er war es, der dem Parlamente den Rath ertheilte, auf Koſten des Publikums das Geld umſchmelzen zu laſſen, ohne daſſelbe zu erhöhen; dieſen Rath befolgte das Parlament. Wir beſitzen eine große Menge Werke in engliſcher Sprache von ihm, die zuletzt zu London, 1801, in zehn Octavbänden erſchienen ſind. Die merkwürdigſten einzelnen Werke davon ſind: der genannte Verſuch über den menſchlichen Verſtand (deutſch von Tennemann, Lpz. 1796 und 1797, 3 Thle. 8.), von welchem Wynne, nachher Biſchof von St. Aſaph, einen Auszug verfertigte, den Locke ſelbſt billigte, und der noch jetzt von vielen Leſern dem Hauptwerke ſelbſt, das nicht ſelten verworren und ſchwer zu verſtehen iſt, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfaſſung, in welchem der Verfaſſer die uneingeſchränkte Gewalt verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerſt lateiniſch

geſchrieben, kamen aber nachher auch engliſch heraus; (die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus dieſem Werke geſchöpft); Gedanken über die Erziehung der Kinder (deutſch von Caroline Rudolphi, Braunſchw. 1788, 8.), aus welchen Rouſſeau für ſeinen Emil, ſo wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfaſſung für ſeinen geſellſchaftlichen Vortrag viele Anſichten entlehnt hat. Das Werk ſelbſt iſt ins Franzöſiſche, Deutſche, Holländiſche und Flamändiſche überſetzt worden; das vernünftige Chriſtenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, ſtreng genommen, den Verfaſſer des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion ſei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerſtreite wäre; auch hätten Jeſus Chriſtus und ſeine Apoſtel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jeſus, den wahren Meſſias, zu glauben; Paraphraſen über einige Epiſteln des Paulus, enthalten Beweiſe des Studiums der heiligen Schrift, welchem er ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens gewidmet hatte; nachgelaſſene Werke, enthalten Abhandlungen über verſchiedene philoſophiſche Gegenſtände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker beſaß, ſo wählten ihn die engliſchen Colonien in Amerika zu ihrem Geſetzgeber, und beeiferten ſich, den Vorſchriften, welche er für ſie entwarf, geſetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Hinſicht ein edler Menſch und von der äußerſten Gutmüthigkeit.

Lockman, oder Lokman, mit dem Zunamen der Weiſe, zuweilen auch Abu Anam (Vater des Anam) genannt, war ein berühmter Philoſoph unter den Aethiopiern oder Nubiern, von welchem die Araber eine Menge Mährchen erzählen. Sie ſagen von ihm, er ſei ein ſchwarzer Sclav mit dicken Lippen und krummen Beinen geweſen, und zur Zeit Salamos an die Juden verkauft worden. Sein Charakter wird von ihnen ungefähr eben ſo geſchildert, wie wir gewohnt ſind, den Aeſop zu denken. Man fragte dieſen Weiſen einſt, von wem er die Weisheit gelernt habe? Er antwortete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern ſetzen, ohne erſt den Weg vorher zu unterſuchen.“ Einſt war eine Caravane beſtohlen. Vergebens beſchwor man die Räuber, mit Thränen in den Augen, doch ſo viel Mundvorrath zurückzulaſſen, daß man die Reiſe fortſetzen könne; die Räuber waren unerbittlich. Lockman befand ſich unter dieſen, und einer der Kaufleute ſagte zu ihm: „Wie? Auf ſolche Weiſe unterrichteſt du dieſe Böſewichter?“ Lockman antwortete: „Ich unterrichte ſie nicht; denn was würden ſie mit meiner Weisheit anfangen.“ Jener fragte weiter: „Warum befindeſt du dich aber unter den Böſen?“ Lockman erwiderte: „Ich bemühe mich, zu unterſuchen, wie ſie es geworden ſind.“ Einſt hatte ſein Herr ihm eine Melone von ſehr ſchlechtem Geſchmacke gegeben; er aß ſie ganz auf. Jener darüber erſtaunt, fragte ihn, wie er eine ſo ſchlechte Frucht habe eſſen können? Lockman antwortete: „Ich habe ſo oft ſüße Früchte von dir bekommen, daß ich mir auch wohl eine bittere von dir gefallen laſſen kann.“ Dieſe Antwort rührte ſeinen Herrn ſo ſehr, daß er ihm auf der Stelle die Freiheit ſchenkte. Wir beſitzen ein Werk: Fabeln und Denkſprüche, welche die Araber dieſem Lockman zuſchreiben; doch glaubt man, daſſelbe ſei in ſpäterer Zeit, jedoch aus den Reden dieſes Weiſen abgefaßt worden. Die Geſchichtſchreiber ſchildern ihn als einen Mann, der durch ſeine Kenntniſſe, wie durch ſeine Tu-

genden gleich ſchätzenswerth, und der ſtillen Betrachtung ergeben war. Erpenius gab die Fabeln des Lockman arabiſch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung heraus und fügte ſie ſeiner arabiſchen Gramatik bei, welche zu Leyden, 1636 und 1656, in einem Quartbande erſchien. Nachher wurden ſie von Tanneguy in franzöſiſche Verſe überſetzt. Im Vatican wird eine alte, von Perſern verfertigte Abſchrift dieſer Fabeln aufbewahrt. Die Zeit ſeines Lebens wird verſchieden angegeben. Einige ſetzen ihn in die Zeit Davids.

Locris, Locrier, Locri. Erſteres iſt eine Landſchaft Mittel-Griechenlands, deren Einwohner **Locrier** heißen, und zu den älteſten griechiſchen Völkerſchaften gehören. Man unterſcheidet 4 Stämme derſelben — die epicnemidiſchen, opuntiſchen, ozoliſchen und epizephyriſchen Locrier. Die letzten waren eine Colonie der ozoliſchen Locrier und wohnten in Unteritalien. **Locri** iſt der Name ihrer Hauptſtadt, eine der mächtigſten, glänzendſten und reichſten Städte des alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reſte noch vorhanden ſind.

Lodi, eine ziemlich große und wohlgebaute Stadt, ſeit 1814 der Hauptort der Provinz Lodi, in dem lombardiſchen Gouvernement des neuen lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, an der Adda in einer ſehr fruchtbaren Gegend, war während der Exiſtenz des Königreichs Italien ein Departement des obern Po, und zählte 1774 beinahe 19,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geiſtliche waren. Jetzt hat die Stadt 12,300 Einwohner. Das dortige Bisthum ſteht unter dem Erzbiſchof von Mailand. Die Stadt hat ein feſtes Schloß. Die ſogenannten Parmeſankäſe werden nicht in Parma, ſondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die beſten in ganz Italien gehalten; die Einwohner von Lodi treiben damit einen ſtarken Handel; auch iſt die dortige vortreffliche unächte Porzellan- und Fayance-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke. Sie iſt durch das Treffen berühmt, welches Bonaparte 1796 bei derſelben mit 60,000 Mann gegen die öſterreichiſche Armee von 25,000 Mann unter Beaulieu gewann. Die Oeſterreicher hatten die Adda paſſirt, Lodi geräumt und ſtanden in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu paſſiren unmöglich ſchien. Bonaparte erſchrak nicht über dieſe Schwierigkeit. Er führte ſein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ ſeine ganze Artillerie vorbringen und rückte im Sturmſchritt vor. Das Blutbad war anfangs ſchrecklich: das öſterreichiſche Geſchütz ſtreckte ganze Reihen nieder. Die Franzoſen wankten, und der Sieg ſchien verloren, als Berthier, Maſſena, Cervoni, Dallmeyer, und Lannes ſich an die Spitze der Colonne ſtellten, über die Brücke drangen und die öſterreichiſchen Batterien nahmen. Die Oeſterreicher wollten dieſe Kühnheit mit gleicher Kühnheit erwidern; ſie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich; beide Heere ſchlugen ſich mit Erbitterung, und ungewiß ſchwebte der Sieg zwiſchen ihnen. Da erſchien Augereau an der Spitze ſeiner Diviſion und die Schlacht war entſchieden. Die Oeſterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geſchützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre der öſterreichiſchen Waffen durch einen mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkſtelligten Rückzug. Der Verluſt der Franzoſen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherrn getadelt, Bonaparte, weil er eine Poſition mit ſo

großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einen Zeitverluſt von 24 Stunden ſich leichter und ſicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi ſo übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er der franzöſiſchen Armee das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Löffler (Joſias Friedrich Chriſtian), einer der ausgezeichnetſten und aufgeklärteſten Theologen unſerer Zeit, geboren zu Saalfeld den 18. Jan. 1752, beſuchte anfangs die Schule ſeiner Vaterſtadt und ward 1763, nach des Vaters Tode nach Halle auf die Schule des dortigen Waiſenhauſes geſchickt, in das er ſpäter ganz aufgenommen wurde. Er zeichnete ſich hier durch Lebhaftigkeit, Fleiß und Lernbegierde aus. Jene Schule verließ er nach 5 Jahren, blieb den Winter in Saalfeld bei ſeiner Mutter und bezog Oſtern 1769 die Univerſität Halle. Dort kam er bei Gelegenheit der Vergleichung von Handſchriften, die zur halliſchen Ausgabe des Theodoretus gebraucht wurden, in Bekanntſchaft mit Nöſſelt, der ihn zu ſich ins Haus nahm und nebſt Semler, der ihn zum Mitglied und nachher zum Senior des theologiſchen Seminars machte, ihm dazu verhalf, daß er bis Johannes 1774 auf der Univerſität bleiben konnte. Teller, den er Oſtern deſſelben Jahres in Berlin perſönlich kennen gelernt hatte, trug ihm eine Erzieherſtelle in dem Hauſe eines reichen Kaufmanns daſelbſt an, welche Löffler annahm. Wiewohl ein Schulamt ſein vorzüglichſter Wunſch war, ſo trat er doch 1777 die Stelle eines Predigers an der Hofgerichtskirche in Berlin an und machte im folgenden Jahre als Feldprediger bei dem Regiment Gensd'armen den bayeriſchen Erbfolgekrieg mit. Im Jahr 1782 erhielt er endlich ſeiner Neigung gemäß ein akademiſches Lehramt und zugleich eine Predigerſtelle zu Frankfurt an der Oder. Er las hier hauptſächlich Kirchengeſchichte und Exegeſe, nebenbei aber auch über Profanſcribenten. So erwünſcht ihm indeß auch dieſer Wirkungskreis war, ſo ſah er doch die Veränderungen voraus, die Friedrich II. Tod in Religionsſachen, wenn auch nur vorübergehend, nach ſich ziehen würde und folgte daher 1787 einem Rufe nach Gotha als Generalſuperintendent. Hier hat er bis an ſeinen Tod, welcher am 4. Februar 1816 erfolgte, da er eben in der Kirche von Gamſtädt den Gottesdienſt verrichtete, als gelehrter Theolog und rückſichtloſer Forſcher durch Schriften und amtliche Gutachten, als Hauptpaſtor und erſter Prediger durch Kanzelvorträge und Magazine für Prediger, als Ephorus des blühenden Gymnaſiums durch umſichtiges Zuſammenwirken und eigne Lehrvorträge, als Hauptpaſtor durch kräftige Vermittelung für die Bildung des Bürgerſtandes, als erſter Conſiſtorial durch zweckmäßige Kirchenviſitationen und Abfaſſung neuer Lehrbücher zur Bildung der untern Stände und zur Aufklärung ſeiner Zeitgenoſſen nützlich und rühmlich gewirkt. Seine in acht verſchiedenen Abtheilungen erſchienenen Predigtſammlungen tragen das Gepräge reiner, klarer Darſtellungsgabe und Anordnung, und unter den Gelegenheitsreden ſind Muſter der feinſten Menſchen- und Weltkenntniß. Faſt alle entbehren aber der bibliſchen Erwärmung; ſie wollen überzeugen, nicht überreden. Eine ſeiner letzten und wahrhaft verdienſtlichen Arbeiten war ſein trefflich gewähltes Leſebuch für Stadt- und Landſchulen. Unverkennbar iſt in allem, was er lehrte, ſchrieb und wirkte, ſein ungeheucheltes Streben nach Weisheit, Licht und Recht, wenn man auch im Einzelnen mit ſeinen theologiſchen Anſichten und Meinungen nicht einverſtanden ſein möchte.

Logarithmus (Verhältnißzahl) iſt ein mathematiſcher Kunſtausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältniſſes in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Jede Zahl iſt nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon ſie das 3fache iſt. Dieſe Beziehung heißt das Verhältniß: daher hat jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und ſie ſelbſt ſpricht den Werth deſſelben aus. Der Werth eines Verhältniſſes wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe deſſelben kömmt durch eine dritte Zahl zu unſerm Bewußtſein, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. ſ. w. Denkt man ſich nun eine Reihe von Verhältniſſen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. ſ. w. (wo ſich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben ſo verhält, wie 3 zu 1), und man nimmt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, ſo iſt 9 zu 1 in ſofern das doppelt ſo große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines ſolchen Verhältniſſes in Beziehung auf ſein Grundverhältniß ausſprechen, heißen **Logarithmen**. Iſt alſo hier 1 der Logarithmus von 3, ſo iſt 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. ſ. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, z. B. 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, ſo wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen, welche alle Brüche ſein müſſen, laſſen ſich ſämmtlich berechnen und nach der Reihe zuſammenſtellen. Eine nach einem gewiſſen Grundverhältniß gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewiſſen Grenze nennt man ein **logarithmiſches Syſtem**. Das gewöhnliche iſt das **Briggſche**, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 iſt, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen ſind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunſt, beſonders bei großen Zahlen, von ſehr vieler Bequemlichkeit iſt. Die dazu gehörigen Kunſtgriffe ſind ſehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, ſo addirt man ihre Logarithmen, hat man ſie zu dividiren, ſo ſubtrahirt man dieſe; ſoll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, ſo multiplicirt man dieſe Logarithmen mit den Exponenten, ſoll man Wurzeln ausziehen, ſo dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. Dieſe Rechnungsart ſoll im 17. Jahrhunderte Joh. Neper, ein ſchottiſcher Baron, nach Andern ein deutſcher Prediger Stiefel ſchon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematiſche Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geſchäftsleben unbeachtet gelaſſen. Allein ſie ſind der Bequemlichkeit wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, beſonders Kaufleuten, zu empfehlen. Die Logarithmen ſind ſchon bei jedem Reguladetri-Exempel anwendbar z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler koſten, ſo werden den 8150 Stück $\left(\frac{8150 \times 1290}{460}\right)$ Thaler koſten Um nicht die umſtändliche Multiplication und Diviſion zu haben, addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den **logarithmiſchen Tabellen** auf, deren man in neuer

rer Zeit mehrere geliefert hat, ſo iſt die dazu gehörige Zahl die Zahl der geſuchten Thaler. F. A. Schröters Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebſt den dazu gehörigen Tafeln, Helmſtädt 1799, iſt zu dieſem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedrich, Freiherr von), ein deutſcher Dichter, beſonders Epigrammatiſt, wurde 1604 in Schleſien geboren, und trat als Canzleirath in die Dienſte des Herzogs von Liegnitz. Im J. 1648 nahm man ihn unter dem Namen des Verkleinernden in die fruchtbringende Geſellſchaft auf. Die Liebe zur Dichtkunſt äußerte ſich bei ihm ſchon frühzeitig. In reifern Jahren ſcheinen ihm ſeine Geſchäfte nicht erlaubt zu haben, ſich in größern und längern Gedichten zu verſuchen, und er ſchränkte ſich deshalb beſonders auf Epigramme ein. Er gab zuerſt eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: *Erſtes und anderes Hundert deutſcher Reimſprüche Salomons von Golaw*, Breslau, 1638. Die gute Aufnahme, welche dieſe erhalten hatten, bewog ihn, nach 16 Jahren, wahrſcheinlich 1654, eine neue Sammlung zu veranſtalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitzens, trat in die Fußtapfen dieſes ſeines großen Vorgängers, und verräth öfters die Energie und den körnigten Ausdruck deſſelben. Viele ſeiner Epigramme zeugen von origineller und glücklicher Erfindung, und ſind eben ſo ſchön geſagt, als gedacht. Dagegen ſind viele andre mittelmäßig, ja ganz verfehlt. Immer aber treten Logaus Epigramme um deſto merkwürdiger in der Geſchichte unſerer ſatiriſchen Poeſie auf, je ſparſamer dieſe Gattung von den Deutſchen bearbeitet worden iſt. Ramler und Leſſing, die 1759 eine Auswahl ſeiner Epigramme veranſtalteten, zogen aufs neue die Aufmerkſamkeit auf ihn. Nach Leſſings Tode gab Ramler 1791 dieſe Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau ſtarb zu Liegnitz 1655.

Loge, ſ. *Freimaurer*.

Logik. Unter dieſen abgekürzten griechiſchen Namen (eigentl. λογικη, nämlich επιστημη) wird faſt allgemein die *Wiſſenſchaft von den Geſetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung* verſtanden, obgleich ungewiß iſt, ob dieſer Name zunächſt vom *Denken*, oder von der *Sprache* (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten ſei. Im Deutſchen hat man dieſer Wiſſenſchaft auch den Namen *Denklehre* oder *Verſtandeslehre* gegeben, weil hier die Rede von einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung derjenigen Geſetze iſt, welche der Verſtand bei allem Denken befolgen muß (daher *logiſche Geſetze*), es habe übrigens einen noch ſo verſchiedenen Gegenſtand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich iſt. Hierin liegt hauptſächlich der Werth der Logik, nicht nur der Canon (d. h. Richtſchnur) für den practiſchen Verſtandesgebrauch, ſondern auch eine Vorbereitungswiſſenſchaft für alle andre Wiſſenſchaften, namentlich zur Philoſophie zu ſein, indem ſie (gleichſam ein Organon der Wiſſenſchaft, oder allgemeine Inſtrumental-Wiſſenſchaft) die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang erhalten und zur Wiſſenſchaft werden ſoll, und die Erfoderniſſe des wiſſenſchaftlichen Zuſammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wiſſenſchaftlichen Denkganzen aufſtellt; denn die Geſetze des Denkens ſind zugleich die Geſetze der Wiſſenſchaft und ihrer Anordnung. In wiefern aber die logiſchen Geſetze nur abſtracte *Form* unſerer

Erkenntniß beſtimmen, keineswegeſ aber Anweiſung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und ſich der wahren Einſicht in die Dinge bemächtige (womit es die eigentliche Philoſophie zu thun hat), in ſofern hat man die Logik von der eigentlichen Philoſophie neuerdings geſondert, oder formelle Wiſſenſchaft, Formalphiloſophie genannt. Nennt man jedoch eine philoſophiſche Wiſſenſchaft diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenſtand der Erfahrung, ſondern aus der Vernunft ſelbſt geſchöpft iſt, ſo iſt die Logik urſprünglich eine ſolche: denn die Geſetze der Gedankenverbindung haben dieſen Urſprung, und der Inhalt der Logik iſt daher von ſo apodiktiſcher Art, oder von ſo demonſtrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philoſophiſchen Wiſſenſchaft, eben weil ſie es mit dem Denken, oder dem Verhältnißbeſtimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheile der Metaphyſik oder transcendentalen Philoſophie, ihre Abgeſchloſſenheit und Vollſtändigkeit oft allzuſehr geprieſen, und ſie in dieſer Hinſicht der Mathematik an die Seite geſtellt. Allein das bloße, wenn auch ſyſtematiſche Denken, iſt noch kein Philoſophiren, das noch ſo ſyſtematiſche Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten; und die Begreiflichkeit iſt nicht der höchſte Zweck der Philoſophie; ja alle demonſtrative Gewißheit ſetzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und einen Gegenſtand, an dem ſie ſich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben ſo wenig überſchätzen, wie die ältern Philoſophen vorzüglich thaten, als dieſelbe unbillig herabſetzen, wie die neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philoſophiſche Unterſuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unſerer Erkenntniß verbunden, welche Unterſuchung einige neuere bald in die Metaphyſik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philoſophen, Dialektik genannt, und ſehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, ſind Dialektik und Logik wenig verſchieden) an die Logik angeſchloſſen haben, welche letztere auch wirklich ohne Verbindung mit dieſer Unterſuchung, und ohne genauere Beſtimmung ihres Kreiſes und Werthes oft mehr ſchädlich als nützlich geweſen iſt, und die Philoſophie zur bloßen Formal-Philoſophie gemacht hat; wie denn alle ſcharfe Abſonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beſchränkend wird. Noch andere haben jener vorbereitenden Unterſuchung den Namen Fundamental-Philoſophie, Fundamental-Wiſſenſchaft, philoſophiſche Grundlehre u. ſ. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erſtere ſoll das Denken an ſich nach ſeinen Geſetzen, Operationen (Begreifen, Urtheilen und Schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß im Einzelnen) und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wiſſenſchaftlichen Vollendung des Syſtems und deſſen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweiſen); die angewandte aber das Denken unter beſonderen ſubjectiven und objectiven Rückſichten, die man bei der Anwendung der Denkgeſetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geiſtesäußerungen und die Einſchränkungen und Hinderniſſe des Denkens, welche hieraus hervorgehen, ſo wie die entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptſphären des Denkens betrachten. In den letztern

Beziehungen ſetzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher ſie auch, als Vorbereitungswiſſenſchaft zur Philoſophie, in genaueſter Verbindung ſteht. Eine natürliche Logik iſt aber ein Widerſpruch, weil Niemand eine Wiſſenſchaft ſchon von Natur beſitzt, wenn er auch die Geſetze derſelben anwendet, und die natürliche Fähigkeit zu denken auch ohne wiſſenſchaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der ſ. g. geſunde Menſchenverſtand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wiſſenſchaft der Logik bearbeitet und lehrt, vornehmlich wenn er dieſes mit Glück und Auszeichnung thut, oder überhaupt den, welcher die logiſchen Geſetze mit Bewußtſein im Gebiete des Denkens anzuwenden verſteht, und dieſe Anwendung der logiſchen Geſetze zur Kunſt (Fertigkeit) erhoben hat; — dann auch Dialektiker. Dieſe wiſſenſchaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerſt bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derſelben damals mehr vom practiſchen Intereſſe, oder von der Rede- und Diſputirkunſt abhängig, und artete, als Kunſt der Schlüſſe und Beweiſe, bald in die Sophiſtik aus. Die Sophiſten und die megariſche Schule (geſtiftet von Euclid aus Megara) bildeten dieſe Kunſt ſehr aus; letztere wurde daher die eriſtiſche oder dialektiſche genannt, und iſt durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den erſten umfaſſenden und rein wiſſenſchaftlichen Verſuch, die Denkformen in abſtracto darzuſtellen, machte Ariſtoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen iſt. Hierher gehören ſeine logiſchen Schriften, welchen die ſpätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche faſt zwei Jahrtauſende nach ihm in den Schulen der Philoſophen das herrſchende Anſehn behaupteten. Auch waren ſeine Unterſuchungen zugleich auf die Criterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno, der Stifter der ſtoiſchen Schule, u. a. ihm nachfolgten. Das Anſehen, welches die Logik oder Dialektik in der ſpätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, ſo daß ſie faſt unbedingt als reales Organon aller Wiſſenſchaften angeſehen, und vom achten Jahrhunderte an als freie Kunſt gelehrt wurde, ſtieg am höchſten in der ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche nur eine neuere Art der Sophiſtik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieſes Anſehn traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und Andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermiſchten die Logik wiederum mit der Metaphyſik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomaſius, Cruſius, Ploucquet, Lambert (in ſeinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienſt. Eben ſo Kant und ſeine Schüler, Maaß, Hoffbauer, Jakob, Krug, Fries, ſo wie ein Maimon, Bardili, Schulze, Reinhold u. A. Fichte verwies ſie aus dem Gebiete der Philoſophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphyſik. Schelling erklärte, ſie ſei, als eine formale Wiſſenſchaft, der Philoſophie ſogar entgegengeſetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche ſeiner Anſicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weiſe Hegel neuerdings die Logik darzuſtellen verſucht, ſo daß man über den Hauptpunct, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphyſik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation noch immer verſchiedener Meinung iſt. T.

Logiſche Eintheilung iſt die adäquate Auseinanderſetzung aller der Begriffe, welche unter einem höhern enthalten ſind, oder die Vorſtellung eines allgemeinen Begriffs mit allen den möglichen Determinationen, die ihm zukommen können. Man unterſcheidet eine Nominal- und Realeintheilung. Jene beſteht darin, daß man ſich die möglichen Bedeutungen eines vieldeutigen Wortes vorſtellt; dieſe in einer ſolchen, wobei man ſich die unter einem abſtrakten Begriff enthaltenen untergeordneten Begriffe vorſtellt. Der allgemeine Begriff, welcher eingetheilt wird, iſt das Totum dividendum, die untergeordneten Begriffe ſind die Theilungsglieder und das Merkmahl oder der Punct wobei ſich die Theilungsglieder von einander trennen, iſt der Eintheilungsgrund. Die Logik verlangt, daß 1. der Begriff des eingetheilten Ganzen allen Theilungsgliedern zukommen müſſe, nämlich bei Realdefinitionen; 2. daß die Eintheilung vollſtändig und 3. daß der Eintheilungsgrund weſentlich ſei.

Logiſtik nannte man ſonſt die Rechenkunſt, oder Berechnungskunſt, man theilte ſie in Zahlen- oder Zifferrechenkunſt und in Buchſtabenrechenkunſt oder Algebra. Auch nennt man ſo in der Kriegswiſſenſchaft die Berechnung tactiſcher Bewegungen nach Raum und Zeit, welche ſie brauchen. Logiſtiſch iſt, was auf Rechnungsweſen ſich bezieht; es iſt daher mit logiſch nicht zu verwechſeln.

Logogryph, Wort- oder Buchſtabenräthſel, unterſcheidet ſich von der Charade nur dadurch, daß man nicht, wie in dieſer, das zu Errathende hinter die Bedeutung der einzelnen Sylben verbirgt, ſondern vielmehr durch die angedeutete Wegnahme, Hinzufügung oder Verſetzung einzelner Buchſtaben verſchiedene Dinge in einem Worte errathen läßt.

Lohe, iſt jeder vegetabiliſche Stoff, der in ſeiner Miſchung zuſammenziehenden Extractivſtoff oder Gärbeſtoff enthält. Dazu dient in Deutſchland gemahlne Eichenrinde.

Lohenſtein (Daniel Caſpar von), ward am 25. Jan. 1635 zu Nimptſch, einer Stadt im ſchleſiſchen Fürſtenthume Brieg, geboren und machte den Anfang ſeiner Studien in ſeiner Geburtsſtadt. Nachdem ſezte er ſie auf dem Gymnaſium zu Breslau fort, bis er 1650 die Univerſität zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Waſſer über Hamburg nach Breslau zurück. Nachdem er ſich mit einer reichen Dame verheirathet hatte, ward er 1666 zum Regierungsrathe, zum kaiſerlichen Rathe und erſten Syndicus der Stadt Breslau ernannt. Schon in ſeinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerſpiele, die auch ſpäterhin gedruckt worden ſind. Man kann ihm keineswegs Genie abſprechen, aber es ging durch falſche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geſchmack. Er beſaß neben einer ausgebreiteten Gelehrſamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungsſucht oder Begierde, ſeine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Dennoch fand er bald Nachahmer, die ſeine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und nach ihm Lohenſteinianer genannt wurden. Die Lohenſteiniſchen Gedichte ſind voll von ſchmackloſen Bombaſt, falſchen Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerſpielen, die unter ſeinen poetiſchen Werken leicht das Erheblichſte ſein dürften, fallen dieſe Fehler, zu der höchſten Stufe geſteigert, doppelt auf. Auch in ſeiner Proſa herrſcht, mit einigen Ausnahmen, Schwulſt und Bombaſt, abwechſelnd mit den niedrigſten Plattheiten. Seine Trauerſpiele, welche der Zeitordnung nach unter

ſeinen Werken die erſte Stelle einnehmen, heißen: **Ibrahim Baſſa**; **Agrippine**; **Epicharis**; **Cleopatra**; **Sophonisbe** und **Ibrahim Sultan**. Sie ſind geſammelt in Lohenſteins Trauer- und Luſtgedichten, Breslau 1680; 1689. Leipzig 1733. 8. Seine übrigen Gedichte ſind unter dem Namen **Blumen** von ihm geſammelt worden; das letzte der **Hyacinthen**, an Balthaſar Friedrich von Logau gerichtet, beweiſet, daß es Lohenſtein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, möglich geweſen ſein dürfte, ein trefflicher Dichter zu werden. Unter ſeinen proſaiſchen Schriften zeichnet ſich der Heldenroman **Arminius** und **Thusnelda** aus, über deſſen Ausarbeitung er ſtarb, der aber von ſeinem Bruder, und nach deſſen Tode, vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieſer Roman die oben angezeigten Fehler ebenfalls hat, obgleich Lohenſtein ſelbſt durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen, ſo ſind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfaſſer große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieſer Roman erſchien zuerſt in Leipzig 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenſtein ſtarb zu Breslau am 18. April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entſpringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier de Saux genannt, im Departement der Ardeche und ergießt ſich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge ſeines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele ſeichte Stellen hat, ſo iſt er doch für größere Kauffahrteiſchiffe bis Nantes, für kleinere bis Briaire und für geringe Fahrzeuge bis Roanne ſchiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben: das Departement der Loire, der Ober- Loire und Unter- Loire. Im J. 1815 erhielt die Scheidungslinie, welche die **Loire** in Frankreich bildet, eine politiſche Wichtigkeit, indem die franzöſiſche Armee nach der Schlacht von **Waterloo** oder **Belle-Alliance**, und zurückgedrängt bis unter die Mauern von **Paris**, vermöge der Capitulation, welche von dem proviſoriſchen Gouvernement (an deſſen Spitze ſich **Fouché** befand), mit den oberſten Heerführern, dem Fürſten **Blücher** und Lord **Wellington** abgeſchloſſen wurde, ſich ohne weitere Feindſeligkeiten unter **Davouſts** Oberbefehl hinter die **Loire** zurückzog und hiedurch den Namen **Loire-Armee** erhielt.

Loke, ſ. **Nordiſche Mythologie**.

Lollharden, ſ. **Beguinen und Brüderſchaften**.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, den Schubart den Shakſpeare unter den Geigern nennt, ward 1728 nach Andern 1740 zu Bergamo oder Venedig geboren, und ſtand von 1762 bis 1773 als Concertmeiſter in Dienſten des Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo ſein Spiel der Kaiſerin Catharina II. dergeſtalt gefiel, daß ſie ihm einen Bogen ſchenkte, auf welchen ſie mit eigener Hand die Worte geſchrieben hatte: „dieſer Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, iſt für den unvergleichlichen Lolli beſtimmt." Im Jahre 1775 machte er eine Reiſe nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geſchenken, 2000 Realen vom Theater- Unternehmer erhalten haben ſoll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel im 66. Jahre ſeines Alters ſtarb. Lolli ſuchte die Vorzüge der Nardiniſchen und Ferrariſchen Schule zu vereinigen. Die Fertigkeit, welche er auf

ſeinem Inſtrumente erlangt hatte, ſetzte in Erſtaunen. Man pflegte ihn wohl den muſikaliſchen Luftſpringer zu nennen. Noch keiner ſeiner Vorgänger hatte eine ſolche Höhe auf dem Griffbrette erſtiegen; aber dabei überließ er ſich auch ſo wilden und regelloſen Phantaſien, bei denen er ſich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteſte Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, ſo wie er ſeiner Seits auch Niemanden begleiten konnte. Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten eine Violinſchule in Quartetten für zwei Geigen, Bratſche und Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuſcripte hinterlaſſen.

Lombard, ſ. Leihbank.

Lombardei, begriff im 6. Jahrhunderte, als die Longobarden einen großen Theil Italiens eroberten, das ſogenannte Oberitalien, ſpäterhin nannte man die öſterreichiſchen Provinzen in Italien (nämlich die Herzogthümer Mailand und Mantua), die öſterreichiſche Lombardei. Nachdem 1805 die Franzoſen aus dieſen Ländern und andern das Königreich Italien gebildet hatten, verſchwand dieſer Name ganz; jetzt, da durch den pariſer Frieden 1814 dieſes von Napoleon geſchaffene Königreich wieder aufgehört hat und Oeſterreich zum Beſitze eines großen Theils des vormals zum Königreich Italien geſchlagenen Oberitaliens gelangt iſt, iſt 1815 dieſer öſterreichiſche Antheil an Italien zu einem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche umgeſchaffen worden. Es begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien (mit Ausnahme Iſtriens und des Kantons Civida), welche zu dem neuern Königreiche Illyrien gekommen ſind), die Herzogthümer Mailand (öſterreichiſchen Antheils) und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza und dem päpſtlichen Gebiete, und die ſonſt zu Helvetien gehörigen Landſchaften Veltlin, Worms und Kleven; und wird von Helvetien, Deutſchland, dem adriatiſchen Meere, den Flüſſen Po und Ticino und dem Lago maggiore begrenzt. Der Ticino und der Lago maggiore bilden die Grenze gegen den ſardiniſchen Staat, und der Thalweg des Po bis zur Mündung des Goro bildet gegen Modena, Parma und den Kirchenſtaat die Grenze. Die Größe beträgt (nach Liechtenſtern) 330 Quadratmeilen, uud die Bevölkerung 4,200,000 Seelen. Es wird von dem Tagliamento, Piave, Brenta, Etſch, Po, Mincio, Adda und Ticino bewäſſert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comerſee, den Iſeo- und den Gardaſee; auch gibt es eine Menge von Kanälen. Der Boden iſt größtentheils eben, nur an den nördlichen Gegenden berühren Zweige der Alpen das Land, und weſtlich von Padua erſtrecken ſich die enganeiſchen Berge, meiſtens vulkaniſchen Urſprunges und von mittlerer Höhe (1700 bis 1800 Fuß hoch). Ueberhaupt iſt dieſe Provinz in den meiſten Gegenden trefflich angebaut, und gleicht einem Garten. Das Klima iſt kälter in den nördlichen an die Alpen ſtoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und geſund, doch nicht frei von Winterkälte und Froſt, daher geſchieht es oft, daß die Oliven, Pomeranzen, Citronen und andere zarte Gewächſe erfrieren, der Weinſtock Schaden leidet, und die Flüſſe zufrieren. Selbſt die Lagunen um Venedig werden ſo eisfeſt, daß man Stunden weit darüber hinläuft, und ſelbſt darauf fährt. Dieſes Land iſt ſehr fruchtbar, und hat Rindvieh (bekannt iſt der Parmeſankäſe), mittelmäßige Pferde, Schafe mit einer groben Wolle, eine große Menge von Federvieh und viele Fiſche; auch unterhält man Seidenbau. Der Feldbau iſt die vorzüglichſte Nahrungsquelle der Einwohner, und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens ſehr ergiebig an Getreide, Mais, Hülſenfrüchte,

Gartengewächſen, Flachs ꝛc. Wo die Felder ſumpfig ſind, werden ſie zum Reißbau gebraucht, der theils im Lande verbraucht, theils nach Deutſchland ausgeführt wird. Ferner iſt der Wein- und Oelbau ſehr ausgebreitet. Außer den gewöhnlichen Obſtarten hat man Kaſtanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Zitronen, Lorbeeren. Mit Pomeranzen Citronen und Feigen wird ein bedeutender Handel getrieben; doch ſind die Pomeranzen und Citronen hier nicht vor dem Erfrieren ſicher, und müſſen im Winter vor dem Froſte geſichert werden. Die Produkte des Mineralreichs beſchränken ſich vorzüglich auf Eiſen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwaſſer. Die Einwohner ſind bis auf wenige Griechen, Deutſche und Juden, lauter Italiener, und die herrſchende Religion iſt die catholiſche. Die Induſtrie iſt zwar ziemlich ſtark, doch von ihrer ehemaligen Höhe ſehr herabgeſunken. Die vorzüglichſten Fabriken beſtehn in Seide, Glas und Eiſenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei iſt durch das ganze Land ausgebreitet. Es werden alle mögliche Arten von Zeugen, Bändern, Tüchern, Strümpfe, auch eine große Menge von Zwirnſeide gemacht und ausgeführt. Die Glasfabriken in Venedig und Murano ſind ſehr wichtig; ſehr berühmt iſt das Spiegelglas. Außer den Spiegeln werden auch viele Glasperlen und alle Glasarbeiten in größter Vollkommenheit verfertigt. Die Stahl- und Eiſenfabriken haben beſonders ihren Sitz in Brescia, wo man viele Gewehre, Säbelklingen, Meſſer ꝛc. verfertigt. Die Wollentuchfabriken haben ſehr abgenommen. Die Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand ſind berühmt; auch verfertigt man Porcellan, Fayence, Tapeten, Papier, viele Waaren des Luxus und eßbare Dinge, als Masken, künſtliche Blumen, Pomaden, Confitüren, Eſſenzen, Würſte, candirte Früchte, Nudeln. Für die Muſik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere muſikaliſche Inſtrumente. Der Handel mit dieſen Landesprodukten und Fabrikaten iſt bedeutend, und die Ausfuhr überſteigt die Einfuhr. Dieſes mit dem öſterreichiſchen Staate verbundene Königreich hat ſeine beſondere Verfaſſung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, der zu Mailand ſeinen Sitz hat, und zerfällt in zwei Gouvernements, welche das lombardiſche und venetianiſche heißen. In jedem derſelben iſt die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchſten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gouvernialcollegium anvertraut. Das lombardiſche Gouvernement enthält auf 390 Quadratmeilen 2,200,000 Einwohner, iſt in die neun Provinzen oder Delegationen, Mailand, Mantua, Brescia, Cremona, Bergamo, Como, Sondrio, Pavia und Lodi eingetheilt, und hat zur Hauptſtadt Mailand, das venetianiſche Gouvernement enthält auf 440 Quadratmeilen 2 Millionen Einwohner, iſt in acht Provinzen oder Delegationen, nämlich Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Rovigo, Treviſo, Belluno und Udine eingetheilt, und hat Venedig zur Hauptſtadt. In jeder Provinz iſt die Verwaltung einer königlichen Delegation übertragen. Den landesfürſtlichen Verwaltungsbehörden ſind permanente Collegien aus Mitgliedern der verſchiedenen Claſſen der Nation an die Seite geſetzt.

Lombardiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt.

Lombardus (Petrus), einer der berühmteſten Scholaſtiker, aus einem Flecken bei Navarra gebürtig. Er war Abälards Schüler, Lehrer und zuletzt Biſchof zu Paris, und ſuchte die theologiſchen Meinungen in ein Syſtem zu bringen, welches bis auf die Reformation ein faſt claſſiſches Anſehn unter den Theologen hatte, und bei allen theologiſch-philoſophiſchen Unterſuchungen und Vorleſungen zum Grunde gelegt wurde. Er ſtellt in demſelben die Ausſprüche der Kirchenväter über

Dogmen, beſonders aber des Auguſtinus zuſammen, und führt dann Zweifel und Einwendungen, ſo wie die Widerlegungen derſelben an, ohne ſelbſt zu entſcheiden. Sein vielmal aufgelegtes Werk heißt: Sententiarum IV libri, daher ſein Name magister sententiarum. Er ſtarb 1164.

Lomonoſſow (Michailo Waſſiljewitſch), ein berühmter ruſſiſcher Dichter und Geſchichtſchreiber, geb. 1711. Es iſt bekannt, daß er im J. 1741 auf ſeiner Reiſe von Marburg nach Rußland über Holland von preußiſchen Werbern überliſtet, angeworben, nach Weſel gebracht wurde, bald darauf entſprang und glücklich in ſein Vaterland zurückkehrte. Er ſtarb 1765. Lomonoſſow hat ſich um die ruſſiſche Sprache ſehr verdient gemacht, ſeine Proſa zeichnet ſich durch Correctheit und Wohlklang aus. Seine Poeſien, namentlich ſeine lyriſchen Gedichte, haben ihm den Namen Vater der neuern ruſſiſchen Poeſie erworben. Doch hat er auch epiſche, dramatiſche und epigrammatiſche Gedichte von Werth geliefert.

London. Dieſer merkwürdige, in mancher Rückſicht einzige Ort in der Welt, die Hauptſtadt des brittiſchen Reichs, mit einem Hafen, der wichtigſte Handelsplatz der Erde, und die größte Stadt in Europa, enthält über eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den engliſchen Adel noch anſehnlich vermehrt wird, und beſteht aus drei Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den öſtlichen Theil ausmacht); II. aus Weſtminſter (oder richtiger zu reden, aus der weſtlichen Seite der Stadt, von der die eigentlich ſogenannte Stadt Weſtminſter nur einen kleinen Theil ausmacht); und III. aus Southwark. Die erſtern beiden Theile liegen auf der Nordſeite und der letztere auf der Südſeite der Themſe. Hierzu kommen noch eine Menge Ortſchaften, die durch den Anbau zur Stadt gezogen worden ſind, und noch nimmt ſie täglich an Größe zu. Die City und Weſtminſter gehören zur Grafſchaft Middleſex; Southwark zur Grafſchaft Surry. Die ganze Stadt iſt ſieben engliſche Meilen oder drei Stunden lang, über eine halbe deutſche Meile breit, hat 4 Meilen im Umfange, bedeckt über 1 1/2 Quadratmeilen, und faßt 800 Straßen, 34 Marktplätze, 71 Squares oder viereckige Plätze, welche in der Mitte einen Raſenplatz einſchließen und 149,430 Häuſer in ſich, unter denen man allein über 300 gottesdienſtliche Gebäude, 22 Hoſpitäler und 95 Armenhäuſer zählt. Das eigentlich ſogenannte London (City) bildet mit der weſtlichen Seite der Stadt, ſowohl in Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Häuſer, als auch der Bewohner derſelben, einen auffallenden Contraſt. Die Häuſer in der City, welche größtentheils nach der ſchrecklichen Feuersbrunſt im J. 1666 (wo 13,400 Häuſer, 87 Kirchen, 26 Hoſpitäler u. ſ. f. abbrannten) aufgebauet wurden, ſind unregelmäßig, unbequem und in engen, ſchlichten Straßen verſteckt. Da nun der Hof, welcher ſeinen Sitz in Weſtminſter hat, ohnedies einen großen Theil der großen und glänzenden Welt dort verſammelt, ſo iſt, beſonders ſeit den letzten 30 Jahren, eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem weſtlichen Theile der Stadt, der allgemein für den Sitz der großen und feinen Welt gehalten wird, vorgefallen, ſo daß zwiſchen beiden Theilen der Stadt in Rückſicht der Sitten eine merkliche Verſchiedenheit, und deshalb auch eine gewiſſe gegenſeitige Verachtung und Eiferſucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehört die Börſe und die Bank, beides keine Gebäude, welche der Größe ihres

Gegenſtandes angemeſſen ſind. In der Nähe derſelben befindet ſich eine zahlloſe Menge Kaffeehäuſer, auf denen große Geſchäfte gemacht werden, (hierher gehört Lloyds berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, beſonders der Aſſecuradeurs und Mäkler, deſſen ſich ſelbſt die Regierung bedient, um der Kaufmannſchaft ſchnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen), das Poſthaus, die Aſſecuranzhäuſer, der Palaſt des Lord Mayors (der erſten Magiſtratsperſon in der City), the Mansion-house genannt, die Häuſer der oſtindiſchen und anderer Handlungsgeſellſchaften, die Wohnungen faſt aller Banquiers u. ſ. f., kurz Alles, was den Gang der Geſchäfte beſchleunigen kann. Ferner ſind in der City merkwürdig: die vortreffliche Waſſerkunſt unweit der londner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themſe mit Waſſer verſehen wird, welche 1582 von einem Deutſchen, Namens Moritz, angelegt und von Hadley nachher verbeſſert wurde; die Paulskirche, ein Werk von einer erſtaunenden Größe, das jedoch zu verſteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun, binnen 35 Jahren, mit einem Koſtenaufwande von 736,752 Pf. Sterling von Chriſtoph Wren erbaut, 500 Fuß lang, 250 Fuß breit und mit einer 340 Fuß hohen und 145 Fuß im Durchmeſſer haltenden Kuppel; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden, das ferner der einzige Münzort im Königreiche iſt, und zum Staatsgefängniſſe dient; auch findet man im Tower ein großes Zeughaus, mit den Ueberbleibſeln der berüchtigten unüberwindlichen Flotte der Spanier, welche England unter Eliſabeths Regierung unterjochen ſollte. Ein breiter Waſſergraben umgibt den Tower, und auf einer Terraſſe ſtehen 60 Kanonen, welche bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden; das Bedlam-Hoſpital, das größte Narrenhaus in England, welches ſeit 1813 ein geräumigeres Lokal erhalten hat; das Gefängniß Newgate; das neue 490 Fuß lange Zollhaus und das Verſammlungshaus der Akademie der Wiſſenſchaften. — In dem weſtlichen Theile der Stadt, der ganz von der City abgeſondert iſt, und faſt mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, wo man faſt nichts als zierliche Häuſer, prächtige Plätze, ſchnurgrade, herrlich erleuchtete Straßen und das ſchönſte Steinpflaſter in Europa ſieht, bemerken wir: den St. James Palaſt oder die königliche Reſidenz, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf deſſen Platze ehedem ein dem h. Jakob (St. James) gewidmetes Hoſpital ſtand; die Weſtminſter-Abtei oder Kirche, eins der größten noch vorhandenen Meiſterſtücke der gothiſchen Baukunſt, wo ſich das Begräbniß der Könige und vieler berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichſten Denkmähler ausgeſchmückt, befindet (unter welchen letztern wir hier die Denkmähler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakſpeares und Händels auszeichnen); Weſtminſterhall, wo der König gekrönt, und Gericht gehalten wird; das Parlamentshaus, ein altes ſchlechtes Gebäude; die große und prächtige Weſtminſter-Brücke, 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren vollendet wurde und 150,000 Pf. St. koſtete; die londner Brücke, in deren Nähe in der City die 202 Fuß hohe Säule oder das Monument, zum Andenken des großen Brandes 1666, ſteht, und die Blackfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Weſtminſter Brücke im Mittelpunct der Stadt errichtet ward und dieſe an Zierlichkeit und Pracht noch übertrifft; (außer dieſen führen noch drei Brücken über die Themſe, nämlich Vauxhall, und die bewundrungswürdige, 800 Fuß lange Southwarkbrücke, deren mittlerer Bogen 240 Fuß weit iſt, beide

gegoſſenem Eiſen und die Waterloobrücke, erſt kürzlich erbaut, und am 18. Juni 1817, als am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnet); mehrere Kirchen in vortrefflichem Geſchmack; mehrere ſchöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein ſchöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet iſt, vorzüglich Großvenor Square, mit der Statue Georg I. zu Pferde; Buckinghamhouſe, der Palaſt der Königin, welches auch der König bewohnt, ein weder ſehr großes noch ſehr ſchönes Gebäude, das in dem an den St. James-Palaſt anſtoßenden St. James Park liegt, aus welchem man in den Hyde-Park gelangt, der ſich bis an die Gärten von Kenſington erſtreckt; Carltonhouſe, der Palaſt des Prinz Regenten, mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verſchiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien und Aegypten großen Zuwachs erhalten hat; der St. James-Park (ſ. d. Art. James); Sommerſethouſe, ein von der Nation erbauter prächtiger Palaſt, worin der königl. Akademie der Künſte (zu deren Präſident nach Weſtsnolds Tode Humphry Davy gewählt wurde) Zimmer eingeräumt ſind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater (das angeſehenſte in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden iſt); das Opernhaus zu Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das brittiſche Muſeum, eine Sammlung von ſchätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerſt aus der Sloaniſchen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entſtanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinet des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden iſt, und auch in einem ſchönen Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche Hunterſche Münz- und Medaillenſammlung (unſtreitig die erſte in der Welt) und der Naturalienſchatz des Ritters Aſhton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlings-Hoſpital; das London-Infirmary oder Hoſpital, eine der ſchönſten Anſtalten in ganz England. Southwark, in der Grafſchaft Surry, iſt der ſüdlichſte Theil der Stadt, auf dem rechten Ufer der Themſe, welcher ganz das Anſehen einer alten Fabrikſtadt hat, wo die berußten Häuſer regellos und dicht gedrängt durcheinander liegen. Doch findet man auch mehrere große und lebhafte Straßen und einige merkwürdige Gebäude, als Lambeth, die Wohnung des Erzbiſchofs von Canterbury, und das merkwürdige Schuld-Gefängniß oder Kings-Bench, innerhalb deſſen die Gefangenen (welche nicht ſelten ihre Familien mit ſich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, ſo daß ſie ſogar Bälle und Concerte darin geben. Die Fabriken Londons ſind äußerſt wichtig, und es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Meſſing, Zinn, Leder, Glas ꝛc. verfertigt. Vorzüglich wichtig ſind auch die Zuckerſiedereien und Porter- und Alebrauereien. Die Bierbrauerei der Herren Barcley und Comp. iſt eine der beträchtlichſten. Außer 200 Menſchen und einer großen Anzahl von Pferden, die beſonders zu den auswärtigen Arbeiten gebraucht werden, wird darin alles durch eine Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt. Im Innern dieſer ungeheuren Fabrik ſieht man keinen Menſchen, eine unſichtbare Hand verrichtet alles. Große Rechen ſteigen auf und nieder, und rühren unaufhörlich in Keſſeln von 12 Fuß Tiefe und etwa 20 F. Durchmeſſer, voll Hopfen und über Feuer geſtellt. Hebemaſchinen ſchaffen täglich

2500 Scheffel Malz auf den oberſten Theil des Gebäudes, von wo aus es durch verſchiedene Kanäle nach den Orten vertheilt wird, wo es gebraucht werden ſoll. Die Tonnen werden fortgeſchafft, ohne daß man ſie berührt. Die Bottiche oder die Tonnen, worein die Flüſſigkeit gegoſſen wird, nachdem ſie die letzten Zubereitungen erhalten hat, ſind von rieſenhafter Größe; der größte faßt 3000 Faß, jedes zu 36 Gallonen, und ſolcher Gefäße ſind 40 bis 50 da, wovon das kleinſte 800 Faß hält. Der kleinſte Bottich, wenn er voll Bier iſt, enthält für 3000 Pf Sterling, und wenn man in dieſem Verhältniſſe die andern anſchlägt, ſo enthält blos der Keller ein Kapital von 300,000 Pf. Sterling. Das Gebäude iſt feuerfeſt, denn die Fußböden ſind von Eiſen und die Mauern von Backſteinen. Dieſe Brauerei liefert jährlich 250,000 Fäſſer Bier, womit man eine Flotte von 150 Schiffen, jedes von 200 Tonnen beladen könnte. London treibt einen äußerſt wichtigen Handel, und hat 3/5 des ungeheuren brittiſchen Handels in ſeinen Händen. Man ſchätzt das Kapital, welches ſeine Kaufleute im Umlaufe haben, auf mehr als 2000 Millionen Gulden. Die Stadt beſitzt an 5000 Schiffe, und jährlich laufen in den Hafen, in welchem oft 1000 Schiffe beiſammen liegen, 13,000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig ſind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des weſtindiſchen Handels, von einer Geſellſchaft mit 600,000 Pf. Sterling Koſten erbauten Docks. Dieſer neue durch Kunſt hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Weſtindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müſſen, liegt Greenwich gegenüber, und beſteht aus zwei ungeheuren Baſſins, wovon das größere 200 bis 300 Schiffe faſſen kann. Schöne breite Quais mit großen prächtigen Magazinen umgeben die mit Schiffen bedeckten Baſſins. London iſt der Sitz der Bank von England, der oſtindiſchen Compagnie, und der Südſee, der Levante, der Hudſonsbai, der afrikaniſchen und der engliſchen Heringsfiſcherei-Geſellſchaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Aſſecuranzgeſellſchaften auf Schiffe und 14 andere Aſſecuranzgeſellſchaften. Die Zahl der Kaufleute, der Mäkler, der Schiffseigenthümer ꝛc. iſt außerordentlich groß. Faſt 1/3 der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schifffahrt beſchäftigt. Zum Beſchluß liefern wir eine kurze Schilderung des täglichen Treibens dieſer Rieſenſtadt. Der Morgen iſt vor zehn Uhr ganz ruhig; kein Wagen, kein Karren nichts geht vorüber. Die Milchweiber mit ihren reinlichen Milcheimern klopfen von Thür zu Thür, um die Mägde in Bewegung zu ſetzen, welche noch halb ſchlafend kommen, um die Milch zum Bedarf der Familie in Empfang zu nehmen. Den erſten beträchtlichen Lärm machen die Trommel und die Feldmuſik der Leibwache, welche aus den Kaſernen kommt, um im Hyde Park ihre Uebungen vorzunehmen. Gegen 3 oder 4 Uhr des Nachmittags giebt die große Welt erſt Lebenszeichen. Beſuche machen, oder vielmehr eine Karte an der Thüre ſeiner Freunde abgeben, in den Läden umherlaufen, modiſche Neuigkeiten ſehen, in einer Straße auf- und abfahren, endlich um 5 Uhr nach Hauſe kommen, um ſich anzukleiden, iſt die Skizze eines Londoner Vormittags. Nun fangen die Gaſſen an von einem Ende bis zum andern erleuchtet zu werden. Von 6 bis 8 Uhr des Abends nimmt der Lärm zu, denn man geht zum Mittagseſſen. Die Kutſchen, mit zwei Laternen verſehen, erſchüttern das Pflaſter von allen Seiten her, folgen einander, durchkreuzen ſich mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Plötzlich halten ſie, ein Bedienter ſpringt

ſpringt herab, läuft an die Thür, hebt den ſchweren Klöpfel auf, thut einen ſtarken Schlag, hebt ihn wieder auf, thut kleine ſchnelle Schläge aus Leibeskräften, mit einer gewiſſen Kunſt, nach einer Weiſe und einer Feinheit der Berührung, wodurch Stand, Rang und Vermögen ſeiner Herrſchaft angezeigt wird. Zwei Stunden ohngefähr läßt es nach. Es tritt die große Kriſis des Lärmens, des Putzens und der Eilfertigkeit ein. Man unterſcheidet nichts mehr, als eintöniges, allgemeines Raſſeln. Dieſe große Kriſis dauert ohne Unterbrechung bis Mitternacht oder ein Uhr, nimmt dann den übrigen Theil der Nacht hindurch ab, bis man endlich bei Annäherung des Tages immer ferner und ferner nur noch einen einzelnen Wagen hört. — Eine engliſche Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelſea, liegt das berühmte Ranelagh, in deſſen ungeheurem und prächtigem Salon täglich vom April bis Juli glänzende Concerte gegeben werden, und zwei engl. Meilen von der Weſtminſter Brücke der berühmte Garten zu Vauxhall, einem ſchönen Dorfe an den Ufern der Themſe, wo vom Mai bis Auguſt ebenfalls täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens iſt zu bemerken, daß London ſeit den letzten 30 Jahren durch mehr den 50,000 neue, ſchöne, aber im Durchſchnitt blos einfache Privathäuſer, für eine einzelne Familie eingerichtet, vergrößert worden iſt. Zu bedauern iſt, daß ſelbſt das ſchönſte Gebäude wegen des Steinkohlendampfs ſeine äußere Schönheit nicht lange behält, ſondern auswendig ſchwarz wird.

Londoner Bank (Bank von England) — nach ihrer älteſten, amtlichen Bezeichnung: the governor and the company of the bank of England, — die vornehmſte unter den dermalen in Europa beſtehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichſte Geld-Corporation in der Welt. — Schon ſeit den Fortſchritten des engliſchen Handels unter Cromwell, noch mehr aber ſeit der im Jahre 1660 erfolgten Reſtauration des Hauſes Stuart, hatte ſich das Bedürfniß angemeldet, dem Privatcredite der einzelnen Handelshäuſer in dem Geſammtcredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verſchaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in ſeinem Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwiſchen vermittelſt darauf ausgeſtellter Wechſel oder durch einſtweilige Verpfändung ſo zu realiſiren, daß ſein Capital durch anderweite Geſchäfte in beſtändiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die umlaufende baare Münze ſtand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittiſchen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte gegen das Ende des 17. Jahrhunderts eingetretene Verſchlechterung und Verwirrung der brittiſchen Münzen erſchwerte die Circulation dieſer unzureichenden Geldmaſſe noch mehr. Unter dieſen Umſtänden war der Discont der Privatwechſel ſo wie der Zinsfuß überhaupt zu einer unerſchwinglichen Höhe geſtiegen: die Regierung konnte ihre Anticipations- und Creditgeſchäfte ſelten unter einem Zins von 20, 30 ja 40 proCent zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Interregnums und die Verſchwendungen König Carl II. beitrugen. Regierung und Handelsſtand hatten alſo ein gleiches Intereſſe, Handelscompagnien, Creditaſſociationen, und corporativen Verbindungen des Geldintereſſe Vorſchub zu leiſten. Nur die damalige Unbeſtimmtheit der politiſchen Verfaſſung, die anerkannte Habſucht der Krone und vielfältige Gewaltſtreiche machten jede Theilnahme der Regierung an ſolchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 er-

folgte; Königin Maria und Wilhelm III. beſtiegen capitulationsweiſe den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befeſtigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in ſeiner höchſten Handelsblüthe ſtehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und ſo kam im Jahre 1694 der längſt genährte Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. William Patterſon, ein Schotte von großen merkantiliſchen Einſichten, und Michael Godfrey, nachheriger erſter Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieſes Centralinſtituts des brittiſchen Credits. Eine Geſellſchaft von Kaufleuten bildete, vermittelſt Actien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21. Juni bis 2. Juli 1694 einen Fonds von 1,200,000 Pf. St. — Dieſes Capital wurde der Regierung zu 8 pC. Zinſen und weiterer jährlicher Prämie, unter dem Titel Verwaltungskoſten, von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum 1. Auguſt 1705 vorgeſchoſſen; nach dieſer Verfallzeit ſollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerſtattung des Capitals von Seiten der Regierung ſollten ſämmtliche beiderſeits daran geknüpfte Bedingungen erlöſchen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente garantirte oder fundirte Zinſen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränke- und anderer Taxen angewieſen waren, bildeten alſo die Grundlage des Bankgeſchäftes. Die auf ſolchem Grunde ausgeſtellten Noten ſollten pfandweiſe gegen Wechſel, Gold, Silber und anderer Waaren aufgegeben, und dadurch eben ſowohl dem Privatcredite der Grundbeſitzer, Fabrikanten und Kaufleute aufgeholfen, als der Mangel an Geld- und ſicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieſer weiſe Plan mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen; man fand den von der Regierung erheiſchten Zins von 8 pCt. zu gering für den Credit der Bank; ſelbſt die Autorität der heiligen Schrift (Luc. 19, 23) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrſchenden Vorurtheile zu beſchwichtigen. Für das der Regierung geleiſtete Darlehn wurde der Bankgeſellſchaft unter Autorität des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derſelben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, geſtattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis ſollte auf den Handel mit Wechſel und edlen Metallen, und auf Pfandverleihungsgeſchäfte beſchränkt ſein, daher ihr nur der Verkauf der Producte ihrer Grundſtücke, und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes unterſagt war. Eben ſo ſollte ſie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen ſein, wenn ſie ſich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kron-Ländereien und Gerechtſamen, über Anticipationen von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeſchäft verſtändigte. Dies war das erſte Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelſt weiterer Darlehne an die Regierung, oder Herabſetzung der früher bewilligten Zinſen, prolongirt worden, und dermalen, unter den ſeit einem Jahrhundert eingetretenen Modificationen, bis zum Jahre 1833 rechtskräftig beſtehet. Die Rechte der Grundſtückerwerbung, ſo wie der Pfandverleihung gegen Waaren ſind faſt unbenutzt geblieben; die Bank iſt, ungeachtet des erſten Entwurfes, niemals Lombard geweſen, ſondern der Wechſeldiscont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeſchäft; und jedermann erſieht aus der erſten Anlage dieſes Inſtitutes, wie daſſelbige ſich im Laufe der Zeiten zu der dritten ſeiner großen Functionen, zu einer all-

gemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeſchäften, und zu einem Generalzahlamte derſelben, heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank iſt nach den Grundgeſetzen folgende: jeder Intereſſent, der mit einem Actiencapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalverſammlung, aus deren Mitte der dirigirende Ausſchuß der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch ſein Antheil ſei, ſollte mehr als Eine Stimme führen können. Der erwählte Directionsausſchuß ſollte aus einem Gouverneur von mindeſtens 4000 Pf. St. Actieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindeſtens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. beſtehn; mindeſtens 13 anweſende Mitglieder dieſer Direction, die beiden Gouverneure mit eingeſchloſſen, ſollten allemal zur Faſſung eines gültigen Beſchluſſes erforderlich ſein. Die Dividende, ſo wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank ſollte nicht von der Direction, ſondern nur von einer Generalverſammlung beſchloſſen werden können. Die Bank ſetzte in den früheſten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinſentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelſcheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überſtiegen, verzinſt wurden. So vorſichtig man in Creation dieſer Papiere zu Werke ging, ſo zeigte ſich doch bald, daß ein zur Erhaltung dieſes Inſtituts weſentlicher Umſtand überſehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein feſtes Münzſyſtem auf die Dauer beſtehn; das ganze engliſche Münzweſen war, wie ſchon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfſinn eines Newton zu deſſen Berichtigung aufgeboten wurde, ſo ſtörte bis dahin nichts deſtoweniger die ganz zertragene und verfälſchte Circulation des Geldes alle merkantiliſchen Verhältniſſe. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechſelnden Noten die ſchlechte Silbermünze nach der geſetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beſchloſſen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erforderte — wollte niemand die alte, ſchlechte Münze bei der Präſentation ſeiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anſtalt verbreitete ſich, die Directoren mußten zweimal die Actionärs zu Hülfe rufen, und ſie zu einem jedesmaligen Zuſchuß von 20 pCt. zur urſprünglichen Einlage beſtimmen; nichts deſtoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die präſentirten Noten konnten nur theilweiſe, mit 10 pCt. jede 14 Tage abſchläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realiſirt werden; es blieb kein Ausweg als mit Siegelſcheinen von der oben erwähnten verzinslichen Art die präſentirten Noten einzulöſen. So geſchah es, daß die Bank im Jahre 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Criſe, die ſie in unſern Tagen erlebt und überſtanden hat, ihrem Untergange nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Discont von 15—20 pCt. angenommen. Es erfolgte eine Unterſuchung von Seiten einer Committee des Hauſes der Gemeinen; man überzeugte ſich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Emiſſion der Papiere, ſondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits ſeinen Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank

verſtärkt werden müſſe. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankcapitals vermittelſt einer Subſcription, nicht im baaren Gelde, ſondern zu vier Fünftheilen in umlaufenden Schatzkammerſcheinen und einem Fünftheile in circuliren, den Banknoten; und prolongirte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. Auguſt 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieſer Art geſtattet werden ſollte. Dieſe Maßregel hatte die glücklichſte Wirkung; ſtatt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 200,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerſcheinen der Circulation enthoben; hiermit ward das Uebel an ſeiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Invaſion des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Criſen, dauerhaft befeſtigt; die Regierung einer- und die Nation andrerſeits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; ſelbſt die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerſet, Newcaſtle und andere unterſtützten ſie mit ihrem perſönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereigniſſe, welche die Nation von außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten an der Bank herbeiführen; die merkwürdigſten Criſen dieſer Art waren die des Jahres 1745 und insbeſondere die des Jahres 1797. Die erſtere ward durch den Allarm veranlaßt, den die Expedition des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und deſſen Fortſchritte zu London verbreitete. — Die Bank ward um die Realiſation ihrer Noten beſtürmt, und alle Künſte der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nichts, als daß ſie den Andrang des Publicums vermehrten. Dies beſtimmte am 26. September deſſelben 1745ſten Jahres — einem deshalb in der Geſchichte des neuen Geldweſens unvergeßlichen Tage — eine Geſellſchaft von londoner Bank und Kaufherren zu der Erklärung, daß ſie die Banknoten überall an Zahlungsſtatt annehmen, und auch ſelbſt zu deren vereinzelter Realiſation aus allen Kräften beitragen würden; eilfhundert Individuen unterzeichneten dieſe Erklärung, das Gedränge an den Tiſchen der Bank war verſchwunden, und ihr Credit vollſtändig wieder hergeſtellt. Es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmale eine gewiſſe, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhängige Centripetalkraft des Credites, und eine Conſolidation des nationalen Geldintereſſe, welche, falls die in der Natur des Welthandels und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiſer Vorſicht berückſichtigt wurde, ein Geldſyſtem herbeiführen konnte, deſſen Erſchütterung nur möglich war, in wiefern England ſelbſt in ſeinen Grundveſten wankte. Von da an hat ſich in den folgenden 50 Jahren das Intereſſe der Bank mehr und mehr in das Intereſſe der Regierung und jedes einzelnen Handelshauſes von England verwoben, und es iſt eine Wechſelverbürgung jedes einzelnen Hauſes durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie dieſes große Inſtitut und England mit ihm ſeine letzte und größte Criſe im J. 1797 hat überſtehen können. Das der Dividende unterworfene Actiencapital der Bank hatte ſich in dem erſten Jahrhundert ſeiner Entſtehung, von 1694 bis 1794, von den urſprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeſchäft der Bank, die Discontirung guter Wechſel ver-

mittelſt ihrer Noten, hatte ſeine Garantie in ſich; eben ſo die Geſchäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleiſtete Zahlungen und Vorſchüſſe entweder directe Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die ſie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. ſ. f. bezog, oder durch die Autorität des Parlaments, durch ſichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das Effectivvermögen der Bank (nach Colquhouns Angabe ſich dermalen auf 25 Millionen Pf. St. belaufend) war ſo ſicher geſtellt, daß eine völlige Unbekanntſchaft mit ihrer innern Einrichtung dazu gehörte, um ihre innere Solidität zu bezweifeln. Je vollkommener aber das inländiſche Geldſyſtem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England beruhte, und je unabhängiger ihre Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abſtrömen der Gold- und Silbermaſſen wurde, um ſo größer erſchien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch ſowohl in politiſcher, als merkantiliſcher Hinſicht von der übrigen Welt abgeſchnitten werden könnte. Deswegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Koffern, und es kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachſamkeit in beiden Rückſichten nicht verſagt werden. Es reichte nicht hin, daß ſie mit den erforderlichen Vorräthen verſehen war, wenn die Circulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Koffer reagirt, und ſelbige geleert haben würde. Dieſer wichtige Umſtand, eine Folge der zwiſchen der Bank und dem Handelsſtande beſtehenden Verbindung auf Tod und Leben darf nicht überſehen werden, wenn man die Criſe des Jahres 1797 richtig beurtheilen will. Der im Jahre 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution hatte an Kriegskoſten, Subſidien, Wiedererſtattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. ſ. f. eine große Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war ſchon im October 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis geſtiegen, dadurch eine Prämie auf das Einſchmelzen und Ausführen der Geldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theiles derſelben zu beſorgen. Die baare Circulation von England beſtand in Gold; Silbermünzen wurden nur zum Auswechſeln der Guineen verwendet. Schon im December 1794 beſtürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren desfalſigen Beſorgniſſen, beſchloſſen ihre baaren Zahlungen auf ſichre Effecten der Regierung zu limitiren, und gaben jedesmal mit äußerſtem Widerſtreben nur der Erwägung nach, daß die Exiſtenz Englands ſelbſt und ihre eigne auf dem Spiele ſtand, wenn die alte Verbindung zwiſchen der Regierung und der Bank grade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeſchnitten würde. Die Summe über welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung ſtand, hatte im Anfang des J. 1797 7 1/2 Million überſtiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8 640,000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf. St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohungen einer franzöſiſchen Invaſion, Unruhen in Irland und ſelbſt auf den Flotten, verbreiteten ein paniſches Schrecken im Innern des Landes; jedermann wollte ſich in baaren Vorrath ſetzen. Bei allen Provinzialbanken (country banks, kleineren Privatunternehmungen in den Provinzen, die ſich wie Planeten um das große Centralinſtitut der Bank her gebildet hatten und deren Anzahl ſich dermalen auf 800 beläuft) wurden die circulirenden

Noten präſentirt; dieſe forderten baare Rimeſſen von ihren londoner Correſpondenten; und dieſe letzteren drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präſentationen bei der Bank ſtieg nach dem 20. Februar 1797 von einem Tage zum andern um das vierfache. Freitags den 24. wartete die Direction Herrn Pitt auf, ſtellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das geſammte Zahlungsgeſchäft für die Regierung in Stockung gerathen müſſe. Die Verſammlung des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigner Perſon präſidirte, und nach einer langen lebhaften Debatte ein Befehl an die Bank beſchloſſen, wonach dieſelbe mit den baaren Zahlungen unmittelbar und auf ſo lange einzuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherſtellung des allgemeinen Credites erforderlichen Beſchlüſſe gefaßt haben würde. Die Direction der Bank publicirte dieſen Befehl am 27. Februar, und kaum war er bekannt geworden, als auch ſchon dreitauſend der erſten Banquiers und Kaufleute unter dem Vorſitze des Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß ſie bei jeder Zahlung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das äußerſte thun würden, um ſelbſt alle ihre Ausgaben in Banknoten zu beſtreiten; eben dieſe Erklärung gaben die ſämmtlichen Mitglieder des Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Beſtürzung von zweimal vier und zwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England jemals erlebt, ſo überſtanden, daß alle Geſchäfte ihren ruhigen Gang, als wenn nichts vorgefallen wäre, fortſetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsſtande, ſo wie ſpäterhin bei den wiederholten Erörterungen dieſer großen Angelegenheiten im Parlamente, entſchied 1. daß der brittiſche Handel ruinirt ſei, wenn die discontirende Vermittelung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich beſchränkt werde; 2. daß der Staatscredit gebrochen ſei, wenn die Bank ihre Discontirung ſichrer Regierungseffecten (denn darin beſtand der Verkehr der Regierung und der Bank) einſtelle oder auch nur limitire; 3. daß die baaren Zahlungen der Bank dem Publicum von England keinesweges zu gute kämen, indem ſie, bei der Gemeinſchaft des Schickſals zwiſchen England und ſeiner Bank, aus denſelben Gründen, wie aus den Koffern der Bank, ſo ins Ausland wandern würden; 4. daß alſo England mehr damit gedient ſei, daß ſeine Bank beſtehe, als daß ſie auf Koſten ihrer Exiſtenz ihre augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies niemand zweifelte; 5. daß die durch die Bank verurſachte ſolidariſche Handelsverbindung von England ſchlechthin unerſetzlich, der Goldmangel aber und die daraus herrührenden Zahlungsſchwierigkeiten ein vorübergehendes Uebel ſei; 6. daß die Bank und die edlen Metalle zur Führung der brittiſchen Geſchäfte aber gleich weſentlich, jedoch jene das Principale, dieſe das Acceſſorium ſeien; 7. daß die Unterbrechungen der Zahlungen an der Bank von England das einzige Mittel ſeien, um dem Ausſtrömen des Goldes entgegenzuwirken, weil nur die Bank jene anziehende Kraft beſitze, welche in dem gelegenen Zeitpuncte die erforderlichen Geldvorräthe herbeiſchaffen könne. In dieſem Sinne entſchied das Parlament in ſeiner Acte vom 3. Mai deſſelben Jahres für die Reſtriction der baaren Zahlungen, die ſeitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß dadurch der öffentliche und der commercielle Credit die mindeſte Erſchütterung erfahren hätte. Inwiefern England ſelbſt beſtehet, iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß in Zukunft baare Zahlungen an der Bank von England nur

dann ſtatt finden werden, wenn Goldpreis und Wechſelcurs günſtig ſtehe, in allen andern Fällen aber die Reſtriction der Zahlungen, eben ſo unnachtheilig für das Ganze, wieder eintreten werde. Während der 21 Jahre, in denen nunmehr die Suspenſion der baaren Realiſation der Londoner Banknoten ſtatt gefunden hat, haben die Papiere im geſammten innern Verkehr von England keinerlei directe Depreciation erlebt; in den erſten 12 Jahren dieſes Jahrhunderts bildeten ſie faſt ausſchließlich die Circulationen von Großbritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theurung des Barrengoldes (bullion *) verſchwunden; nichtsdeſtoweniger haben ſich

*) Bullion, in ſeiner eigentlichen Bedeutung Golderz, gegenwärtig nach einem in England angenommenen Sprachgebrauch: alles ungeprägte Gold und Silber in Stangen oder Barren. Dieſes Wort hat ſeit dem Anfange des laufenden Jahrhunderts eine, für mehr als England, erhebliche Bedeutung gewonnen, da es ſich nemlich um die große Frage handelte: ob der gelegentliche Mangel der in der ganzen Welt hochgeachteten Waare des Bullion, und die daraus herrührende Erſchwerung aller Verbindungen mit dem Auslande, hinreiche, auf die Herabwürdigung eines in allen übrigen Rückſichten zuverläßigen und gültigen Nationalgeldes, wie es die Noten der Londoner Bank für England geworden waren, zu ſchließen? In den Jahren 1808 bis 1810 nemlich war der Preis einer Unze dieſes Barren Goldes, wofür die britiſche Münze 3 Pf. 17 Sh. $10\frac{1}{2}$ P. bezahlt, und aus welchem ſie nach dieſem Verhältniſſe Guineen zu 21 Sh. ohne allen Schlagſchatz prägt, auf dem Markte bis zu 4 Pf. und 8, 10, auch 12 Sh. geſtiegen. Da nun das in einer Guinee befindliche, geſetzlich 21 Sh. der Landeswährung geltende Gold auf dem Bullionmarkte durch die Preisſteigerung des rohen Goldes gegen 25 Sh. koſtete, und das bloße Einſchmelzen des gemünzten Goldes und deſſen Verkauf als Bullion einen Vortheil von 15 — 18 pCt. eintrug, ſo darf das Verſchwinden ſämmtlicher umlaufenden Goldmünze nicht befremden. In demſelben Verhältniſſe als ſich die Guineen verlohren, mußte ſich das Bedürfniß und die Nachfrage nach den Londoner Banknoten vermehren, die auch den Mangel des circulirenden baaren Mediums ſo vollſtändig erſetzten, daß innerhalb der Grenzen von England keine weſentliche Störung des Verkehrs und des Eigenthumes wahrzunehmen war. Dieſe unerhörte Erſcheinung iſt nur aus der vollkommenen Verfaſſung der Londoner Bank (ſ. dieſen Artikel), insbeſondre aber aus dem Umſtande zu erklären, daß keine einzige Banknote willkührlich, ſondern nur auf jedesmaliges Verlangen der Regierung oder der Privaten, gegen vollſtändiges Unterpfand ſolider Privat- und öffentlicher Effecten, als ein wahres Discontgeld, creirt wurde, und daß demnach das emitirte Papier nicht blos, wie ein gewöhnliches Papiergeld, vom Mittelpuncte ausſtrömte, ſondern eben ſo regelmäßig und nothwendig mit dem Verfall der Wechſel und Effecten an die Bank zurückkehrte. Es war augenſcheinlich, daß ein ſolches blos auf effective Nachfrage creirtes Discontgeld niemals das Bedürfniß des inländiſchen Marktes überſteigen konnte, da es, wenn der wahre Bedarf, nemlich das Verlangen nach den Discontirungen, erloſchte, nicht, wie ein willkührliches Papiergeld, blieb, ſondern die Canäle der Circulation unmittelbar wieder verließ. Da aber London nicht blos inländiſcher Markt iſt, ſondern auch Weltmarkt, ſo mußte zur ganz vollkommenen Organiſa-

alle Lebensbedürfniſſe und Waaren, mit einziger Ausnahme des Bullion und der Wechſel, auf dem gewöhnlichen Wege einer allmähligen Preisſteigerung erhalten; und es iſt keine Spur einer plötzlichen Steigerung, wie ſie den eigentlichen Unfall eines umlaufenden Circulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. Man kann alſo behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung, ungeachtet ihrer durch das Verſchwinden des baaren Geldes nothwendig gewordenen zwei- und dreifachen Vermehrung, nicht depreciirt worden ſeien; ſondern daß ſie nur im Verhältniß gegen das Ausland oder in ihrer Eigenſchaft als Weltwährung, unter den unerhörten Umſtänden des Krieges, insbeſondere aber durch die unter dem Nahmen der Continentalſperre bekannte Blokade von England, eine momentane Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, und ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders iſt, als ein Verſuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwürdigen, und da dieſer Verſuch glänzend mißlungen iſt, ſo iſt auch die Depreciation der Banknoten auf dem Continentalmarkte nur als ein correlates, vorübergehendes Kriegsereigniß anzuſehn. Ein Geldweſen, das in ſich ſelbſt beſtand, konnte ſo wenig als eine Nation, die auf ſich ſelbſt baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergeſtalt nun iſt die Bank von England der Grund und Schlußſtein ſeiner ganzen unvergleichlichen Haushaltung, ſo wie das Parlament der Schlußſtein ſeines rechtlichen und nationalen Daſeins; und ſo wie im gemeinen Leben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren begünſtigenden Umſtände den Mann machen; ſo macht die innere erprüfte Bindung al-

---

tion jenes Discontgeldſyſtemes noch die Bedingung hinzugefügt werden, daß jede von der Bank creirte Note zu allen Zeiten an derſelben präſentirt, und, als ein Wechſel auf Sicht, baar realiſirt werden konnte. Hierdurch blieben die Banknoten nicht nur im Gleichgewicht mit der effectiven Nachfrage des Inlandes, ſondern ſelbſt des Auslandes, weil bei allen zum Discont präſentirten Wechſeln und Effecten nunmehr nicht blos auf die inländiſche Sicherheit und Solidität, ſondern auch auf die Zahlbarkeit in edeln Metallen geſehn wurde. Dieſer größeren Vollkommenheit hatte die Bank von England bis zum Jahre 1797 genüget, als der franzöſiſcher Seits gegen Großbritannien unternommene Exterminationskrieg dieſen Staat in die Nothwendigkeit brachte, ſich ſelbſt in Belagerungsſtand zu verſetzen. Die von dem Parlamente verordnete Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank war eine der Hauptmaßregeln dieſes Belagerungsſtandes: die Banknoten hörten auf als Weltwährung zu beſtehn, beharrten aber ohne alle Herabwürdigung als eine allen innern Bedürfniſſen genügende Land- oder Staats-Währung. Als nun, nach langen erfolgloſen Demonſtrationen von Seiten des Feindes, die eigentliche Belagerung (die Continentalſperre) eintrat, und Ausfälle aus der Feſtung, Landungen und Kriege in Holland und Spanien, Diverſionen im Rücken des Feindes, und mancherlei Verſuche, den Entſatz zu bewirken, nothwendig wurden, waren die in England vorhandenen baaren Geldvorräthe bald verbraucht und es trat ein Mangel an dieſem Kriegsbedürfniſſe ein, der um ſo empfindlicher war, weil England im Friedensſtande mit allen übrigen Welttheilen verharrte. Die Theurung der Goldbarren und der ausländiſchen Wechſel nahm in der beſchriebenen empfindlichen Progreſſion zu. Da nun erhob ſich inner und außer den Thüren des Parlaments die Be-

les Privatcredites durch die Bank, und nicht die Maſſe der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. In wiefern die Bank ihrer natürlichen, durch große Prüfungen befeſtigten Verfaſſung getreu bleibt, wofür Regierung und Volk die gleiche Bürgſchaft leiſten, wird es an der nothwendigen und eigentlich dienlichen Maſſe der edlen Metalle nicht fehlen: alles dieſes in der Vorausſetzung, daß die rechtliche Verfaſſung des Landes, die den ganzen Coloß von Ruhm und Segen letzten Ortes zu tragen hat, beſteht, und nicht etwa von den leichtſinnigen Reform-Ideen des Jahrhunderts überlaufen wird. A. M.

Londoner Theater. Die Zahl derſelben beläuft ſich gegenwärtig auf elf, eine Anzahl, welche bei einer Bevölkerung von mehr als einer Million Menſchen gegen Paris gering genannt werden kann. Auch würde ſich ihre Zahl bald vermehren, wenn es nicht zur Gründung eines neuen Theaters einer beſondern Parlaments-Acte bedürfte. Wir führen hier die wichtigſten und einige ihrer vorzüglichſten Schauſpieler an. 1) Drurylane. Das vorige Gebäude brannte am 2. Febr. 1809 ab und das jetzige neugebaute wurde am 10. Febr. 1814 wieder eröffnet. Die Logen haben Platz für 1200, das Parterre für 800, die Gallerien für 480; die oberſte Gallerie für 280 Perſonen; das Ganze kann alſo über 2800 Zuſchauer faſſen. Die Einrichtung iſt prachtvoll und man hält dies Theater für eins der ſchönſten und geſchmackvollſten angeordneteſten, nicht blos in England, ſondern in ganz Europa. Wyatt war der Architekt. 2) Covent-

---

ſorgniß, daß eine zu weit getriebene Emiſſion der Banknoten jene Steigerung der Gold- und Wechſelpreiſe bewirken möchte, daß alſo vielleicht die Suspenſion der baaren Zahlungen der Bank dieſe für den Commerz des Landes ſchwer drückende Calamität veranlaßte. Das Parlament ſetzte zur Unterſuchung der Sache einen Ausſchuß nieder, der unter dem Namen des Barren-Ausſchuſſes (der bullion-committee) eine große und gerechte Celebrität erlangt hat. Außerdem waren die größten Talente des Landes, die Jahre 1810 und 1811 hindurch, faſt ausſchließlich mit dieſem Probleme beſchäftigt. Der Bericht der Committee, die lehrreichen Zeugenverhöre (minutes of evidence) derſelben, und eine ganze Bibliothek ausgezeichneter und geiſtreicher Schriften über die Bullionangelegenheit ſind ein Denkmahl des Ernſtes und Tiefſinns, womit die große Nationalangelegenheit behandelt worden, und eine Schule für jeden Staatswirth des gebildeten Europa. Das Endreſultat, welches jedoch erſt nach eingetretenem Frieden überſehen werden konnte, war, daß keine Depreciation der Banknoten als Staatswährung, wohl aber eine momentane Herabwürdigung derſelben als Weltwährung, als leichtverſchmerzliche Kriegeslaſt ſtatt gefunden. Ohne daß die baaren Zahlungen der Bank hergeſtellt worden ſind, haben ſich Bullion-Preiſe und Wechſel-Cours nach dem Frieden in ihr altes und natürliches Niveau zurück begeben; aber die Frucht aller jener vielbeſprochnen Beſorgniſſe iſt für England und Europa gleich erheblich; die unvergleichliche Einrichtung des Geldſtaates von Großbritannien und ſein ganzes inneres Getriebe iſt ans Licht gekommen; England iſt deſſen, was es im natürlichen Laufe ſeiner Entwickelung erworben, bewußt, alſo mächtig und ſicherer, und eine Wiſſenſchaft des Geldumlaufes iſt möglich geworden. (Durch dieſe Anmerkung wird der über denſelben Gegenſtand im zweiten Bande enthaltne Artikel Bullion überflüſſig gemacht.) A. M.

garden. Auch hier wurde das ältere Gebäude im September 1808 durch Feuer zerſtört, aber ſchon nach kaum einem Jahre wieder eröffnet, nämlich am 18. Sept. 1809. Der Architekt war Smirkl. Der Haupt-Charakter der innern Einrichtung iſt Eleganz wie beim Drurylane-Theater Pracht. Man verſuchte bei der neuen Eröffnung die Preiſe zu erhöhen, allein das Publicum forderte ſechs Wochen lang bei jeder Vorſtellung die alten Preiſe zurück und es gab darüber jeden Abend ſo tumultariſche Auftritte, daß die Verwaltung endlich nachgeben mußte. Man bezeichnet dieſe Vorfälle in den Londoner dramatiſchen Annalen mit den Namen: o. p. (old prices) war. 3) Das Italieniſche Opernhaus. Dies große Inſtitut der Londner großen Oper bahnte ſich in einem hundertjährigen Kampf den Weg gegen die Vorurtheile des Volks und den Partheigeiſt der Nationalbühne, iſt aber bei den ungeheuren Aufwand, den daſſelbe durch die immerſteigenden Anſprüche der fremden Künſtler erheiſcht, immer noch nicht feſt begründet, ohnerachtet es vom Adel und dem gebildeten Publicum wegen ſeiner Eigenthümlichkeit und der reizenden Anmuth höherer Ton- und Tanzkunſt ſehr begünſtigt wird. Das jetzige Gebäude wurde vor etwa 30 Jahren neu gebaut, im Innern aber vor zehn Jahren nach eines italieniſchen Architekten (Marinaris) Angaben neu ausgebaut, und höchſt prachtvoll und elegant angeordnet. — Nach dieſen drei Haupt-Theatern, welche übrigens vom Mai bis September geſchloſſen und nur im Winter oder vielmehr vom 15. Sept. bis 15. Mai (the season genannt) dem Publicum geöffnet ſind, iſt auch der Zuſtand der dramatiſchen Kunſt in England zu beurtheilen. — Drurylane und Coventgarden ſind die Nebenbuhler ſowohl in den Darſtellungen der Tragödie, als des Dramas und des Luſtſpiels und ſuchen beide die erſten Schauſpieler der Nation für ſich zu gewinnen. Dieſe gehen daher oft von dem einem zu dem andern über. Die bedeutendſten Engl. Schauſpieler der jetzigen Zeit ſind die Familie Kemble (ſ. d. A.) Cooke, Kean, Young, Fiſher, und die Damen Siddons, O Neil, Somerville, Davenport, Stefens und Egerton. Die Italieniſche Oper ſucht jederzeit die ausgezeichnetſten Talente für ſich zu gewinnen. So glänzten in neuerer Zeit die Damen Graſſini, Catalani, Mariane Seſſi, Strina Sacchi hier in der ſchönſten Blüthe ihrer Talente. Gegenwärtig gehören Ambrogetti (der erſte Don Juan auf den europäiſchen Bühnen), Crivelli, Braham, die Damen Fodor, Borroni, Ambrogetti, Bertinotti zu den erſten Zierden dieſer Bühne. Das Ballet wetteifert mit dem von Paris und Neapel; das Orcheſter iſt unübertrefflich. — 4) Haymarket-Theater iſt Sommerdarſtellungen gewidmet, und wird an demſelben Tage eröffnet, wo die großen Theater ihre Vorſtellungen beſchließen, es hört dagegen mit den ſeinigen auf, wenn die ihrigen wieder beginnen. Die Gattung ſeiner Darſtellungen iſt wie bei Drurylane und Coventgarden, und auch Opern. Die bei den beiden großen Theatern engagirten Schauſpieler gehen für die Sommer-Jahreszeit theilweiſe zum Haymarket Theater. Der berühmte Samuel Foote war der erſte Eigenthümer von Haymarket; von ihm ging es George Colman über, deſſen Sohn der jetzige Eigenthümer iſt. 5) Engliſh Operahouſe, auf dem Strand (eine der Hauptſtraßen Londons). Das Pariſer Theater in der Straße Feydeau und daher kurzweg Theatre Feydeau genannt, hat dem Unternehmer Hrn. Arnold bei der Errichtung vorgeſchwebt. Es iſt übrigens kaum

fertig; daher kann über den Erfolg dieſer Unternehmung noch nichts geſagt werden. Die übrigen Theater ſind: Royalty Theatre auf Welleloſe ſquare; (zu Pantomimen) Sadlers Wells (ebenfalls für Pantomimen Ballete, Seiltänzen u. dgl.), Amphitheater of Arts (für Reit- und Voltigeur-Künſte), Newroyal Circus oder Surrey Theater (ebenfalls für Reitkünſte, Pantomimen, u. dgl.), Olimpic Pavillon von Astley errichtet und jetzt in den Händen des beliebten Schauſpielers Elliſton (ſ. d. Art.), wie er es früher vom Surrey-Theater war. Es gibt Farcen und andre kleine Darſtellungen, worüber es aber kürzlich von den großen Theatern angefochten wurde. Der hierüber geführte Streit wurde mit vielem Witz geführt; — Sans pareil Theater auch im Strand (zu kleinen Singſpielen, National-Geſängen, Farcen beſtimmt), Minor Theater, in der Catharinenſtraße am Strand (ähnlichen Darſtellungen wie das Vorherige gewidmet).

Longimetrie, ſ. Geometrie.

Longinus (Dionyſius), ein Platoniſcher Philoſoph und berühmter Redner. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; Einige glauben, er ſei aus Emeſa in Syrien gebürtig geweſen, nach Ruhnken hingegen war Athen ſein Geburtsort. Er verſtand die ſyriſche Sprache ſehr gut, weil er ſich lange zu Phönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptſtudium wandte er auf die griechiſche Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmteſten Gelehrten. Er hatte die ſtoiſche und peripatetiſche Philoſophie ſtudirt, ward aber hernach ein ſo eifriger Anhänger der Platoniſchen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gaſtmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf Sprachkunſt, Kritik, Beredſamkeit und die Antiquitäten verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um ſie in der griechiſchen Gelehrſamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr in Staatsgeſchäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt; eben dadurch aber auch in das unglückliche Schickſal dieſer Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiſer Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß ſie ihre Rathgeber entdeckte, wurde Longin, als der vornehmſte unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philoſophen. Von ſeinen Schriften, worunter ſich auch einige philoſophiſche befinden, iſt nur noch, obgleich verſtümmelt, ſein Werk vom Erhabenen (περι ὑψους) vorhanden, worin er mit dem feinſten kritiſchen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beiſpiele vortrefflich erläutert. Die beſte Ausgabe davon iſt: Gr. et. Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Ruhnkenii, Oxon. 1778, die neueſte von Benj. Weiske, Leipz. 1809. Eine gute deutſche Ueberſetzung haben wir von Schloſſer, Leipzig 1781.

Longobarden oder Langobarden. (Einige leiten den Namen ab von den langen Barden d. i. Spießen, durch welche ſich dieſes Volk von den andern nordiſchen Stämmen unterſchieden haben ſoll; Andere von der langen Börde, d. i. dem Strich an der weſtlichen und öſtlichen Seite der Elbe vom Lüneburgiſchen bis ins Magdeburgiſche, den ſie urſprünglich bewohnten), ein bekanntes deutſches Volk vom Stamme der Hermionen oder Sueven, das aber unter den Iſtävonen wohnte. Ihre älteſten Sitze waren auf der Oſtſeite der Elbe, in

den öſtlichen Theilen des Fürſtenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem ſogenannten Barden-Gau, der höchſt wahrſcheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand ſie Tiberius auf ſeinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe ſie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der ſelbſt den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marbod. Als dieſer aber zu deſpotiſch herrſchte, ſchlugen ſich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch ſcheinen ſie damals ihre Sitze an der Elbe verlaſſen und ſich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem letztere durch eine lange Reihe von Unfällen geſchwächt worden waren, benutzten dies die Longobarden, um ſich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, ſo daß dieſe auch von ihnen gezwangen wurden, ihren Fürſten Italicus, den die Cherusker vertrieben hatten, wieder einzuſetzen. Dieſe Cherusker, die ſonſt ein ſo mächtiges Volk geweſen waren, ſahen ſich jetzt ſo gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derſelben an der Nordſeite des Harzes beſetzten und das mächtigſte unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir ſie nun zwiſchen der Weſer und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marſer und Cherusker, oder, nach unſern Charten, in dem größten Theile von Cleve, dem ſüdlichen Striche des Bisthums Münſter, in der Grafſchaft Recklingshauſen, dem nördlichen Theile der Grafſchaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürſtenthums Calenberg bis an den Steinhuber-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochſtifte Hildesheim und im ſüdlichen Theile des Fürſtenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeſchloſſen wird. In dieſen Wohnſitzen erhielten ſie ſich ſo lange als herrſchendes Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entſtandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen ſie wieder geltend machte und ſo nach aller Wahrſcheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis ſie am Ende des fünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordſeite der Donau auftraten, und, nachdem ſie von dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Alboin 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und der Moldau mit Hülfe der Avaren ein Ende machten. Dann eroberten ſie in kurzer Zeit, weil ſie wenig Widerſtand fanden, unter eben dieſem Könige, in Vereinigung mit vielen tauſend ausgewanderten Sachſen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, ſpäterhin die Lombardei genannt wurde), nebſt einem großen Theile des mittlern Italiens, und behaupteten ſich daſelbſt in einem ſehr blühenden und fruchtbaren Zuſtande. Ihr König Luitprand, ein Regent von großen Eigenſchaften, breitete (713—726) das longobardiſche Reich im mittlern Italien noch weiter aus. Als die Longobarden aber den Päpſten zu furchtbar wurden, riefen dieſe die fränkiſchen Könige zu Hülfe, und ſo geſchah es, daß Carl der Große den longobardiſchen König Deſiderius (774) in Pavia, nach einer langen Belagerung dieſer Stadt, gefangen bekam, und dadurch ſeiner Regierung und dem longobardiſchen Reiche ein Ende machte.

Longwood, jetziger Wohnort oder Staatsgefängniß Napoleon Bonapartes, ehemaligen Kaiſers von Frankreich, der ſeit dem 18. October 1815 unter genauer Verwahrung der brittiſchen Regierung

ſich hier befindet. Ein enger, gewundener, mit Abgründen umgebener Steig führt von James-Town, der einzigen kleinen Stadt der Inſel St. Helena (ſ. d. Art.), zu einer 1 1/2 Stunden entfernten ebenen Fläche auf der Höhe dieſer felſigen Inſel. Dieſe ohngefähr 1 Stunde im Umfang habende kleine Ebene, die einzige auf St. Helena, endigt ſich an einer abſchüßigen, in bedeutender Höhe über das Meer herabhängenden Klippe, und enthält in ihrer Mitte Longwood, das kleine hölzerne Wohnhaus des Exkaiſers. An jedem Zugange iſt es mit Schildwachen, welche regelmäßig abgelöſet werden, umgeben. Eine in einiger Entfernung befindliche Offizierwache läßt kein Individuum ohne einen eigenhändig vom brittiſchen Admiral unterſchriebenen Paß zu. Dieſer Bezirk iſt der einzige Raum, der dem Staatsgefangenen gelaſſen iſt, um ſich einige Bewegung zu machen. Ueberdies liegt an der Grenze deſſelben ein Lager von 250 bis 300 Mann, und auf jeder Anhöhe auf jedem Standpuncte, der einen Blick auf ſeine Bewegungen zuläßt, ſtehen Schildwachen. Der erwähnte enge Weg von James-Town iſt der einzige Zugang, und auch auf demſelben ſind allenthalben in beſtimmten Reihefolgen, Piquets und Schildwachen aufgeſtellt. So iſt für die Sicherheit zu Lande geſorgt. Auf der See hat man viel größere Sorge getragen, das Entweichen Napoleons unmöglich zu machen. Kein Schiff kann ſich in irgend einer Richtung der Inſel nähern, ohne von einigen der zahlreichen Signalpoſten erblickt zu werden, die rund um die Inſel aufgeſtellt ſind, und beſtändig mit einander in Verbindung ſtehen. Sobald man ein fremdes Segel ſieht, werden Signale an die Kreuzer gemacht, welche in zwei Diviſionen getheilt, einander beſtändig in der Beobachtung dieſes Puncts des Ozeans ablöſen. Sie entfernen ſich bis zu einem beſtimmten Puncte vom Ankerplatze, und ſegeln dann dem Winde oder andern Umſtänden gemäß, bis ſie die ganze Inſel umſchifft haben. Wenn ſich irgend ein Schiff nähert, ſo ſegeln ſie ſogleich auf daſſelbe zu, unterſuchen es auf das ſorgfältigſte, und bringen es nöthigenfalls zur genauen Prüfung des Admirals auf. Doch erlaubt man ihm nicht, vor Anker zu gehen, wenn es nicht ein königliches Kriegsſchiff oder ein Oſtindienfahrer iſt, und dieſen nur unter ſehr genauen Vorſichtsmaßregeln. Die Unterhaltung und Bewachung Napoleons koſtet England große Summen, welche man auf 2 bis 300,000 Pf. Sterling berechnet; denn außer den Koſten des Unterhaltes Napoleons und ſeiner Umgebung und der Garniſon und Flotille ſind die Beſoldung des Gouverneurs von 4000 auf 12,000 Pf. St. und die des Admirals nach demſelben Verhältniſſe erhöht.

Longus, der Verfaſſer eines griechiſchen Romans, Poimenica, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrſcheinlich zur Zeit Theodoſius des Großen. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk iſt eine durch Einfachheit anziehende Dichtung und enthält verſchiedene ſchöne Beſchreibungen. Die ältern Ausgaben, unter denen die Villoiſonſche die beſte iſt, enthalten das Werk nicht ſo vollſtändig, wie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8°) erhielten. Dieſer ergänzte aus einem florentiniſchen Codex eine bedeutende Lücke, beging aber die Unvorſichtigkeit oder Schändlichkeit (und letzteres iſt das wahrſcheinlichſte), nach genommener Abſchrift die Seite des Codex, welche jene Ergänzung enthielt, durch einen ungeheuren Tintenflecks völlig unleſerlich zu machen, welchen Klecks der mit Recht dar-

über entrüſtete Bibliothekar del Furia im Kupferſtich nebſt einem Bericht des ganzen Hergangs dem Publicum vor Augen gelegt hat.

Lootſe (Lootsmann, Leytsmann, Pilote) heißt in den Seeſtädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küſte kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenden Schiffe ſicher ein- und auszubringen verſteht, ſo daß ſie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen ſtoßen und Schaden nehmen können. Das Geſchäft dieſer Leute, welches Lootſen heißt, iſt ſehr gefährlich und erfordert Erfahrung und Kenntniſſe, weshalb ſie ſich zuvörderſt einer Prüfung unterwerfen müſſen. Zu jeder Zeit ſtehen ſie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega Carpio, ſ. Vega.

Lord (Herr), iſt der Titel des höhern Adels in England, deſſen Mitglieder das Oberhaus bilden. Lordmayor iſt die vornehmſte Magiſtratsperſon von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, bewohnt einen prächtigen Pallaſt (Mansion-house) und erſtreckt ſeine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themſe hinaus. Sein Amtsgehalt iſt 50,000 Thlr.; ſeine Würde verurſacht ihm aber einen Aufwand von 100,000 Thlr.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutſche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpſtlichen Gebiete, hat einen Biſchof, der zugleich Biſchof zu Recanati iſt, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiſte Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hieher wallfahrten, und beſteht nur aus einer einzigen langen Gaſſe. Zu dem in der Domkirche daſelbſt befindlichen heiligen Hauſe (la Casa Santa), in welchem Maria von Nazareth gewohnt haben ſoll, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Terſati in Dalmatien, von da aber 1295 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an ſeinem gegenwärtigen Ort gebracht haben ſollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieſes heilige Haus welches mitten in der Kirche ſteht, iſt von außen mit Marmor überzogen, und aus Cedernholz und Backſteinen gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Koſtbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jeſuskinde abgebildet iſt. Sonſt befand ſich hier ein ungeheurer Schatz, der ſich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standesperſonen nach und nach geſammelt hatte. Die Einkünfte des Hauſes wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geſchenke der Pilgrimme, berechnet. Von dieſen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in dieſem heiligen Hauſe das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger iſt aber das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darſtellend, die einen Schleier über das Jeſuskind legt. Die Einfälle der Franzoſen 1798 gaben Veranlaſſung, ſowohl die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene ſind zerſtreut worden und größtentheils verſchwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an ſeine vorige Stelle gebracht.

Lorme (Marion de), berühmt durch ihre Liebſchaften mit mehrern der ausgezeichnetſten Männer ihrer Zeit, war 1612 oder 1615 zu Chalons in Champagne geboren. Sie zählte den Cardinal Richelieu, den großen Condé und andre ausgezeichnete Männer unter ihren Liebhabern und Verehrern. Da ihr Haus der Verſammlungsort der Frondeurs (ſ. Fronde) war, beſchloß Mazarin, ſie verhaften zu laſſen. Sie war

jedoch gewarnt worden und hatte ſich verborgen. Bald darauf verbreiteten ihre Freunde das Gerücht von ihrem Tode und veranſtalteten ihr feierliches Leichenbegängniß, während ſie ihre Zuflucht nach England nahm. Hier verheirathete ſie ſich mit einem Lord, der bald darauf ſtarb und ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück, ward aber zwiſchen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen und ausgeplündert. Der Anführer der Räuber bot ihr ſeine Hand an, und ſie nahm in ihrer hülfloſen Lage ſein Anerbieten an. Auch dieſer ſtarb und ſie begab ſich jetzt nach Paris, wo ſie in der Vorſtadt St. Germain von einem Einkommen von 4000 Livres lebte. Nach mehr als dreißig Jahren wandelte ſie die Begierde an, Verſailles wieder zu ſehen. Sie begiebt ſich dahin; die erſte Perſon, die ihr daſelbſt begegnet, iſt ihre älteſte und beſte Freundin, Ninon. Sie will ſie umarmen, wird aber nicht erkannt. Tiefgekränkt kehrt ſie nach Paris zurück und ſcheint dem Tode nahe. Ihre Dienſtbothen benutzten dieſe Gelegenheit, ſie ihrer ganzen Habe zu berauben. In dieſem Zuſtande findet ſie ein Nachbar, hört was geſchehen und eilt zu Ninon, kommt aber mit der Nachricht zurück, dieſelbe ſei den Tag darauf geſtorben. Dieſe neue Gemüthserſchütterung führte auch ihren Tod herbei. Sie ſtarb in einem Alter von 85 Jahren. Intereſſante Nachrichten von dieſer durch ihre Verbindungen und wunderbaren Schickſale merkwürdigen Frau findet man in den Memoiren des Chevalier Grammont.

Lorrain (Claude), ſ. Gelée (Claude).

Löſchen, Loſen, Loſſen, Entloſſen, in der Schifferſprache, die Waaren aus dem Schiffe ausladen. Gewöhnlich bedingt ſich der Schiffer eine gewiſſe Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß: das ſind die Löſchtage oder Liegetage; für jeden Tag, den er, wegen noch nicht vollendeter Löſchung, über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rheede liegen muß, erhält er eine gewiſſe Entſchädigung: das ſind die Ueberliegetage, Ueberliegegelder.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen ſchweren Körper und das Gewicht deſſelben. So ſagt man: falſches Loth und Maß (ſtatt falſches Gewicht und Maß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung der Kanonen, daher noch die Redensart, Kraut und Loth (ſtatt Pulver und Blei). Dann heißt Loth: 1) der an einer Schnur befeſtigte ſchwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beſchaffenheit des Meers, oder die Maurer und Zimmerleute den ſenkrechten Standpunct eines Körpers erforſchen (Bleiloth). Das ſchwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32. Theil eines gemeinen Pfundes; 3) heißt Loth, beſonders bei den Metallarbeiten, ein leichtflüſſiger metalliſcher Körper, mit welchem die Fugen eines ſtrengflüſſigen Körpers zuſammengeſchmolzen werden können; daher Löthen.

Löthen heißt zwei Stücke Metall vermittelſt eines weichern und zu dieſem Zwecke flüſſig gemachten Metalles oder Metallgemiſches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemiſch von Silber und Meſſing, auch mit Zinn; Eiſen mit Kupfer oder Meſſing u. ſ. w. Das Inſtrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr, und dient dazu, vermittelſt der hindurch geblaſenen Luft die Lichtflamme

zu verſtärken und auf das Loth zu concentriren und es ſomit zum Schmelzen zu bringen.

Lothringen, Lotharingen, eigentlich von Lothars Ryk (von Lothar dem jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkiſchen Reichs erhielt, alſo genannt), war ehemals ein Theil des Königreichs Auſtraſien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen getheilt. Zum erſtern gehörte alles Land, das zwiſchen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche ſich zwiſchen dem Rheine und der Moſel bis an die Maas erſtreckten. Das jetzige Lothringen, deſſen größte Breite von Mittag nach Mitternacht etwa 26 deutſche Meilen, und deſſen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, grenzt gegen Morgen an das Elſaß, gegen Abend an Champagne, gegen Mitternacht an das Großherzogthum Luxemburg, die preußiſche Provinz Niederrhein und den Rheinkreis des Königreichs Baiern, und gegen Mittag an die Franche Comté. Es enthält 469 Q. M. und 1,220,000 Einw. (nach A. nur 378 Q. M. mit 900,000 Einw.) Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter der Wasgau als die vornehmſte betrachtet wird, ſind zur Viehzucht geſchickt und enthalten viel Wild; auch findet man Bergwerke, die Kupfer, Eiſen, Zinn und etwas Silber liefern. Dabei gibt es Salzquellen und fiſchreiche Seen. Wegen des gebirgigen steinigen und größtentheils magern Bodens iſt der Ackerbau nicht ſehr ergiebig, und liefert nicht den Bedarf für die Einwohner; daher der größte Theil von Gerſtenbrod und Kartoffeln lebt; man treibt auch ziemlich ſtarken Weinbau. Die Hauptflüſſe ſind: die Maas, die Moſel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringiſche Grenze berührt. Die Einwohner haben ſich von jeher als gute Soldaten gezeigt; ſie ſind der katholiſchen Kirche zugethan, aber bigott. Ihre Sprache iſt die franzöſiſche, bis auf das ſogenannte deutſche Amt, wo deutſch geredet wird. Der Stamm des Volks iſt unleugbar deutſch, und doch iſt Lothringen ſeit Jahrhunderten ſchon ein beſtändiger Zankapfel zwiſchen den deutſchen Kaiſern und den Königen von Frankreich geweſen. Kaiſer Heinrich I. gab ſeinem Schwager Giſelbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that daſſelbe mit ſeinem Eidam Conrad dem Weiſen aus Franken. So geſchah es auch von Otto II. und Heinrich III. Lothringen blieb alſo anerkannt ein deutſches Lehn. Mit Carl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam, da er ohne männliche Erben ſtarb, an ſeine Tochter Iſabelle, und Iſabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, ſtiftete durch ſeine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringiſche Haupt- und Nebenlinie, welche letztere ſich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) miſchte ſich Frankreich entſcheidend in alle lothringiſche Händel. Carl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Oeſterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen ſeine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Tractat: daß Lothringen nach ſeinem Tode an Frankreich fallen, auch das geſammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden ſollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und ſtarb in öſterreichiſchen Kriegsdienſten. Erſt ſeines Bruders Enkel, Leopold Joſeph, wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingeſetzt. Endlich erreichte Frankreich im J. 1735 doch ſeine Abſicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polniſche König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar (mit Ausnah-

me der Grafſchaft Falkenſtein) zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach ſeinem Tode mit völliger Souveränität auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine franzöſiſche Provinz, und bildet jetzt die franzöſiſchen Departements Maas, Wasgau, Moſel und Meurthe. Durch den zweiten pariſer Frieden 1815 iſt ein kleiner Theil mit der Feſtung Saarlouis an Deutſchland abgetreten worden, und jetzt mit der preußiſchen Provinz Niederrhein vereinigt. Des Landes Hauptſtadt iſt Nancy, nicht weit von der Meurthe in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt ſehr verſchönert, daſelbſt den Königsmarkt angelegt und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften geſtiftet. Seit dem Ryswiker Frieden, nach deſſen Bedingungen die Außenwerke geſchleift werden mußten, iſt die Befeſtigung unbedeutend, und außer den Begräbniſſen der alten Herzöge von Lothringen in der Collegiatkirche St. Georg, und dem Grabmahle Carls des Kühnen, der 1476 vor der Stadt ſeinen Tod fand, hat Nancy wenig Merkwürdigkeiten. Für die neueſte Geſchichte iſt unter Lothringens Städten Lüneville, durch den daſelbſt zwiſchen Oeſterreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeſchloſſenen Frieden am berühmteſten geworden. S. d. Art. Friedensſchlüſſe.

Lotus, Lotos, iſt 1) ein Gewächs, das mit unſerm Steinklee übereinkommt, ein Futterkraut; 2) ein Baum mit kleinen dattelartigen, ſüßen Früchten, aus denen man Meth und Wein bereitete, ſo wie man aus den Wurzeln eine Art Brot buck. Dies iſt unſtreitig derſelbe Baum, von dem die Homeriſchen Lotophagen den Namen haben, eine Völkerſchaft an der nordafrikaniſchen Küſte, wo dieſer Baum noch gegenwärtig wächſt. Es giebt aber noch einige andere Arten, die denſelben Namen führen, deren Holz zum Theil zu mancherlei Geräthſchaften und Inſtrumenten gebraucht wurde, die aber keine ſo liebliche Frucht trugen und nicht mit jenen zuerſtgenannten Bäumen verwechſelt werden müſſen; 3) führte dieſen Namen auch eine ägyptiſche Pflanze, eine Art Waſſerlilie, mit ſehr ſchönen Blumen, die im ganzen Morgenlande bekannt und ſehr beliebt war. Auch dies Gewächs benutzte man zur Speiſe.

Lotterie (von Lot, was in vielen alten und neuern Sprachen Loos bedeutet). Dieſes öffentliche Glücksſpiel zerfällt in zwei Hauptgattungen. 1) Zahlen-Lotterie oder Lotto (Lotto di Genua) wurde von den Genueſern dadurch erfunden, daß in den Zeiten ihrer Freiheit bei der Rathswahl die Namen der Candidaten in einen Topf (Seminario), nachher in ein Glücksrad geworfen und dabei auf dieſe Wahlen Wetten gemacht wurden, zu welchen Wetten mit der Zeit der Staat die Bank übernahm. Man ſagt, daß ein Rathsherr, Benedetto Gentile, im J. 1620 dieſes Lotto zuerſt eingeführt, und daß, weil dieſes Gentile Name zufällig nie gezogen worden, der Volksglaube geherrſcht habe: er ſei ſammt ſeinem Namen, zur Strafe für die unglückliche Erfindung, vom Teufel geholt worden. (Vox populi vox Dei!). — Späterhin nahm man ſtatt der Namen der wählbaren Nobili, Zahlen, und ſo bildete ſich das Lotto, wie es jetzt in mehrern Ländern exiſtirt. Der Grund deſſelben beſteht in den 90 Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem Ziehungstage allemahl 5 Zahlen als Gewinner aus dem Glücksrade gezogen werden. Jeder der Einſetzenden oder Lotterieſpielenden wählt ſich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet ſich bei einem Collecteur des Lotto und giebt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groſchen,

Gulden, Thalern ꝛc. er jede ausgewählte Zahl, und auf welche Art des Gewinns er ſie beſetzen will, darüber er ein gedrucktes Loos erhält. In dieſer Lotterie ſind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein ſogenanntes Eſtrado (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert, und wobei der Einſatz 14mal als Gewinn an den Mitſpielenden bezahlt wird. Hierbei gewinnt das Lotto 16 pCt, weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 3) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichſam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erſte, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Tritt dieſer Fall bei der Ziehung ein, ſo erhält der Wettende den Einſatz der Wette 67mal vom Lotto ausgezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto ungefähr 25 pCt. 3) Ein Ambo (eine Ambe) iſt, wenn man unter den herauskommenden fünf Zahlen zwei derſelben getroffen hat, worauf der Mitſpielende den Einſatz 240mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hiebei gewinnt daſſelbe 37 pCt., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) ein Terno (Terne), (wobei das Lotto 54 pCt. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen) muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einſatz 4800mal. Die Quaternen und Quinternen ſind eine neuere Erfindung und ſelten in der Anwendung, weil bei denſelben das Lotto 88 pCt. und mehr gewinnt, indem gegen einen Treffer 51,073 Nieten Statt finden. Ueberall, wo das Lotto zuerſt hinkam, wurde es von der Menge mit einem bis zur Spielwuth wachſenden Intereſſe aufgenommen. Weiſe Regierungen ſahen ſehr bald die Verderblichkeit des Lotto ein, hoben es auf oder verpönten den Einſatz ſcharf. — Beim offenbaren Vortheile der Lotto-Bänke hat doch das launiſche Glück durch Ternen und Quaternen manche zum Umſturze oder doch nahe daran gebracht, und ſie pflegen ſich daher, wenn manche Zahlen zu ſtark beſetzt werden, dadurch zu ſichern, daß ſie ſolche vor der Ziehung für geſtrichen erklären und keinen Satz darauf weiter annehmen. Auch haben Speculanten durch forcirte Ritte und Brieftauben diejenigen Lottos bedroht, deren entfernte Neben-Büreaus noch Sätze anzunehmen pflegten, wenn im Hauptbüreau ſchon die Ziehung vorgenommen wurde. — 2) Die eigentliche Lotterie, auch Claſſen-Lotterie genannt, wenn ſie in Claſſen abgetheilt iſt. Ihre Entſtehung iſt älter als die des Lottos; Buſch will ihren Urſprung in den römiſchen longiariis, allein offenbar zu weit ſuchen. Näher liegt, daß ſie aus Waarenverloſungen entſtanden ſind, deren ſich die italieniſchen Kaufleute ſchon im Mittelalter bedienten und wovon man auch in Deutſchland Spuren findet. Denn ſchon im Jahre 1521 ſoll der Rath zu Osnabrück eine Waaren-Lotterie errichtet haben; ſo auch in Frankreich, wo unter Franz I. dergleichen Waaren-Lotterien unter dem Bedinge, daß von jedem Einſatze un teston de dix sols six deniers dem Könige gegeben werden ſollte, unter obrigkeitlicher Aufſicht Kaufleuten erlaubt wurden. Zu Florenz wurde 1630 eine Geldlotterie, der Einſatz à 1 Ducaten, errichtet; in Venedig kommt 1571 ein öffentlicher Beamter als Aufſeher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien herüber nach Frankreich unter dem Namen Blanque (vom italieniſchen bianca; weil die meiſten Looſe Nieten, leeres weißes Papier (carta bianca) waren). Im Jahr 1582 und 1588 errichtete Louis de Gonzaga eine ſolche Blanque in Paris, zur Ausſtattung armer Mädchen von ſeinen Gütern, und 1656 verſuchte Laurentius Tonti (von welchem die Tontinen den Namen, jedoch nicht ihren Urſprung ha-

ten) die Errichtung einer großen Blanque royale vergeblich, welche im Jahr 1660 zu Stande kam. Seit dieſer Zeit gab es in Frankreich nur Lotteries royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden verwendet wurde. In England kommt die erſte Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man bei der antiquariſchen Geſellſchaft in London den gedruckten ausgetheilten Plan zeigt. Im Jahr 1612 ward eine Lotterie, zum Beſten der engliſchen Colonie, und 1680 dem Unternehmer einer Waſſerleitung geſtattet. In Amſterdam ward ſchon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurmes gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg wurde 1615 eine Lotterie nach holländiſcher Weiſe und in Nürnberg 1699 die erſte Claſſen-Lotterie errichtet und in Berlin die erſte 1740 gezogen. Die mehrſten neuen deutſchen Lotterien werden claſſenweiſe gezogen, um durch ſucceſſive Zahlungen den Einſatz zu erleichtern; die hamburger iſt bei Einer Ziehung ſtehen geblieben. Neuerer Zeit ſind auch die Waaren-Lotterien aller Art, unter obrigkeitlicher Aufſicht, wieder häufiger geworden, und eine der drolligſten, wobei man über die Plaiſanterie am Ende den Betrug verzieh, wurde vor mehreren Jahren vom Buchhändler Füldner zu Eamburg, einem kleinen Städtchen im Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte neben einer Bücherlotterie ein ſchönes Mädchen, unter dem Namen Aurora Fortuna, mit Mitgift, als höchſten Gewinn an, allein das Publikum wurde betrogen und die Schöne blieb unſichtbar; der Directeur führte die Braut ſelbſt nach Hauſe. — Noch iſt zu bemerken, daß in der Regel die Haupt-Lotterie-Direktion nur ganze und ungetheilte Looſe ausgibt und bei der Zahlung der Gewinne annimmt und die Collecteure ſelbſt zur leichtern Verbreitung der Looſe und zur Beförderung des Abſatzes ſolche in Halbe, Viertel, Achtel und ſogar in Sechszehntel vertheilen. — In Holland geht die Induſtrie der Collecteurs ſo weit, daß ſie ganze und getheilte Looſe auf eine oder eine gewiſſe Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich ſind, den Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer in den ſtipulirten Ziehungen herauskommt. — Bleiben die Hauptgewinne lange in dem Glückstopfe, ſo daß ſich die Wahrſcheinlichkeit, ſolche erhalten zu können, ſteigend vermehrt, ſo herrſcht eine große Agiotage im Kauf und im Verkauf der Looſe, und es gibt Fälle, wo in den letztern Ziehungen der urſprüngliche Preis zehn und zwanzigmal gefordert und geboten wird. — Neueſter Zeit ſind, namentlich in der öſterreichiſchen Monarchie, im Königreiche Baiern und im Mecklenburgiſchen, die Güter-Lotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrſchaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Garantie bedeutender Handelshäuſer, welche die Debitirung übernahmen, ausgeſpielet und dies als Mittel angewendet worden, den verſchuldeten Beſitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewiſſen Umſtänden dürfte dieſe Operation das zweckmäßigſte Mittel ſein, Concurſe über große Güter zu arrangiren, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum großen Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe verſilbert werden. — Staatswirthſchaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto wie Lotterien für gültige Geſchäfte an ſich erkennen und erheiſcht ſogar eine wahre Colliſion des Staatswohls, für den Fall, daß die Staatsgewalt die Freiheit der Unterthanen deshalb beſchränken will) dürfte die Sache mannichfache Anſichten gewähren. Bedenklich iſt es allemal für die Ehre der Regierung, wenn ſie zu ſolchen Mitteln, die

Staatseinkünfte zu vermehren, ſchreitet, und ſelbſt die gewöhnliche Beſtimmung des Ueberſchuſſes zu wohlthätigen Zwecken kann die Zweideutigkeit der Sache nicht retten. Diejenigen Lotterien, welche mit Einer Ziehung ſich endigen, und überhaupt einen etwas bedeutenden Einſatz erheiſchen, haben den weſentlichen Vorzug, daß ſie den niedrigern und ärmern Volksclaſſen den Zutritt erſchweren, und unter allen Glücksſpielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder Viel verliert, noch ſich dem raſchen Wechſel der Gemüthsbewegung ausſetzt. Ein Fehler jedoch, welchen alle Lotterien, namentlich die deutſchen, haben, iſt der, daß ſie ſo viele kleine indifferente Gewinne gewähren: denn ſo wie im Spiele nichts mehr langweilt, als am Schluſſe der Partie weder gewonnen noch verloren zu haben, ſo iſt es auch verdrießlich, mit einem Riſico von vielen Thalern nur einen geringen Ueberſchuß oder die Einlage wieder zu gewinnen. Man mache wenigere und höhere Prämien und Gewinne und vermehre die Nieten: dies wird die Zahl der Spiellüſternen eher vermehren als vermindern, denn wer einmal in die Lotterie ſetzt, der (ſo iſt der Menſchen Art) hat doch ſeine geheime Hoffnung auf das große Loos geſtellt.

Lotti (Lorenzo), ein berühmter Mahler des 16. Jahrh. geb. zu Bergamo, war nach Einigen ein Schüler Bellini's und Giorgione's, nach Andern Palma Seniore's. Man findet die trefflichen Arbeiten dieſes Meiſters beſonders in ſeiner Vaterſtadt, in Venedig, in Treviſo, Ancona, Recanai u. ſ. w. Beſchäftigt die Kirche zu Loretto mit ſeinem Pinſel zu verſchönern, ſtarb er daſelbſt 1560. Eins ſeiner vorzüglichſten Gemählde iſt die Vermählung der heiligen Catharina.

Loudon, oder Laudon (Ernſt Gideon von), kaiſerl. öſterreichiſcher Feldmarſchall, geb. 1716 und geſt. den 14. Juli 1790, einer der tüchtigſten öſterreichiſchen Feldherren des vergangenen Jahrhunderts. Er wurde in Liefland geboren und nahm ſeine erſten Kriegsdienſte bei den Ruſſen unter dem Feldmarſchall Münnich. Dann ſuchte er preußiſche Dienſte, wurde Friedrich dem Zweiten vorgeſtellt, von dieſem aber „weil ihm das Geſicht des Mannes mißfalle" abgewieſen. Loudon ging darauf nach Wien, wo er eine Anſtellung fand, freilich nur unter des alten Trenk Panduren-Corps. Erſt der ſiebenjährige Krieg bezeichnete unſerm Helden ſeine höhere Laufbahn. Der Raum erlaubt uns hier nur die flüchtigſten Andeutungen ſeiner Thaten in dieſem ewig denkwürdigen Kriege. Nach der Schlacht von Prag wurde Loudon mit in dieſe Feſtung eingeſchloſſen und leitete alle Ausfälle aus derſelben, bis nach der Schlacht bei Collin die Belagerung aufgehoben wurde. Dann entſetzte er (1758) durch die Aufhebung der ungeheuern Transporte zur Belagerung von Olmütz dieſe wichtige Feſtung, die Vormauer Wiens, entwarf den Plan zum Ueberfall bei Hochkirch und entſchied zu rechter Stunde (1759) den Rieſenkampf bei Kunnersdorf. Er ſchlug 1760 den General Fouquet aufs Haupt, erlitt aber auch ſeiner Seits vom großen Könige ſelbſt bei Liegnitz eine empfindliche Niederlage. 1761 erhielt er ein von Daun unabhängiges Commando in Schleſien an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann. Er eroberte durch Ueberraſchung Schweidnitz, eine That, die, weil ſie ohne Befehl des Hofkriegsraths ausgeführt war, ihm faſt Entſetzung zugezogen hätte, und er bedurfte Maria Thereſiens und ihres Gemahls Franz eigener Vertretung! Im Jahr 1770 begleitete Loudon Joseph II. bei der berühmten Zuſammenkunft deſſelben mit Friedrich II. zu Mähriſch-Neuſtadt. Der Krieg von 1778 bot unſerm Helden keine Gelegen-

heit zu Auszeichnungen dar; wohl aber der unglückliche Türkenkrieg vom Jahr 1788. Sobald er das Obercommando erhielt, wurde das temporiſirende und unglückbringende Cordon-Syſtem aufgehoben und eine kraftvolle Offenſive ergriffen. Die Belagerung und Einnahme von Belgrad, welche am 9. Oct. 1789 ſtatt fand, wurde zu den glorreichſten Kriegsthaten des Jahrhunderts gerechnet. Loudon wurde nun zum Generaliſſimus ernannt, eine Würde, die ſeit Eugen von Savoyen Niemand bekleidet hatte. Er ſtarb bald nachher in einem Alter von 74 Jahren.

Louisd'or, eine franzöſiſche Goldmünze, welche von Ludwig XIII. der ſie 1640 zuerſt prägen ließ, ihren Namen erhielt. Der alte Louisd'or gilt gewöhnlich 5 Rthlr. 8 gr.; der neuere oder der ſogenannte Schildlouisd'or (Carolin) 6 Rthlr. 4 Gr. Ludwig XIII. ließ 1641 unter dem Namen Louis blanc auch eine Silbermünze ſchlagen, welche, wenn ſie wichtig iſt, 1 Rthlr. 8 Gr., ſonſt aber nur 1 Rthlr. 6 Gr. gilt. Louisneuf heißt auch der Laubthaler.

Louiſe (Auguſte Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz Carl und der Prinzeſſin Friederike Caroline Louiſe (Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Heſſen Darmſtadt), wurde, als das jüngſte Kind aus dieſer Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6. Jahre verlor ſie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Luſtſchloß Herrenhauſen zu ſeiner Wohnung gewählt hatte, daſelbſt fortwährend der vortrefflichen Aufſicht des Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Nachdem ſie eine zweimalige Reiſe zu ihrer Großmutter, einer an Geiſt und Herz gleich vortrefflichen Fürſtin, nach Darmſtadt gemacht, und ſich dieſe zum Vorbilde jeder ſchönen weiblichen Tugend erwählt hatte, verließ ihr Vater die engliſchen Dienſte und wählte zu Darmſtadt ſeinen beſtändigen Wohnſitz. Hier ward nun Louiſe ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben. Mit muſterhafter Sorgfalt vollzog die würdige Fürſtin das gern übernommene, wichtige Geſchäft, und Louiſens vielverſprechender Geiſt empfing hier jene Richtung, und ihr bildſames Herz neigte ſich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche ſie ſpäter ein Gegenſtand der allgemeinen Verehrung ward. Der Pflegemutter hochgebildeter Geiſt und vielumfaſſender Verſtand wirkte erhebend auf die geiſt- und gemüthvolle Zöglingin; und die prunkloſe aber ächte Frömmigkeit der Erzieherin, und ihre ſtillwohlthuende Menſchenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufſicht der Landgräfin verwaltete eine ſehr gebildete und gutmüthige Demoiſelle Gelieur, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeiſterin bei der Prinzeſſin; ihr pädagogiſches Talent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieſer achtungswerthen Frauen, und in dem Genuſſe eines ruhigen, durch keine große Begebenheiten erſchütterten Lebens blühte Louiſe im fröhlichen Gedeihen ihrer Beſtimmung entgegen. Eine Reiſe in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohlgefallen an Naturſchönheiten neu zu beleben, ihre Kenntniſſe zu erhöhen, ſo wie zwei andre Reiſen nach Frankfurt am Main zu den Krönungen der deutſchen Kaiſer Leopold II. und Franz II, (am 11. Oct: 1790 und am 14. Juli 1792) ihren Sinn und Geſchmack für ſchöne Künſte zu erheben, ſie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und ſie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den, im Jahr 1792 eintretenden Unruhen des franzöſiſchen Re-

volutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmſtadt wirkte, begab ſich Louiſe zu ihrer Schweſter, der regierenden Herzogin von Sachſen-Hildburghauſen nach Hildburghauſen, wo ſie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreiſe nahm ſie den Weg über Frankfurt am Main, wo ſich, ſeitdem am 2. Dec. 1792 die Preußen wiederum dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und ſeinem Bruder Ludwig befand. Die fürſtlichen Schweſtern wurden, ihrem Verlangen gemäß, dem Könige vorgeſtellt und von ihm zur Tafel geladen. Sobald Louiſe zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König) ohne zu ahnen, daß Louiſe einſt ſeine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der auf ihrer Geſtalt, ſo wie auf jeder ihrer Bewegungen unverkennbar ſchwebte, gefeſſelt. Aber größer und günſtiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntſchaft ihr Geiſt und Gemüth auf den Kronprinzen machte. Eine Annäherung, wie ſie unter gleichgeſinnten edlen Menſchen aus allen Ständen gewöhnlich iſt, erfolgte bald. Nicht die Politik, nicht die Convenienz ſchloſſen hier ein Bündniß, ſondern Einklang der Herzen und gegenſeitige Hochachtung. Am 24. April 1793 fand in Darmſtadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Louiſen Statt; an demſelben Tage verlobte ſich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Louiſens Schweſter, der jetzigen Herzogin von Cumberland. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erſt nach der Schlacht bei Pirmaſens (am 14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch am 12. Dec. deſſelben Jahres die verlobten Prinzeſſinnen eintrafen. Sowohl zu Berlin, als zu Potsdam, wo der Kronprinz Louiſen bewillkommte, fanden feierliche Einholungen Statt. Ein gutes Volk begrüßte freundlich und mit beglückender Hoffnung ſeine einſtige Herrſcherin. Am 24. Dec. beging man mit ſtillem, der Würde des königlichen Hauſes zuſtehenden Glanze die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung, zum Beweiſe freudiger Bewilligung, den Ringwechſel in Perſon vollzogen hatte, ſegnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmloſen Freude, der Häuslichkeit und der ſtillen Tugend, die den Palaſt, wie die Hütte, ſchmücken. Nachdem Louiſe am 7. October 1794 von einer todten Prinzeſſin entbunden war, gebar ſie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. (am 16. Nov. 1797) beſtieg ihr Gemahl den Königsthron und führte ſeine Gemahlin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen ſo theuer ward; und redlich vereinte Louiſe die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir ſehen ſie forthin im neuen erhabenen Wirkungskreiſe kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe und Achtung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeiſt des Landes begleitete ſie ihren Gemahl auf ſeinen Reiſen durch die Provinzen, um ſeine Sorgen zu mindern und ſeine Freuden zu verſchönern. Wie die Bürgerin, iſt ſie ihrem Manne treue, unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimmt ſie mit freundlicher, würdevoller Güte auf, die unverſchuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, welche ſtill und anſpruchlos ihr Elend mildert. Ein ſchützender Engel am Throne ſöhnt ſie die leidende Menſchheit, die bedrohte Unſchuld mit dem launenvollen Schickſale aus, und von Millionen wird ihr reiner Wille anerkannt. Vertrauensvoll naht das ungekannte Ver-

dienſt, und Louiſe erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem hellen Blicke bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunſt und Wiſſenſchaft, von Louiſen ſeit ihrer erſten Erſcheinung beachtet, finden eine Beſchützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße ſeine Königin. Der Adel ihrer ſchönen Seele zeigte ſich bei jeder Veranlaſſung und die allgemeine Verehrung ſtieg von Tag zu Tag immer höher. So erbaten ſich die Bewohner der cöllniſchen Neuſtadt von Berlin im Jahre 1802 vom Könige die Erlaubniß, dieſe Louiſenſtadt nennen zu dürfen. Sie erhielten dieſe Erlaubniß, und ſeitdem trägt dieſe Vorſtadt ihren Namen. Im Mai 1801 erhielt die Königin durch den ruſſiſchen Geſandten am königlichen Hofe, Namens der verwitweten Kaiſerin von Rußland, die reich mit Brillanten beſetzten Inſignien vom Großkreuz des St. Catharinenordens, als Beweis der zwiſchen der kaiſerlichen und königlichen Familie beſtehenden Freundſchaft, die auch im Jahr 1805 den Kaiſer Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit reiſete ſie im Jahr 1806 nach Pyrmont, wo ſie von Ende Junius bis Anfang Auguſts blieb. In dieſem Jahre rief der Krieg den König ins Feld; Louiſe, die ihn auf allen Reiſen begleitet hatte, folgte ihm auch dieſes Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. Oct. begab ſie ſich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über ſie häufte, trug ſie mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtſein dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es am 27. Dec. deſſelben Jahres eine Reiſe nach Petersburg zum Beſuche der kaiſerlichen Familie, von welcher Louiſe mit Beweiſen von Achtung und Freundſchaft überhäuft wurde. Ein Jahr ſpäter, am 23. Dec., hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrſcherpaar wiederzuſehen und mit frohem Jubel zu begrüßen. Schön und im blühenden Glanze der Geſundheit erſchien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuſchte. Die Hauptſtadt hatte ſie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um ſie auf immer zu verlieren. Am 25. Juni 1810 reiſete ſie von Charlottenburg nach Strelitz zu einem Beſuche bei ihrem durchlauchtigſten Vater ab. Auf dem Luſtſchloſſe deſſelben, Hohenzieritz, ward ſie am 30. Juni von einer Bruſtkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend ſchien, bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher ſie bereits am 19. Juli, Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verſchied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflöſung fing ſie an, dieſelbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andre Welt ſich ihr nahte, da flehte ſie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf. Als ihre Leiche am 27. Juli nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beiſetzung in der Sacriſtei in der Domkirche am 30. Juli erfolgte, da ſprach der allgemeine, ungekünſtelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Decembers wurden die theuren Ueberreſte aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geſchmackvollen Mauſoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen laſſen, beſtattet. Noch heute vereinigen die Beſſern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauſes. Seltene Thränen, die den Beweinten unſterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt! Louiſens edles Thun als Köni-

gin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längſt ihr Mauſoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert iſt. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen ſie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geſchlechter einander verwandt ſind, von den Edeln des weiblichen Geſchlechts. Denn dieſen war ſie ein ſtill-leuchtendes, aber um ſo ſichreres Vorbild. Auch wird ihr Andenken durch die Louiſenſtiftung geſegnet. Wir empfehlen unſern Leſern die eben ſo ſachreiche als gemüthvolle Schrift der Frau von Berg, welche im Jahre 1814 unter dem einfachen Titel: Louiſe die Königin, in Berlin erſchien. Man wird die edle königliche Frau hier durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großſinnigen Betragens bei der Zuſammenkunft mit Napoleon zu Tilſit erſt ganz kennen und würdigen lernen. Vieles in dieſem rauhen und rohen Herrſcher und Emporkömmlinge wird die kältere Nachwelt ruhiger beurtheilen, als wir es konnten und noch können, aber ſeine Läſterungen der Königin Louiſe, in ſeinen verruchten Bulletins, und ſein Uebermuth zu Tilſit der königlichen Frau gegenüber; — dies wird immer ſtrenger gerichtet werden, und ſeine moraliſche Nichtswürdigkeit ſtets beurkunden.

Louiſenſtiftung. Dieſe zum Andenken an die Königin Louiſe zu Berlin gegründete Anſtalt hat den ſchönen Beruf, Erzieherinnen zu bilden und verbindet damit die Ausbildung junger weiblicher Zöglinge und ihnen zugegebener Wärterinnen. Der Aufruf zu ihrer Gründung erging ſchon am 23. Auguſt 1810. Der Plan wurde am 3. Dec. deſſelben Jahres öffentlich vorgelegt. Am 9. Juli 1811 wurde die Anſtalt, welcher der König ein eignes Gebäude angewieſen und ſeine Tochter, die Prinzeſſin Charlotte, zur Beſchützerin gegeben hatte, eröffnet. Zu ihrem Abgeordneten bei der Anſtalt ernannte die Prinzeſſin den Probſt Ribbeck. Bei der Eröffnung beſaß die Anſtalt durch die Beiträge der Nation ein Vermögen von 8500 Th., welches 1813 bis auf 24,868 angewachſen war. Zu den Zinſen des Capitals kommen die Beiträge der Nation, die Zuſchüſſe von Seiten des Königs und die Penſionsgelder der Zöglinge (200 Thaler für jede). Im letzten Jahre betrug die Einnahme 7730, die Ausgabe 6530 Thlr. Um zur Vollſtändigkeit zu gelangen, erfodert der Plan jährlich 10,000 Thaler. Gegenwärtig zählt die Anſtalt 25 Zöglinge (von 6 bis 14 Jahren) zur Erziehung, 6 Erzieherinnen (von 18 bis 24 Jahren) und 6 Wärterinnen (von 12 bis 14 Jahren), und überdies zur Aufſicht und zum Unterricht eine Aufſeherin nebſt zwei Gehülfen und Lehrerinnen, ſechs Lehrer und eine Muſiklehrerin.

Louiſianna, ein Theil der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten. Seit 1685 hatten die Franzoſen in dieſem Lande, dem ſie zu Ehren Ludwigs XIV. den Namen Louiſiana gaben, zu verſchiedenen Malen in der Nähe des Miſſiſippi Colonien angelegt, die aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und aus andern Urſachen wieder zu Grunde gingen. Im Jahre 1712 ließ ſich Crozat, ein reicher und unternehmender Kaufmann, ein ausſchließendes Privilegium zum Handel nach Louiſiana auf 15 Jahre ertheilen, trat daſſelbe aber 1717 an den bekannten Law (ſ. d. Art.) ab, der ſich nun an die Spitze einer Compagnie ſtellte, welche er für den Handel an dem Miſſiſippi errichtet hatte. Da man abſichtlich ſehr vortheilhafte Nachrichten von den am Miſſiſippi gemachten Entdeckungen und den davon

zu erwartenden Vortheilen verbreitete, ſo wurden die Actien der Geſellſchaft mit der größten Begierde gekauft, und es entſtand jener berüchtigte Actienhandel, deſſen Sucht ſich zu gleicher Zeit nach England und Holland verbreitete. Als man aber im Jahr 1719 überzeugt wurde, daß jene vorgegebenen Vortheile ganz grundlos wären, fielen die Actien plötzlich, und die, in deren Händen die Papiere zuletzt blieben, litten einen ungeheuren Verluſt. Der Name Louiſiana wurde nun ein Gegenſtand des allgemeinen Abſcheues. — Als nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louiſiana bis an den Miſſiſippi an Spanien abtrat, ſchien der Colonie eine neue Sonne aufzugehen. Denn Spanien, welches im erſten pariſer Frieden ſein Florida, eine ſeiner Vormauern von Mexico, an England hatte abtreten müſſen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louiſiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung ſeiner mexicaniſchen Minen. Allein es ward 1802 im Frieden zu Amiens genöthigt, Louiſiana an Frankreich zurückgegeben. Da aber das Land vermöge ſeiner vortheilhaften Lage, ſeines Klimas und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarſchaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, ſo lehnte ſich der Congreß gegen ſeine Abtretung auf, und erhielt in Folge eines am 30. April 1803 mit Frankreich abgeſchloſſenen Tractats für eine Summe von 15 Millionen Dollars ſowohl die Souveränität der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louiſiana auf den Fuß des bisherigen Beſitzſtandes Spaniens. Dieſe Provinz hat gegen Süden den mexicaniſchen Meerbuſen, gegen Oſten den Miſſiſippi und Florida, gegen Weſten Neumexico und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte Gegenden von Canada zur Grenze. Der Himmelsſtrich iſt bei der großen Ausdehnung ſehr verſchieden; im ſüdlichen Theile iſt es im Verhältniſſe der geographiſchen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig ſtrenger. Die Luft iſt geſund, der Boden fruchtbar, doch etwas ſteinig, hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Dammhirſche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichſten Flüſſe heißen: St. Pierre, der Moin, der Miſſouri, der Fluß der Akanſas, der Uellowſtone und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem ſich der ſchwarze Fluß und der Ochſenfluß vereinigen. Die Einwohner ſind theils Europäer, theils Wilde; als: Chitimaichas, Cadodaquious, Nachitoches, Miſſouris, Akanſas, Quachita ꝛc. Die Hauptſtadt iſt Neuorleans am Miſſiſippi, und das ganze Land ward 1805 in drei Provinzen mit 12 Grafſchaften getheilt: Neuorleans (bis 55 Gr. B.), Miſſiſippi (bis 41 Gr.) und Louiſiana, im engern Sinne, oder Miſſuri, (46,500 Q. M. 68,000 Einw.) (bis 45 Gr. und den Waſſerfall Antonio). Sobald eine dieſer Provinzen 60,000 Einw. zählte, trat ſie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamericas und konnte alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus ſchicken. Neuorleans oder Louiſiana, ward 1810 als ein beſonderer Staat aufgenommen. Es zählt auf 2700 Q. M. 109,000 Einw. Miſſiſippi (4185 Q. M. mit 105 000 Einw.) ward 1816 aufgenommen, und Miſſuri iſt zur Aufnahme in Vorſchlag.

Loupe, ſ. Mikroſkop.

Loutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und iſt einer der größten Landſchaftsmahler. Er

hat unter Caſanova ſtudirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieſer große Mahler an, die Rolle eines Wunderthäters zu ſpielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemählde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howes Seeſieg im Juni 1794, welche in London geſtochen worden ſind. Auch hat er verſchiedene Blätter radirt, unter welchen ſich die Soldaten, und vier Landſchaften, welche die vier Stunden des Tages benannt ſind, beſonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean-Baptiſte) der Verfaſſer eines der ſchlüpfrigſten erotiſchen, aber auch geiſtreichſten Romane der Franzoſen, des Faublas, und zugleich — Volksrepräſentant im Hauſe der Revolution. Als Verfaſſer jenes Romans wird er länger im Gedächtniſſe auch bei uns bleiben, als in der letzten Eigenſchaft, ob er ſich gleich in dieſer Zeit als einen muthvollen, energiſchen und in ſeinem Sinne als einen patriotiſchen Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondiſten, und wurde mit Allen, die zu derſelben gezählt wurden, am 31. Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh von Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieſer Partei flüchtig und keine Minute ſeines Lebens ſicher, unter tauſend täglich wechſelnden Gefahren, ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei ſich auf und verbarg ihn lange in einem allen Nachforſchungen trotzbietenden von ihr ſelbſt angefertigten Verſtecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete ins Juragebirge und blieb dort bis nach Robespierr'es Sturze, worauf er in den Convent zurückkehrte. Er hat dieſen Zeitraum ſeines Lebens in einer ſehr anziehenden Schrift beſchrieben, unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire. Archenholz und C. Fr. Cramer haben ſie bei uns in Ueberſetzungen bekannt gemacht.

Louviers, eine Stadt von 1019 Häuſern und 6500 Einwohnern am Fluſſe Eure in der Normandie, (Depart. Eure) welche ſie in neuern Zeiten einen ausgebreiteten Ruhm in der Tuchfabrication erworben hat. Ihre feinen Tücher ſind die ſchönſten, ſtärkſten und theuerſten in ganz Frankreich, dabei ſehr leicht und geſchmeidig.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de), Sohn des Canzlers und Staatsſecretärs Le Tellier, ward 1666, in einem Alter, wo Andere kaum in die unterſten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatsſecretär und Kriegsminiſter. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsminiſters wegen nothwendig iſt: ſo kann Louvois als der größte Kriegsminiſter angeſehen werden. Eine umfaſſende Kenntniß ſeines Geſchäftskreiſes, tiefe Einſicht in das Weſen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verſtand, noch mehr Willenskraft und die raſtloſeſte Thätigkeit zeichnen dieſen um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs ſehr verdienten Geſchäftsmann vor allen ſeinen Vorgängern aus: aber wenn für jeden Miniſter richtige Begriffe von Menſchenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig ſind, ſo war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigſten ein guter Bürger oder ein edler Menſch. Louvois Verdienſt um Frankreich iſt daher, aus dem wahren Standpuncte einer weiſen Staatsregierung betrachtet, ſehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er ſeine ſeltenen Geiſteskräfte ſelbſtſüchtig mißbrauchte, zugeſtanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erſtes Triebrad der nach mathematiſchen und politiſchen Berechnungen zuſammengeſetzten Maſchine des Kriegs-

weſens kann man ihn einen Meiſter in ſeinem Fache nennen, den ſein Werk überlebt hat, und deſſen Denk- und Handlungsweiſe, wenigſtens unter ſeiner Nation, mit ihm nicht ausgeſtorben iſt. Die von Richelieu vernachläſſigte franzöſiſche Kriegsverwaltung dankte ihm die Einführung der Aufſicht über die Muſterungen und eine zweckmäßige Heerſchau; unermüdet wachſam und mit eiſerner Feſtigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte ſelbſt die Feldherren an Gehorſam. Das Genie- und Artilleriewesen erhielten zuerſt von ihm jene trefliche Verfaſſung, die ſpäter bei vollkommener Entwickelung dieſen Waffen ſo große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert ſeine Mitarbeiter. (Vgl. die Geſchichte des franz. Heerweſens in Xav. Audouins, Hiſteriographen des Kriegsdepots in Paris, trefflicher Histoire de l'administration de la guerre. Paris, 1811. 4 Vol. 8) — Als Bürger und Staatsmann betrachtet, war Louvois in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. der Dämon des Krieges und der Zerſtörung. Die Schätze, welche Colbert geſammelt hatte, verſchlang die wilde Geſchäftigkeit ſeines Nebenbuhlers Louvois. Sein Vater hatte ihn dem Könige als einen jungen Menſchen vorgeſchlagen, der zur Arbeit tauge, und aus dem ſich leicht ein tüchtiger Mann bilden laſſe, wenn Se. Majeſtät ſich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte ſich geſchmeichelt, der Lehrer ſeiner Miniſter zu ſein; er unterwies Louvois, und dieſer benahm ſich ganz als Anfänger. Während aber der König glaubte, Alles allein zu thun, wurde Louvois der unumſchränkte Gebieter über die Armee. Die Generale mußten ihm unmittelbar Bericht abſtatten. Nur Türenne unterwarf ſich dieſer Abhängigkeit nicht, ſondern ſchrieb an den König ſelbſt, der aber dennoch Louvois dieſe Briefe mittheilte und ſie nach deſſen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne weitgreifende Plane, deren Ausführung nur der eiſernen Thätigkeit und der ſtrengen Arbeits- und Dienſtordnung des Miniſters möglich war. Indes ſah der deſpotiſche und eigenwillige Mann wohl ein, daß der König ihn nicht liebe; darum ſuchte er ſich ihm, und wäre es auf Koſten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein beſſeres Mittel zu dieſem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, ſich, trotz der feierlichſten Entſagung auf alle Anſprüche, der Franche-Comté und der ſpaniſchen Niederlande zu bemächtigen. Aus dieſem Kriege (1667 und 1668) entſpann ſich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die ſchönſten Länder Europas verwüſteten. Dem unruhig ehrgeizigen, herrſchſüchtigen und unbeweglichen Louvois waren alle Mittel gleichgültig, wenn ſie nur zum Zwecke führten. Er ſelbſt war nicht Feldherr, wollte es aber ſein. Auf fremdes Verdienſt neidiſch, im Haſſe unverſöhnlich, in ſeinen Beſchlüſſen gewaltſam und unerſchütterlich, dabei eiferſüchtig auf ſeine Gewalt, opferte er Alles, ſogar verdienſtvolle Feldherren, ſeinem Ehrgeize auf. Nicht ſelten war er an den Unfällen des Krieges ſelbſt Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raſchen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Nach dem achener Frieden nährte er in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüſtetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitiſchen Rachekrieg von 1672 leicht; daher bewog Louvois den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und ſchimpfliche Foderungen

zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: ſo ward Frankreich in einen ſechsjährigen Krieg verwickelt. Auch dann, als Condé Amſterdam mit dem Heere ſchnell zu überfallen vorſchlug, war Louvois anderer Meinung, und verzog den Gang des Kriegs durch Beſetzung der Feſtungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleuſen zu öffnen, und das franzöſiſche Heer mußte ſich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nymwegen ſorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die tactiſche Ausbildung der Armee. Dabei hielt er an allen deutſchen Höfen Spione. Jetzt fingen die franzöſiſchen Reunionen an; Oeſterreich widerſprach dieſem Raubſyſtem; allein, während man mit dem deutſchen Kaiſer friedlich unterhandelte, rückte Louvois mit einem Heere vor die deutſche freie Reichsſtadt Strasburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Uebergabe (30. Sept. 1680). Auf gleiche Weiſe mußte Boufflers ſich Caſale's, des Schlüſſels von Italien, bemächtigen. Um dieſe Zeit gewann die Frau von Maintenon (ſ. d. Art.) Einfluß auf den König. Der argwöhniſche Louvois bot alles auf, den ſeinigen zu behaupten; es gelang ihm aber nur, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er ſich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige von dieſer Verbindung abzurathen, ließ er ſich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung ſollte dennoch erfolgen, da vereinigte er ſich mit dem Erzbiſchof von Paris, Harlay, um den König an ſein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten, warf ſich Louvois zu den Füßen des Königs und beſchwor denſelben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone ſo herabzuwürdigen. Ludwig wollte ſich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, ſeine Kniee zu umfaſſen, als bis der König ihm ſein Wort aufs neue gegeben hatte. Dieſer Zug, der etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Süllys hat, beweiſt, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geiſtes und eine Hoheit des Willens beſaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon verſuchte umſonſt, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgeſtellt zu werden; Ludwig bat ſie, ihm nichts mehr darüber zu ſagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Miniſters. — Als der König das für den Staat ſo verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, rieth Louvois, der auch im Frieden ſeine Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu ſetzen. Außer den harten Edicten, welche erlaſſen wurden, ſchrieb er noch beſonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „es iſt der Wille des Königs, daß man die äußerſte Strenge alle diejenigen empfinden laſſe, die S. M. Religion nicht annehmen wollen.“ Er ſandte Dragoner zu Tauſenden in die Provinzen, um die Gewiſſen zu unterjochen, und der König ließ dies zu, weil ihm Louvois einredete, es geſchehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Aber vergebens ließ er die Grenzen bewachen. Gegen 700,000 fleißige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche bloß Vertheidigung gegen eroberungsſüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminiſter einen Vorwand, um in Deutſchland einzufallen. Dieſer ſtolze Mann, der ſeit Colberts Tode auch die Oberaufſicht über die königlichen Gebäude führte, bemerkte nämlich, daß ſein Anſehn beim Könige abnahm. Ludwig baute da-

mals Trianon, und äußerte gegen ihn, ein Fenſter ſei nicht ſo groß, wie die übrigen. Der Miniſter widerſprach hartnäckig, ſo daß der König endlich die Fenſter durch Le Notre meſſen ließ. Es fand ſich, daß Louvois Unrecht hatte, und der durch den Streit gereizte König ließ ihn darüber in Gegenwart der Arbeiter hart an. Dies erbitterte den Miniſter. „Der König, ſagte er zu einem Vertrauten, fängt an, ſich um alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er ſoll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben.“ In Folge dieſes Entſchluſſes fielen Hunderttauſende durch das Schwert. Denn ſtatt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Cabinet von Verſailles zu dem politiſchen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutſchland (1689) ganz Europa gegen ſich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch ſich ſelbſt ſtürzen würde. Der Seeminiſter Seignelay rieth, vorzüglich England anzugreifen, um Wilhelm III. zu entthronen. Allein Louvois ſetzte ungeſtüm ſeine Meinung durch, den Krieg hauptſächlich auf dem feſten Lande, wo er alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte ſeit dem Siege bei la Hogue das entſchiedene Uebergewicht zur See. Die Anſtrengungen aber, die man auf den Landkrieg wandte, welchen Ludwig mit 300,000 Mann führte, erſchöpften die Kraft der Nation. Zugleich ſchändete Louvois Art den Krieg zu führen die Ehre des Königs und ſeiner Feldherren und machte den Namen der Franzoſen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüſte ſicher zu ſtellen, und zu verhindern, daß der Feind aus den Grenzſtädten keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier und viele andere Städte nebſt einer großen Zahl Dörfer wurden (16. Febr.) ausgeplündert und verbrannt. In Speier entweihten die franzöſiſchen Soldaten die Gräber der ſaliſchen Kaiſer. Sie raubten die ſilbernen Särge, ſtreuten die Reſte der Todten umher, und trieben mit den Schädeln der Kaiſer ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf dieſe Gräuel aufmerkſam. Ludwig unterſagte daher dem Miniſter, welcher auch Trier verbrennen wollte, dieſe Barbarei. Zwei Tage darauf ſchlug Louvois dieſelbe Maßregel aufs neue vor, und ſagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewiſſen hindere, in die Zerſtörung von Trier einzuwilligen, ſo habe er, da Krieg und Mitleid ſich nicht vertrügen, um dem Gewiſſen des Königs jede Unruhe zu erſparen, es auf ſich allein genommen, und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgeſandt. Dieſe Kühnheit reizte den Zorn des Königs ſo ſehr, daß er die Feuerzange vom Kamin nahm, und auf den Miniſter losſchlagen wollte. Frau von Maintenon warf ſich zwiſchen beide, und Louvois verließ in größter Beſtürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden ſie ſogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, ſo haftet ihr Kopf dafür.“ Der erſte Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Miniſter den König aufs neue durch Widerſpruch ſo, daß dieſer nach dem Stocke griff. Dies untergrub die Geſundheit des ehrſüchtigen Mannes, und er ſtarb den 16. Juli 1691. Der König bedauerte ſeinen Verluſt nicht; er ſchien ſogar froh, von dieſem läſtigen Miniſter befreit zu ſein, und ließ dem Könige Jacob II.

Stuart auf deſſen Beileidsbezeugung antworten: „um unſere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut ſtehen.“ Nach Duclos treffendem Urtheil, muß man in Louvois, dieſem Gründer des Despotismus der Staatsſecretäre, zwei Seiten unterſcheiden. Als Miniſter war er in der Leitung des Kriegsweſens einzig; betrachtet man ihn aber als Bürger, ſo war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat ſeiner Ehrfurcht, ſeinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung ſeiner Eigenliebe aufgeopfert. Ueber Louvois häusliches Leben läßt ſich wenig ſagen. Er war ganz Miniſter. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrſchaft Meudon und verwandte auf die Anlagen daſelbſt mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900,000 Livres und Choiſy. K.

Louvre heißt der alte königliche Palaſt zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude von 697 Toiſen Länge iſt. Nachdem der erſte Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte Franz I. den Grund zu dem Gebäude, welches jetzt das alte Louvre heißt. Nach ihm ließ Heinrich II. daran fortbauen, Ludwig XIII. das Mittelgebäude, und Ludwig XIV. die prächtige Façade gegen St. Germain l'Auxerrois zu aufrichten. Dieſes Schloß war die gewöhnliche Reſidenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV. das Schloß zu Verſailles zu ſeinem Aufenthalte erwählte. Die Ehre des Louvre hieß ehemals in Frankreich die Erlaubnis, in alle königliche Schlöſſer mit der Caroſſe einfahren zu dürfen. Anfänglich war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im Jahr 1607 der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, ſondern 1609 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, ſolches beſtändig thun zu dürfen. Endlich erhielten, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Maria von Medici daſſelbe Vorrecht. Während des Kaiſerthums wurden im Louvre die Sitzungen des National-Inſtituts gehalten und die Producte der National-Induſtrie öffentlich ausgeſtellt. Auch ſollte daſelbſt künftig die größte Bibliothek, die Antikenſammlung, das Kupferſtich- und Münzcabinett aufbewahrt werden. Man hatte unter Napoleon angefangen, das Louvre durch eine Gallerie mit dem Palaſte der Tuilerien zu verbinden.

Lovelace (Richard), ein correcter engliſcher Dichter, der im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte, im Jahre 1658 ſtarb, und deſſen Gedichte in einem leichten und fließenden Style geſchrieben ſind. — Richardſon hatte unter dem Namen Lovelace in ſeiner Clariſſa einen Roué gleichſam in der höchſten Potenz aufgeſtellt; weßhalb man einen feinen Verführer der Unſchuld wohl einen Lovelace zu nennen pflegt.

Löwe, ein zum Katzengeſchlecht gehöriges, vornehmlich in Africa einheimiſches Raubthier von gelbbrauner Farbe, mit dickem Kopfe, einer Mähne an Hals und Schultern, einem ſchlanken Körper und einem langen am Ende mit einem Haarbüſchel verſehenen Schweife. Die größten meſſen wohl 4 Ellen in der Länge und 5 Fuß in der Höhe; gewöhnlich aber beträgt Länge und Höhe nicht viel über die Hälfte. Wegen ſeiner Stärke, ſeines Muths, ſeiner brüllenden Stimme und überhaupt wegen ſeines Furcht einflößenden Anſehns wurde er von Alters her der König der Thiere genannt. Auf den Menſchen macht er nicht leicht einen Angriff, er müßte denn gereizt oder

hungrig ſein. Von den vierfüßigen Thieren nehmen es nur der Elephant, das Rhinoceros und allenfalls der Büffel mit ihm auf.

Löwen (Johann Friedrich), geb. 1729 zu Clausthal auf dem Harze, ſtudirte die Rechte zu Göttingen und ging, in der Abſicht, ſein Glück in England zu verſuchen, 1751 nach Hamburg, wo er Aufforderung bekam, als Schriftſteller aufzutreten. Seine erſten Verſuche waren einige Poeſien von freilich ſehr mittelmäßigem Werth. Mit Vorliebe wählte er die komiſche Poeſie, namentlich die ſcherzhafte Satire. Im Jahr 1757 ward er Secretär in Schwerin, heirathete die Tochter des Schauſpieldirektors Schönemann und fing jetzt an, für das Theater zu arbeiten. Als im Jahr 1767 der hamburger Bühne eine neue Geſtalt gegeben und ſie zu einer Akademie für junge Schauſpieler erhoben werden ſollte, trat Löwen an die Spitze der Unternehmung und widmete ihr ſeinen ganzen Eifer. Er kündigte Vorleſungen über die Kunſt an und ließ ſeine Frau und Kinder ſelbſt die Bühne betreten. Aber ſchon nach einem Jahre löſte ſich das Ganze wieder auf. Löwen mußte 1768 die Stelle eines Regiſtrators in Roſtock annehmen, und ſtarb, mit Sorgen und Hypochondrie kämpfend, im Jahr 1771. Seine größtentheils vergeſſenen Schriften hier anzuführen, würde gegen unſern Zweck ſein. Er ſelbſt gab 1765 und 1766 eine Sammlung derſelben in vier Bänden heraus, wovon der erſte Lehrgedichte, Erzählungen u. ſ. w. der zweite Oden, Lieder und muſikaliſche Poeſien, der dritte komiſche Gedichte (worunter ſechs Romanzen) und ſcherzhafte Briefe, der vierte theatraliſche Schriften (eine Geſchichte des deutſchen Theaters und fünf Schauſpiele) enthält. Im Ganzen verdient Löwen in Rückſicht auf ſeine Zeit mit Auszeichnung genannt zu werden. Unter ſeinen Gedichten ſind manche wohlgelungene, namentlich ſeine Romanzen.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), ehemalige Hauptſtadt einer der vier Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt die Hauptſtadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Fluſſe Dyle und an einem Kanale aus demſelben in die Rupel, wodurch ſie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung ſteht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Aecker nehmen faſt 2/3 davon ein. Man findet hier 7 Kirchen, 5 Klöſter, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuſer und 25,400 Einwohner. Am berühmteſten war Löwen durch ſeine, vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 geſtiftete Univerſität, zu welcher vier wohl privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botaniſcher Garten und ein anatomiſches Theater gehörten. Im ſechszehnten Jahrhunderte zählte ſie 6000 Studenten. Nachdem ſie durch den franzöſiſchen Revolutionskrieg eingegangen war, ward ſie ſpäter in ein Lyceum verwandelt, jetzt aber wieder hergeſtellt und am 6. Oct. 1817 feierlich wieder eröffnet. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hat, ernährten die hieſigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 100,000 Arbeiter, von denen ſich aber, nach dem hart beſtraften Aufſtande 1378 viele nach England begaben und daſelbſt den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Am wichtigſten ſind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fäſſer ausführen; ferner ſind hier zwei Zuckerſiedereien, eine Kattundruckerei, Baumwollenſpinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6. April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen ſeine kriegeriſche Laufbahn als gemeiner Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgegangen, 1714 zum Capitän ernannt. Da Deutſchland damals Frieden genoß, ſo trat er als Freiwilliger in die Dienſte Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er ſich hier durch Muth und Thätigkeit zu ſeinem Vortheile ausgezeichnet hatte, ging er 1716 nach Ungarn und zeichnete ſich daſelbſt ſowohl in der Schlacht bei Peterwardein, als bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad aus. Nicht weniger glänzte ſeine Tapferkeit in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach geſandt ward, denn er nahm an allen Schlachten dieſes Krieges 1718 bis 1721 den thätigſten Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er das eifrigſte Studium auf das Artillerie- und Genie-Weſen, und ward darauf vom Könige Auguſt von Polen, in deſſen Dienſte er trat, zum Feldmarſchall und Generalinſpector der ſächſiſchen Infanterie erwählt. Der Tod dieſes Monarchen, welcher 1733 erfolgte, gab ihm Gelegenheit, ſich durch ſeine muthige Vertheidigung Cracaus auszuzeichnen. Die Czarin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienſte und war mit ſeinem Benehmen in der Krim und Ukraine, wohin ſie ihn geſandt hatte, ſo zufrieden, daß ſie ihn zum Commandeur ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlaſſung, daß ihn Ludwig XV. in ſeine Dienſte zog und ihn im Jahre 1743 zum Generallieutenant machte. Schon im folgenden Jahre rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn er zeichnete ſich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypers, und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit vorzüglich aus; auch ward er hier gefährlich verwundet. Doch commandirte er im folgenden Jahre das Reſervecorps in der Schlacht bei Fontenoi wieder, an deren glücklichem Ausgange er einen rühmlichen Antheil hatte. Auch hatte er das Glück, in demſelben Feldzuge Gent, Oudenarde, Oſtende und Nieuport zu erobern. Die Ereigniſſe des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclûſe und Sas de Gand, und traf darauf, während ſeine Armee die übrigen Feſtungen von Holländiſch-Flandern zur Uebergabe brachte, ſo vortreffliche Anſtalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf die Stadt zu wagen, gänzlich entſagte. Aber die Belagerung von Bergenopzoom brachte ſeinen Ruhm auf den höchſten Gipfel. Dieſe Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war, und die durch ihre Lage ſowohl, als von einer zahlreichen Garniſon und von einer noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeſchlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte er bei kaum eröffneten Laufgräben am 16. September 1747 mit Sturm. Am folgenden Tage empfing Löwendal den Marſchallsſtab. Er ſtarb am 27. Mai 1755. Mit einem durchdringenden Geiſte geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswiſſenſchaften ſtudirt, und auf ſeinen vielen Reiſen die intereſſanteſten Erfahrungen gemacht. Er beſaß im Genieweſen, in der Geographie und Tactik die gründlichſten Kenntniſſe, und ſprach lateiniſch, deutſch, engliſch, italieniſch, ruſſiſch und franzöſiſch mit gleicher Geläufigkeit. Mit allen dieſen Vorzügen verband er eine ſeltene Beſcheidenheit und Herzensgüte. Gleich dem Marſchall von Sachſen, ſeinem vertrauteſten Freunde, wußte er übrigens das Studium der ern-

ſten Kriegswiſſenſchaften mit dem Genuſſe der rauſchendſten Vergnügungen zu vereinigen.

Lowth (Robert), Biſchof von London und einer der ausgezeichnetſten Geiſtlichen der engliſchen Kirche, war 1719 zu Wincheſter geboren. Nachdem er das berühmte Seminar ſeiner Vaterſtadt beſucht und im Griechiſchen, Lateiniſchen, wie in den orientaliſchen Sprachen große Fortſchritte gemacht hatte, ging er in ſeinem neunzehnten Jahre nach Oxford, wo er 1734 Fellow, 1737 Magiſter und 1741 Profeſſor der Poeſie wurde. Dieſes Lehramt gab ihm Veranlaſſung, ſeine trefflichen Praelectiones de sacra poesi Hebraeorum auszuarbeiten, die er zuerſt 1753 drucken ließ. Sein erſtes geiſtliches Amt war die Pfarre von Ovington in Hampſhire, die er 1744 erhielt. Im Jahr 1748 beſuchte er Berlin; im folgenden Jahre gab ihm der Herzog von Devonſhire den Auftrag, ſeine Söhne auf ihren Reiſen durch Europa zu begleiten. Nach ſeiner Rückkehr ſtieg er von Stufe zu Stufe, ward 1754 Doctor der Theologie zu Oxford, dann 1766 Biſchof zu St. David, dann zu Oxford und 1777 Biſchof von London. Er ſtarb 1787. Lowth war ein Mann von großer Gelehrſamkeit und feinem Geſchmacke, der ſich durch ſeine Verdienſte um bibliſche Literatur einen bleibenden Namen in und außer ſeinem Vaterlande erworben hat. Von ſeinen Werken nennen wir außer den oben angeführten Praelectiones (beſte Ausgabe von Roſenmüller, Leipzig 1815) ſeine Introduction to the english Grammar und ſeine Bearbeitung des Jeſaias. Seine Predigten, von denen mehrere gedruckt ſind, ſind Muſter eines lichten, geiſtvollen und gediegnen Vortrags.

Loyola, ſ. Jeſuiten.

Lübeck ehemals ein lutheriſches Biſthum, jetzt das Fürſtenthum Eutin, längs dem Fluſſe Trave und um den Eutinerſee, in der holſteiniſchen Landſchaft Wagrien, deſſen Biſchof zu Eutin reſidirte und ein Reichsfürſt war, aber weder auf der geiſtlichen, noch weltlichen Fürſtenbank, ſondern auf der Querbank ſaß, welche man für den Biſchof von Osnabrück, wenn er evangeliſch war, beſtimmt hatte. Da das fürſtliche Haus Holſtein dem Biſthume in den unruhigen Zeiten manchen Dienſt erwieſen hatte, ſo ward 1647 zwiſchen beiden ein Vergleich geſchloſſen, kraft deſſen von dieſer Zeit an ſechs aufeinander folgende Biſchöfe aus dem holſteiniſchen Hauſe erwählt werden ſollten. Daraus entſtanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückſtadtiſchen Frieden jenem Vergleiche ſeine Zuſtimmung gab. Im J. 1701 erhob ſich, nach Abſterben des Biſchofs, ein neuer Streit, indem zwölf Vota für den königlich däniſchen Prinzen Carl, neun aber für den holſteiniſchen Adminiſtrator, Herzog Chriſtian Auguſt, ſtimmten. Auf Vermittelung Englands und Hollands ſchloß man endlich einen Vergleich ab, vermöge welches der Adminiſtrator von Holſtein im Beſitz des Biſthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen ſollte. Nachdem durch die Poſtulation des Herzogs Friedrich Auguſt von Holſtein-Gottorp dem Vergleiche von 1647 Genüge geleiſtet worden war, wählte das Domcapitel 1756 den däniſchen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieſer begab ſich 1772 der Coadjutorie zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohnes des obgedachten Biſchofs Friedrich Auguſt, welcher ſie wiederum 1776 an ſeinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die biſchöfliche Regierung begann und zugleich Adminiſtrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze

Bisthum, ſondern auch das faſt eben ſo beträchtliche Domcapitel dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürſtenthum zur Entſchädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsſtadt Lübeck einen Theil von jenem Capitel als eigenthümlichen Beſitz zuerkannte. Als 1810 der Herzog von Oldenburg von Bonaparte vertrieben wurde, ward Lübeck von dieſem zu dem Departement der Elbmündungen geſchlagen. Seit 1814 iſt das Bisthum Lübeck wieder an das herzogl. oldenburgiſche Haus gefallen. (S. d. Art. Oldenburg.) Das Fürſtenthum Lübeck hatte auf 10 Q. M. 22,000 Einwohner; davon gehörten dem Biſchofe 36 Dörfer nebſt der Stadt Eutin, dem Domcapitel hingegen 46 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 und einige Höfe zufielen. Die ſämmtlichen Einkünfte des ganzen Fürſtenthums rechnet man auf 75,000 Gulden.

Lübeck, vormals der Hanſeſtädte Haupt, und noch jetzt eine von den drei freien Hanſeſtädten, welche ſich erhalten haben, war nach Verwüſtung der Stadt Bucu von Graf Adolph II. von Holſtein-Schaumburg ums J. 1144 auf derſelben Stätte erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen, eiferſüchtig über Lübecks ſchnellen Flor, verordnete, daß dort nichts weiter als Lebensmittel verkauft werden ſollten. Als zehn Jahre ſpäter die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab. Heinrich ließ ſolchen neu aufbauen, gab den nordiſchen Völkern den Handel dahin frei, ſchenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaiſern beſtätigt), und verlegte das oldenburgiſche Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche ihr Daſein verdankt, nach Lübeck. Durch Kaiſer Friedrichs I. Gnade legte Lübeck den erſten Grund zu ſeiner nachmaligen Reichsunmittelbarkeit; in der Folge trat es an die Spitze des Hanſebundes, ſeine Flotten beherrſchten das baltiſche Meer, innerhalb ſeiner Mauern fand der entflohene Guſtav Waſa vor Chriſtians II. Mordluſt ein Aſyl, und Lübecks Stimme entſchied über die Angelegenheiten der nordiſchen Reiche. — Die Stadt liegt auf holſteiniſchem Boden, auf einem mäßig erhabnen, länglichten Hügel, deſſen abhängige Seiten ſich oſtwärts gegen die Wackenitz und weſtwärts gegen die ins baltiſche Meer ausſtrömende Trave erſtrecken. Ihre Befeſtigung iſt alt und beſteht aus ſtarken Mauern, Thürmen und Zwingern. Die Wälle ſind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange, als zur dauernden Vertheidigung. Die Häuſer, deren Zahl 3300 beträgt, ſind maſſiv, doch geſchmacklos nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner ſchätzt man auf 26,000. Herrſchend blieb bis zur neueſten Zeit, vom J. 1530 an, die evangeliſch-lutheriſche Lehre; gepredigt wird in den vier Haupt-Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Unter den Kirchen zeichnen ſich aus: die Domkirche, ein weitläuftiges Gebäude mit vielen Alterthümern und Denkmählern, und die Marienkirche mit dem ſchönen Altar, kunſtreichen aſtronomiſchen Uhrwerke und Todtentanze. Außer den lutheriſchen Kirchen findet man hier auch eine reformirte und eine katholiſche Kirche. Die Stadt hat treffliche Armenanſtalten und in dem ehemaligen Catharinenkloſter ein Gymnaſium von ſieben Claſſen. Mehrere ſeiner Lehrer nennt die Gelehrtengeſchichte mit Ruhm. Lübeck, welches durch ſeine Lage Verbindung mit der Oſt- und Nordſee hat, treibt einen wichtigen Speditionshandel zwiſchen Deutſchland und den Oſtſeeländern, einen ſtarken eignen Handel mit Wein, Leder, Flachs und Getreide, und macht

ſehr wichtige Bankgeſchäfte mit Hamburg, Roſtock, Copenhagen und Petersburg. Es ſind auch zwei Aſſecuranzgeſellſchaften und eine Börſe hier, und die Einwohner beſitzen an 70 bis 80 eigene Schiffe. Im J. 1814 kamen über 1000 Schiffe an. Vermittelſt der Steckenitz, welche oberhalb der Stadt in die Trave fällt, und ſich durch die Delwenau mit der Elbe in Verbindung ſetzt, können die Lübecker in die Elbe fahren, und Hamburg bezieht viele von den aus den Oſtſeeländern kommenden Waaren über Lübeck. Von Fabriken ſind hier Zuckerſiedereien, Tabacks-, Leder-, Stärke-, Gold- und Silbertreſſen-, Hut-, Kattun-, Wollenfabriken, Fiſchbeinreißereien, Leimſiedereien. Das Gebiet der Stadt begreift mit der Hälfte des Amts Bergedorf und der Vierlande, einem fruchtbaren Ländchen, (welches Lübeck nebſt Bergedorf gemeinſchaftlich mit Hamburg beſitzt) 5 1/2 Q. M. und 18 000 Einwohner. Zu dieſem Gebiete gehört das Städtchen Travemünde an dem Einfluſſe der Trave in die Oſtſee, mit einem Hafen und Seebade. Als 1806 die ehemalige Reichsverfaſſung aufgehoben wurde, beſtand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutſchland, als freie Hanſeſtadt. Aus der neueſten Kriegsgeſchichte iſt die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier ſeinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau, 9500 Preußen und 1500 zu ſpät eingeſchiffte Schweden wurden von den Franzoſen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schickſal bei jenen Mordſcenen erleichterte Bernadotte. Das Jahr 1810 veränderte die Verfaſſung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geſchlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu ſein. In dem Freiheitskriege haben Lübecks freie Männer wacker und tapfer in der hanſeatiſchen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenſtillſtandes im Sommer 1813 noch einmal den Franzoſen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf deſſelben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es ſeine republicaniſche Verfaſſung wieder hergeſtellt. Der Rath beſteht aus 4 Bürgermeiſtern und 16 Rathsverwandten; die geſammte Bürgerſchaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathſchlagungen eine Stimme hat. Das Militär beſteht aus 14 Bürgercompagnien und einer Jägercompagnie. Die jährlichen Einkünfte berechnet man auf 400,000 fl. Auf dem deutſchen Bundestag hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten eine Stimme, und iſt jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für die freien Städte.

Lüc (de), ſ. Deluc.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römiſcher Dichter, geboren zu Corduba in Spanien um das J. 39 nach Chr. Geb. Sein Vater Annäus Mela, ein römiſcher Ritter, war der jüngſte Bruder des Philoſophen Seneca. Lucan kam in der zarteſten Kindheit nach Rom, wo er von den geſchickteſten Lehrern in der Grammatik und Rhetorik unterrichtet ward. Die Philoſophie ſtudirte er unter dem Stoiker Cornutus. Man glaubt, daß er zu Athen ſeine Studien vollendete. Sein Oheim Seneca führte ihn ins öffentliche Leben ein. Er erhielt die Quäſtur noch vor dem geſetzlichen Alter und trat in das Collegium der Augurn. Zugleich vermählte er ſich mit Polla Argentaria, der Tochter eines geprieſenen römiſchen Senators. Schon früh hatte Lucan Proben poetiſchen Talents gegeben und durch mehrere Gedichte ſich einen Ruf erworben. Aber er zog dadurch die Eiferſucht Neros auf ſich, der ebenfalls für einen großen Dichter und Muſiker gelten wollte. Als jener einſt vor einer zahlreichen Ver-

ſammlung ein Gedicht auf die Geſchichte der Niobe recitirt und großen Beifall eingeerndtet hatte, wagte Lucan als ſein Nebenbuhler mit einem Gedicht auf den Orpheus aufzutreten und die Zuhörer erkannten ihm den Vorrang zu. Seitdem ſah Nero nur mit Haß auf Lucan, verbot ihm, öffentlich aufzutreten, und ſprach von ſeinen Werken nur mit Spott und Verachtung. Dies bewog Lucan, als mehrere ausgezeichnete Perſonen, an deren Spitze Piſo ſtand, ſich gegen Nero verbanden, an der Verſchwörung Theil zu nehmen. Das Unternehmen ward entdeckt und Lucan, der nach Tacitus unnatürlich genug war, ſeine eigne Mutter als Mitſchuldige anzugeben, zum Tode verurtheilt. Er wählte die Todesart ſeines Oheims und ließ ſich die Adern öffnen. Schon dem Tode nahe, ſprach er noch einige Verſe, in denen er einen unter ſeinen Wunden hinſinkenden Krieger beſchrieben hatte. Er ſtarb in einem Alter von 27 Jahren, im J. 65 nach Chr. Geb. Von Lucans verſchiednen Gedichten ſind nur ſeine Pharsalia auf uns gekommen, in denen er die Ereigniſſe des Bürgerkrieges zwiſchen Cäſar und Pompejus erzählt; das Gedicht iſt nicht vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Schwulſt und übertriebene Bilder mannichfach entſtellt; aber dieſe Fehler werden durch Adel der Geſinnung und Freiheitsliebe, die durch das ganze Gedicht wehen, wenigſtens zum Theil vergütet und einzelne Stellen ſind wahrhaft poetiſch und von unfehlbarer Wirkung. Die beſten Ausgaben ſind von Oudendorp, Leyden, 1728 4, von Burmann, Leyden, 1740, 4, und mit Bentleys und Grotius Anmerkungen, Strawberry hill, 1760, 4.

Lucas iſt der Verfaſſer eines Evangeliums, das ſich unter den übrigen Nachrichten von dem Leben Jeſu durch Vollſtändigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntniſſe auszeichnet, und der Apoſtelgeſchichte, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entſtehung der chriſtlichen Kirche, und insbeſondere von den Reiſen des Apoſtel Paulus gibt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, beſtimmt waren, gelangten ſie doch bald zu kanoniſchem Anſehn und worden in den Kirchen öffentlich vorgeleſen. Ueber die Lebensumſtände des Evangeliſten Lucas iſt weiter nichts Zuverläſſiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenoſſe der Apoſtel, der die Nachrichten vom Leben Jeſu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte, und ein mehrjähriger Begleiter des Apoſtel Paulus auf ſeinen Reiſen war, daher er auch in der Apoſtelgeſchichte berichtet, was er ſelbſt geſehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er ſei ein Arzt geweſen, iſt wahrſcheinlicher, als die Sage, die ihn zu einem Mahler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes zu Rom aufbewahrtes Chriſtusbild für ſein Werk gehalten wird, weshalb die Zunft der Mahler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, und eine berühmte Akademie dieſer Künſtler zu Rom ſich nach ihm nennt. F.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunſt im Norden ſteht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite als Muſter der altdeutſchen Schule, und muß deshalb ſchon für uns Deutſche um ſo intereſſanter ſeyn, ob er gleich im ſtrengen Sinne Deutſchland nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahre 1494 genoß er frühzeitig den Unterricht ſeines Vaters, Hugo Jacobs, und ſpäter des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Mahlers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte ſich ein großes Talent zur Kunſt, denn ſchon im 9. Jahre lieferte er einige ſelbſterfundene Bilder, und in ſeinem

12. ſetzte er alle Kenner durch einen in Waſſerfarbe gemahlten heil. Hubertus in Erſtaunen. Im 15. trat er mit mehrern ſelbſt componirten und geſtochenen Blättern auf, worunter die Verſuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinſicht der Compoſitionen, des charakteriſtiſchen Ausdrucks, der Drappirung, und der Behandlung des Grabſtichels, muſterhaft ſind. Seit dieſer Zeit lieferte er viele Gemählde in Oel, Waſſerfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferſtiche, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und ſeinen Ruhm allgemein verbreiteten. In vorzüglich freundſchaftliche Verhältniſſe trat er mit dem berühmten Johann von Mebuſe. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer ſchloß er ein inniges Freundſchaftsbündniß, als ihn dieſer in Leyden beſuchte. Beide mahlten damals ihre Bildniſſe auf einer Tafel. Auf den Gipfel ſeiner Kunſt geſtiegen, bekam er einen ſiechen Körper und ſtarb im J. 1533, in ſeinem 40. Jahre. Dieſer Künſtler iſt faſt in allen Theilen der Kunſt vortrefflich zu nennen, ungeachtet er ſich von jenem Geſchmacke, der die Kindheit der Mahlerei charakteriſirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen ſind geiſtreich, ſcharfſinnig und mannichfaltig, ſeine Gruppirung verſtändig und natürlich. Charakter leuchten aus allen ſeinen Figuren, beſonders aus den Köpfen hervor, obgleich derſelbe nicht allemal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren ſind von großer Verſchiedenheit, welches bei der großen Menge von Perſonen, die man oft auf ſeinen Bildern findet, um ſo mehr zu bewundern iſt. Seine Zeichnung iſt richtig, doch nicht ideal, ſondern nach der Natur des Landes, worin er lebte, geſtaltet. Die Gewänder ſind zwar meiſt mit Wahrheit geordnet, doch immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunſtaltet. Die Färbung iſt gefällig, natürlich, aber die Luftperſpective vernachläſſigt und eine gewiſſe der damaligen Kunſtperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung mahlte Lucas doch mit einem leichten Pinſel Auch ſeine Kupferſtiche und Holzſchnitte zeugen von der ſorgfältigſten Behandluug; ſie ſind ſehr hoch geſchätzt und ſelten. Vorzüglich intereſſant ſind die Blätter, worin dieſer Künſtler, mit Albrecht Dürer wetteifernd, einen und denſelben Gegenſtand mit dieſem behandelt hat. Beide Freunde theilten ſich dann oft ihre Ideen und Compoſitionen gegenſeitig mit. Die vollſtändigſte und ſchönſte Sammlung der Kupferſtiche dieſes Meiſters iſt auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemählde ſind in mehrern Gallerien zerſtreut, die vorzüglichſten davon aber in Leyden, Wien, Dresden, München, und in der Tribune zu Florenz. B. L.

Lucca, Stadt und Herzogthum in Italien, war urſprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardiſchen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich, und nachher durch Otto I. (dem Großen) an Deutſchland fiel. Ludwig der Baier ernannte 1327 den verrufenen Caſtruccio Caſtracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei deſſen Tode erloſch. Darauf kaufte der Genueſer Spinola die Herrſchaft über die Stadt, trat ſie aber hernach bei Heinrichs VII. Anweſenheit in Italien an dieſen ab. Dieſer verkaufte ſie an das parmeſaniſche Haus Roſſi, auf welches der Veroneſer Scaliger folgte, der aber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrſchaft an Franz verkaufte. Unter Carl IV. erhielt ſie 1370 ihre Freiheit, welche ſie auch, unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis in die neueſten Zeiten behauptete. Nachdem ihr 1797 die Franzoſen unter Serrurier eine neue Verfaſſung

aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürſtenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Bonapartes Bacciochi gegeben. Im J. 1814 wurde es von den Oeſterreichern beſetzt, und durch die General-Acte des wiener Congreſſes (Art. 101, 102) der Infantin Maria Louiſe, Tochter König Carls IV. von Spanien, und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränität überlaſſen. Zu den Revenüen des Landes wurde noch eine Rente, von 500,000 Franken geſchlagen, welche Oeſterreich und Toscana unter gewiſſen Bedingungen zu zahlen ſich anheiſchig machten. In dem Falle, daß die Descendenz der Infantin ausſtürbe, oder ihr ein anderes Etabliſſement angewieſen würde, ſoll das Herzogthum Lucca an Toscana fallen. Die Infantin Marie Louiſe trat aber die Regierung erſt 1818 an, nachdem ihr der Rückfall von Parma (ſ. d. Art.) zugeſichert worden war. Dieſer kleine Staat grenzt an das mittelländiſche Meer, Modena und Toscana, und enthält auf 18 Q. M. 137,000 Einw., die ſich zur katholiſchen Kirche bekennen. Nur an den Grenzen ſtreichen die Apenninen hin; der übrige Theil iſt theils hügelig, theils eben, fruchtbar und durch den großen Fleiß äußerſt angebauet. Der Serchio iſt der Hauptfluß, aber nicht ſchiffbar, und wird blos zum Holzflößen gebraucht. Er bildet das ſehr ſchöne Serchiothal. Die Producte ſind: nicht hinreichendes Getreide, deſto mehr Baumfrüchte, als Oliven, Obſt, Kaſtanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen, Feigen und Maulbeerbäume. Auch zieht man guten Wein, die Oliven machen den größten Reichthum des Feldbaues aus, und das Oel von Lucca gehört zu dem beſten, und iſt das vorzüglichſte in Italien. Desgleichen ſind der Seidenbau und die Viehzucht wichtig. Es gibt auch viele Seidenfabriken. Lucca, die Hauptſtadt und Reſidenz mit 18,000 Einwohner, liegt am Serchio, in einer ſchönen fruchtbaren Ebene, mit Bergen umgeben, die mit Oelbäumen und auf dem höchſten Gipfel mit Tannen und Steineichen bewachſen ſind. Sie hat 3/4 Stunde im Umfange und iſt mit Wällen umſchloſſen, die mit Bäumen beſetzt ſind und zu einem angenehmen Spaziergange dienen. Lucca iſt ziemlich gut gebaut, wiewohl die Straßen zum Theil krumm und enge ſind. Die Kirchen und die öffentlichen Gebäude ſind ohne Pracht. Die Domkirche iſt groß, aber von einer ſchlechten Bauart; auch der Reſidenzpalaſt iſt alt und unanſehnlich. Man findet hier eine Univerſität, den Sitz eines Erzbiſchofs, zwei große Tuchfabriken und beträchtliche Seidenweberei. Auch treiben die Einwohner Handel mit Oel und Seide, und einen ſehr fleißigen Feldbau. Häufige Villen verſchönern die angenehmen Umgebungen der Stadt.

Luccheſini (Marquis von), ehemaliger preußiſcher Staatsminiſter, aus einer Patricierfamilie von Lucca, ward durch den Abbé Fontana Friedrich II. (nach 1778) vorgeſtellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar und Vorleſer in Dienſt nahm. Luccheſini wurde der literariſche Freund Friedrichs II. und von dieſem ſeiner Kenntniſſe wegen ausnehmend geſchätzt. Erſt unter deſſen Nachfolger ward er diplomatiſch angeſtellt und nach Warſchau geſandt, wo er ſich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm ſich hier mit vieler Gewandtheit, reizte die für Unabhängigkeit geſtimmte Partei gegen Rußland auf, und brachte es im März 1790 zwiſchen Preußen und Polen zur Abſchließung eines Allianztractats. Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenſchaft eines bevollmächtigten Miniſters dem Congreß in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem engliſchen und holländi-

ſchen Miniſter zwiſchen den Türken und dem Kaiſer den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warſchau, wo er durch die obwaltenden Umſtände zum Bruche des Allianztractats, den er ſelbſt unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Januar 1793 ernannte ihn der König zu ſeinem Botſchafter in Wien; er begleitete jedoch den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Erſt im März 1797 ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Geſandter nach Paris geſandt, von wo er ſich ſpäter zu Napoleon nach Mailand begab. Seinen Anregungen beſonders gab man, aber wohl mit Unrecht, den Ausbruch des preußiſch-franzöſiſchen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derſelben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenſtillſtand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieſer Ereigniſſe, weil er die Gunſt des Königs verloren zu haben glaubte, ſeine Entlaſſung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schweſter, der Fürſtin von Lucca, als Kammerherr angeſtellt, und begleitete dieſe zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Der Graf von Ségur urtheilt in ſeinem Tableau historique et politique de l'Europe von ihm in Betreff ſeiner polniſchen Miſſion folgendes: „Niemand war zu einer ſolchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entſchlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung ſeines Ziels, ſchnell entſchloſſen, die zweckdienlichſten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Lucheſini die Eigenſchaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmannes. Gelehrt ohne Pedanterie, lieferte ihm ſein glückliches Gedächtniß eben ſo viele nützliche Thatſachen zum Behufe ſeiner Arbeiten, als anziehende Anekdoten für die Belebung einer Geſellſchaft. Seine Vertraulichkeit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Anſehn verſchafft; ſein einſchmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; ſeine Freiheit zog bald den Schleier von allen Geheimniſſen, und ſeine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Weſen gab, während ſie ſeinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfaſſe, als wäre es ſeine eigene." Sein neueſtes Werk über den Rheinbund: Sulle Cause e gli Effetti della Confederazione renana etc. Italia 1819, erſchien in Rom und iſt bei dem Verleger dieſes Lexicons jetzt (1821) eine Ueberſetzung davon unter der Preſſe.

Lucian, ein ausgezeichneter griechiſcher Schriftſteller, geboren zu Samoſata, der Hauptſtadt von Comagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajans. Er war von geringer Herkunft und ward in ſeiner Jugend zu einem Oheim gethan, um die Bildhauerkunſt zu erlernen. Da er in ſeinen erſten Verſuchen nicht glücklich war, verließ er ſeinen Meiſter und begab ſich nach Antiochien, wo er ſich literariſchen Studien widmete und das Geſchäft eines Redners ergriff. Bald aber der gerichtlichen Streitigkeiten müde, beſchränkte er ſich auf die Ausübung der Beredſamkeit als Rhetor und beſuchte in dieſer Eigenſchaft mehrere Länder, unter andern Griechenland, Italien, Spanien und Gallien. Unter Marc Aurel ward er Procurator der Provinz Aegypten. Man glaubt, daß er unter Commodus, 80 oder 90 Jahre alt, ſtarb. Die Werke Lucians, von denen viele auf uns gekommen ſind, beſtehen in erzählenden, rhetoriſchen, kritiſchen und ſatiriſchen Stücken, größtentheils in dialogiſcher Form. Die bekannteſten und populärſten darunter ſind die, in denen er mit Laune die Mythengeſchichte und die Secten der Philoſophen beſpottet. Sie

haben ihm mit Recht den Ruhm des witzigſten Schriftſtellers unter den Alten erworben. Er ſelbſt ſcheint keinem Syſtem anzuhängen. Frei und unbefangen bekämpft er Betrug und Aberglauben überall, wo ſie ihm begegnen. Die Epicuräer, die in dieſer Hinſicht mit ihm übereinſtimmten, werden darum auch mit mehr Schonung von ihm behandelt. Oft nimmt er auch den Ernſt und die Schärfe der Socratiker an. Die chriſtliche Religion, die er aber nur unvollkommen und durch das Medium des Myſticismus kannte, wird von ihm nicht geſchont. In ſeinen Sarkasmen geht er oft über die Wahrheit und Mäßigung hinaus, auch wiederholte er manche Verleumdung gegen hervorragende Charaktere und verletzt nach unſern Begriffen zuweilen den Anſtand, wiewohl er ſich im Allgemeinen als Freund der Moralität zeigt. Die beſten Ausgaben von Lucians Werken ſind von Bourdelot, Paris 1615, Fol., von Grävius, Amſt. 1687, 2 B. 8 und von Reitz, Amſt. 1743, 4 B. 4.

Lucian Bonaparte, ſ. Bonaparte (Lucian).

Lucifer, Lichtbringer, (bei den Griechen Phosphorus), Sohn der Aurora, vor welcher er auf einem weißen Pferde herzuziehen pflegt: alſo der Morgenſtern. Er iſt aber auch der Abendſtern. Wenn er den Abendſtern (Hesperus) bedeutet, hat er ein dunkles Pferd. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet und die Römer gaben ihm den Namen: Desultor. Man nennt auch den Fürſten der Finſterniß Lucifer.

Lucilius (Cajus), römiſcher Ritter, Großoheim Pompejus des Großen von mütterlicher Seite, ward 147 vor Chr. zu Sueſſa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er ſehr vertraut war, ſeinen erſten Feldzug. Man betrachtet ihn als den Erfinder der römiſchen Satire, weil er ihr zuerſt diejenige Form, unter welcher hernach dieſe Dichtungsart von Horaz, Perſius und Juvenal ausgebildet worden iſt, gegeben hat. Seine Satiren übertrafen die rohen Hervorbringungen eines Ennius und Pacuvius; doch ward er wiederum von denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Fluſſe, der unter mehrerem Unrathe koſtbaren Sand mit ſich führt. Von dreißig Satiren, welche von ihm angeführt werden, ſind uns nur einige Fragmente übrig. Dieſe beſitzen wir in verſchiedenen Ausgaben, von denen die von Douſa, Leyden 1597, 4., Amſterdam 1661, in 4. und Padua 1735, 8. für die beſten gehalten werden. Bei ſeinen Lebzeiten hatten dieſe Satiren ein ungemeines Anſehn. Auch ſoll Lucilius den Hexameter zuerſt unter den Römern eingeführt haben. Er ſtarb zu Neapel um das J. 103 vor Chr. Geb.

Lucina, ein Beiname der Juno, nach Andern der Diana, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine ſtand), oder von lux (Licht, weil durch ſie die Kinder bei der Geburt ans Licht gebracht wurden), oder auch von luceo (ich leuchte weil ſie den Mond bedeuten ſollte) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Feſt gefeiert, bei welchem ſich die Mütter in ihrem Tempel verſammelten, ihn mit Blumen ſchmückten und ſich eine glückliche und tapfere Nachkommenſchaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten. S. d. Art. Ilithyia.

Luckner (Nicolas), franz. Marſchall, war zu Campen in Baiern geboren und ſtudirte 1737 zu Paſſau. Im ſiebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Huſaren für Hannover, an deſſen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieſes Corps, deſſen ganzes Zu-

trauen er beſaß, nach dem Frieden entlaſſen wurde, ging er aus Verdruß in franzöſiſche Dienſte, in welchen er ſich nachher ſo empor-ſchwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marſchalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Perſon und der franzöſiſchen Sprache nicht recht mächtig, wie er ſelbſt einmal öffentlich in der Nationalverſammlung erklärte. Deſſen ungeachtet ſtand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb ſich auch das Zutrauen der Regierung. Weil aber ſein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig ſchien, ſo wurde ihm im Anfange des Kriegs 1792 das Commando der Central-Armee übertragen. Die Bergpartei aber zweifelte endlich an ſeinem Patriotismus und rief ihn von der Armee zurück. Er ſchmachtete im Kerker und mußte zum Lohne für ſeine Dienſte, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleiſtet hatte, am 4. Januar 1794 unſchuldig die Guillotine beſteigen.

Lucretia, ſ. **Brutus**.

Lucretius (**Titus**) **Carus**, ein römiſcher Ritter, wahrſcheinlich im Jahre der Stadt 659 zu Rom, ungefähr 95 v. Chr. geboren, ſtudirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die Epicuriſche Philoſophie. Man erzählt, er ſei durch einen Liebestrank wahnſinnig geworden und habe dann, in lichten Zwiſchenräumen, verſchiedene Schriften verfertigt, ſich nachher aber, im 44. Jahre ſeines Alters, ſelbſt getödtet. Alle dieſe Nachrichten ſind nicht erwieſen. Wir beſitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundſätze der Epicuriſchen Philoſophie vorträgt. Er zeigte ſich hier als geiſtvollen Nachbildner griechiſcher Muſter, z. B. des Empedokles. Der meiſt ganz unpoetiſche Stoff dieſes Gedichts mußte das Mißlingen deſſelben herbeiführen. Indeſſen zeigen mehrere Theile deſſelben, z. B. die Beſchreibung des menſchlichen Elends, die Gewalt der Leidenſchaften, die ſchreckliche Peſt Griechenlands ꝛc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent beſaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, ſelbſt von Quintilian für ſchwer zu verſtehn gehalten; aus dieſem Grunde hat es auch nur ſehr geringe Aufmerkſamkeit bei den Römern erregt. Die vorzüglichſten Ausgaben des Lucrez ſind von Creech Oxon. 1695, Lond. 1716, von Havercamp Leyden, 1725 und von Wakefield. Nach letzterer iſt die unvollendete Eichſtädtiſche. Eine deutſche Ueberſetzung mit erläuternden Anmerkungen haben wir von Meinecke, Leipzig, 1795.

Lucullus (**L. Licinius**), kann beſonders durch ſeine Beſiegung des Mithridates von allen ſeinen Vorfahren und Anverwandten, welche dieſelben Vornamen führten, als der berühmteſte unterſchieden werden. Mit ſeinem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Curulis erwählt, bewies er im marſiſchen Kriege viele Klugheit und Tapferkeit; in den Bürgerkriegen des Sylla und Marius hielt er es mit dem erſten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Conſul, ſondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen Mithridates marſchiren ſollte. Da er ſchon vorher während ſeiner Quäſtur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, ſo war ihm dieſes Land hinlänglich bekannt. Als er in Aſien angekommen war, war es ſeine erſte Sorge, die alte Kriegszucht, welche die römiſchen Soldaten unter den ſchwelgeriſchen Aſiaten vergeſſen hatten, wieder herzuſtellen. Mithridates hatte ſich indeſſen in einen furchtbaren Vertheidigungszuſtand geſetzt und ſogar den Feldzug durch eine ſiegreiche Seeſchlacht gegen den Mitconſul des Lucullus, Aurelius Cotta, eröff-

net. Lucullus war daher genöthiget, ſeinen Angriff zu Lande gegen dieſen mächtigen Feind zu beſchleunigen. Als er ſich jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates genähert und ihre Stärke erforſcht hatte, hielt er es für rathſam, eine Hauptſchlacht mit derſelben zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cycicum, welche der Schlüſſel von Aſien und von den Römern beſetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dies, und es glückte ihm, dem Nachtrabe deſſelben auf dem Marſche dahin eine Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und ſchnitt derſelben, durch Beſetzung eines engen Paſſes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küſte des Hellesponts, rüſtete eine Flotte aus und ſchlug mit derſelben eine Flotte des Mithridates bei der Inſel Lemnos. Dieſer Sieg zur See ſetzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, ſo daß die Römer Herren dieſes Meeres wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, wodurch in kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er ſtellte ſich nun wieder an die Spitze ſeiner Landarmee, um ſelbſt in Pontus einzufallen, und eroberte verſchiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geſchlagen. Zwei andere Feldherren des Mithridates litten dagegen eine ſolche Niederlage, daß dieſer zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, ſich zurückzuziehen. Dadurch wurde das Heer deſſelben ſo muthlos gemacht, daß es, ſtatt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ, und dieſen dadurch nöthigte, bei ſeinem Eidam Tigranes in Armenien Schutz zu ſuchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römiſchen Provinz gemacht. Da Tigranes ſich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, mußte Lucullus auch gegen dieſen zu Felde ziehen. Tigranes ward geſchlagen, er übergab daher den Befehl ſeiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil deſſelben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht ſchlug. Allein von Lucullus erlitt er abermals eine ſtarke Niederlage. Mithridates verlor den Muth nicht und trug ſogar im folgenden Feldzuge über einen Unterfeldherrn des Lucullus wieder einen Sieg davon. Indeſſen ward Lucullus durch die Meutereien ſeiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habſucht beſchuldigten, an wirkſamen Unternehmungen gegen den Mithridates gehindert. Die Nachricht von dieſem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom, und da man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, wurde dem Lucullus das Commando abgenommen und er ſelbſt nach Rom zurückberufen. Indeſſen ward er von den Patriciern mit allen Zeichen der Hochachtung aufgenommen und hielt einen glänzenden Triumph. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß die ungeheuern Reichthümer, die er aus Aſien gebracht hatte, in verſchwenderiſcher Ueppigkeit. Doch vergaß er über dem Genuß der Vergnügungen nicht die edlern und ernſtern Beſchäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geiſtes. Während ſeines Aufenthalts in Griechenland, als Quäſtor in Macedonien, und als Feldherr im Mithridatiſchen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philoſophen vertraut geworden. Sein vornehmſter Lehrer war der Academiker Antiochus, der ihn auch auf einigen ſeiner Feldzüge begleitete.

Daher intereſſirte ſich auch Lucullus am meiſten für das Platoniſche Syſtem. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom ſetzte er mit allem Eifer das Studium der Philoſophie fort, zog ſelbſt viele Gelehrte nach Rom und verſtattete ihnen freien Zutritt in ſeinem Hauſe. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publicum frei ſtand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derſelben bediente er ſich des Tyrannion, welchen er im Mithridatiſchen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit ſchenkte. Durch ſein Beiſpiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Koſten nach Rom zu ziehen. Zuletzt ſoll Lucullus durch einen Liebestrank, der ihm ſein Freigelaſſener Kalliſthenes beigebracht hatte, ſo wahnwitzig geworden ſein, daß man ihm ſeinen Bruder zum Curator ſetzen mußte. Bald darauf ſtarb er. Lucullus war es auch, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirſchbaum aus Ceraſanto in Pontus zuerſt nach Rom brachte und daſelbſt anpflanzen ließ, von wo ſich nachher dieſer Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludditen nennt man in England die Zerſtörer der Maſchinen, die ihr Unweſen zu verſchiednen Zeiten in mehrern Fabrikſtädten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungsloſe ehemalige Fabrikarbeiter ſind, welche das immer mehr überhandnehmende Maſchinenweſen als den Grund ihrer Nahrungsloſigkeit anſehen. Woher der Name Ludditen rühre, iſt uns unbekannt.

Ludwig der Bayer, deutſcher Kaiſer, war ein Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Bayern und 1286 geboren. Als Heinrich VII. geſtorben war, fand eine doppelte Kaiſerwahl Statt. Fünf Churfürſten wählten Ludwig von Bayern, die übrigen Herzog Friedrich von Oeſterreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die Krönung vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Oberhand behielt und im Treffen bei Mühldorf 1322 ſeinen Gegner ſogar gefangen bekam. Nach vergeblich verſuchten Vergleichen ſtarb Friedrich in der Gefangenſchaft. Schon 1315 vertrieb Ludwig ſeinen Bruder Rudolph von der Pfalz, der ſeiner Wahl entgegen geweſen war, ſah ſich aber doch nach deſſen Tode 1324 genöthigt, mit ſeinen Söhnen einen Vergleich einzugehen, kraft deſſen ſie ihr väterliches Land wieder bekamen und die Churwürde zwiſchen Bayern und Pfalz künftig abwechſeln ſollte. Die erledigte Mark Brandenburg verlieh Ludwig 1322 ſeinem älteſten Sohne. Indeß zerfiel er bald mit dem Papſte Johann XXII., gegen deſſen Abſichten er der Viſcontiſchen Partei in Italien Hülfe zuſchickte. Er durchzog ſiegreich Italien und ſtellte in Nicolaus V. einen Gegenpapſt auf, wodurch er aber in langwierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Clemens VI. that ihn 1346 in den Bann und brachte es ſogar dahin, daß fünf Churfürſten den böhmiſchen Carl von Luxemburg zum römiſchen König wählten. Indeß fand Ludwig viele treue Anhänger und würde ſich haben behaupten können, allein er ſtarb ſchon 1347 am Schlagfluſſe, als er eben in der Gegend von München auf der Bärenjagd war. Er war ein Fürſt von Muth und Entſchloſſenheit, der unter minder ſchwierigen Verhältniſſen glücklich regiert haben würde.

Ludwig IX. (der Heilige). König von Frankreich, älteſter Sohn Ludwigs VIII. und Blanca's von Caſtilien, geb. d. 23. April 1215 und zu Poiſſy getauft, weßwegen er ſich auch zuweilen **Ludwig von Poiſſy** unterſchrieb, kam zur Regierung d. 8. Nov. 1226, und

ſtand unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, die zugleich Regentin von Frankreich war; der erſte Fall, daß Vormundſchaft und Regentſchaft ſich in einer Perſon vereinigt fanden. Die Königin hatte, mit Unterſtützung des Papſtes, die großen Reichsbarone, welche, ſtets in Kriege unter ſich verwickelt, ihre Unabhängigkeit nur dazu benutzten, die Ruhe des Reichs zu gefährden, zu unterwerfen gewußt. Ludwig IX. ſetzte das Werk ſeiner Mutter mit Glück fort, rief die geſchickteſten und rechtſchaffenſten Männer in ſeinen Rath, ſteuerte dem Mißbrauche der geiſtlichen Jurisdiction, ſtillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwiſtigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und war überhaupt auf die Beglückung ſeiner Unterthanen bedacht. Die weiſe Verwaltung ſeiner Staaten ſetzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem ſich die Großen der franzöſiſchen Krone vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück, die Engländer 1241 binnen 6 Tagen zweimal zu ſchlagen, und Heinrich III. zu einem nachtheiligen Frieden zu nöthigen. Als er im J. 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Paläſtina zu machen, und weder ſeine Mutter noch ſeine Gemahlin vermochten ihn vier Jahre ſpäter von der Erfüllung des Gelübdes abzuhalten. Er ſchiffte ſich mit ſeiner Gemahlin, ſeinen Brüdern und der franzöſiſchen Ritterſchaft ein, landete auf der Rhede von Damiette, und eroberte 1249 dieſe Stadt. Darauf ſchlug er zweimal den Sultan von Aegypten, in deſſen Gewalt ſich Paläſtina befand. Er ſelbſt that Wunder der Tapferkeit, beſonders in der Schlacht von Maſſure, 1250. Aber bald nöthigten Hungersnoth und anſteckende Krankheiten ſein Heer zum Rückzuge, auf welchem es von den Saracenen faſt gänzlich zu Grunde gerichtet ward; ſo daß der König und ſein Gefolge nebſt einem großen Theile der Armee in die Gefangenſchaft der Feinde gerieth, und ſich mit der Zurückgabe Damiettes, ſein Heer aber mit einem großen Löſegelde und einem Waffenſtillſtande von 10 Jahren loskaufen mußte. Nichts deſtoweniger blieb er noch bis 1254 in Paläſtina, um daſelbſt die Sache der Kreuzfahrer zu unterſtützen. Endlich begab er ſich zurück nach Frankreich, wo die Königin Blanca, welche die Regierung muſterhaft und zum Vortheile des Reichs geführt hatte, unterdeſſen geſtorben war. Je nachtheiliger der Krieg ſeinem Vaterlande bis dahin geweſen war, deſto mehr ließ es jetzt Ludwig ſeine Sorge ſein, das Glück ſeines Reichs zu begründen. Von neuem wandte er ſein Augenwerk auf die Pflege der Geſetze, welche bisher der Willkühr ſeiner Barone überlaſſen war. Von nun an konnten die Unterthanen gegen die Ausſprüche ihrer Herren an 4 königliche Gerichte appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwiſſenden Baronen, die oft nicht ſchreiben konnten, gehalten worden waren, wurden wirkliche Gelehrte aufgenommen. Endlich verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erſchöpft hatten. Indeß gab er auch Geſetze, die von der Geiſtesfinſterniß ſeines Zeitalters zeugten; denn wer gegen irgend eine Satzung der Religion geſprochen hatte, deſſen Lippen wurden mit einem glühenden Eiſen durchbohrt. Im J. 1269 entwarf er eine pragmatiſche Sanction, welche den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte ſicherte. Nichts deſtoweniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geiſtlichkeit. Welch ein Anſehn Ludwig IX. unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte, beweiſet der Umſtand, daß ihn im J. 1263 Heinrich III. und deſſen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwiſtig-

keiten wählten. Nachdem er mehrere franzöſiſche Provinzen, welche bis dahin in der Macht der Engländer geweſen waren, mit ſeinem Reiche verbunden hatte, entſchloß er ſich 1270 zu einem abermaligen Kreuzzug. Er ſchiffte nach Africa über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieſer Stadt ein. Aber es brach eine anſteckende Krankheit aus, und er ſelbſt ward (23. Auguſt 1270) nebſt einem großen Theile ſeines Heers ein Opfer derſelben. Die Lehren, welche er ſeinem Sohne geſchrieben hinterließ, beweiſen den vortrefflichen Geiſt, der dieſen König beſeelte; ein Geiſt, der, wenn er nicht von dem Aberglauben und der Religionsſchwärmerei ſeiner Zeit verhüllt geweſen wäre, ſeine Verwaltung zur ſegensreichſten gemacht haben würde. Nach ſeinem Tode ward er 1297 von Bonifaz VIII. heilig geſprochen, und in der Folge erhielt es Ludwig XIII. vom Papſte, daß das Feſt des heil. Ludwig in allen Kirchen gefeiert werden durfte.

Ludwig XIII., mit dem Zunamen der Gerechte, wurde am 27. Sept. 1601 von Heinrich IV. und Maria von Medici geboren. Er beſtieg, als der erſte Dauphin ſeit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, an demſelben Tage, an welchem ſein Vater ermordet worden war. Maria von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reichs, verſchwendete die Schätze der Krone, um ſich eine Partei zu bilden; die Truppen wurden entlaſſen und Sülly genöthigt, ſich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entſtandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen; ſie empörten ſich, den Marſchall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Forderungen nachzugeben, verleitete man ſie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beute innerer Factionen und bürgerlicher Unruhen, welche der damalige Premierminiſter, der Florentiner Concini, bekannt unter dem Namen Marſchall d'Ancre, ganz untauglich war, zu unterdrücken. Die Unruhen ſtiegen aufs höchſte, als Heinrich II., Prinz von Condé, die königl. Partei verließ und in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen ergriff. Da ſich der König zu ſchwach gegen dieſen Angriff fühlte, da ſchloß er 1615 mit dem Prinzen Condé einen verſtellten Frieden, ließ ihn jedoch einige Zeit darauf in die Baſtille ſetzen. Dies war das Signal zum Aufſtande aller Prinzen und Großen des Reichs gegen den König. Es entſtand ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die Anführer kein Glück hatten. Da nun auch der Marſchall d'Ancre, welchen der junge König haßte, am 24. Oct. 1617 auf der Brücke des Louvre ermordet worden war, ſo ſchien die Ruhe wieder hergeſtellt zu ſein. (S. d. Art. Luynes.) Als aber der König bald darauf ſeine Mutter, welche bis dahin ihn und alle Großen des Reichs in tyranniſcher Knechtſchaft gehalten hatte, nach Blois verweiſen ließ, ſo entſtanden neue Spaltungen; denn das Volk, welches Marien wegen ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte ſie jetzt im Unglück. Der König mußte ſich mit ihr verſöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwiſchen den ſtreitenden Parteien abgeſchloſſen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch ſchon wieder gebrochen. Marie ergriff, auf Anrathen des Biſchofs von Luçon, von neuem gegen ihren Sohn die Waffen. Man verſöhnte ſich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieſer Unruhen erhoben auch die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Sobiſe ſtanden, ihr Haupt; und ein großer Theil des Reichs empörte ſich gegen den König, welcher jetzt der Leitung des Cardinals Richelieu (ſ. d. Art.) ſich überließ. Nachdem

der Sieg ſich bald auf dieſe, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich ſtark fühlten, ward 1623 zwiſchen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geſchloſſen. Auch dieſer dauerte nicht länger, als die vorigen; Rochelle, der Stützpunct der Hugenotten, empörte ſich und ward von England unterſtützt. Der König ſchlug die Engländer zur See, eroberte die Inſel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches ſich, unter der beiſpielloſen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, über ein Jahr vertheidigt und mit allen Schreckniſſen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Dieſe Belagerung koſtete der Krone 40 Millionen. Hierauf entſtand ein Krieg mit dem Kaiſer, der dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua verſagte. Die vereinigte kaiſerlich-ſpaniſch-ſavoyiſche Armee wurde von den Franzoſen bei Veillane 1630 aufs Haupt geſchlagen, und der Herzog von Mantua durch den Frieden von Chieraſco 1630 in ſeinen Beſitzungen beſtätigt. Jetzt empörte ſich von neuem der einzige Bruder des Königs, Gaſton von Orleans, in Verbindung mit der Königin Mutter. Die Aufrührer wurden jedoch beſiegt, der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaſton, in dem Treffen bei Caſtelnaudary am 1. Sept. 1632 geſchlagen, gefangen genommen, und am 30. Oct. d. J. zu Toulouſe hingerichtet; Gaſton erhielt Verzeihung. In dem folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutſchland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich, doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiſerlichen, welche bis Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom franzöſiſchem Gebiete zu vertreiben. Die Ereigniſſe des folgenden Jahrs waren noch günſtiger für Frankreich; aber die gänzliche Erſchöpfung der Finanzen legte den Fortſchritten der franzöſiſchen Waffen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. In dieſem Zuſtande eines glorreichen Unglücks ſtarb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich durch ſeine und Richelieus Schuld in einer Verfaſſung, welche, das künftige Unheil Frankreichs vorbereitend, erſt in unſern Tagen ihre verderblichen Folgen offenbart hat. Von ihm haben auch die Louisd'or ihren Namen. Seine 1639 aufgeſtellte Bildſäule zu Pferde von Bronze wurde im J. 1792 vom Volke zertrümmert.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hauſe Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638. Nach 22jähriger Unfruchtbarkeit ſeiner Mutter Anna von Oeſterreich, betrachtete man ihn als ein Geſchenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné. Er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politiſcher Seher in ſeinen Briefen ſcherzt. Er ſtarb 1715, den 1. Sept., war vermählt, 1) 1660 mit Maria Thereſia, Tochter König Philipps IV. von Spanien (ſt. 1683, 30. Jul.); 2) heimlich ſeit 1683 mit Franciſca d'Aubigné, Witwe Scarron (Frau von **Maintenon**, ſt. 1719, 15. April). Von ſeinen Mätreſſen ſind merkwürdig: Franciſca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1678 ins Kloſter ging und 1710 ſtarb; Franciſca Athanaſia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Monteſpan, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. von Toulouſe, die 1692 ins Kloſter ſter ging und 1710 ſtarb; — und Maria Angelica d'Eſcorailles, Herzogin von Fontange, ſt. 1681. Ludwig XIV. war fünf Jahr alt, als ſein Vater, Ludwig XIII., ſtarb. Seine Mutter ließ ſich zur Regentin und Vormünderin erklären; **Mazarin** erhielt die Oberauf-

ſicht über die Erziehung des Königs. Dieſe ward ſehr vernachläſſigt. Doch, wenn auch Ludwig von ſeinem Lehrer, dem Erzbiſchof Perefixe, nichts lernte, nicht einmal orthographiſch ſchreiben, ſo hatte er doch viel geſehen! Einen tiefen Eindruck machten auf ihn während ſeiner Minderjährigkeit die Unruhen der Fronde, welche ſo vielartige Charactere in Bewegung ſetzten. (S. d. A. Fronde und Retz.) Den 7. September 1651 erklärte Ludwig ſeine Volljährigkeit, aber Mazarin ſtand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an ſeinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vierundfünfzig Jahre ohne erſten Miniſter, ganz im Sinne ſeines Wortes: L'état, c'est moi! — Von Mazarin hatte er Verachtung gegen die ehrwürdige Verſammlung des Parlaments und die große Politik der Herrſchſucht gelernt. Als Mazarins Wille einſt nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König mit Stiefeln und Spornen, mit der Spitzruthe in der Hand, in den Parlamentsſaal in Paris, und — befahl. — Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man ſeine Perſönlichkeit, ſein Regentenleben und ſein Zeitalter unterſcheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majeſtät und Ruhm umgeben, den die Franzoſen ſo gern Größe nennen. Doch legt ihm die Geſchichte dieſen Namen nicht bei. Ludwig beſaß einige königliche Eigenſchaften, vielleicht alle, die zur Repräſentation erforderlich ſind. Er befriedigte dadurch ganz die Neigung, welche die Franzoſen mehr, als jede andere Nation, für theatraliſche Würde haben; ja Ludwig gab dieſer Neigung eine bleibende Richtung. Glücklicher Weiſe lebten unter ſeiner Regierung große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt. Die bürgerlichen Kriege hatten, wie ſpäterhin die Revolution, Männer von Talent und Kraft erzogen, die den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepuncte machten. Ludwig ſelbſt hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieſer war, wie Johannes von Müller ſagt: „die Quelle des Guten, das für Künſte und Wiſſenſchaften durch ihn geſchah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit ſeiner Regierung.“ „Der König war unwiſſend und ohne helle Grundſätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn ſie zugleich Aufſehn machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Miniſter und Feldherren in den letzten Jahren beſſer gewählt.“ „Il aima la gloire et la religion, ſagt Montesquieu von Ludwig XIV., et on l'empêcha toute ſa vie de connaître ni l'une ni l'autre.“ — Sein Aeußeres, von einer kräftigen Geſundheit unterſtützt, war königlich. (Joh. Kettler aus Zürich goß 1699 zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde.) Mit ſchönen Geſichtszügen, einem hohen Wuchſe und edlem Anſtande verband er eine eigene Würde im Sprechen und Betragen. Der edle und einnehmende Ton ſeiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit ſeines ganzen Weſens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den Witzling im Zaum. Mit dem laconiſchen Worte: das iſt ein Fall! hemmte er jede, auch von den angeſehenſten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer! Die ihm von ſeiner Mutter angeerbte ſpaniſche Gravität milderte er durch franzöſiſche Grazie. Von Natur ſo ernſthaft, daß ſelbſt die älteſten Höflinge nicht mehr als einen einzigen Scherz aus ſeinem Munde gehört zu haben ſich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit an Andern, klatſchte Beifall bei Molieres Luſtſpielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. An ſeinem Hofe,

der dadurch ein Muſter für jeden andern in Europa wurde, bezog ſich alles würdig und mit Anſtand auf den König. Je näher man ſeiner Perſon kam, deſto höher ſtieg die Ehrfurcht. Es war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne, der Perſönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem Ausſpruche Bolingbrokes, ein König ſeine Rolle beſſer geſpielt. Doch wollte er ſtets nur repräſentiren, ſelbſt in Kleinigkeiten; ſo ließ er z. B. in ſeinen ſpätern Jahren ſich vor Niemandem ohne ſeine große Perücke ſehen. Indeß beſaß er allerdings auch Eigenſchaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur ſchlecht ſpielt. Les qualités de son esprit, ſagt Grouvelle, étoient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui mêne á être observateur. Ludwig hatte nichts Heroiſches, aber er beſaß die Kunſt, über die Menſchen zu herrſchen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; aber er wußte den Ruhm ſeiner Feldherrn ſich zuzueignen. Entſchloſſenheit und ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofſitte empor. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einſt im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verſe gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte ſeiner Zeit öffnete ſein Herz der edlern Liebe. Er liebte mit Schwärmerei und Beſtändigkeit; er äußerte ſeine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anſtand. Bei ſeinem trefflichen Gedächtniß war ſein Urtheil geſund und zuſammenhängend; er wußte zur rechten Zeit das Schickliche mit Würde und Feinheit zu ſagen; er verſtand durch Worte zu ſtrafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron, nachdem ſie, durch viele Gönner unterſtützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Penſion von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre longtems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Folgender Zug beweiſet, daß er ſelbſt in die Großmuth Repräſentation legte. Als der Marques von Uxilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müſſen, begab er ſich an den Hof, und warf ſich dem Könige, deſſen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen, indem er ſich auf die Gründe der Uebergabe bezog. „Stehen ſie auf, Marquis," ſagte der König, „Sie haben die Feſtung als ein Mann von Herz vertheidigt, und als ein Mann von Verſtande capitulirt." Nicht weniger Geiſt, als Huld, zeigte die Art, mit welcher Ludwig dem alten Boileau, der ſich nach Auteuil zurückgezogen hatte, und nur ſelten bei Hofe erſchien, zu erkennen gab, daß, wenn ihm ſeine Geſundheit nach Verſailles zu kommen erlaube, er ſtets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbſt über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einſt ein Madrigal des Königs ſehr ſchlecht fand, freuete ſich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfaſſer nicht kannte, ſo freimüthig geſprochen habe. Auch Boileau durfte Verſe tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerſpruch nicht übel: „er verſteht das, es iſt ſein Fach!" Niedrige Schmeicheleien wies er von ſich zurück: ſo verwarf er die Preisfrage der franzöſiſchen Academie: „welche von den Tugenden des Königs wohl den Vorzug verdiene?" Dagegen trug er durch die Achtung

welche er Boileau, Racine, Moliere, Boſſuet, Maſſillon u. A. bewies, dazu bei, daß man in den erſten Claſſen der Geſellſchaft Kunſt und Literatur ſchätzen lernte, und talentvolle Männer in dieſelben gern aufnahm. Allein auch dieſe Form war nichts, als nur ein glänzendes Mittel zu beherrſchen. Corneille und Lafontaine, auch die verdienſtvollen Gelehrten des Portroyal blieben von ihm unbemerkt. Der große Arnaud, Lehrer von der Sorbonne, mußte ſeit 1641 faſt ganz verborgen leben und ſtarb in der Verbannung. — Ludwig war 20 Jahre alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin ſtarb. „An wen ſollen wir jetzt uns wenden?“ fragten ihn ſeine Staatsſecretäre. „An mich!“ antwortete er mit Würde; und der ſchönſte Mann des Königreichs, in völliger Unwiſſenheit aufgewachſen, das Herz voll romantiſcher Galanterie, verlor keinen Anlaß, ſich zu unterrichten. Er arbeitete in der erſten Hälfte ſeiner Regierung täglich acht Stunden. Aber ſein natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über, und ſein Sinn für Pracht wandte ſich zu nutzloſer Verſchwendung, ſeine Feſtigkeit zum Deſpotismus hin. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, ſagte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete ſie nicht; mein Vater liebte ſie nicht, aber er fürchtete ſie; ich liebe ſie weder, noch fürchte ich ſie.“ Dieſelbe Härte zeigte er gegen den Oberaufſeher der Finanzen, Fouquet, von welchem er ein Feſt annahm, indem er ihn zu ewigen Gefängniß zu verdammen im Begriffe war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er ſeinen beleidigten Stolz an dem Papſte im J. 1662. Er war, wie man aus ſeinen Instructions pour le Dauphin ſieht, ein Deſpot aus religiöſer Ueberzeugung. Als unumſchränkter Herrſcher hielt er ſich für den Eigenthümer aller Güter ſeiner Unterthanen, doch verpflichtet zu weiſer Benutzung. Indeß verkannte er nur ſelten die außerordentlichen Menſchen, welche ſein Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Theilnahme für jeden Fortſchritt ſeiner Nation. Aber getäuſcht von Selbſtliebe, gab er ſich fremdem Einfluß hin, während er ſich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verſtand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundſätze, als durch den Sinnenreiz. Seine Leichtgläubigkeit ging ſo weit, daß er 1685 dem Nuntius verſicherte, ganze Städte, wie Uzes, Nismes, Montpellier u. a., hätten ſich bekehrt! Während die Reformirten ihrer Güter und Freiheit beraubt wurden, ſtellte er glänzende Jagdfeſte an. Zwei verdienſtvolle Seeoffiziere, die ſich beſcheidene Vorſtellungen über eine Seeſchule zu machen erlaubt hatten, wurden ein Jahr lang verhaftet und caſſirt. Ludwigs Ruhm iſt das Werk ſeiner Miniſter und Feldherren. Türenne und Condé hatten den Sieg an die franzöſiſchen Fahnen gefeſſelt. Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäiſchen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte ſich des Marſchalls von Luxemburg beſondere Geſchicklichkeit in Märſchen und Lagern; dann der Geiſt Catinats und der geſunde Blick des Marſchalls vnn Villars. Zugleich vervollkommnete der kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunſt zur Wiſſenſchaft. Louvois brachte Ordnung in das Heer, das größte und geübteſte in Europa; die Befeſtigungskunſt hob Vauban auf den höchſten Grad der Stärke. Die Unterhandlungskunſt ward einheimiſch in Frankreich durch Männer wie Eſtrades und d'Avaux: auch Ludwig ſelbſt verſtand es, über Staatsſachen mit den Geſandten unmittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des Hofes, die Kühnheit

im Cabinet und im Felde, der Ruhm der Waffen wie der Künſte, führten die franzöſiſche Sprache an den Höfen von Europa ein, und ſeit dem nymweger Frieden 1678 drängte ſie nach und nach die lateiniſche aus dem Beſitze des Rechts, die öffentliche Staatenſprache zu ſein. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieſer ordnende, ſchaffende, vorſehende Mann rüſtete die großen ſtehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerſt dieſe Laſt auf alle Regierungen Europas; zugleich hielt er hundert Linienſchiffe, und beförderte Gewerbfleiß, Schifffahrt und Handel. Es entſtand die erſte franzöſiſche Niederlaſſung in Oſtindien, zu Pondichery. So entwickelte Colbert Frankreichs erſtaunenswürdige Kräfte, ſeine Volksmenge, ſeinen natürlichen Ruhm, den eigentlichen Geiſt und den Geſchmack der Nation. Aber nach ſeinem Tode (1683) pflückten Louvois und Ludwig die Frucht, indem ſie den Baum umhieben. Der Stolz des Königs und die Eitelkeit der Nation boten dazu der Herrſchſucht des despotiſchen Kriegsminiſters die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunct des Widerſtandes; ſo ſehr gefiel ſich die Nation in dem Glanze einer harten und verſchwenderiſchen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des Edict von Nantes, (welche Benj. Conſtant treffend l'erreur de Louis XIV. et le crime de son conseil genannt hat) der Bau von Verſailles, der Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelms III. von England tiefblickende Staatskunſt ſtürzten Ludwigs Macht im ſpaniſchen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umſtände, die Meinung des Zeitalters, und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen Volks hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der Tod raffte ſchnell diejenigen hinweg, die ihm am nächſten ſtanden; zuerſt ſeinen einzigen Sohn, hierauf ſeinen Enkel und deſſen Gemahlin und deſſen älteſten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte Hofkunſt, Ueberſättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon geiſtig-fromme Ueberlegenheit mit des Beichtvaters la Chaiſe und ſeines weit ſchlimmern Nachfolgers Tellier (ſeit 1709) betäubender Einrede, machten das ſtumpfe Herz des königlichen Greiſes gegen ſeines Reiches Zuſtand gleichgültig. Der ſtolze Ludwig, der alles ſelbſt zu thun wähnte, der nach dem Tode ſeiner großen Miniſter junge Männer nahm, die er nach ſeiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von ſeinem Beichtvater Tellier ſo irre geführt, daß er die nach deſſen Plane von drei Jeſuiten entworfene Conſtitution Unigenitus, als Bulle, von dem ebenfalls getäuſchten Papſte Clemens IX. im J. 1713 ſich zuſchicken ließ, und ſo der jeſuitiſchen Partei den Triumph über die edlern Gegner verſchaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Seelengröße (oder war es unempfindliche Kälte?) und Standhaftigkeit im Tode, ſo wie bei den Unglücksfällen, die in den letzten Jahren ſeinen Thron und ſein Haus erſchütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Throns fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geſchlagen werden ſollte. Heinſius, Eugen und Marlborough hatten nämlich, ehe Joſephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain dem zweiten Enkel Ludwigs die ſpaniſche Krone ſicherten, Frankreichs und Ludwigs Stolz aufs tiefſte gebeugt. Er entſchloß ſich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden verwarf er mit Unwillen. Als endlich Philipp in Madrid regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abſchiede zu ſeinem En-

kel ſagte: Il n'y a plus de Pyrénées, gehofft hatte; und auf Frankreich laſtete eine Schuld von 2500 Millionen Livres! Der Plan, Spanien an Frankreich zu feſſeln, um der Verbindung Englands mit Holland, (welche Frankreichs Entwickelung durch Handlung, Schifffahrt und Colonien bedrohete) entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erſchöpfung herbei, und legte den Grund zu jener Revolution, die erſt 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen ſollte. Grouvelle ſagte daher mit Recht von ihm: On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de la vertu. Les malheurs des régnes, qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! Eben ſo beurtheilt ihn die Frau von Staël in ihren Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. — Was man das Zeitalter Ludwigs XIV., verglichen mit denen des Perikles, des Auguſtus und der Medici, nennt, war eine Frucht des Aufſchwungs des Nationalgenies. Indeß hielt Ludwig, der ſelbſt keinen großen, umfaſſenden Geiſt beſaß, der ſich mit Kleinigkeiten viel und mühſam beſchäftigte, Geiſt und Genie für wichtige Mittel ſeiner Pläne. Nach Colberts Rath ſtiftete er die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und die der Inſchriften; er vervollkommnete die franzöſiſche Akademie; er ermunterte vortreffliche Schriftſteller, ſeinen Ruhm und die franzöſiſche Sprache über den Haß der Völker zu erheben, und ihr Wirkungskreis reichte weiter, als ſeine Heere. Seine Nation ward die Geſetzgeberin von Europa in Sachen des Geſchmackes und Witzes; der Ton der franzöſiſchen Geſellſchaft ward eine Modepuppe für die deutſchen Höfe, und verdarb den Geiſt des Adels, indem er die Sitten abſchliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergeſſen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugonotten franzöſiſche Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunſt zu gefallen beſeelte alle Künſte in Frankreich; ſie öffnete ſelbſt der Wiſſenſchaft den Weg in die Zirkel der gebildeten Stände. Dieſes Verdienſt gebührt jenem Pascal, der ſeine Sprache eben ſo kräftig als fein ſchrieb; dem Adler von Meaux, dem erhabenen Boſſuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs betroffenes Selbſtbewußtſein dieſem ächt evangeliſchen Manne, dem Erzieher ſeines Enkels, des vortrefflichen Düc de Bourgogne, nie, ſein Meiſterwerk, den Telemach geſchrieben zu haben. Dieſe Vorgänger, und der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei ſeinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geiſtreiche Spötter Boileau, des claſſiſchen Racine edler Freund: dieſe großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philoſophie in Frankreich. Ihr electriſcher Schlag weckte, wie Johannes von Müller ſagt, unſern Norden aus dem einförmigen Studienweſen der Univerſitäten. Auch die bildende Kunſt trat in jenen dämoniſchen Kreis. An le Brüns Kunſtepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemählde von dieſem Meiſter im Muſeum des Louvre. Die flamländiſche Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige nicht. Le Sueur, Pouſſin und Mignard wurden die Zierden der franzöſiſchen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete ſich Girardon aus. Le Nôtre ſchuf die Gärten des prächtigen Verſailles; Perrault baute die Colonnade des Louvre, Hardouin Manſard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der franzöſiſchen Tonkunſt. Faſt alles, was den Reiſenden in Staunen ſetzt, die meiſten großen Denkmähler entſtanden unter Lud-

wigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiff-
bau- und Feſtungsgebäude zu Breſt, Rochefort, l'Orient, Havre,
Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der Canal von Languedoc verband
auf ſein Geheiß das mittelländiſche Meer mit dem Ocean. Dieß iſt
Ludwigs Zeitalter! — Man vergl. Voltaires Siècle de Louis
XIV. et de Louis XV., das aber nach Spittler mehr ein geſchmack-
voller hiſtoriſcher Entwurf, als eigentliche Geſchichte iſt. Man höre
dagegen den kauſtiſchen, aber wahrheitsliebenden und ſicher urthei-
lenden Hofmann, den Duc de St. Simon, in ſ. Oeuvres complètes
pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de
Louis XV. Auch die Mémoires de Dangeau, ſowohl die, welche
Frau von Genlis, als die, welche Lemontey in ſ. Essai sur l'établis-
sement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818) bekannt gemacht
hat, zeigen, wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz
ſeiner Würde umgab. Noch müſſen die von dem Diplomatiker Grou-
velle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis
XIV. T. 1—6, à Paris, 1806, 8. genannt werden; und die in dieſe
Sammlung aufgenommenen Considérations sur Louis XIV. von Grou-
velle, die, obgleich zu günſtig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur
Geſchichte dieſes Monarchen ſind. Die in jenen Werken befindlichen
Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 — 1663 hat Peliſſon
größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen
des Königs niedergeſchrieben. Es herrſcht in denſelben nicht allein
der Geiſt des Königs, ſondern ſelbſt im Style iſt ſein Ton unver-
kennbar. Sie beweiſen übrigens, ſo langweilig auch an ſich der ein-
tönige, dürre, mit ſpaniſchem Ernſte fortſchreitende Vortrag iſt, das
gerade, geſunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgeſtell-
ten Maximen ſind höchſt einſeitig oder falſch. Doch Ludwig ſelbſt
befolgte die beſſern nicht in ſeinen ſpätern Jahren. Er warnt z. B.
den Dauphin vor dem Einfluſſe der Günſtlinge, noch mehr vor Frau-
enliebe, die den Geiſt von Geſchäften abziehe, nicht ſich in dieſe
miſchen ſolle. Wie ſehr vergaß dies Ludwig im Umgange mit der
Frau von Maintenon! Auch enthalten jene Schriften, außer andern
geſchichtlichen Erinnerungen, mehrere Aufklärungen über die von Lud-
wig XIV. ſelbſt an deutſchen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte
Beſtechungspolitik. Die mémoires und pièces militaires, welche den
3. und 4. Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von
1672 bis 1678 und den von 1692. Sie ſollen nach Grimoards Vor-
bericht für das Studium der Kriegsgeſchichte nicht unerheblich ſein.
Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden ſeiner Werke ſind größ-
tentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geiſtestrocken-
heit und Ideenarmuth Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an
Philipp V. eine Ausnahme. Bemerkenswerth iſt die Höflichkeit und
Würde, mit der dieſer ſtolze König an ſeine Miniſter und Generale
ſchreibt. Dieſer feine Ton ward damals allgemein und gab der
Sprache wie den Sitten jene gefällige Ausbildung, welche die Aus-
länder nach Paris zog. Iſt nach dieſem Allem Ludwig groß zu nen-
nen? Er ſteht vor uns ausgezeichnet durch ſeltene Naturgaben; ganz
ein Franzoſe, ſchimmernd vor Ruhm, anziehend durch edle und ge-
fällige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne
Geiſt, der dem Verſtande Achtung abnöthigt, und erhaben durch
jene Willenskraft, von der ſeine Nation am willigſten ſich beugt;
aber er ging weder ſeinem Zeitalter voran, noch ragt er über daſ-
ſelbe hervor. Dieſes war vielmehr größer als Er. K.

Ludwigs XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieſer Regierung war die Periode vom pyrenäiſchen Frieden, den Mazarin im J. 1659 ſchloß, bis zum Tode des großen Colbert im J. 1683. Jener Friede dauerte aber nur bis zum J. 1665, wo Ludwigs XIV. Herrſchſucht nach dem Tode Philipps IV. Königs von Spanien ſeines Schwiegervaters, kraft eines ſogenannten Revolutionsrechts (welches ein Privatgeſetz in einem Theile der Niederlande war, keineswegs aber, als Staatsgeſetz, auf die Erbfolge in dieſen Staaten ſelbſt angewandt werden konnte) Anſpruch auf die ſpaniſchen Niederlande machte. Holland ſchloß daher mit England und Schweden 1668 zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz, durch welche, ungeachtet Ludwig in zwei Feldzügen Sieger war, der aachner Friede (v. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Ludwig behielt zwar die eroberten niederländiſchen Plätze, hatte aber ſeine Abſicht auf ganz Belgien aufgeben müſſen; da er nun dies jener Tripelallianz zuſchrieb, ſo beſchloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieſer Republick loszureißen und mit ſich ſelbſt zu verbinden gewußt hatte. Dieſer ohne Rückſicht auf Frankreichs Handel, dem er ſehr nachtheilig ward, unternommene Krieg, in welchem bald auch Spanien, der Kaiſer und Brandenburg wider Frankreich auftraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geſchloſſenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeſte verlor, Ludwig XIV. hingegen von Spanien die Grafſchaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher als Zubehör des burgundiſchen Kreiſes unter der Hoheit des deutſchen Reichs beſeſſen hatte, und 16 niederländiſche Plätze erhielt. Auch verlor Ludwig in dieſem Kriege ſeine beiden größten Feldherren, Türenne und Condé, der erſtere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab ſich 1676 wegen ſeiner geſchwächten Geſundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es ſehr heilſam für Ludwig geweſen, in ſeinen Vergrößerungsplanen ſtill zu ſtehen; allein unmittelbar darauf begann er die ſogenannten Reunionen. Es waren nämlich in den 3 letzten Friedenstractaten an Frankreich eine Menge Plätze mit allem Zubehör abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommiſſion ausgemacht worden, was dazu gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breiſach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens Alles zuſprechen mußten, was nur einigermaaßen zu dieſen Dependenzen gerechnet werden konnte. So erwarb Frankreich große Diſtrikte an den niederländiſchen und deutſchen Grenzen. Gern hätte ſich Ludwig auch Straßburg zuſprechen laſſen; da aber ſelbſt die Reunionskammern keinen förmlichen Anſpruch darauf erheben konnten, ſo wurde dieſer wichtige Ort in der Stille mit ſo vielen franzöſiſchen Truppen umringt, daß er ſich 1681 ohne Schwertſchlag ergeben mußte. Zwar führten Spanien und das deutſche Reich dagegen Beſchwerde; beide fanden aber gerathen, im J. 1684 einen 20jährigen Waffenſtillſtand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem dieſer einſtweilen außer Straßburg, Luxemburg u. a. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Oerter behielt. Unterdeſſen war 1683 Colbert geſtorben. Von dieſer Zeit an ſank Frankreich eben ſo ſchnell wieder, als es ſich unter Colberts Verwaltung gehoben hatte. Der erſte Schlag, der Frankreich traf, war die nach mehrjährigen gewaltſamen Bedrückungen der Reformirten erfolgte

Aufhebung des Edicts von Nantes (d. 22. Oct. 1688), wodurch das Reich gegen 700,000 der nützlichſten Unterthanen verlor. Zu dieſem Beſchluſſe hatte ſich der König durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengeſetzten, Parteien am Hofe, des Staatsſecretärs Louvois und der (mit dem ſonſt gutmüthigen Beichtvater des Königs, la Chaiſe, in Gemeinſchaft handelnden) Maintenon, überreden laſſen, während Colbert bis an ſeinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlaſſen konnten, hintertrieben hatte. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois Veranlaſſung, trotz des 20jährigen Waffenſtillſtandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Dieſen Krieg, den Ludwig 9 Jahre hindurch (von 1688 — 1697) gegen Deutſchland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, endigte der ryswicker Friede (1697), in welchem Ludwig alle reunirte Orte wieder herausgab, und überdies Breiſach, Freiburg, Kehl und Philippsburg, nebſt allen kleineren, dieſſeits des Rheins von Frankreich angelegten Feſtungen, an Deutſchland abtrat. Wiewohl Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger als Beſiegter war, ſo wollte er doch durchaus Frieden haben. Sein im Innern geſchwächtes Reich, beſonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege ſeine Abſichten auf die ſpaniſche Erbfolge verfehlen könnte, nöthigten ihn zur Nachgiebigkeit. Der von Ludwig erwartete Tod Carls II., Königs von Spanien, erfolgte zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte ſchon vorher mit England und Holland wegen der ſpaniſchen Erbfolge Theilungs-Tractate geſchloſſen; Carl II. hingegen, in einem geheimen Teſtamente, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen Monarchie eingeſetzt. Ludwig hielt ſich nach Carls II. Tode an dieſes Teſtament, wodurch er in den 11jährigen ſpaniſchen Erbfolgekrieg (1702 — 1713) verwickelt wurde, den er überdies durch die wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des engliſchen Prätendenten (des Sohns des vertriebenen Königs Jacobs II.) beſchleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er viele ſeiner großen Männer im Cabinet wie im Felde verloren, da hingegen ſeine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiſer und das deutſche Reich, Preußen, Portugal und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, Eugen und Marlborough, entgegenſetzen konnten. Frankreich litt unausſprechlich durch dieſen Krieg, der ſich endlich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte (welcher aber wegen der zu harten Bedingungen ſeiner Feinde nie zu Stande kam), durch die Vereinigung mehrerer glücklicher Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politiſchen Syſteme von England, vermittelſt der Friedensſchlüſſe zu Utrecht (1713), Raſtadt und Baden (1714) endigte. Ludwig trat zwar einiges an England, Holland und Savoyen ab, ſah aber doch ſeinen Enkel (wiewohl gegen Renunciationen zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Kronen) unter dem Namen Philipp V., als König von Spanien, anerkannt. Der innere Wohlſtand des Reichs war durch dieſen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des J. 1712 ſich auf 835 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet. Was Ludwigs Eroberungsluſt vorzüglich reizte und unterhielt, war das ſtets ſchlagfertige Heer. Er hielt eine größere ſtehende Armee, als irgend ein Fürſt ſeiner Zeit. Ihre Zahl ſtieg von 140,000 bis auf

300 000 Mann. Ueber die Staatskunſt Ludwigs XV. ſtehe hier Flaſſans Urtheil. „Das Cabinet Ludwigs XIV., ſagt dieſer Schriftſteller, zeigt, ungeachtet der Verſchiedenheit der Talente ſeiner Miniſter, in ſeinen wichtigſten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten faſt beſtändig denſelben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geiſt ſeiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie ſein Cabinet die Verträge zu Münſter, den pyrenäiſchen und nymweger Frieden verſtanden wiſſen wollte, ſo wie die Entſagungsacte der Königin Maria Thereſia. Die Mittel, ſolche willkührliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, liſtige Unterhandlungen, geſchickte Kundſchafter und Beſtechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II. von England, ihre Miniſter und Maitreſſen in ſein Intereſſe zu ziehen. Gegen ſeine Feinde gebrauchte er, ſelbſt in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Völkeraufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Grenzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptſtadt gegen etwanige Unfälle des Krieges ſicher ſtellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verſchaffte ſeiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigſten Seeſtaaten. Auf dem feſten Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entſchiedenes Uebergewicht, ſo daß er keine Coalition der Continental-Mächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich ſeine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutſchen Fürſten bei.) Seitdem ſank er etwas von dieſer Höhe herab; blieb aber immer der erſte Souverän in Europa, ſelbſt nach ſeinen Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geſchloſſenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oeſterreich noch das deutſche Reich lange Widerſtand leiſten." Zu dieſer auswärtigen, durch die Schwächen und Staatsfehler der Nachbaren begünſtigten Politik, kam noch Polizei-Willkühr in der inneren Verwaltung. Das von d'Argenſon in Ludwigs letzten Jahren gebildete Syſtem der Polizei, ward in ſeinen Wirkungen ſo furchtbar, als eine Inquiſition. Wie verhaßt übrigens die Franzoſen damals den Deutſchen durch ihre Denk- und Handlungsweiſe in und außer dem Felde geworden waren, beweiſet ein im J. 1672 gedruckter lateiniſcher Aufruf eines deutſchen Grenzwächters an ſeine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe ſtehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilent." — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;" — „si non vis falli, fugias consortia Galli!" Der wackere deutſche nennt die Franzoſen gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem juraque gentium violantem, und apoſtrophirt ſie alſo: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieſer Aufruf beurkundet den Haß der Völker, welchen die galliſche Staatsliſt ſeit Richelieu aufreizte. Türken und Franzoſen galten unſern Vätern als die Erbfeinde der Chriſtenheit. K.

Ludwig XV., der Urenkel Ludwigs XIV., und der Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Duc de Bourgogne; geb. d.

15. Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, ſtarb d. 10. Mai 1774. Er vermählte ſich 1725 mit Marie, T. des Stanislaus Leszinsky (ſt. 1768). Die Geſchichte Ludwigs XV. von Antoine Fantin Desodoards (Paris 3 Th. J. IV. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV. von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Th. 1796. 8.) leiſten das nicht, was man nach Voltaires Werk über die Regierung dieſes Königs von franzöſiſchen Schriftſtellern erwarten konnte. Die Memoires von Duclos, St. Simon und ähnliche, die Geſchichte Frankreichs im 18. Jahrh. von Lacretelle (Paris, 6 Th. 1811. 8, deutſch von Sander mit Berichtigungen), und die bekannte Schrift: La vie privée de Louis XV. (4 voll. 8.) enthalten wichtige Materialien zu der Geſchichte dieſes unwürdigen, willenloſen Königs, der durch Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar machte. Das Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, und auf welches er und ſein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht blos die Entſtehung, ſondern auch den Geiſt und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieſer Schuld auf die Regentſchaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Cardinal Dubois bis zum J. 1723 führten (ſ. d. Art. Orleans, Regent). Der Geſchichtſchreiber Ludwigs wird ſeine Perſönlichkeit, ſeine Regierung und ſeine Zeitgenoſſen, nach ihren gemeinſchaftlichen Beziehungen darſtellen, und dabei die fortwirkenden Einflüſſe des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöſe und politiſche Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die während ſeiner Regierung ſich erhebende Gewalt der öffentlichen Meinungen in Frankreich ſcharf ins Auge faſſen müſſen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. beſteht in jener geiſtigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit neuer wiſſenſchaftlicher Anſichten, die in das Leben eindrangen. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verſtandes von der Sittlichkeit, der Leidenſchaften von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband ſich mit einer gewinnſüchtigen Selbſtſucht, welche durch die leichtſinnigen Finanzplane Laws und des Regenten geweckt, durch den Banquerot von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philoſophie des Tages in Schutz genommen oder entſchuldigt wurde. Aus dieſer Genußgier und Selbſtſucht entwickelten ſich die meiſten Fehler und Laſter von Ludwigs XV. Zeitgenoſſen. Es entſtand eine Sittenvergiftung, welche ſich bei der Eitelkeit und dem Leichtſinne der Nation immer weiter verbreitete, und immer tiefer an den Wurzeln des Gemeingeiſtes und jeder Bürgertugend nagte. — Ludwig XIV. nahm mit den Worten von ſeinem Urenkel und Nachfolger Abſchied: „ich habe wider meine Neigung meinem Volke große Laſten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Beſte des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen.“ Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und ſich einer ſchamloſen Freude überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, (die ſtärkſte Aeußerung des Despotismus) welches ihn der Regent zur Beſtätigung ſeiner Regentſchaft halten ließ,

ſich für eine Vorſtellung machen? Wie ganz anders dachte ſein Vater, der edle Duc de Bourgogne, welcher die Abſicht hatte, wenn er den Thron beſtiege, dem Volke ſeine verlornen Rechte wieder zu geben! — Erſt mit dem ſiebenten Jahre kam Ludwig unter männliche Aufſicht. Sein Führer, der Marſchall von Villeroi, war aber kein Montauſier, Beauvilliers oder Fenelon. Als einſt Ludwig von einer gefährlichen Krankheit genas, äußerte das Volk ſeine Freude durch wiederholte Feſtlichkeiten. Der Hof und der Garten der Tuilerien wurde nicht leer von Menſchen. Da führte Villeroi den König von einem Fenſter zum andern. „Hier ſehen Sie, mein König; Ihr Volk; dieſes Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie ſehen, iſt Ihr Eigenthum; Sie ſind Herr und Meiſter davon!" Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, beſcheidene Fleury, Biſchof von Frejus, gewann das Vertrauen ſeines Zöglings auf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger Einfluß erhielt, war ſein Beichtvater, der Jeſuit Linieres. Der Cardinal Dubois hatte deſſen Ernennung zu dieſer wichtigen Stelle, gegen Fleurys Wunſch und den Rath des wackern Cardinals Noailles, durchgeſetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, im J. 1724, auf ſeines Lehrers Rath, den Duc de Bourbon zum oberſten Staatsminiſter ernannte; doch konnte dieſer nichts ohne Wiſſen und Zuſtimmung des 73jährigen Prälaten unternehmen. Bis jetzt hatte der König, welcher im J. 1723 die Regierung ſelbſt antrat, dem bisherigen Regenten aber, als erſten Staatsminiſter, die Leitung der Geſchäfte anvertraute, eine gänzliche Willenloſigkeit gezeigt. Man beſtimmte ihm eine ſpaniſche Prinzeſſin von 6 Jahren zur Gemahlin; man ſchickte ſie ihren Aeltern zurück; man verwies vom Hofe den Marſchall von Villeroi; man vermählte den König mit Maria Leszinska, ohne daß er bei dieſem allen mehr, als eine gleichgültige Nachgiebigkeit bewieſen hätte. Als aber die Partei des Duc den Prälaten entfernen wollte, und der beleidigte Fleury ſich in ſein Landhaus zurückgezogen hatte: da verlangte der König ſeine Rückkehr mit ſolcher Feſtigkeit, daß der Duc ſelbſt an den Prälaten ſchreiben, und ihn im Namen des Königs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, im J. 1726, trat Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines oberſten Miniſters ab, war es aber bis an ſeinen Tod (im J. 1743). Seine Verſtellungskunſt ging auf den König über, in deſſen Privatleben jetzt eine große Veränderung, wahrſcheinlich ſelbſt durch Fleury begünſtigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche ſeine Jugend, ſein Fleiß und einige gutmüthige Aeußerungen von ihm gegeben hatten, erſtickte im ſinnlichen Genuß und in der Ueppigkeit des Hoflebens. — Der friedliche, auf Ordnung und Sparſamkeit hinarbeitende Cardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer 7jährigen Ruhe; dennoch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus beizulegen. Bald ſah er ſich wider ſeinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich Auguſt II., König von Polen, im J. 1733 geſtorben war, wünſchte Ludwig XV., ſeinen Schwiegervater, den edlen Stanislaus Leszinsky, zu Auguſts Nachfolger erwählt zu ſehen, und erklärte, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht geſtört werden ſollte; allein der Kaiſer Carl VI. ſchloß mit dem Churfürſten von Sachſen ein Bündniß, unterſtützte deſſen Wahl zum Könige von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt. Doch erhielt Frankreich nach zwei Feldzügen, für den aus

Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Leszinsky, durch die wiener Präliminarien 1735, den Beſitz des, nachher von Frankreich abgetretenen, Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. (Tode (im J. 1740) zog des franzöſiſchen Marſchalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatiſchen Sanction widerſprechender, Entwurf, die öſterreichiſche Erbmacht zu zerſtückeln, den alten Cardinal in einen Krieg hinein, deſſen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Miniſters vereitelte. Frankreichs Heere fochten für das Intereſſe eines Alliirten, des Churfürſten von Baiern, welcher die ganze öſterreichiſche Monarchie in Anſpruch nahm. England war auf Maria Thereſias Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle und Broglio die Trümmern der geſchlagenen Heere aus Böhmen und Baiern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die franzöſiſche Seemacht vernachläſſigt. Nach ſeinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Moritz von Sachſen (ſ. d. Art.) Siege den franzöſiſchen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im aachner Frieden (1748) die verlorenen Colonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitiſchen Krieg mehr als je erſchöpft. Ludwig hatte ſelbſt an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine ſchwere Krankheit fiel, den Beinamen des **Vielgeliebten** (le-bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzoſen war größer als ſein Verdienſt: denn Ludwig machte ſich ſeit dieſer Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabſank, und die Führung der Staatsgeſchäfte der Marquiſe von **Pompadour** (ſ. d. Art.) überließ. Dieſe war Regentin; der Monarch ſchien abweſend zu ſein; ihn beſchäftigten nur ſeine Orgien, oder kindiſche Unterhaltungen und Deſpotenfurcht. Er zeigte ſich ohne Würde, als das Spiel kleiner Leidenſchaften, und das Werkzeug fremden Einfluſſes. Die Nation, auf welche eine ſo kraftloſe Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, kühne Hoffnungen, neue Syſteme beluſtigten und beſchäftigten alle Claſſen der Geſellſchaft. Jeder ſehnte ſich nach einem neuen, beſſern Zuſtande; der Gehorſam wurde immer ſchlaffer; der Wunſch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts, als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrſchſüchtigen Pompadour. Während ſie ihn ein ſchändliches Serailleben führen ließ, gab ſie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch ſchimmernde Eigenſchaften zu ihr ſich hinzudrängen wußten. Sie gewöhnte den König an die acquits du comptant, oder Anweiſungen auf Zahlungen, welche den Schatz nach Willkühr erſchöpften und das Rechnungsweſen zerrütteten. Die Koſten des ſogenannten Hirſchparks (parc-aux-cerfs), das ſchändlichſte Mittel für Ludwigs verächtliche Wolluſt, wurden mit ſolchen Acquits beſtritten, und Lacretelle glaubt ſie (ſeit 1733), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen ſchätzen zu können! Ludwig ſpielte gern hoch, und legte dazu eine Privatcaſſe an, deren Verluſt er aber aus der Staatscaſſe erſetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entſchädigt. Um jene Caſſe zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreiſe beſchäftigte ihn ganz im entgegengeſetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu dieſem ſchimpflichen Handel ein Capital von 10 Millionen

aus ſeinem Privatſchatze an, und ließ ohne Scheu in dem Staatsalmanach vom J. 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le compte de S. M. aufführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; in ſofern machte ihm ſelbſt das bekannte phyſiokratiſche Syſtem ſeines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn ſeinen Penſeur, hörte gern, wenn er die Handlungen der Miniſter tadelte, kümmerte ſich aber nicht um die Anwendung ſeiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er ſich öffentlich mit der Artigkeit eines franzöſiſchen Ritters, miſchte ſich aber zugleich in ihre kleinen Händel, und ſpielte die Rolle eines Vertrauten; denn er war neugierig und wußte um alle Hofintriguen in Europa. In dieſer Abſicht unterhielt er geheime Agenten, von denen oft ſeine Miniſter nichts erfuhren. Das ernſte, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf ihn keinen bleibenden Eindruck. Doch ſchien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald ſuchte und fand er Troſt in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrſchte ihn die du Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Millionen Livres gekoſtet haben ſoll. Als Ludwig älter wurde, nahmen ſeine Frömmelei und Stumpfheit zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit verſank. Seine geheimen Ausſchweifungen entehrten die Unſchuld und vergifteten das Familienglück ſeinen Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte ſich gegen einen ſolchen König durch Satiren, Kupferſtiche, Spottlieder und Libelle, an welche ſich das Volk ſchon unter der Regentſchaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten dem Könige das verlorne Anſehn nicht wiedergeben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimteſten Beſchuldigungen, und Ludwig entzog ſich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Bei dieſer ſtumpfen Sorgloſigkeit nahm die franzöſiſche Frivolität immer mehr überhand; Jedermann war mit Kleinigkeiten und perſönlichen Entwürfen beſchäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, Finanzen und Kriegsweſen wurden vernachläſſigt. Gleichwohl ſah ſich Frankreich im J. 1754 wegen der Forts am Ohiofluſſe in America mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieſer Kampf nichts bedeute, trat es leichtſinnig (im Jahre 1756) auf die Seite Oeſterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Sarcasmen beleidigte, Pompadour gewonnen. Dieſe ließ einen Lothringer, den Duc de Choiſeul, an des Abbé Bernis Stelle zum dirigirenden Miniſter ernennen; und es wurde im J. 1758 den 30. Dec. ein neuer Allianzvertrag zu Verſailles mit Oeſterreich geſchloſſen, der eben ſo ſeltſam, als in der Geſchichte einzig iſt (ſ. Choiſeul). Die Franzoſen erlitten zu Waſſer und zu Lande große Verluſte; ſelbſt ihr militäriſcher Ruf war ſeit der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) ſehr geſunken; und nach ſieben unglücklichen Jahren mußten ſie ſich glücklich ſchätzen, daß Choiſeul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abſchloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Miſſiſippi, Cap Breton und die Inſeln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereigniſſen gleichgültig. Als er den Marſchall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder ſah, wandte er ſich blos mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geſchmeckt?“ Der berühmte Bourboniſche Familien-Tractat, durch welchen Choiſeul im

Laufe des Krieges im J. 1761, Spaniens, Siciliens und Parmas Politik mit dem franzöſiſchen Staatsminiſter auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete ſich Choiſeuls Miniſterium durch mehrere oft gewaltſame Reformen aus; insbeſondere durch die Vertreibung der Jeſuiten aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerbung von Corſica (1769). Bald darauf ſtürzte die Du Barri, in Vereinigung mit dem Canzler Maupeou, den Herzog von Choiſeul und erhob den Herzog von Aiguillon auf deſſen Poſten. Sein Proceß war die Veranlaſſung, daß der König in der Nacht vom 20. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch verſiegelte Cabinetsordres aus Paris verwies; eine Unternehmung, welche kein König von Frankreich je für möglich gehalten hätte. Das verrufene Edict, welches der Canzler Maupeou damals erließ, nannte den König den einzigen und höchſten Geſetzgeber ſeines Königreichs, der dem Parlamente zwar Vorſtellungen gegen ein neues Geſetz erlaube, allein, nach zweimal gemachten Bemerkungen, unbedingten Gehorſam fordern könne. So erhob Maupeou den unumſchränkten Willen des Monarchen zu einem Verfaſſungsgeſetz! Ein ſeiner würdiges Gegenbild war der Generalcontrolleur der Finanzen, der Abbe Terrai, der das Land ungeheuer ausſog, während er ſich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Livres erwarb. In dem Maße, als der König im Innern verachtet war, fiel zugleich auch Frankreichs auswärtiges Anſehn. Polen wurde im J. 1778, ohne Frankreich zu fragen, zerſtückelt. Endlich ſtarb der zu einem völligen Nichts herabgeſunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (ſ. d. Art.), im J. 1757, verſuchte Meſſerſtich, noch das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderblattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin Du Barri ſeine Melancholie zerſtreuen wollte, angeſteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlaſt von 4000 Mill. Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. War die Regierung Ludwigs ſchwach und dem Staate verderblich, ſo erhob ſich deſto kräftiger der Geiſt der Nation, geweckt durch die Zeiten Ludwigs XIV. und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft. In Paris entſtanden ſchöne und gemeinnützige Anſtalten; Paläſte und Kirchen wurden gebauet, z. B. der Dom de St. Genoveve von Soufflot u. a.; der Kriegsminiſter Graf d'Argenſon gründete im J. 1751 die Kriegsſchule von Paris, und ließ die Champs Elisées anlegen, der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bordeaux's ſchmückte dieſe Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Leszinsky ſtellte in Lothringen den öffentlichen Wohlſtand bei geringen Mitteln mit der glücklichſten Einſicht wieder her; und Pigal führte ein prächtiges Denkmahl aus, das dem Marſchall von Sachſen (erſt 1750) in Straßburg errichtet wurde. Unter den vielen Mahlern in dieſer Zeit waren die beſſeren Le Moine und Vernet. Allein der edlere Kunſtgeſchmack verlor ſich unter dem Einfluſſe eines üppigen Hofes, und die Kunſt huldigte dem Luxus. Sie gefiel ſich in eitlem Prachtſchimmer; doch zugleich vervollkommnete ſie die Manufacturen. Der kunſtreiche Vaucanſon wandte ſeinen Erfindungsſinn auf die Verbeſſerung der Gobelins an. Ludwig XV. ſelbſt nahm Antheil an dem Fortgange der auf der Frau von Pompadour Rath geſtifteten Porzellanfabrik zu Sevres. Dagegen ſoll er die Erfindung eines Zerſtörungsmittels,

das furchtbarer als das griechiſche Feuer geweſen ſei, aus Menſchlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn ſie hiſtoriſch erwieſen wäre. Unternehmende und einſichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Colonien Isle de France und Bourbon, und ſelbſt ſein Verleumder, der ränkeſüchtige Dupleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louiſiana, Canada, vorzüglich St. Domingo und die kleinen Antillen, die Colonie am Senegal und die Häfen in der Levante beſchäftigten die franzöſiſche Thätigkeit und bereicherten die Seeſtädte. Allein durch la Bourdonnayes empörend ungerechte Behandlung beraubte der Staat ſich ſelbſt der in Oſtindien über England erhaltenen Vortheile; und während Frankreich durch den leichtſinnig geführten Krieg (von 1756—1762) Canada und mehrere Inſeln verlor, beförderte es durch eigene Schuld die brittiſche Macht in Indien. Bei dem allen erhielt nach und nach durch Reichthum und geiſtige Bildung der dritte Stand Anſehn und Einfluß, der je länger, deſto wirkſamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Character der Beweglichkeit, des Leichtſinns und der Kühnheit an, der ſich ſpäter in der Revolution ſo furchtbar entwickelte. Auffallende Begebenheiten, wie der Prozeß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsſpötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Anſichten in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und Religioſität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkührlichen Gewalt, mit herrſchenden Vorurtheilen und Prieſterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweiſchneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit ſich des Gebietes des Verſtandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernſter Wille und ein gediegener Character. Dieſes unglückliche Zuſammentreffen des öffentlichen Elends mit der ſittlichen Verwilderung erſtickte im praktiſchen Leben ſo manches Samenkorn der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß des Beſſern, welches Männer, wie Montesquieu, denen Frankreich ſeinen geiſtigen Einfluß auf die höheren Claſſen der Geſellſchaft in einem großen Theile von Europa verdankte, auszuſtreuen bemüht waren. Der unwiſſende, ſtumpfſinnige Ludwig XV. hatte einen natürlichen Abſcheu vor allem, was geiſtige Cultur hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftſteller, und ſagte öfters von ihnen: ſie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den erſten Jahren ſeiner Regierung dem Beiſpiele des Cardinals Fleury, welcher die Wiſſenſchaften ſchätzte, und ſpäter gab er dem Urtheile ſeines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche ſich gefiel, eine Beſchützerin des Genies und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den mächtigſten und den dauerndſten Einfluß auf den Geiſt der Nation, deren geiſtiger Repräſentant er genannt werden kann, übte Voltaire aus. Kaum war er aus der Baſtille entlaſſen, als er mit Oedip (im J. 1716) ſeine glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber die Marquiſe bewog ihn dennoch, Voltaire zum Hiſtoriographen und Kammerjunker zu ernennen. Indeß verleidete der dem Dichter Crebillon abſichtlich vom Hofe gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unſterbliche Montesquieu. Seine Lettres persannes (im J. 1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils

und ſein Werk sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, das 1734 erſchien, wurde ſo wie der Esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein claſſiſches Handbuch für das Studium der Politik. Um dieſe Zeit hatte das allgemein angeregte Intereſſe an wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden den Cardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newtons Meinung von der Geſtalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Aequator unternommene Gradmeſſung, ſeit den J. 1735 und 1736, prüfen ließ, und Caſſini's Charte von Frankreich unterſtützte. Darauf traten ſeit 1749 Büffon, J. J. Rouſſeau Diderot, D'Alembert, Düclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftſteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das ſich die Geiſtlichkeit, die Jeſuiten und die Miniſter erhoben. Von dem Werke des J. Helvetius de l'esprit ſagt Malesherbes, daß es eben ſo viel Aufſehen als die Encyclopädie gemacht habe. Die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Kampfe der Philoſophie Antheil. Es bildeten ſich Bureaux d'esprit; und aus dem philoſophiſchen Zirkeln beim Baron v. Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialiſtiſche und atheiſtiſche Schriften hervor, vorzüglich in den J. von 1758 bis 1770. Das berühmteſte darunter iſt das Système de la nature, für deſſen Verfaſſer der Baron von Holbach gehalten wird. Die Religion wurde am frechſten angegriffen von La Methrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die ſämmtlich aus Frankreich verbannt, bei Friedrich II. Schutz ſuchten, deren Meinungen aber in Frankreich Eingang fanden. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerſtand; und die Frivolität des Zeitgeiſtes nahm die kühnſten und glänzendſten Irrthümer am liebſten in Schutz, wenn ſie das Talent des Witzes vortrug. Keine Schrift war für die öffentliche Sittlichkeit ſo verderblich als Voltaire's Pucelle, ein geiſtvolles Gedicht, welches nur der unſaubere Geiſt der Zeiten der Regentſchaft ſeinem Verfaſſer einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall der Beſſern, dieſem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der geſunden Vernunft. Dahin gehören Düclos Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. ſelbſt ſagte: ſie ſind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten ſich laut gegen den Atheismus. Jene Angriffe auf die chriſtliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaires, als der Duc de Choiſeul, um alle Stimmen gegen die Jeſuiten für ſich zu haben, der Philoſophen und des Verfaſſers des Dictionnaire philosophique ſich annahm. Den heftigſten Zorn der Antiphiloſophen reizte Rouſſeau durch ſeinen Emil. Jeſuiten und Janſeniſten vereinigten ſich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Bewunderung, die ihn erhob, Frankreich verlaſſen. Dieſe wenigen Züge können hinreichen, um ſich einen Begriff von dem revolutionairen Geiſte des Zeitalters Ludwig XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längſt im Zuſtande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV. Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch ſein Beiſpiel verdorbene Moral des Volks, und die durch ſeine Verſchwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution und mit ihr den Umſturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, von deſſen zweiter Gemahlin, Marie Joſephe, T. Friedrich Auguſts,

K. von Polen und Churfürſten von Sachſen, geb. den 22. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antonia von Oeſterreich. An ſeiner Erziehung hatte die Gräfin Marſan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, vielen Antheil; und Ludwig hörte auch als König auf ihre Vorſtellung, wovon der Abbé Georgel in ſeinen Memoiren ein merkwürdiges Beiſpiel erzählt. Mit dem beſten Willen, aber in Regierungsgeſchäften völlig unerfahren, beſtieg dieſer unglückliche Fürſt 1774 in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron. Beſcheiden lehnte er den Beinamen des Erſehnten, le désiré, ab, welchen die Nation ihm entgegenrief, die er von der bei der Thronbeſteigung herkömmlichen Abgabe befreite. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765 abſichtlich von allem, was ſich auf ſeine Beſtimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Du Barri ſuchte ſich für die Verachtung, welche der ernſte, ſittlichſtrenge Prinz ihr bewies, der ſeine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, dadurch zu rächen, daß ſie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Miniſter ließen insgeheim die Meinung verbreiten, daß der Prinz hart und weit entfernt von der nachſichtigen Güte ſeines Großvaters ſei. Sein Aeußeres ſchien dieſes zu beſtätigen. Er war gewöhnlich in ſich gekehrt, ſtill und verlegen, und wagte nicht, die Gefühle ſeines Wohlwollens laut werden zu laſſen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte ſich fremd an einem Hofe, wo das Laſter unter tauſend glänzenden Formen ihn umgab. Da Schmeichelei an ihm nicht haftete, ſo wurde er den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiſeul ſagte daher mit Recht: auf dem ſchönſten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, ſondern dem man auch nicht die geringſte Gerechtigkeit widerfahren ließ. In ſeinem Geſichte, das nicht ohne Würde war, drückten ſich die Grundzüge ſeines Charakters aus: Redlichkeit, Unentſchloſſenheit und Schwäche. Doch ſchadete ihm ein gewiſſes ſtörriges Benehmen, das die Mittheilungen der Freundſchaft von ſich wies; den Franzoſen aber mißfiel am meiſten ſeine Haltung, die nichts von der Anmuth hatte, welche faſt alle Prinzen von Geblüt beſaßen. Nur im traulichen Geſpräch ſagte er oft ein ſinnreiches, treffendes Wort, erröthete aber, wenn man es wiederholte. Faſſungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm ſeine Studien; aber leider betrafen ſie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntniſſe eines Fürſten; er beſchäftigte ſich zu ſorgfältig mit dem Beſondern und Kleinlichen. So druckte er im J. 1766 als Dauphin in 25 Exempl.: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelons Werk ſelbſt gezogen. Auch konnte er ſich über geographiſche oder chronologiſche Einzelnheiten gut unterhalten; aber das Pragmatiſche der Geſchichte, wodurch ſie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben, ungeachtet er als Dauphin gute hiſtoriſche Werke geleſen, ſelbſt Humes Geſchichte des Sturzes Carls I., Walpoles hiſtoriſche Zweifel über die Verbrechen, deren Richard III. beſchuldigt worden, und Bruchſtücke aus Gibbons Geſchichte des römiſchen Reichs überſetzt hatte. Letztere Ueberſetzung erſchien unter dem Namen des Herrn le Clerc de Sept Chenes, Vorleſers Ludwigs XVI. Aufrichtig fromm und duldſam neigte er ſich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philoſophen aufgewachſen, zu einer den Menſchen und Völkern wohlwollenden Philoſophie hin. Die Tugenden ſeines Vaters, die ſtille Häus-

lichkeit ſeiner Mutter, hatten ihm einen ſittlich=religiöſen Sinn tief eingeprägt. Doch ſein Beiſpiel ſollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privatmannes ſind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geiſt und Erfahrung, der aber frivol dachte und in Epigrammen glänzen wollte, zu ſeinem Staatsminiſter; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzweſen dem aufgeklärten, genialen und rechtſchaffenen Türgot, der ſtreng nach philoſophiſchen, zum Theil phyſiokratiſchen Grundſätzen die Gebrechen des Staats durch umfaſſende Reformen zu heilen ſich vornahm, und in den privilegirten Ständen die Quelle alles Uebels ſah. Aber ſogleich vereinigten ſich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geiſtlichkeit. Als nun auch die Parlamente auf Maurepas Rath, gegen Türgots Meinung, wieder hergeſtellt worden waren, ſo verwickelte der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit, mehr als je, die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy war Kriegs=, und Sartine Seeminiſter. Die neuen Theorien, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten zwar den Beifall der Philoſophen; auch nahmen die geiſtreichen Männer und Frauen, welche Mad. Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espinaſſe, die Prinzeſſin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei ſich verſammelten, lebhaften Antheil an Türgots liberalen, von den edelſten Fürſten Europas, von Joſeph II. und Leopold, laut gebilligten Planen; allein die Unzufriedenen fanden an den alten Parlamenten eine Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerſtandes. Zwar wurden beſchwerliche Frohndienſte, willkührliche Abgaben, die Leibeigenſchaft in den Gebirgen des Jura und die Folter abgeſchafft, und mehreres Gute vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtſamkeit, den Kampf mit der Geiſtlichkeit, dem Adel und den Parlamenten entſchloſſen zu beſtehen, nicht überwinden. Dieſe Corporationen vereinigten ſich gegen den Miniſter, und die Nation, welche auf ſeiner Seite war, konnte, ohne Stellvertreter, ihm gegen den Bund der Privilegirten keinen Beiſtand leiſten. Da die mindere Zahl in den Claſſen der Letztern den Grundſätzen Türgots zugethan war, ſo reizten die Uebrigen den Pöbel auf, und bei Gelegenheit des Edicts, das den Getreidehandel frei gab, fielen Auftritte vor, wie zur Zeit der Revolution. Der furchtſame unerfahrne Ludwig glaubte ſich vom Volke gehaßt, und war gegen die Meuterer nachgiebig; endlich gebrauchte er auf Türgots und Muys Vorſtellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, wurden gedämpft, nach der Amneſtie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewiſſenhaften Malesherbes zum Miniſter. Er war Türgots Freund. Beider gemeinſchaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerſtand der alten Unordnung beſiegt, gegen welche im J. 1776 ſechs königl. Edicte erſchienen; aber unglücklicherweiſe verfuhr der neue Kriegsminiſter, der Graf von St. Germain, in ſeinen Neuerungen gewaltſam, und griff nicht Vorurtheile, ſondern den militäriſchen Geiſt der Franzoſen ſelbſt an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das den höhern Ständen ohnehin verhaßte Neuerungsſyſtem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geſchrei, und das Parlament weigerte ſich, fünf Edicte des Königs einzuregiſtriren. Ludwig entſchloß ſich zwar, ſein Anſehn durch ein Lit de justice (12 März 1776) zu behaupten; aber die Königin, eine Fürſtin, die ihrem Ge-

mahle eben ſo an Lebhaftigkeit des Verſtandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die Freude liebte, folgte, nebſt Maurepas, der Türgots geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerſtehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskoſten im J. 1775 hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgots philoſophiſche Anſichten ein. Malesherbes nahm ſeinen Abſchied: Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten geſiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnſucht aller Hellſehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurden nur um ſo größer. Doch wollten ſie keinen Umſturz des Ganzen; ihre kühnſten Wünſche blieben innerhalb der Schranken einer monarchiſchen Form, bis der nordamericaniſche Freiheitskrieg den Zündſtoff in dieſe brennende Maſſe warf. Der Tag, an welchem Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamericaniſchen Staaten ſchloß (6. Febr. 1778), beſtimmte ſein Schickſal: denn der hieraus entſtandene Krieg von 1778 bis 1782, (welcher Frankreich nach Audouin 1400 Mill. Livres gekoſtet hat) machte die Nation und das Heer mit republicaniſchen Ideen vertraut, und führte ein unheilbares Deficit, dieſes die allgemeine Ständeverſammlung, dieſe aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Ludwig ſelbſt war gegen die Theilnahme an dieſem Kriege; allein er ward im Staatsrathe überſtimmt, indem die Miniſter glaubten, den Flor des franzöſiſchen Handels dadurch auf Englands Ruin zu gründen. Nach Türgots Entfernung nahm die Verſchwendung bei Hofe zu; während Ludwig ſich jede große Ausgabe verſagte, bewilligte er ſie nur zu leicht der Königin und den Prinzen des Hauſes. Luxus und Pracht machten die verſchiedenen Hofhaltungen überaus koſtbar. Man ſpielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der ſich oft dieſen Feſten entzog, galt für das Zeichen gemeiner Geſinnung. Die Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe, wo Studien und häusliche Freuden mit ernſtern Geſchäften wechſelten, machte auf die fröhlichen Verſchwender keinen Eindruck. Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen Ehrfurcht einzuflößen. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Auch die Königin überließ ſich ihrem fröhlichen Sinne. Geſchmack und Kunſtſinn, von allen Launen der Mode begleitet, herrſchten in den Feſten von Verſailles und Klein-Trianon. Maurepas durchſchaute entweder nicht, wohin das alles führen mußte, oder er fügte ſich mit egoiſtiſchem Leichtſinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war auch ſein Element. Er blieb dirigirender Miniſter bis an ſeinen Tod (21. Nov. 1781); doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geiſtvollen Königin, und mit Jedem, der den Monarchen durch Vorſpiegelungen von Gemeinwohl zu täuſchen vermochte. Der Wechſel mit den Finanzminiſtern, Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormeſſon vermehrte die Verwirrung. Anerkannt war das Daſein großer Mißbräuche; aber eben ſo unmöglich das Ausreißen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabſchiedung Neckers, dem ſein eitler Compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers-Etat, um deſſen Gunſt Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrſchte in der öffentlichen Meinung längſt vor der Revolution eine wahre Anarchie, die ſelbſt bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Verſailles 1783, der einige Vortheile brachte, die jedoch den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchſt leichtſinnige, viel verſprechende und

wenig leiſtende Calonne Finanzminiſter. Zwar behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältniſſen (z. B. in dem Schelde-Streite) die Ehre der franz. Krone; allein der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abſchloß, ward als der größte Fehler ſeiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge des Tractats von Verſailles war. Auch machte man ihm den Vorwurf, daß er die von Joſeph II. angebotene vortheilhaftere engere Verbindung nicht angenommen und dadurch Oeſterreichs Annäherung an Rußland veranlaßt habe. Der König ſelbſt verrieth eine ähnliche Schwäche, daß er Miniſter, deren Plane er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ. Man erzählt, er habe zuweilen ſeine Nebenſtunden mit Schloſſerarbeiten ausgefüllt, und ſei dabei zum Genuß von ſtarken Getränken verleitet worden. Dies und die Arbeit beim Feuer hätten ſein Blut erhitzt und ſeine Ueberlegung geſchwächt, ſpäterhin aber hätte ſeine natürliche Indolenz, bei zunehmender Körperſtärke, jede ſelbſtſtändige, freie Thätigkeit ſeines Geiſtes gehindert, und eine phlegmatiſche Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß Ludwig ſich gern wiſſenſchaftlich beſchäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit Liebe betrieb. Er entwarf mit vieler Einſicht den Plan und die Inſtruction für la Perouſe zu einer Reiſe um die Welt, im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer ſprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieſes argloſen Fürſten aus. Er beklagte la Perouſes unglückliches Schickſal oft mit den Worten: „Ich ſehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin.“ Sein Wohlwollen machte ihn beſonders für die ärmern Geiſtlichen beſorgt; indeß befolgte auch er den Grundſatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerſtande zu geben. Eine eben ſo unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militäriſchen Grade ausſchließend dem Adel beſtimmte. Der dritte Stand mußte ſchweigen; deſto bitterer und leidenſchaftlicher erklärte ſich die Menge über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Cardinal Prinzen von Rohan den 15. Auguſt 1785 ſeinen Anfang nahm. (Man leſe hierüber Georgels Memoiren. Th. II.) Das ſchändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes ſtreute die gröbſten Verleumdungen gegen die unſchuldige Königin aus, die von dem Volke nur zu leichtgläubig aufgenommen wurden. Der Thron wurde durch dieſen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß ſchon damals der unverſöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug ſeines Haſſes benutzt habe. Bei dieſer Gährung der öffentlichen Meinung überredete Calonne den König, die Notabeln zu berufen, um Hülfsquellen für den erſchöpften Schatz anzuzeigen. Zum Unglück ſtarb der Graf von Vergennes (13. Febr. 1787), und den 22. Febr. eröffnete der König die Verſammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Deficit (der General-Controlleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man ſchätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte Calonnes Pläne verdächtig. Es bildete ſich eine Oppoſition, und Calonne erhielt den Abſchied. Das Parlament widerſprach zwei neuen Auflagen (timbre et subvention territoriale), welche den großen Gutsbeſitzern läſtig fielen, und verlangte die Zuſammenberufung der Reichsſtände. Dieſes große Wort zerriß wie ein Blitzſtrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parla-

ment erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Salembourg der Funke, welcher die Mine zündete, die den Thron umſtürzte, indem die verdorbene, durch Ideen und Leidenſchaften aufgeregte, durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte, und durch Nordamerica für die Freiheit begeiſterte Maſſe der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war. Der König verwies das Parlament nach Troyes. So war der Krieg zwiſchen dem Throne und der Nation erklärt. Ueberdies hatte damals die Regierung bei dem Kampfe der holländiſchen Patrioten mit dem Erbſtatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor ſie vollends ihr Anſehn in Frankreich. Der König ſelbſt zeigte gegen ſeine nächſten Umgebungen, die ſich, wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einſchränkungen des Hofſtaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Miniſter Lomenie de Brienne entgegen. Endlich unterhandelte man mit dem Parlamente. Es kam zurück. Aber der Herzog von Orleans reizte deſſen Widerſtand von neuem auf. Die Schritte wurden ſeit dem 19. Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltſamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Baſſigny wagten es daſelbſt zuerſt, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbſt die Geiſtlichkeit foderte ungeſtüm die Berufung der Stände. (Ueber die verderblichen Intriguen der Royaliſten überhaupt geben Beſenvals und Mollevilles Memoiren Aufſchluß.) Der ſchwache, in allen ſeinen Plänen gehinderte Principalminiſter Brienne ging ab, und Necker trat im J. 1788 als Director der Finanzen in den Staatsrath ein. Auf ſeinen Rath verſammelte Ludwig zum zweiten Male die Notabeln, um die Form der Stände und der Abſtimmung feſtzuſetzen. Hier bewilligte er dem dritten Stande die doppelte Repräſentation, ſo daß er nun an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Den 5. Mai 1789, fünf und zwanzig Jahre vor der Wiederherſtellung des Thrones, den er umſtürzte, ward der Reichstag eröffnet! Mitten unter dem Parteienkampfe der Privilegirten und der neuen Theorien, ſtand der König fromm und ſchüchtern, verlaſſen und allein. „Gott verhüte, ſagte er zu dem Adel, welcher ſich mit dem dritten Stande nicht vereinigen wollte, daß ein einziger Menſch um meiner Angelegenheiten willen umkomme!“ Er ſuchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen; aber um ihn her ſchwankte alles; wie ſollte Er Feſtigkeit zeigen! Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Ariſtocraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er ſelbſt brachte dem Staate die größten Opfer, ſogar ſolche, die ſeine perſönliche Sicherheit in Gefahr ſetzten, z. B. die Entlaſſung ſeiner Leibwache. Dennoch konnte er der giftigſten Verläumdung nicht entgehen. Unter andern verbreitete man, daß er in einer heimlichen Acte gegen alles proteſtirt habe, was von ihm gegen die alten königlichen Vorrechte gezwungener Weiſe bewilligt worden ſei. Indeß hörte man, mitten unter den gröbſten Beſchuldigungen, doch auch — ſo iſt der Sinn des Franzoſen! — zu Zeiten ein glänzendes Schmeichelwort. Als Ludwig XVI. der Nationalverſammlung den 4. Febr. 1790 beiwohnte, ließ die Nationalgarde von Verſailles eine goldene Münze ſchlagen, worauf ein Pelican vorgeſtellt war, der ſeine Jungen mit ſeinem Blute nährt. Die Umſchrift hieß: François, sous cet emblème adorez votre Roi! — Die Tage des 11, 12, und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Auguſts; der greuelvolle 5. und 6. October;

die vereitelte Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentſchloſſen, Gewalt zu gebrauchen, Bouillés Plan zu ſeiner Rettung ſelbſt vernichtete und zugleich durch die zurückgelaſſene Erklärung an ſeine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen ſich aufbrachte (S. d. Bericht des H. v. Valory, Minerva, Nov. 1815.); die Annahme der Conſtitution, den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palaſt den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben ſo ſtandhaft als würdevoll die Forderungen der ochlocratiſchen, mit Orleans verbundenen Faction zurückwies und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt ſeine Zuſtimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohle für nachtheilig halte; die Cataſtrophe des 10. Auguſts, der Ludwig unterlag, weil er die Gefahr zu beſiegen nicht den Muth hatte; ſeine Verhaftung in der Nationalverſammlung, in deren Mitte er ſich geflüchtet hatte; endlich der ſchändliche Prozeß vor dem Convente, wo er mit Würde und Gegenwart des Geiſtes die Anklagepuncte beantwortete: dies waren die wichtigſten Ereigniſſe, welche das Schickſal des Königs beſtimmten. Er ſelbſt bewies unter dieſen Mißhandlungen den Muth der Unſchuld und eine Geiſtesſtärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel verſagte man ihm, bis kurz vor ſeinem Tode, Feder, Dinte und Papier. (S. Clerys, des treuen Dieners ſeines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denſelben Gegenſtand.) Seine gewöhnliche Beſchäftigung war der Unterricht ſeines Sohnes und Lectüre. Er zog lateiniſche Schriftſteller den franzöſiſchen vor. Faſt täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz und Terenz; in ſeiner Mutterſprache aber gewöhnlich nur Reiſebeſchreibungen. Am Abend vor ſeinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und ſieben Tagen ſeiner Gefangenſchaft 157 Bände geleſen habe. — Ludwig ward den 15. Jan. 1793 von 690 Stimmen, unter 719 Stimmenden, der Verſchwörung gegen die Freiheit der Nation und des Attentats auf die allgemeine Sicherheit für ſchuldig erklärt, hierauf am 17. Jan., nachdem man mitten im Prozeß am 16. Jan. das Geſetz, welches zwei Drittel der Stimmen zur Verurtheilung erforderte, aufgehoben, und die abſolute Mehrheit als hinreichend erklärt hatte, indem man bei wiederholter Zählung 366 Stimmen für den Tod, folglich unter 727 Stimmenden eine künſtliche Mehrheit von 5 Stimmen für das Todesurtheil herausbrachte, zum Tode verurtheilt, und, ohne auf die von ſeinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Deſeze eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, welche den 19. Jan. von 380 Stimmen unter 690 Stimmenden verworfen wurde, noch ihm die am 20 Jan., an welchem man ihm das Urtheil eröffnete, erbetene dreitägige Friſt, um ſich auf ſeinen Tod vorzubereiten, zu bewilligen, im 39. Lebensjahre, im Angeſichte ſeines ehemaligen Palaſtes, den 21. Jan. 1793, guillotinirt. (S. Poſſelts Proceß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI. Nürnb. 1802.) Er ſtarb mit dem Muth chriſtlich frommer Ergebung. Sein letztes Wort, das ſeine Unſchuld betheuerte und ſeinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geſchrei erſtickt: Es lebe die Republik!! S. Memoirs of the Abbé Edgeworth, des Prieſters, der ihn zum Tode vorbereitete (containing his narrative of the last hours of Louis XVI. Lond. 1816. Vergl. Zeitgenoſſen I. 4.) Die Franzoſen ſind nur gerecht, wenn ſie die Herzensgüte dieſes Monarchen der Heinrichs IV. gleichſtellen. Ludwig

zeigte ſchon in ſeiner Jugend eine in den höhern Ständen ſeltene Empfindſamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu ſehen; hörte er von ihm reden, ſo vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Als er nach dem Tode ſeines Vaters, des Herzogs von Bourgogne, zum erſten Male bei Hofe als Dauphin begrüßt wurde, konnte er ſich der Thränen nicht entwehren Noch größer war ſein Schmerz beim Tode Ludwigs XV. „O Gott, rief er aus, ſoll ich denn das Unglück haben, regieren zu müſſen!" Sein Lieblingsgrundſatz und die Regel ſeiner Handlungen war: „die Könige ſind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beiſpiel tugendhaft zu machen." — Die Errichtung des Leihhauſes und der Discontocaſſe, die Aufhebung der Frohnen, der Tortur und der Leibeigenſchaft im Jura, ſind nur einige ſeiner wohlthätigen Verfügungen. Er ließ die Staatsgefängniſſe unterſuchen, und befreite die unſchuldigen Opfer der Willkühr. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Baſtille am 14. Juli 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz, er beabſichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf ſeiner Reiſe nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau ſeit 1784 zuerſt unternommen und 37 Mill. Livres dazu beſtimmt hatte, erhielt er die unzweideutigſten Beweiſe von der Liebe der Franzoſen. Er ſchrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innerſten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichſte König auf Erden bin." Und in ſeinem Teſtamente vom 25. Dec. 1792, (ſ. den Abdruck deſſelben im Journ. de Francf. Nr. 25. 25. Janv. 1816.) ſagt dieſer Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die ſich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Urſache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben ſollte, König zu werden, ſtets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergeſſe, namentlich in Beziehung auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, ſtets zu bedenken, daß man ſich ganz dem Glücke ſeiner Mitbürger widmen ſoll; daß er das Glück ſeiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Geſetzen regiert, daß aber der König dem Geſetze nur dann Achtung verſchafft, und ſeinen guten Zweck erreicht, ſo weit er das dazu nöthige Anſehn beſitzt." Mit derſelben Geſinnung ſchrieb er an Monſieur (Ludwig XVIII.) folgenden von Hrn. Despreaux im J. 1815. bekannt gemachten Brief: „Ich gehorche der Vorſehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unſchuldiges Haupt auf das Blutgerüſte trage. Mein Tod legt meinem Sohn die Bürde der königlichen Würde auf. Sei ſein Vater und regiere den Staat, um denſelben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Abſicht iſt, daß du den Titel eines Reichsverweſers annimmſt; mein Bruder Carl Ludwig wird den eines Lieut. Generals annehmen. Allein weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Verſicherung einer weiſen Freiheit und guter Geſetze wirſt du meinem Sohne ſein durch die Aufrührer urſurpirtes Erbtheil wiedergeben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt iſt, und daß dir dieſes Blut Gnade und Verzeihung zuruft! Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels, am 20. Jan. 1793." — Ludwigs Grab befand ſich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, zwiſchen den Gräbern derer,

die einſt bei ſeinem Vermählungsfeſte im J. 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwiſchen dem Grabe der am 10. Auguſt 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer. Ein Privatmann hat dieſen Platz in der Revolution gekauft und ſeines unglücklichen Königs Andenken ſtill gefeiert, bis Ludwigs XVI. Tod in allen Kirchen Frankreichs ſeit 1815 wieder öffentlich durch die Vorleſung ſeines Teſtamentes gefeiert wurde. — Desodoards Werk über die Geſchichte dieſes Fürſten und de Moulières Esquisse du Portrait de Louis XVI. ſind unbedeutend; J. J. Regnaults Siècle de Louis XVI. iſt einſeitig; es preiſet u. a. die erſte Conſtitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monſtröſe Mißgeburt nannte. Des Grafen von Angiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI., geſchrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, iſt ein ſchätzbarer Beitrag zur Charakteriſtik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich erſchienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc. par M. A... enthält nur wenig unbekannte Materialien. Wichtiger ſind des Abbé Georgel Mémoires pour servir à l'hist. des évenem. depuis 1760 jusqu'en 1806-1810., die der Neffe des Verf. nach deſſen Tode herausgegeben hat. (Paris 1817. 2 Bde.)

Ludwig XVII. oder Louis Charles de France, geb. d. 27. März 1785, Herzog der Normandie, und ſeit 1789, wo ſein älteſter Bruder ſtarb, Dauphin, wurde zugleich mit ſeinem Vater, Ludwig XVI., ſeiner Mutter, Schweſter und Tante, d. 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Er war ein Knabe von zierlichem Wuchſe, edlem, freundlichen Geſicht, den Kopf mit ſchönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen. Wenig Kinder gaben ſo große Proben von Verſtand und Lernbegierde. Die Marquiſe Tourzel war ſeine Gouvernante; der Abbé d'Avaux ſein Lehrer. Seine Mutter liebte er aufs zärtlichſte; dabei war er muthig, entſchloſſen und voll Ehrgefühl. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royaliſten den jungen Capet, wie ihn die Republicaner nannten, unter dem Namen Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich und Navarra aus. Die Machthaber in Frankreich aber riſſen das Kind, ſechs Monate nach des Vaters Tode, von der Seite ſeiner Mutter, und übergaben ihn der Aufſicht des Schuſters Simon, eines unwiſſenden, wilden Jacobiners. Von dieſem Manne erlitt der Knabe eine ſo unſinnige Behandlung, daß er, durch Schändlichkeiten aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor, und funfzehn Monate lang ein hartnäckiges Stillſchweigen beobachtete, bis er an den Folgen dieſer Qual, an der Rachitis, den 8. Juni 1795 im Tempel ſtarb. S. Vie du jeune Louis XVII., par A. Antoine. Paris 1816. Vier Pſeudo-Ludwige XVII. ſind bereits zu verſchiedenen Zeiten aufgetreten. Das meiſte Aufſehn machte ein Landſtreicher, Mathurin Bruneau, deſſen Proceß in Paris 1818 mit der größten Oeffentlichkeit geführt wurde. Der Betrüger kam auf einige Jahre ins Zuchthaus.

Ludwig XVIII. (Staniſlaus Xaver), le-désiré, ſonſt Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin, (des Sohnes Ludwigs XV.) geb. d. 17. Nov. 1755, vermählt d. 14. Mai 1771 mit Marie Joſephe Louiſe, T. des K. Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im J. 1810 ſtarb. Er hieß nach dem Regierungsantritte ſeines Bruders, Ludwigs XVI., im J. 1774, Monſieur, und nach deſſen Tod

Regent von Frankreich. Nach dem Tode ſeines Neffen, d. 8. Juni 1795, von welcher Zeit an er ſeine Regierungsjahre zählt, nannte er ſich Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Europa aber, ſelbſt England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, d. 31. März 1814. Damals trat ſein Bruder Monſieur, Graf von Artois, als Generallieutenant in Paris d. 13. April an die Spitze der proviſoriſchen Regierung; hierauf übernahm Ludwig XVIII. ſelbſt die Regierung durch ſeine Bekanntmachung aus St. Ouen, den 2. Mai 1814. — Während der Regierung ſeines Bruders nahm er ſehr wenig Antheil an dem Factionen-Umtriebe und an den Luſtbarkeiten des Hofes. Ludwig XVI. beſchäftigte ſich am liebſten mit Landcharten; der Graf von Provence mit Büchern; beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poeſie gezeigt hat, und Verfaſſer mehrerer artigen Gedichte iſt. Auch hat er einige Bände von Gibbons Geſchichte überſetzt, und ſich mit dem Studium der Philoſophie beſchäftigt. Bei der erſten Verſammlung der Notabeln im J. 1787 ſtand er an der Spitze des erſten der ſieben Ausſchüſſe, und ſchien aus Ueberzeugung auf die Seite der Oppoſition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigſtens wurde dieſer von dem Ausſchuſſe unter dem Vorſitze des Grafen von Provence am heftigſten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn, und begrüßte ihn mit Freudengeſchrei, als er vom Könige den Auftrag erhielt, dem Oberrechnungshofe die Einregiſtrirung einiger Edicte anzubefehlen. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Oppoſition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Verſammlung der Notabeln (9. November 1788) ſprach Necker den Wunſch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräſentation haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen Condé widerſetzten ſich dieſem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt; daher machte ihm der Prinz von Conti in der Sitzung vom 28. November nachdrückliche Vorſtellungen. „Die Monarchie werde angegriffen; es ſei nothwendig, um den Staat zu erhalten, die neuen Formen zu verbannen, die alten aber unverletzt zu erhalten.“ Der König war mit dieſen Aeußerungen, welche die Schritte des Miniſters, folglich auch die des Königs, tadelten, unzufrieden; er ſchrieb daher an Monſieur: „Die Prinzen können ſich mit ihren Vorſtellungen unmittelbar an mich wenden; in der Verſammlung aber ſollen ſie ſich nicht von den Gegenſtänden entfernen, für welche ich die Notabeln berufen habe. Ich verbiete den Ausſchüſſen, mit dieſen fremdartigen Fragen ſich zu beſchäftigen, und verlange, daß ſie in dem ordentlichen Gange der Geſchäfte fortfahren.“ Indeſſen erklärte ſich von allen ſechs Ausſchüſſen der Notabeln nur ein einziger, der unter Monſieurs Vorſitz, für die doppelte Zahl der Deputirten des dritten Standes; die übrigen hatten ſie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monſieurs, behielt aber, was damit im Widerſpruche ſtand, die getrennte Berathſchlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monſieur ſo wenig, als der König ſelbſt, den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerſtörung der Baſtille begleiteten beide Brüder den König, am 15. Julius, in den Saal der Nationalverſammlung, wo Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue ſeiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, ſich von Paris und Verſailles zu entfernen. Aber das Volk

hatte den Grafen Artois in Paris bereits geächtet; dieſer verließ daher den 16. Jul. mit ſeinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen von Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, von Enghien und von Luxemburg. Monſieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab ſich dieſer den Tag nach der Verhaftung des Marquis, den 26. Dec. 1789, auf das pariſer Stadthaus, um ſich perſönlich zu rechtfertigen. „Er ſtehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieſer ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung ſeiner Schulden negociren ſollen.“ Von dieſem Gelde glaubte das Volk, es ſei zur Anwerbung von Truppen beſtimmt geweſen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt, und am 19. Febr. gehängt. Endlich bewogen die ſtürmiſchen Bewegungen der Parteien in Paris den König, ſich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig ſchlug die Straße von Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes (21. Junius 1791) angehalten; dieſer entkam glücklich nach Brüſſel. Er nahm hierauf an den Schritten der Emigranten in Coblenz Theil, proteſtirte gegen die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung und Beſchränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. Oct. 1791, daß er zurückkehren ſolle, erließen die Prinzen eine Erklärung, daß ſie die Conſtitution als ein Werk von Aufrührern anſähen, daß der König zwar den Beſitz des Königreichs habe, aber blos als Fideicommiß, das er ſeinen Nachfolgern ſo überliefern müſſe, wie er es bekommen. Solche Anſichten machten die Trennung zwiſchen Alt- und Neu-Frankreich (wie man den Hof der Prinzen und das kleine Heer des Prinzen von Condé nannte, unheilbar. Sie verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien, und die geſetzgebende Verſammlung erklärte den 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence ſeines Rechts auf die Regentſchaft für verluſtig. Bald darauf brach der Krieg aus. Die beiden Brüder des Königs ſchloſſen ſich an der Spitze von 6000 M. Cavallerie an die preußiſche Armee an. Nach Ludwigs XVI. Tode verlegte er, unter dem Namen eines Grafen von Lille, ſeinen Hof nach Verona. Hier wurde er im J. 1795 von den Emigranten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen. Alle Unfälle, die ihn ſeitdem trafen, ertrug er mit Würde und Faſſung. Als ihn das Jahr darauf der venetianiſche Senat, durch Bonapartes Drohungen erſchreckt, nöthigte, Verona zu verlaſſen, unterwarf er ſich zwar dieſer Maßregel; doch ließ er ſich bei ſeiner Ankunft in Venedig das ſogenannte goldene Buch vorlegen, in welchem die Namen der edlen Familien Venedigs ſtanden, und Aller, die gleiche Privilegien beſaßen. Er ſuchte den Namen Heinrichs IV., und durchſtrich denſelben Jetzt führte er, gleich Carl II. nach der Schlacht bei Worceſter, ein wanderndes Leben, unterſtützt von fremden Höfen, beſonders dem engliſchen, und von einzelnen Freunden des Hauſes Bourbon. Von Venedig ging er zuerſt zum Condéſchen Heere am Rhein, um als Freiwilliger zu dienen, ward aber genöthigt, die Armee zu verlaſſen. Er ging hierauf nach Dillingen in Baiern. Hier ſtand er den 19. Juli 1796 Abends gegen 10 Uhr mit den Herzögen von Grammont und Fleury am Fenſter, als ein Schuß fiel, und ihn an der Schläfe ſtreifte. „Sein Sie ruhig, ſagte er ſogleich zu den erſchrockenen Herzögen, ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts auf ſich.“ Als darauf der Graf Avarry ausrief:

„Ach, wenn die Kugel eine Linie tiefer getroffen hätte!“ verſetzte Ludwig: „Nun, ſo würde der König von Frankreich Carl X. (Artois) heißen.“ Von dort begab er ſich nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunſchweig lebte, und einen Briefwechſel mit ſeinen Anhängern in Frankreich, namentlich mit Pichegrü, unterhielt. Nach dem Frieden vom J. 1797 begab er ſich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Als Paul I. ihm den fernern Aufenthalt in ſeinen Staaten unterſagt hatte, erlaubte ihm die preußiſche Regierung, ſich in Warſchau niederzulaſſen. Hier machte Bonaparte im J. 1803 einen Verſuch, den Prätendenten zur Entſagung zu bewegen. Allein dieſer wies alle glänzenden Anerbietungen von ſich, und antwortete dem Unterhändler des erſten Conſuls den 28. Februar: „Ich verwechſele Herrn Bonaparte nicht mit ſeinen Vorgängern; ich ſchätze ſeine Tapferkeit, ſeine militäriſchen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzeigt. Allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich ſelbſt in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz I. will ich wenigſtens ſagen können, wie er: Wir haben alles verloren, nur die Ehre nicht.“ Die Prinzen traten den 23. April der Antwort des Königs bei. Jener Abgeſandte war bald darauf wieder beim Prätendenten geweſen, und hatte einige Aenderung in der Form der Antwort gewünſcht, weil ſie den Oberconſul erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren könnte. Allein Ludwig änderte nichts. „Den Souverän,“ erklärte er, „der ſich durch Bonapartes Verlangen genöthigt glaubt, mir ſeinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern, und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich würde, müßte es ſein, ſchwarzes Brot eſſen mit meinen Getreuen.“ Der hamburger Correſpondent vom 9. Sept. mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. Auguſt dieſe dem Prätendenten gemachten Anträge für Erdichtungen erklären; auch die mannheimer franzöſiſche Zeitung erklärte ſie für grundlos; allein der Moniteur widerſprach nicht. Im J. 1805 verließ Ludwig Warſchau, und ging mit Genehmigung des Kaiſers Alexander nach Mitau zurück. Endlich nöthigte ihn der tilſiter Friede, das feſte Land zu verlaſſen, und er begab ſich am Ende des J. 1807 nach England. Hier lebte ſein Bruder, der Graf von Artois, der ſich ſeit 1797 Monſieur nannte, vom J. 1796 an, meiſtens zu Edinburgh. Ludwig hatte mehrere Schritte gethan, eine Wiederherſtellung ſeines Hauſes in Frankreich zu bewirken. In dieſer Abſicht ſchrieb er an Pichegrü und gab ihm Vollmacht. Sein Brief aus Riegel im Badenſchen, den 24. Mai 1796, iſt ein Beweis des großen Vertrauens, das er zu dieſem „tapfern, uneigennützigen und beſcheidenen“ Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daß ihm die Ehre der Wiederherſtellung der franzöſiſchen Monarchie vorbehalten ſei.“ Als das Condéſche Corps, bei welchem der Herzog von Berry ſeit dem J. 1798 ein in ruſſiſchen und dann in engliſchen Sold genommenes adeliges Cavallerieregiment commandirte, durch die Ereigniſſe aufgelöſet worden war und vom ruſſ. Kaiſer Wohnplätze in Volhynien erhalten hatte, nahmen die Prinzen des Hauſes Bourbon nur aus der Ferne und mittelbar an den ſpätern Begebenheiten Antheil. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entſcheidung des letzten großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamſhire ſehr einfach lebte, und ſich haupt-

ſächlich mit politiſchen Studien beſchäftigte, ſo daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittiſchen Verfaſſung, ſeine frühern Anſichten berichtigt, und ihn für die beſſern Ideen unſerer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er in der Denkart ſeinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich ſei, beweiſen mehrere Züge von Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des franzöſiſchen Heeres in Rußland an den Kaiſer Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenſchaft befindlichen Franzoſen, als ſeine Kinder, der Großmuth dieſes Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeſte in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzoſen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab ſich der Graf von Artois den 2. Febr. 1814 nach Baſel. Sein älteſter Sohn, der Duc d'Angouleme, war zu Wellingtons Armee abgegangen, der jüngere, Duc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jerſey aus nach der Weſtküſte Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Prieſter widerrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzoſen aus Hartwellhouſe den 1. Febr. 1814 erlaſſenen Aufruf bekannt, welcher zuerſt in Bordeaux, dann ſelbſt in Paris, eine Partei bewog, ſich für die Bourbons zu erklären, ohne welche Partei die Verbündeten ſchwerlich in Paris eingedrungen ſein würden. Der König verſprach darin volle Amneſtie des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Geſetzbuchs (mit Ausnahme der Geſetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, der Armee alle ihre Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr ſeiner politiſchen Rechte, Vernichtung der Conſcription, und für ſich und ſeine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrſinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden dieſe Proclamation und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angouleme aus St. Jean de Luz vom 11. Febr., dennoch keinen entſcheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongreſſes, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch ſah zuerſt der Herzog von Angouleme in Bordeaux d. 12. März auf franzöſiſchem Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer ſelbſtſtändigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feſte Richtung auf die Wiederherſtellung der Bourbons erſt bei dem Einzuge der Alliirten in Paris durch die Erklärung des Kaiſers Alexander vom 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede ſeiner Familie unterhandeln wolle. Dieſe wichtige Erklärung, welche die Reſtauration entſchied, hatten vorzüglich Talleyrand, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt, in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Neſſelrode, Pozzo di Borgo, und Lichtenſtein am 31. März, durch die Verſicherung bewirkt, daß dies der Wunſch der großen Mehrheit ſei. (S. de Pradts Récit historique sur la restauration de la Royauté en France le 31. Mars 1814). Hierauf ernannte der Senat eine proviſoriſche Regierung unter Talleyrands Vorſitz, welche das Decret der Abſetzung Napoleons, die der Senat am 2. April beſchloſſen hatte, den 3. April, geſetzlich ausſprach, und den Conſtitutionsentwurf vom 5. Apr. nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte.

Auch übertrug ein Senatsdecret vom 4. April die Oberſtatthalterſchaft an den Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen ſei, die Conſtitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. ſein Aſyl zu Hartwell, und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23. April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. ſtiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angouleme, Ludwig des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und deſſen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an ſein Herz, und ſagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre ſie von Roſen, ſo würde ich ſie auf dein Haupt ſetzen; da ſie aber von Dornen iſt, ſo ſteht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken ſeines erſten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete doriſche Säule von Marmor, und die Aufbewahrung der Spur ſeines erſten Fußſtapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, ſo wie in St. Quen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Quen der Kaiſer von Oeſterreich, und in Compiegne der Kaiſer von Rußland. Von St. Quen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Weſentliche der Conſtitution des Senats vom 6. April in zwölf Puncten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commiſſion des Senats und des geſetzgebenden Körpers unterwarf. Dieſer bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umſtände ſehr begünſtigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben ſo voreilig als ſelbſtſüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widerſprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als dem folgerechten Monarchismus. Den 3. Mai hielt Ludwig ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten ſich ihm entgegen. Hatte doch Johannes von Müller ſchon 1795 von ihm geſagt: „Er werde der einſt beſſer belehrten Nation als König Frieden und Conſiſtenz wiederbringen!" — Als Vollzieher des Teſtaments ſeines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Verſicherung: „Alle Unterſuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherſtellung ſind verboten. Daſſelbe Vergeſſen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen wie den Bürgern zur Pflicht gemacht." Sein Miniſterium bildete er aus Mitgliedern der bisher beſtandenen proviſoriſchen Regierung und aus eifrigen Royaliſten, wie der Canzler d'Ambary war. Eine ſeiner erſten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abſchaffung zwar verſprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Darauf ſchloß er mit Oeſterreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden den Frieden ab, Paris d. 30. Mai 1814, und ließ das Verfaſſungsgeſetz entwerfen. Allein ſein Miniſterium verſtand zu wenig den Geiſt der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Feſtigkeit in Ordnung zu erhalten. Es neigte ſich zu alten Vorurtheilen hin, und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Anſehung der Preßfreiheit und der Herrſchaft liberaler Ideen. Eben ſo ſahen ſich die alten Royaliſten, wie die Anhänger Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habſucht getäuſcht. Jene dürſteten nach Rache, und griffen nach

den verlornen Rechten. Dieſe aber, ſo wie die trotzigen Soldaten Bonapartes, welche zu hunderttauſend aus der Kriegsgefangenſchaft zurückkehrten, zürnten, daß Europa nicht mehr die Beute ihres Waffenſtolzes ſein ſollte. Wenige Tage nach Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in ſeiner Gegenwart durch ſeinen Kanzler d'Ambray die Conſtitution des Reichs, la charte constitutionelle, welche die drei Miniſter, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, neun Senatoren und neun Deputirte aber geprüft hatten, dem geſetzgebenden Körper und den Senatoren, den 4. Juni, vorlegen. Sie wurde ſogleich einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregiſtrirt. Ihr Grundſatz war monarchiſch: Ich der König; aber die Formen waren beſchränkend, und den Forderungen der Zeit angemeſſen. (S. d. A. Frankreich, ſeit 1814.) Die durch dieſe Urkunde geſtiftete Kammer der Deputirten bat den König, den Beinamen des Erſehnten, Louis-le-désiré, anzunehmen. Ihre Thätigkeit wurde bald mit wichtigen Geſetzentwürfen beſchäftigt, bei deren Prüfung eine beſonnene Freiheit die Redner leitete. Die Wiederherſtellung der Finanzen war ein Hauptgegenſtand. Als bei dieſer Gelegenheit die Civilliſte beſtimmt werden ſollte, erklärte Ludwig den Deputirten: „Wenn Sie ſich mit der Civiliſte beſchäftigen, ſo denken ſie eher an den Staat, als an mich!" — Zugleich ernannte der König aus altem und neuem Adel, aus Senatoren und Marſchällen, 151 Mitglieder der Kammer der Pairs; 53 der bisherigen Senatoren, unter dieſen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pairs ernannt; andere wurden ausgeſchloſſen, wie Caulaincourt, Feſch, Fouché, Gregoire, Röderer, Sieyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; ſelbſt ihren Witwen wurde ein Jahrgeld ausgeſetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten, nicht Pairs von Frankreich ſein konnten. Das volle Vertrauen des Königs beſaß ſein Hausminiſter, Herr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieſer und die fünf Staatsſecretäre, die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand), des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine und die Generaldirectoren der Polizei und der Poſten machten, nebſt den Staatsräthen und den Maîtres des Requêtes, den Staatsrath des Königs aus, in welchem ohne Unterſchied ausgezeichnete Männer vom alten und neuen Adel, und ehemalige Staatsdiener angeſtellt wurden. Die neuen auswärtigen Verhältniſſe ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit, nicht ohne Würde und mit ſchonender Rückſicht auf die Eitelkeit und den Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congreſſe zu Wien als ein bedeutender Wortführer der Oppoſition gegen Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht und Großmuth. Dagegen verfehlte der Miniſter des Innern, der Abbé Montesquiou, ganz den rechten Weg, um die öffentliche Meinung in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger war der Kriegsminiſter, General Graf Dupont, geeignet, den Rottengeiſt der Armee, die ihn haßte, zu beſchwichtigen. Auch ſein Nachfolger Soult trug (wie man behauptet, abſichtlich) durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des Heeres gegen den König aufzureizen. Die Verhaftung des vom Kriegsgerichte freigeſprochenen Generals Exelmann fiel ihm allein zur Laſt. Ludwigs XVIII. perſönliche Mäßigung, Güte und Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei allem Verſtande, den er nicht ſelten bewies, oft falſch oder widerſprechend geleitet. Man tadelte an ihn, daß er ſich

mit Chouans-Chefs und Emigranten umgab, und dieſe vorzugsweiſe in die königliche Garde aufnahm. Das Heer erbitterte die Verminderung der Penſionen der Mitglieder der, übrigens mit wenig Abänderungen beibehaltenen, Ehrenlegion, und die Strenge, mit welcher ſo viele Offiziere auf halben Sold geſetzt wurden. Auch die Pairskammer, welche großen Theils aus Emigranten und Altadeligen beſtand, die an ihren Vorurtheilen hingen, arbeitete den beſſern Einſichten der Deputirtenkammer entgegen. Der Kanzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunſten der privilegirten Claſſe, und war ſorglos in ſeinen Amtsgeſchäften. Der mit Frankreich unbekannte Hausminiſter Ludwigs, Graf Blacas, verdiente nicht das Zutrauen des Königs; er war allen Parteien verhaßt. Doch hatte eben dieſer Blacas die Einführung der geheimen und Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verfaſſer der nachher unerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abſchaffung der droits réunis. Die Cenſur der Miniſter beſchränkte die Preßfreiheit. Dagegen verbreitete man Schmähſchriften gegen Männer, die der Regierung mißfielen. Man ſtrich 30 geachtete Namen, blos durch die Folge einer politiſchen Reaction, aus dem Verzeichniſſe der Mitglieder des Nationalinſtitutes. Beſoldete oder enthuſiaſtiſche Schriftſteller bewieſen, daß die Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; „die Verbrechen der Revolution ſeien nicht zu verzeihen." Auf dem Lande ſprach man ungeſcheut von Herſtellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von Blacas veranlaßte Ordonnanz wegen der Sontagspolizei hatte in Paris ſo viel Mißvergnügen erregt, daß man ſie aufheben mußte. Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Faſtenzeit; und die Tollheit des Pfarrers von St. Roch, der ſich dem Begräbniſſe einer berühmten Schauſpielerin in geweihter Erde widerſetzte, erbitterte gegen die Prieſter überhaupt. Kurz, alles ſchien Lally-Tolendals Warnung zu beſtätigen: „Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir; nämlich die Königsfreunde den Königsthron erſchüttern zu ſehen!" Gegen die ſogenannten reinen, ſpäterhin Ultra genannten Royaliſten, vereinigten ſich jetzt drei Parteien: die republicaniſche, die militäriſche, und die royaliſtiſch-conſtitutionelle. Um die außerordentlichen Begebenheiten im März 1815 zu begreifen, muß man (S. Comtes und Dunoyers Censeur ou Examen des actes et des ouvrages qui tendent à detruire ou à consolider la Constitution de l'Etat, und den Examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France, depuis le mois d'Avril 1814, jusqu'au mois de Mars 1815.) ſich an das erinnern, was die Mehrheit der Nation (ſo wie alle gebildete Völker jetzt von ihren Regenten), von Ludwig XVIII. erwartete. Die Nation wollte 1) ungekränkt ihre politiſche Freiheit bewahrt wiſſen, oder das Recht, durch Abgeordnete, welche das Volk ſelbſt ernenne, vertreten zu werden; ſie forderte 2) die perſönliche Freiheit der Einzelnen, oder die Gewähr, daß Niemand verfolgt werden könne, als wegen wirklicher Vergehen, und auch dann nur nach den durch die Geſetze beſtimmten Formen; 3) die Gleichheit der Bürger vor dem Geſetze und das Allen zuſtehende Recht, durch Verdienſt und Talent zu jeder bürgerlichen und militäriſchen Würde zu gelangen; 3) die Abſchaffung aller Feudal- und Dienſtbarkeitsrechte, 5) das Recht, bei peinlichen Anklagen durch ſeine Mitbürger, d. h. durch Geſchworne (die in Corſica bis 1818 noch nicht eingeführt waren) gerichtet zu werden; 6) die völlige Unabhängigkeit der Gerichte von jeder andern

Gewalt im Staate; 7) das Recht, durch das Organ von Repräſentanten ſelbſt über Auflagen zu ſtimmen, und die feſtgeſetzten Abgaben nach dem Maßſtabe des Vermögens eines Jeden zu vertheilen; 8) daß Recht eines Jeden, ſeine Induſtrie nach Belieben, ſo bald ſie den Rechten anderer Bürger nicht ſchade, auszuüben; 9) das Recht, ſeine Gedanken in öffentlichen Schriften ſeinen Mitbürgern mitzutheilen, und deshalb keiner andern Verantwortlichkeit, als der durch das Geſetz genau beſtimmten, unterworfen zu ſein; endlich 10) das Recht eines Jeden, ſeinen Gottesdienſt ungeſtört auszuüben. — Dagegen bezogen ſich die Klagen der drei genannten Parteien vorzüglich auf folgende Puncte: Die Bourbons hätten dem Geiſte der öffentlichen Meinung zuwider jene Volksrechte zu untergraben geſucht, und dadurch die Anhänglichkeit der Franzoſen verloren, und zwar nannte man: 1) die Abſchaffung der Nationalfarben (ſ. die Notice sur le Duc d'Otrante, S. 44.); 2) die Uebergabe aller feſten Plätze jenſeit der Grenzen des alten Frankreichs an die Verbündeten durch Monſieur als Generallieutenant, den 23. April 1814; mit dieſen Feſtungen habe er 13,000 Kanonen abgetreten und den Verluſt Belgiens und des linken Rheinufers vorbereitet; 3) die königliche Declaration, wodurch die neue Conſtitutionskraft des königlichen Willens und der königlichen Gewalt der Nation auferlegt worden ſei, während ſie derſelben zur Annahme hätte vorgelegt werden ſollen. Aus der Form, die man bei dieſer Gelegenheit beobachtet habe, folge, daß jeder Nachfolger des Königs dieſe Urkunde aus eigener Machtvollkommenheit wieder zurücknehmen oder abändern könne; 4) die Kränkung der Nationalehre, indem der König erklärt habe, daß er ſeine Krone dem Prinzen Regenten von England verdanke; 5) die Vertreibung vieler muthvollen Mitglieder des Senats aus der Pairskammer, und ihre Erſetzung durch andere, die ſeit zwanzig Jahren die Waffen gegen Frankreich getragen; 6) die verſprochene und nicht gehaltene Abſchaffung der vereinigten Gebühren und anderer mit Plackereien verbundenen Auflagen; 7) die der königlichen Urkunde zuwiderlaufende Beſchränkung der Preßfreiheit; 8) die vielen, gegen die Beſitzer von Nationalgütern Statt gehabten Provocationen, und die Aeußerungen des Staatsminiſters, Grafen Ferrand, in der Repräſentantenkammer über dieſen Gegenſtand; 9) die Verfolgung Aller, die an der Revolution Theil genommen, durch Schmähſchriften, ob dies gleich die Conſtitution unterſagt habe; 10) die ausſchließliche Ernennung von Altadeligen zu Geſandtenſtellen; 11) die willkührlich, durch Ordonnanzen und ohne Zuthun der geſetzgebenden Verſammlung, angeordneten Auflagen; 12) den großen Einfluß der Prieſter u. ſ. w. — Vieles konnte hierauf mit Recht erwidert werden. Ludwig XVIII. hatte in der That den Franzoſen perſönliche Sicherheit gegeben, indem er die Unabhängigkeit der Tribunale und die Verantwortlichkeit der Miniſter feſtſtellte; doch kam das letztere Geſetz nicht zu Stande, weil die Revolution im März eintrat. Die Preßfreiheit war nur theilweiſe (nach der Bogenzahl) und nur nach gewiſſe Zeit beſchränkt. Deſſen ungeachtet bleibt es immer wahr: der König hätte bei ſeiner Rückkehr die alten Ideen vergeſſen und auf eine populäre Weiſe regieren ſollen. Heinrich IV. hatte ja, als er den Thron beſtieg, ſelbſt ſeine Religion verändert, und dadurch die Ergebenheit ſeines Volks ſich gewonnen! Aber Ludwig und die Prinzen kannten die Revolution ſo wenig, als die Leute, die mit ihnen zurückgekommen waren. — Von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwieſpalte

auf dem Congreſſe, war Napoleon auf Elba genau unterrichtet. Ohne von Verſchwornen — deren Daſein bis jetzt unerwieſen geblieben iſt — gerufen zu ſein, landete er unerwartet in Frankreich d. 1. März 1815. Seine Erſcheinung wirkte wie ein Zauberſchlag auf das Heer und die Nation. Dem gutmüthigen Ludwig war die öffentliche Stimme gänzlich unbekannt. Seine eben ſo unwiſſenden Umgebungen täuſchten ihn noch überdies durch Nachrichten, welche ſie ſich von der Ergebenheit der Armee und von der Deſertion unter Napoleons Soldaten einreden ließen. Endlich öffnete Labédoyère's und Ney's Abfall dem Könige die Augen; allein zu ſpät! Er mußte aus Paris fliehen, in der Nacht zum 20. März, nachdem er am 19. beide Kammern aufgehoben hatte. Den 22. Abends kam er in Lille an, von wo er mehrere Decrete erließ, welche die Entrichtung von Abgaben und jede Werbung für Bonapartes Fahnen verboten, und das in Aufruhr begriffene Heer verabſchiedeten. Doch ſchon nach 24 Stunden mußte er Lille verlaſſen, um nicht in die Hände des Uſurpators zu fallen; er ging über Oſtende nach Gent. Ihm voraneilend und folgend verließen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Orleans, der alte Prinz Condé, der Graf von Artois und der Herzog von Berry. In der Vendée blieb zurück der Herzog von Bourbon, und im ſüdlichen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Angouleme. Dieſe verſuchten, den Volksgeiſt für die Sache des Königs zu beleben. Es bildete ſich auch wirklich eine königliche Armee in der Vendée, und der Herzog von Angouleme ſammelte ein Heer National- und Linientruppen, allein, von einem Theile derſelben verlaſſen, und von Napoleons Generalen eingeſchloſſen, mußte er eine Capitulation zu Pont d'Esprit, den 8. April, mit dem Generale Gilly abſchließen, in deren Folge er ſich den 15. April zu Cette nach Barcellona einſchiffte. Die Herzogin von Angouleme, welche die öffentliche Meinung bis dahin blos für eine fromme Dulderin gehalten, zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Stadt und Volk waren ihr ergeben; allein die Truppen begünſtigten das Vordringen des Generals Clauzel, und die Herzogin mußte ſich den 2. April nach England einſchiffen. Dem Könige waren, außer den Miniſtern und mehrern Offizieren, die Marſchälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt wuchs der Haufe ſeiner Treuen auf einige Tauſend an. In Gent erließ er aus ſeiner Staatsrathsverſammlung ein Amtsblatt, das Journal universel, welches mehrere Aufſätze von Chateaubriand enthielt. Ludwigs Manifeſt an ſein Volk war aber voll eingebildeter Täuſchungen. So höflich derſelbe „zu ſeinem guten Volke" ſprach, ſo ſtolz klang es ſpäterhin, als Ludwig durch die Waffen der Allirten, ohne Zuthun der Franzoſen, nach Paris zurückgekehrt war. „Ich will," ſagte er, „noch Einmal zwiſchen euch und die verbündeten Mächte treten." — Unterdeſſen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl ſeines Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. gegen Napoleon mit aufgenommen. Als hierauf Blücher in Frankreich eindrang, betrat auch Ludwig XVIII. wieder den franzöſiſchen Boden, und begab ſich nach Cambray. Hier erklärte er in einer Proclamation eine allgemeine Amneſtie, mit Ausnahme der Verräther, und verſprach alle Fehler zu vermeiden, die von ihm 1814 aus Unbekanntſchaft mit dem franzöſiſchen neuern Geiſte gemacht worden waren; er verſprach, das Miniſterium zu concentriren, und entließ Blacas.

Die von Napoleon berufenen Kammern hatten unterdeſſen eine Regierungscommiſſion unter Fouché's Vorſitz, und Abgeordnete ernannt, welche mit den Alliirten auf den Grund einer zu behauptenden Unabhängigkeit der Wahl einer Regierungsform unterhandeln ſollten. Allein die Verbündeten ließen ſich hierauf nicht ein. Blücher und Wellington umzingelten Paris, und Fouché, der bereits das größte Hinderniß beſeitigt und den Exkaiſer Napoleon zur Abreiſe aus Frankreich bewogen hatte, endigte das Blutvergießen, indem er die Capitulation von Paris den 3. Juli zu Stande brachte. Dadurch öffnete er Ludwig XVIII. eine weniger gewaltſame Rückkehr auf den Thron von Frankreich. (S. d. A. Fouché.) Den 7. Juli rückten die verbündeten Preußen und Engländer in Paris ein; und d. 8. Nachmittags erfolgte, unter Wellingtons Schutz, der feierliche Einzug Ludwigs XVIII. Der König ernannte ſogleich am 9. Juli ſein neues Miniſterium, an deſſen Spitze Talleyrand trat, und zu welchem auch Fouché als Polizeiminiſter gehörte; ein Beweis, daß Ludwig dem Talente dieſes Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die erklärteſten Anhänger Bonapartes verloren jetzt ihre Stellen. Darauf wurde den 13. Juli die vorige Kammer der Deputirten aufgelöſet und an deren Stelle eine neue ernannt, die aus 395, ſtatt der vorigen 262 beſtehen ſollte. Zu den entſcheidenden Maßregeln, durch welche der König ſeinen Thron zu befeſtigen ſuchte, gehörte die auf das Verlangen der Bundesgenoſſen erlaſſene Ordonnanz vom 16. Juli, welche die Ordonnanz aus Lille vom 23. März vollzog, und die bisherige Armee, welche ſich unter Davouſt hinter die Loire gezogen und bereits für den König erklärt hatte, gänzlich auflöſete, ein Geſchäft, das Macdonald, der an Davouſt's Stelle getreten war, mit großer Klugheit ausführte. Der König beſtimmte hierauf durch die Ordonnanz vom 10. Auguſt: die active Macht Frankreichs ſolle künftig aus 86 Legionen, jede zu 1687 M. und 103 Offizieren an Infanterie, 12 Regimentern Artillerie und 47 Reg. Cavalerie, nebſt 24 000 M. Haustruppen neu zu organiſirender Soldaten beſtehen. Jetzt wurden 4000 neue Offiziere, zum Theil aus Leuten gemacht, die ſich ſtets der Conſcription zu entziehen gewußt hatten; nach der Ordonnanz vom 20. Mai 1818 aber können von den auf halben Sold geſetzten Offizieren des Heeres von 1815 nur ſolche wieder angeſtellt werden, die 15 Jahre und drüber gedient haben; folglich wurden alle franz. Krieger ſeit 1803 für dienſtunfähig erklärt; und doch hatte die Charte von 1814 allen Offizieren die Beibehaltung ihres Grads und ihrer Penſionen zugeſichert. — Eine frühere kön. Verordnung vom 24. Juli 1815 bezeichnete die Rebellen, welche von der Amneſtie ausgeſchloſſen wurden. Nach ihr ſollten 19 Generale und Offiziere, Ney, Labédoyère, die Gebrüder l'Allemand, Erlon, Lefevre-Desnouettes, Ameilh, Drouot, Brayer, Gilly, Mouton Duvernet, Grouchy, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Cambrone, Lavalette und Savary verhaftet und vor ein Kriegsgericht geſtellt werden; 38 andere wurden nach der Entſcheidung der Kammern, ohne alle Rechtsform, aus Frankreich verbannt, namentlich Soult, Carnot, Excelmans, Baſſano, Vandamme, Lamarque, Lobau, Barrere, Arrighi, Regnault de St. Jean d'Angely, Real, Merlin von Douay, Hülin, der Dichter Arnauld, der Oberſte Bory de St. Vincent, Mellinet u. A.; 29 wurden der Pairſchaft entſetzt, wie Lefebre, Süchet, Augereau, Mortier, Cadore, Piacenza u. A. Doch reinigten ſich einige durch den Beweis, daß ſie den Sitz in der neuen Kammer von Bonaparte nicht eingenommen hätten. Von den Rebel-

len, für welche jedoch mehrere Umſtände das Wort: Gnade, anriefen, wurden Labédoyère den 19. Auguſt, Ney den 7. December 1815, und Mouton-Duvernet erſchoſſen, Lavalette entkam den 21. Decbr. 1815 aus dem Gefängniſſe, durch den Muth ſeiner Frau und die Großmuth der Engländer Wilſon, Hutchinſon und Bruce; Drouot und Cambrone wurden freigeſprochen; die meiſten befanden ſich außer Landes in Sicherheit, und einige, wie Debelle, wurden begnadigt, andere, wie Dejean der Sohn, Laurence, Gamon, Alquier, Duboisdubai und Poulain Grandpré, erhielten im J. 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr. Unterdeſſen gewann die Partei der Royaliſten, die ſich Rectilignes nannten, immer mehr Einfluß. Die Prinzen waren mit der Ernennung Fouchés zum Miniſter unzufrieden. Zugleich machte ſich dieſer durch ſeine Berichte an den König über Frankreichs neuere Lage den verbündeten Mächten verhaßt. Ohnehin wurden Talleyrand und Fouché, ob ſie gleich der Sache des Königs ergeben waren, von den eigentlichen Royaliſten als Männer angeſehen, deren politiſche Mode ſich mit den neuen Verhältniſſen nicht mehr vertrüge. Man glaubte, daß die Bonapartiſten ſich noch immer auf dieſe Revolutionsmänner ſtützten. So erfolgte die Miniſterialveränderung den 25. Sept. 1815. Fouché nahm ſeine Entlaſſung; an Talleyrands Stelle wurde, um Rußland zu gefallen, der Herzog von Richelieu Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Der kräftige und gewandte Decazes erhielt das Polizei-, Corvetto das Finanz-, und Clarke, Herzog von Feltre, das Kriegsminiſterium u. ſ. w. Nun erhoben ſich die Ultraroyaliſten. In ihren Augen war der Zuſtand vor 1789 der allein rechtmäßige. Die Wahlen der Deputirten wurden in dieſem Sinne geleitet, und viele, ſtatt der geſetzlichen 40 Jahre, 25 Jahre alt gewählt. Man ſprach laut von einer Abänderung der Conſtitution; dagegen regten ſich hier und da, von den Ultras zum Theil dazu aufgereizt, — einzelne Anhänger der geſtürzten Regierung, zu deren ſchnellerer Beſtrafung Prevotalgerichte eingeführt wurden, die man jedoch 1818 wieder aufhob. Der thätige Decazes entdeckte bald mehrere Verſchwörungen, unter denen aber nur eine einzige unter Didier in der Gegend von Grenoble im Mai 1816 zum Ausbruche kam. (Vergl. d. A. Lyon 1817.) Die vielen Verhaftungen erregten Aufſehn, und mehrere Ausländer, wie die Engländer, welche Lavalettes Flucht begünſtigt hatten, Lord Kinaird (in ſeinem Briefe an Lord Liverpool, der zuerſt in der Iſis bekannt gemacht worden), und der polniſche Graf Sierakowski, beſchwerten ſich laut über die Willkühr der franzöſiſchen Polizeigewalt. Es fiel beſonders auf, daß der Herzog von Richelieu als Miniſter in dem Proceſſe gegen Ney in der Kammer die Strenge des Geſetzes vor der Verurtheilung aufgerufen hatte. Unter den Prinzen äußerte allein der Herzog von Orleans mildere Geſinnungen. Denn als in der Pairskammer beim Vorleſen der von Chateaubriand verfaßten Dankadreſſe an den König die Stelle vorkam, in der man die Verräther der Gerechtigkeit des Königs übergab, ſchlug der Herzog die Abänderung vor, man ſollte die genannten Perſonen der Gnade des Königs empfehlen. Die Cenſur erlaubte den Abdruck ſeiner Rede nicht, und der Herzog, für den ſich, ohne daß er dies gewollt hätte, eine Partei in Frankreich zu bilden anfing, begab ſich bald darauf (im Oct. 1815) nach England. Richelieu ſchloß jetzt mit den verbündeten Mächten den Vertrag vom 20. Nov. 1815 ab (ſ. d. A. Frankreich), welcher die Nation tief kränkte, und den Schatz des Reichs, der vom 1. Dec. 1815 an jährlich 140 Mill. auf die Kriegsbuße von 700 Mill.

und 130 Mill. zum Unterhalte des europäiſchen Occupationsheeres zahlen mußte, in drückende Verlegenheit ſetzte. Bald darauf erhob ſich in den Kammern ein heftiger Kampf über das Amneſtiegeſetz. Die Ultraroyaliſten ſetzten den 6. Jan. 1816 einige Abänderungen durch, welche die vom Könige vorgeſchlagenen Beſtimmungen weiter ausdehnten und ſchärften. Alle Verwandte Napoleons wurden bei Todesſtrafe aus Frankreich verbannt, und verloren die ihnen geſchenkten Güter, und mußten die erworbenen verkaufen. Ferner wurden alle die, welche für den Tod des Königs geſtimmt (régicides) und im J. 1815 Aemter vom Uſurpator angenommen hatten, auf immer aus dem Königreiche verwieſen. Von 366, die für den Tod geſtimmt haben, ſollen 163 noch lebende aus Frankreich verbannt worden ſein. Nur dreien, Tallien, Milhaud und Richard, wurde auf unbeſtimmte Zeit erlaubt, zu bleiben. So ſtreng man gegen vermeintliche oder wirkliche Antibourboniſten verfuhr (u. a. wurde ein Capitän als verdächtig eingekerkert, weil er ein Pferd Koſak genannt hatte!) ſo ſchlaff handelten die öffentlichen Behörden, um den Unruhen in Nismes und im Gardedepartement, wo politiſcher und religiöſer Fanatismus die Proteſtanten in den J. 1815 und 1816 verfolgte und ermordete, Einhalt zu thun. Nur eine Stimme in der Kammer erhob ſich für die Sache der Proteſtanten, die des edlen d'Argenſon; allein der allgemein bekannte Mörder Treſtaillon blieb unbeſtraft. Uebrigens geſchah vieles, um die Blutſchuld Frankreichs in Anſehung Ludwigs XVI. zu tilgen. Die Prinzeſſin von Condé erhielt den Tempel geſchenkt, wo ſie eine Sühn-Capelle und ein Kloſter für ſich und andere Damen einrichtete. Man ſtellte die königliche Begräbnißcapelle zu St. Denis wieder her. Ein merkwürdiges Actenſtück aus jener Zeit, das aufgefundene Teſtament der Königin Marie Antoinette, wurde d. 22. Febr. 1816 jedem Mitgliede der Kammer der Deputirten in einem Fac Simile zugeſtellt. Die Vermählung des Herzogs von Berry mit der Prinzeſſin Maria Carolina von beiden Sicilien d. 17. Juni 1816 gab aber erſt 1820 einen Erben, der das Haus Orleans von der Thronfolge entfernt. Nach und nach neigte ſich der Sieg in den Kammern von den Conſtitutionellen zu den Royaliſten, die man exagérés, auch weiße Jacobiner nannte. Daher ſchloß der König die Sitzung, nachdem das Geſetz, wonach keine Trennung der Ehe in Frankreich mehr Statt findet, genehmigt war, den 29. April 1816. Der bisherige Präſident der Kammer der Deputirten, Lainé, wurde zum Miniſter des Innern ernannt. Er, Corvetto, Richelieu und Decazes bildeten im Miniſterium die conſtitutionelle Mehrheit: der Marineminiſter Dubouchage ſchien ſich ihnen anzuſchließen, ſo daß der Kanzler d'Ambray und der Kriegsminiſter Feltre allein das Vertrauen der Ultras behielten. (An des letztern Stelle trat im Sept. 1817 der Marſchall St. Cyr; und an Dubouchages Stelle der Graf Molé, Pair von Frankreich, und ſpäter an Corvettos Stelle Roy). Bei den fortdauernden unruhigen Bewegungen in Frankreich gelang es endlich jener Mehrheit, der noch der ruſſiſche Geſandte Pozzo di Borgo und Wellington durch ihren Rath ein höheres Gewicht gaben, den König zu der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 zu bewegen, durch welche er die Kammer der Deputirten auflöſ'te, und für die Wahl der neuen die geſetzliche Zahl von 40jährigen Männern wieder geltend machte; zugleich erklärte er, daß die Verfaſſungs-Urkunde keiner Durchſicht unterworfen werden ſollte. Dieſer Sieg der conſtitutionellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyaliſten, denen Ludwig XVIII. ſelbſt nicht Royaliſt genug zu ſein ſchien, und ihrem vive le Roi, quand même!

eine Zeitlang Einhalt gethan. Doch machte der Sprecher jener Partei, Chateaubriand in ſeiner Schrift: De la monarchie selon la charte,*) der Regierung den Vorwurf, daß die individuelle Freiheit und die Preßfreiheit in Frankreich aufgehoben wären. Ja, er war ſo kühn zu behaupten, daß jene Verordnung den Geſinnungen des Königs widerſpräche. Die Wahlen der neuen Kammer fielen ſo aus, daß die Conſtitutionellen in der Sitzung, die vom 4. Nov. 1817 bis zum 16. Mai 1818 dauerte, ihre Stimme erheben konnten. Doch vergebens ſprachen ſie mit eben ſo viel Talent als Freimüthigkeit für die Preßfreiheit unter einer Jury, und für die jährliche Beſtimmung des Heerbedürfniſſes. Das neue Cenſurgeſetz der Miniſter wurde von dieſen zwar aufgegeben; allein das bisherige vom 9. Nov. blieb in Kraft. Die wichtigſten Berathungen betrafen das neue Wahl- und das Finanzgeſetz. Die Lage des Volks bedurfte, bei der allgemeinen Theurung und bei der Höhe der Abgaben, jeder möglichen Erleichterung, wozu der ſtrenge Ordnungsſinn des Königs viel beitrug. Indeß hatten die Bedürfniſſe des Staats eine furchtbare Höhe erreicht. Von den J. 1814 bis 1816 war ein Rückſtand von mehr als 83 Mill. geblieben, durch den das Budget der Ausgaben von 1817 auf 1088 Mill. 294 Fr. alſo um 246 Mill. 699,000 Fr. höher als das für 1816 anwuchs, während für das J. 1817 nur eine Einnahme von 774 Mill. berechnet werden konnte, ſo daß ein Deficit von 314 Mill. zu decken war. Man half ſich durch Anleihen; daſſelbe geſchah im J. 1818. Lanjuinais, Pair von Frankreich, deckte die Gebrechen des Budgets von 1818 auf; am meiſten waren und ſind die Franzoſen mit den in Sold genommenen Schweizertruppen unzufrieden. Der Oberkammerherr Talleyrand erklärte ſich laut gegen das Syſtem der Miniſter, beſonders gegen Richelieus Vertrag mit den Verbündeten von 20. Nov. 1815. Die Verminderung des Occupationsheeres um ein Fünftheil und der gänzliche Abzug deſſelben in Folge des Aachner Congreſſes war daher eine glückliche Begebenheit. Unter den übrigen Regierungshandlungen Ludwigs XVIII. muß noch bemerkt werden, daß das Nationalinſtitut ſeit 1816 in die ehemaligen vier Academien umgebildet worden iſt, ohne daß man die beſſeren Einrichtungen des Nationalinſtituts, z. B. die Decennalpreiſe, beibehalten hat; daß die Unterhandlungen mit Pethion und Chriſtoph auf Hayti, um ſie durch vortheilhafte Bedingungen zur Unterwerfung zu bewegen, gänzlich fruchtlos geweſen ſind, und daß das Concordat mit dem Papſte kraftlos geblieben iſt. Dagegen wurde am h. Ludwigstage, den 25. Aug. 1818.

---

*) Ludwig XVIII. ſtrich ihn wegen ſeiner in dieſer Sache gezeigten Kühnheit aus der Zahl ſeiner Miniſter; doch blieb er Pair und ging 1821 als Geſandter nach Berlin. Schon in der Sitzung der Kammer von 1817 bemerkte man folgende Stimmführer. 1) unter den Ultras; von Villele und Corbière; für den Clerus: Marcellus und Cornet d'Incour; für den Adel: von Sallaberi, Bonald und Clauzel de Couſſergues. 2) unter den Independenten: d'Argenſon, Chauvelin, Bignon, Düpont de l'Eure, Laffitte, Perrier, Bondy u. A. m. Zu ihnen gehört auch der Düc de Broglie, Pair von Frankreich. 3) Unter den Doctrinaires: Camille Jordan, Beugnot und Royer Collard. 4) Unter den Miniſteriellen: Lainé, Pasquier, Courvoiſier, Siméon, Ravez u. A. m.

die durch Privatunterzeichnung zu Stande gebrachte Bildſäule Heinrich IV. von Erz feierlich in Paris aufgerichtet. Das Urtheil der Geſchichte falle einſt über Ludwig XVIII. aus, wie es wolle, ſo wird es zwei Fehler an ihm rügen, durch die er in den erſten Jahren der Reſtauration die öffentliche Meinung Frankreichs gegen ſich gekehrt hat. Er hat die Reaction der Emigranten-Partei bei mehrern Gelegenheiten aufkommen laſſen, dadurch aber bei der Nation den Verdacht erregt, daß die Bourbons nicht aufrichtig vergeben, und das Teſtament Ludwigs XVI. nicht redlich vollzogen haben. Dann hat er unterlaſſen, durch eine beſondere Urkunde die Käufer der Nationalgüter in Anſehung ihres Beſitzſtandes und Eigenthums völlig zu beruhigen. Zugleich haben die dem Inhalte der Charte widerſprechenden Geſetze Ludwigs Miniſterium verhaßt gemacht, und die Partei der Conſtitutionellen und Independenten vermehrt. Daher endlich der Sieg der Liberalen über die Ultras, zu denen ſich im Miniſterium ſelbſt Richelieu und Lainé hingeneigt hatten, am 29. Decbr. 1818, an welchem Tage beide nebſt Roy, Molé u. ſ. w. folgende Nachfolger erhielten: Deſſolle wurde Miniſter des Auswärtigen und Präſident des Miniſter-Conſeils; de Serre Miniſter der Juſtiz; Decazes (nach Aufhebung des allgemeinen Polizei-Miniſteriums) des Innern; Portal der Marine; Louis der Finanzen. Seitdem hat Ludwigs Regierung offenbar die öffentliche Meinung für ſich und dadurch an Feſtigkeit gewonnen. Indeß erhob nach der Ermordung des Duc de Berry (14. Febr. 1820) die Partei der Ultras ihr Haupt aufs Neue. An Decazes Stelle trat Richelieu (S. Zeitgenoſſen Heft XIX.); das Wahlgeſetz wurde geändert, die Cenſur der Journale eingeführt, die perſönliche Freiheit beſchränkt u. ſ. w. Dies alles gab dem Syſtem des ſtrengern Royalismus mehr Macht und Einfluß. Daher iſt die Partei der Antibourboniſten, welche in einem nicht unmittelbar zur Bourboniſchen Linie gehörigen Regenten Frankreichs Heil zu finden glaubt, noch immer groß, während die prinzliche Partei, welcher Ludwig eine große obwohl ſehr natürliche Vorliebe beweißt, ſich auf die Ultras ſtützt, die in Europa eine allgemeine Coalition gegen die liberalen Grundſätze zu bilden wünſchen. Erſt Ludwigs XVIII. Tod wird entſcheiden, ob ſein Geſchlecht auf dem Throne von Frankreich ſich behaupten kann. Uebrigens hat die im Jahre 1818 entdeckte ſogenannte weiße Verſchwörung bewieſen, daß es die Abſicht der Ultraroyaliſten iſt, die Charte zu vernichten. Sie hatten nämlich den Geſandten der verbündeten Mächten eine, wie man ſagt vom Baron von Vitrolles abgefaßte, Note secrète exposant les prétextes et le but de la dernière conspiration übergeben, um ſie auf die Gefahren, welche dem Königthume der Bourbons drohen, aufmerkſam zu machen, damit ſie ihre Truppen nicht aus Frankreich zögen, ſondern eine Veränderung im franzöſiſchen Miniſterium bewirkten. Dieſe Note, deren Uebergabe nach franzöſiſchen Geſetzen ein Staatsverbrechen iſt, erregte ſolchen Unwillen, daß Chateaubriand, der in den Times der Mitwirkung beſchuldigt wurde, in ſeinen Remarques sur les affaires du moment alle Theilnahme an derſelben von ſich ablehnte, ob er gleich die Anſichten der Verfaſſer guthieß. Mit ihr ſtand der obenerwähnte Verſchwörungsplan der Ultras in Verbindung, der aber nur gegen die Miniſter und die Charte, nicht gegen den König gerichtet, mehr in Entwürfen als in Maßregeln zur gewaltſamen Ausführung beſtanden haben mag. Nach engliſchen Blättern ſollen die Verſchwornen zur Abſicht gehabt haben, ein neues Miniſterium zu bilden, in welchem

der Herzog von Fitzjames, Villele, Chateaubriand, und Donadieu Plätze erhalten ſollten. Der Herzog von Fitzjames hat dieſer Anführung öffentlich widerſprochen, und die als Theilnehmer verhafteten Generale Canuel, Chapdelaine und die H. H. Joannis, Romilly, De Sorgis u. a. wurden ſchon den 19. Aug. 1818 aus der geheimen Haft (Secret) entlaſſen; der einzige Baron Vitrolles war bereits durch die königl. Ordonnanz vom 24. Juli aus dem Verzeichniſſe der Staatsminiſter und der Mitglieder des königl. geheimen Raths geſtrichen worden. Weit ſtrenger hatte man die angeblich verſchwornen Antibourboniſten in Lyon u. ſ. w. behandelt. (S. d. Art. Frankreich, Lyon, Decazes, Richelieu, Ultras.).

Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland, ſ. Bonaparte (Louis).

Luft heißt im weitern Sinne jedes Gas (ſ. d. Art.), im beſondern das atmoſphäriſche Gas, welches als Luft- und Dunſtkreis unſern Erdball umgibt. Ueber die Eigenſchaften deſſelben ſ. d. Art. Gas und Gasarten.

Luftarten, ſ. Gas, Gasarten.

Luftball, Luftballon, Luftmaſchine, ſ. Aeroſtat.

Lufterſcheinungen, ſ. Meteore.

Luftförmigkeit, derjenige Aggregatzuſtand, in welchem ein Körper als Luft oder Dampf erſcheint.

Luftkreis, ſ. Atmoſphäre und Dunſtkreis.

Luftperſpective, ſ. Perſpective.

Luftpumpe, (antlia Pneumatica) iſt, in der weiteſten Bedeutung, eine Maſchine, vermittelſt welcher man die in einem Raume eingeſchloſſene Luft entweder verdünnen oder verdichten kann. Im letztern Falle heißt ſie Druckpumpe, im erſtern Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letztere Art verſtanden. Dieſes nützliche mechaniſche Kunſtwerk, welches mehr als jedes andere zur Vollkommnung der phyſicaliſchen Wiſſenſchaften beigetragen hat, wurde um 1650 von dem Bürgermeiſter Otto von Guerike in Magdeburg erfunden. Vorher bediente man ſich zu jenen Verſuchen der Torricelliſchen Röhren. Die weſentlichen Stücke einer Luftpumpe ſind ein hohler, ſtarker, meſſingener oder überhaupt metallener Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In dieſen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine daran angebrachte Zugſtange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels ſteht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden ſoll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, ſo müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letztern entſtehen. Allein durch die hineingehende Röhre ſtrömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das geſtörte Gleichgewicht herzuſtellen ſtrebt, ein Luftſtrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun, bei dem Zurückſtoßen des Stämpels, dieſe eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, ſondern einen andern Ausweg nehmen müſſe, ſind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon ſich das

eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber ſich aufwärts öffnen. Das Gefäß, deſſen man ſich bedient, um die Luft aus demſelben zu pumpen, iſt am ſchicklichſten eine gläſerne Glocke. Dieſe ſteht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten meſſingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht ſein müſſe. Die Beſchreibung dieſer weſentlichen Theile der Luftpumpe iſt hinlänglich für unſern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, inſonderheit zu unſern Zeiten, ſehr beträchtliche Verbeſſerungen erhalten; doch ſind wir noch weit davon entfernt, derſelben die erwünſchte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei phyſicaliſchen Verſuche, welche ſich mit der Luftpumpe anſtellen laſſen, ſind ungemein lehrreich und intereſſant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, ſo fällt das Queckſilber; ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine ſchlaffe, feſt zugebundene Thierblaſe mit etwas atmoſphäriſcher Luft ſchwillt unter der Glocke auf, ſobald die Luft verdünnt wird, und fällt beim Hinzulaſſen derſelben wieder in ihren vorigen Zuſtand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe gibt kein Waſſer mehr; Taucher, welche im Waſſer in der atmoſphäriſchen Luft ſinken, ſchwimmen bei verdünnter Luft; Waſſer braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um ſogleich zu ſieden und in völlig durchſichtigen, elaſtiſchen Dämpfen aufzuſteigen; Holz gibt eine Menge Luft von ſich und ſinkt dann im Waſſer unter, ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Waſſer erhielt; das beſte Feuerzeug gibt unter der Glocke mit verdünnter Luft keine Funken; Schießpulver entzündet ſich nicht; ein brennendes Licht erliſcht; alle warmblütige Thiere ſterben ſogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Fröſche, erholen ſich wieder, wenn bald Luft zugelaſſen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thieriſchen Körper befindliche aus Häuten und Knorpeln zuſammengeſetzte Canal, der ſich vom Schlunde bis in die Lungen erſtreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aeſten der Luftröhre (**Bronchien**) beſteht. Die Schnellkraft ihrer knorpligen Ringe erhält ſie für den Ein- und Austritt der Luft beim Ein- und Ausathmen beſtändig offen. Sie läßt ſich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halſes ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, ſtrecken, drehen, heraufziehen und hinabſchieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leiſtet inſonderheit noch beim Singen oder Sprechen dem Menſchen weſentliche Dienſte.

Luftröhrenentzündung, ſ. **Croup**.

Luftſpiegelung (**Erhebung**, **Seegeſicht**), ſ. **Fata Morgana**.

Luftſäure, eine Benennung der kohlenſauren oder fixen Luft. S. **Gasarten**.

Lüge iſt eine vorſetzliche Unwahrheit, welche den Zweck hat, Andern über einen Gegenſtand eine irrige Meinung beizubringen. Soll dadurch ein böſer Zweck befördert werden, dann heißt ſie eine **boshafte Lüge**; hat der Lügner gar keinen beſtimmten Zweck dabei vor Augen, eine **leichtſinnige Lüge**; oder will man da-

durch einen guten Endzweck befördern, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, hätte erreicht werden können, ſo iſt dies eine unbedachtſame Lüge. Damit aber müſſen die im Scherz geſprochenen Unwahrheiten nicht verwechſelt werden, die unter Leuten, welche ſich verſtehen, blos zur Unterhaltung dienen ſollen, und auf die ernſthaften Zwecke der gegenſeitigen Pflichten keinen Einfluß haben. Eben ſo wenig wird man poetiſche Erdichtungen und Fabeln hieher rechnen, denen man ſich mit dem Bewußtſein der Illuſion hingibt. Gebraucht aber Jemand eine Lüge als das einzige Mittel, ſich oder einen Andern gegen eine offenbare, gewaltſame Verletzung ſeiner menſchlichen Rechte zu retten, ſo heißt dieß eine Nothlüge. Die drei erſten Arten von Lügen ſind gänzlich unerlaubt. Die Nothlüge dagegen hält man gewöhnlich für erlaubt. Andere ſagen dagegen, die Wahrhaftigkeit hängt von der Geſinnung ab, und dieſe kann nicht gezwungen werden, ihre Pflicht zu verletzen; denn der Zwang erreicht nicht die Geſinnung. Wenn daher die Vernunft das Geſetz aufſtellt, du ſollſt nicht lügen, ſo iſt dies Gebot uneingeſchränkt und ohne Ausnahme; folglich können alsdann auch keine Nothlügen Statt finden: wie Kant behauptet, daß wir ſelbſt dann nicht lügen ſollen, wenn wir das Leben eines Menſchen damit erkaufen könnten.

Lully (Giovanni Battiſta), ein berühmter italieniſcher Tonkünſtler, der ſich in Frankreich ausbildete, und Oberintendant der königl. Capelle und Direktor der Oper wurde, ward 1633 zu Florenz geboren, und in ſeinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guiſe, der bei ſeiner Abreiſe nach Italien der Mademoiſelle von Montpenſier einen ſchönen, muntern italieniſchen Knaben mitzubringen verſprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er zuerſt als Küchenjunge in die Dienſte dieſer Dame trat. Hier erregte er bald durch ſein artiges Geigenſpiel, welches er ganz ohne Meiſter erlernt hatte, ſolche Aufmerkſamkeit, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in ſeine Dienſte nahm, ſondern auch die ſogenannte Bande des petits violons errichtete, und ihm über dieſelbe die Direktion ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons exiſtirt, welche damals als die geſchickteſte Capelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug die Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehme Compoſition, welche er für dieſelbe verfertigte, über die Geſellſchaft der Vierundzwanziger den Sieg davon, und Lulli wurde gleich ſehr berühmt. Lully führte in die Compoſition mehrere glückliche Neuerungen ein. Vor ihm waren der Baß und die Mittelſtimmen ſtets nur als die Oberſtimme begleitend behandelt worden; Lully hingegen behandelte auch die Mittelſtimmen obligat, und vertheilte zwiſchen ihnen und der Hauptſtimme die Melodie. Er führte ferner in ſeine Inſtrumental-Muſik zuerſt die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich unbekannte Weiſe, indem er durch die ſogenannten falſchen Accorde, ſo wie durch Diſſonanzen, die überraſchendſten Effecte auf ſeine noch eben nicht ſehr muſikkundigen Zuhörer hervorzubringen wußte. Beſonders war es ihm vorbehalten, der großen Oper in Paris diejenige Einrichtung zu geben, deren ſie ſich, mehr oder weniger, noch in dieſem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper

vom Könige erhalten hatte, 1671 daſſelbe ab, und Lully begann nun, als Direktor derſelben, diejenigen Opern zu componiren, welche ein halbes Jahrhundert hindurch die franzöſiſche Nation entzückt haben, und ungeachtet der Revolutionen, welche die franzöſiſche Theatermuſik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neuern Italienern, und von den deutſchen Componiſten, erlitten hat, den Franzoſen noch immer theuer ſind. Lully's Opern, neunzehn an der Zahl, hatten ihren großen Beifall vorzüglich dem damaligen italieniſchen Geſchmacke zu verdanken, in welchem er ſie componirt hatte, ſo wenig wir vielleicht noch jetzt denſelben in ſeinen Werken finden mögen. Er ſtarb zu Paris 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Geſtirn, 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schweſter des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber ſcheint älteren Urſprungs zu ſein; beide indeß werden oft miteinander verwechſelt. Doch hatte insbeſondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menſchen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die ſchöne Pandia und die Erſa (den Thau) erzeugte. Sie ward vom Pan, in der Geſtalt eines ſchneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daſelbſt von ihm umarmt. Abgebildet wird ſie mit einem in die Höhe ſtehenden halben Monde, an welchem zwei Spitzen befindlich ſind, und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Roſſen oder Hirſchen beſpannten Wagen, um ihre Bewegungen am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet. Auch nahm man eine männliche Mondgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; das Zeichen iſt ☽.

Lüneburg, Fürſtenthum in Niederſachſen, zum Königreich Hannover gehörig, welches nach Oſten an die alte Mark, nach Süden an das Braunſchweigiſche, Hildesheimiſche und Calenbergiſche, nach Weſten an Hoya, Verden und Bremen, nach Norden an das Hamburgiſche, Lauenburgiſche und Mecklenburgiſche grenzt. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seere aufnimmt, bildet größtentheils die Grenze gegen die drei ſogenannten Länder. Etwa 10 — 12 Meilen von der Elbe entfernt und mit derſelben parallel fließt die Aller durch den ſüdlichen Theil des Landes, und nimmt hier die Ocker, Fuhſe, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes beſteht aus einer im Ganzen magern Ebene, welche ſich in mannichfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabſenkt. Sich ſelbſt überlaſſen iſt ſie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden ſich auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, beſonders von Fichten, auf derſelben. In den Niederungen an den kleinen Flüſſen iſt der Boden beſſer, und hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Lüchow und Uelzen, woſelbſt ſehr vieler und guter Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, Bick- und Kronsbeeren in großer Menge und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt, doch nimmt der künſtliche Anbau des Bodens erſtaunlich zu. Die Marſche an der Elbe und deren Nebenflüſſen gehören zu den fruchtbarſten, reichſten und bevölkertſten Gegenden von Deutſchland, und werden faſt mehr noch zur Viehzucht und zum Gartenbau,

als zum eigentlichen Ackerbaue benutzt. Aber die Dämme, welche ſie gegen Ueberſchwemmungen ſchützen, erfordern ungeheure Koſten. Bei Lüneburg ſtreicht ein Gypsflötz an mehrern Stellen zu Tage aus. In demſelben finden ſich neſterweiſe die ſo merkwürdigen Boraciten, und in ſeiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem iſt eine ſchwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerquelle zu Edemiſſen. Das Land enthält 199 Q. M., 26,000 Feuerſtellen und gegen 246,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow iſt ein Diſtrict, Dramän oder auch das Wendland genannt, deſſen Einwohner in Sprache und Sitten noch manche Spuren ihres wendiſchen Urſprungs beibehalten haben. Dies Fürſtenthum gewinnt bedeutend von dem durchgehenden Handel, indem die Hauptſtraße zwiſchen Hamburg und dem innern Deutſchlande durch daſſelbe läuft. Der Stapelort deſſelben iſt Lüneburg. Nicht unbedeutend, jedoch mit jenem nicht zu vergleichen, iſt der Waarenzug von Hamburg über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck über Lüneburg. Die Landſtraßen ſind in einem elenden Zuſtande. Durch den Handel und den Gewinn der rohen Producte erwirbt das Land zu viel, als daß Fabriken und Manufakturen aufkommen könnten. (Geſchichte d. Königr. Hannover.) — Lüneburg, alte Hauptſtadt des Fürſtenthums, an der bis hieher ſchiffbaren Ilmenau, 3 Meilen vom Ausfluſſe derſelben in die Elbe, mit etwa 2000 Häuſern und 10,000 Einwohnern. An ihrem weſtlichen Ende liegt der ſogenannte Kalkberg, ein Gypsfelſen, auf welchem im 10. Jahrhundert ein Kloſter und Befeſtigungen angelegt wurden. Das erſtere iſt in die Stadt verlegt, ſpäterhin ſäculariſirt und ſeit 1656 zur Einrichtung einer ſ. g. Ritteracademie benutzt. Auch die neuern Feſtungswerke ſind eingegangen und der Felſen wird nur noch zu einem ſehr einträglichen Gypsbruche benutzt, deren ſich noch zwei andere in der Nähe der Stadt finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichſten (die eine iſt vollkommen geſättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne vorgängige Gradirung verſotten. Seit einigen Jahren hat man auch ſie zu Soolbädern zu benutzen angefangen, deren Ruf und Beſuch noch immer in Zunahme iſt. Mit Salz und Kalk, ſo wie mit den Producten der Umgegend, führt die Stadt einen nicht unbedeutenden Handel, doch iſt die Spedition noch viel bedeutender als dieſer. — In der neueſten Kriegsgeſchichte iſt Lüneburg durch das Treffen am 2. April 1813 merkwürdig geworden. In demſelben wurde die überlegene Kriegsmacht des franzöſiſchen Generals Morand durch die Generale Dörnberg und Czernitſcheff gänzlich vernichtet, und der neue Krieg in Deutſchland eben ſo glücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 Meilen weſtlich von Lüneburg liegt die Görde, ein ſchöner Wald mit einem königlichen Jagdſchloſſe, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Diviſion Pecheux durch das Wallmodenſche Corps gleiches Schickſal erfuhr. C—c.

Lunel, kleine Stadt mit 4200 Einw. in Frankreich in Nieder-Languedoc, Departement Herault, vier Meilen von Montpellier, iſt wegen des daſelbſt gebauten ſüßen Muscatellerweines merkwürdig, und hat Branntweinbrennereien.

Lunette, in der Befeſtigungskunſt zwei kleinere Halbmonde, die vor den Ravelins oder größern Halbmonden angelegt werden, um dieſe zu decken.

Lüneville, eine offene, ſchön gebau te Sadt in Lothringen zu dem franzöſiſchen Departement der Meurthe gehörig, an dem Zuſammenfluſſe der Meurthe und Vezouze, in einer fruchtbaren Ebene, hat ein jetzt zu Kaſernen eingerichtetes Schloß, 3 Kirchen, 1300 Häuſer und 10,400 Einwohner. Als 1735 dem König Stanislaus Leszinsky von Polen der Beſitz von Lothringen und Bar überlaſſen worden war, nahm dieſer ſeine Reſidenz zu Lüneville, und ſeit der Zeit hat dieſe Stadt viele Verſchönerungen erhalten. Das dortige Pflaſter iſt ſchön, aber von einer Art Kalkſtein, der bei trockenem Wetter einen den Augen ſehr ſchädlichen Staub verurſacht, weßwegen jeder Hausbeſitzer im Sommer täglich das Pflaſter begießen muß. Nach Stanislaus Tode hat dieſe Stadt ſehr abgenommen. Außer einer Fayance-Fabrik gibt es hier eine Liqueur-Fabrik und Strumpfwebereien. In der neueſten Zeit iſt dieſe Stadt durch den am 9. Febr. 1801 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich abgeſchloſſenen Frieden berühmt geworden. (S. Friedensſchlüſſe.)

Lunge, das in der Brufthöhle der Thiere eingeſchloſſene und zur Verrichtung des Athmens beſtimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einfluſſes der atmoſphäriſchen Luft zur Erhaltung ſeines Lebens. Daher ſind bei allen Thieren beſondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung im Innern eingerichtet und beſtimmt, welche man Reſpirationsorgane oder Organe des Athemholens nennt. Dieſe Organe ſind aber bei den verſchiedenen Thierclaſſen nach ihrer gradweiſen Ausbildung ſehr verſchieden. So ſind bei den Inſecten die Luftkanäle, Tracheen, bei den Fiſchen die Kiemen zu dieſem Zwecke beſtimmt. Bei den Amphibien zeigt ſich ſchon die eigentliche Bildung einer abgeſonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierclaſſen, den Vögeln und Säugthieren, ſo wie bei den Menſchen, tritt dieſe erſt ganz deutlich hervor. Das Lungenſyſtem iſt ſogar bei den Vögeln am ausgedehnteſten. Die Bruſthöhle iſt im Verhältniſſe gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen ſetzen ſich ſogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, das Herz und die größern Gefäße, ſelbſt in die Zwiſchenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beſchränkter und in ſich geſchloſſener iſt das Lungenſyſtem bei den Säugthieren. Bei dem Menſchen iſt die in der Bruſthöhle eingeſchloſſene Lunge in zwei Hälften getheilt, ſo daß man jede Hälfte als eine beſondere Lunge anſehen kann, von denen die rechte etwas kürzer und breiter iſt, als die linke. Zwiſchen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften ſind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Bruſthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte iſt daher ganz frei und abgeſondert in ihrer eignen Höhle, welche ſie, bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt, und hängt nur noch oben durch ihren Luftröhrenaſt mit der Luftröhre zuſammen, nach hinten iſt ſie durch ſtarke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demſelben verbunden. Die Maſſe der Lungen iſt zellig, ſchwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei erwachſenen von bläulichgrauer Farbe. Sie beſteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände ſich ſo berühren, daß ſie zuſammen ein ganzes ausmachen. Jedes Läppchen iſt wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Dieſe ſind eigentlich die Enden der feinſten Zweige der Luftröhrenäſte, welche durch immer wiederholte

Theilungen endlich zu den kleinſten, zarteſten Röhrchen werden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieſer Enden bildet die ſchwammige Subſtanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Aeſte in kleinere, von dieſen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieſer Anhäufung von Luftzellchen beſteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinſten Blutgefäße von vier verſchiedenen Syſtemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterien, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem ſie dieſelben umſchlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Aſt derſelben ein Aeſtchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäſte und zur Abſonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derſelben. Aus ihnen ſammeln ſich die rücklaufenden Blutadern, welche nun zum Theil rückwärts in einen Stamm (die Bronchialvene) ſich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner ſtellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Hauptheil der Lungenſubſtanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der große Stamm der Lungenarterie, welcher ſich ſogleich in zwei Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche ſich in derſelben in Aeſte, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinſten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben, als ein Netz von Haargefäßen, die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil ſich in die Luftröhrenzellchen, und gehen zum andern Theil in Venen über, welche rückwärts ſich zu immer größern Aeſten vereinigen, und endlich, aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derſelben verlaufen. So beſteht alſo die ganze Subſtanz der Lunge aus einer zahlloſen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, der Lungenarterien und Lungenvenen und deren Nerven, welche alleſammt durch die gemeinſchaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zuſammengehalten werden. Durch das Einſpritzen gefärbter Maſſen in die Stämme der Gefäße kann man die Veräſtelungen und feinſten Verzweigungen eines jeden abgeſonderten Syſtems ſehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichſam ein Bäumchen mit ſeinen ſtärkern und ſchwächern Aeſten und Zweigen bis in die feinſten, den Haaren ähnlichen, Gewebe von Aederchen darſtellt. So kann man z. B. mit Queckſilber die Luftröhrenäſte, mit einer blauen Maſſe die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieſer Syſteme ſtellt ſo ein Bäumchen dar, und dieſe ſo in einander gefügt, daß alle um und neben einander aufs innigſte ſich umfaſſen, begleiten, umſtricken, ſtellen ungefähr das Ganze der Lungenmaſſe dar. H.

Lungenprobe, ein Verſuch, den man (bei dem Verdacht des Kindermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimmt, um auszumitteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe, oder nicht. Dieſer Verſuch beſteht darin, daß man die Lungen in ein Gefäß, mit reinem Waſſer angefüllt, thut, um zu beobachten, ob ſie zu Boden ſinken, oder oben ſchwimmen. Der Grund der Lungenprobe iſt der unwiderlegbar wahre Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt finde; daß aber das Athmen beſtimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringe, wo-

durch ſie ſich von denen, welche noch nicht geathmet haben, unterſcheiden. Vor der Geburt ſind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Bruſthöhle zuſammengezogen, feſt, und ſpecifiſch ſchwerer als das Waſſer, wie die Subſtanz anderer Eingeweide. Sie ſinken daher im Waſſer ſowohl ganz, als Stückweiſe zu Boden, und wenn man ſie zerſchneidet, ſo bringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Waſſer, auch zeigt ſich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, ſo iſt auch Luft in die Lungen eingedrungen, dadurch die Bruſthöhle erweitert, die Lungen ſelbſt ſind ausgedehnt worden, erſcheinen von lockerer ſchwammiger Subſtanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Bruſthöhle aus. Sie ſchwimmen nun, ſpecifiſch leichter als das Waſſer, auf demſelben, ſowohl in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne daſſelbe, ſowohl ganz, als in einzelne Stücke zerſchnitten. Beim Zerſchneiden ſelbſt hört man einen eigenen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und ſteigt, wenn man die Lungen unter dem Waſſer zuſammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerſchnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils ſchaumiges Blut. Man hat gegen die Gewißheit der Lungenprobe verſchiedene Einwürfe gemacht, vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geahmet hat. Dies könnte nur der Fall ſein: a) durch Einblaſen: allein in dieſem Falle iſt die Bruſt des Kindes nicht gewölbt, es iſt nur ſehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es iſt nicht hellroth, nicht ſchwammig; b) durch Fäulniß: allein in dieſem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen ſein; die Lungen ſind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen ſich an denſelben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Subſtanz, wenn nicht der äußerſte Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerſtört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dies iſt unerweislich und ſtreitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriffe von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen ſchwimmen, ein anderer unterſinken; dieſer Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geſchwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar ſein, und bei großer Schwäche des Kindes einen geſchehenen Verſuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzuſetzen, beweiſen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zuſtand von Scheintod kann nicht **Leben** genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rückſicht auf alle zugleich vorhandenen Umſtände, Merkmahle und Beobachtung der durch obige Einwürfe nöthigen Vorſichtsmaßregeln, ferner mit gehöriger Unterſuchung des äußern Anſehens des Kindes und der Beſchaffenheit der übrigen Eingeweide, iſt die Lungenprobe als zuverläſſig zur Entſcheidung über die Frage, ob das Kind nach ſeiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzuſehen. Man hat außer der erwähnten noch eine Lungenprobe vorgeſchlagen, welche auf dem Verhältniſſe des Gewichts des ganzen Körpers, ſowohl zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; ſo wie eine andere, von dem Umfange des Bruſtkaſtens vor und nach der Reſpiration; allein beide ſind verwickelter, mühſamer und doch unſicherer als die erſtere.

Lupercalien, ſ. **Pan**.

Luſiade, ſ. **Camoens**.

Luſitania, Luſitanien, ſ. Hiſpanien und Portugal.

Luſtration, Reinigung, wurde insbeſondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römiſchen Volks vermittelſt eines Sühnopfers (sacrificium lustrale) genannt, welche jedes Mal nach geendigtem Cenſus (ſ. d. Art.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieſer Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Cenſoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (ausſöhnen, weil nach geſchehenem Cenſus das allgemeine Sühnopfer für das römiſche Volk dargebracht ward) abſtammen. Das bei dieſer Feierlichkeit Statt findende Opfer beſtand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung ſelbſt nannte man lustrum condere. Die dabei von dem Cenſor geſprochene Formel hieß anfänglich: Ut dii immortales res Romanas ampliores melioresque facerent. Nachdem ſich das römiſche Gebiet aber ſehr vergrößert hatte, wurde das Gebet folgendergeſtalt verändert: Ut res Romanas perpetuo incolumes ferrent. — Da dieſe Luſtration alle Mal am Ende eines jeden fünften Jahres angeſtellt wurde, ſo bedeutete lustrum auch eine Periode von fünf Jahren.

Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel.

Luther (Martin), der größte Mann des 16. Jahrhunderts, wurde den 10 Nov. 1483 von armen Aeltern in Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, war ein Bergmann, und kam späterhin zu Mansfeld (wohin er 1484 gezogen) wegen ſeiner Rechtſchaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14. Jahre zuerſt nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterſtützung fand, nach Eiſenach auf die Schule geſchickt, wo er anfangs ſein Brot als Currentſchüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandten ſeiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rektors Trebonius ſchnelle Fortſchritte im Latein und in den übrigen Schulwiſſenſchaften, ſo daß er 1501 die Univerſität zu Erfurt beziehen, ſchon 1503 daſelbſt Magiſter werden und ſich bald auch durch Vorleſungen über die Phyſik und Ethik des Ariſtoteles nützlich machen konnte. Um dieſe Zeit entdeckte er auf der Univerſitätsbibliothek zu Erfurt eine lateiniſche Bibel, und ſah mit nicht geringer Freude, daß ſie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Nach dem Willen ſeines Vaters dem Rechtsſtudium gewidmet, wurde er durch dieſe nähere Bekanntſchaft mit der Bibel, von der damals auch die Cleriker gewöhnlich nur die evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte kannten, der Theologie geneigt, und der ſchreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reiſe von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz oder durch Meuchelmord an ſeiner Seite umkam, beſtimmte ſein durch den Druck einer äußerſt ſtrengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeſchüchtertes Gemüth, ſich dem Mönchsſtande zu widmen, um durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er ging daher gegen den väterlichen Willen 1505 ins Auguſtinerkloſter zu Erfurt, und unterwarf ſich mit ſchweigender Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensobern den Novizen auflegten. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unſchuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er ſich ſelbſt mit

den ſchrecklichſten Vorwürfen und fiel in eine ſchwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder ſein geängſtigtes Gewiſſen beruhigte, und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jeſum Chriſtum verwies. Dieſe damals, über dem Dringen des Clerus auf ſogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß und Indulgenzen, beinahe vergeſſene chriſtliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit welcher Staupitz, ſein Ordensprovinzial, ſeine hervorſtechenden Talente und Kenntniſſe auszeichnete, ihn von allen niedrigen Dienſten für das Kloſter befreiete, und zur Fortſetzung ſeiner theologiſchen Studien aufmunterte, weckte ſein Selbſtgefühl. Er erhielt 1507 die Prieſterweihe und das Jahr darauf durch ſeinen Gönner Staupitz den Ruf als Profeſſor der Philoſophie auf der neuen Univerſität Wittenberg. Schnell entwickelte ſich in dieſem neuen Wirkungskreiſe ſein großes Genie. Ohne zu ahnen, welche Erfolge er dadurch vorbereitete, warf er die Feſſeln der mit dem hierarchiſchen Syſtem des römiſchen Stuhles innig verwebten ſcholaſtiſchen Philoſophie von ſich, machte die Rechte des geſunden Verſtandes geltend und ſammelte bald zahlreiche Schüler und Anhänger um ſeinen Lehrſtuhl. Eine Reiſe, die er 1510 in Angelegenheiten ſeines Ordens, welcher ihm ſpäterhin die Reviſion der thüringiſchen Auguſtinerklöſter übertrug, nach Rom an den Hof des Papſtes Leo X. unternahm, enthüllte das Scandal der Irreligioſität und Sittenloſigkeit der römiſchen Clerus vor ſeinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpſtlichen Heilichkeit. Nach ſeiner Zurückkunft nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn nach ſeinem Glauben zur unerſchrockenſten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrſamkeit, welche die alten Claſiker wie die Kirchenväter umfaßte, und in den Geiſt der griechiſchen und hebräiſchen Sprache eindrang, ſo wie der Ruf ſeines geiſtvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten ſeiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichts der neu eindringenden, wiſſenſchaftlichen Aufklärung werth. Um ſo mehr mußte der entſcheidende Schritt, den er den 31. Oct. 1517 durch den Anſchlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominicaners Tetzel vor den Augen von ganz Deutſchland that, Aufſehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, deſſen verderbliche Wirkungen ſich ſchon bei ſeiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hatte, wie jetzt erwieſen iſt, keinen Antheil an dieſem Schritte. Jene Sätze wurden jedoch eben ſo ſchnell verketzert, als verbreitet. Der Dominicaner Hogſtraaten zu Cöln, Dr. Eck zu Ingolſtadt und Prierias, ein Official des römiſchen Hofes, griffen Luthern mit Streitſchriften an, aber weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papſtes nach Rom, welcher er nicht folgte, ſo wie die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papſtes mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete ſeinen Gegnern kühn und gewaltig, und fuhr, auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unſtatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpſtlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entſcheidung

Cajetans an den Papſt, und von dieſem an ein allgemeines Concilium. Daher erſchien 1520 die päpſtliche Bannbulle gegen ihn und ſeine Anhänger, mehrere Univerſitäten beeiferten ſich, ihn zu verdammen, und ſeine Schriften wurden zu Rom, Cöln und Löwen verbrannt. Luther verbrannte dagegen nach dem beſcheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papſte ſeine Ergebenheit bezeigt, und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch dieſe offenen Feindſeligkeiten empört, zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Decretalen des päpſtlichen canoniſchen Rechts. Mit dieſem Schritte ſagte er ſich förmlich vom Papſte und der römiſchen Kirche los. Begeiſtert jauchzten die trefflichſten Männer des Adels deutſcher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangeliſchen Freiheit Beifall zu, und boten ihm, da der Churfürſt Friedrich von Sachſen unſchlüſſig ſchien, ob er ihn ſchützen ſolle, ihre Veſten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Niemand geſchützt ſein, denn von Gott. Die beſorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geiſt, den er ſelbſt nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort. Mit Bewunderung und Erſtaunen vernimmt das Volk die Rede dieſes Mönchs, der ſich allein gegen Papſt und Cleriſei, gegen Kaiſer und Fürſten ſtellt. Denn nichts geringeres that er, als er den 4. April 1521, in Begleitung weniger Freunde und des kaiſerlichen Herolds, der ihn gefordert hatte, die Reiſe zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann ſehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtauſends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 Perſonen zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Sache war ſo ſtark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, antwortete: und wenn ſo viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiſer, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Churfürſten, 24 Herzögen, 7 Markgrafen, 30 Biſchöfen und Prälaten und vielen Fürſten, Grafen, Herren und Geſandten erſchien Luther den 17. April in der Reichsverſammlung, bekannte ſich zu ſeinen Schriften und ſchloß am folgenden Tage ſeine zweiſtündige Vertheidigungsrede vor dieſer Verſammlung mit den Worten: „Es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde; ſo kann und will ich nicht widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“ Daß er wirklich nicht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte Jeder ſich überzeugen, der ihn hörte und verſtand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter ſo unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den ſeine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weiſe ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg ſchaffen ließ, um ſein Leben zu ſichern. Weder die kaiſerliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papſtes konnten ihn in der Muße ſtören, die er hier zur Verdeutſchung des neuen Teſtaments anwendete. Doch dauerte ſie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlſtadts Bilderſtürmerei (ſ. d. Art. Karlſtadt) hielt ihn nichts mehr zurück und troß der neuen Achtserklärung, welche der Kaiſer zu Nürnberg wider ihn

erließ, und ſelbſt auf die Gefahr der Ungnade des Churfürſten, eilte er, mitten durch das Land des ſchrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachſen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er ſich wegen dieſer Entweichung bei dem Churfürſten Friedrich rechtfertigt, iſt eben ſo, als ſein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis ſeines unerſchrockenen Muthes und ſeiner Seelengröße*). So zuverſichtlich und kühn durfte nur Luther zu ſeinem Fürſten ſprechen, denn ſchon hatte er ein Anſehn in der Welt, welches das fürſtliche überwog. Muſter von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedſamkeit ſind die Predigten, mit denen er gleich nach ſeiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nach einander fortfuhr und den Aufſtand der wüthenden Neuerer in Wittenberg ſtillte. Sie zeigen, wie ſehr diejenigen irren, die in Luthern nur den ungeſtümen, plumpen Eiferer ſehen und die Behutſamkeit ſeines Verfahrens bei der Kirchenreform, ſeine feine Menſchenkenntniß und ſeine Sanftmüth gegen Irrende, die es nur ſonſt mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Dieſe Mäßigung verließ ihn freilich, wo er böſen Willen und eine unlautere Geſinnung ſich ihm entgegen ſtellen, oder die evangeliſche Wahrheit in Gefahr ſah. Daher ſeine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähſchrift des Königs Heinrich VIII. von England, und die Erbitterung in ſeinen Streitigkeiten mit Karlſtadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für etwas irdiſch geſinnt und lau gegen die gute Sache: in Karlſtadts Angriffen auf ſeine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eiferſucht zu erkennen. Unter dieſen Kämpfen und Anfechtungen war ſein Entſchluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reife gediehen. Seines Berufs zum Reformator ſich deutlich bewußt, ſchritt er nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Zuerſt fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonien zu reinigen, und gab, da er ſelbſt 1524 die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöſter und zur beſſern Ver-

---

*) Luther ſchrieb dem Churfürſten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höheren Schutz, als ein Churfürſt von Sachſen mir geben kann. Ich hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Churf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja wenn ich wüßte, daß Ew. Churf. Gn. mich könnte und wollte ſchützen, ſo wollte ich erſt nicht kommen. Dieſer Sache ſoll, noch kann kein Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menſchliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der iſt ſich ſelbſt und andern Schutz. Da ich Ew. Churf. Gn. noch viel zu ſchwachgläubig ſpüre, ſo kann ich Ew. Churf. Gn. nicht für den Mann anſehn, der mich ſchützen oder retten könnte. — Ew. Churf. Gn. wiſſen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieſer iſt. Es iſt ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich faſt wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. Churf. Gn. glaubte, ſo würde ſie Gottes Herrlichkeit ſehen, weil ſie aber nicht glaubt, hat ſie auch noch nichts geſehen.“

wendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das Kloſter verlaſſen hatte, Catharinen von Bora, 1525 zum Weibe; ein Schritt, den der 42jährige Mann erſt nach ſchwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß eben ſowohl aus Grundſatz, als aus Neigung that. Denn ganz ſollten die Lehrer des Evangeliums der Menſchheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wahrheit wo möglich in allen Verhältniſſen wieder hergeſtellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Weſens eingeführt wiſſen. Während er den Reichsſtädten und fremden Fürſten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er ſich auf das Nachdrücklichſte gegen die Unordnungen der aufrühreriſchen Bauern und Wiedertäufer, und ſeine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anſtiftung dieſer gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um ſo größeres Unrecht gethan, je mehr ſeinem geſunden, nüchternen Verſtande alle Schwärmerei und Ueberſpannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines feſten und bedachtſamen Mannes, der wohl weiß, was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 unter Autorität des Churfürſten, mit Hülfe Melanchthons und anderer Freunde der Kirche in Sachſen, eine neue, der Lehre des Evangeliums entſprechende Ordnung, und vom höchſten Gewichte war das Verdienſt, das er ſich durch die Abfaſſung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte gedenken, die Luther um dieſelbe Zeit und noch weiter hinaus ſich gegen die ſchweizeriſchen Reformatoren, wegen ihrer abweichenden Anſicht in der Abendmahlslehre, zu Schulden kommen ließ (ſ. d. Art. Sacrament). Es iſt unſtreitig, daß er dadurch eine Haupturſache jener Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangeliſch Lutheriſchen von einander trennt; aber dabei läßt ſich auch nicht leugnen, daß er ohne dieſe Unbiegſamkeit in Sachen des Glaubens ſchwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu deſſen Vereitlung Liſt und Gewalt unaufhörlich geſchäftig war. Die ſeit dem öffentlichen Vortrage der Confeſſion der Proteſtanten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 (ſ. Reformation), immer weiter fortſchreitende Ausbreitung und Befeſtigung der Reformation benahm nun zwar den päpſtlichen und kaiſerlichen Edicten gegen Luthern alle Kraft; aber deſto mehr mußte er gegen die Verſuche der ſchlauen Papiſten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf ſeiner Hut ſein, und es bedurfte gerade dieſes, nicht ſelten an Trotz und Starrſinn grenzenden Feſthaltens derſelben, um den Sieg zu behaupten. Ganz conſequent ſchrieb daher Luther in dieſem Geiſte 1537 die ſchmalkaldiſchen Artikel, gab den brandenburgiſchen und anhältiſchen Geſandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geſchickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Catholiſchen zu ſtimmen, eine abſchlägige Antwort, und verweigerte 1545 die Theilnahme ſeiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er ſeinen Glauben verfocht, ſchmälert keinesweges das Verdienſt ſeiner Beharrlichkeit; und beweiſen auch die Perſönlichkeiten, die er ſich bisweilen gegen ſeine Gegner erlaubte, daß er ſich nicht ungeahndet beleidigen ließ; ſo darf man doch nur an die herrſchende Denk- und Sprechart ſeines Zeitalters, an die Natur ſeines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüſterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit,

die ihn nicht ſelten verſtimmte, und an ſeine lebhafte, Alles leicht ins Ungeheure treibende Phantaſie denken, um die Rauhheit ſeiner Aeußerungen verzeihlich zu finden. Eben ſo erklären ſich die Schreckbilder teufliſcher Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit ſeinem geſunden Verſtande verträglich ſchien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Perſon, ein immer geſchäftiges, böſes Princip, und wer ſich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," ſagte er ſelbſt, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele ſtürmiſch und kriegeriſch ſind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt ſäuberlich und ſtill daher, bauet und pflanzet, ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm Gott ſeine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, ſo iſt es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Mit Recht konnte er ſich dies rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falſch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch ſeine Feinde zugeſtehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutſchen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offner dargelegt. Er ſcheute ſich eben ſo wenig, ſeine Schwächen zu geſtehen, als Fehler Anderer zu züchtigen, und neben dieſen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenſchaften war die überlegene Kraft und Größe ſeines Geiſtes vereinigt! Man erſtaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelüberſetzung, ſchwer und weit umfaſſend genug, um ein ganzes Leben zu beſchäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande, und ſchon darum würde ſein Name der Nation unſterblich ſein; dabei aber kam er durch die Menge ſeiner Abhandlungen über die wichtigſten Gegenſtände des Glaubens den fruchtbarſten Schriftſtellern aller Zeiten gleich, und übertraf an Geiſt und Gehalt die meiſten; ſeit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewiſſen Perioden täglich, verwaltete das geiſtliche Amt im Beichtſtuhle und Altare, führte eine ausgebreitete lateiniſche und deutſche Correſpondenz über Gegenſtände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, und mitten in dieſem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbſtbetrachtung Zeit laſſen mußten, war er für jeden Beſuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte ſich um jeden Armen, der ihn anſprach, und gab ſich mit der ganzen Seele den Freuden der Geſelligkeit hin, wo man ihn immer jovialiſch, voll von Einfällen (ſie ſind in ſeinen Tiſchreden aufbehalten), körnig und geiſtreich in ſeiner Unterhaltung, und mäßig in ſeinen Genüſſen fand. Dabei blieb er auch der Kunſt nicht fremd; ſeine trefflichen Kirchenlieder ſind bekannt, wie ſeine entſchiedene Vorliebe für die Muſik, in welcher er, ſo oft es nur möglich war, durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute ſeine Erholung ſuchte. Nur eine ſeltene Geiſtes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachſen ſein; bei einer minder ſtarken Natur wäre ein ſo thatenreiches, müh- und wechſelvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther ſchon ſeit 1531 mit harten körperlichen Leiden (Steinſchmerz und Schwindel) zu kämpfen, und war in mehrern Krankheiten dem Tode

nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 63ſte Jahr. Kurz vor der letzten Reiſe nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, ſchilderte er ſeinen Zuſtand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnäd ges Stündlein und begehre des Weſens nicht mehr." So hatte er im Januar 1546 geſchrieben; den 18. Febr ſtarb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau (ſt. zu Torgau 1552) hinterließ er mit 4 Kindern (2 waren früher geſtorben) in geringen Umſtänden, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtsconſulent in Dresden ſtarb, erloſch ſeine männliche Nachkommenſchaft. Sein Name aber kann nicht verlöſchen, ſo lange das Evangelium auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider ſeinen Willen wird ſeine Partei nach ihm die Lutheriſche genannt, wider ſeinen Willen hat ſie die Kriege geführt, die gleich nach ſeinem Tode ausbrachen, und Deutſchland ſchrecklich verwüſteten. Luther rieth, ſo lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn; er achtete es für Frevel, mit menſchlicher Gewalt verfechten und durchſetzen zu wollen, was Gottes Sache iſt, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und Wachſens der Reformation ſein unerſchütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und alle Tractate nach ihm. Die Umſichtigkeit einiger pragmatiſchen Geſchichtſchreiber iſt bemüht geweſen, eine Menge von äußern Umſtänden aufzuzählen welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erſchienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geſchehen iſt und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutſchen Werke in dem Charakter, den Cramer in ſeiner Ode „Luther" alſo zeichnet:

Nie hat er geheuchelt;
Mit Glauben ſeine freie Bruſt geſtählt,
Hat keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt,
Daß er ein Menſch war, nie verhehlt,
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter, ging die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Schritte,
Blieb arm und ſeine Luſt war Gott,
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte.

Vergl. d. Art. Reformation. E.

Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), war ehemals ein Bisthum im weſtphäliſchen Kreiſe, wurde 1794 von den Franzoſen beſetzt, im Frieden zu Lüneville ihnen förmlich abgetreten, und zum Departement der Ourthe gezogen. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes und einen beſondern Tractat vom 23. März 1815 wurde dieſes Land als ein ſouveränes Fürſtenthum dem Könige der Niederlande überlaſſen, und bildet jetzt (nachdem jedoch einige Theile des vormaligen Hochſtiftes Lüttich zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur einige andere dazu geſchlagen worden ſind) eine Provinz des Königreichs der Niederlande, welche an Limburg, die preußiſche Provinz Niederrhein,

Luxemburg, Frankreich, Namur und Südbrabant grenzt, 102 Quadratmeilen mit 354,000 Einwohnern enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten ſie liegt, wird ſie vorzüglich von der Ourthe durchfloſſen. Der Boden dieſer Provinz iſt im ſüdlichen und öſtlichen Theile, wohin ſich eine Fortſetzung der Ardennen zieht, waldig, felſig und hügelig, im weſtlichen Theile eine fruchtbare Ebene mit gutem Getreidelande. Getreide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen und muß durch den Kartoffelbau erſetzt werden. Die Rindvieh- und Schafzucht iſt ſehr ausgebreitet. Bekannt ſind die limburger Käſe, welche dieſe Provinz liefert. Das Steinreich gibt ſehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eiſen, Kalk-, Bau-, Wetz- und Flintenſteine und guten Marmor, und zu Spaa iſt ein berühmtes Mineralwaſſer. In einem großen Theile iſt die Induſtrie ſehr wichtig, beſonders die Tuch- und Eiſenfabriken; die lütticher Gewehre und Verviersttücher werden weit und breit ausgeführt. — Lüttich, die Hauptſtadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimmt, zwiſchen zwei Bergen, und war ſonſt feſt und mit einer Citadelle verſehen. Die Stadt iſt groß, aber nicht hübſch, und die Straßen ſind meiſtens enge und finſter, nur die Geſtade längs des Fluſſes ſind ſchön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorſtädte zu Lüttich. Ueber die Maas führen ſiebenzehn Brücken, unter welchen ſich die Brücke des Arches durch ihre eiſernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gaſſen, 40 Kirchen, 8000 Häuſer und etwa 60,000 Einw., größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Franzöſiſch reden. Außer den Tuch- und Wollenzeugfabriken, ſind vorzüglich die hieſigen Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohrerei, Gerbereien, Leimſiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblechmühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Ctr. Blech. In der Nähe ſind große Steinkohlenbrüche, die ſich mehrere tauſend Fuß unter der Erde forterſtrecken, und jährlich gegen 4 Millionen (nach Villefoſſe faſt 9 Millionen) Ctr. Steinkohlen liefern. Auch der Handel Lüttichs mit dieſen Fabrikaten und Producten, ſo wie der Speditionshandel iſt anſehnlich; daher iſt auch hier eine Börſe und ein Handelsgericht. Eine Univerſität ward 1817 eröffnet, mit ihr ſind mehrere gute Anſtalten verbunden.

Lützen, eine kleine Stadt mit 1000 Einwohnern im preußiſchen Herzogthum Sachſen, Regierungsbezirk Merſeburg, berühmt durch zwei große Schlachten, welche, die eine im dreißigjährigen Kriege, die andere im Befreiungskriege gegen Napoleon, in ſeiner Nähe geliefert wurden, und von welchen die folgenden Skizzen hier gnügen werden.

Guſtav Adolph hatte im J. 1632 vor der Veſte Ingolſtadt die Kunde vernommen, daß Wallenſtein in Sachſen eingebrochen ſei und dort alles mit Feuer und Schwert verwüſte. Dem Beiſtande ſeines bedrängten Bundesgenoſſen opferte der edle Held jeden Vortheil, und brach unverzüglich aus Baiern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, deſſen Abfall er fürchten mußte, wenn nicht bald der wilde Wallenſtein gebändigt würde. In Erfurt nahm Guſtav Abſchied von ſeiner Gemahlin, rührender als je vorher, denn ein ſchauerliches Vorgefühl ſagte ihm, daß es der letzte ſei. Der Marſch ging nun raſch fort bis Torgau; Sachſens Volk nahm den frommen König gleich einer

rettenden Gottheit mit hohem Jubel auf. Als er nun während des Marſches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit ſeinem Haufen nach Halle abgeſandt ſei, faßte er den Entſchluß, weder die ſächſiſchen Hülfsvölker abzuwarten, noch Leipzig anzugreifen, ſondern geraden Weges auf Wallenſtein loszugehen. Sobald aber dieſer des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenſchüſſe ſeinen Regimentern das Zeichen, zuſammenzurücken, und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. ordnete Wallenſtein ſein Heer zur Schlacht zwiſchen Lützen und den Floßgraben, ſo daß der rechte Flügel ſich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben ſich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldſeite aufgeworfen; dahinter ſtanden 2 Linien Füſeliere und 1 Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vorderſten Linien wegſchießen, dem Feinde alſo ein dreifaches Feuer entgegen ſprühen ſollten. Hinter der Straße war das Heer aufgeſtellt; vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpunkt das Fußvolk in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in ſeiner Mitte. Auf einer Anhöhe nahe vor Lützen waren 14 Feuerſchlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere geſtellt; aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken ſollte, deckte kein Geſchütz. Auf dieſem Flügel ſchloß Forgatſch, auf den rechten Iſolani mit Kroaten die Schlachtlinie. So ſtanden die Kaiſerlichen gegen 40,000 Mann ſtark; Gallas und Kronenberg befehligten den rechten, Holk den linken Flügel, Schafgotſch und Schaumburg die Mitte, Rhinach und Defurt aber die Reſerve. Das Geſchütz befehligte der Marcheſe de Grana; Wallenſtein ſelbſt übernahm die Leitung des Ganzen. — Tauſend Schritte gegenüber war das ſchwediſche Heer in Schlachtordnung aufmarſchirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog ſich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte ſich der Floßgraben ums Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwiſchen den Reiter-Geſchwadern hatte Guſtav wieder Abtheilungen von Fußvolk zu 200 bis 400 Mann geſtellt; doch gewarnt durch die leipziger Schlacht, denſelben Feldſtücke beigegeben, um ſich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geſchütz der Schweden beſtand aus 100 Feuerſchlünden, davon waren 26 der ſchwerſten in Batterien vor dem linken Flügel aufgeſtellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König ſelbſt führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphauſen. Unter dem Könige und dem Herzoge Bernhard befehligte Fürſt Ernſt von Anhalt auf den Flanken. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinſterte die ganze Gegend. Schon kämpften wie Nachtgeiſter einzelne Reiter-Geſchwader in der Finſterniß, als das ſchwediſche Heer, den frommen König in der Mitte, auf die Knie ſank und mit feierlicher Andacht unter Pauken- und Trompetenſchall Luthers hohes Lied: eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc. anſtimmte. Dann ritt der König ernſter, als ſonſt, durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erſt um 10 Uhr verlor ſich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene, und die Heere ſtanden ſchlagfertig einander im Geſicht. Eine

halbe Stunde nachher gab Guſtav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiſerlichen beſetzten Graben der Landſtraße ein; aber ein mörderiſches Musketen- und Geſchützfeuer ſtreckte die Anſtürmenden reihenweiſe zu Boden. Das ſchwediſche Fußvolk wich, aber Guſtav ſprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, ſtellte ſich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo iſt euer Muth? Vorwärts, vorwärts! Er ſchreitet voran, ein mörderiſcher Kampf beginnt aufs neue, und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Man ficht nun Mann gegen Mann in wildem Handgemenge, da bricht Oberſt Winkel mit dem blauen Regimente vor, ſetzt unter Siegesgeſchrei über beide Graben und ihm folgt das ſchwediſche Leibregiment im haſtigem Laufe. Bald ſind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiſerlichen Vierecke gerichtet. Das erſte und zweite wird zerſprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da ſtürmt Holk mit ſeinen Küraſſiren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finniſche Reiterei hatte nicht ſo ſchnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt ſtand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenſtein ſelbſt mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden wild vor ſich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben dieſem Augenblicke war es auch den ſchwediſchen Schwadronen gelungen, über den Graben zu ſetzen; ſie ſtürzten auf Wallenſteins Reiter, warfen die vorderſten auf die hinterſten zurück, verbreiteten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiſerl. Heeres, eroberten die Geſchütze wieder und der Sieg ſcheint hier für die Schweden entſchieden. — Doch weniger günſtig ſtanden die Sachen auf dem linken ſchwediſchen Flügel, welcher von der großen kaiſerlichen Batterie auf dem Windmühlenberge ſo heftig beſchoſſen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dies erſehend, übergibt Guſtav die Führung ſeines rechten ſiegenden Flügels dem Feldmarſchall Kniphauſen und befiehlt ihm, raſch den weichenden Feind zu verfolgen; er ſelbſt eilt an der Spitze des ſmaländiſchen Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der König verſchwindet und ſchon hat Herzog Bernhard auf den rechten Flügel eine ſo geſchickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern ſeinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wildem Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entſteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Roß ohne ſeinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel iſt mit Blut bedeckt, in den Halftern ſtecken noch die abgeſchoſſenen Piſtolen. Bernhard ahnet das entſetzliche Unglück und ſendet ſtraks 100 Reiter aus, den König zu ſuchen, indeſſen verkündete er laut die Nachricht von deſſen Gefangenſchaft. Nun kämpfen die Schweden wie wüthende Löwen, ſie ſtürzen Alles vor ſich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geſchütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor ſich her, während das zweite ſchwediſche Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor ſich her jagt, und Kniphauſen dann mit den friſchen Regimentern, Weimar, Burlacher und Goldſtein, gleichfalls über den Graben zur Verfolgung der Flüchtigen ſetzt. — Der Sieg iſt entſchieden, aber ſiehe! da erſcheint Pappenheim mit 8 friſchen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim ſprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, ſtürmt ſie nieder und nimmt das zum zweiten Male er-

oberte Geſchütz; dann treibt er die Zerſprengten über den Graben, und iſt daran ſie zu umzingeln, als Kniphauſens zweites Treffen ihm entgegenkommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft ſeine Hüfte, geendigt iſt die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Roſſes Zügel und führt den widerſtrebenden Feldherrn im raſchen Laufe aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Reiter nicht mehr vorwärts, ſie gerathen in Unordnung und werden nur durch den dichten einfallenden Abendnebel von gänzlichen Untergange gerettet. Piccolomini benutzt den glücklichen Zufall, ordnet ſich noch einmal, und haut auf die Blauen ein; dieſe erfahren das Schickſal der Gelben, aber ihr Widerſtand iſt fürchterlich. Piccolomini ſelbſt erhält 6 Schüſſe, ſein Oberſtlieutenant, ſein Major und alle ſeine Rittmeiſter werden verwundet, die Reiter müſſen zurück; denn eben als der Abend ſchon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen Angriff, dringt über den Graben, erobert zum dritten Male die Batterie und jagt die Kaiſerlichen in wilder Flucht vor ſich her. Wallenſtein flucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reſerve vorzurücken, aber dieſer, bereits von Pappenheims Schickſal unterrichtet, zaudert, und nun wird die Verwirrung allgemein. Umſonſt verſchwendet der gewaltige Wallenſtein Flüche, Drohungen und Verſprechungen, er kann ſeine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angſtgeſchrei: der Pappenheim iſt todt, die Schlacht iſt verloren, die Schweden kommen über uns! rennen ſie in wilder Haſt davon. Nur Piccolominis Muth, der jetzt das fünfte Pferd beſteigt und mit einigen kümmerlich geſammelten Schwadronen gegen die Schweden noch einmal anſprengt, rettet Wallenſtein und Gallas von der Gefangenſchaft. Sie verlaſſen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, und um Mitternacht gelangt Wallenſtein mit nur 80 Reitern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, ſammelt die zerſtreuten Regimenter und treibt am Morgen die Kroaten, welche kommen, um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, ſie koſtete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Guſtav Adolph und Pappenheim. Den erſtern fanden Bernhards ausgeſandte Kundſchafter unweit dem bekannten großen Steine an der Landſtraße unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde faſt bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Dunkel und ungewiß ſind die nähern Umſtände ſeines Todes, doch wahrſcheinlich iſts, daß ſchwarze Verrätherei und Rache ſeinem edeln Leben ein Ende machten. — Pappenheim ſtarb bald nachher an ſeinen in der Schlacht empfangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenſtein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernhard aber noch vor des Jahres Ausgang ganz Sachſen von den Feinden befreien konnte. — Alſo endete die Schlacht bei Lützen am 6. Nov. des Jahrs 1632.

Ihr Gegenbild iſt die Schlacht vom 2. Mai des Jahrs 1813. Die ruſſiſch-preußiſche Armee hatte ſich näher vereinigt, als Bonaparte in den letzten Tagen des Aprils ein Heer von 130 — 150,000 Mann gegen ſie herbei führte; ſie mußte ſich zu einer Hauptſchlacht entſchließen, wenn ſie nicht Sachſen ohne Schwerdtſtreich aufgeben wollte. Bonapartes Plan, Leipzig ſchnell zu erreichen, die Armeen,

Wittgenſteins und Blüchers — die er noch getrennt wähnte — von der Elbe abzuſchneiden und einzeln zu erdrücken, war leicht zu faſſen. Es ward deshalb beſchloſſen, ihn noch vorher auf dem Marſche in einem Terrain anzugreifen, das die Anwendung der überlegenen Reiterei begünſtige; die Armee von Wittgenſtein, die am 1. Mai bei Zwenkau, die von Blücher, die an dieſem Tage bei Rötha ſtand, gingen alle am Morgen des 2. vereinigt auf mehrern Punkten über die Elſter und den Floßgraben, und ſtanden ſo zuſammen 69,150 Mann ſtark gegen 11 Uhr in der Ebene gegen Lützen hin in Schlachtordnung, während General Miloradowitſch mit 12,000 Mann in Zeitz blieb, General von Kleiſt mit 5000 Mann Leipzig deckte. Bonaparte marſchirte, während deß in einer großen Colonne mit den Garden, dem 3. und 6. Corps (Ney und Marmont) auf der Lützner Straße gegen Leipzig, das 4. Corps (Bertrand) war von Poſerne, das 11. (Macdonald unter des Vicekönigs von Italien Oberbefehl) von Marktranſtädt aus im Anzuge; das 5. Corps (Lauriſton) war an der Spitze und griff um 9 Uhr den General Kleiſt bei Lindenau an, und hat an der Schlacht eben ſo wenig als das 12. (Oudinot) Theil genommen, welches noch hinter Weißenfels zurück war. — Bonaparte hatte daher, als am Abend alle übrigen Corps verſammelt waren, ungefähr 115,000 Mann auf dem Schlachtfelde beiſammen. Die Dörfer Groß- und Klein-Görſchen waren noch nicht von der zum 3. Corps gehörenden Diviſion Souham verlaſſen, als das verbündete Kriegsheer in zwei Treffen zwiſchen Werben und Domſen aufmarſchirte, ſie 11 1/2 Uhr ſehr überraſchend angriff; ſie wurden im erſten Anlauf genommen, bald darauf auch Rahno und Kaja, während das Hauptcorps, die zum Angriff vorgeſchickten Truppen unterſtützend, links ziehend vorwärts rückte; indeſſen bereiteten nun auch die Feinde ernſthaften Widerſtand und ſuchten nach erhaltener Verſtärkung die verlornen Orte wieder zu gewinnen. — In dem von Gräben und Hecken durchſchnittenen Terrain zwiſchen den genannten 4 Dörfern entſpann ſich das blutigſte, langwierigſte Gefecht, denn Bonaparte hatte, bald nach den erſten Kanonenſchüſſen die Abſicht der Feinde errathend, ſeine Armee umwenden und ſich zwiſchen den Dörfern und Lützen in Schlachtordnung ſtellen laſſen, von wo er die bedrohten Punkte fortwährend durch neue Truppen unterſtützte und ſo nach und nach das ganze Neyſche Corps und einen Theil des Marmontſchen ins Gefecht brachte. In mehrfachen Angriffen verſuchten die Alliirten ſich auf dem Kamme einer gegen Lützen hin ſanft abfallenden Höhe, die ſich von Starſiedel hinter Rahno hinzieht, feſtzuſetzen. Es gelang ihnen auch bisweilen momentan, allein ſie wurden immer wieder durch friſche Truppen von dieſem entſcheidenden Terrain-Abſchnitte verdrängt, während auf ihrer Seite ſchon beinahe die geſammte Infanterie im Gefecht war. So hatte eine preußiſche Batterie, raſch auf Flintenſchußweite herangefahren, die hier ſtehenden feindlichen Bataillone erſchüttert, die Infanterie ſie darauf geworfen, und es etablirten ſich (5 Uhr) bereits geſchloſſene Haufen auf dieſem Punkte, der Feind brachte aber gleich wieder ſo viel friſche Truppen ins Gefecht, daß ihn die geſchwächten und ermatteten Preußen, denen keine Unterſtützung folgte, nach dem tapferſten Widerſtande wieder räumen mußten. So war hier (der linke Flügel gen Starſiedel hin war nur durch eine lebhafte Kanonade beſchäftigt) unter unentſchiedenem aber höchſt mörderiſchem Gefecht der Abend hereingebrochen, als die ruſſiſche Diviſion des Prinzen von

Würtemberg, zur Umgehung des linken Franzoſen-Flügels beſtimmt, auf das eben bei Eisdorf angekommene 11. Corps unter dem Vicekönig ſtieß (7 Uhr). Sie mußte ſich vor der Uebermacht zurückziehen, und dieſes Corps beſtritt nun den preußiſchen rechten Flügel mit großer Wirkung. Ungefähr um dieſe Zeit machte auch Bonaparte mit 80 Geſchützen und einer großen Truppenmaſſe (vergl. Odeleben) einen Hauptangriff im Centrum, der das Geſchick des Tages in ſo weit entſchied, daß die von den Verbündeten eroberten Dörfer von ihnen wieder verlaſſen werden mußten, ſo daß am ſpäten Abend Groß-Görſchen nur von einigen preußiſchen Jägern beſetzt blieb, die Armee aber in die Stellung, die ſie vor der Schlacht hatte, zurückging. Noch wurden in der Dunkelheit 9 Escadrons preußiſche Cavallerie vom linken Flügel vorgeſchickt, um vielleicht durch die Gewalt eines unvorhergeſehenen Anfalls etwas zu bewirken. Sie geriethen aber in einen Hohlweg, ſtießen dann auf feindliche Infanterie, die ſie geſchloſſen empfing, und gingen nicht ohne Verluſt wieder zurück. Dies ſind die allgemeinen Umriſſe einer Schlacht, deren detaillirte Schilderung ohne große Weitläuftigkeit nicht möglich iſt. — Wenn die Verbündeten beim Beginn derſelben die Idee hatten, den franzöſiſchen rechten Flügel zu umgehen und von Weißenfels abzuſchneiden, ſo ward dies doch, da ſie in der Front zu ſtarken Widerſtand fanden, bald unausführbar, ihre Ueberlegenheit an Cavallerie nutzte ihnen bei dieſem Kampfe wenig, dagegen ward die große Ueberlegenheit des Feindes an Infanterie deſto drückender empfunden. Die Alliirten, die 5 Kanonen erobert und 800 Gefangene gemacht hatten, zählten 10,000 Todte und Verwundete, unter den letztern die Generale Blücher, Scharnhorſt, Hünerbein (der Prinz von Heſſen-Homburg war geblieben); die Franzoſen zählten 15,000 Todte oder Bleſſirte, darunter die Generale Gourée, Gerard, Brennier, Chemineau, Gillot; jene zogen ſich am folgenden Morgen gegen Borna und Frohburg zurück, es waren von ihnen nur einige Schwerverwundete, die hinter Groß-Görſchen liegen blieben, dem Feinde in die Hände gefallen. Auf einem Hügel ohnweit Groß-Görſchen — von welchem Dorfe die Verbündeten die Schlacht benennen — hat der König den gefallenen Kriegern ein Denkmahl aus Gußeiſen, ähnlich den auf einigen andern Schlachtfeldern aufgeſtellten, errichten laſſen, das am 2. Mai 1817 eingeweiht ward.

Lützow und die Lützowſche Freiſchar. — Wir erwähnen dieſer Erſcheinung in dem großen Befreiungskriege von 1813 und 1814, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. — Der Tugendbund vereinigte während der Zeit der Bedrückung würdige und feſte deutſche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine beſſere Zukunft arbeiteten. Dieſe ſandten, ſobald die erſte Kunde von der Vernichtung der franzöſiſchen Heeresmacht in Rußland erſcholl, Botſchafter durchs Land, beſonders nach den Univerſitäten, wo der ſchlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern ſich ſchnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer, unternehmender, verſuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schleſien. Zwar ſagte er ſich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erſter Führer daſtehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerte zu ſchlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik ſorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmen-

ſtreit. Schnell ſammelte ſich die Schar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländiſcher Freunde unterſtützt. Eingeſegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schar ſchon im Anfange Aprils in Sachſen ein, mit der Beſtimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufſtand in Thüringen, Heſſen und Weſtphalen zu erregen, und ſo den Franzoſen in Deutſchland eben ſo verderblich zu werden, wie die Guerillas in Spanien. Im thüringer Walde, auf dem Harze, im Speſſart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer ſchnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit; man unterhielt Verbindungen bis nach Oſtfriesland. Was die innere Verfaſſung betrifft, ſo bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter dieſe waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung ſind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachſen und Baiern, die ihr Vaterland früher erkannten, als es ihre Könige und Landsleute thun konnten, und, wie die Holländer, aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedl und Ennemoſer, einſt Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzuge der Heere nach der Lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden, nach Schleſien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den Alles umfaſſenden Frieſen, der ſpäter bei Vercul von franz. Bauern getödtet wurde, und den Alles begeiſternden Körner (ſ. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenloſigkeit an der Elbe auf- und abſchwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitſcheff Leipzig ſiegreich zu beſetzen, wurde durch den Waffenſtillſtand vernichtet. Hiermit ging die Freiſchar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei, während des Waffenſtillſtandes, durch den berüchtigten Ueberfall von den Franzoſen und Würtembergern zu **Kitzen** bei Leipzig faſt ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenſtillſtande waren die Lützower jedoch wieder ſtärker als vorher, verſehen mit Reiterei und ſchwerem Geſchütze, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps aus unbekannten Urſachen nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umſtände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den ſchwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weſer gegen bedeutende Uebermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um ſo weniger ausgeführt werden, als das Corps beſtändig getrennt war. Erſt im Decbr. ſammelte es ſich wieder in Boitzenburg. Der General v. Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf die ſchwediſche Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte ſie zu ſeinem Vortrabe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Erſatz gab. Lützow, kaum geneſen von ſeinen

ſchweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückſtadt; er beurlaubte ſich nebſt einem Theile der Reiterei, mit dem Verſprechen, die übrigen bald zu ſich zu rufen. Bei dem Rückzuge des Blücherſchen Heers führte er Aufträge an St. Prieſt, die ihm Blücher gab mit Muth und Einſicht aus. Aber beſorgt, eine Abtheilung preußiſches Geſchütz zu decken, verweilte er ſich und fiel mit ſeiner kleinen Mannſchaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele ſeiner Leute und wurde ſelbſt, ſchwer verwundet, nur durch die ſeltene Ehrlichkeit eines franzöſiſchen Landmanns vom gänzlichen Untergange gerettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil des Corps, unter der Führung des Hauptmanns von Helmenſtreit vom baltiſchen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen ſchickten die leichte fliegende Schar vor die Feſtung Jülich, wo ſie mit 1300 Mann, ſo weit war ihre Zahl geſchmolzen, drei Wochenlang gegen die täglichen Ausfälle eines ſechsfach ſtärkern Feindes ſtreiten mußten. In Laon kamen ſie zu ſpät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden iſt dieſes Corps zum Theil auseinander gegangen, und zum Theil zu einem regulären Regimente organiſirt worden. *Lützow* ſelbſt wurde in der Schlacht von *Ligny* (am 16. Juni 1815) gefangen.

Luxembourg (François-Henri von Montmorency, Herzog von), Marſchall von Frankreich, *einer der berühmteſten franzöſiſchen Feldherrn unter Ludwig* XIV. Er war der Sohn des berüchtigten Grafen Bouteville, und ward am 8. Januar 1628 geboren. Dem großen Condé, deſſen Schüler er war, und unter welchem er 1643 der Schlacht von Rocroi bewohnte, blieb er in guten und böſen Schickſalen ſtets treu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté im J. 1668 zeigte ſich das glänzende Genie Luxembourgs, der hier als Generallieutenant commandirte. In Holland, wo er das Obercommando führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländiſchen Feſtungen und ſchlug die Armee der Generalſtaaten bei Bodegrave und Woerden. In dieſem Feldzuge hatte er zugleich Gelegenheit, den berühmten Rückzug zu machen; er ging nämlich mit einer Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000, ohne daß ihm dieſe etwas anzuhaben vermochte. Er war nachher bei dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté, befand ſich bei der Schlacht von Senef (den 11. Auguſt 1674), und erhielt 1675 den Marſchallsſtab. Nach Turennes Tode befehligte er einen Theil der franz. Armee, war aber anfangs nicht ſehr glücklich, denn er mußte vor ſeinen Augen Philippsburg nehmen laſſen, und ſein Verſuch, der Stadt mit einer Armee von 50,000 Mann zu Hülfe zu kommen, war vergebens. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien (1678), von dem er ſich unvermuthet überfallen ſah, den er aber mit Erfolg zurückſchlug. In dem darauf folgenden Kriege Frankreichs gegen die verbündeten Mächte (England, Holland, Deutſchland und Spanien) gewann Luxembourg drei große Schlachten; die erſte bei *Fleurus* (den 1. Juli 1690) gegen den Fürſten von Waldeck; die zweite bei *Steinkirchen* (den 4. Auguſt 1692), wo ihn König Wilhelm von England plötzlich überfiel, aber dennoch zurückgetrieben wurde; die dritte und blutigſte unter allen bei *Neerwinden* (den 29. Juni 1693), in welcher der König Wilhelm eine große Niederlage erlitt. Von den in dieſem mörderiſcher Treffen genommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris faſt ganz angefüllt. Luxembourg endigte ſeine ſo glorreiche militäriſche

Laufbahn durch den langen und beſchwerlichen Marſch, den er im Angeſicht der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. Er ſtarb am 4. Januar 1695.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der öſterreichiſchen Niederlande, wurde 1795 von den Franzoſen beſetzt, und machte ſeitdem einen Theil des Wälder-Departements (des Forêts) aus. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes (1815) wurde der größte Theil dieſer Provinz mit Einſchluß des Herzogthums Bouillon (S. d. A.) zuſammen 108 Q.M. mit 255,000 Einw., dem Könige der Niederlande, als Entſchädigung für ſeine in Deutſchland abgetretenen naſſauiſchen Fürſtenthümer, überlaſſen. Der König der Niederlande führt deswegen den Titel als Großherzog von Luxemburg, iſt als ſolcher Mitglied des deutſchen Bundes, und hat bei dem Bundestage eine Stimme. Ein kleiner Theil des Landes iſt an Preußen überlaſſen worden, und gehört zum Preußiſchen Großherzogthume Nieder-Rhein. — Dieſes Land macht den Mittelpunct des berühmten ardenner Waldes aus, iſt größtentheils bergigt, hat gute Viehzucht und viele Eiſengruben. — Luxemburg, die Hauptſtadt des Landes, an der Elze, mit 9000 Einwohnern, iſt eine der wichtigſten Feſtungen. Sie beſteht aus der obern und untern Stadt; jene liegt größtentheils auf Felſen, in welche die Feſtungswerke eingehauen ſind. Nach der General-Acte des wiener Congreſſes (Art. 67) iſt Luxemburg, in militäriſcher Beziehung, eine deutſche Bundesfeſtung; der Großherzog hat das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Feſtung zu ernennen, 1816 dem König von Preußen abgetreten, und zugleich bewilligt, daß 3/4 der Beſatzung aus preußiſchen Truppen, 1/4 aus niederländiſchen beſtehen ſoll.

Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, eine Folge des Reichthums, entſpringt aus der Neigung und dem Beſtreben zur Verſchönerung des Lebens und zur Veredelung unſeres Daſeins. Er zeigt ſich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künſtlicher Bedürfniſſe des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Anſehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Anſehung der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geſchirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Abgeſehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Geſundheit und Naturkräftigkeit des Menſchen bringt, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den phyſiſchen Wohlſtand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menſchenmaſſe verbreitet, und ſo der, dem allgemeinen Nationalwohlſtande nachtheiligen, Vermögensungleichheit ſtets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Abſicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchſte phyſiſche Zweck des Menſchen Wohlleben, auf dauernden Wohlſtand gegründet, iſt, ſo hat die Regierung beim Luxus nur die ſehr bedingte Pflicht der Einſchränkung, wenn Jemand durch denſelben aus dem Zuſtande des Wohlſtandes herabzuſinken in Gefahr iſt, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religioſität dadurch verletzt wird. Der Luxus iſt kein ausſchließliches Vorrecht des Reichen, ſondern jeder Menſch kann ihn nach ſeinen Vermögensumſtänden anwenden, um durch mehrere Genußmittel ſich das Leben zu verſchönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortſchritte und Nachtheile des Luxus ſcheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksclaſſe entſprungen zu ſein, indem die höhern Stände ſich an den, durch die

Fortſchritte der Induſtrie unverkennbar erweiterten Wohlſtand der niederen Claſſen noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth ſehen ſie die ſcharfe Abmarkung der Vorzeit verſchwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmannes war. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß von den Archiſchen Luxus- oder Aufwandsgeſetzen der Römer vom J. 572 an, bis zu den ins Unendliche vervielfältigten Aufwandsgeſetzen der Franzoſen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandsgeſetze ſtets ein fruchtloſes Beſtreben der Regierungen geblieben ſind, und ſtatt den Geiſt der Nation umzuwandeln, dieſen vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben. X.

Luynes (Charles Albert, Herzog von), ein berüchtigter Günſtling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geboren 1578. Sein eigentlicher Familienname war Alberti; ſeine Vorfahren, florentiniſche Edelleute, hatten ſich, vor mehr als hundert Jahren, aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelaſſen. Er und ſeine beiden jüngern Brüder waren ſchon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Geſellſchaft zugegeben worden; Charles Luynes hatte ſich aber beſonders die Gewogenheit des jungen Königs, durch die kindiſchen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu ſeinem nachherigeren großen Einfluſſe gelegt. Der Marſchall d'Ancre, der damals Alles am franzöſiſchen Hofe vermochte, begünſtigte ihn, und verſchaffte ihm die Statthalterſchaft von Amboiſe; und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marſchall d'Ancre und deſſen Gattin, welche die verwitwete Königin Maria von Medici unumſchränkt beherrſchte, ſtürzte (1617). De Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marſchalls, verſchiedene von deſſen bisherigen Stellen, und regierte nun eben ſo unumſchränkt wie jener, nur noch ſchlimmer; denn er bereicherte ſich in einem Jahre mehr, als der Marſchall in ſiebzehn Jahren. Die ganze Regierung war in de Luynes Händen, und er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der franzöſiſchen Großen, die ſich wider ihn verbunden hatten. Er wurde ſelbſt (1621) zum Connetable von Frankreich ernannt, ob er gleich die zu dieſer Stelle erfoderlichen Eigenſchaften gar nicht beſaß. Ludwig XIII. wurde jedoch zuletzt ſeines Günſtlings überdrüſſig, weil er ihn mit zu vieler Gewalt beherrſchte, und großes Unheil im Staate angerichtet hatte. De Luynes ſtarb daher zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre. Sein Tod verurſachte viel Freude und große Veränderungen am franzöſiſchen Hofe.

Luzac (Johannes), geb. 7. Aug. 1746 zu Leyden, ſeit 1785 daſelbſt Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und der vaterländiſchen Geſchichte, bekannt als Herausgeber der in ganz Europa verbreiteten leydner franz. Zeitung, die, ſo lange ſie von ihm redigirt wurde, als die Gazette diplomatique von allen Staatsmännern und Freunden der Geſchichte betrachtet ward; dann auch durch vortreffliche Schriften in den genannten Fächern, ſo wie durch die Unfälle, welche ihn während der Revolution, wegen ſeiner Abneigung gegen die demokratiſche Partei, trafen. Er endigte am 12ten Jan. 1807, beim Auffliegen des mit Pulver beladenen Schiffes, auf eine höchſt unglückliche Weiſe ſein verdienſtvolles Leben.

Luzern, ein Canton der Schweiz, ſ. Schweiz. Die Hauptſtadt Luzern, am Ausfluſſe der Rüß aus dem Vierwaldſtädterſee, deſſen hieher ſich erſtreckender Buſen der luzerner See heißt, iſt, wegen der vielen Gärten, in ihrem Umfange bedeutend groß. Der Fluß theilt

ſie in zwei, durch vier Brücken verbundene Theile. Sie hat über 5000 Einwohner, Lyceum, Zeichenſchule, Singacademie, und iſt der Siz des päpſtl. Nuntius und mit Bern und Zürich abwechſelnd, der Tagſatzung. Man ſieht in Luzern Pfyffers topographiſches Relief von 60 Q. M. der Schweiz, auf einem Raume von 20 F. Länge und 12 F. Breite vorgeſtellt. Die Seidenmanufactur und die Papiermühle iſt von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen ſtarken Tranſitohandel. Auch werden viel Käſe, Schweine, gemäſtete Schnecken (nach Italien), viel Getreide, gedörrte Zwetſchen, Kirſchwaſſer und Floretſeide ausgeführt.

Lyäos, Lyäus, Löſer, Befreier (von Sorgen und Grillen), Beiname des Bacchus, nicht zu verwechſeln mit Lycäos, dem Beinamen des Zeus (von dem Berge Lycäon in Arcadien), des Pan und Apollo (letzterer heißt jedoch nach Andern vielmehr Lykeios oder Lykius).

Lycaonien, bei den Alten eine Landſchaft Aſiens, welche von Phrygien, Iſaurien und Cilicien, Galatien und Cappadocien eingeſchloſſen wurde und gute Schafzucht hatte.

Lyceum, Lykeion, ein Gymnaſium (Ringſchule) zu Athen, welches von dem in der Nähe ſtehenden Tempel des Apollo λύκειος (Wolfstödter), ſeinen Namen hatte und in deſſen bedeckten Gängen Ariſtoteles ſeine Philoſophie vortrug. Ihm zu Ehre wurden bei den Neueren die höheren lateiniſchen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil in denſelben ehemals die Ariſtoteliſche Philoſophie in der ſcholaſtiſchen Form gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch iſt ſich in Rückſicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnaſien nicht in allen Ländern gleich; überall aber ſind ſie Schulen für die eigentlich gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Univerſität übergehen. E.

Lycien, eine Landſchaft in Kleinaſien.

Lycophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein griechiſcher Grammatiker, und Verfaſſer vieler Trauerſpiele, lebte um 280 vor Chr. Geb. unter Ptolemäus Philadelphus, bei welchem er ſich durch die von ihm erfundenen Anagrammen beliebt gemacht hatte. Er ſoll an einer Wunde geſtorben ſein, welche ihm einer ſeiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter diſputirte. Von ſeinen Schriften iſt uns nur noch ein Trauerſpiel, Caſſandra (Alexandra) übrig, welches in Jamben abgefaßt iſt, und überall das Gepräge einer durch mühſeligen Fleiß erworbenen Gelehrſamkeit trägt, daher auch ſehr ſchwer und mit dunkeln Anſpielungen überladen iſt. Es iſt eigentlich ein unterbrochen fortlaufender Monolog, in welchem Caſſandra den Untergang der Stadt Troja und die Schickſale aller darin verflochtenen Helden und Heldinnen vorausſagt, und der in mythologiſcher und antiquariſcher Hinſicht einigen Werth hat. Ein ſpäterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geſchrieben. Ausgaben von dieſem Trauerſpiel ſind: Cum comment. Ioh. Tzetzae cura Io. Potteri, Oxon. 1697 und 1702, in einem Folio-Bde.; dann mit dem Commentar Canters von Reichard (Lpz. 1788) und zuletzt von Sebaſtiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lycophron vier und ſechzig oder ſechs und ſechzig Trauerſpiele geſchrieben, von denen Suidas zwanzig namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente ſeiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum c. 17. geſammelt und erläutert.

Lycurgus, der berühmte Geſetzgeber der Spartaner, lebte um das J. 888 vor Chr. Geb., und war der jüngſte Sohn des ſpartaniſchen Königs Eunomus. Sein älterer Bruder, Polydectes, folgte

dem Vater in der Regierung, ſtarb aber bald, und hinterließ das Königreich dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlaſſene Gemahlin des Polydectes ſchwanger ſei. Als dies Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn ſie einen Thronerben gebären ſollte, er der erſte ſein würde, ihn als ſeinen König anzuerkennen. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab, und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Thronerben. Indeſſen ließ ihm die Königin ſagen, daß, wenn er ihr verſpräche, ſie zu heirathen, ſie ohne Anſtand ihr Kind tödten würde. Indem er ihr nun mit der Erfüllung dieſes Wunſches ſchmeichelte, bekam er den Knaben, welchen die Königin gebar, in ſeine Gewalt. Von der Freude des Volks über dieſes Ereigniß bekam das Kind den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lycurgus hatte ſchon durch die Weisheit ſeiner Staatsverwaltung ſich allgemeine Hochachtung erworben; dieſe Handlung der erhabenſten Uneigennützigkeit aber erhob ihn auf den Gipfel des Ruhms, weckte jedoch auch den Neid vieler vornehmer Spartaner gegen ihn, mit denen ſich die Königin, aus Rache über ihre vereitelte Hoffnung, verband. Sie ſtreute unter dem Volke aus, es ſei gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem an dem Tode deſſelben das meiſte gelegen ſein müſſe. Um dieſen entehrenden Verdachte zu entgehen, fand ſich Lycurg bewogen, nicht nur die Vormundſchaft des jungen Königs freiwillig niederzulegen, ſondern ſogar ſein Vaterland zu verlaſſen. Ob nicht dieſer Entſchluß auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, iſt unbekannt; wenigſtens nützte Lycurg ſeine Reiſen zu dieſem Endzwecke. Nachdem er zuerſt Creta beſucht hatte, wo die weiſen Geſetze des Minos ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche, luxuriöſe Bildung und Lebensſitte der Einwohner, und die Kraftloſigkeit ihrer Geſetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der cretiſchen Geſetze einen ſchneidenden Contraſt bildete, den entgegengeſetzten Eindruck auf ihn. Dafür entſchädigte ihn, wie man ſagt, die Auffindung der Homeriſchen Gedichte. Von hier ſoll er noch mehrere Reiſen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien, gemacht haben. Da jedoch in den Lycurgiſchen Geſetzen auch nicht die geringſte Spur von ägyptiſcher oder indiſcher Weisheit zu finden iſt, ſo zweifelt man daran. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet. Da nämlich die beiden Könige Archelaus und Charilaus weder bei dem Volke noch bei den Vornehmen in Achtung ſtanden und auch keine Geſetze vorhanden waren, durch welche die allgemeine Ruhe hätte aufrecht erhalten werden können, ſo überſtiegen die Bedrückungen der Großen und der Uebermuth des Volks alle Grenzen. In dieſer bedenklichen Lage des Staats war Lycurg der einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk ſuchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorſam des Volks bändigen werde. Mehr als einmal erſchienen Geſandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerſtand er, aber endlich gab er dem dringenden Wunſche ſeiner Mitbürger nach. Bei ſeiner Ankunft in Sparta fand er bald, daß nicht blos von Abſchaffung einzelner Geſetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede ſein dürfte, ſondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfaſſung nöthig ſei. Die Achtung, welche ihm ſeine Perſönlichkeit, ſeine Ge-

ſicht, und die augenblickliche Lage des Staates bei ſeinen Mitbürgern verſchaffte, machte ihm Muth, ſich durch keine Hinderniſſe abſchrecken zu laſſen. Der erſte Schritt, den er nun that, beſtand darin, daß er den Königen die Geruſia, einen Senat von acht und zwanzig durch ihr Alter ehrwürdigen Perſonen (Geronten), an die Seite ſetzte, ohne deſſen Einwilligung jene nichts unternehmen ſollten. Dadurch bewirkte er ein heilſames Gleichgewicht zwiſchen der Macht der Könige und dem Uebermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten ſeine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eigenen Berathſchlagungen zu haben, indem er ſich darauf beſchränken mußte, das, was die Könige oder der Senat vorſchlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meiſtens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede: blos die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der am Ende ſo heftig wurde, daß Lycurg nur durch die ſchleunige Flucht in einen benachbarten Tempel ſein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihm ein Auge gekoſtet haben ſoll. Er aber that weiter nichts, als daß er ſich umwandte und ſeinen Verfolgern das von Blut überſtrömte Geſicht zeigte. Dieſer Anblick erfüllte Alle mit Schaam und Reue; ſie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hauſe. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrauſendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm, und entließ ihn mit Beſchämung. Nachdem die Verfaſſung Sparta's völlig gegründet war, ſorgte Lycurg auch für deren künftige Aufrechthaltung. Er ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid ſchwören, daß ſie vor ſeiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Geſetzen ändern wollten, reiſete dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Geſetze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendſte Staat bleiben, ſo lange es dieſe Geſetze beobachten wird." Dieſen Spruch ſandte er nach Lacedämon, und begab ſich hierauf freiwillig ins Exil. Fern von ſeinem Vaterlande ſtarb er, wie man ſagt, einen freiwilligen Hungertod, nach Einigen zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder Creta. Auf ſeinen Befehl ward ſein Körper verbrannt, und die Aſche in das Meer geſtreuet, damit ſie nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige Volk ſich des geleiſteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu Ehren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von ſeinen Freunden eine Geſellſchaft geſtiftet, welche noch bis in die ſpäteſten Zeiten Sparta's fortdauerte, und den Zweck hatte, das Andenken ſeiner Tugenden zu feiern. Der Hauptzweck der Lycurgiſchen Geſetzgebung war, eine gemiſchte Regierungsform in Sparta einzuführen. Dieſe ſetzte Lycurg aus Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie zuſammen, ſo daß die eine durch die andere eingeſchränkt wurde. Die beiden Könige und der ihnen zur Seite ſtehende Rath der Geronten (ſ. d. Art.) ſtanden an der Spitze der Regierung, jedoch erhielt das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung. Er theilte alle Bürger Sparta's in drei, nach Andern auch in ſechs und mehrere Stämme, und dieſe wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieſer Einrichtung hing wahrſcheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, ſo wie die Anordnung zum Kriegsdienſte zuſammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, ſondern die Einwohner deſſelben ſchon eine mäßige Stufe von Bildung erſtiegen hatten: ſo

muß man billigerweiſe die Macht des Willens und des Genie's in Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, ſondern auch moraliſch und ſittlich umzuwandeln, und einem ſolchen Volke Entſagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorſchlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand daher zwar anfangs den heftigſten Widerſtand, ward aber deſſenungeachtet bald darauf von allen Bürgern als beſtehendes Geſetz genehmigt. Als Lycurg Sparta's Verfaſſung umänderte, fand er drei Claſſen von Einwohnern; die herrſchenden Spartaner, die zinsbaren Lacedemonier und die leibeigenen Heloten. Letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, hatten ſich ſchon unter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke deſſelben widerſetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen des Staats gemacht worden. Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte kein einzelner Bürger, ſondern nur der ganze Staat, zu gebieten. Zu ihren Vorzügen gehörte, daß ſie heirathen durften, und daß ſie den ihnen zugetheilten Acker für einen gewiſſen Zins, den der Herr nicht erhöhen konnte, benutzten. So hart es nun auch ſcheint, daß Lycurg die Heloten in ihrer Sclaverei laſſen konnte; ſo wenig Anſtößiges hatte dieſes bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegenſatz der Sclaverei nicht nur geſtattete, ſondern ſogar nothwendig machte. Auch hatte Lycurg wahrſcheinlich ſelbſt noch keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines ſolchen Unterſchiedes zwiſchen Menſchen. Er ſuchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundſchaft und Liebe zwiſchen Menſchen knüpfen, ſo ſehr als möglich dem Wohle des Staats unterzuordnen und ſo einzuſchränken, daß ſie demſelben nicht hinderlich ſein könnten. Er behandelte die Liebe wie ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und damit Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er ſetzte für Hageſtolze, oder ſolche Perſonen, die zu ſpät, oder eine Perſon von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewiſſe Strafen feſt, erſchwerte den Neuvermählten das Beiſammenſein, damit ſie ihre Begierden ſtets ungeſchwächt erhalten ſollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, ſo wie geſunden Männern, welche ſchwache und unvermögende Weiber hatten, ſich andere Weiber zu nehmen. Nach ſeinen Geſetzen waren di Kinder nicht Eigenthum der Aeltern, ſondern des Staats. Dieſer entſchied zuerſt über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Aeltern, die Erziehung an. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuſer, und gemeinſchaftliche Mahlzeiten, ſo wie er harte Strafen auf Schwelgerei und Trunkenheit ſetzte. Kein Fremder durfte ſich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber beſitzen; zum Gelde ſollte nur Eiſen genommen werden, und endlich ſollten die Spartaner ſich niemals den Wiſſenſchaften widmen, nur die unentbehrlichſten Kenntniſſe erlernen, keine Schauſpiele aufführen, die Muſik nicht weiter vervollkommnen, und weder Künſtler, noch Redner ſollten ſich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten. In der religiöſen Verfaſſung Sparta's änderte Lycurgus nichts; er benutzte ſie im Gegentheile zu ſeinen politiſchen Zwecken, und vereinigte die höchſte Prieſterwürde mit der königlichen. Er befahl eine einfache Beerdigung der Todten, unterſagte alles öffentliche Wehklagen und ſchränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die

Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmähler bei den Tempeln errichten, theils um ihr Andenken zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rückſicht der Gerechtigkeitspflege gab er nur wenige Geſetze; auch bedurfte es deren wenige, ſo lange es bei ſeinen übrigen Anordnungen blieb. Die entſtandenen Streitigkeiten wurden entweder vom Könige, oder von der Volksverſammlung, oder von der Geruſia, oder vielleicht am häufigſten durch unparteiiſche und billige Bürger entſchieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgs, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtloſen Kriegern gebildet werden ſollten, auch noch die kriegeriſche, jedes Gefühl für Schmerz und Todesfurcht unterdrückende Erziehung der ſpartaniſchen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Feſtes, und das Lager der Ort der Erholung. In dieſem hörte jedoch alle Strenge der Lebensart auf, die ſie zu Hauſe beobachten mußten; ſelbſt die körperlichen Uebungen verminderten ſich. Siegen oder Sterben war ihr höchſter Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Geſetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Feſtungen beſtürmt, mit demſelben Feinde keine wiederholten Kriege geführt, die Geſchlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche und ausgezeichnete Weiſe begraben, und ſeinem Andenken Bildſäulen, Feſte und Tempel errichtet werden ſollten. Uebrigens ſollte Sparta, nach Lycurgus Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellt, Kriegsflotten zu unterhalten. Als einſtens ein ſpartaniſcher König die Argier geſchlagen hatte, und die Bundesgenoſſen ihm riethen, dieſes Volk zu unterjochen, antwortete er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg, um unſere Gränzen zu ſichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf das wir kein Recht haben.“ Die ſpartaniſche Regierungsform des Lycurgus iſt von einigen alten Schriftſtellern eben ſo oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört inſonderheit Plato, der den Lycurgiſchen Geſetzen vorwirft, daß ſie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menſchlichen, die mechaniſche Tapferkeit zur erſten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieſer Tödtung aller Menſchheit der Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet geweſen wäre, welche Lacedämon getroffen hätten, und von dieſem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübſinnig und einzig auf Furcht gegründet geweſen, und daß die Erziehung derſelben ſie unmenſchlich und grauſam gemacht habe.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine anſehnliche und fruchtbare Landſchaft in Kleinaſien, ward an den Küſten nach dem ioniſchen Meere zu von Ioniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Oſten gränzte es an Phrygien und gegen Norden an Myſien. In den älteſten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, deſſen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Perſiſchen geſchieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydiſchen König Cröſus. Das Land war außerordentlich fruchtbar und die Einwohner, beſonders unter dieſem Könige, das reichſte, aber auch bald das weichlichſte und üppigſte unter allen aſiatiſchen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlich-

ſten Kleider und der koſtbarſten Tapeten, der wohlriechendſten Salben und der leckerhafteſten Gerichte, und eine der *Haupttonarten* in der griechiſchen Muſik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, hieß nach ihnen die *lydiſche*. Sie legten herrliche Gärten an, wo ſie die feinſten ſinnlichen Vergnügungen genoſſen; ſie entdeckten zuerſt das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu verſetzen, um ſie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beiſchläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodots Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits ſo groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und ſich von dem Ertrage derſelben einen Brautſchatz ſammelten. Von dieſem Sittenverderbniſſe wurden auch die Jonier angeſteckt. Der ſo ſehr gerühmte Reichthum der Lydier mag ſich vielleicht nicht ſowohl über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmſten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß dieſe aus den goldreichen Flüſſen Hermus (jetzt Sarabat) und Pactolus und aus den Bergwerken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten ſie alle ihre Bedürfniſſe durch die Arbeit der Sclaven, welche ſie nicht in baarem Gelde, ſondern mit eigenen Landesprodukten bezahlten. Sie konnten alſo edle Metalle immer mehr anhäufen. Daß Cröſus reicher war, als alle ſeine Vorfahren, iſt nicht zu verwundern, da er ſich die ganze Küſte von Vorderaſien unterwarf und alle Handelsſtädte ausplünderte. Ob es gleich nicht erwieſen werden kann, daß die Lydier ſchon vor uralten Zeiten einen einträglichen Handel gehabt haben; ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß ſie ſchon lange vor den Griechen eine gewiſſe Cultur erreicht, und daß die griechiſchen Colonien in Niederaſien die ſchnelleren Fortſchritte in den Künſten und Wiſſenſchaften, welche ſie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man ihnen die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gaſthöfe, gewiſſer muſicaliſchen Inſtrumente, der Manufacturen, beſonders der Kunſt, Wolle zu färben, welche nachher in Milet ſo ſehr vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunſt, das Erz zu ſchmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den erſten Anfang der Mahlerei und des Bergbaues. Auch trieben ſie wenigſtens einen ſtarken Landhandel, denn *Sardes*, die Hauptſtadt des Landes, wird als ein Ort geſchildert, wo Griechen, Phrygier und ſelbſt die nomadiſchen Völker zuſammenkamen, ihre Waaren gegen einander auszutauſchen. Hier war beſonders ein Hauptmarkt des Sclavenhandels, der die Harems der Perſer mit Verſchnittenen verſah. — Jetzt gehört Lydien zu der türkiſchen Statthalterſchaft Natolien (Anadolly).

Lymphe, Lymphgefäße. Lymphe nennt man eine meiſtens farbloſe durchſichtige Flüſſigkeit, welche in den lymphatiſchen Gefäßen (auch Waſſergefäße oder einſaugende Gefäße genannt), die mit den lymphatiſchen Drüſen und Milchgefäßen ein eignes Syſtem ausmachen, enthalten iſt. Sie finden ſich in allen Theilen des Körpers, ſind, wie die Blutgefäße, mit Klappen verſehen, nehmen die von der Ernährung übrig gebliebenen Flüſſigkeit des Blutes aus den Arterienextremitäten auf, und vereinigen ſich in der Gegend des Ductus thoracicus zu größern Aeſten, aus welchen die Lymphe dem Chylus zugeführt wird. Ohne Zweifel iſt es die Lymphe vorzüglich, aus welcher ſich die hydropiſchen Flüſſigkeiten, die Feuchtigkeit der Blaſen u. ſ. w. abſondern, indem der größte Theil der feſten Theile in den Gefäßen gerinnt.

Lynceus (Linkeus), ſ. Danaiden und Hypermneſtra.

Lyon, Hauptſtadt im Departement der Rhone, nach Paris die wichtigſte Stadt in Frankreich, liegt in einer mit Bergen umgebenen Ebene, die mit ſchönen Gärten und Landhäuſern umgeben iſt, am Zuſammenfluſſe der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat vier Vorſtädte, 49 Kirchen, 7 Brücken, darunter die Guillotière mit zwanzig Bogen, enge winkliche Straßen, gegen 8000 von Stein meiſtens gutgebaute Häuſer, zum Theil von 4, 5 ja 7 Stockwerken, zehn ſchöne öffentliche Plätze, darunter der Bellecour, jetzt Königsplatz, welcher ein längliches Viereck von 450 Schritten Länge und 225 Schritten Breite bildet, und der Platz Terreaux, auf welchem zur Revolutionszeit viele Hinrichtungen geſchahen, und 130,000 Einwohner, vor der Revolution 160,000. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen bemerkt zu werden: die Domkirche, reich an Gemählden, welche der Cardinal Feſch derſelben geſchenkt hat, das vormalige Jeſuitercollegium, eins der ſchönſten Gebäude der Stadt, worin das Lyceum mit einer Bibliothek, die ſich durch ihre ſchöne Bauart auszeichnenden Kirchen St. Nizier und St. Juſt, das wohl eingerichtete Zeughaus, das größere Theater, und das allgemeine Krankenhaus Notre Dame de pitié, welches ſich durch ſeine treffliche Einrichtung auszeichnet. Es fehlt hier nicht an gelehrten und Kunſtanſtalten, als eine Akademie mit drei Facultäten, ein Lyceum, eine mediciniſche Geſellſchaft, eine Thierarzneiſchule, (die älteſte von allen); eine Bibliothek von 120,000 Bänden, eine Gemähldegallerie, ein Naturaliencabinet, ein botaniſcher Garten mit mehr als 2000 ausländiſchen Pflanzen und eine Sternwarte. Im Muſeum des palais du Commerce et des Arts werden Moſaiken aufbewahrt, die man 1820 bei Lyon ausgegraben hat. Noch ſieht man andre römiſche Alterthümer. Lyon iſt vorzüglich wegen ſeines bedeutenden Handels — nächſt Paris iſt daſelbſt auch der ſtärkſte Buchhandel — und wegen ſeiner wichtigen Seidenfabriken berühmt, die aber nicht mehr ſo anſehnlich ſind, als vor der Revolution. Ueber 50,000 Einwohner ſind Manufacturiſten; ſie verfertigen ſeidene, goldene und ſilberne Treſſen, Sammet, ſeidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich 200 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund, in Lyon verbraucht wurden. Jährlich wurden für 5 Millionen Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beſchäftigte 6000 Perſonen. In den J. 1726—1739 waren daſelbſt 30,000 Weberſtühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000; im J. 1788 beſchäftigten noch 9335 Stühle 58,600 Menſchen: im J. 1803 aber ſtanden von 7000 dergleichen 5447 gänzlich ſtill. Im J. 1819 zählte man in den Seidenfabriken 15,000 Stühle. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8—10,000 Hüte verfertigte, beſchäftigte ehemals 8000 Menſchen. Jetzt iſt beſonders die Fabrikation der ſeidenen Shawls ein wichtiger Zweig für Lyon geworden. Auch verfertigt man viele Bijouterie und Quincaillleriewaaren, künſtliche Blumen und mehrere chemiſche Producte. Die ſonſt ſo berühmte Stickerei iſt jetzt ganz im Verfalle. Der Handel mit dieſen Fabrikaten, desgleichen der Speditionshandel iſt daher ſehr lebhaft, und erſtreckt ſich beſonders in das Innere Frankreichs, nach der Schweiz, Italien und Deutſchland. Die Rhone iſt beſtändig mit Schiffen bedeckt, die theils ins ſüdliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Dieſe Stadt hat, mehr wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Es waren damals viel Königlichgeſinnte daſelbſt. Im Mai 1793 wurde die

jacobiniſche Municipalität in Lyon abgeſetzt, und die Stadt weigerte ſich, dem National-Convent zu gehorchen; dafür ward ſie aber belagert und ausgehungert, und mußte ſich am 10. Oct. an die Jacobiner auf Gnade und Ungnade ergeben. Die für ſchuldig Geachteten wurden nicht, wie gewöhnlich, durch die Guillotine hingerichtet, ſondern in Haufen zu Hunderten zuſammengetrieben und mit Cartätſchen niedergeſchoſſen. S. d. A. Preey.

Lyon (Unruhen zu) im J. 1817. Die franzöſiſche Nation iſt noch immer das Spielzeug der Ränkeſucht und des Parteienhaſſes. Politiſche Verbrechen ſind ein Gegenſtand der Speculation geworden. Man reizt abſichtlich unzufriedene, leichtgläubige, bewegliche Menſchen zu verdächtigen Aeußerungen und Schritten, um ſie als Verſchwörer angeben und ſich dadurch ein Verdienſt erwerben zu können. So iſt es von der angeblichen Verſchwörung vom 22. Oct. 1816 erwieſen, daß ihr Angeber ein Agent der Militärpolizei war, welcher das von ihm denuncirte Complot ſelbſt angeſtiftet hatte. Daſſelbe ſcheint, nach amtlichen Zeugniſſen, der Fall mit der ſogenannten großen Verſchwörung zu Lyon vom 8. Juni 1817 geweſen zu ſein. Seit 1816 ſchon verbreitete man, daß die Unzufriedenen in Lyon und dem Rhone-Departement Unruhen befürchten ließen. Nach allen Seiten wurden von der Militärpolizei Kundſchafter und geheime Agenten verſchickt, welche bald entdeckten, was ſie zu entdecken wünſchten. Es gab nämlich hier und da einzelne Auftritte, die man für Zeichen eines allgemeinen Complots, die Bourbons zu ſtürzen, erklärte. Gleichwohl unterließ der General Canuel, welcher in Lyon 5000 Mann befehligte, jede Maßregel, um aufrühreriſchen Bewegungen, wie man ſie erwartete, zuvorzukommen. Endlich erhielten am 7. Juni die Behörden zu Lyon die Anzeige, daß am folgenden Tage, dem 8., die große Verſchwörung ausbrechen ſolle. Auch wurde in der That an dieſem Tage in 32 Gemeinden die Sturmglocke gezogen, und die dreifarbige Fahne aufgeſteckt. Aber ſchon am 6. waren die angeblichen Rebellen von wenig Gendarmen und Truppen, ohne daß dieſe einen Schuß thun durften, zerſtreut. Es hieß, die meiſten Rottenführer ſeien entflohen. Die eingefangenen und zum Theil durch trügliche Verſicherungen eingelockten Meuterer aber wurden von dem Prevotalgerichtshofe, ohne daß man die Anführer, noch ihre Plane kannte, gerichtet und verurtheilt; Andere hingegen als Agenten, die auf Befehl der Militärpolizei an den Unruhen Theil genommen, oder ſie vielmehr provocirt hatten, und als Angeber (Révélateurs) losgeſprochen. Mobile Colonnen durchzogen das Land, griffen alle Verdächtige auf, und die Bluturtheile wurden von Seiten der königl. Offiziere mit empörender Wildheit vollzogen. Das Gräßlichſte geſchah bei der Hinrichtung des Capitän Oudin zu St. Denys. Von allen Seiten hörte man Klagen über Gewaltmißbrauch. Da ſchickte endlich der König am 3. Sept. den Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, mit außerordentlicher Vollmacht nach Lyon, um die Vorgänge zu unterſuchen. Mit Mühe entwickelte der Marſchall das Gewirre von Anzeigen und Unterſuchungen. Endlich gelangte er zu der Ueberzeugung, daß allerdings einzelne Bauern tumultuirt, und daß einige: Es lebe der Kaiſer! andere: es lebe Napoleon II.! und noch andere: Es lebe der Prinz von Oranien! gerufen hatten; daß aber die Verſchwörung ſelbſt erdichtet, daß jeder unbedeutende Vorfall von Angebern und Spionen vergrößert worden, und daß das Ganze eine Cabale ſei. Er überzeugte ſich, daß die Behörden, namentlich der Maire von Lyon, der verſtorbene Graf Fargues, der General Canuel, ſelbſt der Präfekt, Graf Chabrol, durch ihre

Agenten und ihren blinden Royalismus getäuſcht, ſtatt den Unruhen mit leichter Mühe vorzubeugen, ſie abſichtlich zum Ausbruche hatten kommen laſſen, um ſich ein Verdienſt um den Thron zu erwerben, und ihren Haß an allen anders Geſinnten zu kühlen. — So ſtellen die Sache dar der Oberſte Fabvier, ein Zeuge der geführten Unterſuchung, als Chef des Generalſtabes des Herzogs von Raguſa in Lyon in ſeiner Schrift: Lyon en 1817, und der geweſene Polizei-Lieutenant von Lyon, Sainneville, in ſeinem Compte rendu des événemens qui se sont passés à Lyon, Paris 1818. Beide Schriften haben in Frankreich die Ultras noch verhaßter gemacht, als ſie ſchon waren. Auch die Regierung ſchien zu glauben, daß die Behörden in Lyon ſich geirrt und in ihrem Eifer unrecht gehandelt hätten; nur hielt ſie für rathſam, um die Ehre der Obrigkeiten zu ſchonen, müſſe man das ganze Verfahren verhüllen. Indeß hatte der Herzog von Raguſa ſieben Maires der inſurgirten Landgemeinden abgeſetzt, und mehrere Offiziere aus Lyon verwieſen. Auch wurden auf ſeinen Bericht der Präfekt Graf Chabrol und der General Canuel von Lyon abgerufen; ſtatt aber beſtraft zu werden, zu andern Poſten ernannt, und Canuel zum Baron erhoben. Um ſo lauter foderte die öffentliche Meinung die richterliche Unterſuchung ihres Betragens; und da jedermann das Zeugniß des Herzogs von Raguſa erwartete, ſo entſchloß ſich derſelbe, ſeinen Brief an den Miniſter Richelieu vom 1. Juli 1818, in welchem er ſagt, daß alle von Fabvier angeführten Thatſachen, in den Berichten, die er, der Marſchall, an den Miniſter eingeſandt habe, enthalten ſeien, öffentlich bekannt zu machen. (Er ſteht im 23. H. der Minerve Franç.) Zwar haben Canuel und Chabrol auf jene beiden Schriften geantwortet; auch hat Canuel die Herren Fabvier und Sainneville als Verleumder verklagt; das Polizei-Tribunal hatte hierauf Fabvier in 100 Fr., Sainneville und Canuel, jeden in 50 Fr. Geldbuße verurtheilt, und die drei Flugſchriften derſelben unterdrückt; allein Canuel appellirte und der Pariſer königl. Gerichtshof, bei welchem ein fanatiſcher Royaliſt, Bellart, als General-Procurator angeſtellt iſt, befreite nicht nur den General Canuel von jener Strafe, ſondern verurtheilte noch überdies ſeine Gegner in 3000 Fr. Entſchädigung, welche aber durch Privatſubſcription in Lyon bald zuſammen kamen. Nach allen Umſtänden iſt die ganze Verſchwörung nichts weiter geweſen als — ein Manoeuvre einiger unteren Beamten und beſoldeten Kundſchafter, von denen die Oberbehörden ſich täuſchen ließen, weil ſie alles gern glaubten was jene anzuzeigen für gut fanden. Die vermeintlichen Verſchwörer waren nur Betrogene, und leider machte man ſie zu Schlachtopfern des Betrugs. Der Marſchall bezeugte ausdrücklich: Man konnte dieſe ſchreckliche Kataſtrophe vermeiden, und doch mußte franzöſiſches Blut fließen! Arme Bauern, die von ihren Angebern erſt dazu verführt waren, hatten zu den Waffen gegriffen, die Sturmglocke gezogen, ohne zu wiſſen, warum, ohne Plan, ohne Ordnung. Viele waren hinzugelaufen aus Neugierde, oder in der Meinung, es ſei Feuer. So wie der Tumult ausgebrochen war, verſchwanden die Aufhetzer. Unter einem Haufen von 250 Menſchen waren kaum 60 bewaffnet, und nur einer davon leiſtete wirklichen Widerſtand. Gleichwohl wurden von 122 Gefangenen, 28 zum Tode, 6 zu Zwangsarbeit, 34 zur Deportation, 42 zu Gefängnißſtrafe, und die übrigen zu Geldbußen verurtheilt! Nach dem Strafcoder aber können nur die Anſtifter und Anführer einer Aufrührer-Rotte geſtraft

werden. Selbſt Graf Chabrol geſteht in ſeiner Gegenſchrift (Sur les événemens de Lyon, au mois de Juin 1817.), daß man die Anſtifter und Anführer nicht kenne; ja daß man nicht einmal erfahren habe, ob es deren gebe, oder nicht! Man glaubt daher allgemein, daß die Ultras durch ihren Eifer, überall Feinde der Bourbons in den Freunden der conſtitutionellen Freiheit zu erblicken, und wo es angeht, ſie zu verfolgen, die eigentlichen Urheber der Verſchwörung von Lyon geworden ſind. Benjamin Conſtant ſagt bei dieſem Anlaß ſehr wahr: La nation entière est douée d'un instinct admirable de bon ordre et de liberté constitutionelle. Qu'on soit juste envers elle, elle sera fidèle. Qu'on ne lui tende point de pièges, et sa loyauté sera le prix de la loyauté. K.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Naturforſcher, ward am 22. Jul. 1707 zu Maſtricht geboren, und ſtammte aus einer franzöſiſchen Prieſterfamilie, welche durch religiöſe Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Er zeichnete ſich nicht allein durch eine ungemeine Sprachkenntniß aus, ſondern hatte auch in den bildenden Künſten große Fortſchritte gemacht. Man hat noch jetzt ein Meiſterſtück von ihm, ein Basrelief in Buxbaum, welches Apollo und die neun Muſen vorſtellt. Für die Kirche beſtimmt, änderte er ſeinen Studirplan und widmete ſich der Rechtsgelehrſamkeit. Nachdem er einige Zeit als Advocat practicirt hatte, ward er zu einem der Staatsſecretäre Hollands und zum geſchwornen Ueberſetzer für die franzöſiſche und lateiniſche Sprache erwählt. Von jetzt an erwachte ſein leidenſchaftlicher Hang für die Naturgeſchichte, beſonders für Inſektenkunde. Zuerſt beſchrieb er die Inſekten, welche ſich in der Nähe vom Haag befinden; dann legte er eine Muſchelſammlung an, welche die reichſte in Europa ward. Unter ſeinen naturhiſtoriſchen Werken zeichnet ſich insbeſondere aus: Traité anatomique de la chenille qui ronge le saule (Anatomiſche Abhandlung über die Weidenraupe), 1764, welches Werk nicht allein durch ſeine Originalität, ſondern auch durch die Pracht des Druckes in Erſtaunen ſetzte; Histoire des polypes deau douce (Geſchichte der Polypen der ſüßen Gewäſſer), welche er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der ſeinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobſprüche ertheilt. Noch zeichnet ſich dieſes Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferſtecherkunſt noch gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demſelben geſtochen hat, die den fünf erſten von Wandelaar nichts nachgeben. Lyonnet ſtarb im Haag am 10. Januar 1789 im 81. Jahre ſeines Alters.

Lyra, das älteſte beſaitete Inſtrument bei den Aegyptern und Griechen. Die Lyra der erſtern, welche für die älteſte gehalten wird, ſoll vom ägyptiſchen Hermes auf folgende Weiſe entdeckt worden ſein. Als der Nil nach einer Ueberſchwemmung einſt wieder in ſein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern eine Schildkröte, deren Fleiſch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne vertrocknet war, ſo daß nichts, als die durch dieſe Vertrocknung ausgeſpannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer ſpazieren ging, ſtieß zufällig mit dem Fuße an die Schale dieſer Schildkröte, und wurde durch den Klang ſo angenehm überraſcht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Inſtrument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Geſtalt war aber verſchieden, denn auch die dreieckige Lyra will man für eine Erfindung der Aegypter halten. Die Griechen ſchrieben die

Erfindung der Lyra ihrem Hermes zu. (S. d. Art. Merkur). Nach einigen verbeſſerte der griechiſche Hermes die Erfindung der ägyptiſchen Lyra, und ſetzte dieſer eine vierte Saite hinzu. Nach Andern ſoll Apollo ſelbſt der dreiſaitigen ägyptiſchen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Inſtrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettſtreite mit dem Marſyas, aus Reue über die an letzterm bewieſene Grauſamkeit, die Saiten von ſeiner Cither abgeriſſen, und ſomit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Muſen den Ton Meſe, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus dieſen vier neuen Tönen und der dreiſaitigen ägyptiſchen Lyra ſei darauf das Heptachord, oder die ſiebenſaitige Lyra der Griechen entſtanden. Sonſt wird auch ihre Erfindung dem Linus, Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeſchrieben, welche Veränderungen damit vornahmen. Die erſten Lyren des ägyptiſchen und griechiſchen Hermes waren mit Thierſehnen überzogen. Uebrigens finden ſich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verſchiedenheiten und offenbarſten Widerſprüche in den Sagen. Nur ſo viel läßt ſich mit Beſtimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf elf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob ſie beide einerlei, oder verſchieden von einander geweſen ſind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach einigen ſoll die Cither ein aus mehrern einzelnen Stücken zuſammengeſetztes Inſtrument geweſen ſein. Die beiden Seiten deſſelben waren in der Form von Ochſenhörnern gegen einander gekrümmt, ſo daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra ſtanden die beiden Hauptſaiten weniger auseinander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenſchale. Sie konnte nicht, wie wie die Cither aufrecht geſtellt, ſondern mußte beim Spielen zwiſchen den Knien gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß ſie Corybas, der Sohn des Jaſus und der Cybele, nach Phrygien gebracht habe, als er mit ſeinem Oheim Dardanus dahin ging. Nach Einigen wurde ſie zu Lyrmeſſus aufbewahrt, wo ſie Achilles bei Eroberung dieſer Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zufolge, ſoll ſie auch nach dem grauſamen Tode des Orpheus, der ſie vom Apollo, ſo wie dieſer vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Muſen vom Jupiter unter die Geſtirne verſetzt worden ſein. S. Sternbilder.

Lyrik, lyriſche Poeſie, iſt diejenige Gattung der Poeſie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter ſein inneres Leben im Zuſtande des bewegten Gefühls unmittelbar darſtellt. Dadurch, daß in derſelben das Gefühl das Herrſchende iſt, iſt ſie von der dramatiſchen Poeſie, in welcher die Anſchauung zu einem, von dem Innern des Dichters verſchiedenen Leben ſelbſtſtändig ausgebildet iſt, und von der epiſchen verſchieden, welche in ihren vollendetſten Werken einen umfaſſenden Kreis der Handlungen in einer anſchaulichen Begebenheit als von dem Dichter angeſchaut darſtellt, und beides, Gefühl und Anſchauung, im vollem Gleichgewichte enthält. Verglichen mit Epos und Drama iſt das lyriſche Gedicht das beſchränkteſte, denn das Gefühl iſt beſchränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um deſto tiefer, voller und mächtiger ſpricht es das Gemüth an. Was der lyriſche Dichter gibt, gibt er als ſein eigenes Inneres, weshalb man auch die lyriſche Poeſie die ſubjective, im Gegenſatze der übrigen Dichtungsarten, genannt hat. Auch heißt daher im

weitern Sinne jene Darſtellung lyriſch, welche nicht ſowohl die Gegenſtände des Gefühls, wie ſie an ſich erſcheinen, als vielmehr den ſubjectiven Zuſtand, oder wenigſtens die Gegenſtände, durch den Eindruck ſchildert, welchen ſie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyriſche Dichtkunſt das Gefühl am unmittelbarſten durch die Sprache ausdrückt, nähert ſie ſich der Tonkunſt, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinſten darſtellt; daher auch die griechiſche Lyrik von λυρα ihren Namen hat, und Gedichte bezeichnet, die zur Lyra geſungen werden konnten. Obgleich nun in der lyriſchen Dichtkunſt ſich Alles im Gefühle auflöſet und zum Gefühle wird, ſo iſt doch ſelbſt ein lebhaftes Gefühl zum lyriſchen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck des lebhaften Gefühls in Verſen ein lyriſches Gedicht zu nennen, wie ſo Viele meinen, welche ſich deshalb für die lyriſche Poeſie am meiſten geeignet glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Weſen der lyriſchen Poeſie gegründeten Satz: die lyriſche Poeſie ſoll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmoniſche, poetiſche Gefühl) darſtellen, von jeher in die falſche Behauptung umgekehrt, der lyriſche Dichter (wofür ſich Jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauche der poetiſchen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal ein lebhaftes Gefühl in ſich wahrnimmt) ſollte ſein ſubjectives Leben oder ſein Gefühl darſtellen. Es fragt ſich alſo, in wiefern iſt das Gefühl poetiſch zu nennen? Ein ſolches muß, zufolge der Natur des Kunſtwerks, in ſich ſelbſt harmoniſch, und nicht nur würdig ſein, in der Sprache aufbewahrt zu werden, ſondern ſich auch durch eigenthümlichen und ſchönen Lauf der Rede, und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern ſelbſtſtändig ausſprechen. Durch erſteres wird gefodert, daß ein beſtimmtes Gefühl das herrſchende ſei, gleichſam der Grundton, aus welchem ſich die Empfindungsreihe entwickelt, und daß es nichts Widerſtreitendes in ſich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß es mithin des Gegenſtandes, welcher es veranlaßte, würdig, demſelben ſowohl der Art, als dem Grade nach entſprechend (nicht matt oder überſpannt) ſei, eine Reihe von Anſchauungen hervorrufe, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu ſchildern, und daß es den durch die Sprache dargeſtellten Gedanken ganz durchdringe. Dieſes Gefühl aber in allen anſchaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrücken, daſſelbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entſprechenden Klange gleichſam äußerlich zu machen und entſprechend darzuſtellen, ſo daß es nicht blos als das Gefühl des Einzelnen, ſondern als das Gefühl des vollendeten Menſchen erſcheine, iſt nur dem Genius möglich, und man kann in dieſer Beziehung das lyriſche Gedicht die in der Sprache feſtgehaltene Stimmung des geniellen Dichters, als ſolchen nennen; daher auch nichts ſo ſehr, als eine Reihe oder Sammlung lyriſcher Gedichte, das innere Leben eines Dichters ſchildert. Aus der Natur des Gefühls ergibt ſich der beſchränktere Umfang des lyriſchen Gedichts, ſo wie der Wechſel und die größte Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche ſich in den tauſendfältigen lyriſchen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyriſcher Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig ſich nun das Gefühl poetiſch äußern kann, ſo mannichfaltig iſt das lyriſche Gedicht; zunächſt aber offenbart ſich das Gefühl, und am reinſten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Reflexion modificirt erſcheint. Hiernach

könnte man die Lyrik in die reinlyriſche Poeſie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöſe Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche ſich mehrere poetiſche Formen der Italiener und Spanier anſchließen, und in die elegiſche eintheilen, an welche ſich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere ſogenannte didactiſche Gedichte anſchließen. Siehe hierüber die beſondern Artikel. T.

Lyſander, der berühmte lacedämoniſche Feldherr, welcher den peloponneſiſchen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Freiheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfſinne des Themiſtocles vereinigte er die Biegſamkeit und das einſchmeichelnde Weſen des Alcibiades; nur hatte er vor dieſem den Vorzug, daß er die Gunſt der Großen und Mächtigen eben ſo leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Sein Grundſatz war: ohne Bedenken das Wohl des Vaterlandes ſeinem eigenen Ehrgeize aufzuopfern. Wer ſein Freund war, den ſuchte er durch Aufbieten aller ſeiner Kräfte zu heben, ſo wie er auf der andern Seite auch nichts ſparte, um ſeinen Feind zu ſtürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachläſſigte, ſobald ſie anfingen, ihm ſchädlich zu werden. Er pflegte zu ſagen, daß man ſich da, wo man in der Löwenhaut den vorgeſetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müſſe. Seine Politik kannte nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er ſich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der aſiatiſchen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unverſöhnlich und ſeine Rache fürchterlich. Dieſer Mann, deſſen herrſchende Leidenſchaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, ſein Vaterland auf den höchſten Gipfel zu heben, um dann über daſſelbe herrſchen zu können. Um dieſen Zweck zu erreichen, benutzte er alle ihm zu Gebote ſtehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zuſammen zu bringen, mit welcher er die Flotte der Athenienſer ſchlug, die dabei funfzig Schiffe einbüßten. Lyſander hatte ſich durch dieſen Sieg in großes Anſehen geſetzt, war aber auch äußerſt thätig, daſſelbe durch verſchiedene Ränke noch mehr zu vergrößern. Als daher ſein Nachfolger im Commando, Callicratidas, die unglückliche Schlacht bei Arginusä gegen den Athenienſer Conon, und dabei zugleich ſein Leben verloren hatte, wurde dem Lyſander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er ſuchte die der ſpartaniſchen weit überlegene athenienſiſche Flotte auf, die auf der Rhede von Aegos Potamos vor Anker lag, und überfiel ſie in einem Augenblicke, wo die Athenienſer ganz ſorglos waren. Von der ganzen athenienſiſchen Flotte retteten ſich nur neun Schiffe: eines, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenienſiſche Admiral Conon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die übrige Flotte fiel faſt ohne Schwertſchlag in die Hände der Spartaner, und Lyſander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampſacus ein. Alle Gefangene, deren Zahl ſich auf 3000 Mann belief, ließ er nebſt ihren Feldherren ermorden, weil ſie die Mannſchaft zweier corinthiſchen Schiffe von einem Felſen geſtürzt und den Beſchluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponneſern die rechte Hand abzuhauen. Als nun nach dieſer entſchiedenen Niederlage

alle Bundesgenoſſen der Athenienſer zu den Spartanern übergegangen waren und er in allen Städten und Inſeln, die ſich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeſchafft und an deren Stelle die Oligarchie eingeſetzt hatte, erſchien er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und ſperrte es von der Seeſeite, während Agis und Pauſanias mit einem mächtigen Heere daſſelbe von der Landſeite einſchloſſen. Als die Hungersnoth in der Stadt aufs höchſte geſtiegen war, ergaben ſich die Athenienſer, und verloren ihre Unabhängigkeit; doch mußten ſie ſich ſelbſt noch glücklich ſchätzen, daß nicht, wie die ſpartaniſchen Bundesgenoſſen verlangten, ihre Stadt zerſtört wurde. Aber es begann nun durch die Einſetzung der dreißig Männer eine mit der ſchrecklichſten Tyrannei verbundene Oligarchie. Lyſander kehrte nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich ſeinen Charakter und ſein Verfahren an ſich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz ſeiner Siege, durch ſeine außerordentliche Freigebigkeit und durch ſeine ſcheinbare Uneigennützigkeit ſich einen ſolchen Anhang verſchaffte, daß er, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Koſtbarkeiten, ganz gegen Lycurgs Geſetze nach Sparta brachte; ſo wurden dadurch von nun an die eigenthümlichen ſpartaniſchen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Laſtern die Thore geöffnet. Endlich beſchloß Lyſander, den ſchon längſt gefaßten Plan, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes umzuſtürzen, ins Werk zu ſetzen. Er wollte nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Heracliden, ſondern ſogar auf alle eingeborne Spartaner auszudehnen, und dann ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen ſuchen. Da dieſer Zweck durch offene Gewalt nicht erreicht werden konnte; ſo nahm er ſeine Zuflucht zum Betruge: Apollo ſelbſt ſollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen geſichert ſein, wenn es die Tugendhafteſten unter ſeinen Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug geſpielt werden ſollte, trat einer von den Prieſtern, aus Furcht vor den Folgen, zurück, und der ganze Plan Lyſanders ſcheiterte, ob er gleich erſt nach ſeinem Tode durch einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lyſander ward nachher als Anführer im böotiſchen Kriege in einem Gefechte von den Feinden erſchlagen. Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten: denn, blind gegen ſeine großen und abſcheulichen Verbrechen, hielt man ihn blos deshalb für einen tugendhaften Spartaner, weil er ſich ſelbſt nie bereichert, ſondern immer in ſtrenger Armuth gelebt hatte. Plutarch hat ſein Leben beſchrieben.

Lyſias, ein berühmter athenienſiſcher Redner, lebte zwiſchen der achtzigſten und hundertſten Olympiade (um 458 v. Chr.) Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange ſeiner Republik eine ſo vortreffliche Beſchreibung macht. Kurz nach ſeines Vaters Tode kam Lyſias in ſeinem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er ſich von den beiden Syracuſanern, Nicias und Tiſias, in der Beredſamkeit und Philoſophie unterrichten ließ. Er ließ ſich darauf gänzlich in Großgriechenland nieder und ward daſelbſt mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienſer nebſt mehrern derſelben aus Großgriechenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die dreißig Tyrannen bald verwieſen war, ging er nach Megara. Bei Wiederherſtellung

der Freiheit bewies er ſich in Athen ſehr thätig, indem er einen gro-ßen Theil ſeines Vermögens für das allgemeine Beſte opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunſt Unterricht, da er aber hierin von dem Theo-dorus übertroffen wurde, ſo fing er an, Reden für Andere zu ſchrei-ben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern ſogar 400 verfertigte, von denen aber nur 223 für ächt gehalten wurden. Er übertraf in denſelben alle Redner ſeiner Zeit und konnte nur von we-nigen ſeiner Nachfolger übertroffen werden. Insbeſondere iſt ſeine ſcheinbare Leichtigkeit faſt unnachahmlich. Dionyſius rühmt die Rein-heit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit ſeines Ausdrucks, ſeine durch die höchſte Kunſt natürlich und kunſtlos ſcheinende Wort-ſtellung, ſeine Kenntniß und lebendige Darſtellung der Menſchen in ih-ren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber ſeine unbeſchreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demſelben war er in den ge-richtlichen Reden am glücklichſten; auch preiſen die alten Kritiker die Magerkeit (dies iſt ihr Ausdruck) ſeines ſcharfen, gewählten, lieb-lichen und kurzen Ausdrucks, als ein vollendetes Beiſpiel des nüchter-nen attiſchen Styls in der Beredſamkeit. Denn der geſunde Geſchmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und unzweckmä-ßige Schwulſt. Uebrigens iſt Lyſias in den panegyriſchen Reden nach dem Urtheile deſſelben Dionyſius ungleich ſchwächer und ſein Beſtreben, erhaben und prächtig zu ſein, will ihm hier nicht ganz gelingen. Da wir von dieſen Reden nur noch eine, den ſogenannten Epita-phios, übrig haben, deſſen Aechtheit bezweifelt wird, ſo können wir davon nicht ſicher urtheilen. Von ſeinen Reden, deren vollſtän-diges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. S. 762 findet, ſind nur vier und dreißig auf uns gekommen, welche von Taylor, London 1736. 4. und Cambridge 1740 8., von Auger, Paris 1783. 2 Voll. 8. und von Reiske (in der Sammlung der Redner) herausgegeben worden ſind. Zwei derſelben findet man überſetzt in Wielands atti-ſchem Muſeum, 1 Bd. 2. St.

Lyſimachus, der Sohn des Agathokles, eines berühmten Feld-herrn und Freundes des Alexanders, erhielt nach des letztern Tode, bei der Vertheilung der eroberten Länder, die Statthalterſchaft von Thracien. Da ſich aber die Einwohner ſeinem Einmarſche mit Hart-näckigkeit widerſetzten, ſo mußte Lyſimachus dieſe Statthalterſchaft erſt erobern. Er erbaute nachher die Stadt Lyſimachia auf dem thraci-ſchen Cherſones, nahm, nach dem Beiſpiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königlichen Titel an, und verband ſich mit einigen derſelben gegen Antigonus, der die von Alexander in Aſien eroberten Länder ſich unterworfen hatte. Nach der Schlacht bei Ipſus in Phry-gien, welche dem Antigonus das Leben und ſeine Länder koſtete, be-ſetzte Lyſimachus ganz Kleinaſien, das eigentliche Cappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lagen. Lyſima-chus begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder ſeine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es, als er jedoch die jenſeit der Donau wohnenden Geten un-terjochen wollte, fiel nicht nur erſt ſein Sohn, ſondern endlich auch er ſelbſt, durch die Verrätherei eines Ueberläufers, in ihre Gefangen-ſchaft. Er mußte ſich mit ſeinem ganzen Heere ergeben, und erwar-tete ſeinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmenden Geſchrei von ihrem Könige verlangten. Dieſer handelte jedoch edler, als der ero-berungsſüchtige Lyſimachus hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefan-

genen koſtbar auf griechiſche Weiſe und aus deſſen eigenem prächtigen Hausgeräthe ſpeiſen, während er nur geringe Koſt aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzüglicher dünke, die der Geten oder die ſeinige, ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem ſo wenig zu gewinnen ſei, gab ihm ſeine Rechte, nannte ihn ſeinen Freund und entließ ihn ohne Löſegeld. Ein ſo großmüthiges Benehmen mußte auch auf einen tyranniſchen Eroberer, wie Lyſimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenſeit der Iſter eroberten Länder zurück, ſchloß einen Friedem mit ihm und gab ihm ſeine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lyſimachus immer ausgedehnter, und er würde vielleicht ſeine Länder bis an ſeinen Tod in Ruhe beſeſſen haben, wenn nicht ſeine eigenen Familienverhältniſſe dem Reiche und endlich auch ihm ſelbſt den Untergang zugezogen hätten. Er hatte ſich nämlich, aus ſtaatsklugen Rückſichten, von ſeiner erſten Gemahlin geſchieden und Arſinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten, und endlich ſogar zur Ermordung ſeines Sohns Agathokles aus der erſten Ehe verleitete, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verſchaffen. Agathokles hatte, ſeines vortrefflichen Charakters wegen, viel und bedeutende Freunde gehabt; dieſe ſchwuren dem grauſamen, ſchwachen Lyſimachus Rache. Sie flohen zum Seleucus und reizten dieſen zum Kriege gegen ihn auf. Seleucus eroberte, faſt ohne Schwertſtreich, ganz Kleinaſien. Bei Corupedion in Phrygien kam es zwiſchen ihm und Lyſimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieſer zwar einen tapfern Widerſtand leiſtete, aber am Ende völlig geſchlagen wurde, und ſogar gar ſein Leben (282 v Chr. in ſeinem 74. Jahre) einbüßte.

Lyſippus, ein berühmter Bildhauer von Sycion, lebte um das J. 330 v. Chr. und war ein Zeitgenoſſe Alexanders des Großen. Dieſer ſchätzte ſeine Künſtlertalente ſo ſehr, daß er ſich nur von ihm in Erz gießen, ſo wie nur von dem Apelles mahlen laſſen wollte. Lyſippus war anfangs ein Kupferſchmidt, und widmete ſich erſt nachher der Bildhauerkunſt. Der Mahler Eupompus, den er befragte, welche Meiſter er zu ſeinen Vorbildern wählen ſollte, wies ihn auf die Natur. Seine **Porträtſtatuen** waren mit weit mehr Eleganz gearbeitet, als die ſeiner Vorgänger: di Körper ſchlanker, die Köpfe kleiner, die Haare flüchtiger, natürlicher und feiner; auch vermied er alles Eckige und Scharfe, und ſuchte den Theilen mehr Rundung und Weichlichkeit zu geben. Er pflegte von ſich zu ſagen, er bilde die Menſchen, wie ſie ihm zu ſein **ſchienen**; ſeine Vorgänger aber, wie ſie wirklich wären. Auch die kleinſten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, iſt nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren viele von ihm vorhanden, und die Anzahl der letztern wird von Plinius auf 610 angegeben. Die merkwürdigſten ſind: ein ſich im Bade Reibender (Apoxyomenus); mehrere Alexanderſtatuen, in denen er dieſen Fürſten von ſeiner Kindheit an in verſchiedenen Situationen dargeſtellt hatte; eine Gruppe von Satyrn, welche ſich zu Athen befand; Alexander und ſeine Freunde, eine Anzahl von Bildſäulen, welche mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben ſollen; ein Jupiter zu Tarent, von koloſſaliſcher Größe, vierzig Cubitus hoch. Das Gleichgewicht dieſer Statue war ſo vollkommen getroffen, daß

man ſie mit einer Hand bewegen konnte, und der größte Sturm nicht im Stande war, ſie umzuſtoßen.

Lyttelton (George Lord), Sohn des Ritters Thomas, geb. 17. Jan. 1708 zu Haylay, in der Grafſchaft Worceſter, gab ſchon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu erkennen. Bald erwarb er ſich durch ſeine poetiſchen Briefe, durch ſeine Fortſchritte in der Liebe und durch einige Poeſien einen literariſchen Ruf. Nachdem er von ſeinen Reiſen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterhaus und zeigte ſich von nun an als einen der eifrigſten Anhänger der Oppoſition. Er widerſetzte ſich dem Antrage, eine ſtehende Armee zu halten, unterſtützte den Vorſchlag, Walpole aus dem Miniſterium zu entfernen, und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wales, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er ſein politiſches Syſtem und unterſtützte von nun an die Plane des Hofes und des Miniſteriums. Seine politiſchen Beſchäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernſtern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Sittenverderbniß junger Wüſtlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der chriſtlichen Religion gezweifelt. Dieſer Zweifel trieb ihn zur ſelbſtthätigen Betrachtung der heiligen Wahrheiten des Chriſtenthums. Im Jahre 1747 gab er, als Frucht ſeines eifrigen unermüdeten Studiums, ſeine Bemerkungen über die Bekehrung und das Apoſtelthum des heiligen Paulus heraus, ein Werk, dem der Unglaube ſelbſt nichts weiter vorwerfen kann, als daß es zu weitläufig iſt. Er ward nachher zum Schatzmeiſter und zum geheimen Cabinetsrath ernannt, vertauſchte aber dieſe beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um dieſe Zeit gab er ſeine geiſtreichen Todtengeſpräche heraus, welche mehr augenblicklicher Erguß in Stunden der Erholung, als Frucht des Nachdenkens waren, und zu ihrer Zeit mit großer Begierde geleſen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflöſung des Miniſteriums nöthig machte, ward er zwar auch ſeiner Stelle entſetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für ſeinen Verluſt entſchädigt. Sein letztes literariſches Werk war die Geſchichte Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er zwanzig Jahre verwendet hatte. Von 1755 bis 1767 erſchienen drei Ausgaben der drei erſten Theile des Werks, das Ende deſſelben ward endlich 1771 gedruckt. Lyttelton ſtarb 1773 den 23. Aug. in ſeinem fünf und sechzigſten Jahre.

Verzeichniß

der

in dieſem fünften Bande enthaltenen Artikel.

J	Seite 1
Jaſon	—
Ibarra (Joachim)	2
Iberien	—
Ibycus	—
Icarus, ſ. Dädalus	3
Ich	—
Icon, (Ikon)	—
Ida	4
Idalium	—
Ideal, Idealiſch	—
Ideal = Geld	6
Ideal = Münze	—
Ideal=Real=Münze	8
Idealiſiren	9
Idealismus	10
Idee	—
Identität	11
Identitätsſyſtem, ſ. Schelling'ſche Philoſophie	—
Ideologie	—
Idioelectriſch, ſ. Electricität	—
Idioma, ſ. Idiotikon	—
Idioſynkraſie	—
Idiotikon	12
Idiotismus	—
Idololatrie	—
Idomeneus	—
Idria	13
Iduna, Idunna, ſ. Nordiſche Mythologie	—
Idylle	Seite 13
Iferten, ſ. Yverdün	14
Iffland, (Auguſt Wilh.)	—
Ignaz von Loyola, ſ. Jeſuiten	17
Ikonographie, ſ. Icon	—
Ikonoklaſten, ſ. Bilderſtürmer	—
Ikonologie, ſ. Bilderlehre	—
Iliade, Ilias, ſ. Homer	—
Ilithyia	—
Ilium	18
Illuminatenorden	—
Illuſion	20
Illyrier, Illyrien	21
Iman	24
Imaus	—
Imbert (Barthel.)	—
Immatriculation	25
Immediatſtände	—
Immenſurabel, ſ. Incommenſurabel	—
Immunität	—
Impanation, ſ. Transſubſtantiation	—
Imperativ, ſ. Categorien und Kant	—
Impfen	—
Imperator	—
Impoſt	—
Imprägnation	26
Improviſatoren	—

Imputation, ſ. Zurechnung Seite 29
Inachus —
Inca, ſ. Peru —
Inceſt, ſ. Blutſchande —
Inchbald (Eliſ.) —
Inclination —
Incommenſurabel 30
Incubus, ſ. Alp
Incunabeln —
Independenten, ſ. Anglicaniſche Kirche —
Index —
Indicativ —
Indien —
Indifferentismus 36
Indigenat 38
Indigo —
Indirecte Abgaben 39
Indiſche Literatur —
Indiſche Mythologie und Religion 45
Indiſche Sprachen 59
Individuell 63
Indolenz 65
Indoſſiren 66
Induction —
Indulgenz 67
Indult —
Induſtrie —
Ines de Caſtro 68
Infamie 69
Infant —
Infantado (Herz. von) 70
Infel, ſ. Inful —
Inferien —
Infiniteſimalrechnung —
Influenza 71
Inful 72
Infuſions-Thierchen —
Ingenhouß (Joh.) —
Ingenieurkunſt 73
Inhalt 74
Injurie —
Innocenz —
Innung, ſ. Gilde 75
Ino —
Inoculation —
Inquiſition 76
Inſecten 84
Inſel 86
Inſeln der Seligen —
Inſolvenz, ſ. Falliment 87
Inſpiration —
Insbruck 89
Inſtanz Seite 89
Inſtinct 90
Inſtitut —
Inſtitut (National-) 93
Inſtitutionen, ſ. Corpus juris und Römiſches Recht 95
Inſtrument —
Inſtrumentale Arithmetik —
Inſtrumentalmuſik 96
Inſurrektion, Inſurgenten 98
Intaglien —
Integralrechnung, ſ. Infiniteſimalrechnung —
Intellectuell —
Intelligenz 99
Intelligenzblätter 100
Intelligibel, ſ. Intellectuel —
Intenſion —
Interdict —
Intereſſe 101
Interim 102
Interjectionen —
Intermezzo 103
Internuntius —
Interpolation —
Interpretation, ſ. Erklärung, Exegeſe, Hermeneutik —
Interpunktion —
Interregnum, ſ. Deutſchland 106
Intervall —
Intoleranz —
Intonation —
Intrate 108
Introduction —
Invaliden —
Inventarium —
Inversa methodus tangentium 109
Inveſtitur —
Involute —
Io —
Jocaſte 110
Iole, ſ. Hercules —
Ion —
Ionicus, ſ. Rhythmus 111
Ionien —
Ioniſche Inſeln 112
Iphigenia 113
Irak Adſchemi, ſ. Perſien 114
Irak Arabi —
Ireland (Will. Henr.) —
Irene —
Iris 115
Irkutsk —

Irland · Seite 115
Irmenſäule 118
Irokeſen —
Ironie 119
Irrational —
Irregulär —
Irreſein —
Irritabilität 123
Irrlicht —
Irrthum 124
Iſaak 125
Iſabelle von Caſtilien 126
Iſabey 127
Iſelin (Iſaak) —
Iſenburg 128
Iſerlohn 129
Iſidorus —
Iſis —
Iſistafel 131
Islam —
Island —
Isle de France 132
Ismaeliten 133
Ismail 134
Iſocrates —
Iſoliren 136
Iſpahan —
Iſrael und Iſraeliten, ſ. Jacob und Hebräer —
Iſtakar, ſ. Perſepolis —
Iſtambol, ſ. Conſtantinopel —
Iſthmiſche Spiele —
Iſthmus —
Iſtria 137
Italien —
Italieniſche oder künſtliche Blumen 157
Italieniſche oder doppelte Buchhalterei, ſ. Buchhalterei —
Italieniſche Kunſt —
Italieniſcher Geſang 166
Italieniſche Muſik —
Italieniſche Poeſie 170
Italieniſche Sprache 178
Italieniſches Theater 179
Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit 182
Ithaca 198
Itys —
Ixion —

J, (Jod) 199
Jackſon (Fr. James) —
Jacob —
Jacob I. Seite 202
Jacob II. 203
Jacob III. 204
Jacobi (Joh. Georg) 206
Jacobi (Frd. Heinr.) 207
Jacobiner 208
Jacobinerorden, ſ. Dominicaner 216
Jacobiten —
Jacobſon (Iſrael) 217
Jagd, Jägerei 218
Jahn (Fr. Ludw.) 224
Jagellonen, ſ. Polen 226
Jahr —
Jamaica 228
Jamblichus —
James (St.) —
Janitſcharen 229
Janſen, Janſeniſten 230
Januarius (der heil.) 234
Janus —
Japan, Japaner 235
Jargon 240
Jaſpis —
Jaſſy —
Java 241
Jeanne d'Arc 242
Jeddo, ſ. Japan 246
Jefferſon (Thomas) —
Jehova 248
Jemappe, ſ. Gemappe —
Jena —
Jena (Schlacht bei) 249
Jenner (Eduard) 252
Jenny-Maſchinen 254
Jeremias —
Jericho 255
Jerſey ſ. Guernſey —
Jeruſalem (Abt) —
Jeruſalem (Stadt) 256
Jeſaias 258
Jeſuaten 259
Jeſuiten —
Jeſus Chriſtus 272
Jeſus Sirach, ſ. Sirach 275
Joachim I. und
Joachim II. ſ. Brandenburg —
Joachim Mürat, ſ. Mürat —
Joachimsthaler —
Jochbrücke —
Jöcher (Chriſt. Gottl.) —
Johann von Leiden, ſ. Wiedertäufer —
Johann von Schwaben, ſ. Johannes Parricida —

Johann der Beſtändige ſ. Sachſen Seite 275
Johann Friedrich der Großmüthige, ſ. Sachſen —
Johann Georg der I. II. III. IV. ſ. Sachſen —
Johann ohne Land —
Johann Adolph 276
Johann (Bapt. Joſ.) 278
Johann Sobieski 280
Johann VI. 281
Johanna, die Päpſtin, ſ. Päpſte 283
Johanna von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc —
Johannes der Täufer —
Johannes der Evangeliſt —
Johannes Parricida 284
Johannes Secundus 285
Johannisberg 286
Johanniter-Ritter —
John Bull, ſ. Bull 289
Johnſon (Benj.) —
Johnſon (Samuel) 290
Jomelli (Nicolo) 292
Jomini (Bar. Henr.) 293
Jones (Sir William) 294
Jones (Inigo) 296
Jongleurs —
Jordan —
Jordan (Camille) —
Jornandes 297
Joſeph —
Joſeph I. 299
Joſeph II. —
Joſephus Flavius 302
Jourdan (Jean Bapt.) 303
Journal, ſ. Buchhaltere 304
Journale 305
Jouy (Flecken) —
Jouy (Vic. Et. de) —
Joyeuſe Entrée 306
Juba 307
Jubeljahr —
Jubiläum —
Juchten —
Juda —
Judas Makkabäus, ſ. Juden —
Judäa, ſ. Paläſtina —
Jude, (der ewige) —
Juden 308
Judenſchule, ſ. Synagoge 314
Jüdeln —
Juften, ſ. Juchten —
Jugurtha Seite 314
Julia 317
Julianus (Flav. Claud.) 318
Julianiſcher Calender, ſ. Calender 321
Julianus Romanus —
Julius Cäſar, ſ. Cäſar 322
Jung (Joh. Heinr.) —
Jünger (Joh. Friedr.) 323
Jungfrau von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc 324
Junius (Briefe des) —
Juno 326
Junta 328
Jupiter 330
Jura 335
Jurisprudenz —
Jury —
Juſſieu (Ant. und Bern. de) 339
Juſtinianus I. 340
Juſtinus 341
Juſtitia 342
Juſtitium —
Juſtizhoheit —
Jüterbogk, ſ. Dennewitz 343
Jütland, ſ. Dännemark —
Juvenalis (Dec. Jun.) —
Juventa —
Jynx —

K

344
Kaaba, ſ. Mecca —
Kabel —
Kabeljau —
Kabris (Joſeph) —
Käfer 345
Kaftan —
Kain (Le), ſ. Lekain —
Kaiſer —
Kaiſerslautern 346
Kakerlaken —
Kaland 347
Kaleidoſcop —
Kalif, Kalifat 348
Kalk 356
Kalkmahlerei, ſ. Freskomahlerei 357
Kalkreuth (Gr. von) —
Kalligraphie 358
Kalliope —
Kallisto 359
Kallugie —
Kalmar —

Kalmäuſer Seite 359
Kalmücken —
Kälte 360
Kalypſo 361
Kammer, Kammeralwiſſenſchaft u. ſ. w., ſ. Cammer, Cameralwiſſenſchaft u. ſ. w. —
Kämpfer (Engelb.) 362
Kamtſchatka —
Kanonen, ſ. Canonen 363
Kant (Immanuel) —
Kanzlei 369
Kapital 371
Kapitalrente 372
Kapitalſtoff, ſ. Lebendiges Kapital 373
Kapitalſteuer —
Kapudan-Paſcha 374
Karamſin —
Karat —
Karfunkel, ſ. Carbunkel —
Karlſtadt —
Karnieß, ſ. Säule 376
Kärnthen —
Karſchin (Anne Louiſe) —
Kartenſpiel 377
Kartoffeln, ſ. Erdäpfel —
Kaſſiopeja 378
Kaſtenvogt —
Käſtner (Abrh. Gotth.) —
Katafalk, ſ. Castrum doloris 379
Katharer —
Katalecticus 381
Katapult, ſ. Geſchütz —
Kataract —
Kataſtrophe —
Katt, ſ. Friedr. II. —
Katzbach, (Schlacht an der) —
Kauf und Verkauf 382
Kauffahrteiſchiff 384
Kaufmann —
Kaufmann (Angelica) —
Kaufmann (Joh. Gottf. u. Fr.) 385
Kaufmänniſches Syſtem, ſ. Merkantilſyſtem 386
Kaufungen, ſ. Kunz von Kaufungen —
Kaunitz (Fürſt von) —
Kauſcher 389
Kauſticität, ſ. Aetzkraft —
Kauſtik, ſ. Aetzkunſt —
Kauſtiſch —
Kaviar —
Kayſter Seite 389
Kegel —
Kehl 390
Keil —
Keilſchriften —
Keim 391
Keiſer (Reinhard) —
Keith (Jacob von) —
Keith (Lord) 392
Kelàno 393
Keller (Joh. Balth.) —
Kellermann (Frz. Chrſt.) —
Kemble (John Phil.) 395
Kempelen (Wolfg. von) —
Kempis, ſ. Thomas a Kempis —
Kennicott (Benj.) —
Kent (Herz. v.) 397
Keppler (Johann) —
Kerguelen Tremarec (von) 399
Keſſelsdorf —
Kette, ſ. Meſſungen —
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer 400
Keuchhuſten 401
Kew 402
Kiel (Stadt) —
Kiel —
Kienlong 403
Kieſel 404
Kilogramm, ſ. Gramme —
Kind, Kindheit, ſ. Alter —
Kind (Joh. Frdr.) —
Kinderkrankheiten 405
Kindermord, ſ. Mord —
Kings-Bench, ſ. Bench —
Kingsbergen (Ritter van) —
Kingſton (Herzogin von) 406
Kiosk 407
Kiow —
Kirche —
Kirchenagende 409
Kirchenbann —
Kirchenbuße 410
Kirchengeſang —
Kirchengeſchichte —
Kirchengeſetze 411
Kirchenjahr —
Kirchenmuſik —
Kirchenraub 414
Kirchenrecht, ſ. canoniſches Recht —
Kirchenſatzungen —
Kirchenſpaltung, ſ. Schisma —

Kirchenſtaat Seite 415
Kirchenſtrafen 416
Kirchenväter 417
Kirchenverſammlung, ſ. Concilium 418
Kirchenzucht -
Kirchſprengel, ſ. Diöces —
Kirchweihe —
Kircher (Athanaſius) —
Kirchgeßner (Mariane) 419
Kirgiſen 420
Kirnberger (Joh. Phil.) —
Kislar = Aga 421
Klafter —
Klagen und Einreden 422
Klang 423
Klangfiguren —
Klaproth (Mart. Heinr.) 424
Klaproth (Heinr. Julius v.) —
Kleanthes 425
Kleiſt (Ew. Chr. von) 426
Kleiſt (Heinr. von) 427
Kleiſt von Nollendorf 428
Klerus 430
Klinger (Ferd. Max. v.) 431
Klippfiſch, ſ. Kabeljau 433
Klockenbring (F. A.) 434
Klopſtock (Fr. Gottl.) —
Kloska 437
Klöſter —
Kloſtergelübde 441
Klotz (Chr. Adolph) —
Kluft, ſ. Gang 442
Klugheit —
Knall 443
Knappe, ſ. Schildknappe 444
Knechtſchaft —
Knees 446
Kneller (Gottfr.) —
Knigge (Freiherr v.) 447
Knight 448
Knipperdolling, ſ. Wiedertäufer —
Knittelverſe 449
Knobelsdorf (Freih. von) —
Knochen —
Knorpelthiere, ſ. Amphibien 450
Knoten —
Knotenlinie 451
Knox (Johann) —
Kobalt, Kobold 454
Kobold 455
Kochkunſt —
Kochſalz, ſ. Salz 456
Kohle —
Kolon, ſ. Interpunktionszeichen Seite 457
Kollyridianerinnen, ſ. Maria —
Kolontay (H.) —
Kolophon 458
Komiſch —
Kommerzielle Production 459
Komödie, ſ. Schauſpiel 460
Komorn 461
König —
Königsberg 462
Königsmark (Gräfin v.) 463
Königsſtuhl 464
Königſtein —
Königswaſſer, ſ. Scheidewaſſer —
Konopka (Joh.) —
Konſtanz, ſ. Coſtnitz —
Kopf —
Kopfſteuer 466
Koppeljagd —
Koppelwirthſchaft, ſ. Ackerbau —
Korallen —
Kork 467
Kornbrantewein —
Körner (Theodor) 468
Kornhandel 471
Korn = Magazine 473
Kornmangel 475
Kornvereine 476
Kornbill 477
Körper 483
Korybanten —
Kos oder Koos 484
Koſacken —
Koſegarten (Lud. Theob.) 487
Kosciuszko (Thadd.) —
Kothe 491
Köthen —
Kotzebue (A. F. F. von) 492
Kotzebue (Otto von) 495
Kotzeluch (Leop.) —
Kraftmehl, ſ. Mehl 496
Krahn —
Krain —
Krake (Seekrabbe) —
Krampf 497
Krankenhäuſer —
Krankheit 498
Kraſinski (Vinz. Graf) 500
Krater, ſ. Vulkane —
Kräuterabdrücke —
Kräuterkunde 501
Krebs —

Kreide Seite 501
Kreis 502
Kreml —
Kretinen 503
Kretſchmann (Carl Fr.) —
Kreutzer (Rudolf) 504
Kreuz —
Kreuzbulle, ſ. Cruzada 505
Kreuzen —
Kreuzes (Orden des eiſernen) ſ. Preußen —
Kreuzfahrer, ſ. Kreuzzüge —
Kreuzherren —
Kreuzzüge —
Krieg 508
Kriegsbaukunſt, ſ. Ingenieurkunſt —
Kriegsgefangene —
Kriegsgeſetze 510
Kriegsgott ſ. Mars, Bellona 511
Kriegskunſt —
Kriegsrecht, Kriegslaſten, Kriegsſchäden 514
Kriegsſchiffe —
Kritik 515
Kritik der reinen Vernunft, ſ. Kant 517
Kritiſche Philoſophie, ſ. Kant u. Philoſophie —
Krone 518
Kronion, ſ. Jupiter 519
Kronus, ſ. Saturnus —
Kronwerk, ſ. Außenwerk —
Kropf —
Krummacher (Dr. Fr. Ad.) —
Krüdener (Juliane von) 520
Krümmung 523
Krünitz (Joh. Georg) —
Kruſemark (Bar. von) 524
Kruſenſtern (A. J. Ritter von) 525
Kteſiphon 527
Kuff, Kuffſchiff 528
Kugel —
Kugeldreieck —
Kügelgen (Gerh. von) —
Kuh (Ephr. Moſes) 531
Kuhblattern 532
Kuhlmann (Quirinus) —
Kulichan (Tahmaſp) —
Kuma 533
Kunkellehn —
Kunſt, Künſte —
Kunſtausſtellung, ſ. Ausſtellung 543
Kunſtbildung Seite 543
Kunſtfertigkeit, ſ. Virtuoſität 544
Künſtler, ſ. Kunſt —
Kunſtreiſen —
Kunſtſtraßen 547
Kunſttriebe 548
Kunſtwerk, ſ. Kunſt —
Kunſtwort —
Kunz von Kaufungen 549
Kunzen (Fr. Lud. Emil) 551
Kupfer 552
Kupferdruck —
Kupferſtecherkunſt 553
Kuppel 555
Kurakin (Fürſt Alex.) 556
Küraß —
Kurbel —
Kuriliſche Inſeln —
Kurzſichtig 557
Kutſche 558
Kutuſow (Fürſt) 559
Kux, Kuxe 561
Kyau (Fr. Wilh. Freih. v.) —

L

562
Laar (Peter von) —
Lavé (Louiſe) —
Labédoyère 563
Labesnardière (Chev. de) 564
Labrador —
Labyrinth 565
Lacaille, ſ. Caille —
Lacedämon, ſ. Sparta —
Lacépède (Graf) —
Lachen 566
Lächerlich —
Lacheſis, ſ. Parcen 567
Lachter —
Lackington —
Lackiren —
Laclos (de) 568
Lacretelle 569
Lacrimä Chriſti —
Lactantius (L. C. Fir.) —
Ladronen —
Lady —
Laërtes 570
Lafare —
La Fayette, ſ. Fayette —
Laffette, ſ. Canonen —
Lafon —

Lafond Seite 570
Lafontaine (A. H. J.) —
Lafontaine (Jean) ſ. Fontaine 571
Lagerbuch —
Lagerkunſt, ſ. Caſtrametation —
Lagunen —
Laien 572
Lainé (J. H. J.) —
Laireſſe (Gérard de) 573
Laharpe, ſ. Harpe —
Lais —
Lakonien, Lakonica, Lakonismus, ſ. Sparta 574
Lalage —
Lalande (J. J. Le Fr. de) —
Lajos 576
Lally Tolendal —
Lama —
Lamballe (Prinzeſ. von) 578
Lambert (Joh. Heinr.) —
Lamaignon-Malesherbes 579
Lamettrie, ſ. Mettrie 580
Lamothe Valois (Gr. de la) —
Lampen 581
Lancaſter's und Bell's Syſtem 582
Landamman, ſ. Schweiz 584
Landau —
Landbau, ſ. Ackerbau 585
Landbaukunſt —
Landeshoheit —
Landfriede —
Landgut 594
Landcharten —
Landcultur 596
Landecker Bäder 598
Landesvermeſſung 599
Landrecht —
Landrecht (Preußiſches) 600
Landrente 602
Landſchaft 603
Landſchaftsmahlerei, ſ. Mahlerei —
Landſchulen —
Landſeen, ſ. Seen 605
Landshut —
Landſtände 606
Landſtandſchaft 612
Landſtraßen —
Landſturm, ſ. Landwehr —
Landtage —
Landwehr —
Landwirthſchaft 613
Länge (Geographiſche) 617
Lange (Joſeph) Seite 619
Langsdorf (Georg von) —
Lanjuinais (Graf) 620
Lannes —
Lanzette 621
Laokoon 622
Laon (Schlacht bei) 625
Laperouſe, ſ. Perouſe 626
Lapidarſchrift —
Lapide, ſ. Hippolitus a Lapide —
Lapis Lazuli —
Laplace —
Lappland 627
Larcher (Pierre Hen.) 628
Laren 629
Largo —
Larive —
La Roche, ſ. Roche —
La Roche Jacquelin —
Larva 630
Las Caſas (Gr. von) —
Lascy (Feldmarſchall) 632
Laſt —
Laſter —
Laſurſtein, ſ. Lapis Lazuli 633
Lateiner —
Lateiniſche Sprache, ſ. Römiſche Sprache 634
Lateran —
Laterna magica, ſ. Zauberlaterne 635
Laterne, ſ. Kuppel —
Latium —
Latona —
Lattaignant (Abbé de) 636
Latude (H. M. von) —
Lauchſtädt 637
Lauderdale (Lord) —
Laudon ſ. Loudon —
Lauenburg —
Laufgräben 638
Laugenſalze, ſ. Alkali —
Laune 639
Laura 641
Lauriſton —
Lauſanne 642
Lauſitz —
Laute 648
Lauterbrunnen 649
Läuterung —
Lava, ſ. Vulcan —
Lavalette (Gr. von) —
Lavater (Joh. Kaſp.) 650
Lavinen 658

Lavren Seite 659
Lavoiſier (Ant. Laur.) —
Law (John) 660
Lazarus 661
Lazariſten —
Lazur, ſ. Lapis Lazuli 662
Lazzaroni —
Lazzi 663
Leander, ſ. Hero —
Leben —
Lebendiges Kapital 664
Lebensalter, ſ. Alter —
Lebensdauer, ſ. Lebensverſicherung —
Lebensfähigkeit —
Lebensluft, ſ. Gasarten —
Lebensmittel —
Lebensverſicherung 665
Leber 666
Leberreime —
Leck 667
Lectüre —
Leda 668
Leder, ſ. Gerberei 669
Lee (Lei) —
Leeds —
Leere —
Legal 670
Legat —
Legaten —
Legationsrath 671
Legato, ſ. Bepuncten —
Legende —
Legion 672
Legion (engliſch-deutſche) 673
Legiren 674
Legislation, ſ. Geſetz und Geſetzgebung 675
Legitimation, ſ. Advocat und Vollmacht —
Legitima, ſ. Pflichttheil —
Legitimität —
Lehnrecht 678
Lehnsſtamm —
Lehnsweſen —
Lehrbegriff 685
Lehrgedicht —
Lehrmethode, ſ. Methode 687
Lehrſatz —
Lehrſtyl —
Leib 688
Leibeigenſchaft —
Leibgedinge 689
Leibnitz (Freih. von) 690
Leibrenten Seite 693
Leichenëröffnung, ſ. Section 694
Leichenhäuſer, ſ. Beerdigung —
Leibzoll 694
Leicht —
Leichte Reiter, ſ. Cavallerie 695
Leichten, Leichter, ſ. Lichten
Leiden, ſ. Leyden —
Leidner Flaſche, ſ. Flaſche —
Leidenſchaft —
Leihbank 696
Leihcontract, ſ. Darlehn 697
Lein, (Flachs) —
Leipzig 698
Leipzig (Schlachten bei) 700
Leiſewitz (Joh. Ant.) 711
Leiter (electriſcher), ſ. Electricität —
Lekain (Henri Louis) —
Lemberg 712
Lemierre (A. M.) —
Lemma —
Lemnius (Simon) —
Lemnos 713
Lemures —
Lenclos (Anne) 714
Lenhard (Dr. Joſ.) 715
Lento 716
Leo, Kaiſer, ſ. Byzantiner —
Leo I. —
Leo X. 717
Leo (Leonardo) 719
Leoben (Leuben) 720
Leonardo da Vinci, ſ. Vinci —
Leonidas —
Leoniniſche Verſe 721
Leoniniſcher Vertrag —
Leoniſche Gold- u. Silberarbeiten —
Leoniſten, ſ. Waldenſer —
Leontium (Leontia) —
Leopard 722
Leopold I. —
Leopold II. 724
Leopold I. (Fürſt v. Deſſau) 725
Leopold (Prinz G. C. F. von Coburg) 726
Lernäiſche Schlange —
Lesbos 727
Leſemethoden 728
Leſüeur (Jean. Fran.) 729
Leſüeur (Euſtache) 730
Leſſing (Gotth. Eph.) 731
Leß (Gottfr.) 735
Lethe 736

Letten Seite 737
Lettern, ſ. Schriften 738
Lettres de Cachet, ſ. Cachet —
Leucas, Leucadiſcher Fels —
Leuchtkugeln —
Leuchtfackeln —
Leuchtthurm, ſ. Pharus —
Leuchten des Meers, ſ. Meer —
Leucippus —
Leucoſyrer, ſ. Cappadocien 739
Leucothea, ſ. Ino 740
Leucothoe —
Leuthen —
Leuwenhöck (Anton v.) —
Levante —
Lever 741
Leviten —
Leviathan, ſ. Hobbes —
Lexicon —
Leyden 742
Leydner Flaſchen, ſ. Flaſchen —
Leydner (Kleiſtiſches) Vacuum —
Leyen —
Leyer 743
Leyſer (Auguſtin v.) —
L'Hombre —
Libanon —
Libation 744
Libau —
Libell —
Libertas —
Liber —
Liberales —
Liberalität 745
Licent —
Licentiat —
Licenzen, ſ. Freibriefe 746
Licht —
Lichten 747
Lichtenau (Gräfin von) —
Lichtenberg (Georg Chr.) 748
Lichtſtrahl, ſ. Licht 751
Lichtwehr (Magn. Gottfr.) —
Lictoren 752
Liebe —
Liebenſteiner Bad 753
Liebesfamilie 755
Liebesmahle —
Liebwerda —
Lied 756
Liederſpiel —
Liefland, ſ. Letten —
Lieutenant —
Ligne (C. J. Fürſt v.) —
Ligny (Schlacht bei) Seite 759
Ligue 760
Lille —
Lima 761
Lindau —
Lindwurm 762
Lingam, ſ. Ind. Mythologie —
Linguet (Sim. Nic. Henr.) —
Linguiſtik 763
Linie —
Linienſchiffe —
Linné (Carl v.) —
Linſengläſer 767
Linth, Lintharbeiten —
Linz 768
Lipariſche Inſeln —
Lippe 769
Lippert (P. D.) 770
Lips (J. H.) —
Lipſius (Juſtus) 771
Liscov (Chr. Lud.) —
Liſſabon 772
Litanei 774
Lit de Juſtice —
Literärgeſchichte —
Literatur —
Literaturzeitungen 776
Lithographie, ſ. Steindruck 780
Lithauen —
Litre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem 781
Littorale —
Liturgie —
Liverei 782
Liverpool —
Livia Druſilla 783
Livius (Titus) 784
Livorno —
Livre 786
Locke (John) —
Lockmann 788
Locris 789
Lodi —
Löffler (Joſ. Fr. Chr.) 790
Logarithmus 791
Logau (Frhr. von) 792
Loge, ſ. Freimaurer —
Logik —
Logiſche Eintheilung 795
Logiſtik —
Logogryph —
Lohe —
Lohenſtein (Dan. Caſp. v.) —
Loire 796

Loke, ſ. Nordiſche Mythologie Seite 796
Lollharden, ſ. Beguinen und Brüderſchaften —
Lolli (Antonio) —
Lombard, ſ. Leihbank 797
Lombardei —
Lombardiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt 798
Lombardus (Petrus) —
Lomonoſſow (M. W.) 799
London —
Londoner Bank 803
Londoner Theater 811
Longimetrie, ſ. Geometrie 813
Longinus (Dionyſius) —
Longobarden —
Longwood 814
Longus 815
Lootſe 816
Lope de Vega Carpio, ſ. Vega —
Lord —
Loretto —
Lorme (Marion de) —
Lorrain Claude, ſ. Gelée 817
Löſchen, Loſen —
Loth —
Löthen —
Lothringen 818
Lotus, Lotos 819
Lotterie —
Lotti (Lorenzo) 822
Loudon oder Laudon (E. G. von) —
Louisd'or 823
Louiſe (Kön. v. Preuß.) —
Louiſenſtiftung 826
Louiſiana —
Loupe, ſ. Mikroſkop 827
Loutherburg (Ph. Jac.) —
Louvet de Couvray (J. B.) 828
Louviers —
Louvois (Marq. de) —
Louvre 832
Lovelace (Richard) —
Löwe —
Löwen (Joh. Fr.) 833
Löwen (Stadt) —
Löwendal (Graf von) 834
Lowth (Robert) 835
Loyola, ſ. Jeſuiten —
Lubeck (Bisthum) —
Lübeck (Stadt) 836
Lüc, (de), ſ. Delüc 837
Lucanus (Marc. Ann.) Seite 837
Lucas 838
Lucas von Leyden —
Lucca 839
Lucheſini (Marq. von) 840
Lucian 841
Lucian Bonaparte, ſ. Bonaparte (Lucian) 842
Lucifer —
Lucilius (Cajus) —
Lucina —
Luckner (Nicolas) —
Lucretia, ſ. Brutus 843
Lucretius (Titus) —
Lucullus (L. Licinius) —
Ludditen 845
Ludwig der Bayer —
Ludwig IX. (der heil.) —
Ludwig XIII. 847
Ludwig XIV. 848
Ludwigs XIV. Regierung 855
Ludwig XV. 857
Ludwigs XV. Zeitalter 862
Ludwig XVI. 864
Ludwig XVII. 872
Ludwig XVIII. —
Ludwig Bonaparte, ſ. Bonaparte (Ludw.) 887
Luft —
Luftarten, ſ. Gas, Gasarten —
Luftball, Luftballon, Luftmaſchine, ſ. Aeroſtat —
Lufterſcheinungen, ſ. Meteore —
Luftförmigkeit —
Luftkreis, ſ. Atmoſphäre und Dunſtkreis —
Luftperſpective, ſ. Perſpective —
Luftpumpe —
Luftröhre 888
Luftröhrenentzündung, ſ. Croup —
Luftſpiegelung, ſ. Fata Morgana —
Luftſäure —
Lüge —
Lully (Gio. Batt.) 889
Luna 890
Lüneburg —
Lünel 891
Lünette —
Lüneville 892
Lunge —
Lungenprobe 893
Lupercalien, ſ. Pan 894

Luſiade, ſ. Camoens Seite 894
Luſitania, Luſitanien, ſ. Hiſpanien und Portugal 895
Luſtration —
Luſtſpiel, ſ. Schauſpiel —
Luther (Martin) —
Lüttich 901
Lützen 902
Lützow und die Lützowſche Freiſchar 907
Luxembourg (François-Henri) 909
Luxemburg (Großherzogthum) 910
Luxus —
Luynes (Charles Albert) 911
Luzac (Johannes) —
Luzern —
Lyäos, Lyäus 912
Lycaonien —
Lyceum Seite 912
Lycien —
Lycophron —
Lycurgus —
Lydia 916
Lymphe 917
Lynceus (Linkeus), ſ. Danaiden und Hypermneſtra 918
Lyon —
Lyon (Unruhen zu) im J. 1817 919
Lyonnet (Pierre) 921
Lyra —
Lyrik 922
Lyſander 924
Lyſias 925
Lyſimachus 926
Lyſippus 927
Lytteleton (George Lord) —

Der Herausgeber des Converſationslexicons empfiehlt nachſtehende, ebenfalls in ſeinem Verlage erſchienenen Werke, die in allen deutſchen Buchhandlungen zu haben ſind:

I.

Allgemeines bibliographiſches Lexicon. Von F. A. Ebert. 1ſte bis 4te Lieferung. A — Hes. gr. 4. 1820. (Pränumerationspreis jeder Lieferung von 12 Bogen 1 Thlr. 16 Gr. (3 Fl.) auf Druckpapier, und 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr.) auf Schreibpapier.)

Wir heben aus einer Recenſion der erſten Lieferung dieſes Werks in den Allgemeinen Mediziniſchen Annalen 1820, 1ſtes Heft, S. 75 ff. Folgendes hier aus:

Herr Ebert, in ſeiner Anſtellung an der reichhaltigen Königl. Bibliothek in Dresden, ausgerüſtet mit allen Subſidien, die eine Unternehmung dieſer Art in Anſpruch nimmt, hat eine Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße darauf gewendet, dies Werk ſo weit vorzubereiten, daß er nun verſprechen kann, aller drei Monate eine Lieferung, wie die vorliegende, (den 15. November 1819 ausgegebene,) erſcheinen zu laſſen, und ſo in acht bis zehn Lieferungen das ganze Werk zu beendigen.

Der Hauptzweck deſſelben iſt, Nachricht und genaue Beſchreibung von ſolchen ältern und neuern Büchern zu ertheilen, welche allgemein geſchätzt und geſucht werden. Insbeſondere ſind zur Aufnahme darin folgende geeignet: 1) von eigentlichen Facultätswiſſenſchaften, die Quellen, die wichtigſten Werke aus den hiſtoriſchen Theilen dieſer Wiſſenſchaften, ſolche Werke aus den dogmatiſchen Theilen derſelben, welche ihnen eine neue Geſtalt gaben, und ſolche, die wegen Koſtbarkeit, Seltenheit und ſonſt Bemerkung verdienen; 2) die beſten Dichterwerke und ſolche proſaiſche Werke, die ſich durch die Schreibart auszeichnen; 3) alle Ausgaben griechiſcher und römiſcher Claſſiker, die für den Sammler und Kritiker Werth haben; 4) alle Werke aus der Philologie, Geſchichte, Philoſophie, Mathematik und den übrigen humaniſtiſchen Wiſſenſchaften, welche von allgemeinem bleibenden Intereſſe ſind, und daher wirklich geſucht werden; 5) alle Incunabeln bis 1470 einſchließlich, von da nur mit Auswahl; 6) anerkannt ſeltene Werke, welche wenigſtens hiſtoriſches Intereſſe haben; 7) Prachtausgaben; 8) Kupferwerke; 9) Werke, die wegen Schwierigkeit des Druckes oder Seltenheit der Typen als koſtbare gelten; 10) Bücher, die ſich durch ſolche Eigenthümlichkeiten auszeichnen, welche auf den Preis Einfluß haben; 11) Werke, von denen mehrere zuſammen eine Sammlung über einen gewiſſen Gegenſtand ausmachen; 12) Suiten von Werken Eines Verfaſſers, wenn dieſe unter ſich in einem gewiſſen Zuſammenhange ſtehen; 13) bändereiche Schriften; 14) Werke, die aus mehrern einzelnen, unter einander von ſich unabhängigen Stücken zuſammengeſetzt ſind, bei denen es darauf ankommt, zu wiſſen, wie viel zu ihnen gehöre.

Die innere Einrichtung iſt folgende. Auf die diplomatiſch treue und möglichſt vollſtändige Angabe des Titels folgen erläuternde Noten, womit kürzlich folgendes angegeben wird: 1) die Zahl der Bände, ſo wie der Bogen oder Blätter in nicht paginirten Werken, bei In-

cunabeln die Seitenzahl; 2) die Zahl und Folge der Kupferſtiche und Karten, der Nachſtiche, der Farbe, wo es nöthig iſt; 3) die erſten und beſten Ausgaben, und Bemerkungen über die unterſchiedlichen Ausgaben überhaupt; 4) die Eigenheiten nnd Verſchiedenheiten einzelner Exemplare; 5) die übrigen beſondern innern und äußern Eigenheiten oder hiſtoriſchen Umſtände, wegen welcher ein Buch vorzüglich geſucht wird.

Es würde hier zu weit führen, alles noch beſonders bemerklich zu machen, wodurch dieſes Werk ſich auszeichnet, weswegen es auch, wenn es, wie zu erwarten, in ſeinem Fortgange dieſer erſten Lieferung, welche ſich auch durch ſcharfen, möglichſt compendiöſen Druck, höchſte Correktheit und Güte des Papiers vortheilhaftigſt auszeichnet, gleich bleibt, zu einem, alle ähnliche Verſuche weit hinter ſich laſſenden Leitfaden für die Bücherkunde überhaupt dienen wird, ſo daß es keiner nur einigermaßen umfaſſenden Bibliothek fehlen darf. Da Bücher, die noch im deutſchen Buchhandel ſind, beſonders von der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts an, mit nur einigen Ausnahmen, welche aus den angegebenen Bedingungen der Ausnahme von ſelbſt hervorgehen, nicht aufgenommen ſind: ſo wird das Werk durch das bekannte Handbuch der deutſchen Literatur von Erſch, 2 Bände, 1812—14, Preis 10 Thlr. (18 fl.) auf Druckp. und 13 Thlr. (23 fl. 24 Xr.) auf Schreibp., auf eine höchſt genügende Weiſe ergänzt.

II.

Die Nibelungen von Franz Rudolph Hermann. (I. Der Nibelungen Hort. II. Siegfried. III. Chriemhildens Rache.) Gr. 8. 1819. Preis 1 Thlr. 18 Gr. (3 fl. 9 Xr.)

Der oft und von vielen Kunſtfreunden geäußerte Wunſch: es möge ſich ein Dichter finden, der unſere alte ächtnationale Sage der Nibelungen zum Drama geſtalte, um ſo die alte Heldendichtung wieder ins Leben zu führen, iſt nun durch obiges Werk erfüllt. Das Ganze iſt nach der Idee einer Trilogie bearbeitet, worüber in der Vorrede vom Verfaſſer das Weitere geſagt iſt. Der romantiſche Stoff iſt mit bildſamer Phantaſie und mit Verſtand behandelt, die Charaktere ſind durchgehend treu und wahr gezeichnet, und die tieftragiſche Handlung iſt mit ſteigendem Intereſſe bis zur Kataſtrophe durchgeführt. Alle dramatiſchen und lyriſchen Schönheiten näher zu bezeichnen, genügt hier der Raum nicht. Die Romanzen darin ſind original, die Liebe Giſelhers und Dietlindens zart und naiv, und die Geſinnung Rüdigers im Gegenſatz der hohen heldenthümlichen Geſtalten der Nibelungen edel und bieder. Auch die Kataſtrophe iſt minder herb, als im Liede; ſie iſt dramatiſch und wahrhaft tragiſch dargeſtellt. Das Ganze iſt mit einer tiefen Begeiſterung und einem rühmlichen Fleiße (durchgehend im Reim und in der Aſſonanz) geſchrieben, und nirgend iſt ein Sinken von der tragiſchen Höhe bemerkbar. In Einem Guſſe iſt das Ganze vollendet, was den Beruf des Verfaſſers zum Dichter wohl am deutlichſten bekundet. Jedem Kenner und Freunde deutſcher Literatur wird dies Werk willkommen ſein, wenn er unbefangen es ſeiner Aufmerkſamkeit würdiget.

III.

Hans Sachs von Friedrich Furchau. In zwei Abtheilungen. Erſte Abtheilung: die Wanderſchaft. Zweite Abtheilung: der Eheſtand. Gr. 8. 1819. Preis 3 Thlr. 16 Gr. (6 fl. 36 Xr.)

Ein Bild von dem Leben, Wirken und Walten dieſes berühmten Meiſterſängers, auf den Deutſchland allerdings ſtolz ſein darf, und deſſen Gedichte durch verſchiedene verdienſtvolle Bemühungen uns wieder näher gebracht worden, kann nicht anders als willkommen ſein. Die erſte Abtheilung des genannten Werks beſchäftigt ſich mit den Jugendwanderungen, die zweite aber mit der eigentlichen Bildungsgeſchichte und dem häuslichen Leben des Hans Sachs, und letztere gewinnt dadurch ein erhöhtes Intereſſe, daß ſie ſowohl über die Art und Weiſe, wie ſich die Reformation in Nürnberg Eingang verſchaffte, als auch insbeſondere über das merkwürdige Inſtitut der deutſchen Meiſterſängerzunft viel Einzelnes berichtet und überhaupt ein anziehendes Gemählde von dem damaligen Leben in jener hochanſehnlichen und altehrwürdigen Reichsſtadt aufſtellt. Das Buch wird dadurch zugleich eine Art von deutſchem Volksroman, und gewiß wird es Jeden, den das Leben der Vorzeit und namentlich des Hans Sachs intereſſirt, ſowohl durch ſeinen Inhalt als auch durch die angemeſſene Art der Darſtellung befriedigen.

IV.

Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben; ein Buch für Aeltern und Erziehende. Herausgegeben von deſſen Vater, dem Prediger Dr. K. Witte. 8. 1819. Zwei Bände in Umſchlag geheftet 3 Thlr. (5 fl. 24 Xr.)

Die gebildete Welt beobachtete den frühen Gelehrten **Karl Witte** mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Thoren hielten ihn für ein **Wunder**; einige Gegner läugneten anfangs die **Thatſachen**, verdrehten ſie dann, weiſſagten allerlei Uebel, und nahmen zuletzt zu Hemmungen und Verläumdungen ihre Zuflucht. Indeß, der junge Mann ſteht an Körper und Geiſt **ungewöhnlich ausgebildet** da. Sein gutes Herz geben ſelbſt jene Widerſacher zu. Die ganze Bildungsweiſe war aber kein **Wunder**, ſondern von der Wiege an vorher bedacht, und ſo viel als möglich **beſtimmt**; ging alſo **ganz natürlich** zu. Es fragt ſich folglich: Wie verfuhr dabei der **Vater**? Griff die **Mutter** mit ein? und wie **weit**? Welche Umſtände der — ſchweren — Zeit und des — einſamen — Ortes machten die Aufgabe ſchwierig? Welche wirkten günſtig? Wer beförderte die Unternehmung? Wer ſuchte ſie zu hindern? Was bewirkten dieſe? was jene? — Wie bildete ſich das Kind, der Knabe, der Jüngling in den verſchiedenen Hinſichten aus? — Wurde das **Reinmenſchliche** in ihm nicht, wie ſo oft geſchieht, durch Sprachen und Wiſſenſchaften **erdrückt**? Wie ſteht es mit ſeiner **Geſundheit** und **Heiterkeit**?

Ueber alles dies hat ſein Vater und Erzieher, der Prediger D. Karl Witte, ſich in dem Werke ausführlich und klar ausgeſprochen. Es iſt jedem Gebildeten leicht verſtändlich und anziehend geſchrieben. Die rückſichtloſe Wahrheitsliebe beweiſ't, daß der Verfaſſer weniger die

Mitwelt, als die Nachwelt, im Auge hatte. Das Werk iſt vom Verleger gut ausgeſtattet, brochirt und mit einem zierlichen Umſchlage verſehen, und eignet ſich deshalb ſehr zweckmäßig zu einem angenehmen Geſchenk.

V.

Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken XVII—XXII. (oder fünften Bandes erſte bis vierte und ſechsten Bandes erſte und zweite Abtheilung.) Preis jeder Abtheilung auf Druckpap. 1 Thlr. (1 Fl. 48 Xr.) auf Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. (2 Fl. 42 Xr.) auf Velinpap. 2 Thlr. (3 Fl. 36 Xr.)

Der Inhalt dieſer Hefte iſt folgender:

XVII. Michael Speransky. — Johann Tweddell. — Joſeph Weigl. — Chriſtian Wilhelm Lamaignon de Malesherbes. — Georg Heinrich Nöhden (Doctor der Philoſophie und der Rechte, gegenwärtig am brittiſchen Muſeum). — Gaspard Monge (frei nach Düpin).

XVIII. Frau von Staël, geb. Necker. Nach der Frau von Necker de Sauſſüre von W. A. Lindau.

XIX. Die franzöſiſchen Staatsminiſter unſerer Tage. Einleitung. — Elie Herzog Decazes. — Armand Düpleſſis Herzog von Richelieu. — Marquis Deſſolles. — Hercüle de Serre. — Graf Siméon. — Baron Pasquier. — Baron Louis. — Antoine Roy. — Graf Gouvion St. Cyr. — Marquis de Latour-Maubourg. — Baron Portal. — Marquis von Haſtings. Von H—r. — Friedrich Karl von Strombeck. Von C—r. — Johann Joſeph Görres. Von M. — Ueberblick der Geſchichte und Charakteriſtik des franzöſiſchen Staatsminiſteriums. Nachtrag und Schlußwort zu den obigen Biographien der Miniſter.

XX. Napoleon Buonaparte. Nach Jullian. Nebſt einem Vorwort der Redaction.

XXI. Wilhelm Georg Friedrich, Prinz von Oranien-Naſſau. Von J. v. Arnoldi. — Carl Juſtus von Gruner. Von C—r. — Fürſt Wrede. Von B—f. — Richard Lovell Edgeworth. Von H—r. — Friedrich Wilhelm, Graf von Burhöwden.

XXII. Carl Auguſt Fürſt von Hardenberg. — Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. — William George Browne von H—r. — Richard Brinsley Sheridan. Von S—r.

Das Inſtitut der Zeitgenoſſen iſt übrigens bekannt genug, ſo daß es keiner weitern Empfehlung bedarf. — Fünf Bände, und des ſechsten Bandes erſte und zweite Abtheilung ſind bis jetzt erſchienen, und koſtet jeder Band (aus 4 Abth. beſtehend) auf Druckp. 4 Thlr. (7 Fl. 12 Xr.) auf Schrbp. 6 Thlr. (10 Fl. 48 Xr.) und auf Velinp. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.)